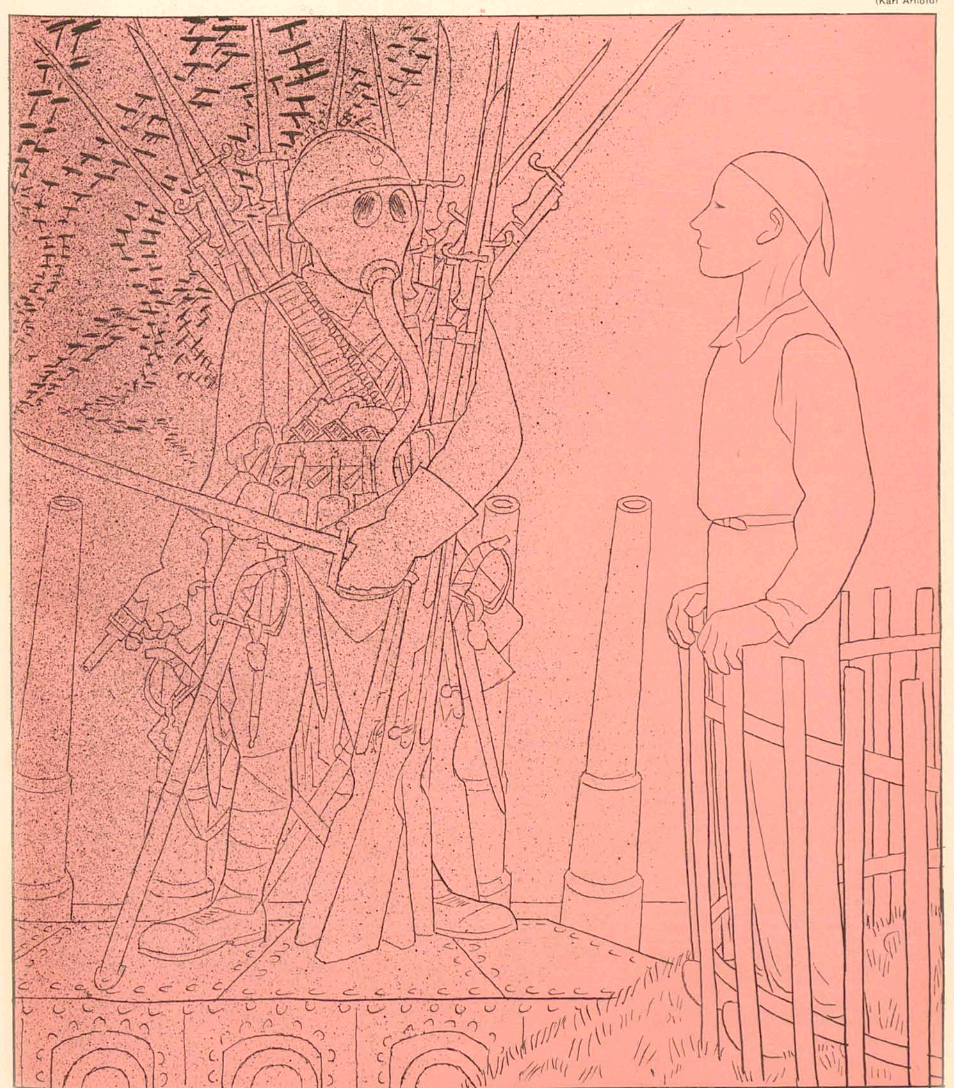
München, 1. April 1935 Preis 60 Pfennig 40. Jahrgang Nr. 1

SIMPLICISSIMUS

Auf die Lüge der allgemeinen Abrüstung — die allgemeine Wehrpflicht

(Karl Arnold)



„. . . oder meinen Monsieur, für meine Sicherheit genüge die Zipfelmütze?!“

Anfechtung

(Alfred Kubin)



Das Abenteuer

Von

Katarina Botsky

Das Spalier seiner Speicher spiegelte sich majestätisch im Strom; doch Zufriedenheit kannte er nicht. Eigentlich war er immer auf der Suche nach Ungewöhnlichem, zumal er nicht nur Kaufmann, sondern auch Dichter war. Als ihm eines Vorfrühlingabends ein wichtiger Schlüssel zerbrach, schickte er nicht zum nächsten Schlosser — er begab sich selbst in eine verrufene Straße, um sich dort einen zu suchen.

Endlich gelangte er über einen langen, engen Hof zu einer Art Schlosserwerkstätte in einem zusammensinkenden, aufgegebenen Lagerschuppen. Drinnen suchte ein klobiger Kerl, böse flüsternd, am Boden herum beim Schein einer einsamen Glühbirne von geringer Lichtstärke. Die Schatten im weiten Raum verschluckten ihn alle Augenblicke.

Jetzt richtete er sich auf. Ein verwüstetes Gesicht, in dem etwas Einstiges, Ehrgeiz vielleicht, durch Alkohol untergegangen war, starrte den Dichter-Kaufmann einen Augenblick sonderbar an. Der Schlosser schien das Erscheinen des Kunden als Störung zu empfinden, unwirsch nahm er den zerbrochenen Schlüssel, warf ihn achtlos beiseite und begann gleich wieder herumzusuchen; doch schienen es nur leere Bewegungen zu sein, die eine innere Unrast diktierte. Neugierig sah sich der Dichter-Kaufmann auf dem wüsten Schauplatz um, entdeckte in einem Kasten ein paar kleine flache Köpfe aus Metall, schwarz von Staub und Alter, vielleicht einstige Arbeiten des Schlossers. Die Gesichter erregten sein Interesse. „Hier die Fratze, was ruft die?" fragte er. „Oder was soll sie rufen? Oder schreien?"

Der Schlosser hob beide Hände und trommelte mit den Fäusten, affenartig wild, auf seiner Brust herum, dabei riß er den Mund auf und — der Hörer verstand kein Wort, doch schien der Schlosser etwas zu sagen und ähnlich stumm zu schreien, wie die Fratze es tat. Vielleicht eine Klage, die keinen Ausdruck mehr wußte. Der reiche Mann legte ein Geldstück auf den Tisch und ging. Es fröstelte ihn. „Morgen abend komme ich, meinen Schlüssel holen", sagte er noch.

Es war so weit: der Dichter-Kaufmann ging, seinen Schlüssel holen. Durch dichten Nebel, der so mutterseelenallein machte, gelangte er wieder auf den langen, zwischen allerhand Mauern gelegenen Hof, der zu der seltsamen Werkstätte des Schlossers führte. Ein eiserner Arm mit einer Gaslaterne streckte sich von irgendwo in den Nebel. Man sah die Mauer dahinter kaum, alles war grau, grau, und in dieser toten Farbe brannte — halb zerschlagen — die letzte Laterne der Welt, die sich in Nebel auflöste. Die Tür der Werkstätte war schon verschlossen. Kein Rütteln half. Augenscheinlich war dem Schlosser nicht viel an Kundschaft gelegen. Der Herr zögerte zu gehen, ertrank im Nebel vor der verschlossenen Tür.

Jetzt riß ihm eine singende Stimme den Kopf in die Höhe. Töne aus Samt und Silber kamen an sein Ohr geschwommen. Aus der Nebelwelt oder — — —? Es ist ja schon alles hinüber, sprach der Dichter-Kaufmann zu sich. Ich stehe hier als Letzter, und Caruso grüßt aus dem Totenreich. Alle sind schon dorthin gegangen. Noch brennt eine Laterne auf der Welt. Wie lange noch?!

Mit Gewalt mußte er sich aus seinen dichterischen Vorstellungen herausreißen. Am grauen Hofeingang erfuhr er, wo der Schlosser wohnte, nämlich hier in einem leeren Keller des im Nebel verschwundenen Hauses. Behutsam stieg der feine Herr die schwarze Treppe hinunter — zur Unterwelt. Ein Keller am andern. Aus einem sickerte ein schwacher Lichtschein in den Kellergang. Dort klopfte der Herr, und der Schlosser öffnete ihm.

„Ist mein Schlüssel fertig?"

„Was für ein Schlüssel?"

Kopfschüttelnd sah sich der Reiche in des andern Kellerhöhle um, sah auf die kleine runde Holzwanne mit Wasser und etwas schmutziger Wäsche, die mitten im Wege stand. Nicht weit davon ein schiefer Brettertisch, auf dem ein dünnes Licht in einer Flasche brannte. Dann noch ein morscher Rohrsessel und zwei Kisten an einer Wand — mehr gab es nicht im Keller.

„Wo schlafen Sie denn?"

Der Gefragte stierte zu Boden. Sinnlos strich er mit den Händen über den abgetragenen Mantel, den er anhatte. „Selten", murmelte er verloren.

„Ich fragte, wo Sie schlafen."

Der Schlosser rückte sinnlos seine schmutzige Mütze hin und her. Seine Blicke gingen zum Lehnstuhl. „Dort sitze ich. Schlafen? Ich lösche nur das Licht aus." Prüfend sah er den andern an, dann bog er sich vor und blies scharf nach der Flamme. „Was fällt Ihnen ein?!" Doch schon standen sie im Dunkeln. „Zünden Sie, bitte, das Licht wieder an."

„Ich denk' nicht daran! Hab' auch kein Streichholz mehr. Licht kostet Geld." Er schien sich im Dunkeln zu entfernen. Der Herr stand beklommen da, in seinen Taschen vergebens nach Streichhölzern suchend. „Wo sind Sie?" fragte er ärgerlich in die entstehende Stille. „Ich möchte meinen Schlüssel haben und gehen."

Keine Antwort. Der Schlosser schien verschwunden zu sein. Der Herr dachte an die Wanne mit schmutzigem Wasser, er fürchtete, über sie zu stolpern, und doch suchte er sie, um sich orientieren zu können. Dabei stieß er gegen den Lehnstuhl, geriet ins Wanken und fiel halb hinein. Fiel weich; jemand saß schon darin — doch wohl der Schlosser?! Lange Arme packten den Erschrockenen und zogen ihn auf einen Schoß. In verdutztem Grauen saß der Dichter-Kaufmann einen Augenblick still da, dann wollte er aufspringen. Aber die langen Arme, die sich vorn über seinem Magen durch die Hände zusammengeschlossen hatten, hielten ihn eisern fest. Des Schlossers nach Schnaps riechende Stimme flüsterte rauh an seinem Ohr: „Freundchen, du glaubst, ich kenn' dich nicht —! Ich kenn' dich! Wer kennt dich nicht —?! Gehst doch ewig auf

(Schluß auf Seite 5)

Die Praxis

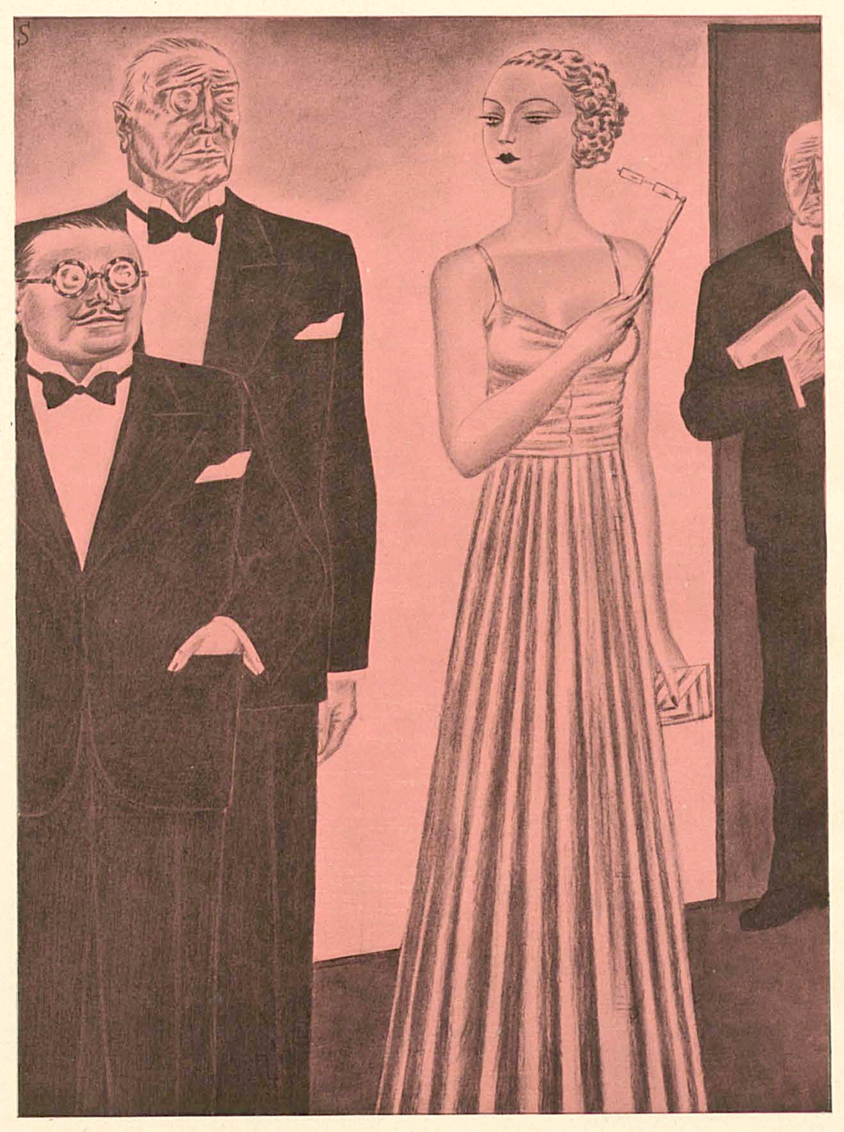
(Olaf Gulbransson)



„Grundsätzlich sind wir natürlich alle für die Abrüstung. Aber wir werden doch nicht so töricht sein, Prinzipien zu reiten!"

Berlin—Tokio

(E. Schilling)



„Ich denke es mir doch todschick, sich künftig die Mikado-Oper direkt aus Tokio telephonisch übertragen zu lassen."

Das Abenteuer

(Schluß von Seite 2)

Abenteuer aus! Sollst hier eins erleben! Sollst hier bei mir sitzen bis zum Morgengrauen!“ Danach verfiel der Sprecher wieder in sein tückisches Stillschweigen.
Des Dichter-Kaufmanns Hunger nach Ungewöhnlichem war größer als sein Grausen. Ich will still sitzenbleiben, beschloß er, und eines Verkommenen Nacht und Morgen erleben.
Die stinkende Stille summte eintönig im Keller; dann begannen, klagend, Ratten zu pfeifen. Manchmal seufzte der Schlosser selbstvergessen. Bald trabten die Ratten wie Katzen durch den Raum, schienen auf der Wanne Sport zu treiben, kamen näher und näher. Das Auge gewöhnte sich an die Dunkelheit, fing den Tisch zu erkennen an, darauf wurde es allmählich lebendig: die Ratten hatten den Tisch erklommen und umzingelten das Licht, sprangen an der Flasche hoch und rissen das Licht zu sich herab. Der Schlosser hatte versäumt, es wie sonst in die Schublade zu tun, nun fraßen es, zischend und sich raubtierhaft anfauchend, die hungrigen Ratten. Als sie damit fertig waren — die beiden auf dem Stuhl regten sich nicht —, huschte, vom Tisch aus, erst eine, dann noch eine Ratte, schnüffelnd, über sie hinweg. Der Herr wollte, schreiend, aufspringen, wurde aber schweigend daran gehindert. Jetzt saß ihm eine Ratte possierlich auf dem Knie, vielleicht eine Freundin des Schlossers. „Nicht ins Gesicht —!“ schrie der Herr, die Ratte von sich stoßend. Lachte das Individuum?! Ein hohler Ton schwang durch die Stille.
Langsam tauchte die jenseitige Mauer vor den starrenden Augen auf, eine fahle Spukwand, die der Mond besuchte, um dort Gespenster zu wecken. In allen Winkeln seufzte es. Der Tag war ein ausgeträumter Traum. Es gab nur noch Nacht, Kälte, Grauen und finstere Keller, in denen, von Ratten bedroht, traurige Individuen hockten oder geheimnisvoll suchten. Was sie suchten, die frierenden Lebensfünkchen, war im tiefsten nichts anderes als die Wiederverschmelzung mit dem göttlichen Urfeuer hinter den Finsternissen. Und die kalte Nacht wollte kein Ende nehmen.
Ein Wagen ratterte oben so dumpf über das schlechte Pflaster. „Der Rollwagen des Todes“, dachte der Dichter-Kaufmann. Er fährt durch die Gassen und holt heimlich die Maulwürfe aus den Kellern, damit sie nicht länger sitzen und warten und suchen müssen. Hätte mir nicht träumen lassen, daß auch in den Kellern Leben ist, das noch sucht. Und vielleicht suchen wir alle dasselbe.
Einmal bekam der Schlosser Schüttelfrost; aber seine Hände gingen nicht auf dabei, und Antwort gab er auch nicht. Oben fuhr immer noch „der Rollwagen des Todes“. Ob er vor dem Keller haltmachen würde?!
Ganz behutsam rüstete sich die Nacht, zu gehen. Wie graues Wasser stieg das Tageslicht empor. Die Ratten schlichen stumm in ihre Löcher; hatten auch gesucht und wenig gefunden. Die Spatzen fingen zaghaft zu zwitschern an. Ein todestrauriger Seufzer antwortete ihnen im Keller; fast war es ein Röcheln. „Fehlt Ihnen etwas?“ Keine Antwort. Die Erinnerung an den Tag wuchs und zeigte ihn wie in einem Zerrspiegel, selbst dem reichen Mann graute es plötzlich vor dem Tag. Der Schlosser schien das Licht nicht sehen zu wollen, denn er öffnete nicht die Augen. Er hatte nur geseufzt, als die Vögel zu zwitschern anhuben, und sein Gesicht hatte sich verzerrt.
Doch nun fielen seine Hände auseinander. „Jetzt können Sie gehen!“ raunte er. Die Stimme schien aus dem Grabe zu kommen. Der Freigelassene taumelte in die Höhe. Wie unter einem Zwang beugte er sich über die Wanne mit dem schmutzigen Wasser und wusch sich ganz rasch die Hände. Bis zum Herzen glaubte er das Elendswasser zu fühlen, und es sättigte ihn auf grausame Art. „Jede Nacht so?“ fragte er voll Scham zwischen den Zähnen. Der Schlosser antwortete nicht, war schon wieder bei seinem ewigen Suchen. Wie wenig wissen wir Menschen doch voneinander, dachte der reiche Mann. Ich will — will . . . Das war ein Gelöbnis. Noch einen Blick, dann ging er, stieg die Treppe wieder empor. Ihm nach zog ein wüstes Wasserplätschern, wie ein dumpfes Schreien anzuhören in der grauen Morgenstille.
Nicht das Zischen der Ratten des Nachts war für die in den Kellern am schwersten zu ertragen, — es war das frohe Morgenzwitschern der Vögel auf der Welt. — — —

Die Flamme

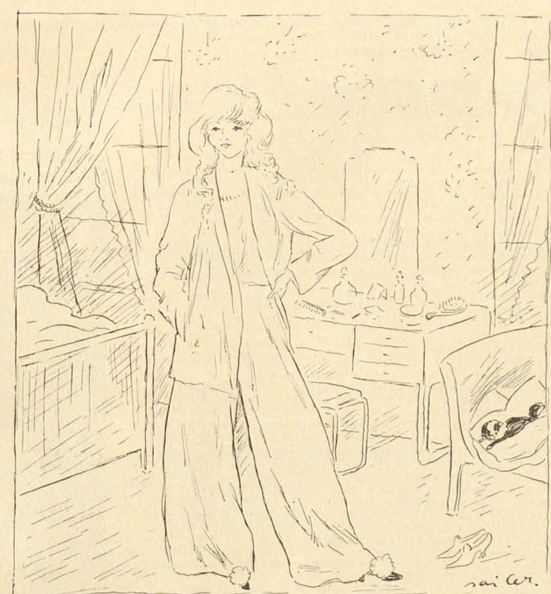
Ich liebe Dinge, die nicht nutzbar sind,
und Taten, die nicht nach dem Lohne fragen,
die Menschen, die sich wie ein spielend Kind
aufs Meer der Wunder und der Träume wagen,
Gefühle, die auf kein Gesetz gegründet,
Begeisterung, die keine Mühe wägt
und wie ein brausender Strom im Meere mündet,
das brandend tobt und — doch die Schiffe trägt.

Ist nur ein Gut, was dir dein Nachbar neidet
und was der große Markt mit Preis benennt?
Nein, glaub es nicht. Den letzten Wert entscheidet
die Flamme, die im Innern leuchtend brennt.

Lilly Frick

Das Eigenleben

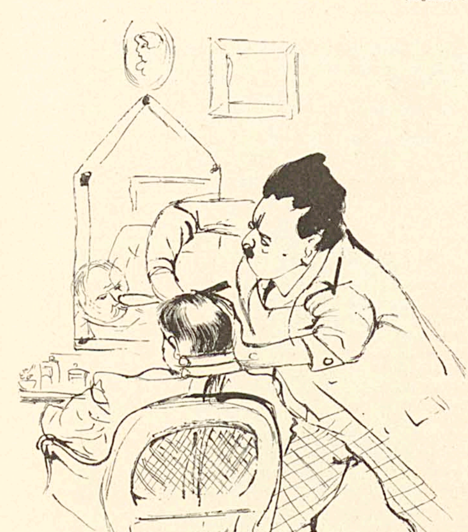
(A. Sailer)



„Herrlich, heut hab' ich ja gar kein Rendezvous! Da leb' ich mal mir selbst und geh' wieder schlafen.“

Zwischenfall

(Hegenbarth)



„Saxendi, bei Eahna geht's aber g'schwind!" — „Ja, Sie werd'n entschuldigen, aber in meiner Wohnung hint brennt's!"

Aus Westfalen

In einer kleinen westfälischen Dorfkneipe steht vor der Theke ein Mann in „Hollsken" — in Holzschuhen, hinter der Theke der Wirt. Der Mann in Holzschuhen trinkt ein Bier, schiebt das leere Glas dem Wirt hin und sagt: „Sechshunderttwintig Mark und twintig Pennige — — —!"
„Stimmt!" sagt der Wirt und stellt ein neues Glas hin.
Der Mann in Holzschuhen trinkt es aus, schiebt es ruhevoll zum Wirt rüber und sagt: „Sechshunderttwintig Mark — — —!"
„Stimmt!" sagt der Wirt, füllt wieder ein Glas und stellt es vor den Holzschuhmann.
Der leert es gemächlich, gibt das Glas an den Wirt und sagt: „Sechshundertnigentin Mark und achzig Pennige — — —!"
„Stimmt!" sagt der Wirt und dreht wieder den Kran um.
Später wird der Wirt nach dem Sinn der eigenartigen Unterhaltung gefragt.
„Och", sagt der Wirt und schiebt seinen Kautabak bequem. „Och — der Kerl — dat is mein Schwiegersohn. Der kriegte noch duisend Mark Mitgift von mi. Aber es geiht ooch so. Er supt se ab — — —!"

*

Ein neuer Pastor ist ins Dorf gekommen. Es spricht sich bald herum, daß der geistliche Herr in alle Häuser geht und sich bekannt macht und so herum fragt.
Eines Tages ist Schulte-Wienecke an der Reihe. Der Bauer sitzt in der Stube. Der Pastor tritt ein und wünscht guten Tag.
Der Bauer nickt.
„Sie sind doch Herr Schulte-Wienecke, nicht wahr?"
Der Bauer nickt.
„Ich bin der neue Pastor — — —."
Der Bauer nickt.
„Wie geht's, Herr Schulte. Gut, was?"
Der Bauer nickt.
„Gutes Jahr gehabt?"
Der Bauer nickt.
„Am Sonntag habe ich Sie schon in der Kirche gesehen, Herr Schulte-Wienecke. Das freut mich. Die Kinder auf dem Hof — prächtige Kinder, Herr Schulte — das sind wohl Ihre Kinder, wie — — —?"
Der Bauer nickt.
„Alle gesund, Herr Schulte — — —?"
Der Bauer nickt.
Der geistliche Herr blickt ratlos in der Stube umher. Dann sagt er ein wenig unwillig: „Rufen Sie doch mal Ihre Frau, Herr Schulte. Vielleicht läßt's sich mit der besser unterhalten — — —!"
„Och nee", sagt Schulte-Wienecke und legt die Hände übereinander, „dat hat kein Zweck, Herr Paster — die is nämlichst so sweigsam — — —!"

Zeitlose Geschichten

Der verwandelte Krieger

Der mazedonische König Antigonus liebte einen Krieger, weil er an Tapferkeit von keinem andern übertroffen wurde. Als er hörte, er habe eine sehr schmerzliche Krankheit, ließ er ihn durch seine Ärzte behandeln, bis er von ihr völlig befreit war. In den Schlachten, in denen der Genesene wieder mitkämpfte, sah man ihn nicht mehr da, wo es am hitzigsten zuging, sondern an den ruhigen Stellen des Schlachtfeldes. Antigonus rief ihn zu sich und fragte, was ihn so verändert habe. Der Soldat antwortete: „Als ich noch Schmerzen hatte, waren mir der Kampf und der Tod lieblich. Nun du mich von ihnen befreit hast, wünsche ich die Annehmlichkeiten des Lebens zu erhalten und zu mehren. Damit ehre ich dich, denn sie sind ein Geschenk von dir."
Der König Antigonus hielt seitdem darauf, daß seine Krieger nicht zufriedener waren, als es sich mit der Tapferkeit vertrug.

Gespräch über die Weisheit

Der Meister fragte im Kreis seiner Schüler, was sie über die Bedeutung der Weisheit für das öffentliche Leben zu sagen wüßten.
„Gibt es", so antwortete einer, „ein schöneres Beispiel für die Ehre, die man der Weisheit im öffentlichen Leben zu erzeigen gewillt ist, als das des goldenen Dreifußes, den einst die Schiffer von Kos aus dem Meere hoben? Es war jener, den Helena, eingedenk einer alten Wahrsagung, auf ihrer Rückfahrt von Troja in die Fluten geworfen hatte. Um seinen Besitz sind Kriege geführt worden, bis das Delphische Orakel befahl, ihn dem Weisesten unter den Lebenden zu geben. Man brachte ihn zu Thales nach Milet. Der sagte, Bias sei weiser als er, und gab ihn an Bias in Priene. Bias aber wußte einen noch Weiseren. So wechselte der Dreifuß zwölfmal den Besitzer, bis er zu Thales zurückkam, der ihn dem ismenischen Apollo weihte. Siegte nicht so die Weisheit über alle Gewalt?"
„Du irrst, mein Philemon! Nichts ist geeigneter, das Gegenteil von dem zu beweisen, was du zu beweisen wünschest, als deine Geschichte. Thales mag wirklich ein Weiser gewesen sein, denn es war weise, nicht zugleich mit dem Dreifuß den Neid aller Auch-Weisen in sein Haus zu nehmen, und jeder der zwölf Weisen war so weise wie er. Aber was wäre geschehen, hätte Pythia gefordert, der Dreifuß solle der schönsten Frau, dem mächtigsten Manne, dem zur größten Herrschaft bestimmten Volke gehören? Niemand hätte ihn weitergegeben, an den er gelangt wäre, und mit Strömen von Blut würde man seinen Besitz aufzuwiegen bereit gewesen sein. Daraus siehst du, daß nichts so billig im Preis ist wie die Weisheit, geht es um Frauen oder Politik. Was aber wäre noch wichtiger in dieser Welt?"

W. T.

Ein Gegner

(M. Hauschild)



„Neenee, der Tonfilm macht's den Schauspielerinnen zu leicht! Im Stummfilm mußten se immer so nett den Busen sprechen lassen."

(Hilla Osswald)



Unpolitische Gedanken eines Kaufmanns

Von Otto Dürr

Tagtäglich rechnen, zählen, schreiben,
für irgendeinen Namen seine Pflicht tun
und dafür jeden Monatsersten
einhundertsiebzig Mark quittieren.
„Erhalten Gerhard Oppermann."
Das ist, was wir so Leben nennen.

Das Geld ist abgezählt in einer Tüte
und meist ist dann ein Hundertmarkschein bei.
Das macht der Esel von Kassier mit Absicht.

Der Samstag nur, das ist ein andrer Tag,
ein schöner Tag. Ein Tag,
der alle Chefs der Welt zum Fluchen bringt,
weil alle Angestellten im Geschäft
zu bummeln und sich leis zu freuen scheinen.

Doch Bummeln ist nicht. Alles rennt.
Selbst Lieschen, unser taubes Musterfräulein,
hat Samstags roten Schimmer auf den Backen
und hetzt sich ab, damit es schneller Mittag wird.

Und mittags, Samstag mittags scheint die Sonne
— ganz gleich, ob's regnet oder schneit —
die Sonne scheint. Und selbst der Portostift
bekritzelt eiliger als sonst
die letzte Postanweisung dieses Tages.

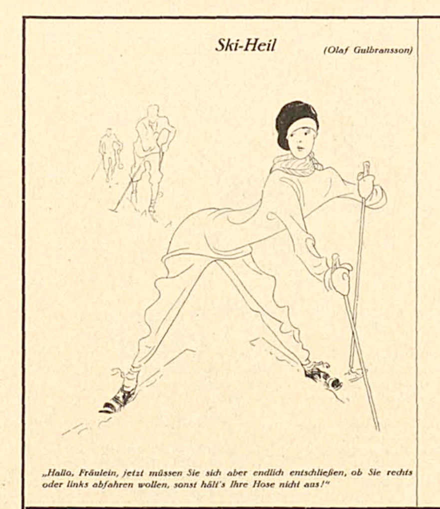
Um zwei Uhr ist man dann daheim.
Man wäscht den Hals,
zieht einen frischen Kragen an
und geht spazieren.
Man geht und steht, schaut in die Ladenfenster
und schaut die Mädchen an, wie unser Chef,
der immer tut, als ob er keine Frau zu Hause hätte.
Und abends baden,
baden.

Das ist der Samstag und das höchste der Gefühle.

Der Sonntag ist kein richt'ger Tag,
er ist zu still, und alle Leute feiern.
Der Sonntagsanzug drückt, und man muß Geld ausgeben,
fürs Mädchen oder die Familie.
Des Abends aber ist man müd und möcht sich selbst bedauern.

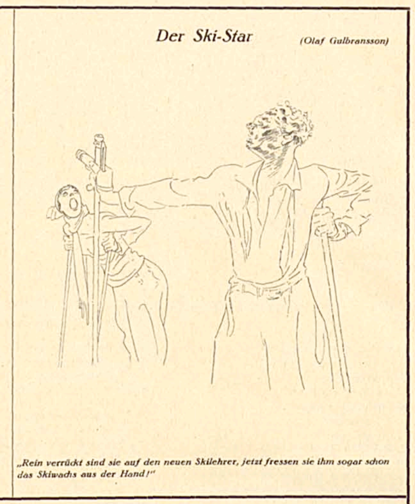
Und Montag morgens fängt die alte Leier wieder an.

Ski-Heil (Olaf Gulbransson)



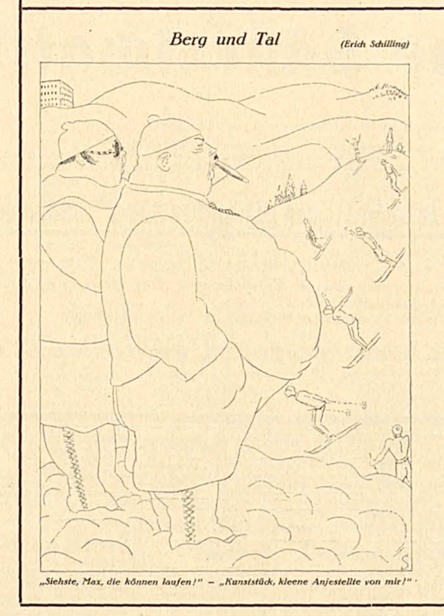
„Hallo, Fräulein, jetzt müssen Sie sich aber endlich entschließen, ob Sie rechts oder links abfahren wollen, sonst hält's Ihre Hose nicht aus!"

Der Ski-Star (Olaf Gulbransson)



„Rein verrückt sind sie auf den neuen Skilehrer, jetzt fressen sie ihm sogar schon das Skiwachs aus der Hand!"

Berg und Tal (Erich Schilling)



„Siehste, Max, die können laufen!" – „Kunststück, kleene Anjestellte von mir!"

Englisch-bayerischer Ski-Kurs (E. Thöny)



„Stemming left, stemming left, mylady – – da liegt's scho, dö Kuah, dö damische!"

Beim Salvator

(E. Thöny)



„No, wia host di jetzt aus der Affär' zog'n mit dem Deandl, der wo d' an Josefi vorg'schwindelt host, daß d' as mit nach Kairo nimmst?" — „Is scho' bremst! Momentan, hob i g'sagt, is im Orient eine Fata Morgana ausbroch'n!"

Ein Kettenbrief

Benno Schiemeyer verfaßt gut pointierte Kurzgeschichten, mit sechs Maschinen-Durchschlägen. Er verschickt sie an Redaktionen und bekommt sie auch meistens unversehrt zurück mit der gedruckten Versicherung, daß in der Ablehnung kein Werturteil zu erblicken sei, sondern daß andere Gründe vorlägen, Raummangel, weil eine Arbeit ähnlichen Inhalts vor kurzem erst gebracht sei, usw. mit deutschem Gruß.

Als Benno Schiemeyer seine diesjährige Einkommensteuer-Erklärung ausfertigte, ergab es sich bei Ziffer 3, sonstiger selbständiger Berufstätigkeit, daß der Überschuß der Ausgaben über die Einnahmen ein gewaltiger war. Seine Portokasse vermochte dies untrüglich nachzuweisen.

Aber Benno hat daraus gelernt, und heute bekamen wir eine neue Kurzgeschichte von ihm auf die Redaktion mit folgendem Schreiben:

„Wenn Sie den Inhalt dieses Briefes gelesen haben, müssen Sie ihn unverzüglich an den nächsten Empfänger, in der unten angebenen Reihenfolge, senden*. Wer diese Kette unterbricht, über den und sein Haus wird großes Unglück kommen.

Kettenglied 283: Berliner Tageblatt
284: Kölnische Volkszeitung
285: Hamburger Fremdenblatt
usw. usw.

* Sollte Ihnen der Inhalt dieses Briefes gefallen, so daß Sie ihn durch Abdruck in Ihrer Zeitung einem breiteren Publikum zugänglich machen wollen, so sind Sie der Verpflichtung der Weiterversendung enthoben."

Herr Güngerich rebelliert / Von Erich Preuße

Den mit spärlichen Haaren bedeckten Kopf gesenkt, betrachtete Herr Güngerich, vor dem Wohnzimmerfenster stehend, nachdenklich seine Blattpflanze. Der halbmeterhohe, nach dem Fenster strebende Stamm hatte nur zwei recht schwächliche Zweige, und das knappe Dutzend blaßgrüner Blätter war mit fahlbraunen Krankheitssprenkeln bedeckt. Das Fenster lag nach Norden. „Da kann sie ja nicht gedeihen“, murmelte Herr Güngerich und stocherte in der Erde des Topfes. Auf dem Hausdach gegenüber glitzerte die Sonne. Herr Güngerich blinkerte mit den Augen, und sie kehrten fast widerwillig von draußen zurück, abermals den Stamm streifend, in das düstere Wohnzimmer mit den schnörkeligen, peinlich sauberen Möbeln, zu Frau Frida, die am Tisch saß und Socken flickte.

„Sie kann ja nicht gedeihen“, wiederholte Herr Güngerich sein Selbstgespräch, wie nach Widerhall suchend, und zur Gattin sich wendend: „Sag mal, Frida . . .?“

Die Frau erhob sofort die Hand wie ein Segnender, hatte aber weniger Milde in dem mageren Gesicht. „Nein“, sagte sie abwehrend und fast schroff, „jedes Frühjahr geht das Getue an, Emil! Ausgeschlossen! Es geht nicht. Ich brauche das Fenster in der Küche zum Aufhängen der Wäsche und Putzlappen, das im Schlafzimmer zum Sonnen der Betten. Immer diese Liebhaberei! Wirf sie fort! Das Grünzeug nimmt nur Platz weg.“

Emil Güngerich seufzte. Die nach Grün sehnsüchtige Seele erwog, was wichtiger sei, seine Freude oder die Putzlappen der Frau, und sie stemmte sich stillschweigend gegen die pflanzenfeindliche Forderung. Seine verwaschenen blauen Augen betrachteten dabei nach wie vor den mißgünstig geduldeten Pflegling, und es sammelte sich der Ausdruck eines Entschlusses in ihnen. Er hob plötzlich den Topf vom Ständer, hielt ihn mit dem Unterarm an sich, griff den Hut und ging hinaus. Er ging mit eiligen Schrittchen, mächtig von seiner Idee getrieben, zum nächsten Gärtner. Dort sah er unter dem Glasdach des Treibhauses die Palmwedel, Riesenblätter und handgroßen Blüten exotischer Pflanzen, Farbbündel von Blumendolden und gebauschten Kelchen und phantastische Orchideen in hohen Vasen.

Die feuchtwarme Atmosphäre und Helligkeit unter dem weithingestreckten Glasdach umfloß ihn wie ein Bad. Irgendwo rieselte ein Brunnen und stäubte ein Wasserstrahl. Herrn Güngerich wurde es merkwürdig zumute. Seine Blattpflanze im Arm schien mit ihm verwachsen zu sein: die Pflanze war er, und er war die Pflanze. Er hatte fast vergessen, was er wollte, und war nur noch gedrängt, hier zu stehen und vegetativ zu atmen, wie alles ringsum. In einer Ecke schnippte eine Schere in üppigem Geäst, und Herr Güngerich hörte im Unterbewußtsein, daß dieses Gerät niedergelegt wurde. Seine Empfindungen sammelten sich, denn die Besitzerin des Blumenhauses stand im nächsten Augenblick vor ihm und erkundigte sich höflich nach seinem Wunsche. Er hielt ihr mit gestreckten Armen den dünnen Stamm entgegen, wobei die blaßgrünen braungesprenkelten Blätter und die wie unter Zwang nach einer Richtung gekrümmten Zweige schwankten. Herr Güngerich sagte: „Die Pflanze muß umgesetzt werden!“

Die Gärtnerin machte ein spöttisch-geringschätziges Gesicht. Sie faßte kundig und sicher prüfend den Stamm an, schüttelte ihn und sagte: „Vollständig verkümmert! Was wollen Sie denn mit diesem Krüppel? . . . Lohnt sich nicht, etwas damit anzufangen.“ Sie deutete auf die säuerliche Erde und entrüstete sich: „Es ist eine Schande, ein Gewächs so zu behandeln! Die Pflanze ist ein Lebewesen wie

Auf dem Feld

Der Bauer geht schon hinterm Pflug
und weckt die Erde braun und schwer,
Vögel schwirren in gierigem Flug
hinter den Furchen her.

Die Knospe wacht schon. Doch sie ruht
voll Kraft noch in sich selbst geduckt,
bis aus der hartgepreßten Glut
ein Flämmchen nach dem andern zuckt.

Die Wiese schießt in Saft und Grün,
und Wasser strömen gurgelnd ein.
Aus jungem Wind und Wolken sprühn
Sonne, Regen, flackernder Schein.

Öffnet die Seelen! Reißt sie los!
Wie die Schollen des Bauern Pflug:
Die Erde trägt im kreißenden Schoß
Brot und Glück für uns alle genug!

Hans Graven

Vitamine

(R. Kriesch)



„Die Erna hat doch nie Stullen bei.“ — „Hat se nich nötig, die frißt jeden Abend zwo Kriminalromane.“

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— ● Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile RM —.20 ● Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Galshauser, München ● Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● DA. 13300 IV. Vj. ● Erfüllungsort München ● Postscheck München 5802 ● Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

ein Tier, wie ein Mensch, wie — Sie! Sie braucht Pflege, sonst kann sie nicht gedeihen. Diesen Mißwachs noch umsetzen... Kaufen Sie sich lieber einen neuen Topf. Mit solch einem Krüppel haben meine Gärtner keine Freude."
Herr Güngerich zog die Arme wieder an und schaute auf die Frau.
Er blieb zunächst stumm, abermals beherrscht von dem merkwürdigen Gefühl der Verschmelzung mit der Pflanze, und zwar jetzt stärker als zuvor. „Krüppel?" fragte er abwehrend und spürte deutlich, wie ihm unter dem spöttisch-ablehnenden Blick der Frau die Scham in das Gesicht stieg. Die alte Hartnäckigkeit war wieder in ihm, wie zu Hause neben den verschnörkelten, peinlich sauberen Möbeln. Er war gedrängt, auflehnerisch zu reden, wegen des schmalen Fensterrechtecks daheim, das dem Gewächs — ihm — nur ungern zur Verfügung stand, wegen der täglichen Mißgunstatmosphäre, der wischtuchstäubenden Frau, die versauern ließ, was er ebenso notwendig brauchte, wie — wie . . .
Herr Güngerich sah sich um und redete an die hochragenden, feuchtigkeitsbeschlagenen Glaswände hin, zu dem von sattgrünen Wedeln und üppigem Geäst scheinbar getragenen durchsichtigen Dach hinauf: „Krüppel?" Seine Stimme wurde geschäftsmäßig sicher: „Diese Pflanze ist ein Lebewesen, sagten Sie", — er dachte dabei: wie ich —, „darum kann man sie nicht einfach wegwerfen! Man muß sie gedeihen lassen, verstehen Sie, und jetzt will ich, daß sie gedeiht!"
Er ordnete an, die Pflanze sollte einen größeren Topf haben und eine Weile an einen guten Platz gestellt werden. „Ich bezahle, was es kostet", entkräftete er den wiederum geringschätzigen Blick der Gärtnerin, der ihn zu dumpfer Wut reizte, stellte die Zimmerpflanze nieder und ging.
Frau Frida saß noch immer bei den flickbedürftigen Strümpfen. Das Fenster war nicht mehr von dem Gestrichel kümmerlicher Ästchen geteilt, und sie empfand das leere Lichtrechteck angenehm, wie eine vom Schmutz gesäuberte Bodenfläche. Der geneigte Kopf versteckte die triumphierende Miene wegen des errungenen Sieges, als Herr Güngerich mit eilfertigen Schritten hereinkam. Er stand neben ihr, sah auf den festen kleinen Knoten ihres gleichsam würgend gedrehten Haares. „Eine Palme ist ein Lebewesen", sagte er, „ein Lebewesen soll man nicht zum Krüppel machen, Frida . . ." Am Fenster fehlte das kümmerliche Geäst, und in den Möbelschnörkeln kauerte die Stickluft. Auf dem gebeugten zähsehnigen Nacken der Frau schien von einer gehirnengen Herrschsucht die ohnehin karge Schönheit weggestreift, und er war, wie alles, niedergezwungen von dem peinlichst geordneten Triebwerk ihres Haushaltsinnes. Fast haßvoll sah Emil Güngerich auf sie herab und redete über sie hinweg voll angeschürter Auflehnung wegen der verflossenen Jahre: „Die Pflanze ist nicht fort, wie du wohl meinst, Frida! Ich hole sie wieder. Und dann bekommt sie den sonnigen Fensterplatz im anderen Zimmer. Ich will es, verstehst du, Frida, ich will. Seit Jahren war nur dein Wille da, dein enger, stumpf und zum Krüppel machender Wille! Die Pflanze stand im Schatten, — wie ich. Sie wird hinfort nicht mehr im Schatten stehen . . ."
Sie starrte ihn an und schüttelte den Kopf. Ihre Linke fuhr in die Höhe und machte eine Geste. Aber in ihren Mienen stand ein fremdes Staunen. Ihre Hand senkte sich langsam vor dem Unbekannten, völlig Neuen und von innen Herausbrechenden in seinen Augen und kroch bezwungen in den Wollstrumpf zurück.
Nach einigen Monaten kam die Frau eines Vormittags vom Einkaufen nach Hause. Am sonnigen Fenster des anderen Zimmers ragte eine Blattpflanze auf, und Emil Güngerich begoß sie eben. Nur der schrägstehende Stamm verriet, daß es die alte Pflanze war. Ein üppiges Gewucher von saftgrünen Blättern an neuen kräftigen Trieben strotzte um den in die Länge geschossenen Stamm und griff bis über die Hälfte des Fensterrechtecks fast bis zur Zimmerdecke hinauf. Die Frau schaute, von einem unwilligen Wohlgefallen flüchtig bezwungen; ohnmächtig neben dem Wachstum wider ihren Willen wollte sie dagegen kämpfend den Mund auftun. Aber

Großstadt-Lenz

(K. Rössing)



„Da riecht et nach Maijlöckchenparfüm! Sollte da Friehling ooch in die Untergrund komm'n?"

Emil Güngerich goß selbstverständlich und mit einer breitsicheren Gebärde die Pflanze, und es tönte ruhig, jeden Widerspruch niederdrückend, vom Fenster her: „Die Pflanze war ein Krüppel, Frida!" Die Frau kniff herb die Lippen ein und ging schweigend hinaus.

Geschichten aus dem Wiener Wald

Es war in einem Wiener Restaurant. Dreimal schon hatte der Gast zu zahlen verlangt. Der Speisenträger lehnte faul in der Ecke.
Endlich riß dem Gast die Geduld.
„Wollen Sie mir nicht endlich den Zahlkellner rufen?"
„Dös geht net."
„Warum nicht?"
Der Speisekellner kam näher: „Ja wissen S' — wir haben uns eben gestritten, der Zahlkellner und i — und da kann i doch jetzt unmöglich zuerst zu ihm kommen!"

*

Aus dem Strandbad von Klosterneuburg im Wiener Wald schritt ein vornehmer Herr. Ein alter Wiener lag im Grase. Er machte dem vornehmen Herrn ein Zeichen. Der vornehme Herr übersah es, schritt weiter.
Der alte freundliche Wiener deutete nochmals, diesmal deutlicher. Der vornehme Herr sah ihn verwundert und ablehnend an, schritt weiter.
„Sö, Herr!" schrie der Wiener.
„Was denn? Was wollen Sie denn von mir? Lassen Sie mich gefälligst in Frieden!"
Der alte ehrliche Wiener ließ sich ins Gras zurücksinken und brummte: „Alsdann warten S' — bis Eahnen der Wind mit G'walt das Hosentürl zuhaut!"

*

In Wien werden jetzt einige Straßenbahnhaltestellen verlegt. Seit zwei Wochen hängt auf der ehemaligen Haltestelle Währinger Straße eine Tafel:

„Haltestelle an Ecke Nußdorfer Straße verlegt."

Ich gehe die zweihundert Schritte bis zur Nußdorfer Straße und warte dort auf die Straßenbahn. Die Tramway kommt, fährt stolz an mir vorbei und hält auf der alten Haltestelle. Die nächsten Bahnen ebenso. Es ist kein Irrtum. Empört wende ich mich an den Schaffner.
„Ja mei", lächelt er, „vorläufig halten wir noch hier. Auch noch die nächsten Wochen."
„Aber warum haben Sie denn dann das Schild hingehängt?"
Meint der Schaffner: „Damit sich die Leute langsam daran gewöhnen."

Simplicissimus steigt ins 40. Jahr

(Wilhelm Schulz)



„Wie freu' ich mich, ihr lieben Leut',
an diesem mein'm Geburtstag heut,
daß wir in unsren deutschen Landen
itzt endlich zu uns selber fanden.

Daß wir nach langen, schweren Weh'n
auf eignen, festen Füßen steh'n
und — ob auch andre noch so fauchen —
die w a h r e Friedenspfeife schmauchen."

München, 7. April 1935 **Preis 60 Pfennig** 40. Jahrgang Nr. 2

SIMPLICISSIMUS

Weltschicksalswende?

(E. Schilling)



Klio: „Jetzt kommt es darauf an, ob die Herzen der Politiker groß genug und ihre Köpfe kühl genug sind für eine Tat, die fortzeugend Gutes muß gebären!“

Sancta simplicitas

Von German Gerhold



Die Expedition der Goodyear-Universität war von ihrer Polarfahrt zurückgekehrt und hatte den Eskimo Mayark mitgebracht. Er war ein Lieblingsobjekt des Leiters der Universität, des Philosophen Barkley, geworden, der Mayarks Aussprüchen wie einem Orakel lauschte.

Mit den Studenten war Mayark in den Hörsaal Professor Mactons gelangt. Der bekannte Staatswirtschaftler und Soziologe schien ein wenig um die Aufmerksamkeit seiner Hörer zu bangen.

„Hm, — ich fürchte, es wird Ihnen langweilig werden, Mr. Mayark", sagte er wohlwollend. „Würden Sie nicht den Park vorziehen —?"

Mayark machte verlegen einige Schritte zur Tür.

„Sie sind doch nicht beleidigt?" fragte Macton.

Mayarks Blick glitt über die Schülerschar zu dem Professor hinüber. Er hob ein wenig den Arm, um ihn dann vielsagend wieder sinken zu lassen. „Wenn ein erfahrener Mann im Wege ist, wo mit Kindern gesprochen werden soll —?"

Macton lachte und legte ihm die Hand auf die Schulter. „So setzen Sie sich, Mayark."

In betont wissenschaftlicher Form begann er seinen Vortrag über die Weltwirtschaftskrise.

Niemand hätte ihm aufmerksamer zuhören können, als Mayark es tat.

Mitten im Vortrag stürmte Barkley herein, gefolgt von einigen Kollegen.

„Excuse me, Macton — ich suche Mayark! — Aber da ist er ja —? Ja wie? Er hört zu —?"

Macton nickte lächelnd.

„Worüber sprachen Sie, Macton?"

„Über Krisentheorien und die Weltkrise."

„Ah. — Haben Sie etwas verstanden, Mayark —?"

Mayark ließ nachdenklich die Hand auf die Tischplatte fallen. „Ich bin in Sorge, Chief, daß Ihr nicht glücklich zu sein scheint. Leider wurden mehrere Worte angewendet, die ich nicht kannte. Sonst würde ein Weitgereister nicht mit seinen Ratschlägen zurückhalten."

Barkley rang vor Entzücken die Hände. „Well, Macton —! Was könnte es schaden, wenn Sie die Angelegenheit einmal so auszudrücken suchten, daß Mayark einen Begriff davon bekommt —? Die Hörer und wir alle könnten nur profitieren dabei, glaube ich."

Macton nickte lächelnd und suchte ein paar Sekunden lang nach passenden Worten.

„Sie wissen, was Maschinen sind?" fragte er dann.

Mayark nickte. „Es handelt sich um diese Wesen, die Eure Schiffe bewegen, damit Ihr nicht rudern braucht, und die viele andere Arbeit für Euch verrichten. Es schien mir zeitweise, daß Ihr ihnen dienen müßt. Wie ist es damit?"

Barkley blickte triumphierend umher.

„Nun, eigentlich sollen sie ja uns dienen", fuhr Macton fort. „Dazu haben wir sie ja gemacht."

„Und worin besteht nun Euer Unglück?" fragte Mayark.

„Ja, worin —?" Macton dachte nach. „Es ist etwa so: Die vielen Maschinen helfen uns zwar, alles das herzustellen, was wir haben möchten, um unser Leben bequem einrichten zu können. — Aber es ist uns nicht möglich, die Dinge, welche in großen Mengen hergestellt werden, allen den Menschen zu geben, die sich danach sehnen, sie zu besitzen."

Mayark staunte unverhohlen. „Ja, wie —? Was könnte Euch hindern —?"

Macton rieb sich die Hände vor Verlegenheit.

„Bitte, Macton!" rief Barkley fröhlich. „Bitte: Was hindert uns —?! Bitte, reden Sie! Sehen Sie: Das ist Fragestellung! So, vom Naturinstinkt aus, muß man den Problemen zuleibe rücken!"

Macton schien zu einem Entschluß gekommen. Er öffnete seine Brieftasche und legte ihren Inhalt an Dollarscheinen vor Mayark auf den Tisch. „Sehen Sie, Mayark, es ist etwa so eingerichtet: Wir geben dem, der hilft die gewünschten Dinge herzustellen, derartige Zettel. Für diese Zettel erhält er dann einiges von den Dingen, die hergestellt wurden."

Mayark starrte angestrengt auf die Dollarnoten. „Wenn ein jeder für diese Zettel alles erhält, was er zu haben wünscht —? Wie könntet Ihr dann unglücklich sein?"

„Es ist anders, Mayark. Ein Ding herzustellen, erfordert Arbeit. Der, der es herstellte, erhält sozusagen einen Zettel, auf dem vermerkt steht, wie groß seine Arbeit war. Die Dinge, welche er nun für den Zettel verlangt, sollen nicht mehr Arbeit verursacht haben, als auf dem Zettel vermerkt steht! Hast du es verstanden?"

Mayark nickte. „Ich fange eine Robbe und gebe sie jemand, der Hunger hat. Er gibt mir einen Zettel, und ich gebe ihn Yanat, dessen Frau ein Paar Stiefel gekaut und genäht hat. Er gibt mir die Stiefel und erhält von einem andern für meinen Zettel einige Felle, oder wieder eine Robbe oder sonst etwas, das etwa gleichviel Arbeit kostete."

„Sehr gut!" lobte Barkley. „Bitte, nur weiter!"

Macton zuckte die Achseln. „Was weiter —?"

„Oh, noch eins", meinte Mayark. „Was erhalten nun die Maschinen für ihre Arbeit?"

Lautlose Stille trat ein. Alles sah gespannt auf Macton.

„Hm —." Macton zuckte die Achseln. „Nichts", meinte er schließlich zögernd und begann einem Gedanken nachzuhängen.

Mayark schaute verwundert von einem zum andern. „Was die Menschen herstellen, nehmen andere Menschen ab. Das verstehe ich. Aber wenn nun eine Maschine Robben fängt, so müssen diese Robben am Schluß doch irgendwo übrig bleiben oder die Zettel dafür! Oder bleibt nichts übrig bei Euch?"

Die Männer rieben sich verdutzt das Kinn und blickten Mayark an.

„In der Tat", wandte sich Barkley strahlend an seine Kollegen. „Mir scheint, es bleibt einiges übrig!"

„Nun, es müßte sehr viel sein", meinte Mayark bescheiden. „Es sei denn, daß einige Männer sich unter Euch befinden, die es wagen, sich Dinge oder Zettel ohne Arbeit anzueignen."

Barkley lief umher und rang die Hände. „Ja! Ja!" rief er. „Es gibt einige solcher Männer unter uns, guter Mayark —! Aber doch lange nicht genug, wie es scheint, denn es bleiben noch so schrecklich viele Dinge übrig, daß man sie vernichten muß! Daß man die Maschinen stillegen muß! Daß man viele Menschen, die Dinge herzustellen helfen wollen, abweisen muß!"

„Ja, wie —?" fragte Mayark erschrocken. „Dann bekämen sie ja keine Zettel — dann müßten sie ja hungern!"

„Bei Gott, sie tun es!" sagte Barkley. „Und eben das ist unser Unglück!"

Mayark pfiff leise vor sich hin. Dann erhob er sich und begann nachdenkend auf und ab zu gehen.

„Und was wäre nun Ihrer Ansicht nach zu tun?" fragte Macton nicht ohne Ironie.

Verblüfft sah Mayark auf und starrte die Männer ungläubig an. Dann wandte er sein Gesicht ab und zwinkerte vergnügt den Schülern zu.

„Nein, im Ernst!" rief Barkley. „Was ist Ihre Ansicht, Mayark?"

Mayark blickte sie aufs neue zweifelnd an. Erst nach einer Pause fragte er: „Und Eure Menschen, zusammen mit den Maschinenwesen, könnten soviel Dinge herstellen, wie alle zu einem guten Leben brauchen —?"

Barkley bejahte nach einigem Zögern. „Aber abgesehen davon könnten wir auch beliebig viele neue und größere Maschinen bauen, wenn es sein müßte. Da jedoch nicht einmal das verbraucht werden kann, was jetzt hergestellt wird —?"

Mayark überlegte. Plötzlich deutete er auf die Dollarnoten. „Was ist das für ein Mann?"

„Es ist Washington. Ein früherer Präsident. Er ist tot!"

Überrascht sah Mayark auf. „Ein — Toter —?" Er pfiff vor sich hin und nickte mehrmals.

„So sprechen Sie doch, Mayark", drängte Barkley. „Wie würden Sie handeln, wenn Sie alles zu bestimmen hätten?"

Mayark wurde sehr ernst. „Ich ahnte es. Hier ist ein sehr starker Zauber im Spiel. Der Geist eines Toten hat Euer Denken völlig verwirrt!"

„Und was hat zu geschehen?"

Blitzschnell ergriff Mayark die Dollarscheine und schleuderte sie zum offenen Fenster hinaus.

„Hallo —!" schrie Macton auf und stürzte vor.

„Die Schule ersetzt es!" rief Barkley und hielt ihn zurück. „Und dann, Mayark —? Und dann —?"

Mayark kehrte aufatmend vom Fenster zurück. „Man würde die jungen Burschen, die Frauen und die Maschinen so viel als möglich arbeiten und herstellen lassen und einem jeden alles reichlich geben, was er zu haben wünscht. Sonst nichts."

Macton lachte auf. „Das ist natürlich unmöglich!"

Barkley trat neben Mayark und streckte die Hand vor. „So —? Weisen Sie mir das doch einmal in einer Abhandlung nach, Macton. — Ich für mein Teil wäre fast geneigt zu sagen: Schreibt dieses Datum auf und hängt es unter Glas und Rahmen an die Wand!"

Neuer Frühling

Von

Emanuel von Bodman

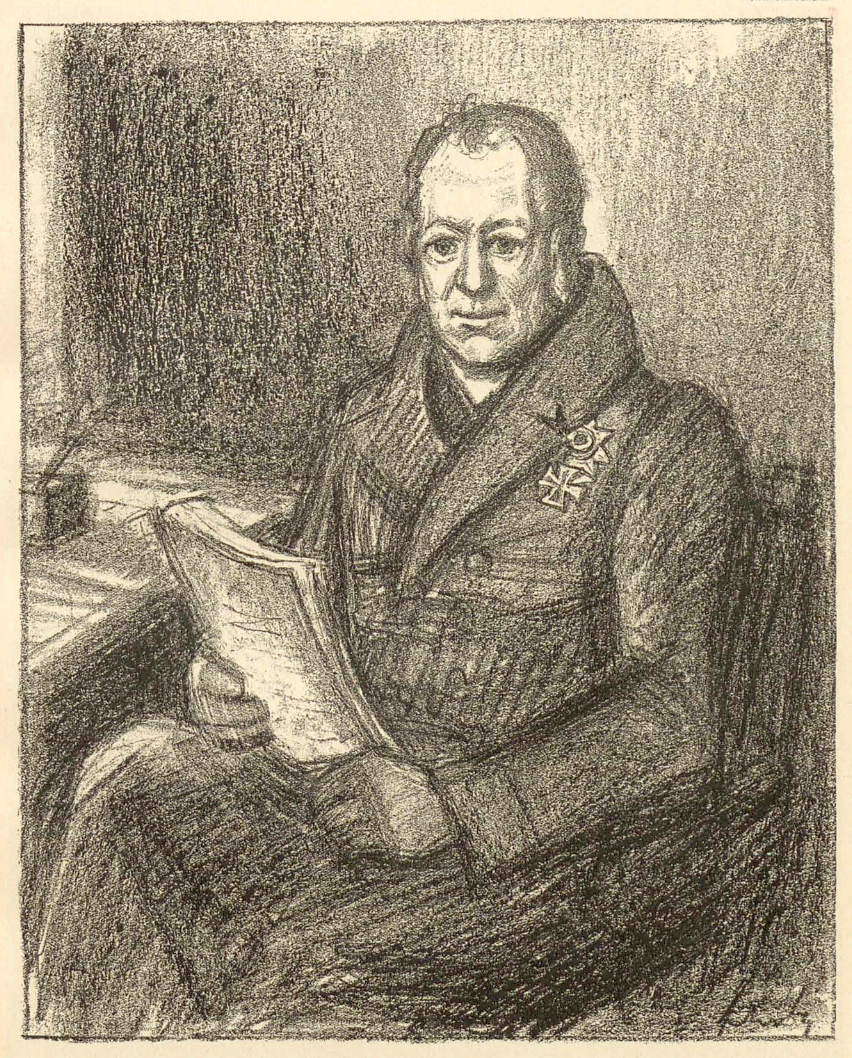
Unter unserer jungen Liebe weint
Eine andre, die mir teuer war.
Lächle durch den Kuß so wunderklar
Du nur kannst, damit sie nicht erscheint!

Keine rührt mein Blut so süß wie du.
Keine spiegelt mir das rasche Glück
Heißen Lebens so wie du zurück.
Keine küßt wie du die Wunden zu.

Könnt' ich meine Jugend in dir sehn!
Sie trug meine Jugend fort. Kein Bann
Reicht so weit, wie es die Jugend kann.
Laß sie neu in deinem Blick erstehn!

Zu Wilhelm von Humboldts 100. Todestag

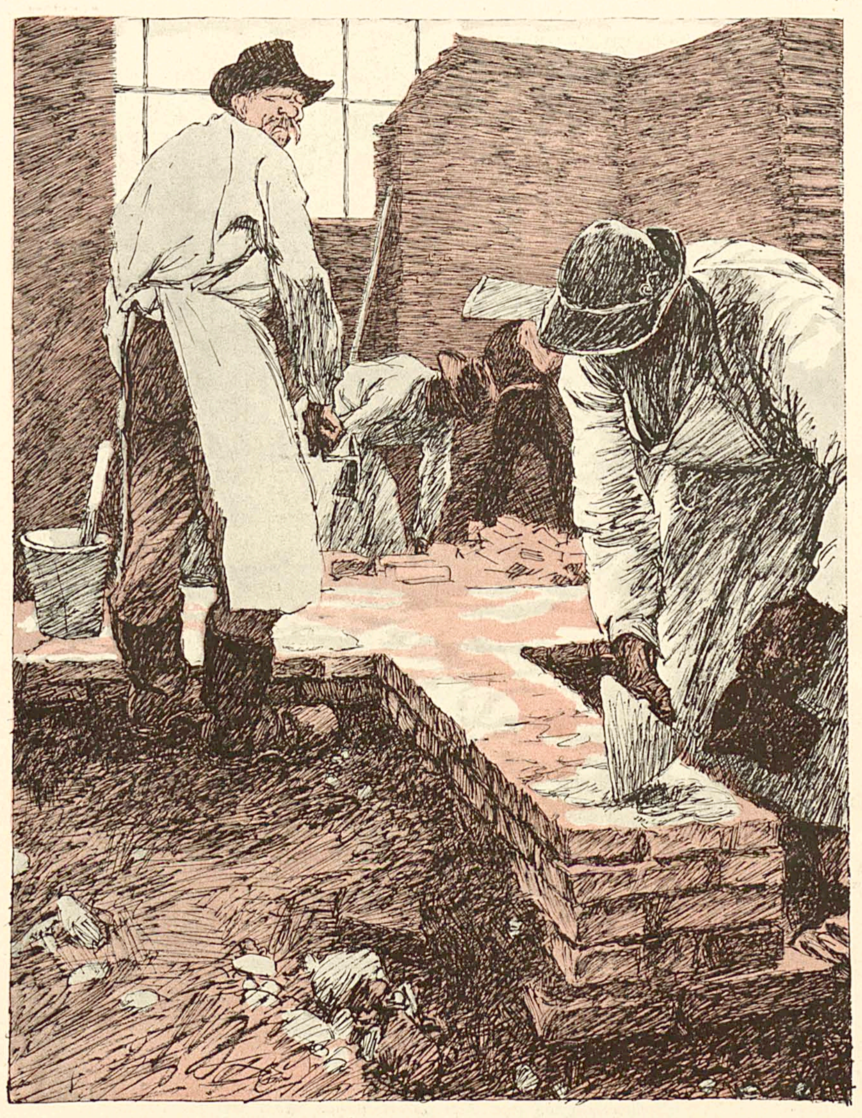
(Wilhelm Schulz)



„Es ist nicht richtig, daß der Mensch nur immer nach Glückseligkeit jagt. Sein wahrer Instinkt, seine tiefe, innere Leidenschaft ist, seine Bestimmung zu erfüllen.“

Desinteressiert

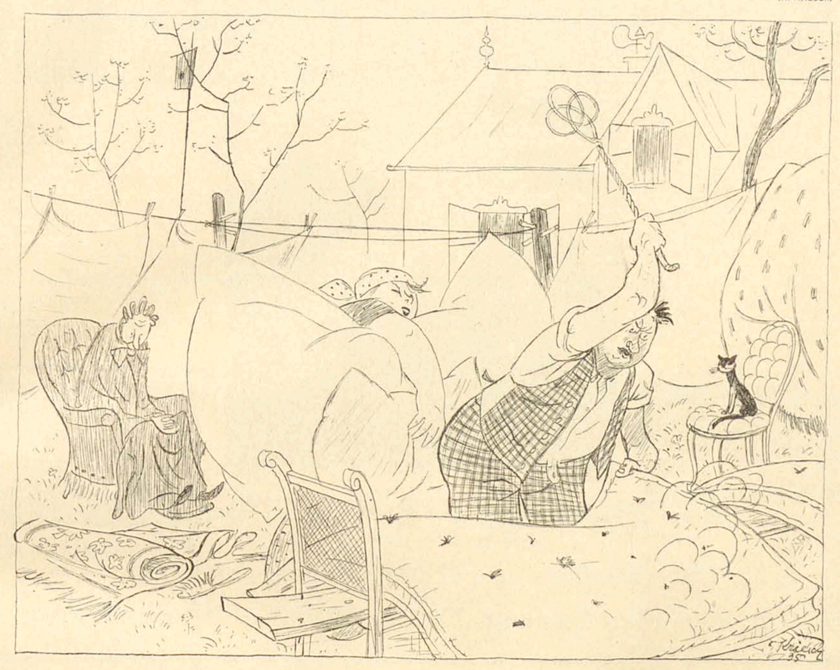
(E. Thöny)



„Da Dokta hot g'moant: ‚Ihre Operation wird die Wissenschaft bereichern!'" — „Wos host eahm nacha g'sagt?" — „Vo' mir aus — i bin in der Krankenkass'!"

Triebstoff

(R. Kriesch)



„Bravo! I sag's ja, ma braucht so a Mannsbuid bloß ärgern, glei' kriagt's den richtigen Schwung!"

Der Hellseher / Von Elisabeth·Schmith

Ein Gongschlag verkündete, daß die Pause vorüber und der Meister bereit sei, seine Experimente fortzusetzen. Der aufgeregte Meinungsaustausch von zweihundert Leuten dämpfte sich zu leisem Summen, während ein hochgewachsener Herr in gewählter Abendkleidung das Podium betrat. Er wischte müde mit einem Seidentuch über die bleiche Stirn und vermittelte den Eindruck eines Erschöpften, was aber nach den bisher vollbrachten Leistungen niemanden wundernehmen konnte. Das Beste hatte er allerdings für den Schluß aufgespart.

„Meine Damen und Herren", sagte der Meister, „nun werde ich mir gestatten, Ihnen das Experiment der Gedankenkette vorzuführen. Darf ich sechs Damen und sechs Herren bitten, sich zu diesem Zweck zu mir zu bemühen?"

Im Saal hob ein Gedränge und Geschiebe an, wie es bei solchen Anlässen üblich ist, bis die Mutigen untereinander einig und zu allem entschlossen sind. Voran schritt das starke Geschlecht, zagend folgte das schwache.

„Die Damen rechts, bitte, die Herren links!" befahl der Meister und musterte die Versuchskaninchen. Dabei entdeckte er sofort die hübscheste und jüngste der Damen — dafür war er ja ein Hellseher — und nahm sie zärtlich beim Händchen, dann hielt er Ausschau nach dem harmlosesten jungen Mann und faßte auch diesen an der Hand. So standen sie und der Meister in der Mitte.

„Meine Verehrten", erklärte der Meister, „ich werde mich nun in die Psyche dieser Dame versenken und das also hellseherisch Erfühlte mittels Hypnose auf diesen Herrn übertragen. Er wird Ihnen hierauf über das Leben der Dame einige interessante Aufschlüsse geben können. Sie gestatten, meine Gnädigste!"

Die junge Dame wurde rot und trat verlegen von einem Fuß auf den andern, aber das Auge des Meisters ließ sie nicht mehr los. Er mußte allerlei Sehenswertes in ihrer Seele erspäht haben, denn es dauerte lange, ehe er sich dem harmlosen jungen Mann zuwendete. „Wann wurde die Dame geboren?" fragte er ihn mit Tierbändigerblick. „Am 7. Mai 1910, bitte", stotterte der junge Mann. „Stimmt es?" forschte der Meister, und „Ja!" hauchte die Dame.

Ein Raunen der Bewunderung ging durch die Reihen der Zuhörer, und auch der Meister schien angenehm überrascht. Wieder ein tiefer Blick in das weibliche Seelenleben, dann die Frage: „Wo wohnt die Dame?" — „Lange Gasse 42, 3. Stock!" Die Dame nickte Bestätigung, und ein Beifallssturm rauschte durch den Saal.

Nun wurde der Meister warm. „Herr", flüsterte er, „Sie müssen nach der Vorstellung auf mich warten, Sie sind fabelhaft medial veranlagt!" Dann folgten die Fragen Schlag auf Schlag. Was die Dame gestern und heute gegessen hatte, daß sie im zweiten linken Backenzahn eine Goldplombe und im Handtäschchen eine Karte für den „Fliegenden Holländer" verbarg, wie ihre Erbtante hieß, dies alles und noch viel mehr wußte der harmlose junge Mann zu beantworten.

Das Publikum raste vor Begeisterung. Der Meister verbeugte sich wieder und wieder und drückte dabei, gleichfalls begeistert, das mollige Händchen der jungen Dame an sein Herz. Dabei erfühlte er hellseherisch, daß es einen Ehering trug. Als sich die Leute beruhigt hatten, stellte er daher die Schlußfrage: „Und nun, mein Herr, können Sie uns sicher auch noch verraten, wer der Gatte dieser Dame ist?"

„O ja, bitte", sagte der harmlose junge Mann, „ich!"

Wallfahrt zum heiligen Bier

Ein Schauspiel in zwei Bildern

von

Ernst Hoferichter

Dramatis Personae:

Josef Loichinger
Babette, seine Frau
Wanda, das Zimmerfräulein
Schlachthofferdl, ein Freund

Zeit: Starkbiersaison in München

I.

(Herr und Frau Loichinger stehen im ehelichen Schlafzimmer vor dem Spiegelschrank mit Muschelaufsatz.)

„. . . Geh, Vater, bleib'n mir dahoam und lass' ma an Radio spuil'n . . .!"
„. . . hätt'st es eher g'sagt . . . jetzt hab' i mir scho' an Hals g'waschen . . .!"
„Dös kann ma aa wieder rückgängig macha . . . und der Radio spuilt heut den Barsival . . ."
„. . . den kann i 's ganze Jahr hörn . . . aber dös Sankt-Antonius-Bier fließt aus kei'm Lautsprecher . . ."
„. . . der Aktienblembl . . . dös Dividenden-g'süff . . .!"
„. . . wenn a erstklassiger Heiliger sein Namen dafür hergibt, nacha muaß aa a gewisse Kraft drinna sein . . . Und je größer der betreffende Heilige is' — um so höher steigt aa die Stammwürze . . . dös sag' dir i . . .!"
„. . . wenn's zum Saufa geht, wärst du a gläubiger Mensch — sonst fluachst oan Herrgoodsakramenter nach dem andern außi . . ."
„. . . und dafür is dös heilige Bier g'macht, daß ma damit seine Sünden wieder awischwoab'n ko' . . ."
„Vata, i hab' dös G'fühl — es g'schiecht a Unglück — — —!"
„. . . a Dreck g'schiecht, zünfti werd's, sonst gar nix . . ."
„. . . heut früh is an verstorbenen Onkel Pepi sei Photographie von der Wand 'runter g'fall'n . . . dös bedeut' nix Guats . . .!"
„. . . und wenn die ganze Decken, 's Haus und da Himmi einfallt, werd' ganga . . ."
„. . . du tuast ja wia a Kreuzfahrer, der ins Gelobte Land ziaht . . .!"
„. . . anders net . . .! . . . Und jetzt gibst am Annerl a Schlafpulver, daß s' ihre Herrn Eltern net vermißt —"
„. . . Jessasjessas, dös wird was werd'n . . .!"
„— und an Zimmerfräulein hab'n mir 's aa versprocha, daß mir 's mitnehma zum Sankt Antonius . . . ein Mann — ein Wort . . .! — Fräulein Wanda, auf geht's . . .!"
„. . . wenn nur dös Photographierahmerl mit 'm Onkel Pepi net awig'fall'n wär'! — — — Dös werd a böse Sach' — — —"

(Herr Loichinger klopft durch die Wand dem Zimmerfräulein — und bald darauf gehen sie zu dritt durch die Mitte ab.)

II.

(Im Festsaal des Sankt-Anton-Bierausschankes. Es riecht nach Tannengrün, Wursthäuten, Rauch und Qualm. Die Blechmusik schmettert fünfzig Mann stark das Lied „Wenn Rosen träumen . . ." Familie Loichinger und das Zimmerfräulein sitzen vor der vierten Maß Starkbier.)

„. . . Bittschön, Herr Loichinger, machen S' nochmals die Sau — wie s' grunzt, wenn s' ihr Fressen kriegt . . .!"
„. . . Fräulein Wanda, mein Mann hat jetzt schon zweimal diese Sau gemacht . . . jetzt muaß a Ruah sei' . . .!"
„. . . oij . . . oij . . . oij . . . oij . . .!"
„. . . ach, göttlich . . . das könnt' ich tagelang hören . . .!"
„. . . wären S' halt selber a Sau word'n, wenn's Ihna so guat g'fallt!"
„Frau Loichinger, das möcht' ich mir sehr verbeten haben . . . das verbitt ich mir gerade-zu . . .!"
„. . . Sia hab'n Eahna gar nix zu verbidden . . . Sie . . . Sie Schlampen . . . Sie . . .!"
„. . . Frau Loichinger, das war fast eine Beleidigung — — — und hiermit kündige ich mein möbliertes Zimmer mit Bedienung und Frühstück . . .!"
„. . . Kruzifix, hört's do mit euerm Schmarr'n auf . . . Mensch und Viech, zwei drei . . . freuen sich, zwei drei . . . oooh, die Welt is schön, zwei drei . . .!"
„. . . und hiermit kündige ich per sofort — — —"
„Verreck do alles . . . da schau hin, da Ferdl is da, der Schlachthofferdl — — — Alter Huaterer, da setz di her . . . zwischen dö zwoa Weiberleit eini . . .!"
„. . . Jessas . . . Loichinger . . . Luader . . . wart', lass' mi umisteign . . . geht schon, Fräulein . . . Hoppla, hab i Ihnen weh toa . . .?"
„. . . ganz im Gegenteil — — —"
„Herr Ferdl . . . hab'n Sie was gegen mich . . .?"
„— Warum, Frau Loichinger . . .?"
„. . . weil S' an mir so vorsichti vorbei san . . . und dö da hab'n S' sogar ong'stöß'n . . .!"
„. . . ich wiederhole meine Kündigung rückwirkend per sofort — — —"
„. . . Fräulein Wanda, jetzt halt'st amal dei Mäu' und raufst di mit uns z'samma . . . pfeilgrad in Himmi eina . . .!"
„Vata, bis daß z' b'suffa bist, daß d' — — —"
„. . . von an heiligen Bier werd ma alleweil klarer und reiner."
„. . . stimmt, Loichinger, direkt zum Heiligen kunnt ma sich aufisaufa . . .!"
„. . . Gilt scho, Ferdl . . . Paß auf — — — jetzt trink ma um dö Wett, wer z'erst a Heiliger wird . . . Und wer verliert, der zahlt . . .!"
„. . . i hab' jetzt, ehrlich g'sprocha, drei Maß —"
„. . . Ferdl, i hab de vierte . . . nachher bin i dir nach Adam Riese um oane in der Heiligkeit voraus . . ."
„. . . Jessasmariaundjosef, dös gibt a schöne

Himmelfahrt . . .! Und dahoam hätt' ma bloß an Barsival aufdreh'n braucha —"

„. . . meine Kündigung per Morgenkaffee und sofort —"

„— — — und die We—ellen schlu—gen —"

„. . . und an G'sundheitskuacha hätt' i aa no g'habt . . ."

„. . . das Schiff fing an zu schwa—anken . . . de—er Mastbaum bra—ach —"

„. . . prost, Fräulein . . . weil Sie so an schönen Apfelbusen hab'n . . .!"

„. . . Sie sind aber einer . . . ein Schäker, ein loser . . .! . . . hihihiii . . .!"

„— das Schiff muß unterge—hen . . .!"

„. . . Ihnen Ihren Charakta möcht i kennen, Herr Ferdl . . .!"

„— Ihnen Ihren auch . . . Sie G'schmacherl, Sie dantschigs . . .!"

„. . . glanzpapierene Ohrwaschel hat's, sunst nix . . . außen hui und innen pfui . . .!"

„Frau Loichinger, bezähmigen Sie sich . . .! Sonst muß ich — — —"

„. . . i will net persönli werd'n . . . und sag nur soviel, daß Sie a Fetzen sind und a ganz hundsheiterner dazua . . .!"

„— — — Herr Ferdl . . . Herr Loichinger . . . schützen Sie mich . . .!"

„. . . jetzt hört's amal uff mit dene Kindereien . . . Sauft's — i hab' jetzt die sechste . . .!"

„Wa—as . . .? Fünf Maß hast und koan Tropfen mehra . . .!"

„Da streit ma net lang . . . da fang ma einfach noch amal von vorn on . . .!"

„. . . a Schwindler bist . . . Mit 'm heiligen Bier treibst du Bauernfängerei . . . di kenn i . . .!"

„. . . Ferdl, dös nimmst z'ruck . . . sunst kenn' i mi selber nimmer . . . sunst kann i für nix mehr garantier'n — — —"

„. . . Dei Garantie brauch i net — — — aber daß dir's merkst — — —"

„Um Goods willn . . . Herr Ferdl — — — Nehmt's eahm an Maßkrug weg . . . es g'schiecht a Unglück . . .!"

„— — — daß dir's merkst . . . du Hundling, du . . .!" — — —

(Ein steinernes Gefäß fliegt durch die Luft und trifft den Kopf Loichingers. Alle schreien auf. Loichinger blutet und sieht wie ein heiliger Märtyrer aus. Der Schlachthofferdl wird von Ordnungsmännern aus dem Saal geschleppt.)

„— — — Mandli, dös kimmt di teuer . . . dös muaßt ma du büaßn . . .!"

„Vata, . . . jetzt is scho, wia's is . . . i mach dir an Umschlag mit Sankt-Antonius-Bier . . . Äußerlich ang'wendt wirkt's vielleicht besser— — —!"

(Die beiden Frauen nehmen den verhinderten Heiligen untern Arm und führen ihn wie in einer Prozession nach Hause.)

Saisonbeginn

(Paul Scheurich)



„Gott sei Dank, daß endlich der Frühling da ist!" — „Ja, mit meinem alten Hut hätte ich es auch nicht mehr lange ausgehalten!"

Aus Westfalen

Antönnken weiß Bescheid

Ein Herr aus der Kreisstadt kommt in amtlichen Sachen zum Bauern Dröge-Großewinkel. Vor dem Tor des elterlichen Anwesens steht, Hände in den Taschen, das Söhnchen, das Antönnken.

Der Herr aus der Kreisstadt öffnet seine Aktenmappe und fragt: „Ist der Vater zu Hause?"

„Niä!" sagt Antönnken.

„Wo ist er denn?"

„Opm Schützenfest!"

„Aufm Schützenfest? Wo denn?"

„In Kleinelleringhuisen —"

„Soso. Aufm Schützenfest in Kleinelleringhausen ist der Vater. Soso. — Weißt du denn, wann er zurückkommt?"

„Jau!"

„Wann kommt er denn zurück?"

Antönnken nimmt ganz langsam die Hände aus den Taschen, dreht sich behäbig um die eigene Achse und sagt: „Wenn 't Bier alle is — — —!"

Das Testament

Als Pastor Sch... — das größte Original der Sauerländischen Berge — sich uralt zum Sterben hinlegte, fiel ihm ein, daß er nun zum guten Schluß auch endlich an das Testament denken müsse. Seufzend und mit recht salzigen Randbemerkungen ließ der uralte Herr Pastor und Kauz seinen letzten Willen zu Papier gehen.

Als man nun die Reihen durch hatte, kam zum Schluß die „Huishöllerske" — die Haushälterin — daran. Zweiunddreißig Jahre lang hatte sie den geistlichen Haushalt betreut.

Es wurde gefragt: „Und was soll die Haushälterin, das Söffken — was soll die kriegen — — —?"

Pastor Sch... verzog sauer das Gesicht und sagte: „— ein Kochbuch!"

Viel verlangt

Herr Biegler besucht mit seiner besseren Hälfte die Blumenschau, betrachtet kopfschüttelnd seltsame Kakteen und späht zwischendurch, weil ja der Mensch von Blumen allein nicht leben kann, wo hier das Büfett sein könnte, als ihn die Gattin aus seinem Grübeln reißt.

„Hörst, Alter", sagt sie, „kannst des lesen?"

„Steht leicht da, wo's Büfett is?"

„An was du allerweil denkst ... Des is jo a Blumenausstellung!"

„Alte", versetzt Herr Biegler, „Blumen müassen aa 'gossen werd'n!"

„Schau lieber nach, was auf dem Taferl steht ... Du bist ka' Blumen net!"

Herr Biegler beugt sich vor und beginnt zu buchstabieren: „Ne—pen—thes — — — Fleisch—fres—sende — — — Pflan—ze — — — Ma—da—gas—kar —"

„Was?" meint Frau Biegler überrascht, „— was — a fleischfressende Pflanzen?... Na, so was —"

„Jawohl, Alte", nickt Herr Biegler, betrachtet wohlgefällig die Nepenthes, die anscheinend keine Kostverächterin ist, und denkt an ein Paar heiße Würstel, „— jawohl — des is wenigstens a Grünzeug, des was nix Vegetarischs an seiner hat!"

„Du, Alter", meint Frau Biegler, „de möcht i glei hab'n!"

„No jo — wann s' net z' teuer is", geht Herr Biegler, im Hinblick auf seine Büfettwünsche, entgegenkommend auf das Verlangen der Gattin ein. „Ma kann si ja erkundigen —"

„Waßt, des war was zu unsere Kaktussen dazua ... Du, Loisl, glaubst, daß s' Knochen aa frißt?"

„Was dir einfallt!" entgegnet Herr Biegler belehrend. „Baner soll s' fressen, wo do ausdrückli draufsteht, daß s' nur a Fleisch frißt!"

Da schüttelt Frau Biegler unzufrieden den Kopf.

„Nur a Fleisch? ... Des kommt z' teuer, da kauf ma uns scho liaber an Hund, der bellt wenigstens, wann a Einbrecher in de Wohnung will!"

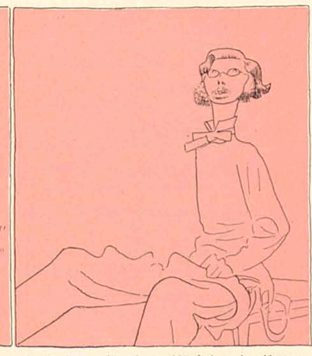
H. K. B.

Der Frühlingsdichter

(Olaf Gulbransson)



Wie schön ist's doch, im Lenz auf grünen Pfaden
das Seelenleben rhythmisch zu entladen!



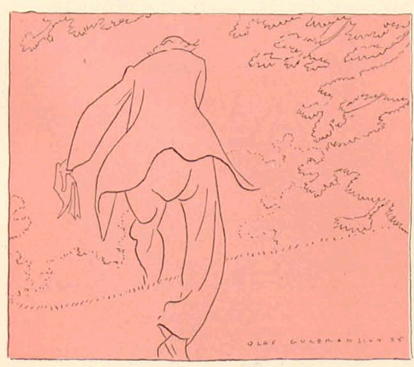
Auch dieser Jüngling schlüpft in seine Hosen,
um draußen mit dem Genius zu kosen.



An einem Wiesenrain ist es gelungen.
Und alsbald wird es zu Papier gebrungen.



Der Rain war feucht. Der Jüngling fühlt mit Beben:
er muß sich schleunigst ins Gebüsch begeben



und dort, o Mißgeschick, mit zagen Händen
sein Manuskript zu schnödem Zweck verwenden.



Drum haben wir es leider nicht erhalten
— sonst fände sich's vielleicht in unsren Spalten.

Ratatöskr

Liebeslied

Als Silberquelle läutet der Schnee,
begnadet äst am Wald das Reh.

Der Hase äugt aus Saat und Traum,
sein grünes Glück begreift er kaum.

Es schwirren die Stare um ihr Haus,
als flögen die Funken der Freude aus.

Ein überquellendes, klingendes Fest,
hängt an der Mauer das Schwalbennest.

Ihr Herz im jubelnden Perlenfall
verschwendet süß die Nachtigall.

Ein Schmetterling, recht minniglich,
wiegt bunt im goldnen Winde sich.

Sein Flügel schwingt und lockt und glüht,
bis rot dein Herz als Blume blüht.

In deinem Zauber, deinem Duft
mich Gott bis in den Himmel ruft.

Gottfried Kölwel

Zollfakturen

Von Dirks Paulun

Es ist nicht wahr! Es ist wirklich kein auch nur annähernd wahrhaftiges Haar in dieser Lügensuppe zu finden! Ich bin nicht hineingegangen. Ich habe keinen Fuß in das Lokal gesetzt. Ich habe mich, eingedenk meiner Pflichten, gehütet, auch nur einen Zeh in das Lokal zu setzen.

Aber als ich mit den Zollfakturen auf dem Wege war — oder weiß irgend jemand noch nicht, was Zollfakturen sind? Zollfakturen sind Fakturen, also Rechnungen, die auf Verlangen einer fremden Zollbehörde von dem Konsulat ihres Landes beglaubigt werden müssen, zum Beweis, daß die berechneten Waren von irgendwoher stammen, irgendeinen Preis haben und so weiter, also etwas, was Konsulate eben beglaubigen, um ihrem Land Devisen zu sparen und ihre Existenz moralisch und ökonomisch zu rechtfertigen.

Ich hatte die Zollfakturen in der Mappe und ging durch die Kolonnaden. Es handelte sich um den Nachweis, daß zwei Löwenfelle, die an einen englischen Millionär in Tientsin geliefert werden sollten, auf einem afrikanischen Löwen gewachsen und daß sie in Deutschland veredelt worden waren.

Da sah mich ein Löwe an. Es war ein Pummel, ein rundlichtapsiger junger Löwe, und er sagte mit seinen tiefgoldendunkelnden Augen: „Herr Pfeffersack! Sie irren sich. Und wenn irgendein Konsul das abstempelt und unterschreibt, dann irrt er sich auch. Die Felle sind nicht veredelt. Die Felle sind auf alle Fälle verhunzt!"

„Leo!" erwiderte ich unbefangen, „Leo, du bist ja selber künstlich. Aber du bist außerdem sehr jung und sehr frech! Veredelung — davon verstehst du nichts. Veredelung ist mit Alaun und mit Kampfer und Naphtha und solchem Zeug!"

Da schwieg er; ich ließ ihn in seinem Schaufenster sitzen und ging weiter. Nun aber begegnete mir eine Katze, eine lebendige Katze.

„Mrrr", sagte sie schüchtern und warf einen vernichtenden Blick auf meine Aktenmappe.

„Bitte sehr!" sagte ich, „du bist eine Katze, du wirst das doch verstehen. Hör mal zu und sag mir: wie kann man ein Löwenfell veredeln?"

Sie strich mir einmal um die Beine, drückte sich in einen Hauseingang und lächelte.

„Laß man! Es ist schließlich nur ein Fachausdruck!" sprach ich, aber sie grinste, daß mir schwach wurde, und ich fügte gewinnend hinzu: „Die Löwen wären schon lange ausgerottet, wenn der Mensch sie nicht schonte. Er schießt sie ja nicht nur wegen ihrer Felle, sondern weil sie so gefährlich sind."

„Mrrr!" sagte die Katze und verschwand im Hausflur.

Ich war enttäuscht. Ihr Versagen machte mir den Mut etwas hohl, aber da kam ein Hund auf mich losgesprungen. Als er bei mir war, tat er freundlich, wedelte mit dem Schwanz und ließ sich kraulen. Er sah gepflegt aus, aber er war offenbar schlecht erzogen. Oder glich ich seinem Herrn aufs Haar und auf die letzte Nuance des Geruchs? — Jedenfalls lief er glückselig vor mir her, wartete immer wieder auf mich, wedelte mit dem Schweif, und schließlich — ja schließlich setzte er sich gerade vor dem bewußten Lokal am Alsterufer hin und bellte mich an.

„Du bist ein freundliches Tier!" sagte ich. „Aber was meinst du, kann man Löwenfelle veredeln?"

Der Hund nahm etwas mit den sogenannten Lefzen vor — er riß sie auseinander und konnte leider nicht antworten, weil er das Maul vor Lachen nicht mehr zukriegte.

„Nun hör zu!" schrie ich ihn an. „Es ist eine ernste Sache! Ein Löwe wird geschossen. Dann wird ihm das Fell abge . . ."

Aber in diesem Augenblick zog der Hund seinen Schwanz ein, winselte erbärmlich und lief davon. Er hatte wohl an der Stimme erkannt, daß ich nicht sein Herr war.

Es ist nicht wahr, daß ich auch nur den kleinsten Zeh über die Schwelle des Lokals gesetzt habe. Aber ich hatte einen unangenehmen Geschmack von Kampfer und Naphtha im Mund, und darum habe ich mich an einen der Tische an der offenen Alster gesetzt.

Als die Möwen mich schief ansahen, habe ich sie auch schief angesehen.

Und als ich zum Konsulat kam, war ich vielleicht wirklich nicht mehr ganz nüchtern — da kann der Chef schon recht haben. Aber kann sich denn ein nüchterner Mensch beglaubigen lassen, daß Löwenfelle mit Naphtha und solchem Zeug veredelt werden?

Lieber Simplicissimus!

An unserem Stammtisch, dessen Hauptreiz in seiner anregenden, bunten Zusammensetzung liegt, kam die Rede auf ältere deutsche Schriftsteller. Fischart war genannt worden, Gryphius und Angelus Silesius.

Schließlich sagte unser „Literat": „Wissen Sie, ein Schriftsteller, den ich außerordentlich schätze, ist Grimmelshausen. Sie kennen ihn doch?" — Teils zustimmende, teils fragende Blicke. — „Sie kennen ihn doch?" wandte er sich jetzt direkt an seinen Nachbarn, den „Techniker".

Dieser riß sich zusammen: „Grimmelshausen?" — Ein ganz fernes, verlorenes Erinnerungslicht blitzte auf — „gewiß, gewiß! — der bekannte Mitarbeiter des ‚Simplicissimus' — kenne ich — ausgezeichnet!"

Und das gefährliche literarische Gespräch löste sich in stürmische Heiterkeit auf.

*

Fredis Vater ist Organist und geht jeden Sonnabend in die Kirche, um für den Sonntag vorzuüben. Fredi möchte für sein Leben gerne mit; aber das darf er nicht, weil er noch zu klein ist und den Vater stören könnte.

Eines Tages setzt er es aber doch durch und darf mitkommen. „Aber schön stillsitzen mußt du, Fredi! Du weißt doch, in der Kirche wohnt der liebe Gott; der sieht alles, was du machst und ob du auch artig bist."

Als der Vater mit dem Jungen zurückkommt, fragt ihn die Mutter: „Nun, Fredi, warst du auch ganz artig?"

„Ja. Aber der liebe Gott war gar nicht da, nur seine Frau. Die fegte."

Von der vorzüglichen Pädagogik des Lebens

Wie ist doch im praktischen Leben
alles so prächtig eingerichtet
und so vorbildlich pädagogisch!

Kaum wickelt man sich aus den Windeln,
so beginnt schon der Ernst des Lebens
mit Sprüchen der Bibel,
mit Zahlen der Geschichte,
mit Regeln und Lehren
(an die sich niemand hält),
und auch mit vielen Prügeln,
die sich noch am besten einprägen.

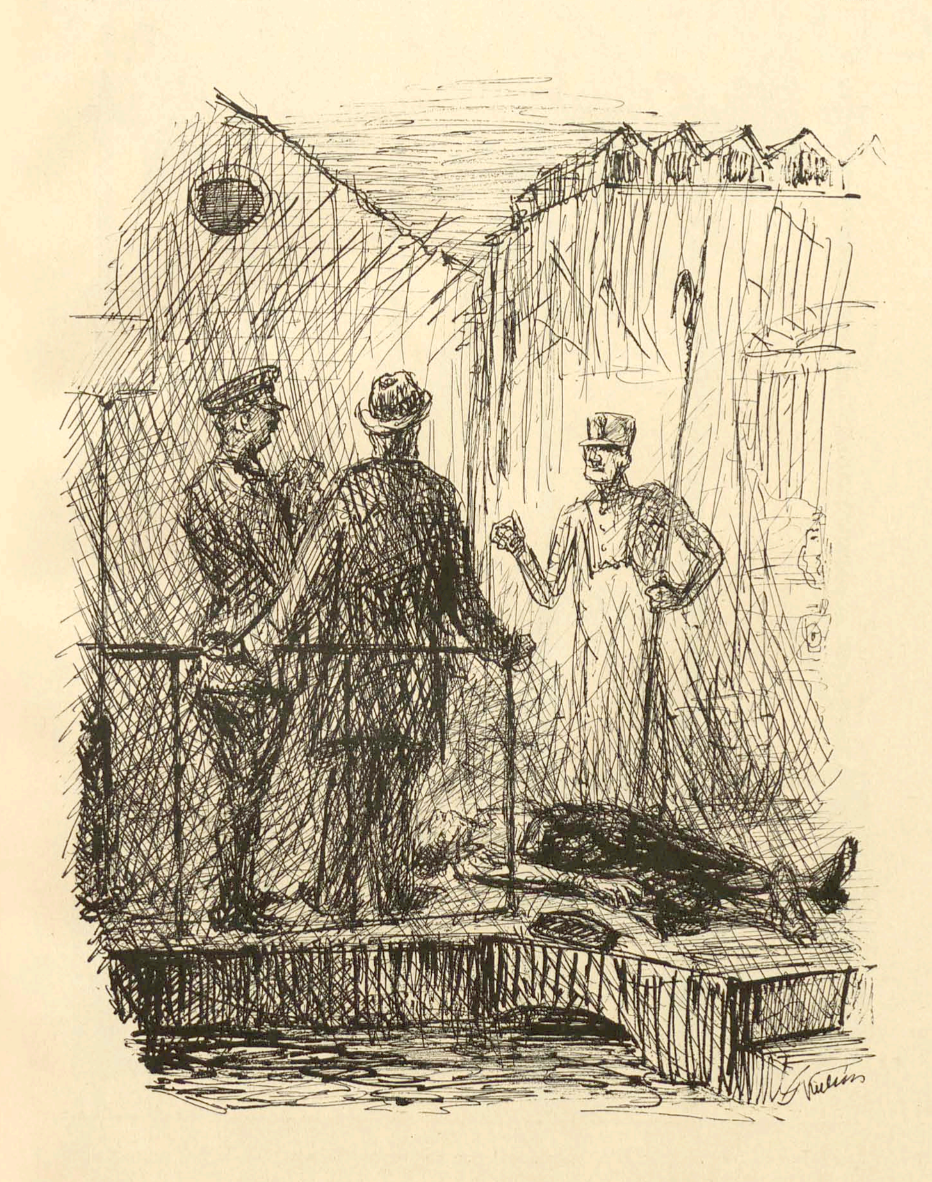
Auf diese sehr trockene Pädagogik
folgt die Pubertät:
Eine schöne Geschichte, —
von Pickeln und Pistolenschüssen begleitet.
Wer sie leidlich überlebt,
saust ohne Aufenthalt in den Beruf,
wo man mit blanken Messern kämpft.
Und in den Atempausen
fallen die Frauen und Mädchen dich an.
Dann stellt sich bald heraus,
daß alles, was du gelernt hast,
für die Katz war.
Vorne ist hinten, krumm ist gerade,
und du bist der Süße,
der für alle Nackenschläge hübsch dankbar zu sein hat.
Nun fängst du eisern wieder an zu lernen,
und wenn du endgültig begriffen hast,
wie man es nicht machen darf, —
von Richtigmachen ist noch gar nicht die Rede! —
dann sargt der Tod
deine so mühsam erworbene Weisheit ein.

Hans J. Thins

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München. DA. 13300 IV. Vj. • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Polizei

(A. Kubin)



Im Kleinen Rosengarten

(Karl Arnold)



„Der Unsterblichkeit bleibt doch nichts erspart! Nun sind wir strafversetzt." — „Ja, das verlangt wohl das österreichisch-italienische Kulturabkommen!"

München, 14. April 1935 **Preis 60 Pfennig** 40. Jahrgang Nr. 3

SIMPLICISSIMUS

Wunschtraum französischer Chauvinisten

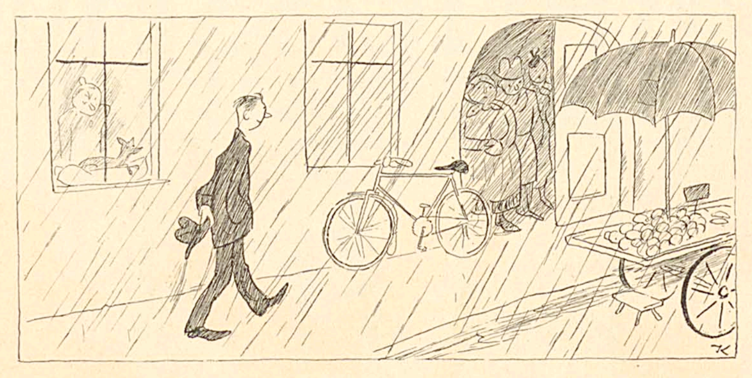
(Karl Arnold)



„Die Gewalt unseres großen Napoleon komme ringsum über Alle gegen Einen!"

Aprilwetter

(R. Kriesch)



Flechsig war satt / Von Willfried Tollhaus

Amandus Flechsig war der Sohn eines früh verstorbenen Kanzleiassistenten. Die kümmerlichen Versorgungsbezüge seiner Mutter würden auch dann nicht ausgereicht haben, diese, ihn und seine zwei Schwestern satt zu machen, wenn es nicht des Vaters Wunsch gewesen wäre, Amandus solle studieren. Dies Geld für das Studium sparten sich die Flechsigs im Laufe von anderthalb Jahrzehnten in des Wortes wahrem Sinne vom Munde ab.

Infolge der mangelhaften Ernährung hatte Amandus eine anormale Entwicklung. Er wurde sehr groß, sehr dünn, sehr steif und sehr temperamentlos. Wenn er daran dachte, daß er dereinst angestellt werden und Gehalt beziehen würde, überfiel ihn die Vorstellung, einmal ganz satt zu sein, wie ein Rausch.

Er machte den Dr. phil. und wurde als Kandidat vor Klassen gestellt. Die Jungen tobten schon, als sie ihn sahen. Hilflos stand er auf dem Katheder. Das Buch in seiner Hand schwankte. Amandus fühlte selbst, daß er als Oberlehrer unmöglich war.

Da er aus Prinzip immer das tat, was kluge Leute für das Dümmste hielten, entschloß er sich, zum Theater zu gehen.

Er fand einen Direktor, der meinte, ein Mann von Bildung sei in seiner Nähe wichtig. So wurde er dritter Chargenspieler und bekam achtzig Mark im Monat. Als die Mutter und die zwei Schwestern zwei Wochen über diese Tatsache geweint hatten, machten sie die Entdeckung, daß sie jetzt nicht mehr so zu hungern brauchten wie früher, und waren dem Himmel dankbar dafür.

Sobald Amandus auf der Bühne auftrat, lachten die Leute. Aber nicht lange. Auch die Anspruchslosesten merkten, daß er zwar äußerst komisch aussah, aber nicht komisch war. Diesen Irrtum nahm man ihm allgemein übel.

Amandus hatte ein Stübchen gemietet, das mit Frühstück zwölf Mark kostete. Es blieben rund sechzig Mark für die Ernährung seines röhrenförmigen Körpers, da er für Wäsche und Garderobe zunächst grundsätzlich nur die minimalsten Ausgaben zu machen gewillt war. Nach Gagenempfang aß er sich einmal fast satt, fast, denn wenn er sich ganz satt gemacht hätte, wäre er ruiniert gewesen.

Seine Kollegen, die ihn essen sahen, behaupteten, er habe einen unsichtbaren Leib, und sein sichtbarer sei nur eine Art von Traggestell für diesen. Aber Amandus wußte es besser: Generationen von Kanzleiassistenten mit Söhnen und Töchtern hungerten in ihm.

Amandus erklärte sich selbst für einen verhinderten Dicken. Alle Flechsigs seit dreihundert Jahren wären nach seiner Meinung gern an Fettleibigkeit gestorben. Aber sie blieben wegen mangelnder Eßgelegenheit spindeldürr.

In jener Zeit spielte man ein mit Recht wieder vergessenes Stück aus der byzantinischen Zeit. Flechsig hatte darin den ersten Palastwächter darzustellen, dessen Aufgabe es war, dem Publikum klarzumachen, was nun kommen solle.

Auf der Generalprobe gab es eine Sensation. Aus der Kulisse kam ein gewappneter Koloß mit Hängebacken und einem phänomenalen Umfang. Er behauptete, Flechsig zu sein. Niemand glaubte es, bis er bewies, daß seine Hängebacken von einem Stukkateur nach seinem Gesicht geformt, in eine leichte Masse gegossen und mit Mastix so natürlich angeklebt waren, daß sie beim Sprechen schwabberten.

Der Erfolg war ungeheuer. Die Leute glaubten nicht, daß der dünne Flechsig sich so dick machen könne. Die Direktion mußte in den Zeitungen veröffentlichen, er sei es wirklich gewesen. An den Stammtischen fand man, das sei die wahre Kunst, und man könne stolz sein, einen so hervorragenden Gestalter im städtischen Ensemble zu haben.

Flechsigs Gage ging jetzt sprungartig in die Höhe. Zuerst erlaubte ihm das, zehn-, dann zwanzigmal und zuletzt täglich zu Mittag und zu Abend zu essen. Außerdem konnte er für die Zwischenmahlzeiten ein Stück der märchenhaften Kalbsleberwurst kaufen, die der beste Schlächter der Stadt herstellte. Er brachte sie in der legendenumwobenen Aktentasche unter, in der er von jeher all das Seine mit sich zu tragen pflegte. Wenn er dann, traumverloren und von den begeisterten Blicken der wahren Kunstfreunde ehrfurchtsvoll begleitet, durch die Straßen ging, brachte er es fertig, mit der einen Hand in diese Aktentasche zu fassen, mit sanftem Druck einen hübschen Ballen Leberwurst aus dem Fettdarm zu drücken und ihn mit einer ihren wahren Sinn verschleiernden Bewegung — wozu ist man Schauspieler? — in den Mund zu bugsieren.

Trotzdem blieb er knochenmager.

Man gab ihm den Falstaff. Er machte sich so dick, daß kaum noch für seine Mitspieler Platz auf der Bühne blieb. Die Zeitungen aber schrieben „Unser Amandus“. Der Direktor bot ihm das Du an.

Die Flechsigs partizipierten an seinem Triumph. Es gelang, die Töchter des Hauses so verlockend zu machen, daß sie sich verheirateten. Ob dieses großen Glückes starb die Mutter.

Der Name Dr. Amandus Flechsig wurde bald in allen Theaterbüros genannt. Eine sehr große Bühne bot ihm auf drei Jahre fünfzehnhundert Mark im Monat. Er nahm an. Bei seiner Abschiedsvorstellung brüllte die Familie seines Stammwirts gemeinsam mit dem genialen Verfertiger der Kalbsleberwurst: „Wiederkommen! Wiederkommen!“

In seinem neuen Wirkungskreis lebte sich

(Schluß auf Seite 29)

Später Wanderer

Von Hermann Sendelbach

Im kleinen Hause an des Dorfes Rande
Brennt schon ein Licht mit ruhevollem Schein.
Doch weit vor mir liegt bleich der Weg im Lande
Und ruft in Nacht und Dunkel mich hinein.

Wie gern beträt' ich grüßend diese Schwelle.
Vielleicht wär' da ein Kind mit lichtem Haar,
Ich säß' am breiten Tische in der Helle,
Man gäb' mir Brot und böt' den Krug mir dar.

Will sich der leichte Vorhang nicht bewegen,
Und wird die Tür von niemand aufgemacht? —
Ich heb' die Hand zu stillem Gruß und Segen
Und schreite einsam in die stumme Nacht.

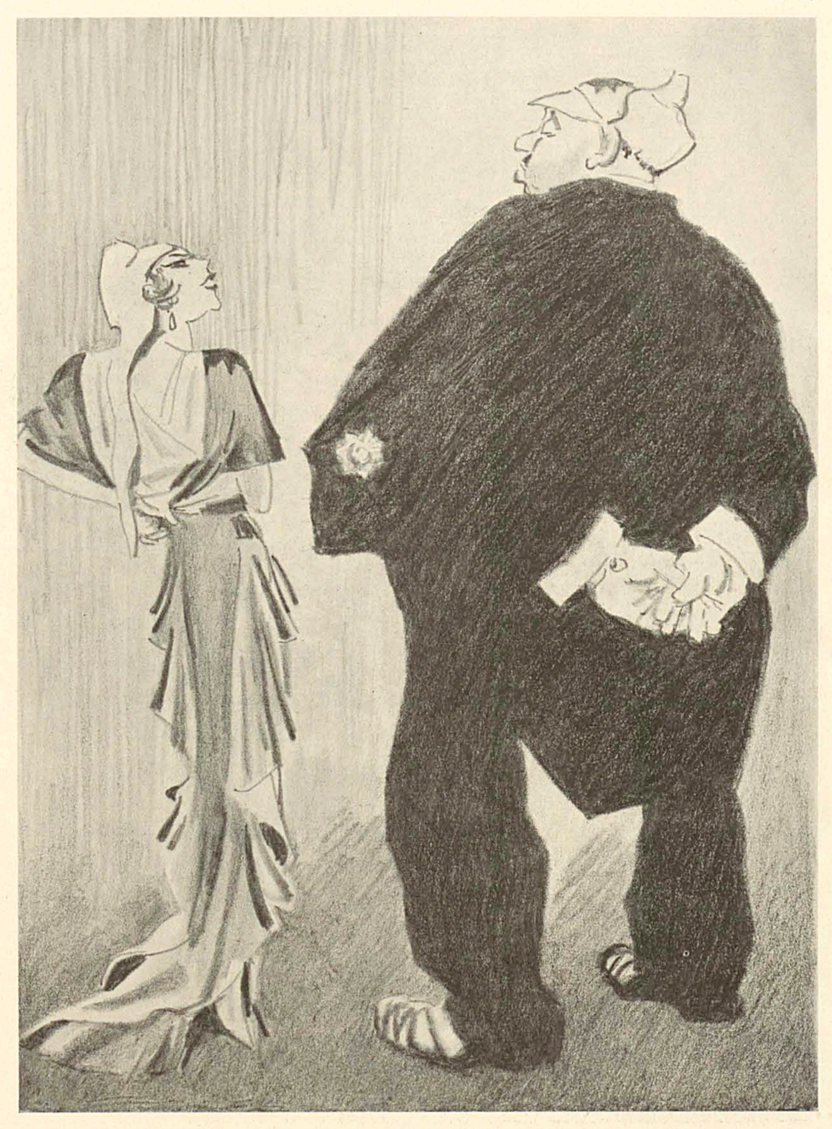
Die Richter von Kowno und die Gerechtigkeit

(Olaf Gulbransson)



Marianne

(E. Thöny)



„Ihren Arm, Iwan! Man hat es gewagt, mich vor ein fait accompli zu stellen!"

Flechsig war satt

(Schluß von Seite 26)

Amandus erst ein, als er das richtige Wirtshaus und die richtige Kalbsleberwurst gefunden hatte. Sein künstlerischer Erfolg als dünner Mann, der dicke Leute spielt, blieb ihm treu.

Da geschah das Unfaßliche.

Flechsig nahm zu! Seine Figur wurde normal! Ein Bäuchlein blühte unterm Hosenbund auf. Schließlich war er so fett, daß sich keine Hängebacken mehr ankleben ließen, weil sie in natura da waren.

Daß ein Dicker einen Dicken spielt, ist nichts Aufregendes. Nun sah man erst, daß eigentlich immer nur Dr. Amandus Flechsig auf der Bühne gestanden hatte, einmal so, einmal so verkleidet. Er war sozusagen als Hochstapler entlarvt. Das Publikum und die Direktion entzogen ihm ihre Gunst. In den Zeitungen stand, er sei ein miserabler Schauspieler. Die bissigen Kollegen rieten ihm, dünne Leute zu spielen. Das sei freilich schwieriger als dicke.

Das Engagementsende kam in Sicht.

Flechsig wurde sich klar darüber, er müsse wieder dünn werden, oder er stehe vor dem Nichts. Da ging er zu einem Arzt. Der wollte ihn ins Bett legen und ihm dreimal am Tag nur eine Tasse Milch geben. Er entwich zu einem anderen. Dieser schien ein Abkommen mit einem Bäcker über nicht verkaufte Semmeln zu haben, denn er schlug vor, Flechsig möge sich in seiner Klinik nur mit ihnen ernähren. Habe er Durst, dann werde er einen nassen Wickel bekommen.

Gegenüber solch teuflischen Martern hatten auch die Flechsigs vor ihm geradezu ein Wohlleben geführt.

Schließlich fand sich ein Medikus, der ihm vorschlug, sich das Essen und Trinken langsam abzugewöhnen und etwa täglich ein Zwanzigstel weniger zu konsumieren als am Tage vorher.

Darauf ließ sich Amandus ein, obwohl er selbst nach diesem Plan vom zwanzigsten Tage nach Beginn der Kur verhungern mußte.

Am fünften Tage fühlte er sich bereits so entkräftet, daß er eine Pause machen, das heißt auf dieser Station länger verweilen mußte.

Als er sich zur weiteren Verringerung seiner Tagesration entschloß, trat die sehr ernste Frage an ihn heran, ob er künftig auch auf Kalbsleberwurst verzichten müsse. Wurst oder Nicht-Wurst!, das war jetzt die Frage. War ihm das Leben Wurst und Wurst ihm Leben? „Ob's edler im Gemüt, die Pfeile und Schleudern des wütenden Geschicks erdulden — oder sich waffnend gegen einen See von Plagen, durch Widerstand sie enden?"

Erfolg, Frauenliebe, Freundschaft — alles konnte bitter schmecken. Darin lagen nicht die Freuden des Lebens. Aber: Geräucherter Schweinskopf, Speck mit Bohnen, Haxen in jeglicher Gestalt, Bratkartoffeln, Knödel, Preßsack — weißer und roter —, Wurst in allen Varianten, das waren höchst zuverlässige und angenehme Realitäten, deren Reiz, gesteigert durch das dunkelste Ammenbier, das es gab, die Unbequemlichkeiten eines Erdenlebens zum wenigsten mildern, wenn nicht sogar aufheben konnten.

Hatte ihm nicht einer dieser verruchten Medizinmänner gesagt, wenn er so weiter lebe wie bisher, wäre er „ohnedies bald hin"?

„Nun wohlan", sagte sich Amandus, „ich entschließe mich zu einem Selbstmord ohne Waffe oder Gift! Ihr, die Ihr Euch mit Dolch, Pistole, Strick, Gift oder Gas aus dem Leben expediert, die Ihr Euch von Felsen stürzt oder im Wasser ertränkt, sterbt Ihr nicht alle grauenvoller als ich, da ich mich mit Dingen morde, die einen das Leben lieben lassen müssen!"

Seit er sich über diese Methode seines Selbstmords im klaren war, steigerte er seinen gastronomischen Konsum ins Gigantische.

Freilich, wenn er seine Mahlzeit beendet hatte, tat sich vor ihm das schwarze Loch auf, das hinter dem letzten Gagentag lag. Dann sah er aus wie ein dicker Schwerverbrecher nach der Henkersmahlzeit vor der Hinrichtung.

Aber seine heroische Absicht gelang.

Am 1. Juni lief sein Kontrakt ab. Am 28. Mai tötete ihn ein Herzschlag. Man fand ihn in den Anlagen auf einer Bank, die rechte Hand in der Aktentasche, ein sehr ansehnliches Stück Kalbsleberwurst umklammernd, das Antlitz lächelnd, wie einer, der vom Tisch aufsteht, an dem es ihm ausgezeichnet geschmeckt hat.

Der Hunger von Generationen hatte sich in ihm gestillt. Flechsig war satt.

Lieber Simplicissimus!

Stock am Chiemsee. Eben bin ich im Begriff, ein Boot nach der Herreninsel zu mieten, als eine ältere Dame an mich die Bitte richtet, noch mitfahren zu dürfen. Ich überlasse ihr gerne den Platz gegenüber dem rudernden Bauernburschen und erlausche folgendes Gespräch:

„Sie sind doch jewiß sehr stolz auf Ihren herrlichen Chiemsee?"

„Naa — gar net!"

„Aber dann doch woll auf Ihr prächtiges Königsschloß?"

„Naa — aa net!"

„Ja warum denn nicht?"

„Weil i zahln muaß, wenn i eina mecht!"

Wiener Scherenschnitt

Ein ehrlicher Finder, brachte Ferdinand Turlinger bald eine valutengefüllte Brieftasche, bald einen Ring mit einem Solitär, bald ein Perlenhalsband ins Fundbüro, steckte den gesetzlichen Finderlohn und schmeichelhafte Belobigungen ein, und weil ein derartiges Übermaß von Ehrlichkeit heutzutage eine Seltenheit ist, beschloß der humanitäre Geselligkeitsverein „d' goldenen Herzen", dem Redlichen ein Ehrengeschenk zu überreichen.

Der Obmann der „goldenen Herzen" hielt eine rührende Ansprache, wies darauf hin, daß es gerade die Ehrlichkeit ist, die am längsten währt, drückte dem Gefeierten ermunternd wohlwollend die Hand und überreichte ihm eine echtversilberte Tabatiere mit der schwungvoll gravierten Inschrift: Dem ehrlichen Finder zur ewigen Erinnerung!

Als man endlich, die Feier spielte sich im Vereinslokal der „goldenen Herzen" ab, gemütlich bei einem Glas Bier saß, sagte der Obmann jovial: „Alsdann, liaber Herr, es g'freut mi wirkli . . . Seg'n S', so a ehrliche Haut, wia Sö san, find't ma selten . . . Na — na —", klopfte er dem ehrlichen Finder auf die Schulter, „alles was recht is, Sö kinnan stolz sei! Und grad desweg'n, weil S' jo eigentli a armer Teufel sein tuan . . . Wirkli — i muaß Ihna no amal de Hand drucken!... Prost — auf Ihna G'sundheit!"

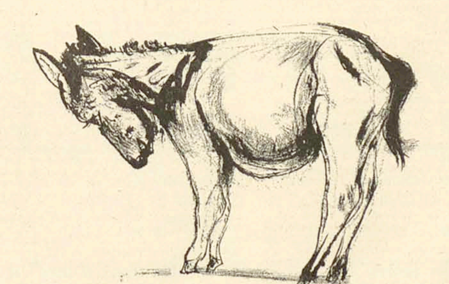
„Prost!" entgegnete der Gefeierte bescheiden, und der Obmann meinte nach einem tiefen Schluck: „Jetzt sag'n S' mir nur amal, san S' denn gar nia net in Vasuchung kummen, Ihna so a wertvoll's Stückl z' bhalten? . . . De Briaftaschen mit der Valutta zum Beispül — de hätt' Ihna do außerg'rissen fürs ganze Leben!"

„Was fallt Ihnen ein, Herr Obmann", versetzte der ehrliche Finder, dieses Ansinnen empört zurückweisend, „wia kunnt i denn — wo mei' Bewährungsfrist no dreiviertel Jahr dauert!"

Auf einem Berg

Gewaltiges Rund! Himmelüberstrahlt!
Weit gliedert sich das tiefe Land,
Wälderland, Weideland, der Dörfer heller Schein dazwischen,
durchpfählt vom Strom, von seinem starken Arm,
der von den Felsenbergen reicht bis zu dem niedern Rand,
wo lichtlodernd rot, sich häuptlings bäumend, stirbt der Tag.
Im Rücken setzt die Nacht den grauumwölkten Fuß auf unsre Erde.

Fritz Knöller



(J. Hegenbarth)

Wir suchen den Stählein / Von Rolf Wünnenberg

In Vetschau bei Kottbus an der Spree wohnte ein vermögender Rentner namens Benno Stählein. Im ganzen betrachtet machte er einen normalen Eindruck, alle sechs Wochen jedoch befiel ihn der Säuferwahn, und er verschwand dann für mehrere Tage, bis ihn seine Frau, eine robuste und korpulente Dame, der diese periodischen Anwandlungen ihres Mannes naturgemäß peinlich waren, eigenhändig heimholte.

Ich war damals für den Bezirk Kottbus Agent einer privaten Krankenversicherung, hatte einen 4/23 Hanomag Viersitzer zur Verfügung und kam alle vierzehn Tage nach Vetschau, um mich mit meinem dortigen Vertreter, Herrn Willy Brandl, bei den Anwohnern mit Versicherungsvorschlägen unbeliebt zu machen.

Nur bei Frau Stählein war ich gut angeschrieben, was übrigens nie zu einer Versicherung führte, wohl aber zu der Zusicherung, daß sie eine Verehelichung meinerseits mit ihrer damals gerade abwesenden Tochter befürworten wolle. Einstweilen bereitete sie meine voraussichtliche Verlobung immer wieder durch saftigen Hasenbraten, Rehrücken oder herzhafte Kaffeegenüsse vor. Die Tochter selber habe ich nie zu Gesicht bekommen.

Als nun mein Vertreter Willy Brandl und ich wieder einmal hungrig an ihrer Türe schellten, kam sie uns mühsam aufgerichtet und mit dicken Tränen in den Augen entgegen und teilte uns mit, ihr Mann sei den dritten Tag nicht nach Hause gekommen, und sie müsse ihn jetzt suchen.

Wir beruhigten sie mit unserem an zahlreichen Versicherungsversuchen erprobten Wortschwall, berührten schonend den unausrottbaren Leichtsinn älterer Männer, was jedoch den guten Kern in ihnen nicht auszuschließen brauche, und kamen aus Frivolität zu dem Schluß, er könne nur bei einer raffinierten Circe — wir sagten ausdrücklich Circe — hängen geblieben sein, und man müsse ihn mit Sanftmut oder gar mit Gewalt aus deren Händen befreien. Diese Bemerkung war deshalb so frivol, weil der gute Stählein dem kräftigsten Mannesalter längst entwachsen war, einen sehr maroden Eindruck machte und zu anderen Dingen als zum Saufen wohl kaum noch zu gebrauchen schien.

Aber die Circe saß. „Ihm nach", sprach sie finster, „der kommt mir heute noch nach Hause." — „Ihm nach", wiederholten wir ernst, „seine Seele muß gerettet werden."

Wir bestiegen meinen 4/23 Hanomag und holten aus Pietät Brandls Frau mit. Sie stimmte mit uns überein, daß man den Stählein noch diese Nacht erwischen müsse. Sie hatte die gleiche Statur wie Stählein und in der Ehe die Hosen an.

Wir kamen bei sinkender Abenddämmerung in Kottbus an. Brandl und ich beschlossen, die beiden Frauen im ersten und einzigen Kabarett von Kottbus, dessen Namen ich eigenmächtig in Gelber Kakadu umwandle, abzusetzen, auf daß das Warten kurzweilig sei und sie vorsichtig auf die wachsende Frivolität der kommenden Ereignisse vorbereitet würden. Hierauf gab uns die Stählein zehn deutsche Reichsmark, mit dem Auftrag, den Ausreißer postwendend zu ihren Füßen zurückzubringen.

Brandl und ich aßen zunächst einmal gründlich zu Abend. Es sucht sich besser mit vollem Magen, und außerdem wußten wir wirklich nicht, wo wir den guten Stählein finden sollten.

Anschließend gingen wir ein Haus weiter und luden Fritzi und Luzy, die uns noch von früher her als weder zu tugendhaft, noch zu leichtfertig bekannt waren, zu einem Schoppen Wein ein und fragten so nebenbei, ob sie nicht einen alten, versoffenen Knacker — wir beschrieben den Stählein wenig verführerisch — hätten herumlungern sehen. Beide verneinten und bestellten den zweiten Schoppen. Das Gespräch blieb bei der Schlechtigkeit der Männer kleben. Aber mein abgedroschener Vorschlag, alle auf einmal, so wie sie gerade herumlungerten, umbringen zu lassen, wurde von den Damen ritterlich abgelehnt. Wir tranken daraufhin den dritten Schoppen.

Dann sah Brandl mich an, und ich sah Brandl an. Wir nickten in Übereinstimmung, zahlten und stellten unsere Rückkehr in nahe Aussicht. Indem wir leidende Mienen aufsetzten, gingen wir zur verlassenen älteren Generation in den Gelben Kakadu und teilten die Ergebnislosigkeit unseres bisherigen Suchens mit. Auch sei unser Spesenkonto bereits überzogen.

Die beiden Frauen stöhnten kurz auf, und die Stählein drückte uns den zweiten Zehnmarkschein in die Hand. „Befreit ihn von der Circe", sagte sie bitter, „koste es, was es wolle."

Brandl und ich kehrten gestärkt zu Fritzi und Luzy zurück. Wir gingen zu einigen Likören über, und Fritzi stellte dabei fest, ich könnte lachen wie ein Naturbursche. Das schmeichelte mir, denn ich bin für mein Leben gerne ein Naturbursche. Auch der Brandl wollte ein Naturbursche sein und fing fürchterlich an zu jodeln. Ich bin duldsam; aber dieses Jodeln erregte mein volkstümliches Gemüt. „So jodelt kein Mensch", sagte ich zu Brandl, „so jodelt höchstens ein Pferd." Brandl seinerseits behauptete, Pferde könnten nicht jodeln, höchstens wiehern; er aber sei einmal in Bayern gewesen und könne jodeln. Holdrioh! — „Niemals", antwortete ich, „niemals!" — Der Streit wickelte sich zwischen dem dritten und vierten Edelkirsch ab und führte zu offenkundiger Feindschaft. Wir trennten uns, das heißt i c h trennte mich. Ich nahm Fritzi am Arm und ging drei Tisch weiter. Ich bestellte dort eine Flasche Liebfrauenmilch und wurde sehr sentimental. „Du hast ein Gemüt", sagte ich zu Fritzi, „dann weißt du auch, was volkstümlich ist, das kann kein Jodler gewesen sein." — „Laß ihn", sagte Fritzi listig, „der Brandl ist kein Naturbursche. Nur du bist ein Naturbursche." Das zu hören tat mir gut.

Ich überdachte meine Mittel. Ich wollte dem Brandl zuvorkommen und ging erneut zum Gelben Kakadu. „Ich kann ihn nicht finden", sagte ich schmerzvoll zur älteren Generation. „Der Brandl schleppt sich alleine von Circe zu Circe. Mich

hat mein natürlicher Anstand von ihm getrennt. Aufopferung hin, Aufopferung her. Ich bin mehr für Grundsätze."
Die Brandl wurde sehr bleich. „Das habe ich nicht gewollt", sagte sie dumpf, „nie und niemals habe ich das gewollt."
Die Stählein nahm sie lind am Arm: „Lassen Sie ihn. Er tut es bestimmt nur für mich."
„Nur für Sie?" — Die Brandl beruhigte sich. Die Stählein aber steckte mir einen neuen Zehnmarkschein zu und sagte: „Gehen Sie! Lassen Sie den armen Brandl nicht im Stich, auch S i e tun es nur für mich."
Ich sehnte mich nach Fritzi. Aber sie hatte sich an Brandls Tisch gesetzt. Das empörte mich. Ich kehrte streng in meine freiwillige Abgeschiedenheit, drei Tische von den andern entfernt, zurück. Brandl lachte hierüber höhnisch und schickte Luzy.
Mein Ehrgefühl war verletzt. Ich verlangte nach Fritzi. Nur sie habe ein Recht, mich zurückzuholen. Ob mich denn alle verlassen wollten? Das hätte ich nie von der Fritzi gedacht.
Fritzi wollte das nicht auf sich sitzen lassen. Sie kam. „Dummer Junge", sagte sie, „benimmt sich so ein Naturbursche?"
„Ja", brüllte ich, „Naturburschen schreien auch", brüllte ich, „schreien! Schreien! Schreien!"
Fritzi hielt mir die Hand vor den Mund und nannte mich unerzogen. Auch Brandl und Luzy kamen, um mich zu mildern. Ich schämte mich und sah fort. Ich konnte den Kerl mit dem Jodler immer noch nicht leiden.
Brandl hieb mir versöhnlich auf die Schulter. „Sei kein Hanswurst", sagte er, „trinken wir auf das Wohl des guten Stählein, er hat es um diesen Abend verdient."
Das war ein Wort. Wir bestellten einige doppelte Kognaks und ließen den Stählein leben. Wir ließen seine Frau leben, wir ließen Fritzi leben, wir ließen Luzy leben, wir ließen den Brandl leben, wir ließen mich leben. Und als es nichts mehr zum Lebenlassen gab, sanken wir erschöpft über den Tisch und starrten dumpf in unser Inneres.
„Wir sind schlecht", sagte ich bekümmert. „Noch schlechter", fiel Brandl herzerweichend ein. „Diebe sind wir", übertrumpfte ich zerklüftet den Brandl. „Mörder", schlug Brandl grauenvoll dem Faß den Boden aus.
„Mörder?" zeterten Fritzi und Luzy verstört.
„Ja", kam es gebrochen zurück. „Den Stählein haben wir auf dem Gewissen; wenn er jetzt bei den Circen verreckt ist, dann sind wir schuld. Der arme, gute Stählein. Prost . . ."
Wir sackten zusammen und schliefen annähernd eine Stunde. —
Endlich rührte sich Brandl. „Wo bleibt der Kaffee?" fragte er belegt, „der Kaffee?"
Ich stieß Luzy und Fritzi in den Rücken. „Wie kann man sich so betrinken! Pfui, aufwachen, es gibt Kaffee!"
Brandl stand schwankend auf. Ich wußte, wohin es ihn trieb. Er dachte an die ungesund angeschwollene Rechnung.
Brandl schwankte zum Gelben Kakadu. Seine Stimme tremolierte. Er hat mir später alles erzählt. Er sei von Circe zu Circe gehetzt, sagte er zur älteren Generation, er sei noch ganz benommen, der Stählein habe sich nirgends gezeigt, ich hätte inzwischen vergeblich alle Gossen abgesucht.
Die Stählein drückte ihm jammernd zehn Mark in die Hand. „Eilen Sie! Es hilft alles nichts! Mein Mann muß her! Und wenn die Welt untergeht! Wozu sind Sie ein guter Mensch!"
Brandl kam mit dem impertinenten Bewußtsein zurück, ein guter Mensch zu sein. Es tut weh, wenn sich Männer im Suff für gute Menschen halten. Wir ließen es frierend über uns ergehen.
Wir waren grausam müde. Da half kein Mokka mehr, keine Prinzregententorte, keine Salzstange. Wir gähnten. Ich fing an, weil ich ein Naturbursche bin; dann gähnte Fritzi, weil ihr Naturburschen immer nahestanden. Luzy gähnte aus Langerweile und Brandl, weil ihn der gute Mensch in sich selber anödete.
Hierzu graute der Morgen, und das schlechte Gewissen wuchs. Wir brachten Luzy nach Hause. Wir brachten Fritzi nach Hause. Wir schwuren beim Abschied stumpf und heuchlerisch ewige Treue; dann schwankten Brandl und ich das letztemal zum Gelben Kakadu.
Die Tür war verschlossen und wurde erst auf längeres Klopfen geöffnet. Die Stählein und die Brandl saßen auf Hockern vor der Garderobe, und der Portier machte ein finsteres Gesicht.
„Die Circen sind schlauer als wir", sagte ich düster, „geben wir uns geschlagen."
Die Stählein hielt sich an Brandl und die Brandl an mir. Wir waren alle vier den Tränen nahe. Da standen wir nun mit unserer kümmerlichen Weisheit, und der Stählein konnte inzwischen wirklich gestorben sein.
Wir fuhren langsam und trauernd nach Vetschau. Wir drangen hoffnungslos in das Wohnzimmer der Stählein. Nur noch ein letzter, einsamer Kognak konnte uns helfen.
Im Wohnzimmer aber bot sich folgendes Bild. Ein Paar schwarze Schnürstiefel standen schief auf dem Rauchtisch. Eine grüne Lodenjacke verdeckte zur Hälfte die Stehlampe. Und auf dem Diwan lag zusammengerollt und schnarchend ein armseliges, halbentkleidetes Wesen, voraussichtlich männlichen Charakters, eine braune Regenmütze quer über den Kopf gezogen und die Hände schamhaft über der Brust gefaltet. Es war Benno Stählein. Er war wohl am vergangenen Abend nach Hause zurückgekehrt, hatte sich nicht mehr ins eheliche Schlafzimmer getraut und sammelte hier die Kraft, seiner Frau unter die Augen zu treten.
In Frau Stählein siegte die Zärtlichkeit. „Geht", sagte sie leise zu uns, „geht und stört ihn nicht, zum Schimpfen brauche ich ihn nüchtern."
Wir kehrten nachdenklich zu meinem 4/23 Hanomag zurück. Erleichterung machte sich breit. Die Sonne schien dauerhaft. Wir fühlten, daß die Ordnung nie ausstarb und daß selbst die abgründigste Verworfenheit zum häuslichen Glück zurückfindet.

Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile 0.20 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme F. C. Mayer Verlag München 2 C Sparkassenstraße 11

Blinder Eifer

Der Verfasser dieser Zeilen zählt seine Wenigkeit zu den Lutheranern, und der freundliche Leser und die noch liebenswürdigere Leserin mag den Zwinglianern, Calvinisten, Baptisten oder Methodisten angehören; trotzdem wird sie die kleine Geschichte, die den Vorzug historischer Treue hat, interessieren, auch wenn sie „im Katholischen" spielt; sie ist dem Verfasser vom leutseligen katholischen Priester eines Bremer Nachbarorts glaubwürdig berichtet:

Kommt da neulich bei der Bremer Postverwaltung ein nach außen absenderloser Brief an mit der heutzutage immerhin nicht alltäglichen Anschrift „An den Hochwürdigsten Herrn Erzbischof von Bremen". Der zuständige Beamte schüttelt den Kopf und stellt den Schreibebrief einem geistlichen Herrn zu, den er für den ältesten und damit würdigsten Vertreter des weiland Erzbischof von Bremen hält. Dieser — ein Gemütsmensch durch und durch — fühlte sich bei aller geziemenden Achtung vor seinem Amt und der Findigkeit der Post zur Öffnung des geheimnisvollen Schreibens doch nicht legitimiert, sondern gab es mit schriftlichem Kurzvermerk an die Post zurück: „Adressat 1558 als Leiche nach Verden verzogen!" Nun hatte zwar die Post nach bestehenden Gesetzen und Verkehrsübung die Möglichkeit, den Schrieb zur Feststellung des Absenders von Amts wegen zu öffnen. Da sie es aber nach der zitierten Rückschrift mit einer immerhin nicht mehr ganz jugendlichen Leiche zu tun hatte, zog der zuständige Beamte es aus Pietätsgründen vor, den Inhalt des Schreibens, der ja für Staat und Kirche bedeutungsvoll sein konnte, unter Assistenz eines Geistlichen, und zwar des Rückschriftlers, zu exhumieren. Und da ergab sich dann zu allseitigem Spaßvergnügen die Tatsache, auf die der verewigte Erzbischof von Bremen sicherlich auch von oben milde heruntergelächelt hat:

Ein Frankfurter Agent offerierte dem Herrn Bischof etwas verspätet, aber von Herzen kommend — — — Abschluß einer Lebensversicherung!! Er sei selbstverständlich gern bereit, den Hochwürdigsten Herrn „zwecks Näheres" persönlich aufzusuchen und so.

Pfarrer und Postbeflissener trennten sich schmunzelnd mit dem aufrichtigen Wunsch für den Absender, daß das Wiedersehen „zwecks Näheres" noch gute Weile haben möge. Daß im übrigen ein s o l c h e r Versicherungsvertreter einmal in den Himmel kommt — darüber bestehen wohl diesseits keinerlei Zweifel.

F. K.

Auskunft

Hansi spielt mit seinem Roller. Da kommt scharf um die Ecke ein offener Rennwagen. Der Chauffeur fragt: „Komm ich hier in die Kochstraße?"

Hansi setzt den Fuß auf den Roller: „Ha, Sie könnet grad hinter mir drein fahre!"

Der Wald

Am Nordrand unserer guten Stadt liegt der Stadtwald. Er ist korrekt und sauber mit Stacheldraht eingefaßt. An den Eingangswegen gibt es hohe Holztafeln, darauf steht, nach Paragraphen geordnet, was alles verboten ist. In diesem Wald bewegen sich drei oder vier Aufsichtsbeamte. Diese Männer tragen eine waldgrüne Dienstmütze mit dem Stadtwappen vorne. In der Hand haben sie einen dicken Eichenstock mit scharfer Eisenspitze dran. Manchmal picken sie, ihrer Dienstvorschrift entsprechend, mit der Stockspitze ein herrenloses Stullenpapier oder einen Straßenbahnfahrschein auf.

Diesen unseren braven Wald durchquert nun neulich ein Mann, der, nach seiner äußeren Aufmachung zu urteilen, dem Verein der Landfahrenden angehört. Durchqueren ist gestattet. Aber was der Mann weiter tut, ist nicht gestattet. Er stellt sich nämlich an einen Baum, ja, an einen Baum und will. Da aber taucht plötzlich so ein Mann mit grüner Mütze und Eichenstock auf und sagt: „Sie, Männeken — eigentlich müßte ich Sie jetzt zu Protokoll geben — so was ist im Wald verboten — — —!" Der Attentäter bringt sich schleunigst in Sicherheit, bleibt dann stehen, dreht sich um und sagt mit unendlicher Verachtung: „Wat? Det hier soll 'n Wald sind? Nee, Männeken — een Wald, wo man nich in pinkeln darf, det is keen Wald — — —!"

Das Mädchen aus der Fremde

(R. Kriesch)



„Jetzt bin ich acht Tage hier, aber von dem ‚goldenen Münchner Herz' hab' ich noch nichts gespürt." — „Moana S', weil S' stehn müass'n? Bei uns ham d' Männer 's Herz halt net am Hintern!"

Die lieben Gäste

(Paul Scheurich)



„Tja, es is nich so leicht, Emigrant zu sein." — „Nu, Sie müssen sich eben akklimatisieren! Ich zum Beispiel schimpfe bereits nur mehr auf die französische Regierung."

Die Briefmarke / Von Anton Schnack

Sie funkelte auf fremden Briefen
Und war vielleicht von Robinson.
In ihrem Glanz Gefahren schliefen,
Schiffbrüche, Gift und Trommelton.
Fidschiinseln, Tasmanien, Samoa.

Es war verrucht, dem Weg zu folgen,
wer weiß woher, wer weiß von wem.
Er ging vielleicht durch Taifunwolken
Zu einem Prinz mit Diadem.
Siam, Java, Celebes.

Sie roch nach Tee, nach Sumpf und Flüssen,
Nach Öl, Basar und Honigmarkt,
Nach Tieren, Salz und Regengüssen,
Nach Wurzeln, aus dem Sand geharkt.
Indochina, Neuseeland, Kolumbien.

Es war darin das Licht von Häfen,
Die Musik aus der Whiskybar,
Das Blut von nachts durchschoss'nen Schläfen.
Und niemand wußte, wer es war.
Saloniki, Singapor, Bombay.

Geklebt von fiebernden Kaufleuten
In einer Urwaldfaktorei,
Gefüllt mit blauen Schlangenhäuten,
Umgellt vom Papageienschrei.
Madagaskar, Mosambik, Goldküste.

Gesandt von waldverscholl'nen Jägern
Mit Vatersnamen, lang schon fort,
Von Tramps, Pelzhändlern, Fichtensägern,
Gequält von Heimweh, Rausch und Mord.
Alaska, Labrador, Neufundland.

Botschaft vom Segelschiffmatrosen,
Im Sturm ertrunken bei Kap Horn,
Nachricht vom Tunichtgut, verstoßen
Von Vaterwut, von Mutterzorn.
Chile, Feuerland, Brasilien.

Es war verrucht, nachts nachzugrübeln
Dem ungeheuren Bilderspuk
Von Abenteuern und von Übeln,
Von Hungersnot, Gold und Betrug.
Haiti, Jamaica, Californien.

Schicksal war eingebrannt der Marke,
Schicksal schrie aus dem Bilderfeld.
Dem Knaben war sie Träumerbarke:
Sie fuhr ihn in die weite Welt.

Das Minimum

(K. Heiligenstädt)

„Rauch' wenigstens, Egon, damit ich doch merke, daß ich verheiratet bin!"

Tu felix Austria

Südbahn 1911

Ich stehe am Bahnhof in X. und erwarte Freunde. Überraschenderweise hat der Zug keine nennenswerte Verspätung. Immer deutlicher hebt sich der alt-österreichische Funkenfänger des Lokomotivschlots vom Abendhimmel ab. Mein Freund, der Stationsvorsteher, bereitet sich zur Aktion vor.
„Was manen S'", wendet er sich an mich, „wo lass'n mir ihm heut' rei'fahrn? Lass'n mir ihm rechts rei'fahrn, lass'n mir ihm links rei'fahrn, oder lass'n mir ihm glei' in der Mitten rei'fahrn?"
Ich starre ihm bloß ins Gesicht.
„Ob mir ihm rechts rei'fahrn lass'n soll'n, oder links, oder glei in der Mitten?"
„Ja, Mann, wissen Sie denn das jetzt noch nicht, der Zug ist ja schon beinahe an der Weiche!"
„Alsdann, falls Sie nix dagegen hab'n, man i, mir lass'n ihm heut amol in der Mitten rei'fahrn."
Spricht's und stellt die Weiche, über die gleich darauf polternd der Zug einläuft.

*

Auf derselben Bahnstrecke, im Zug. Ich bin verspätet zugestiegen, benötige deswegen eine Zuschlagskarte. Als ich mich mit reichsdeutscher Pflichttreue an den Zugführer wende, hat er gerade keine Zeit.
„Bitte vorläufig nur sitzen zu bleiben, i komm später, i hab' jetzt grad' kei Zeit."
Nach zwei oder drei Stationen — der Zugführer hat sich immer noch nicht sehen lassen — versuche ich es nochmals.
„Aber bitte, bleibn S' doch auf Ihrem Platz, i komm scho. Jetzt hab' i halt grad' kei Zeit net." Trotz aller Höflichkeit war der Ton bereits eine Nuance schärfer geworden. Ich riskiere deswegen keinen neuen Vorstoß mehr. Als er aber kurz vor meiner Endstation zufällig im Wagen sichtbar wird, wage ich ihn doch noch einmal zu erinnern, mit dem Hinweis darauf, daß ich gleich werde aussteigen müssen und möglicherweise an der Sperre Schwierigkeiten haben werde.
„Aber bitte, i hab' Ihnen doch g'sagt, daß ich keine Zeit hab'!"
„Ja, was soll ich dann Ihrem Kollegen an der Sperre sagen, wenn ich Anstände bekomme?"
„Dann sagen Sie ihm halt: Der Franzl hätt' kei Zeit g'habt."
Gleich darauf ist der Zug in der Station und ich an der Sperre.
„Fahrkarten, bitte. Ja, wo haben denn Sie Ihre Zuschlagskarte?"
„Bitte, ich soll Ihnen ausrichten: Der Franzl hätt' kei Zeit g'habt."
„So, so. Der Franzl hat kei Zeit g'habt. Nachher is' scho recht."
Und schon durchschreite ich die Sperre!

Lieber Simplicissimus!

Mein Junge verlangt bei Tisch zum drittenmal seine Lieblingsspeise, was ihm die Mutter abschlägt: „Das wird zuviel, da kriegst du Magenerweiterung." Schlagfertig entgegnet er: „Das wär' ja grad recht, dann geht noch mehr hinein."

*

Eheleute saßen zusammen und philosophierten.
„Wer hat eigentlich das ‚Gesetz der Trägheit' erfunden?" fragte die Frau.
Der Mann brummte: „Dein Dienstmädchen."

*

Anton haben sie das Auto gestohlen.
Anton regt sich nicht auf.
„Warum regst du dich nicht auf, Anton?"
„Weil ich den Dieb kenne."
„Warum zeigst du ihn nicht an, Anton?"
„Weil ich erst warten will, bis er mit allen Reparaturen und der neuen Lackierung fertig ist."

Verwandlung

Von G. Bode

„Ach Gott", sagte die siebzehnjährige Steffi, „wenn man heute den alten Doktor Petronjewitsch sieht, kann man sich gar nicht vorstellen, daß dieser gichtische, alte Brummbär das Ideal meiner Mutter und aller ihrer Freundinnen gewesen ist."
„Du bist ein Kind, Steffi", lächelte Frau Inge, „es ist doch selbstverständlich, daß ein Mensch im Ablauf von zwanzig oder dreißig Jahren ein anderer wird. Ich habe aber den Fall erlebt, daß ein Mann sich vor meinen Augen in allem und jedem binnen einigen Wochen vollständig verändert hat."
Frau Inge schaut von der Terrasse in den blühenden Garten und lächelt ein wenig wehmütig. Aber Steffi läßt der erwachsenen, klugen und erfahrenen Freundin keine Zeit, nachzudenken. „Binnen wenigen Wochen, sagst du? Oh, wie aufregend! Wann war das? Wer war das?"
Inge lächelt, spielt verträumt mit dem Strohhalm in ihrem Glase und vergißt zu trinken. „Du hast ihn nie gekannt, er war nicht in Wien, aber wenn du ihn gekannt hättest, hättest du dich ebenso in ihn verliebt wie alle anderen Mädchen und wie ich. Er war charmant, ein bezaubernder Hofmacher, großzügig, ein Mann, der die Frau, die er liebte, mit Blumen und Geschenken überhäufte. Ein blendender Sportsmann, jeden Morgen um sieben schon auf dem Sportplatz."
„Herrlich", seufzte die Kleine. „Und du warst immer mit ihm?"
„Immer. Bei Tag und bei Nacht. Und es gab keine Stunde, die langweilig gewesen wäre. Er war geistreich, ironisch, witzig ... er war wundervoll."
„Und dann?" Steffi sah gespannt zu ihrer schönen Freundin auf. Es mußte herrlich sein, von einem solchen Manne geliebt zu werden.
„Dann? Dann kam die große, die schreckliche Veränderung. Ich hätte darauf geschworen, ihn ganz zu kennen ... aber plötzlich war er nicht mehr charmant, im Gegenteil: er war schlecht gelaunt und mürrisch. Der ideale Hofmacher war ein Nörgler geworden. Die Zeit der Geschenke war vorüber. Er war fast geizig geworden."
„Entsetzlich! Ein geiziger Mann!" flüsterte die kleine Steffi.
„Und was das Merkwürdigste war: der große Sportsmann wurde faul, schlief bis zehn Uhr und gab jedes Training auf, bis er sogar Fett ansetzte."
„Geschah das nicht vielleicht unter hypnotischem Einfluß?" fragte erschüttert Steffi, die ihre Freundin mit einem Male tief bedauerte.
Aber Inge schüttelte den klugen Kopf. „Nein, mein Kleines, leider braucht es keine Hypnose, um aus einem geistreichen Menschen einen Durchschnittsidioten zu machen, der sich nur für sein Essen interessiert."
Steffi schauderte. Wahrlich, es gab Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen ein kleines Mädchen keine noch so blasse Ahnung hatte. „Und wann hat sich der Mann so entsetzlich verändert?" fragte sie zitternd vor Aufregung.
Frau Inge erhob sich, nahm ihren Mantel und schien die Frage überhört zu haben.
„Inge, wann geschah diese furchtbare Veränderung?" wiederholte das junge Mädchen.
„Zwei Monate nach unserem Hochzeitstage."

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— ● Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile RM —.20 ● Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Gaishauser, München ● Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● DA. 13300 IV. Vj. ● Erfüllungsort München ● Postscheck München 5802 ● Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Keine Auslandsware!

(W. Schulz)



„Hast net g'les'n, Franzl, daß in Paris dö g'straft wern, wo si auf dö Gartenbänk' ‚in leidenschaftlicher Weise' abbusseln?" – „Is mir wurscht, G'schmacherl; mir bleib'n bei der deutschen Mode!"

Nur nichts überstürzen!

Jeder weiß aus dem Kalender,
daß der p. p. „Alles-Wender"
Frühling nun begonnen hat.
Und wer's daraus nicht erfahren,
merkt es, weil er — je nach Jahren —
äußerst regsam oder matt.

Wie im Zoo die Krokodile,
neigt der Mensch zum Liebesspiele,
vorläufig jedoch zu Land.
Und im Tiergarten ist nächtlich
jetzt der „Bank-run" schon beträchtlich,
und es tut sich allerhand.

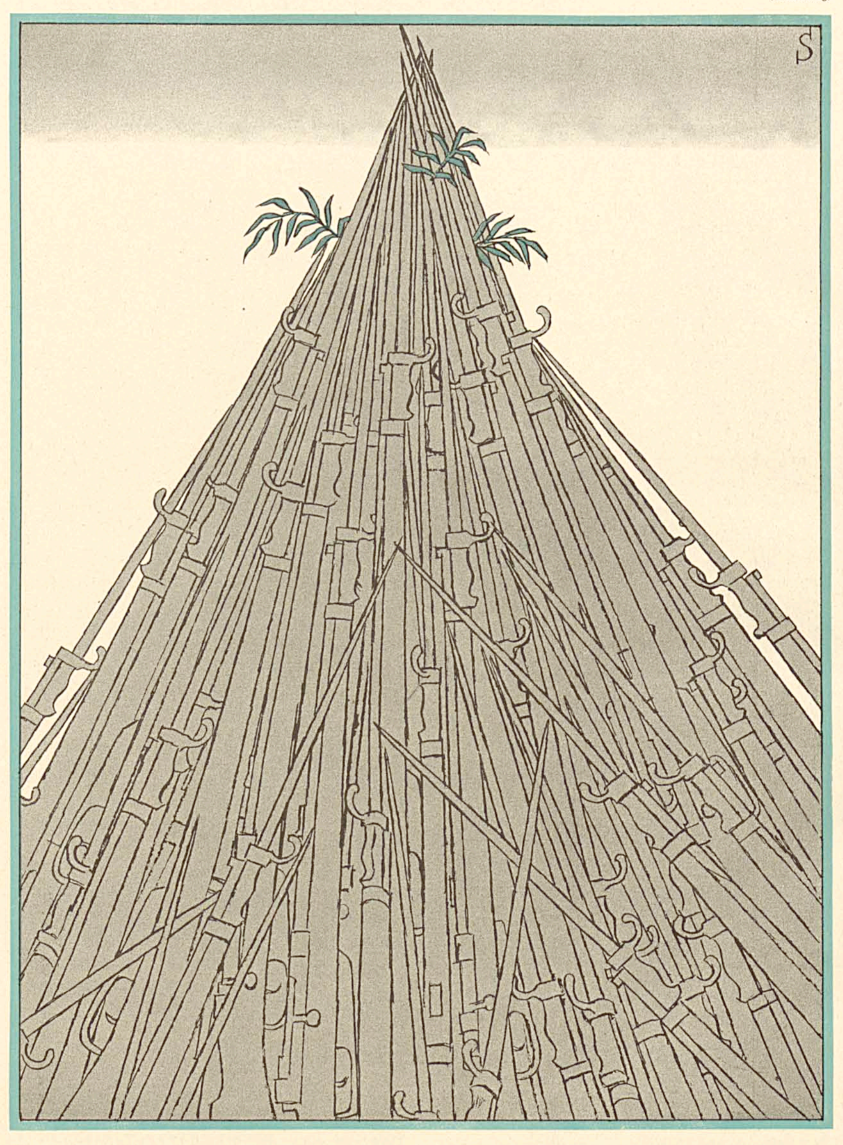
Doch wenn Winterstürme wichen,
ist die Bank oft frisch gestrichen,
und dann macht die Braut Radau!
Darum warte noch ein Weilchen
und sei lieber wie ein Veilchen
abends stiil verborgen blau.

Und wenn dann die Primeln sprießen,
wirst du es vielleicht begrüßen,
daß du weislich dich geschont!
Denn die Liebes-Konjunktur steigt,
wie sich das in der Natur zeigt,
weiter bis zum Wonnemond — — —

Benedikt

Zu Palmarum

(E. Schilling)



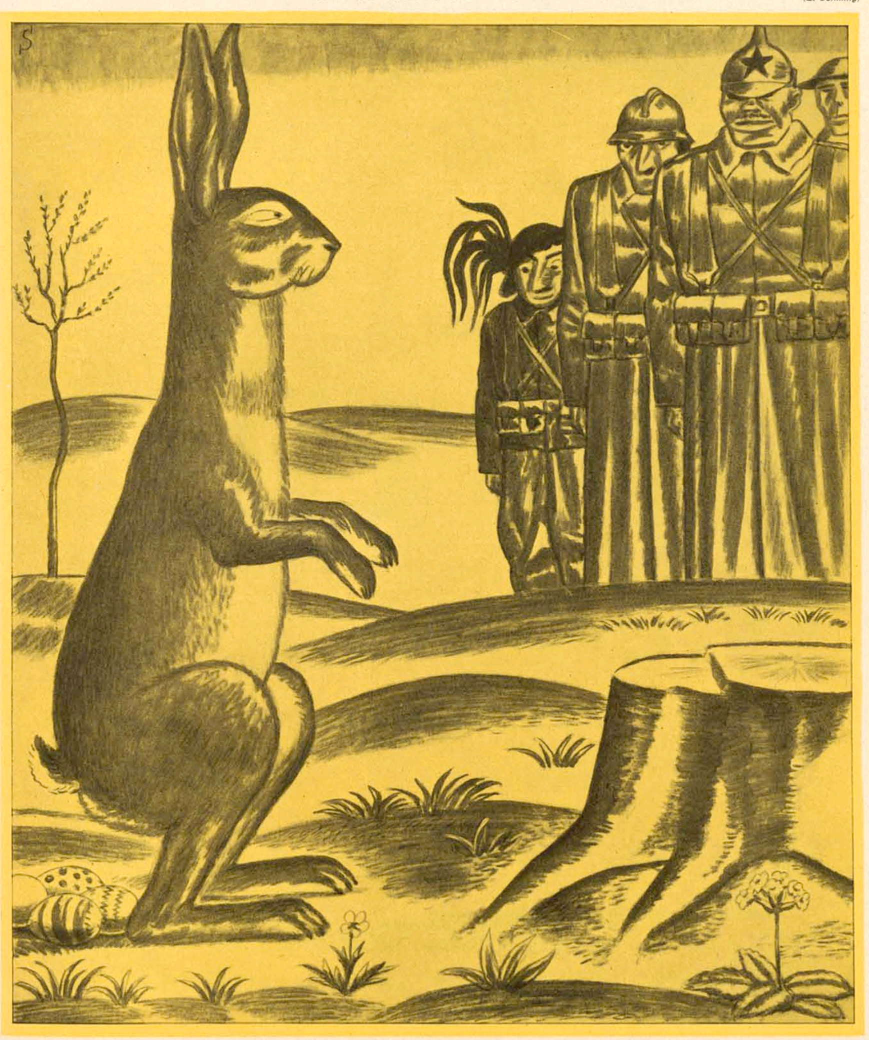
Mit etlichen Millionen Stahlbajonetten will Mussolini die Friedenspalme stützen? Wenn man dann nur vor lauter Stützen den Baum noch sieht!

München, 21. April 1935 Preis 60 Pfennig 40. Jahrgang Nr. 4

SIMPLICISSIMUS

Osterhase 1935

(E. Schilling)



„Meine Herren, i c h lege nur Ostereier. Für das erforderliche Kolumbus-Ei müssen Sie schon selber sorgen!"

Erste Stunde

Von E. G. Kolbenheyer

Die Schwere ist es einer ersten Stunde,
Sehnsuchterwachen schwellt den Keim zum Blühen —
Du Frühlingsahnen, am geschloßnen Munde
Flaumbebend schon des Ostertons Erglühen!

Im überwarmen Strahl der Mückenreigen,
Ein Vogellockruf, kurz, Laut des Erschreckens.
Als harre Heiligung im Schlaf und Schweigen,
Als rühre Tod das Wagnis des Erweckens.

Durchs niederhangende Geäst der Fichte
Siebt schwindend schon die Sonne flirre Strahlen.
Und satt sinkt alles Blut vom Traumgesichte
Des Trunks aus allzufrüh gefüllten Schalen,

Und will zur Ruh. Kehr dich in deine Stille
Und finde dich ins Lampenlichtgebreit.
Schnell war der Tag, zu jählings Wunsch und Wille.
Herz, ungeduld'ges Herz — noch ist es Zeit!

Spuk im Ural / Von Edmund Hoehne

Es liegt im mittleren Ural an der Grenze von Asien und Europa eine öde Schlucht, in die sich selten nur ein Jäger oder ein Hirte verirrt, dreißig Kilometer von der nächsten Holzhütte entfernt. Jahrzehntelang ist sie ohne Wasser; mit einemmal füllt sich das Schotterbett eines versiegten Baches mit neuer Flut. Das ist dann zur Zeit einer Schneeschmelze, wenn heimlich das altrussische Ostern vorbereitet wird, fern aller Staatspropaganda. Nur seltsam: Die Greise berichten, daß das neuerwachte Flüßchen einmal nach Westen zieht, sich an die Wytschegda herantastet und somit zum Weißen Meer bei Finnland gezogen wird, ein andermal jedoch ostwärts gen Asien und in den Ob hinein verläuft, bis es wieder versiegt, niemand weiß, wann und warum.

Die klugen Spez-Leute aus Moskau oder gar aus Kapitalien erzählen zwar einiges von Hochmooren zu beiden Seiten und auf den Sätteln des Gebirges, die wie ungeheure Schwämme Wasser ansaugen und durch unterirdische Adern miteinander in Verbindung stehen sollen. Wo nun gerade Überdruck herrsche, sei es infolge naher oder ferner Regengüsse und Eiswanderungen oder tektonischer Spannungen, dort werde die Flut abgestoßen, bald nach Westen, bald nach Osten.

Die Jäger und Hirten aber schütteln die Köpfe über solche Bücherweisheit und bringen mancherlei volkstümliche Beweise, die Hand und Fuß haben, herbei, daß das nicht der Grund sein kann. Dafür wissen sie, daß das Tal immer dann Wasser führt, wenn mit raschen oder langsamen Schritten ein großes Schicksal naht. 1895 rann es nach Osten; neun Jahre später rollten durch Jekaterinoslaw die Militärtransporte nach Port Arthur. 1913 plätscherten die Wellen westwärts; was kaum ein Jahr danach kam, wißt ihr alle. Aus der Fülle der Flut läßt sich auf die Größe des drohenden Unglücks schließen. Um 1200 stieß der Wechselbach bis Perm an der Kama vor und überschwemmte die Stadt. Er kündigte Dschingis Khan an, der 1227 den Ural überschritt. Nun liegt sein Bett seit 1913 wieder dürr und leer; wann fließt neues Wasser über die Sohle des Orakeltals? Wohin ist es dann gerichtet?

Um Ostern 1935 wispert es durch Jekaterinoslaw: Der Grund der Schicksalsschlucht wird feucht; Quellen sickern hoch, Wasser sammelt sich. Da beschließen einige russische und fremde Ingenieure, sofort hinzureisen, galt es doch überhaupt, jene menschenferne Gegend bergmännisch zu erforschen, Kohle und Platin zu suchen. Ein alter Petscharake führte sie; nach einer Woche schlug man die Zelte in der Geisterklamm auf. Ein dünnes Rinnsal trieb müde nach Osten oder stand in seichten Lachen still.

So sah man's morgens nach einem nächtlichen Ritt im Mondschein. Ein spärlicher Frühling wartete schüchtern vor den kahlen Felstoren, wie ein armes Bauernmädchen aus Wjätka vor dem steinernen Fabrikheim lächeln mag, in dem es Obdach sucht. Es blühte etwas brauner Gagel; Birkengestrüpp duftete. Über der Asienseite lag Frieden und nebelndes Licht; eine kirgisische Amsel flötete.

„Das ist alles?" fragte ein Mineraloge aus Manchester. „Ich geh' Schneehasen schießen, damit wir einen Ersatz fürs Osterlamm haben. Besingt ihr solange den romantischen Styx oder Mäander des Urals; er ist mir zu dürftig."

Der weißhaarige Bergführer stocherte nachdenklich in den Tümpeln herum, murmelte vor sich hin und richtete die Zelte her. Gegen Mittag trat er vor den Schweizer Straßenbauberater: „Taitschewo, die Wasser sind versiegt." Richtig — nicht ein einziges dünnes Wellchen strebte mehr ostwärts. „Um so trockener liegt unser Schlafsack", erwiderte der Genfer. „Und wir sind der Sorge enthoben, über die düstere Zukunft nachzudenken. Wo kein Wasser ist, ist kein Schicksal. Mein schönes Zimmer im Kasino! Vier Wochen zu früh verlassen wegen eurer albernen Sage."

Fünf Stunden später, bei wolkenlosem, blauem Himmel und bleicher Frühlingssonne, drang plötzlich durch die Schlucht ein dumpfes Brausen. Wasser rauschte von Osten heran und ergoß sich schäumend über die Europahänge, ein geheimnisvoller Bote aus dem Hintergrund der Welt.

„Zelte ab!" schrie der Russe. Von Minute zu Minute stieg die trübe Flut. Als der letzte Kasten auf dem Felskamm geborgen war, tanzten lehmgelbe Flocken über dem ertrunkenen Lagerplatz.

Man sah durch eine Paßspalte ins ungeheure Asien hinein; schlitzäugig blinzelte die Sonne durch den Schneedunst über Sibirien; südostwärts betete die Steppe zu Buddha; man starrte in die tobenden Wirbel tief unten im Tal der Dämonen. Man schwieg.

„Es ist ja alles Unsinn", sagte ein Franzose. „Sind wir Kinder, die sich vor einem Hexenmärchen fürchten, oder sind wir aufgeklärte Wissenschaftler?"

„Wir sind Europäer", sagte ein Schwede.

„Wir auch", erwiderte der Kommissar aus Kiew.

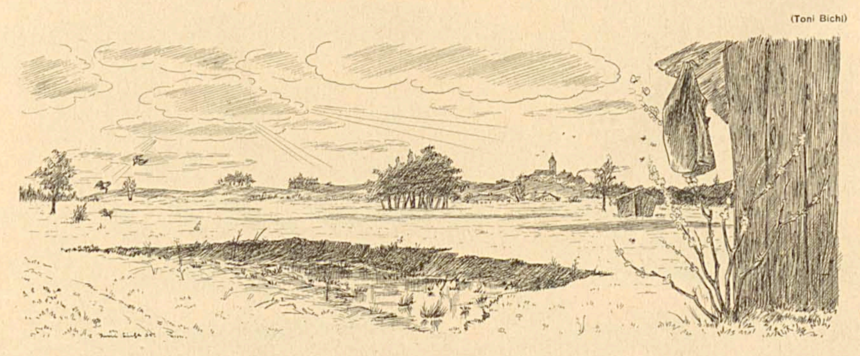
„Dann putzt Eure Waffen, Europäer", sagte der Pariser und richtete den Feldstecher in die mongolische Unendlichkeit.

„Waffen?" fragte der Deutsche. „Auch wir, Monsieur?"

Der Franzose zögerte, drehte an der Stellschraube und wandte sich nicht um. Dann sagte er geradeaus: „Auch Ihr! C'est la paix! C'est l'Europe!"

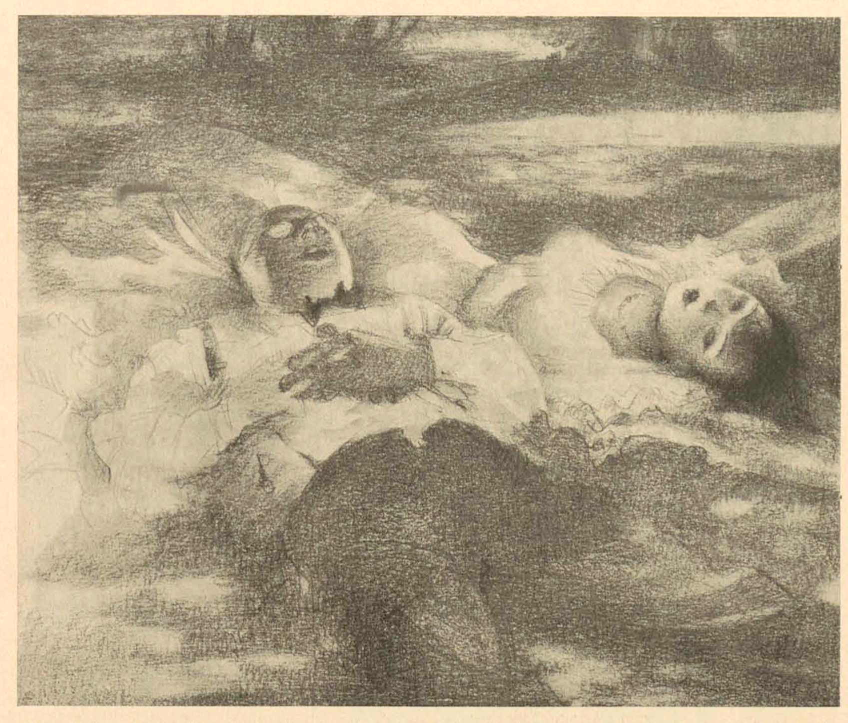
Man stieg zu Pferde. Gegen Abend saß man in einer Holzhütte und briet die Schneehasen des Engländers, die er vorsorglich mitgenommen hatte: Russe, Schweizer, Deutscher, Schwede und Franzose. Der Petscharake reichte Osterbrot und murmelte ein altslavisches Gebet: „O Christus, o Frieden der Welt! O Heilige Mutter zu Kasan!"

(Toni Bichl)



Der Lenztrottel

(Paul Scheurich)



„Karl, Liebling! Hier kommt bestimmt niemand vorbei, wir sind ganz allein!“ — „Ja, einfach großartig! Da können wir fabelhaft schlafen!“

Kurzschluß

Kurzschluß ist, soviel weiß ich grade von elektrischen Angelegenheiten, Kurzschluß ist, wenn's plötzlich überall dunkel wird. Als ich gestern am späten Abend den Hausflur betrat, um in meine Mansarde zu wanken, war das ganze Haus duster. Aufgeregte Menschen tappten umher, Türen standen offen. Ich geriet in die mir bisher unbekannte Küche des Mieters Brallzick. Ein schöner Drang und Trieb war in mir, irgendwie einzugreifen. Eine Zeitlang war ich zwischen einige aufgeregte, wehklagende Nachtjacken geklemmt. Als ich ein Hölzchen anrieb, entflohen sie mit wildem Gegacker. Auf dem Tisch entdeckte ich eine Kognakflasche; ich genehmigte mir ungefähr ein Viertelliter und stieg dann wohlgemut höher.

Vor der nächsten Korridortüre wisperte eine weibliche Stimme: „Bist du's, Willi?“ Ich sagte leise: „Ja —“, und dann küßten wir uns innig und eifrig. Dann erschien Willi, und ich räumte das Feld.

Weiter, höher. Die letzte Tür. Ich prallte mit einem Fettberg zusammen. Aha — Hausgenosse Patzstrull. Mein Todfeind. Wer ihn kennt, wird meinen Haß verstehen. Zu meinem Geburtstag habe ich mir immer als schönstes Geschenk ausgedacht, dem Labbersack ein einziges Mal ein paar runterhauen zu können.

Heute war Geburtstag! Es knallte. Hochbefriedigt landete ich in meiner Mansarde und zündete meinen Kerzenstummel an.

Wie segensreich ist doch die Elektrizität! Kann man dann und wann Kurzschluß künstlich erzeugen?
Bitte um Auskunft. K.

Ostern

Ach, die Wiesen! Seht, die Wiesen!
Seht, die Wiesen werden wieder grün,
Und die gelben Schlüsselblumen blühn!

Der Teich glänzt schwarz und unbewegt und klar.
Die Weide steht im Flatterhaar.
Am Himmel segelt, selig leise,
Schnelle Reise,
Eine weiße Wolkenschar.

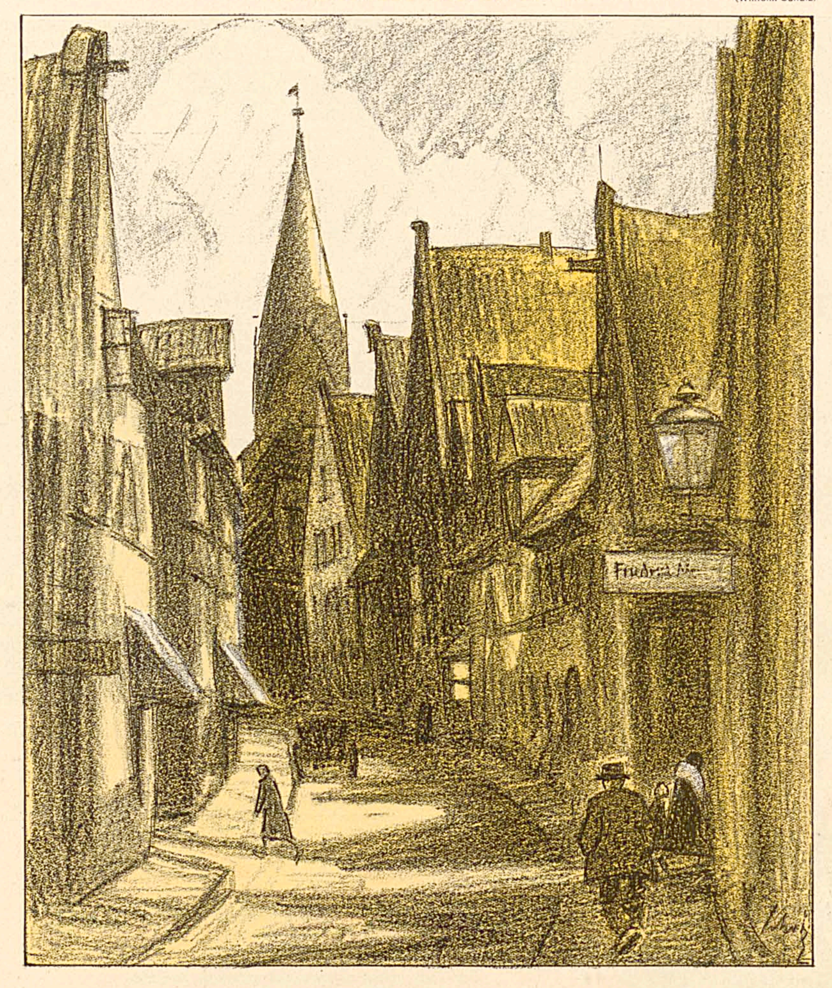
Zwischen Knospen, in den Zweigen
Des Holunders singt die Meise.
Wandelnd auf den feuchten Steigen
Junge Männer, mit dem Hute in der Hand,
Und durch Mädchenzöpfe flicht sich manch ein rot und blaues Band.

Wolken gehen, und die Mädchenkleider wehen
Schattenwerfend übers Schlüsselblumenland.

Georg Britting

Deutsches Städtchen

(Wilhelm Schulz)



Nach dem Fest

Der Herr Direktor sitzt in seinem Privatkabinett.
Es klopft.
Der Erste Prokurist erscheint.
„Wünsche vergnügte Feiertage gehabt zu haben, Herr Direktor!"
„Danke. Festtage gut verlebt, Herr Müller?"
„Danke, Herr Direktor. War mit der Familie im Grünen. Kaffee getrunken im Grünen. Dann ein paar Bekannte getroffen. Und nachher im Grünen einen feinen Dauerskat gekloppt — — —!"
Etwas später.
Es klopft zum zweitenmal.
Der Herr Bürovorsteher erscheint.
„Wünsche vergnügte Feiertage gehabt zu haben, Herr Direktor!"
„Danke. Feiertage gut verlebt, Herr Schneider?"
„Danke, Herr Direktor. War im Grünen. Mit Familie natürlich. Kaffee getrunken im Grünen. Dann zufällig ein paar Bekannte erwischt. Und dann haben wir im Grünen einen piksauberen Dauerskat hingelegt, Herr Direktor — — —"
Wieder etwas später.
Es klopft zum drittenmal.
Der junge Mann! Herr Schultze.
„Wünsche vergnügte Feiertage gehabt zu haben, Herr Direktor!"
„Danke. Fest gut verlebt, Schultze?"
„Danke, Herr Direktor. War im Grünen. Kaffee getrunken im Grünen. Traf da ein paar gute Bekannte. Und da haben wir denn im Grünen einen soliden Dauerskat geschmiert, Herr Direktor — — —"
Noch etwas später.
Es klopft zum viertenmal.
Fritze, der Lehrling. Bringt Post.
„Wünsche vergnügte Feiertage gehabt zu haben, Herr Direktor!"
„Danke, Fritze. Na, Fritze — wie war's? Festtage gut verlebt, Fritze?"
„Danke, Herr Direktor. War im Jrünen — — —"
Der Direktor kreist plötzlich auf seinem Drehsessel.

Osterlämmchen



Mit Eiern und mit Hasen
mag ich mich nicht befassen.
Seid mir darum nicht gram . . .
Ich halte mich ans Lamm.

Wie rührend steckt sein Fähnchen,
rot wie ein Tulipänchen
(mitunter ist's auch weiß),
ihm zwischen Kopf und Steiß!

Bald ist's aus Schokolade
— das schätz' ich nun nicht grade —,
bald ist's aus Teig gefügt,
was mir schon eher liegt.

Gar manche Viertelstunde
steh' ich mit frohem Munde
und etwas Neid dabei
vor der Konditorei.

Als anspruchsloser Dichter
beschau' ich die Gesichter,
die diese Lämmlein ziehn,
und geb' mich ihnen hin.

Man kann ja selten lachen.
Hier aber läßt sich's machen:
so was sah man noch nie
von Physiognomie! . . .

Und muß sie doch beneiden . . .
Dies holde Selbstbescheiden
— hab' ich mich oft gefragt —,
warum blieb mir's versagt?

Ratatöskr

„Im Grünen warst du? Hast du auch Kaffee getrunken im Grünen —?"
„Jawoll, Herr Direktor. Kaffee getrunken —"
„Auch Bekannte getroffen im Grünen —?"
„Jawoll, auch Bekannte getroffen —"
„Auch Skat gespielt, du Lümmel —?"
„Nee, Herr Direktor. Gespielt nich — aber zugekiekt!" H.

Das Huhn Angelika

Wir wohnen draußen, wo beinah schon Natur ist. Meine Frau hat das so gewünscht. Sie schwärmt, sie hat eine duftige Seele. Manchmal behauptet die Gute, zur Bauernfrau geboren zu sein. Acht Tage vor Ostern hat sie ein Huhn mitgebracht. Ein lebendes Huhn, schneeweiß, zur Farbe der Tapeten passend.

„Stell dir vor", sagte sie, „stell dir bloß vor und mal' dir das aus: wir werden zu Ostern selbstgelegte Eier essen! Ladeneier —? Pfui! Wie schofel, wie reizlos! Selbstgelegte Ostereier werden wir essen, mein Lieber. Begreifst du das?"

Am ersten Tag unserer Bekanntschaft mit dem schneeweißen Huhn suchte meine Gute einen passenden Namen für ihren Liebling. Und sie fand ihn. Das schneeweiße Bürzeltier hieß fortan Angelika. Ich, für meine trockene Person, — ich wäre nicht drauf gekommen. Nie.

Der zweite Tag ging damit hin, daß Angelikas Treumutter beim Buchhändler sieben aufschlußreiche und gediegene Werke über Pflege und Behandlung von Hühnern bestellte.

Am dritten Tag reiste sie in die Stadt und kam mit verschiedenen Büchsen und Leinensäckelchen beladen zurück. Auf Blechdosen und Leinensäckchen war zu lesen: Doktor Hittenschmidts Kraftfutter. Doktor Zingappels Piposan. Doktor Beißfurters Antipipsin. Und so weiter — und so weiter.

Der vierte Tag endete mit einer bedauerlichen Enttäuschung. Meine Gute ging zum erstenmal wonnebebend auf Ostereiersuche. Sie schnüffelte wie ein Jagdhund bis kurz vor Sonnenuntergang. Aber die schneeweiße Angelika hatte sich noch nicht bemüht. Kein selbstgelegtes Ei im Nest. O Angelika!

Am fünften Tage ging die Inhaberin unserer Hühnerfarm mit Seife, Bürste und Schrubber in den Stall. Auch wurde gründlich gelüftet. Die sanitären Maßnahmen endeten mit Desinfizierung der Sitzstange. Ich riet, man solle alles mit weißen Delfter Kacheln auslegen lassen. Und ob Angelika vielleicht gern Radio hören möchte?

Der sechste Tag. Angelika hatte entgegen ausdrücklichem Befehl im Dreck und im Mist gewühlt. Sie kam in die Badewanne.

Am siebten Tag war trotz allem immer noch kein Ei da. Angelika bekam ein warmes Klistier.

Am achten Tag ging meine Gute wundergläubig mit einem geräumigen Waschkorb in den Stall. Sie kam zurück und weinte.

O Angelika! Wenn Frauen weinen, blutet mein Herz.

Dann war der Ostermorgen da. Noch einmal wandte sich die ewig Hoffende zur Behausung der Schneeweißen — da — ein Jubelschrei!

Ich stürzte herbei.

Auf dem Boden des Hühnerstalles lagen fein säuberlich nebeneinander zwölf schneeweiße Eier.

„Sie hat alles nachgeholt", jubelte meine Gute, „sie hat alles nachgeholt — — —!"

Tatsächlich. Ein rundes Dutzend. Wackere Angelika! Und sogar gestempelt waren sie schon, die selbstgelegten — — —. K.

Liebe, Ostereier und Seeteufel

Von Hans Duis

Fiete hatte es ja gleich gesagt, daß das nicht gut gehen würde. Wenn große Männer, und noch dazu Seemänner, sich wie Kinder benähmen, was sollte denn da anderes bei rauskommen als eine ausgewachsene Seeigelei. Aber schließlich konnte Fiete ja wohl nicht hinter Jan Jans zurückstehen, und so ließen sie denn den Jungen gewähren. Sollte er doch mit den Eiern machen, was er Lust hatte, wenn er sie nun mal mit aller Gewalt als Ostereier ankucken wollte.

Fiete ging sogar soweit, sich von dem Jungen in die Koje schicken zu lassen, damit er klar Schiff für seine Ostereierei hätte. Jan Jans mußte versprechen, sich nicht vom Steuer wegzurühren und gut und gerne eine halbe Stunde vor sich hin zu flöten. Diese Vorsichtsmaßregeln mußte ein umsichtiger Schiffsjunge wohl ergreifen, wenn der Mond an diesem Ostersonnabend-Abend gar keine richtige Dunkelheit aufkommen lassen wollte.

Aber dafür wurde es denn auch ein feines Osterfest. Jan Jans hatte die erste Tageswache, und als er sich fluchend aus der Koje wälzte, um Fiete abzulösen, da gab es die erste sehr gelungene Ostereier-Überraschung. Er fuhr mit steifen Knochen und sturer Gewalt in seine großen Seestiefel. Aber dabei mußte ihm wohl irgend etwas ganz Besonderes eingefallen sein. Jedenfalls blieb er plötzlich in seiner Bewegung stecken, machte zwei Minuten lang ein steinernes Gesicht und wandte dann langsam den Kopf mit mißtrauischen Augen nach der Koje des Jungen. Das waren also seine Ostereier, die da an seinem Fuß klebten, und essen konnte man sie nun bestimmt nicht mehr.

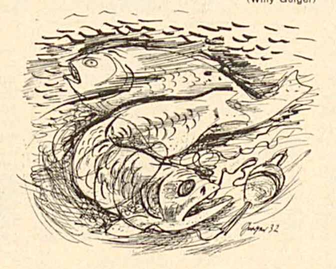
Nur ein guter Psychologe kann ermessen, was jetzt in Jan Jans breiter Brust vor sich ging. Seine erste und natürlichste Regung war, den Jungen aus seiner Koje zu reißen, ihn zwischen seinen genügend großen Pfoten zu zerquetschen und das Ergebnis als Labskaus in die Nordsee zu werfen. Zum Glück für den Jungen verjagte eine zweite ebenso natürliche und kaum kompliziertere Regung die erste, und das war der Gedanke an Antje, des Jungen Schwester. Die wollte nämlich Jan Jans noch heute oder morgen sehr liebevoll an sein Herz drücken, was aber mit der Leiche des Bruders im Hintergrund sich wohl nicht reibungslos hätte ermöglichen lassen. Also quälte Jan Jans seinem bösen Gesicht ein verzerrtes Grinsen ab und schlich sich nach oben, nicht ohne seine Hände vorsichtshalber in die Tasche gesteckt zu haben.

Wie gut hatte es dagegen Fiete, der gleich an die versteckten Ostereier dachte, als er von Jan Jans am Steuer abgelöst worden war. War ja auch eine verrückte Idee, etwas vor ihm auf dieser Tjalk verstecken zu wollen. Wo er doch mit einem halben Blick aus den Augenwinkeln sah, wenn die kleinste Kleinigkeit im letzten Winkel nicht ihre richtige Ordnung hatte. Die Eier brauchte er also nicht zu suchen, die fand er einfach so nebenbei. Vor allen Dingen wollte er sich erst mal waschen. Man muß nämlich wissen, daß Fiete an einem Reinlichkeitsfimmel litt. Ja, das ging so weit, daß er sich eine eigene Privatpütz gekauft hatte, in der er sich ohne weiteres zweimal täglich wusch. Und an diesem Ostermorgen gedachte er sich ganz besonders gründlich zu waschen. Erstens weil man das dem heiligen Osterfest schuldig war, und zweitens wollte er doch heute noch die Antje drankriegen. Natürlich erst hübsch sachte und zärtlich, wie sich das für einen erfahrenen Liebhaber gehört. Dann aber wollte er ganz fest zupacken, damit die Deern nicht hin und her flackern konnte, wie sie das so gerne tat. Nein, heute sollte sie ein für allemal Farbe bekennen, heraus mit der Sprache, ja oder nein, er, Fiete, wollte das so.

Warum stand denn eigentlich seine Pütz nicht an dem gehörigen Platz? Sollte sich Jan Jans da wieder einen schlechten Scherz erlaubt haben? Sah ihm ähnlich, dem Neidhammel, er hatte doch auch vorhin so falsche Augen gemacht. Vorsichtig ging Fiete mal von achtern nach vorn und dann von vorn nach achtern. Natürlich sah er nur nach dem Wetter aus, wäre ja noch schöner, wenn er sich vor Jan Jans was anmerken ließe. Aber seine Pütz war wirklich nirgends auf Deck, dann konnte sie also nur in der Koje sein, vielleicht voll Wasser hinter der Luke stehen, damit er da hineinstolpern sollte. Na, solch einen üppigen Gefallen tat er dem blöden Jan Jans ja nicht.

Aber in der Koje war auch keine Pütz zu sehen. Den Donnerschlag auch, hier stimmte wirklich was nicht, und nun mußte Fiete wohl die Ohren steif halten. Mit einem Ruck riß er dem Jungen die Decke vom Leibe, und verteufelt böse sahen seine Augen den verschlafenen Burschen an. Was er mit seiner Pütz gemacht hätte. Der Junge zog das Maul schief: „Och, hast du die Eier doch schon gefunden?“ Nun ging ja dem Fiete ein kleines Mastlicht auf, der Junge hatte also die Eier in seiner Pütz versteckt. Aber mit dieser Weisheit stand er genau so dumm da; denn mit

(Willy Geiger)



oder ohne Eier, die Pütz war nicht an Bord, soweit konnte er sich auf seine Augen verlassen, und hexen konnte der Junge ja wohl nicht, wenn er auch der Bruder von Antje war. Also nun mal fix in die Büx und Pütz und Eier ohne Posamenten vorgezeigt. Sonst würde er ihm wohl ein paar Liter Salzwasser aus den Augen schlagen müssen.

Der Junge hätte jetzt Betrachtungen anstellen können über die Blödigkeit der Großen, die so gar keinen Osterspaß verstanden. Aber er legte seinen Verstand lieber in die Beine, denn was helfen Betrachtungen gegenüber einer gereizten Schifferfaust? So witschte er mit Windstärke 12 aus Koje und Kabine hinaus und lief oben sofort nach achterschiffs, beugte sich über Bord und begann eine Fangleine einzuholen, erst sehr schnell und dann immer langsamer und langsamer. Es war ja wohl nicht möglich, es durfte auch nicht möglich sein, wenn es einen Gott im Himmel gab. Er hätte am liebsten ein Stückchen gebetet, wenn er nicht schon allzu genau gewußt hätte, daß es zwecklos sei. Die Leine war zu leicht, da konnte beim besten Willen keine Pütz mehr anhängen. Jetzt konnte er den lieben Gott nur noch darum bitten, daß das Jüngste Gericht, das gleich über ihn hereinbrechen mußte, nicht zu gräßlich ausfiele. Er hätte gern den Fiete angesehen, um mal abzuschätzen, was in dieser Beziehung zu erwarten sei. Aber das wagte er schon nicht mehr, denn er spürte es deutlich im Nacken, daß es sofort losblitzen würde, wenn er nur aufkuckte.

Dem Fiete war natürlich auch alles klar. Wie der Junge allerdings die Eier in der Pütz befestigt hatte, das konnte er sich technisch nicht ohne weiteres vorstellen, aber das war ja auch nicht mehr nötig. Jedenfalls war seine schöne Privatpütz futsch, und nun mußte er sich sofort auf den Jungen stürzen. Aber da summte immer etwas in seinem Kopf, und das Summen klang akkurat wie „Antjes Bruder, Antjes Bruder". Mußte er sich wirklich auf den Jungen stürzen?

Der Junge hatte entschieden Glück an diesem Ostermorgen. Denn nun sah Fiete auf, und sein Blick fiel auf Jan Jans, der da am Steuer stand und von einem Ohr bis zum andern griente. Was hatte denn dieser nasse Sack zu grienen? Sollte der am Ende seine Privatpütz von der Fangleine des Jungen abgehängt haben? Fiete biß die Zähne zusammen und ging langsam und schaukelnd auf Jan Jans zu. „Geh mal vom Steuer weg", sagte er und sah durch Jan Jans hindurch, als wäre er aus Glas, „wir hätten ja schon längst in Süderhörn sein müssen, wenn du deine krummen Bauernpfoten nicht ans Steuer gelegt hättest." — Nun konnte man Jan Jans mit nichts mehr beleidigen, als wenn man seine nautischen Kenntnisse in Zweifel zog. Außerdem stammte er tatsächlich aus einer Bauernfamilie. Und Fiete wußte beides sehr gut.

Während der nächsten fünf Minuten sah der Junge angestrengt auf die See hinaus. Er wußte aus bitterer Erfahrung, daß es das beste war, bei Prügeleien nicht zuzusehen. Sonst wurde er hinterher als Zeuge angerufen, wer es wem am meisten gegeben habe. Und die Zeugengebühr zahlte ihm der aus, den er gerechterweise als den Verlierer bezeichnete. Mit dem Tauende natürlich.

Als die Prügelei vorbei war, zeigte der Junge nach Steuerbord und schrie lauter, als es nötig gewesen wäre: „Süderhörn in Sicht!" Er tat das aus Delikatesse, um damit die beiden Kampfhähne über die peinliche Ernüchterung hinwegzutrösten. Aber dann setzte er in seiner Delikatesse etwas hinzu, was er nicht hätte sagen sollen. „Fein", sagte er, „daß wir heute noch zu Hause sind. Da kann ich ja noch Antjes Verlobung mit Lehrer Sollbusch mitmachen."

Er sah noch lächelnd und ganz versunken nach Süderhörn hinüber, als ihm Fietes Faust in den Nacken sauste, und gleich darauf beförderte ihn Jan Jans Fuß ins Vorderschiff. „Ich will dir helfen, Ostereier in Stiefel zu stecken", schrie Jan Jans. Und Fiete knurrte: „Komm du mir noch mal an meine Pütz!" Dann warf Fiete das Steuer herum: „Wolln doch gleich mal sehen, ob wir nicht noch ein paar Heringe fangen können." Und Jan Jans stimmte ihm bei, als ob sie ein Herz und eine Seele wären: „Was sollen wir auch an solch einem lächerlichen Ostertag an Land . . ."

Der Junge aber saß schon in der Kombüse, kaum daß er noch schneufelte. Er tröstete sich mit den Ostereiern, denn seine hatte er doch wenigstens gerettet. Und die hatte er mit kochendem Zibebenwasser schön goldbraun gefärbt.

Definition

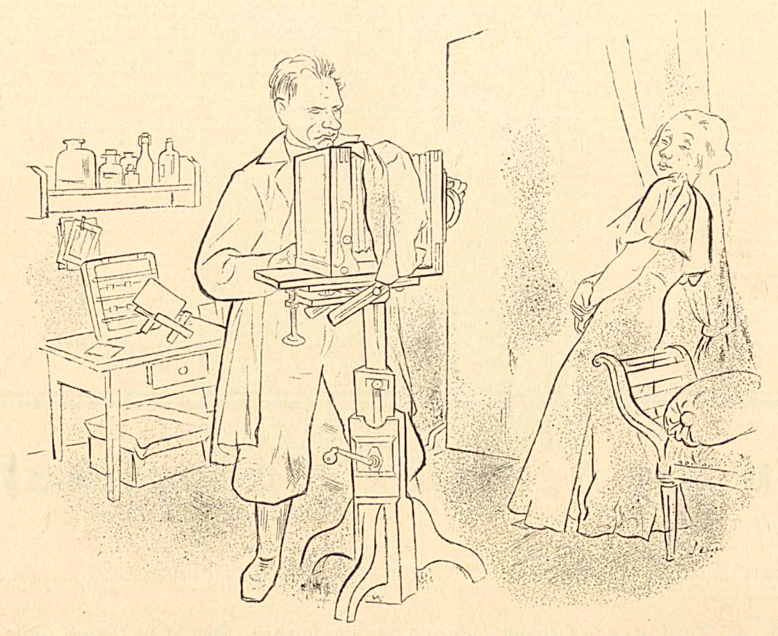
Der Wiesenbauer trinkt ein bißchen viel. Da alles Lamentieren nichts nützt, geht sein Weib zum Pfarrer. Der nimmt sich den Süffel alsbald gehörig vor, aber der Wiesenbauer bleibt den seelsorgerlichen Argumenten ziemlich unzugänglich. Vor allem bleibt er fest dabei, daß er den Alkohol immer noch „mäßig" genieße, und dagegen könne ein halbwegs vernünftiger Mensch nicht viel einwenden.

Der Pfarrer fragt resigniert, was er eigentlich unter „mäßig" verstehe.

„Sehet Se", sagt da der Wiesenbauer, „des ischt wie bei ame trockene Schwamm: solang r no Nässe aufsaugt, ischt älles schö ond guet; wie aber d' Brüh drvolauft, no nix wie aufhöre! — Ond so mach's i au!"

Ein Grobian

(Jos. Sauer)



„Photographieren Sie mich, bitte, ja ganz verschwommen, so ätherisch und mit viel seelischem Ausdruck — das Bild soll eine Überraschung werden!" — „Das wird's!"

Alter Stich vom April

Von Anton Schnack

Über seinem Blatte springt der Stier:
Himmelskundig war der Kupferstecher.
Brunnen schäumt in einen Marmorbecher,
Und es ist das Schattenblau von Vier
Um die Gärtnerin und um den jungen Zecher.

Nackte Engel, steinern unterm Strauch,
Werden halb vom zarten Grün umschlungen,
Windumfächelt, vogelschön umsungen.
Aus den Beeten steigt der Veilchenhauch,
Und verliebte Worte glühen auf den Zungen.

Und sie warten auf die Dämmerung,
Um zu küssen in der Fliederlaube.
Das Gefieder putzt am Dach die Taube,
Durch die Wiese hüpft der Lämmersprung,
Auf die Erde kam der Osterglaube.

Alle Büsche tragen Stern und Gold,
Falter treiben durch das Reich der Pflanzen,
Triebe, Stengel, geile Schößlingslanzen.
Mückenschwärme in der Sonne tanzen.
Und die schöne Gärtnerin lacht hold.

Wolken ballen sich in einer Ecke,
Kinderspiel jagt um den Brunnen wild,
Auf dem Kiesweg kriecht die große Schnecke,
Vogel baut im Gabelast der Hecke:
Ewig ist das Bild.

Wann tust du es — — —?

Die Frau hebt den Kopf. Sie schaut zum Mann. Höhnisch und angstvoll und böse zugleich. Schweigen liegt drückend im Raum. Man hört eine Uhr ticken und einen Wasserhahn tropfen.

Die Stimme der Frau gellt auf: „Wann tust du es — — —?"

Der Mann erhebt sich langsam, geht zum Fenster, schiebt die Vorhänge zurück und starrt in die Nacht hinaus.

Wieder die Stimme der Frau. Wild. Schneidend. Fordernd. „Wann tust du es — — —?"

Der Mann dreht sich langsam ins Zimmer. Schaut die Frau an. Gleichgültig — böse — verkniffen — kalt. „Sei still, du —!"

„Du mußt es tun, sofort, hörst du —?"

„Ja —!"

„Wann —?"

„Nachher — vielleicht — ja —!"

„Haha — du Drückeberger — haha —! O du —! Ach du —! Ich weiß nicht mehr, was ich machen soll. — Nachher! Später! Vielleicht! Ich warte nicht mehr! Ich kann nicht mehr warten! — Begreifst du das — du — du — du —!"

„Schrei nicht so — muß erst das ganze Haus wach werden — — —?"

„Ich will aber schreien — ich muß schreien — ich kann nicht mehr! Ich kann nicht anders. Schreien, ja, schreien! Ich frage dich zum letztenmal: Wann —? Wann — tust — du — es?"

Der Mann zuckt die Achseln, geht zum Fenster, starrt in die Nacht.

Die Frau sinkt auf einen Stuhl und schaut böse hinter ihm her.

„Er weiß, daß er es tun muß", sagt sie leise, mit dünnen Lippen. „Aber er tut es nicht! Gleich — sagt er — später — nachher — morgen — übermorgen — nie — nie — nie — — —!"

In ausbrechender Wut springt die Frau vom Stuhl auf, schlägt mit beiden Fäusten auf den Tisch und schreit. Jammernd, laut, klagend und in großer Verzweiflung: „Nie — nie — nie — — —!"

„Sei still!" sagt der Mann drohend.

„Ich bin nicht still. Ich kann nicht still sein. Jetzt nicht mehr — hörst du? Du weißt, wie ich leide. Du weißt, daß ich gequält werde. Du weißt, wie ich vor Angst und böser Erwartung zittere und bebe — wenn nur die Tür aufgehen will. Du weißt alles — aber — du tust — es — nicht!"

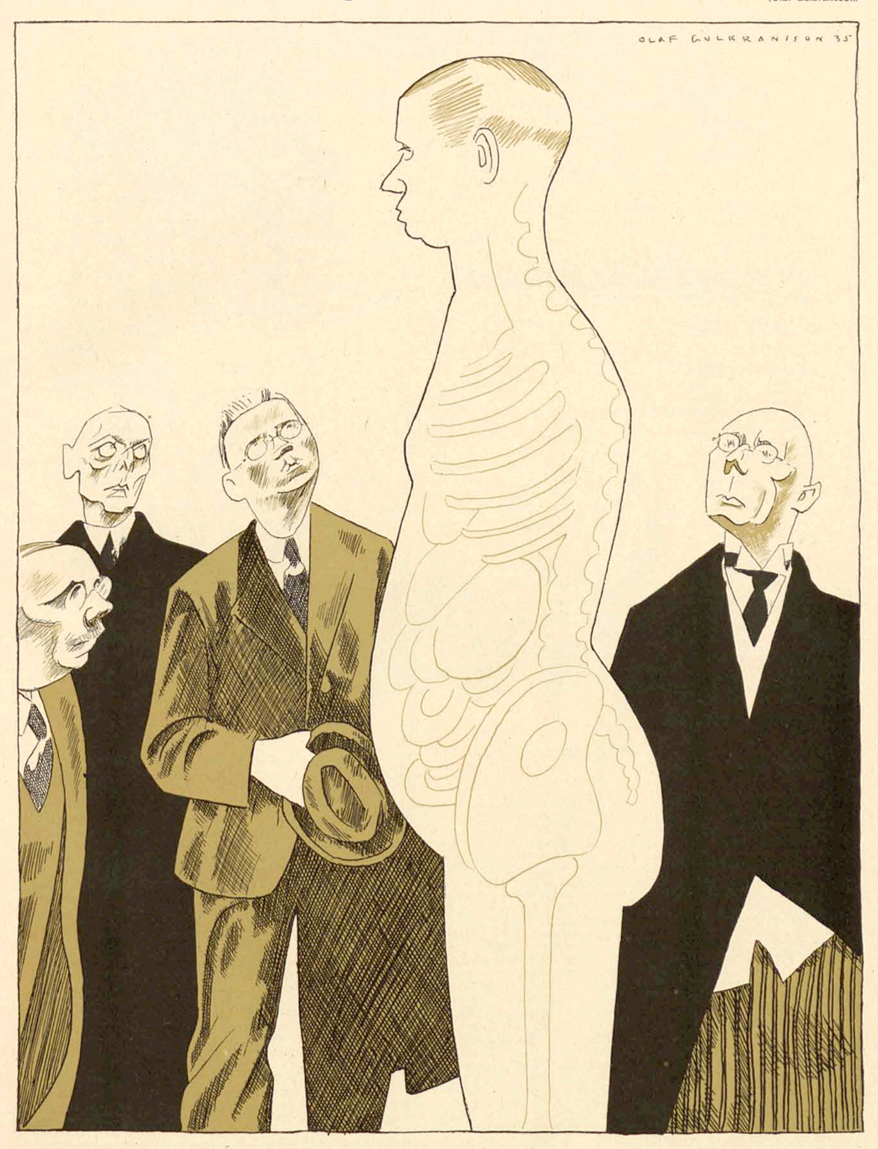
Die Frau schleicht dem Mann entgegen, ballt die Fäuste und zischt: „Und ich sage dir ein letztes Wort — wenn du es nicht tust, wenn du es nicht sofort tust — — — dann schwöre ich dir — dann tu ich es! Ich kann das Geschrei und das furchtbare Wimmern nicht mehr hören. Wann — tust — du — es — — —?"

Der Mann wendet sich vom Fenster, geht fort, kommt wieder, stellt ein Fläschchen auf den Tisch, taucht ein Pinselchen hinein und beginnt endlich die knarrende Tür zu ölen — — —.

kaspar kitt

„Der gläserne Mensch"

(Olaf Gulbransson)



„Det lass' ick mir jefall'n! Nu fehlt man bloß noch der jläserne Diplomat, der keenem mehr wat vormachen kann — denn schwimmt die janze Welt in Butta!"

Erlebnis einer Kuh

(A. Kubin)



Das zweite Rotkehlchen

Von Weare Holbrook

Gestern abend stürmte meine Frau ins Haus und rief atemlos: „Das erste Rotkehlchen! Gerade gegenüber deinem Fenster auf dem kleinen Baum! Schau einmal!"

Ich trat ans Fenster, hielt Ausschau, konnte aber kein Rotkehlchen erblicken. „Es sitzt auf dem zweiten oder dritten Ast von oben", erklärte sie mir aufgeregt. „Dort, wo die gelben Blätter sind — nein, auf der anderen Seite — dort! Siehst du es jetzt?"

„Gewiß!" log ich herzhaft. Die Augenärzte behaupten, daß ich vollkommen normalsichtig bin, und ich könnte es beeiden, daß der kleine Baum keinen wie immer gearteten Vogel beherbergte. Aber die Erfahrung hat mich gelehrt, daß es besser ist, den Entdeckern von Singvögeln nicht zu widersprechen. Wenn man es tut, werden sie noch aufgeregter, als sie es schon sind. Sie nehmen an, daß man entweder kurzsichtig oder boshaft ist, während man doch nur der Wahrheit die Ehre lassen will. Meine private Meinung geht dahin, daß jene Schwärmer genau so Vögel sehen wie Quartalsäufer weiße Mäuse oder religiöse Fanatiker Stimmen hören. Es ist ein Geisteszustand, der jenen überkommt, der sich in Brehms Tierleben, Band „Singvögel", vertieft und sich an den prächtigen Bildbeilagen solcher Bücher begeistert.

Sammler von Pflanzen, Muscheln oder Schmetterlingen können etwas Greifbares nach Hause bringen, aber jemand, der sozusagen flüchtige Blicke auf Singvögel sammelt, ist völlig auf Beobachtung, Gedächtnis und Einbildungskraft — besonders Einbildungskraft — angewiesen. Er kann einem nicht stolzerfüllt seine Sammlung zeigen, sondern nur von all den gefiederten Lieblingen seiner Laune erzählen, die er angeblich gesehen hat, und vertrauen, daß man sein Wort für bare Münze nehmen wird.

Viele Sammler dieser Art schleichen sich an ihre Lieblinge mit photographischen Apparaten heran, um sichtbare Beweise ihrer Begegnungen nach Hause zu bringen; aber ihre Aufnahmen wirken nicht überzeugender als ihre Geschichten. Am nächstwichtigsten für die Ausrüstung eines Singvogelentdeckers ist ein verläßlicher Zeuge. Wenn zwei Personen einen Grauen Steinschmätzer sehen, wächst die Wahrscheinlichkeit, daß es wirklich ein Grauer Steinschmätzer ist — ganz besonders wenn die zweite Person ein öffentlicher Notar ist. Dies ist der Grund, warum mich meine Frau auf ihre vogelkundlichen Streifzüge mitnimmt. Ich bin kein öffentlicher Notar, aber ich kann wenigstens bezeugen, daß meine Frau sich zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort befunden hat, wenn ich auch nicht dafür einstehen kann, daß gleichzeitig auch ein Vogel anwesend war. Aber sie hegt die kühne Hoffnung, daß ich eines Tages auch wirklich sehen werde, worauf sie hindeutet.

Als wir beide nur über ein einziges Feldglas verfügten, war unsere naturwissenschaftliche Forschungsarbeit besonders erschwert. Meine Frau rief etwa: „Sieh einmal — dort sitzt ein krummschnäbeliger Sumpf-Zaunkönig!" und überreichte mir das Glas. Es an die Augen haltend, eröffnete sich mir der Anblick einer expressionistischen Landschaft, gesehen durch den Boden eines Bierkrügels. Und wenn ich dann das Fernglas richtig eingestellt hatte, war der Krummschnäbelige, wenn es ihn überhaupt gegeben hatte, verschwunden, und meine Frau mußte lange an dem Glas herumdrehen, bevor sie mit innerer Überzeugung wieder einen Vogel sehen konnte.

Doch nun habe ich mein eigenes Fernglas,

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • DA. 13200 I. Vj. • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

und unsere Zusammenarbeit ist dadurch weit einfacher geworden. Sie sieht ihre Vögel, und ich gebe vor, die meinen zu sehen. Freilich — die Vögel zu sehen ist nur die eine Hälfte des Spiels: nachdem man sie gesehen hat, muß man sie auch identifizieren. Manche Vogelkenner benehmen sich hiebei so, daß man glauben möchte, jeder ihrer gefiederten Freunde sei ein verkleideter Hochstapler — sie beruhigen sich nicht, bis sie seine Personbeschreibung in ihrem Lehrbuch gefunden haben.

Um dieses zu vermeiden, habe ich mir die Politik zu eigen gemacht, meine Vögel zuerst zu identifizieren und erst später zu sehen. Vorigen Sonntag identifizierte ich im Verlaufe eines Spaziergangs durch den Wald zumindest ein halbes Dutzend verschiedener Singvögel. „Der nächste Vogel, den ich sehen werde", sagte ich mir, das reichillustrierte Werk „Singvögel in Nord- und Südamerika" zu Rate ziehend, „wird ein schiefbeiniger Nußbohrer sein. Länge zehn bis zwölf Zentimeter. Schwanz mit breiter weißer Spitze. Hört auf den Namen Fritz."

Es war sehr einfach. Keine Zweifel, keine Enttäuschungen, kein Eindringen in Waldesdickicht oder Waten durch sumpfige Erde. Ich saß einfach auf einem Baumstamm, wartete, bis sich ein Vogel zeigte, und identifizierte ihn nach vorgefaßtem Plan. Ein gewisser Grad von Einbildungskraft war freilich erforderlich, aber sie aufzubieten war leichter, als dem Vogel wie ein Detektiv nachzuspüren. Wenn ein Vogel von mir gesehen werden will, muß er mir zumindest auf halbem Weg entgegenkommen.

Eine Ausnahme mache ich nur im Falle des Rotkehlchens. Alljährlich im Frühling geraten die Leute ob des ersten Rotkehlchens in helle Begeisterung. Es wird in den Zeitungen erwähnt, photographiert und interviewt, und man deutet auf es wie auf eine verkleidete Greta Garbo hin. Aber niemand beachtet das zweite Rotkehlchen. Dieses Tierchen kann genau so weit fliegen und genau so munter einherhüpfen wie sein Vorgänger, aber nicht einmal ein freundlicher Willkommblick wird ihm zuteil. Ich beabsichtige daher eine Expedition zu unternehmen, um das zweite Rotkehlchen ausfindig zu machen und es gebührend zu begrüßen. Es ist höchste Zeit, daß auch dieses Vögelchen einmal zu Ehren kommt.

(Berechtigte Übersetzung aus dem Amerikanischen)

Kleine Bemerkungen

Was einer über dies oder jenes für Ansichten hat, ist nicht so wichtig; wichtiger ist, daß er sie für sich behält.

*

Man soll sich, wenn man keine Möglichkeit hat umzufallen, nicht ohne weiteres für standhaft halten.

*

Wenn eine Stimme in der Wüste ertönt, braucht es nicht unbedingt die eines Propheten zu sein — es kann sich auch um einen Esel handeln.

*

Der schönste Maßanzug nützt nicht viel, wenn sein Besitzer Konfektion ist. oha

Meckerei gegen das Fernsehen

Manchet kann ick jar nich leiden,
wat die Menschen ausbaldowern;
denn es raubt uns in dem powern
Leben noch die letzten Freuden!

Möchtste beispielsweise jern sehn,
wat Berlin macht — bei 'ne Molle,
kräht nu künftich jleich die Olle:
„Mensch, det kannste doch ooch fernsehn!"

Wenn't im Kino intressant wird,
weil die Jarbo uff die Leinwand,
kommt se wieda mit den Einwand:
„Warte, bis det fernjesandt wird!"

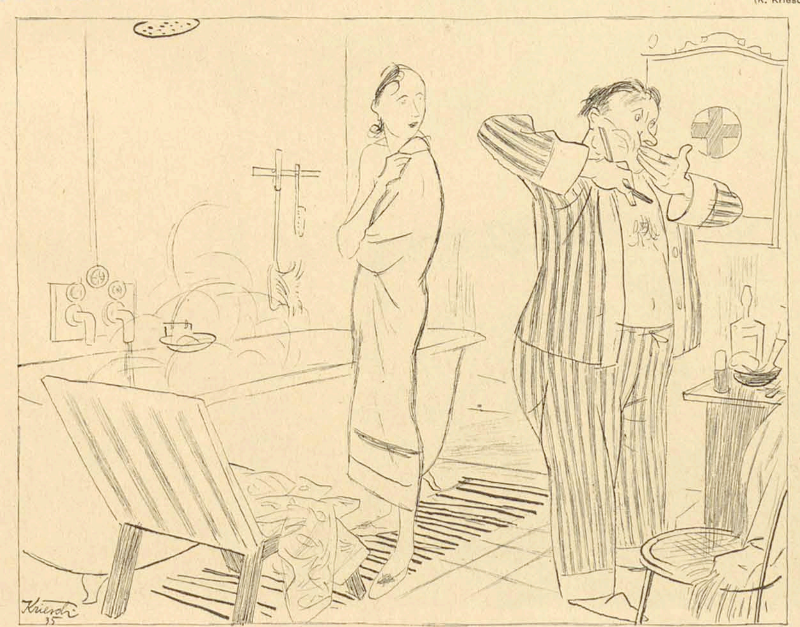
Mit die raffiniertsten Lüjen
kannste nich mehr heimlich ausjehn,
weil sie dir valleicht zu Haus sehn
mittenmang das Tanzvajnüjen!

Mahnt fernmündlich dich dein Schneider,
darfste dir nich mehr valeuchnen
oda als vareist bezeichnen,
denn det Aas, det sieht dir leider!

Nee, wat fern is, soll nich nah sein,
weil det Schwindeln sonst zu schwer wird —:
wenn det Fernsehn populär wird,
haste nischt mehr von dein Dasein! Benedikt

Seufzer

(R. Kriesch)



„Ist das so interessant, wie ich mich rasiere?" — „Natürlich! Das ist neben deinem Zeitunglesen ein weiterer schöner Beweis deiner Männlichkeit."

O tempora, o mores!

(E. Thöny)



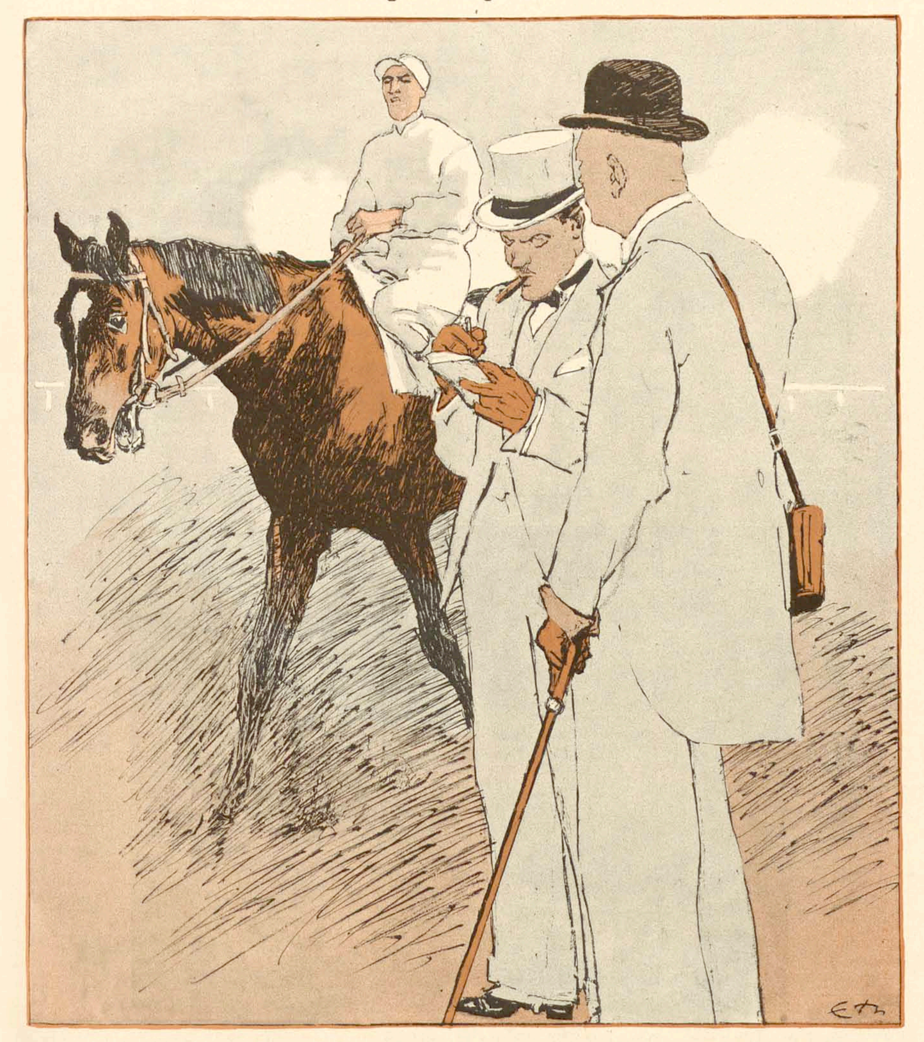
„Gewiß — wundervoll, dies 90-Kilometer-Tempo! Aber wie viel poetischer war da doch Fausts Osterspaziergang!“ — „Na — und wie ist's denn nachher dem Gretchen ergangen?!“

München, 28. April 1935 **Preis 60 Pfennig** 40. Jahrgang Nr. 5

SIMPLICISSIMUS

Einzige Möglichkeit

(E. Thöny)



„Was soll ich nun mit dem Gaul tun? Sieht so dekorativ aus, aber im internationalen Rennen versagt er jedesmal!" — „Tauf' ihn um, auf ‚Völkerbund!'"

Die Nonne Ursula / Von Alfred Baresel

Als wir die Stadt eingenommen hatten, kamen wir zur Nacht ins Kloster der Ursulinerinnen. Wir hockten auf den Steinstufen der vielen Türen, die alle auf den großen Hof führten, und dehnten die müden Glieder. In der Mitte des Hofes stand ein Kessel mit guter Suppe, welche die Ursulinerinnen bereitet hatten. Sie füllten uns davon in unsere Kochgeschirre und taten schweigend, aber nicht unfreundlich, einen Liebesdienst, den auch dem Feinde zu erweisen ihre Ordensregel gebot. Wir schauten ihnen zu, wie sie geschäftig umherliefen, in langen dunklen Gewändern, den Kopf fest eingeschnürt in die große Haube.
Als wir satt waren, bekamen wir Lagerstätten. In einer niedrigen Halle standen viele Feldbetten unter den Bogen und Wölbungen der Decke. Der Orden widmet sich insonderheit der Krankenpflege. Es traf sich, daß der lange Erich ein Bett etwas abseits in einer Nische erhielt. Auch gut — dachte er. Ich werde um so besser schlafen. Denn die Kameraden fuhren oft wild im Traume empor und führten den Kampf des Tages weiter.
Die Nonnen kamen noch einmal und brachten Milch, als wir alle lagen. „Pst! Soldat!“ sagte die Nonne Ursula zu dem langen Erich in der Ecke. Sie gab ihm einen Becher mit Wein. „Es ist Besseres.“ Der Soldat sah sie an. Sie hatte ein rundes, junges Gesicht unter der Haube, fast wie ein Knabe. Sie sah aus wie der Kriegsfreiwillige Gerhausen von der Dritten Kompanie. Aber sie war eine Nonne, und sie sprach französisch.
Der Soldat trank den Wein und sah sie an mit einem Blick, der vielleicht etwas mehr sagte als Dank für den heimlichen Liebesdienst. Er hatte seit Wochen keine Frau gesehen, an keine Frau gedacht. Der Wein glühte ihm in den Wangen. Auch sie sah ihn an, für einen Augenblick. Dann schaute sie über ihn hinweg, nahm den Becher auf und ging. Der Soldat sank schwer zurück und schlief.
Er schlief unruhig. Immer wieder trat etwas in seine Träume, das ihn gewaltsam wachhalten wollte. Man müßte aufstehen und noch um einen Becher Wein bitten, dachte er. Morgen ging es wieder ins Gefecht, und vielleicht gab es nie mehr eine Nonne Ursula, die einem Wein bot. Aber er war zu müde, um den Gedanken festzuhalten. Der Kriegsfreiwillige Gerhausen von der Dritten Kompanie stand vor ihm — er träumte schon wieder.
Als er abermals erwachte, graute bereits der Morgen durch das vergitterte Fenster der Nische. Es schien ihm, daß er schon lange versuche, sich vom Bett emporzureißen. Unheimlich schwer waren ihm die Glieder. Vielleicht war es doch ein Schlafmittel gewesen, von der Nonne in den Wein gemischt, das ihm diese schlimme Nacht bereitet hatte? Er sah sich um — die anderen Betten waren leer. Die ganze Halle war leer. Die Kameraden waren abgerückt. Sie mochten an ihm gerüttelt haben, hatten ihn schließlich zurücklassen müssen.
Er sprang mit einem Satz hoch und griff nach dem Waffenrock, den er am Abend auf den Stuhl neben dem Bett gelegt hatte. Der Stuhl war leer. „Du mußt mir das andere auch noch geben, den Uniformrock habe ich schon“, sagte die Nonne Ursula, die plötzlich vor ihm stand. Sie redete ihn in seiner Sprache an.
„Was soll das?“ fragte der Soldat verwirrt. „Wo sind die anderen?“
„Fort, schon lange. Du holst sie nicht mehr ein. Gib mir deine Uniform. Bekommst mein Nonnenkleid dafür, auch die Haube.“
„Hör auf mit deinem Geschwätz“, sagte der Soldat ärgerlich.
„Ich schwatze nicht. Die Geschichte der Nonne Ursula ist ganz klar und einfach zu verstehen“, erklang es neben ihm. „Sie ist gar keine Nonne, sondern ein französischer Soldat, der gestern nicht mehr davonkam, als ihr in die Stadt einrücktet. Deshalb hat ihm die richtige Ursula ihr Gewand geliehen. Verstehst du?“
„Du kommst mit auf die Wache!“ fuhr der lange Erich auf.
„Keine Sorge“, lächelte der junge Franzose. „Es ist niemand mehr von euch im Orte. Ihr seid schon weit auf dem Vormarsch. Und deshalb gibst du mir jetzt

Fragen

Immer auf dem schwanken Steg
überkommt mich dieses Bangen:
geh' ich denn nun meinen Weg
oder — werd' ich ihn gegangen?

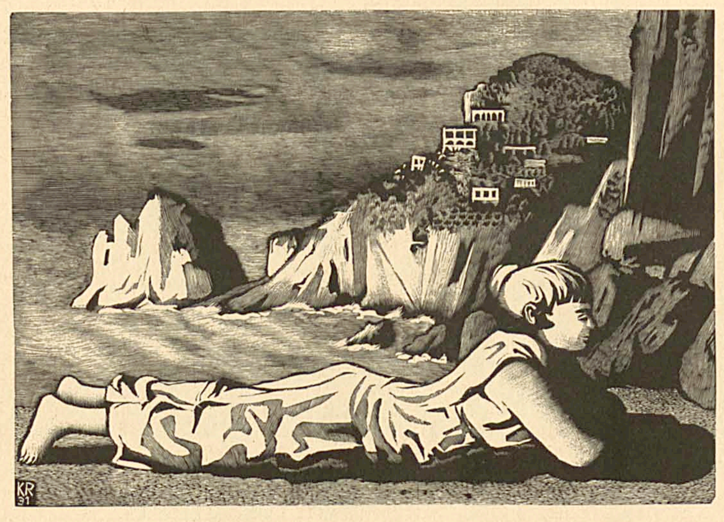
Daß ich gehe, ist das mein?
Wie ich gehe — wer verfügt es?
Und das Wähnen, frei zu sein,
sagt's die Wahrheit oder lügt es?

Stürz' ich jählings in die Flut,
aus dem Licht in dunkle Stille:
ist das böse oder gut?
Fehltritt oder Gottes Wille?

Dr. Owlglaß

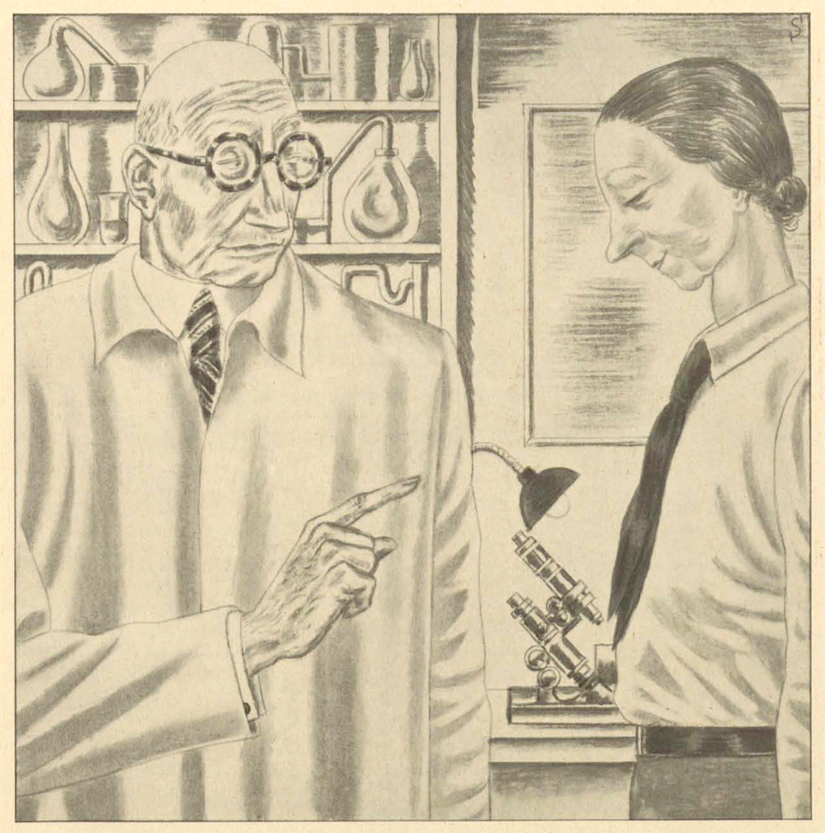
Mondnächtlicher Strand

(K. Rössing)



Lohn für Treue

(E. Schilling)



„Anna, Sie sind jetzt zwanzig Jahre bei mir." — „Jawohl, Herr Professor." — „Ich werde Ihre Treue belohnen: ich werde Sie unsterblich machen, Anna! Wissen Sie wie? Wenn ich das von mir gesuchte Element endlich finde, dann gebe ich ihm Ihren Namen!"

deine Uniform, damit ich durch eure Reihen hindurch kann."

Beide horchten auf — durch das Fenster der Nische drangen Rufe, Schreie. Der junge Franzose eilte ans Gitter und sah hinaus. Rief lachend zurück: „Ich brauche deine Uniform nicht mehr, es sind die Unseren wieder!" Er kam auf den Deutschen zu: „Meine Nonnentracht aber lehnst du jetzt nicht mehr ab, wie? Die Lage ist nun anders. Du warst nicht nett zu mir, nein! Aber ich will dir die Kleider trotzdem geben, damit du dich verbergen kannst. Im Namen der Nonne Ursula, die mir als Flüchtigem gestern geholfen hat."

Da — waren das nicht schon französische Stahlhelme, vorn, am Eingang der Halle? Und er sah den dunklen Gang vor sich, hinter der offenen Tür der Nische. Er stürzte den Gang entlang, in die Klosterzelle, in die ihn der junge Franzose einließ. Der verriegelte die Tür von innen und warf die Nonnentracht von sich — es war ein Weib . . .

Vor dem Kloster trappelten Pferde, Soldaten liefen hin und her, Kommandorufe erklangen. Ein Trompeter blies. Wieder hantierten die Ursulinerinnen auf dem Hof am großen Kessel, um die kräftige Morgensuppe zu bereiten. Es war ein feuchter, unfreundlicher Morgen, die Frauen zitterten vor Kälte.

Als die Trompete erklang, kam auch Leben in die große Halle, in der die Feldbetten standen. Ein Kamerad sah in die Nische, wo der lange Erich geschlafen hatte. „Hast allerhand heute nacht zusammengebrabbelt im Traum!" sagte er gähnend. „Dir ist wohl die Milch gestern abend sauer geworden, Erich?" Der saß auf dem Bettrand, die Hände in den Kopf gestützt, und rührte sich nicht. „Nu los, los!" drängte der Kamerad. „In einer halben Stunde ist Abmarsch!"

Wir wuschen uns am Brunnen auf dem Hofe, hockten dann wieder auf den Steinfliesen vor den Türen nieder, und die Ursulinerinnen füllten uns die Morgensuppe auf. Der Soldat Erich sah bleich aus, aß kaum etwas, blickte verstohlen umher. Aber er sah sie nicht. Er sann nach: wie war diese Nacht gewesen? Da erklang das Signal zum Antreten.

Er schaute lange nach dem Kloster zurück, als sie marschierten. Schließlich bemerkte er im Dämmer des Morgens eine dunkle Gestalt, im Schatten des Torbogens. Sie sah ihm nach und sah ihn an, für einen Augenblick. Dann sah sie über ihn hinweg und ging ins Kloster zurück.

Deutsche Stimmen

XVII

(Wilhelm Schulz)



„Wenn ihr Eltern und Herren nicht helft, werden wir mit unserer Predigt wenig ausrichten. Es mangelt uns an Haushaltern. Die Not hat gedrungen, daß man Lehrer halten muß, weil die Eltern sich des nicht annehmen. Aber ein jeder Hausherr und Frau sollen gedenken, daß sie Bischöfe und Bischöfinnen seien über Gret und Hänsichen.“

Martin Luther

Nachruf auf meinen Kollex Max Krause

Heut will ich berichten von Friedrich Wilhelm Max Krause,
Rufname Max, seines Zeichens Drehergeselle, –
wurde vierundfünfzig Jahre alt ... Spezialität: Kurbelwelle – – –

Er humpelte stark auf dem rechten Bein,
da flog ihm Sechzehn ein Granatsplitter rein ...
(das erzählte er mir mal in der Frühstückspause):

„Im März war's, Junge ... am Toten Mann ...
So, den kennste ooch? Na, denn weeßte ja Bescheid!
Wat? Det war verdammt keene Kleinigkeit ...“
– Dann schwieg er und sah mich nur seltsam an – – –

Überhaupt seine Augen: ich fand sie schön
unter dem vollen, grauweißen Haar –
Ich habe in viele Menschenaugen gesehn,
aber denk' ich an Krauses Augenpaar:
so tief und so ernst, so groß und so klar ...

Nebenbei:
Da schwärmen die Leute von dem Flimmergesicht,
von der Ria, der Lulu, dem Waldemar,
von irgendeinem bemalten Star
mit wasserstoffsuperoxydblondem Haar, –
von ihrem verlogenen Gequatsch und Getue:
„O diese Augen! Und diese Hände!
Ach, diese Kleider und diese Schuhe! ...“
– von all dem süßlichen Kitsch und Plunder ...

Maxens Hände, die waren kein Wunder, –
und sein Gesicht war verwittert und fahl,
aber echt und ehrlich wie Eisen und Stahl!

– – – Ich hör' ihn noch reden, ruhig und schlicht:
„Junge! Nur wundern ... Ärjere dir nich ...
Det is nu mal so ... Dajejen kommste nich an ...“

– Und wieder sah er so seltsam mich an – – –

Na, wie gesagt: das nur nebenbei ...
Ich wollte ja ganz was anderes erzählen:

Es war im vorigen Frühjahr, im Mai – – –
Da ging ich an einem Sonntag mit Krause hinaus in die Felder ...
Die Lerchen sangen aus vollen Kehlen ...
Krause sah in den Himmel ... lächelte dabei
und schwieg – – – lange – – – Ich habe ihn nicht gestört –
Und dann, dann habe ich Krause singen gehört:

Gewiß, er sang nicht wie ein Heldentenor,
und ich weiß auch nicht mehr, was er eigentlich sang
– aber was da in rauhen Tönen hervor
aus der Brust des alten Gesellen drang,
das war so voller Sehnsucht nach Weite und Licht,
nach Freiheit und was die Menschen beglückt ...

– – – Er stand und schaute ... und war wie entrückt,
und ich vergesse den Schein nicht auf seinem Gesicht – – –

Und plötzlich griff er nach meiner Hand
und hat sie wie in einem Schraubstock gedrückt:

„Nich weich wer'n, Junge ...
aber sage mal, wär' det nich schön,
wenn sich alle Menschen würden wie wir zwee beede vaschtehn? –

Wat ...?
Ob die Menschheit det wohl mal erreichen kann?
... Wat meenste? –“
Und dann sah er mich wieder so seltsam an ...

Ja, so war Krause, der Arbeitsmann –
seines Zeichens hochqualifizierter Drehergeselle ...
ein Mann aus dem Volke, Spezialität: Kurbelwelle – – –

Es wäre noch manches von ihm zu sagen
aus seinen vielen grauen und wenig sonnigen Tagen, –
aber lassen wir das – – – Nur eines noch:

An einem Mittag, kurz nach der Pause,
flog ihm ein Stück Stahl von der Eisenbank
in die Schläfe, daß er lautlos zusammensank,
mein Kamerad Friedrich Wilhelm Max Krause ...

– – – – –
Gute Nacht, mein Kollex ... Nun biste tot ...
Und det is nu mal so – – – Dajejen komm' ick nich an ...
Na, denn schlaf' man gut! – Aber dann und wann
bleibe ich mal einen Augenblick stehn
und denke an dich ...
und dann ist mir, als wenn mich deine Augen ansehn – – –

– Nee, Max, ick wer' ooch nich weich ...

Wie sagtest du gleich ...?:

„Mensch, Peter, sage mal, wär' det nich schön,
wenn sich alle Menschen würden wie wir zwee beede vaschtehn?
Ob die Menschheit det wohl mal erreichen kann?
Wat meenste? ...“

– – – Ja, Max ... Det kommt uff de Menschen an! – – –

Peter Burlach

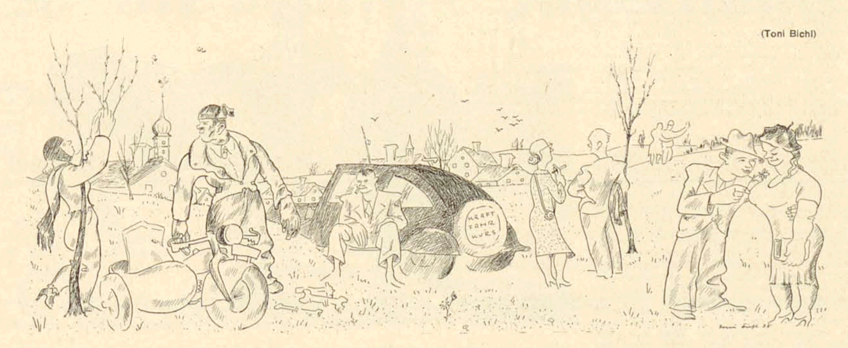
Kragenweite vierzig

von

Wolfgang Federau

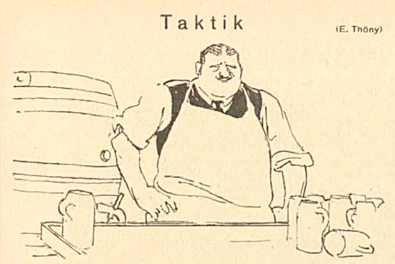
„Theater?“ sagte der Doktor Wohlfeil und blickte sein Gegenüber zornig an — manchmal trafen sich die beiden Herren mittags im Vorortzug und vertrieben sich die zwanzig Minuten Bahnfahrt durch eine sanft dahinplätschernde Unterhaltung. „Theater? Lieber Gott, ich weiß gar nicht mehr, wie ein Theater von innen aussieht. Dazu langt's seit langem nicht mehr bei mir.“
„Nana, na“, protestierte der andere, „ganz so schlimm wird es ja nicht sein. Sie haben doch einen ganz gut bezahlten Posten, und . . .“
„Was heißt: und?“ meinte der Doktor höhnisch, „Sie vergessen, daß ich verheiratet bin, daß ich drei halbwüchsige Bengels habe.“
„Aber ich bin doch auch verheiratet“, erinnerte sein Gegenüber.
„Verheiratet? So wie Sie verheiratet sind, das zählt überhaupt nicht mit. Ein Kind und erst zwei Jahre alt. Da kann man nicht mitreden. Ich aber, ich könnte Ihnen Sachen erzählen. Mein Gott, wenn ich denke, wie ich leben könnte als Junggeselle: kleine, nett eingerichtete Eigenwohnung, Bücher, soviel ich nur lesen wollte, jede Woche zwei-, dreimal ins Theater oder ins Kino, Gäste, wenn ich Lust habe, welche zu empfangen, eine nette, junge Haushälterin — und wenn sie älter wird oder einem nicht mehr gefällt, läßt man sie gehen und nimmt eine andere. Und nicht die Hälfte — was sage ich — nicht ein Zehntel der Sorgen, die man jetzt hat!“
„Lieber Doktor“, wagte der andere zu widersprechen, denn er war noch jung verheiratet, er war verliebt, er hielt sich für moralisch verpflichtet, das andere Geschlecht im allgemeinen und die Ehefrauen im besonderen in Schutz zu nehmen, „lieber Doktor, Ihr Urteil ist doch sehr einseitig und darum ungerecht. Sie sehen nur die gewiß vorhandenen Schattenseiten der Ehe, die Beschränkung der persönlichen Freiheit, die Notwendigkeit des Verzichts auf manche Dinge, die man gern hätte, die . . .“
„Ich sehe“, unterbrach Herr Wohlfeil ihn fast stürmisch, „ich sehe, was aus mir geworden ist in noch nicht zwei Jahrzehnten. Anfangs, da merkte ich es nicht so. Aber je größer die Kinder werden, desto kleiner wird der Vater. Desto häufiger muß er zurücktreten, um dieser Kinder willen. Die immer etwas brauchen, die nicht müde werden, dies und jenes zu fordern. Die Kinder, die brauchen jedes Jahr soundso viele langweilige Schulbücher, da bleibt nichts übrig für den Vater, der doch auch gern mal seine Bibliothek ein bißchen vervollständigte. Die Kinder wollen anständig

(Toni Bichl)



Taktik

(E. Thöny)



„Gib i iatz dem b'suffana Hanswurscht'n no a Maß oder schmeiß i 'n naus? . . . Ah was, iatz kriagt er no a Maß, und nacha schmeiß i 'n naus!"

Kragenweite vierzig

(Schluß von Seite 53)

gekleidet zur Schule gehen, und da mag denn ‚der alte Herr' seinen einzigen noch passablen Anzug getrost bis zum letzten Faden auftragen. Und schließlich bringen sie es so weit, daß ihr Vater, der mehr als vierzig Jahre ein makelloses Leben geführt hat, kriminell wird, mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt kommt und so."

„Um des Himmels willen", entsetzte sich der andere, „Sie wollen doch nicht etwa behaupten . . ."

„Jawohl", erregte sich der Doktor, „gerade das will ich behaupten. Sehen Sie: eine der vielen Schattenseiten der Ehe ist, daß sie bequem macht. Daß sie uns unsere jugendliche Elastizität nimmt. Es ist statistisch nachgewiesen, daß Eheleute früher stark werden als Junggesellen, daß sie dazu neigen, sich einen Bauch zuzulegen. Ich hasse Bäuche, ich habe sie immer gehaßt. Jetzt", er weinte beinahe, so schien es dem anderen, nach dem kläglichen Klang der Stimme, „jetzt habe ich selbst einen. Fange an, dick zu werden, richtig dick. Das ist ein Trauerspiel, sage ich Ihnen, besonders dann, wenn man es sich eigentlich nicht leisten kann. Ich werde Ihnen meine Geschichte erzählen. Hören Sie gut zu, und Sie werden mir recht geben."

Er schöpfte tief, tief Atem, ehe er fortfuhr: „Wissen Sie, früher, am Anfang unserer Ehe, da habe ich mich mal in dunkler Vorahnung des Kommenden ganz eingekleidet, so daß es für viele, viele Jahre reichen mußte. Anzüge und Socken und Schuhe und Oberhemden, ja . . . und Kragen natürlich auch. Drei oder vier Dutzend Kragen der verschiedensten Formen, steife und halbsteife, Umlegekragen und solche mit Ecken und alles mögliche. Das war ein beruhigendes Bewußtsein, und ich war damals stolz, richtig stolz auf meinen glücklichen Einfall. Dann gingen die Jahre, und ich wurde älter. Ich wurde aber auch dicker. Ich sagte ja schon: die Ehe macht bequem, und die Bequemlichkeit macht dick. Mit den Anzügen war das nicht so schlimm, die ließen sich ändern. Aber die Kragen! Wissen Sie, was das heißt, Kragenweite vierzig tragen, während man eigentlich zweiundvierzig braucht? Sie wissen es nicht — ich sehe es Ihrem Gesicht an, daß Sie es nicht wissen. Es ist eine unvorstellbare Tortur. Immer glaubt man, eine würgende Faust am Halse zu verspüren. Ich hätte mir neue kaufen müssen, aber dazu fehlte es an Kleingeld. Schließlich wirft man ja auch nicht dreißig, vierzig Kragen einfach weg, nicht wahr? Also trug ich sie weiter. Aber der ewige Druck am Halse veränderte auf erstaunliche Art meinen Charakter, verdüsterte mein Gemüt. Ich war früher mal ein sanfter, heiterer, gutmütiger Mensch. Das ist lange her. Und die Kragen waren schuld daran, daß ich langsam cholerisch, jähzornig, ja böse und unverträglich wurde."

Er sah hinaus. Holte seine Aktentasche aus dem Gepäcknetz. Gleich würde man aussteigen müssen.

„Ich bemerkte diese Veränderung wohl", sagte er. „Aber ich konnte den Gang der Entwicklung nicht aufhalten. Und so kam es, daß ich vor ein paar Wochen, als mir jemand aus Versehen auf die Hühneraugen trat, nicht mit einem Witz reagierte, sondern dem Manne eine solide Ohrfeige gab. Eine Ohrfeige, die sein Trommelfell zum Platzen brachte. Resultat: hundertundfünfzig Mark Geldstrafe wegen tätlicher Beleidigung und fahrlässiger Körperverletzung. Na, was sagen Sie nun? Die Kausalkette ist doch klar: man heiratet und macht sich Sorgen um die Zukunft, deshalb kauft man sich Kragen auf Vorrat. Man wird bequem, weil man verheiratet ist, und wird dick, weil man bequem geworden ist. Weil man dick ist, passen die Kragen nicht mehr; weil die Kragen nicht passen, verändert sich der Charakter. Weil der Charakter sich geändert hat, haut man einem harmlosen Mitmenschen eine Ohrfeige herunter, und weil man das tut, muß man blechen und wird ein Vorbestrafter. Habe ich recht? Und ist an allem nicht nur die Ehe schuld?"

„Nein", erwiderte der andere. „Ich finde, die ganze Sache beruht auf einem Rechenfehler. Denn schließlich, nicht wahr, dreißig neue Kragen wären doch erheblich billiger gewesen! . . ."

Lieber Simplicissimus!

Im „Schwanen" zu K. ist einer jener würdigen Herren aus der Hauptstadt eingekehrt, die die „Heimat" Stück für Stück sorgsam konservieren, damit der beutehungrige Zahn der Zeit fürderhin auf Leder beiße.

Er sitzt mit betonter Leutseligkeit mitten unter den Bauern, hocherfreut, wenn sie besonders urwüchsige und „echte" Momente haben, und durchaus gewillt, das Gold ihrer Naturnähe in die gangbare Scheidemünze städtischer Heimatliteratur zu verwandeln.

Die Bauern kennen ihn und sein schönes Tun und gehen deshalb jedesmal, wenn er da ist, besonders aus sich heraus. Sie bemühen sich ehrlich, den Vorstellungen zu entsprechen, die der Herr aus der Stadt von ihnen hat. „Er meint es ja so gut", sagen sie und zwinkern dabei ein klein wenig mit den Augen.

Diesmal macht jedoch der Gemeindepfleger, der sonst meist den Ton angibt, nicht recht mit. Es herrscht deshalb auch keine rechte Stimmung, und die besondere örtliche Eigenart, auf die der Stadtherr erpicht ist, kommt nicht recht zur Geltung. Der Schwanenwirt konstatiert es besorgt und flüstert deshalb in einem günstigen Augenblick dem Gemeindepfleger ins Ohr: „Jakob, wenn dia Loimsiader ihr Eigeart net rauslasset, no mach en Gottsname ebe du wieder den Anfang ond sag äbbes Bodeständigs!"

*

In unserer Schule wurde mal von einem Hansl ein Aufsatz „über den Frühling" abgeliefert. Er war der schlechteste und hat uns am besten gefallen. Hier ist er:

„Die Frühlingssonne läßt ihre Strahlen nicht nur in die Natur, sondern auch in unseren Garten fallen. Die Bäume schlagen aus und werfen einen milden Schatten auf die Erde. Der Wanderer kann unter dem Schatten seine müden Glieder niederlassen. Die Bewohner derselben erfreuen uns mit ihrem lieblichen Gesang. Im Garten ist auch eine Bank und ein Tisch. In demselben wachsen auch Sträucher. Die Maikäfer sind schadhafte Tiere und ergötzen sich an den Blüten der Bäume."

Wiener Wochenschau

Zubeißer sitzt im Kaffeehaus. Vormittags. Nachmittags. Abends. Schmust, liest Zeitung und beobachtet.

„Ober", sagt er eines Tages, „wer is jener?"

„Wer, bitt schön, Herr Zubeißer?"

„Wer?! . . . Frag, was das is . . . Der g'selchte Haring dort!"

„Ah so — der Herr Stiftler . . . No — des is a pensionierter Eisenbahnbeamter!"

„So —", brummt Zubeißer, „ein pensionierter Beamter . . . Und der knotzt in ganzen Tag im Kaffeehaus umanander . . . Hat denn der gar nix anderscht's z' tuan?"

„Aber, Herr Zubeißer", lacht der Ober, „was woll'n S' denn? . . . Se sitzen ja aa in ganzen Tag bei uns!"

Regt sich Zubeißer auf.

„Was is des für a Vergleich? . . . Bei mir is des ganz was anders — i bin a G'schäftsmann!"

Bei ihrem Anblick . . .

Von Fritz A. Mende

Ich möchte mir das Oberhemd besabbern.
Ich möchte lärmen wie ein ganzer Zoo.
Ich möchte an der Waschtischplatte knabbern.
Ich möchte irgendwie und irgendwo . . .

. . . ein blütenweißes Tischtuch ruinieren
durch einen riesengroßen Rotwein-Fleck.
Ich möchte schamlos Spiegelglas beschmieren,
gleich fingerdick, mit handgeschöpftem Dreck.

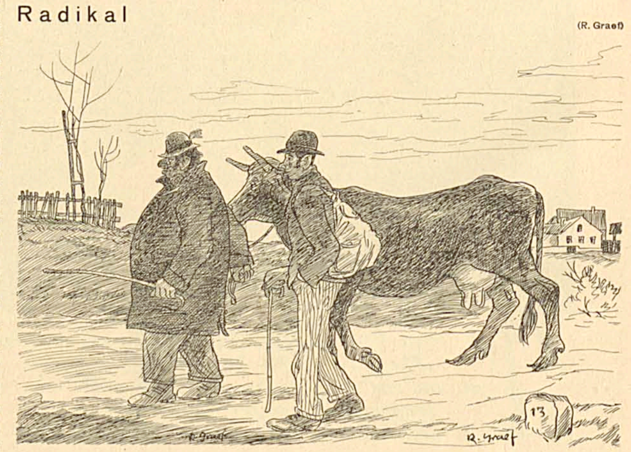
Ich möchte mich auf solche Art entladen,
seh ich die Damen ohne Herz und Hirn
und ohne jede Rundung, ohne Waden,
die ewig durch die Modeblätter irr'n.

Sie wirken so wie Gallert (doch nicht frische),
wie eben angezutschte saure Drops,
wie Kinderbrei, wie balsamierte Fische,
wie kaltgewordner Königsberger Klops.

Wenn man das sieht, was an gemalten Schrauben
da ewig durch die Modeblätter irrt,
verliert man wirklich seinen Kinderglauben
und fürchtet, daß es nie mehr Frühling wird.

Radikal

(R. Graef)



„Wos sagst jetzt du als Metzger dazua, daß d' Vegetarianer allwei mehra wern?" — „Vabot'n g'hörn s', scho weil s' inserm Vieh 's best' Grünfutter wegfress'n!"

Mnemotechnik

Mein Onkel Hermann, der Schuldirektor, war voller Einfälle und wußte sich zu helfen, wo andere die Segel streichen.
Gerade hatte die Lina zum hundertsten Male vergessen, das Salzfaß auf den Eßtisch zu stellen.
„Lina“, befahl er, „bringen Sie mal die große Standleiter!“ Lina kam mit dem Ungetüm angeschnauft. „Stellen Sie sie hier auf! — Und nun steigen Sie hinauf!“ — Linas Kopf befand sich 4 Meter 25 Zentimeter über dem Fußboden. „So, jetzt sehen Sie sich einmal den Tisch an, was fehlt darauf?“ — Verlegen grinsend sagte Lina oben an der Decke: „Das Salzfaß.“ Aber seitdem hat sie es nicht mehr vergessen.

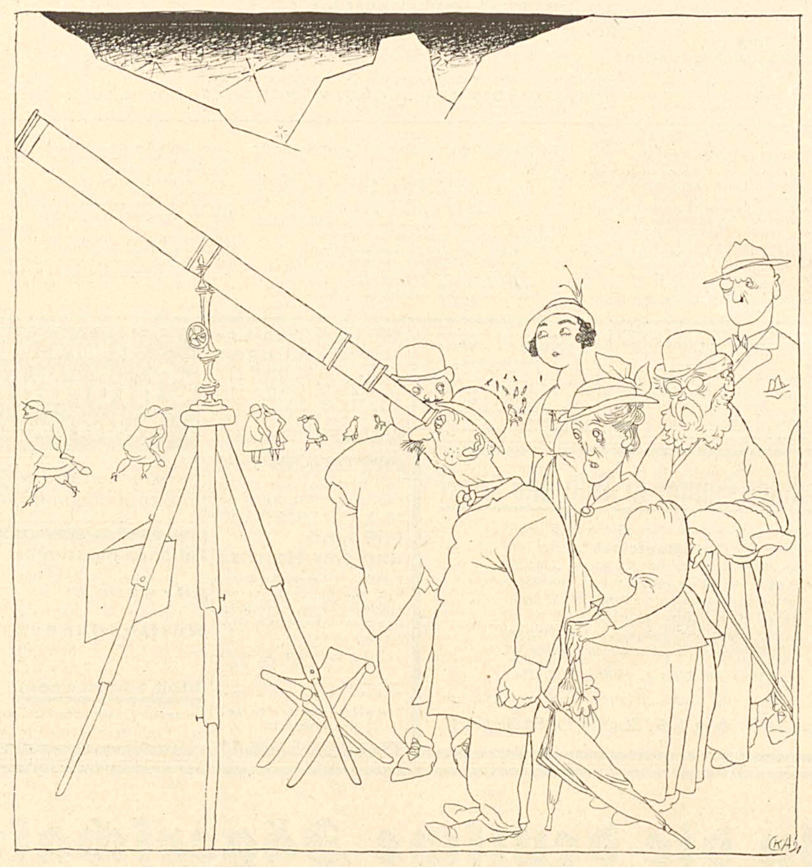
Friedrich der Große als Blitzableiter

Im Flur einer Artilleriekaserne war neben anderen schönen Sprüchen auch dieser aufgemalt:

Tadelt nicht das Leben der Soldaten!
Ihr sollt denen, die da sterben sollen,
Geben, was sie wollen!
Laßt sie trinken, laßt sie küssen!
Wer weiß, wann sie sterben müssen! —

Eines Tages erschien ein höherer Vorgesetzter, dem dieser Spruch offenbar etwas zu unmoralisch erschien. Er „wünschte“ zwar nicht, daß die Inschrift beseitigt würde, ließ aber doch durchblicken, daß er von dem erzieherischen Wert der Verse nicht allzusehr überzeugt wäre.
Dem Batteriechef gefiel der Spruch aber sehr gut; er hatte gar keine Lust, ihn entfernen zu lassen. Um jeder weiteren Gefahr vorzubeugen — ein richtiger Soldat weiß sich bekanntlich immer zu helfen! —, ließ er einfach „Friedrich der Große“ drunter malen. Gegen Aussprüche des Alten Fritzen konnte bestimmt kein noch so hoher Vorgesetzter etwas einwenden.

Ein Lichtblick für dreißig Pfennige



„Es is jradezu 'ne Wohltat, mal in jeordnete Verhältnisse zu sehen!"

Zeitlose Geschichten

Das wahre Talent

Als Aratos seine Heimat Sikyon, die damals berühmt durch ihre Maler war, von ihrem Tyrannen Nikokles befreit hatte, zerstörte er alle Kunstwerke, durch die frühere Machthaber verherrlicht wurden. Auch das Bild des Aristatos, eine Arbeit des großen Melanthos, befahl er zu vernichten. Aber der Maler Nealkas bat mit Tränen in den Augen, er möge es nicht tun, und sagte: „Gegen die Tyrannen kann man Krieg führen, aber nicht gegen gute Bilder von ihnen.“ Wenn sich Aratos von dieser Bitte rühren ließ, so geschah es wohl vor allem, weil er wußte, der König Ptolemäos von Ägypten liebe den Melanthos und sammle seine Werke. So ließ Aratos ihn denn wissen, daß seine Liebe zur Kunst größer gewesen sei als sein Haß gegen die Tyrannen. Er erhielt dafür als Geschenk von Ptolemäos 125 Talente (etwa 66 Pfund attisches Silber). Lerne daraus, mein Philippos: nicht Talent zu haben, sondern durch das Talent eines andern zu Hunderten von Talenten zu kommen, ist die wahre Kunst.

Sind weibliche Herrscher bessere Gesetzgeber als männliche?

Wenn auch die Frage, ob weibliche Herrscher bessere Gesetzgeber als Männer sind, nicht endgültig entschieden werden kann, so ist doch für die Frauen ins Feld zu führen, daß eine von ihnen ein Gesetz gemacht hat, das seit seinem Erlaß nicht nur in ihrem Lande, sondern in der ganzen Welt und für alle Zeit respektiert wurde. Die weise Frau war die Königin Maria von Aragonien, die nach dem Tode ihres Vaters, Friedrichs des Dritten, im Jahre 1377 die Herrschaft übernahm. Eine katalonische Dame ihres Hofes verklagte bei ihr ihren Ehemann, daß er seine Liebesglut für sie zu wenig bändigen könne und ihr damit sehr lästig fiele. Die Königin hörte den Staatsrat zu dieser Sache und beriet sich dann selbst in der Einsamkeit. Darnach erließ sie ein Gesetz, das den Gatten verbot, von ihren Frauen mehr als sechsmal am Tag Erhörung zu fordern.
Dieses Gesetz wird seitdem von allen Ehemännern der Welt so respektiert wie kaum ein anderes, ohne daß sie sich dabei des Namens der großen Königin erinnern, die es erlassen hat.

Der Handel und die Philosophie

Unter den griechischen Philosophen waren viele, die sich auf den Handel verstanden, darunter Tales, Hippokrates, Solon und auch Plato, der am ägyptischen Ölverkauf gut verdiente. Daher kommt es, daß zu jeder Zeit nicht wenige Philosophen gern mit sich handeln lassen, und daß Kaufleute zu Philosophen werden, wenn sie den Beauftragten der Ämter, die die Steuern erheben, erklären, warum ihr wahrer Reichtum allein in ihrer schönen Seele bestehe.

Das Schwein des Pyrrhon

Der griechische Philosoph Pyrrhon aus Elis erlebte auf einer Seefahrt einen heftigen Sturm, der alle, die an Bord waren, um ihr Leben bangen ließ. Während er sich den Göttern der Unterwelt bereits empfahl, sah er ein Schwein, das vergnüglich grunzte. Es schien anzunehmen, das Unwetter sei eine Art von heiterem Spiel, das zu seinem Vergnügen aufgeführt wurde. Da begriff Pyrrhon, es wäre weder angenehm noch nützlich, Verstand oder gar Phantasie zu haben, da man sich damit nur deutlicher machen könne, welche abscheulichen Dinge sich die Zukunft noch für uns vorbehalten habe. Dumm und selbstsüchtig zu sein mache viel glücklicher. So ward ihm das Schwein zum Symbol des Glücks. Wer sich mit ihm anfreunden will, muß nach der Meinung des Pyrrhon die Reinlichkeit nicht zu hoch schätzen und vor allem auf das Denken verzichten können. Dann aber wird er wenig am Leben auszusetzen haben. Von solchem Gesichtspunkt aus betrachtet ist die Anrede: „Dummes Schwein!“ um ihren kränkenden Beigeschmack gekommen und der Ausdruck liebevoller Wünsche für bestes Wohlbehagen geworden. W. T.

Ein Zyniker

(Paul Scheurich)



„Mais, Madame, warum entscheiden Sie sich denn nicht? Wir wollen doch hier kein zweites Stresa gründen!“

Höhere Mächte

(Jos. Sauer)

„Wenn m'r bedenkt, daß unser Schigsal dodal von 'n Schdernen abhäng'ch is!" — „Nu, nu, Chustav, ich hab' ooch noch ä gleenes Werdchen mitzured'n!"

Der Lebemann

Von Rolf Wünnenberg

„Laß die Frauen", sagte Fredy zu Bob, „die Frauen taugen alle nichts, und die, der du nachrennst, taugt schon gar nichts!"
Bob wollte nicht hören. Fredy und Bob waren achtzehn Jahre alt, und keiner wollte hören. „Ich bin ein Lebemann", sagte Bob wichtig, „ein Lebemann, und ich will es bleiben!"
Als es Abend wurde, kam er noch einmal in Fredys Zimmer. „Ich gehe jetzt", sagte er obenhin, „es kann lange dauern." — Er trug einen blauen Anzug und die Lackschuhe seines Vaters.
Fredy sah ihn von unten bis oben an. „Schön bist du hergerichtet, pfui Teufel, wir sollten lieber Fußball spielen."
Bob pfiff leichtsinnig durch die Zähne. „Nie! Man wartet auf mich."
Er ging zur Akazienstraße. Das tat er seit vierzehn Tagen, und jeden Tag wurde es später. Denn dort wohnte die alte Krell mit ihrer geschiedenen Tochter, die Frau von Kistner hieß. Mutter und Tochter waren sehr stolz auf dieses Von. Sie wußten selber nicht, wie es dazu gekommen war. Es war gut zehn Jahre her.
Bob beugte sich linkisch über die Hand der Jüngeren. „Ich bin da."
„Du mußt sie küssen", sagte Frau von Kistner schlau, „du willst doch ein Kavalier sein."
Bob küßte die Hand und fand, daß sie zart und weich war. Er wurde sehr lustig. Er tanzte vor. Er nahm einen schwarzen, spanischen Schleier und wirbelte drauf los. Er ließ den Schleier zum Kronleuchter fliegen und setzte auf den abgeräumten Tisch. Dort machte er einen Handstand. „Hallo", rief er dabei kühn, „ich sehe alles verkehrt!"
Die Krell unterdrückte die Angst um ihre geblümte Decke und machte mehrfach: „Ah!" Die Tochter aber umfaßte Bobs Rumpf und stemmte ihn sanft zum Boden zurück. „Toll", sagte sie, „toll."
Dann schickte sie die Mutter zu Bett und verschönerte Bob. Sie puderte sein gesundes Gesicht noch brauner und legte ihm knallrote Schminke auf die Lippen.
Bob ließ es steif geschehen. Er kam sich geehrt vor. Es tat gut, durch sein bloßes Dasein Vergnügen zu bereiten.
Sie bestellten ein Auto und fuhren zum Saturnkasino. Das war das führende Nachtlokal der Stadt. Bob benahm sich sehr gemessen. Frau von Kistner tänzelte geräuschvoll an den niederen Tischen entlang und rief: „Um Gottes willen keinen aufdringlichen Platz, Herr Ober, wir sind hier ganz inkognito."
Die Umsitzenden schauten.
Bob und Frau von Kistner tanzten. Frau von Kistner war sehr geschmeidig. Sie drängte sich eng an Bob und fragte, ob er sie gern habe.
Bob bejahte. Die Hintergründe des Lebens kitzelten ihn.
„Du fackelst mit deinem bißchen Liebe nicht lange herum", fuhr Frau von Kistner fort.
Bob wurde es bei diesen Worten etwas unheimlich. Er mußte an Fredy und seine Warnungen denken.
Frau von Kistner labte sich an den neidischen Blicken einzelner Gäste. Am Nachbartisch saß eine dicke Dame aus Cincinnati und beobachtete Bob durch ihr Lorgnon. „What a boy", sagte sie schallend zu ihrem gealterten Gemahl, „wonderful!"
Der Gemahl schob beleidigt den Unterkiefer vor und bestellte die Rechnung.
Frau von Kistner vergrub die Hände in Bobs blondem Haarschopf und lachte besitzerisch. Wonderful.
Dann schob sie ihm die Börse hin und drängte zum Bezahlen. Die Nacht ist kurz.
Bob zahlte. Fast schien es ihm, als würde er sich vor dem Kommenden fürchten. Nur ruhiges Blut, sprach er zu sich selber, ich darf mich doch nicht blamieren.
Sie verließen das Saturnkasino und fuhren zum Hotel Waterloo. Frau von Kistner besaß dort ein festes Zimmer. Den Schlüssel dazu trug sie in der Handtasche. Beide schwiegen.
Bob klinkte die Türe ein und sah auf die zersprungenen Lackschuhe seines Vaters. Er wird es merken, daß ich sie anhatte, dachte er hastig, ich hätte auch nicht so heiß baden sollen, das nimmt mir immer den Mut. Er fand, daß es durch den Schacht der Luftheizung nach gerösteten Kartoffeln roch.
Frau von Kistner ließ den Mantel fallen. „Hast du Angst?"
„Angst?" — Bob richtete sich protzig auf. „Ich habe noch nie in meinem Leben Angst gehabt." Er trat zu Frau von Kistner und rieb ihr den Rücken. „Du bist eine schöne Frau; Donnerwetter noch mal!"
In diesem Augenblick wurde die Tür aufgerissen, und ein dicker Herr Mitte der Fünfzig polterte in den Raum. „Das ist ja großartig", rief er taktlos, „habe ich dich endlich erwischt? Hier habe i c h zu bestimmen und kein anderer!"
Frau von Kistner versteckte sich hinter dem Bett.
Bob aber hieb stolz mit der Faust auf den Nachttisch. „Mein Herr! Was unterstehen Sie sich! Wir haben es mit einer Dame zu tun!"
Der dicke Herr packte Bob am Kragen und beförderte ihn auf die Straße. „Verschwinde! Oder meinst du, ich bezahlte den ganzen Schwindel umsonst!?" Hierauf kehrte er ins Hotel Waterloo zurück und knallte die Türe hinter sich zu.
Wenn ich nur vorbereitet gewesen wäre, dachte Bob, dem Kerl hätte ich etwas anderes gesagt. Flegel!
Er ging geduckt nach Hause und stand um sechs Uhr früh vor Fredys Bett. „Fredy! Schläfst du?"
Fredy blinzelte verschlafen. „Hast du schon fertig gelebt?"
Bob wurde heftig. „Laß das! Die Frauen sind schlecht! Alle! Nie mehr schaue ich eine an!"
Fredy nickte. „Aha. Du bist eben doch ein Mann."
Bob druckste einige Sekunden lang hin und her. Dann fragte er leise: „Magst du nicht Fußball spielen?"
Fredy sprang mit einem wilden Satz aus dem Bett. „Gemacht!"
Sie spielten bis zum Mittag Fußball.

Kleine Randbemerkungen

In der Jugend ruft man nach Gerechtigkeit, im Alter spekuliert man auf mildernde Umstände.

*

Für Kopflosigkeit sind leider immer noch keine brauchbaren Prothesen erfunden.

*

Mancher fühlt sich in geistigen Bezirken nur wohl, wenn er sie in Gemeinplätze aufteilen kann.

*

Die Jugend hat dem Alter voraus, daß sie ihre Dummheiten mit Mangel an Erfahrung entschuldigen kann.

*

Wer „in-sich-geht", sei vor Fußangeln nachdrücklich gewarnt.

oha

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • DA. 13200 I. Vj. • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Das kommt hinzu

Professor R., unser Physiklehrer, suchte uns seine Naturgesetze durch Beispiele aus anderen Fächern interessanter zu machen.
Wir waren gerade bei der Besprechung des binokularen Sehens. R. erklärte uns, wie erst das Zusammenwirken von beiden Augen den Menschen instandsetze, Entfernungen genau abzuschätzen. So sei es zum Beispiel unmöglich, einen Faden einzufädeln, wenn man ein Auge schließe.
Und dann greift er kühn auf ein anderes Gebiet über. Der Grund, warum der Zyklop in der Odyssee das Floß des entfliehenden Odysseus mit seinen Felsstücken nicht habe treffen können, sei einfach der, daß die Zyklopen bekanntlich nur ein Auge haben. Man erkenne daran die gute Beobachtungsgabe der Alten, die schon vor der Entdeckung des theoretischen Unterbaues viele physikalischen Erscheinungen wohl gekannt hätten.
Die Klasse horchte auf — tiefe Stille herrschte — nur durchbrochen von dem Einwurf des vorwitzigen Paul: „Ja, aber Odysseus hatte doch den Zyklopen vorher geblendet?" — „Das kommt hinzu", sagte unerschüttert Professor R. und ging schnell wieder auf die reine Physik über.

Der Astronom / Von Walter Bauer

In der Nacht ist er zu Hause.
Oft wandert er die baumlose Milchstraße auf und nieder,
verweilend in den Parks der Finsternis.
Die Universumgesichter der Sterne sind ihm bekannter als die Larven der Erdballbewohner, von Leidenschaften verzerrt,
aber für sie sucht er den Raum nach Geheimnissen ab.
Verabredungen versäumt er meist,
pünktlich stellt er sich ein am Geburtsort eines Planeten.
Mit wachsamem Aug, seit Jahren, belauscht er das Kommen eines Sterns,
neue Spaziergänger oder Störenfriede im kühlen All
entgehen ihm nicht.

Er altert um Lichtjahre. Seine Trauer sind bewölkte Nächte.
Seine Gärten liegen auf dem Sirius, vor Dieben geschützt,
seine Hoffnungen blühen zart auf einem Stern, dessen Namen er nicht preisgibt.
Mit wimperlosem Auge, ohne Tränen von allzugroßer Anstrengung,
berührt er die Ränder von Erdbällen
und pflanzt, der hier so schlecht gedeihen will,
ewigen Frieden ein, da er dort keinen Menschen vermutet.

Der Fachmann

Als einem bekannten Schweinezüchter seine Resi ein Kind geschenkt hatte, reichte er seiner Behörde ein Gesuch ein:

„Betreff
Deckung der Hebamme."

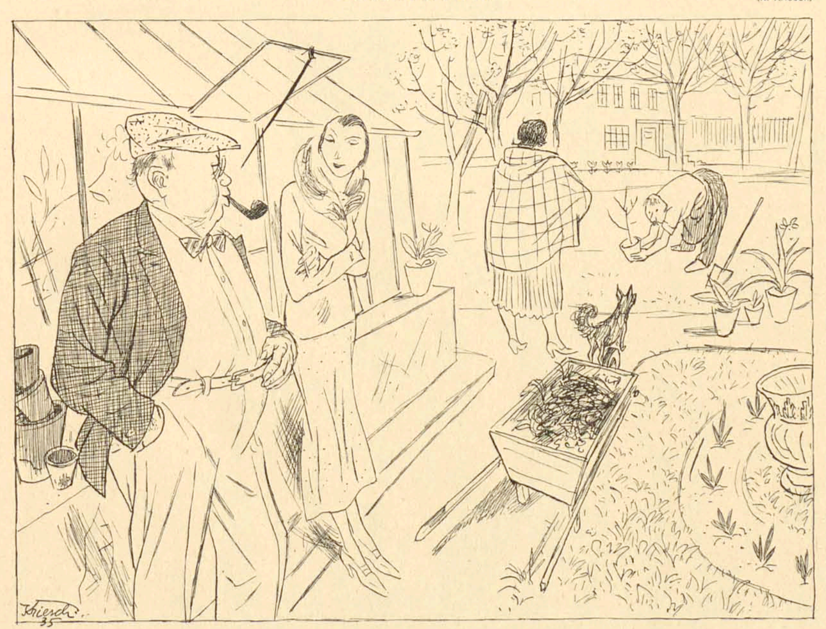
Lieber Simplicissimus!

In einem kleinen Dorfe hatte sich eine Fabrik angesiedelt und suchte für ihre Büros und für ihren Werkmeister geeignete Räume. Da erhielt sie u. a. auch folgendes Schreiben eines biederen Dörflers:

„Beabsichtige mein Wohnhaus ‚Zum Rosengarten' eventuell mit Werkstatt und Umgelände bald möglichst zu verkaufen, da dasselbe in dieser Beschränktheit für mich sehr unpassend ist.
Da mir Ihre geehrte Adresse sehr sympathisch ist, so lasse ich mich zu Ihren Gunsten auf die niedersten Preise nieder."

Ultimatum

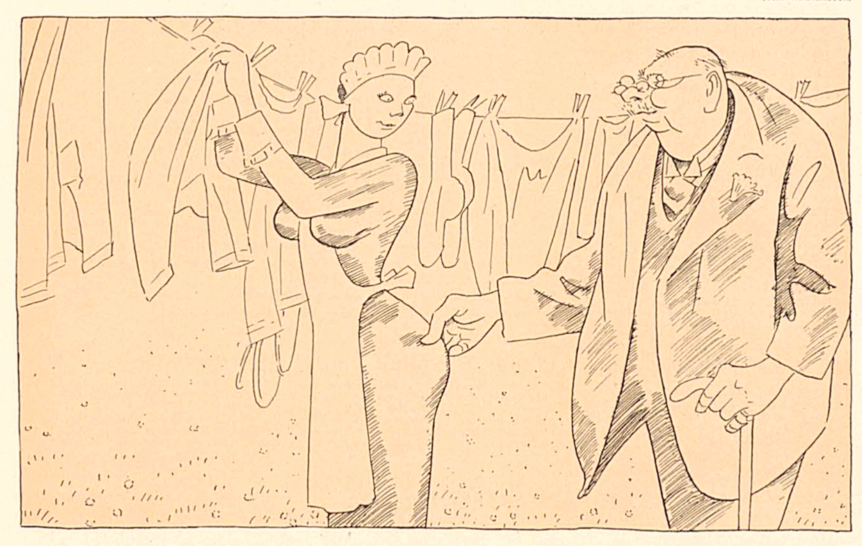
(R. Kriesch)



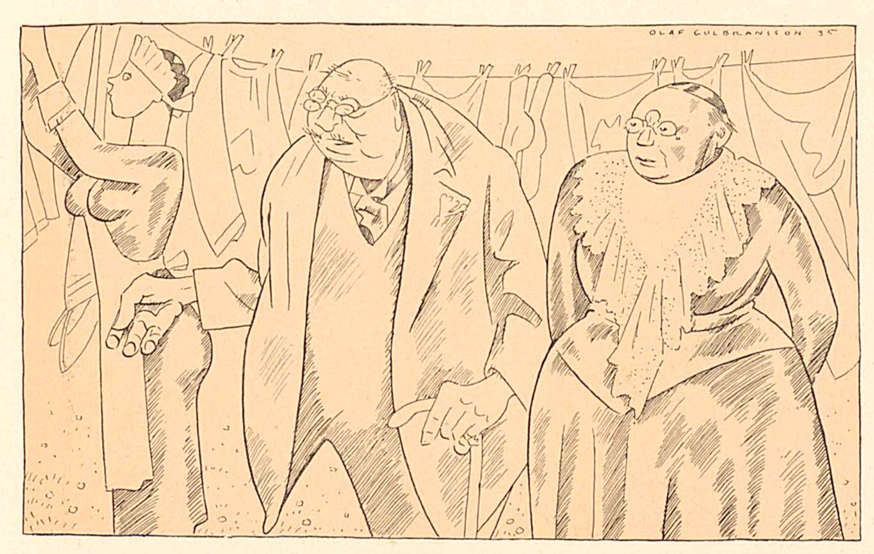
„Also gut, eine Rosenlaube wird nochmal gemacht! Aber wenn du dich wieder nicht verlobst, dann bekomm ich endlich meine Kegelbahn!"

Der Mai-Bock

(Olaf Gulbransson)



„. . . a so wos netts . . . ja, oiso, a so a süaß . . .“



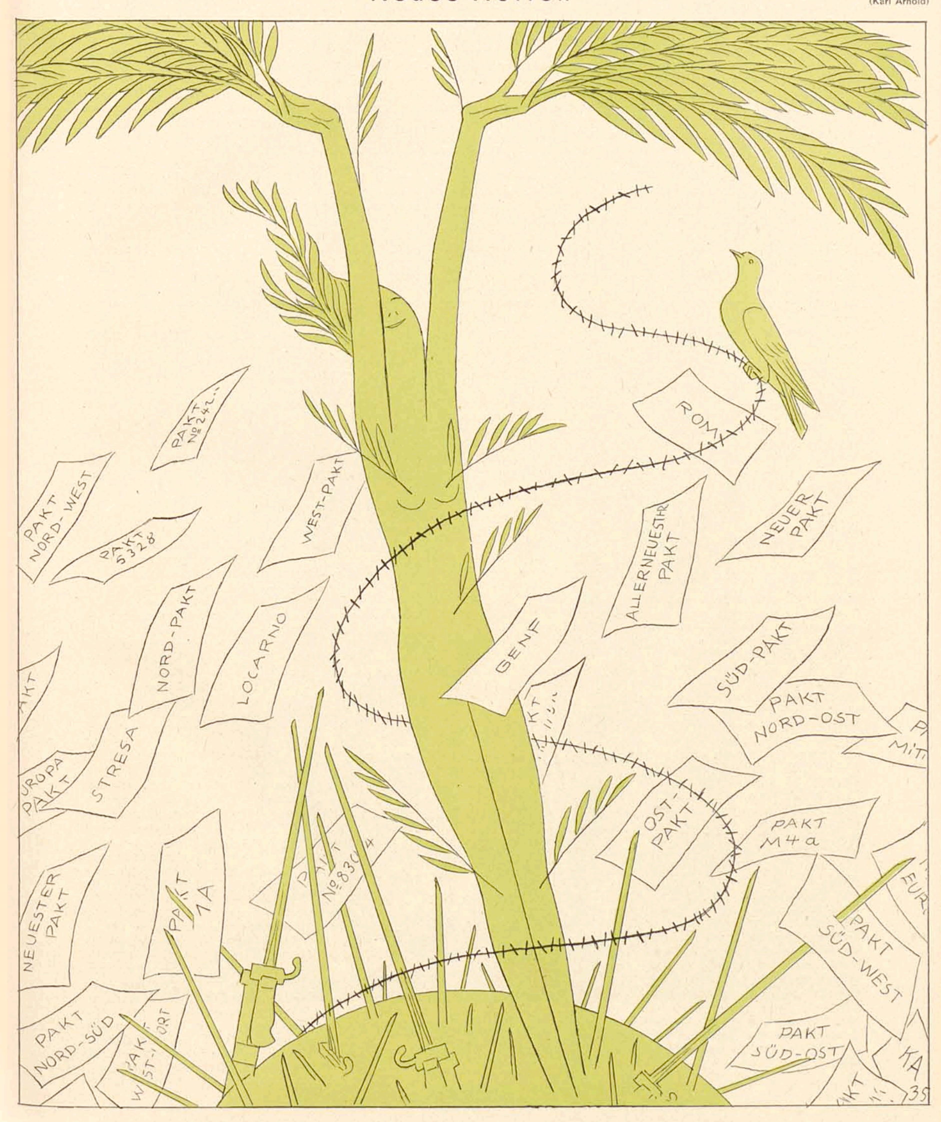
„Ja, Mo', wos fallt denn dir ei'! Woaßt denn net, wen d' vor dir host?“ — „Jessasna! Sixt, Alte, so schlecht siehch i scho!“

München, 5. Mai 1935 **Preis 60 Pfennig** 40. Jahrgang Nr. 6

SIMPLICISSIMUS

Neues Hoffen

(Karl Arnold)



Und drohen sie auch noch so sehr
mit grimmigen Gebärden,
es muß und wird trotz alledem
doch endlich Friede werden!

Das gestohlene Tuch / Von Katarina Botsky

Das Sonnenlicht wurde schon geheimnisvoll in den Straßen um das hohe alte Schloß herum. Die Kleine im weißen Wintermäntelchen sah respektvoll zu ihm empor und zählte laut die Fenster, die noch Sonne hatten. „Huh —!“ Da oben lebten alte Gespenster, die abends ihre schimmligen Gesichter an die grün gewordenen Scheiben preßten, um traurig hinunterzublicken. So sagte Johanna, das Kindermädchen. Die Kleine tanzte an ihrer Hand durch die Straßen, die so hübsch hellgrau waren vom allerletzten Frost.

„Herrjeh!“ schrie das Kindermädchen. „Dort geht ja die Lina mit meinem Tuch —!“ Dieses Tuch vermißte das Mädchen, seitdem Lina, die heruntergekommene alte Köchin, bei ihrer einstigen Herrschaft — Johannas jetziger — einen Besuch gemacht hatte. „Ist das zu glauben —!?“ flüsterte Johanna. „Dort geht sie doch am hellenlichten Tage mit meinem Tuch um die Schultern —! . . . Ich lasse es ihr nicht —!“ rief sie, in Zorn geratend. „Das alte hing daneben. Wenn sie das alte genommen hätte —! Aber nein, sie nimmt das neue! Das ist doch niederträchtig—!... Bleib hier stehen, ich — — —“ Wie der Wind flog das Mädchen davon.

Das Kind verzog das Gesicht. „Ich bleibe nicht stehen —!“ Wie der Wind flog es hinterher. Es war herrlich, die Beine zu schmeißen, wenn man erst fünf Jahre alt war. Dort lief Johanna, und dort weiter schritt, barhäuptig, die immer noch dicke Lina; bald hatte Johanna sie eingeholt. Lina wackelte vor Schreck das Kinn, als die beiden Laufenden neben ihr auftauchten. Blinzelnd blickte sie durch ihre blaue Brille in die bekannten Gesichter, hilflos vor Überraschung. „Sie sollten sich was schämen —!“ legte Johanna los. „Hätten Sie meinetwegen schon das alte genommen —! Aber nein! Das neue! . . . Her mit dem Tuch, sonst rufe ich die Polizei!“

Linas vergilbtes Gesicht öffnete groß und häßlich den Mund. Man erblickte all ihre schlechten Backzähne. Sie suchte nach Worten und fand keine; es blieb beim ungewollten Zähnezeigen. Johanna aber empfand dieses Zähnezeigen als Herausforderung, und mit einem wilden Ruck ihrer fünfundzwanzigjährigen Fäuste riß sie der andern das goldgelbe Tuch von den Schultern.

Lina ließ es stumm geschehen, sie zuckte nur ein wenig zusammen, sie ließ nur das Kinn auf ihre schadhafte Bluse sinken. An ihrem grauen Haar zerrte der Wind. „Laß ihr das Tuch —!“ bat das Kind. „Sieh, wie sie friert —!“ Johanna schüttelte mit erzwungener Heftigkeit den Kopf. „Das alte Tuch hätte ich ihr gelassen, das neue lasse ich ihr nicht!! Man ist noch nichts Besseres, wenn man e' Brill' trägt —!“ Lina stand immer noch auf demselben Fleck, den Blick zu Boden gesenkt, und blinzelte beinahe schläfrig mit ihren nassen Augenlidern. Jetzt könnte sie meinetwegen die Backzähne zeigen, dachte Johanna, weil sie sich herzlos zu finden begann. Darum suchte sie die andere herauszufordern, indem sie abermals sagte: Lina könne sich was schämen. „Sie Diebsche —!“ setzte sie noch hinzu. Die alte Köchin fuhr fort, stumm und einfältig, zu Boden zu stieren, denn sie sah dort Bilder ihrer Zukunft, und die waren derart, daß sie sich nicht zu regen vermochte. „Laß ihr das Tuch, Johanna —!“ Lina lächelte mit schiefem Mund, dann nickte sie dem Kinde zu, und dann ging sie wie im Schlaf ihres Wegs.

Das große und das kleine Mädchen blickten ihr noch lange nach. Vielleicht hat sie noch weit zu gehen bis zu ihrem armseligen Logis, dachte Johanna, und es war noch kalt. War es nicht plötzlich furchtbar kalt?! Schon ein Tuch genügte nicht bei dieser Temperatur, man bedurfte eines Wintermantels, um nicht zu frieren. Das Sonnenlicht zitterte jetzt vor Kälte auf den grauen Türmen des alten Schlosses; spukhaft verabschiedete sich sein letzter bräunlicher Glanz. Wenn ich ihr doch das Tuch gelassen hätte, dachte Johanna. In ihren Ohren begann ein feines Klingeln — wie von Schlittenglocken, die nicht näher kommen wollten. War es das böse Gewissen? Die Kleine riß plötzlich an ihrer Hand. „Wir laufen ihr nach und geben ihr das Tuch zurück“, schlug sie mit bettelnden Augen vor. Johanna verbarg ihr Aufleuchten. „Doch ob wir sie noch einholen —?!“ meinte sie nur. „Zu sehen ist sie nicht mehr.“

Sie liefen — erst geradeaus und dann — nach welcher Seite? Sie gingen nach rechts, in die alte enge Straße, in der es schon dunkel wurde. Sie standen und suchten mit den Augen. Manchmal narrte sie eine ähnliche Gestalt, die traumverloren durch die Dämmerung schritt. „Lina! Lina!“ rief dann das Kind — und: ein fremdes Gesicht blickte sich um. „Vielleicht steht sie hinter jener Tür, Johanna —!“ — „Ach, Unsinn!“ Indessen öffnete das Mädchen schließlich doch die bezeichnete Tür — und: ein großer fahler Hund schoß heraus. „Am liebsten schmisse ich das Tuch ins Wasser!“ rief Johanna, beiseite springend. Aber sie suchten weiter. Johanna wollte keine Tür mehr öffnen, und so spähten sie nur in offene Hausflure hinein, wo dicke Schatten an den Wänden standen; doch Lina war nicht unter ihnen. Immer weiter gingen sie und suchten, als ob sie dazu verdammt wären. Manche Türen schienen förmlich zu rufen: Hier! Hier! Aber die Türen trieben nur ihren Scherz mit ihnen. Immer weiter mußten die beiden wandern, denn die rufenden Türen — — — „Wir finden nicht mehr nach Hause —!“ jammerte plötzlich das Kind.

Johanna blieb mit Gewalt stehen. Es war höchste Zeit umzukehren, schon flammten die Laternen auf, und gleich schien es Nacht zu sein. Das Mädchen packte ungestüm des Kindes Hand, und dann ging es im Galopp zurück, und das kleine Gesicht, das so große Augen hatte, sah sich wohl noch zehnmal um, ob nicht — — — ob nicht — — —?

Welch eine Wonne, wieder zu Hause zu sein und im warmen Bettchen zu liegen, wenn man an das traurige Suchen in den frostigen dunklen Straßen zurückdachte! Ob auch Lina schon zu Hause sein mochte?! „Du, Hanne! — Lina geht vielleicht noch immer um das Schloß herum, und die Gespenster da oben lachen über sie. Niemand wird sie hereinlassen in ihrer schlechten Bluse.“

„Ach Unsinn! Die hat doch ihr Logis. Und später kommt sie ins Siechenhaus — bis zum Schluß.“

Die Kleine schwieg ein Weilchen. „Siechenhaus“ klang häßlich, klang furchtbar alt. „Sie soll später lieber in eine Konditorei gehen — bis zum Schluß!“ rief sie dann hurtig. Als sie merkte, daß sie damit etwas Dummes gesagt hatte, weil Johanna laut lachte, setzte sie vornehm hinzu: „Wir gehen sie aber im Siechenhaus besuchen. Heißt sie Diebsche?“

„Nein! Das kommt von Dieb. Wer ein Tuch stiehlt, ist ein Dieb. Oder eine Diebin. Ich sag' ‚Diebsche' —!“

Die Kleine fing schläfrig zu kichern an. „Diebsche — Diebsche . . .“, und ihre Pelztiere, die sie auf den hohen Bettrand gesetzt hatte, schienen heimlich mitzukichern. Die halbe Nacht träumte sie von Lina, doch am Morgen hatte sie alles vergessen. Erst als einmal eine Tür so seltsam knarrte, fiel ihr ein Traum der letzten Nacht ein.

An der Mutter Hand stand sie in einer engen Straße vor einem alten Haus, über dessen Front, Abschied nehmend, die Sonne irrte. „Dies wird wohl endlich das Siechenhaus sein“, sagte, aufatmend, die Mutter. Das Haus war dreistöckig und hatte, statt der Fenster, je drei hohe schmale Flügeltüren in jeder Etage, wie Speicher sie haben. Um das flache Dach wand sich ein Kranz von türmchenartigen Zacken. Der blaugrüne Anstrich des Hauses war schon fast schwarz geworden. „Mir ist ganz übel vom vielen Suchen“, sagte die Mutter. „Gleich an der Tür machst du den ersten Knicks.“ Das Kind grüßte nicht gern, daher der Befehl.

„Pfui —!“ rief es mitten im ersten Knicks. „Hier sieht es ja schrecklich aus —!“ Eine verfallene Halle mit lauter schwarzen Löchern im Fußboden war hinter der Tür. Und in diesem Hause sollte Lina nun bleiben — „bis zum Schluß“?! Was hieß das eigentlich: „bis zum Schluß“? — Scheu sah die Kleine sich um. Ja, hier war alles so furchtbar alt, wie sie es sich gedacht hatte. Wenn man sich nicht beeilte, stürzte vielleicht noch alles ein. Durch die zerbrochene Tür auf der Hinterwand zwängte sich mit bammelnden Pfoten ein seltsames rotes Tier — ihr Plüschkänguruh. Aber groß geworden —! Obgleich es freundlich grinste, wirkte es doch unheimlich — das Herz klopfte noch mehr — wie es so langsam durch das breite Loch einstieg. Und die Mutter war plötzlich verschwunden. Mit einem Satz war das Kind draußen... lief über die Straße zur gegenüberliegenden Ecke, von dort aus war die Mutter vielleicht zu erspähen.

Da tat sich im zweiten Stock des Siechenhauses, laut knarrend, eine der dunklen Flügeltüren auf, und heraus schwebte — Lina mit einem strahlenden Gesicht. „Wir wollten dir ja das Tuch zurückgeben“,

(Schluß auf Seite 65)

Die Alm

Lattich wuchert auf der Senne,
Fuß und Huf sumpft ein,
Flatternd pickt ihr Korn die Henne,
Ziegen meckern, schrei'n.

Lärmend spielen braune Kinder,
Waten durch den Bach,
Wiederkäuend liegen Rinder,
Sehn uns lange nach,

Dumpfes, tierisches Vertrauen
Hinter ihrer Stirn,
Brunnen, aus dem Baum gehauen,
Spiegeln Fels und Firn.

Georg Schwarz

Henderson, der Langmütige

(E. Schilling)



„Ich trage keine Verantwortung für den Stand der Abrüstungskonferenz! Ich wasche meine Hände in Unschuld!" – „Oh, Marianne – ich finde nur, du wäschst sie recht oft!"

In einem hin

(Olaf Gulbransson)



„Da schaug her, dös Oa ham d' Vögel aus 'm Nest g'stöbert. Werd halt nix drin g'wen sei'." — „Geh, schick ma 's do nach Genf, da brüat'n s' aso bloß taube Oar aus!"

Das gestohlene Tuch

(Schluß von Seite 62)

stotterte das Kind. „Ich friere nicht mehr", sagte Lina. Es klang wie Gesang. Nun wußte das Kind, warum das Siechenhaus überall nur Türen hatte: damit die Linas, die nicht mehr froren, herausschweben konnten — zum Schluß. Auch das Känguruh kam jetzt — wie neu — herausgeschwebt, und Lina nahm darauf Platz. Rauchhaft stiegen die beiden empor, ganz steil und ganz langsam, ins tiefe Himmelsblau . . . und die Türen schlossen sich lautlos. Ererbte Vorstellungen vom Tode erschütterten das kleine Mädchen. Es wäre umgesunken, wenn es sich nicht mit beiden Händen an eine Mauer geklammert hätte. Es würde geschrien haben, wenn es nicht stumm geworden wäre vor der Offenbarung aus diesen dunklen Türen, die so feierlich war, daß die Kleine, die doch so ungern grüßte, abgewandten Gesichts einen tiefen Knicks machte.

Mai-Programm

In Sachen Mai läßt sich bemerken:
die sogenannte Wonne pflegt
gewisse Neigungen zu stärken,
was dann im Feber Früchte trägt.

Vom Blütenmeer und solchen Dingen
schweigt lieber dieses schlichte Lied,
weil sie so sehr ins Auge springen,
daß kaum ein Mensch sie übersieht.

Auch Maienkäfer kennt ja jeder,
die höchst naiv das Kind ersehnt,
weshalb sie die erwachs'ne Feder
nur grade nebenbei erwähnt.

Dagegen möcht' ich nicht verfehlen,
aus dem Gebiet der Pflanzenwelt
erst mal den Spargel aufzuzählen,
der listig sich verborgen hält.

Ad zwei sodann sei hingewiesen
auf jenes Kraut in Waldesnacht,
das man durch schlaues Übergießen
mit Moselwein genießbar macht.

Wir wollen uns für sie entscheiden,
eklektisch, aber mit Verstand.
Denn alles, außer diesen beiden,
ist teils banal und teils riskant. Ratatöskr

Lieber Simplicissimus!

Ich komme nachts gegen zwei Uhr nach Hause. Die Haustür ist nicht verschlossen. In der dunklen Ecke steht, von einem Jüngling umrankt, die Tochter meiner Wirtin. Der Casanova kriegt rote Ohren, die kleine Pompadour lächelt schämig und sagt: „Eichndlich wolldn mir hier nur e bißchn ingongnidoh bleim!"

*

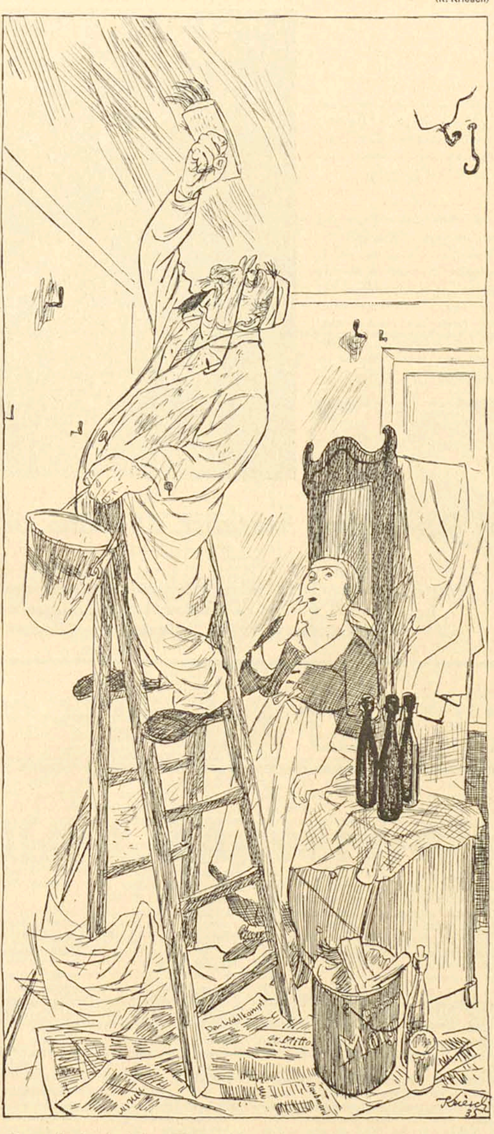
X. hat nach langer Zeit wieder Arbeit bekommen. Er findet sich anscheinend verhältnismäßig leicht darein. Wegen seiner Stimmung befragt, kommt die Antwort: „Die Arbet goht scho, aber es ischt ebe dr ganze Tag drmit verhonzt."

Trost in Tränen

„Sagen Se, Herr Meester, is det nich 'n bißken ville Jeld — fünf Dahler for so 'n fufzehnjährigen Jungenssarj?"
„Tja, liebe Frau, seine Wieje war ja woll 'n bißken billjer, aber im Sarje liejt er davor ooch länger."

Der Kunstmaler auf Abwegen

(R. Kriesch)



„Saxendi, dös is fei' an Unterschied, ob ma' a Buidl malt oder so a Deck'n!" — „I hab mir 's ja glei denkt, Alois — no' dazua du als Romantiker!"

Waßkas Gewerbe

von

Michail Soschtschenko

Waßka Tjapkin war von Beruf Taschendieb. Er arbeitete meistens in der Trambahn. Aber nur keinen Neid! Dieser Beruf taugt wirklich gar nichts. Du langst in eine Tasche — Dreck. Ein Stückchen Zündschnur oder dergleichen. Du langst in eine andere — ein Taschentuch, ein Zigarettenstummel oder eine Gasrechnung. Ein Jammer ist das, aber kein Beruf.

Ihr meint, es muß doch auch Wertsachen geben, Brieftaschen oder Uhren? Ja, Essig! Gott weiß, wo die Herren Passagiere solche Dinge jetzt verstecken. Und wie gemein das Volk schon geworden ist! Du darfst auf deine eigenen Taschen aufpassen, daß dir nichts wegkommt. Ganz einfach: du studierst, sagen wir, gerade die Geldtasche des Schaffners — wuppdich, haben sie dich schon ausgeraubt, hol's der Teufel. Die Wertsachen aber, so hinterlistig sind sie dir schon geworden, die tragen sie jetzt auf der nackten Brust oder sonstwo am Körper. Manche sind da furchtbar kitzlich. Kommst du bloß mit einem Finger hin, gleich schreien sie Zeter und Mordio, schauen dich böse an. Nein, ein elender Beruf ist dir das.

Ein Straßenhändler, ein ehrsamer Optiker, gab Waßka Tjapkin den wohlgemeinten Rat, seinen Beruf zu ändern, oder wenigstens seine Spezialität. Er sagte: „Jetzt ist doch Sommer, Brüderchen. Fahr hinaus vor die Stadt in eine Villengegend, such dir eine Villa aus und versteck dich dann. Die Landluft wird dir auf alle Fälle gut tun. Du könntest sonst am Ende noch lungenkrank werden, ganz einfach." Das ist wahr, dachte Waßka, arbeitest immer wie ein Elefant und hast nichts davon. Warum soll ich nicht auch mal aufs Land gehen? Luft gibt's auf alle Fälle, und die Arbeit ist dort anders. Ich muß mal ausschnaufen, sonst kriege ich wirklich noch die Schwindsucht.

Gedacht, getan. Waßka fuhr nach Pargolowo.

Er ging auf Chausseen, auf Nebenstraßen — die Luft war wirklich großartig, richtige echte Landluft. Aber sonst war anscheinend nirgends was zu holen. Waßkas Appetit wurde durch die Landluft sehr angeregt. Er bettelte, er aß und bettelte weiter.

Endlich hatte sich Waßka eine Villa ausgesucht. Ein bewohntes Haus, sehr vornehm. Am Zaun war ein Schild: „Dr. Korjuschkin, Frauenarzt." Ein Arzt, dachte Waßka, um so besser. Ärzte haben immer Silber im Büfett.

Für heute verkroch sich Waßka im Garten des Doktors, im Gebüsch, und beobachtete, was ringsum geschah. Es geschah folgendes: eine Kinderfrau kam mit einem fünfjährigen Bürgersöhnchen aus der Villa, um im Garten spazierenzugehen. Die Alte blieb auf der Sonnenseite, aber der Bub lief im Garten herum und spielte mit allen möglichen Spielsachen: mit Puppen, kleinen Lokomotiven und noch irgendeiner Maschine mit Rädern. Ein Spielzeug aber erregte Waßkas besondere Aufmerksamkeit. Es war ein Kreisel. Wenn er aufgezogen war, fing er an, zu summen und zu brummen und sich zu drehen wie ein Karussell. Waßka interessierte sich so lebhaft für ihn, daß er beinah aus seinem Busch herausgefallen wäre. Er fing sich gerade noch.

Dreht sich das Ding schon mit halbaufgezogenem Werk so schön, dachte er, wie ganz anders müßte es erst herumsausen, wenn es ganz aufgezogen wäre! Aber die Kinderfrau, die immer in der Sonne bleiben muß, ist natürlich zu faul zum Aufziehen! „Aufziehen, ganz aufziehen!" flüsterte Waßka vor sich hin. „Zieh auf, dumme Gans, oder geh zum Teufel!"

Die Kinderfrau und der Kleine gingen wieder ins Haus.

Waßka trat aus dem Gebüsch. Er näherte sich vorsichtig der Villa und orientierte sich. Jede Kleinigkeit mußte man wissen: wo der Kamin war, und vor allem die Küche.

Waßka klopfte an der Küchentür, er fragte um Arbeit. Man wies ihn ab. „Troll dich!" sagten sie. „Du willst höchstens stehlen, das kennt man schon."

Haben sie's richtig erraten, hol's der Teufel, dachte Waßka und ließ auf dem Rückweg für alle Fälle ein Beil mitgehen.

Den nächsten Tag lag er wieder in den Büschen, überlegte, wie er's anstellen sollte. Durchs Fenster, dachte er, muß ich reinkriechen. Ins Speisezimmer. Wenn sie das Fenster aber abends schließen? Macht auch nichts, dann warte ich. Morgen lassen sie's vielleicht offen. Hauptsache: ich darf keinen Lärm machen.

Nacht für Nacht schlich sich Waßka ans Haus heran und tippte an das Fenster, ob es nicht aufginge. Endlich, nach einer Woche, ging es auf.

Waßka warf seine Joppe ab, um sich's leichter zu machen. Er wartete, bis sich seine Aufregung etwas gelegt hatte, dann stieg er durchs Fenster. Links, dachte er, ist der Tisch, rechts das Büfett, im Büfett ist das Silber.

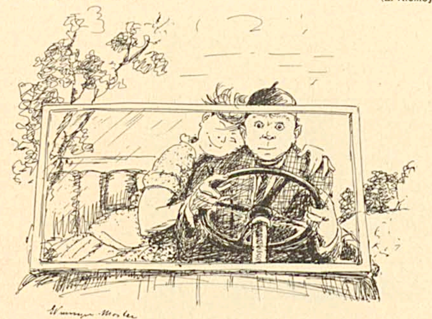
Waßka schlich durch das Zimmer — alles dunkel. Die Nacht war hell, aber in fremden Wohnungen findet man sich so schwer zurecht. Waßka tappte mit den Händen — war das das Büfett? Er öffnete die Schublade: blödes Gelump, Kinderspielzeug, pfui Teufel! Wahrhaftig: die Puppen, die Rädermaschine. Verdammt, dachte Waßka. Bin ich wirklich durchs falsche Fenster gestiegen, ins Kinderzimmer, hol's der Kuckuck. Sollte er ins nächste Zimmer gehen? Waßka verließ der Mut. Die ganze Stimmung war ihm verdorben.

Vielleicht begegnete ihm dort der Arzt, mit seiner klappernden Zange.
Ach was, dachte Waßka. Nehm ich wenigstens die Spielsachen. Spielsachen sind auch Geld wert.
Waßka langte nach den Spielsachen in der Schublade, da griff er den Kreisel. Denselben, den er neulich im Garten hatte laufen sehen. Waßka schmunzelte. Er ist's, dachte er, wahrhaftig derselbe! Ich werde ihn dann laufen lassen. Ich werde ihn ganz aufziehen.
Aber jetzt pressiert's, meine Herrn! Waßka beeilte sich plötzlich. Dabei warf er irgend etwas um, was mit großem Krach zu Boden fiel. Gleich darauf sah Waßka: der Kleine im Bett rührte sich, stand auf, ging barfuß auf ihn zu.
Zuerst erschrak Waßka. „Schlaf!" sagte er dann. „Schlafen sollst du, zum Kuckuck!" — „Laß stehen!" schrie der Bub. „Meine Spielsachen!"
Du Ekel, dachte Waßka, wirst du gleich schlafen! Der Bub aber schrie weiter, begann zu heulen. „Schlafen sollst du, Malefizkerl!" schimpfte Waßka. „Oder ich dreh dir den Kragen um!"
„Stehn lassen! Meine Spielsachen!"
„Du lügst!" sagte Waßka, indem er die Sachen in seinen Sack steckte. „Bisher haben sie dir gehört, ja. Aber jetzt: such, pfeif!"
„Was?" fragte der Kleine.
„Ich sage: such, pfeif!"
Waßka warf den Sack durchs Fenster und sprang nach. Er sprang aber ungeschickt, in der Brust tat ihm plötzlich etwas weh. Aha, dachte er, die Schwindsucht! Waßka setzte sich auf den Rasen, rieb sich die Brust, verschnaufte. Ich muß laufen, dachte er, schnell! Er schwang seinen Sack auf die Schulter und wollte laufen, da fiel ihm plötzlich der Kreisel ein. „Stop!" sagte Waßka. Hatte er wirklich den Kreisel vergessen? Er fühlte den Sack ab — nein, hier war er! Waßka nahm den Kreisel heraus, er konnte sich nicht beherrschen. Jetzt probier ich ihn, dachte er, zieh ihn auf.
Er zog ihn auf, so weit es ging, und ließ ihn laufen. Der Kreisel surrte und drehte sich wiegend. Waßka lachte. Er legte sich auf die Erde vor Lachen. Seht ihr wohl, dachte er, so geht er, wenn man ihn richtig aufzieht!
Der Kreisel hatte noch nicht ausgekreiselt, als im Haus plötzlich eine Stimme rief: „Ein Dieb! Haltet den Dieb!"
Waßka sprang auf, er wollte laufen — peng, schlug ihn was vor den Kopf. Es war kein fester Schlag, ganz stümperhaft. Waßka war zwar hingefallen, sprang aber wieder auf. Mit einem Stock, dachte er, haben sie mich geschlagen, oder mit einem geteerten Seil. Waßka legte eine Hand auf seine Beule und lief weiter.
Als er eine Werst weit gelaufen war, fiel ihm ein: er hatte seine Joppe liegen lassen. Beinahe hätte Waßka vor Kummer geweint. Er setzte sich auf die Straßenböschung.
Ach, dachte er, hol's der Kuckuck, ich muß meinen Beruf wechseln. Der jetzige taugt noch weniger als der vorige. Jetzt hab' ich meine letzte Joppe verloren. Lieber werd' ich Straßenhändler.
Und Waßka stiefelte resigniert zurück in die Stadt.

(Deutsch von Rolf Grashey)

Erste Ausfahrt

(E. Niemeyer-Moxter)



sei allerdings notwendig, daß man in a l l e m klar sehe.
Meist wird daraufhin der Überzeugung Ausdruck gegeben, daß das freilich etwas Schönes wäre.
Nur Onkel Theodor brummt jedesmal auf eine Art in sich hinein, die nicht auf unbedingte Zustimmung schließen läßt.
Eines Tages platzt er aber los. „Ich hab'", sagt er, „in meinem langen Leben nur e i n Paar getroffen, das zuletzt in jeder Beziehung sich gegenseitig klar erkannt hat. Als dieser ‚Ideal'zustand eingetreten war, nahm sich jedes einen Rechtsanwalt."

Ballade von einer unfruchtbaren Diskussion

Zehn Filmschriftsteller, von denen jeder schon fünfzehn Filme geschrieben,
die saßen zusammen bei landläufig dunklem Bier.
Sie zankten sich über „Wo-ist-die-Kunst-im-Tonfilm-geblieben?",
und es gab ein großes „Wie-du-mir-so-ich-dir".

Sie redeten meist alle auf einmal, ein langes und breites.
Die Kehlen wurden heiß und vom Bier wieder kühl,
und zwischendurch redete einer zufällig etwas Gescheites,
da bekamen die anderen neun vor Wut ein Fingerspitzengefühl.

„Man hätte schon damals . . ." und „Nein, ich behaupte, man müßte . . ." –
sprachen sie (wobei sich einer sogar auf Goethe berief).
Nach solideren Zeitformen hatte keiner von ihnen Gelüste,
denn die zehn Filmschriftsteller lebten stets nur im Konjunktiv.

Zehn Filmschriftsteller, von denen jeder schon fünfzehn Filme geschrieben,
die berauschten sich an „Man hätte . . ." und „Man müßte . . ." und an landläufig dunklem Bier –
Ihre hundertundfünfzig Filmmanuskripte aber waren sämtlich im Schreibtisch liegengeblieben,
denn Filme schreibt man auf Zelluloid und nicht auf Papier.

Fritz A. Mende

Ein „Heiland" am Briefkasten

Einer der vielen Heilände, die in deutschen Gauen wandern — einer von denen, die sich „Meister" nennen und die so fanatisch nach Reinheit streben, daß sie lieber wochenlang auf Quellwasser warten, als daß sie sich in Leitungswasser waschen — einer von denen, die mit offener Mähne und vollem Bart durch Feld und Wald, aber leider auch durch Dörfer und Städte streifen, die überall „Menschen" gefunden haben, aus deren Tasche sie leben wie die Lilien auf dem Felde — einer von ihnen ist der „Neue Eckhart" Bläser.
Bläser schreibt manchmal Briefe an Leute von Rang und Namen und mahnt sie an ihre Pflicht: der neuen Lehre zum Durchbruch zu helfen, das heißt, den neuen Lehrer zu unterstützen mit ihrem Einfluß und mit ihrem Geld und Gut. Aber leider schreiben viele Heilände solche Briefe, und Leute von Rang und Namen können nun einmal nicht daraus klug werden, welcher denn nun der richtige ist. Sie können ja nicht allen ihren Einfluß und ihr Geld leihen oder schenken. Sie betrachten die Heilände einfach als eine Plage.
Eckhart Bläser hatte Glück. Es gelang ihm wirklich, bei Künstlern Gehör zu finden. Bei einem Maler, der selber ziemlich prophetisch war, hauste er sechs Monate, bis sich die Weltanschauungen schieden, und bei einem bekannten und geschätzten Dichter, der gar nicht messianisch veranlagt war, sondern schlicht christlich an ihm handelte, fand er drei Wochen Geduld — Dichter sind so schüchtern! —, drei Wochen wohnte Bläser unter seinem Dach, ehe er ihn hinauswarf.
Ein andermal erging es ihm anders. Bis zu einem gewissen Punkt hatte er ein unwahrscheinliches Glück — es war ein Zufall, der schon geradezu an das Wunderbare grenzte —, und das ist es wohl, warum Bläser es sich hin und wieder nicht verkneifen kann, das Erlebnis mit Gerhart Hauptmann zu erzählen. Man kann die Geschichte ruhig weitererzählen, denn Bläser hat ja nichts dagegen, und Gerhart Hauptmann wird alles gern zugeben.
Bläser hatte einen starken und strengen Brief an Hauptmann geschrieben und trug ihn zum Briefkasten. Als er ihn hineinstecken wollte, trat auch gegenüber ein gesetzter Herr an den Kasten, und Bläser erkannte Gerhart Hauptmann! — „Herr Hauptmann!" sagte Bläser, und Hauptmann blickte auf. — „Ich habe einen Brief für Sie!" sagte Bläser, und Hauptmann sah ihn zweifelnd an. „Von mir!" sagte Bläser, „dann kann ich ihn Ihnen ja gleich in die Hand geben!" Aber Hauptmann nahm ihn nicht an, sondern las nur mit Staunen die Adresse. — „Oder Sie brauchen ihn ja gar nicht erst aufmachen — wir können ja gleich sprechen!" sagte Bläser. Hauptmann warf ihm noch einen Blick zu. Dann lief er im Trab davon.
Bläser sieht immer etwas wehmütig aus, wenn er die Geschichte erzählt hat. Aber dann rafft er sich auf, lächelt strahlend und spricht: „Wenige Sterbliche haben Gerhart Hauptmann laufen sehen! Und die Briefmarke habe ich glatt gespart!"

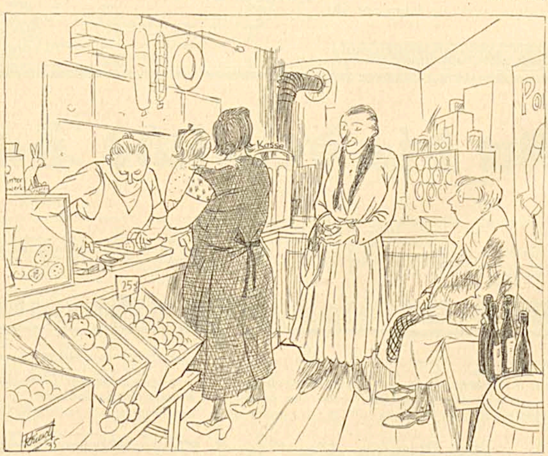
Dirks Paulun

Theorie und Praxis

Die ledige Tante salbadert im Familienkreis gerne des langen und breiten über die Erfordernisse einer Idealehe. Es sei, meint sie, nichts schöner, als wenn zwei sich bis ins Letzte verstehen lernen. Dazu

Unerklärlich

(R. Kriesch)



„Merkwürdi schaugt de Kloane aus, so was G'scheit's hot s' in de Aug'n, net?" — „Da ham S' recht, Frau Huaber; i sog' selber oft zua mei'm Mo: wo sie 's nur her hot?"

Rußland

(E. Thöny)



„Sag, Bauer, was soll denn der Stern auf dem Kirchturm?" — „O Herr, der ist schon viele Jahre unser Kreuz!"

Fränkischer Gendarm

Von Anton Schnack

Ich bin ihm oft mit Knabenfurchtsamkeit begegnet,
Die schwarzen Stiefel knarrten hart,
Ich sah ihn staubbedeckt und naßgeregnet
Und Tropfen fielen von dem großen Bart.
Sein Blick war von der Armut in der Welt erstarrt.

Wir machten helle Feuer an den Rainen:
Der Herbst war da, das Räuberherz beglückt
Von Trauben, Vögeln, Büschen, Bächen, Steinen.
Er ging vorbei, den Helm mit Laub geschmückt,
Und sah uns nicht, ins hohe Kraut gedrückt.

Doch manchmal hielt er mich an der verschlitzten Hose:
Wer stahl die Äpfel? Wer die Nuß?
Wer warf vom abgehängten Floße
Die Fischerangel in den Fluß?
Sein Auge wurde traurig vor Verdruß.

Ich sah die Handwerksburschen gehen,
Ich dachte träumerisch, wo ist ihr Vaterhaus?
Die grauen Schuhe zeigten nackte Zehen.
Sie waren ärmer als die Kirchenmaus.
Er ließ sie ungeschoren, unbesehen.

Dafür hat sich mein Knabenherz entzündet,
Es dankte unsichtbar,
Da war es ganz mit jener Huld verbündet;
Denn Handwerksburschen waren wunderbar:
Sie zogen durch das ganze Jahr.

Bergsträßer Frühling

Von Heinz Weis

Als der liebe Gott im April des vergangenen Jahres im Buche der Zeiten und der Tage blätterte, da überkam ihn die Lust, das Außerordentliche zu tun. Und so überschlug er gleich ein Dutzend Seiten und klappte — mitten im Monat April — einen Maientag auf. Es war dazu ein Sonntag. Mit funkelnden Initialen stand er im Buche der Zeiten. Es war ein Blatt in Blau und Gold, ein Notenblatt mit dem Trillern der Amseln, dem Finkenschlag und dem allerersten Kuckucksruf. Ein weißes Wölkchen zog in der Morgenfrühe vor dem Tage her und streute warmen Regen aus.

Auf der schwarzglänzenden, spiegelglatten Bergstraße fuhr ich mit meiner schönen Begleiterin dahin, den Südwind im Rücken. Zur Rechten, hinter den Bergen, war die Sonne am Aufbrechen.

In Zwingenberg teilt sich die Bergstraße in zwei Äste. Während die neue Straße schnurgerade auf Darmstadt zielt, schwingt die alte Bergstraße mit östlichem Umweg in die sanfte, kaum sichtbare Bucht hinein, die hier die Berge bilden. Die neue Straße führt durch große, dunkle Wälder, die alte mitten durch die Pfirsichblüte.

In den Schluchten des Malchen lagen noch die dunklen Trümmer der Nacht. Aber zu seinen Füßen blühte schon das Dörfchen Alsbach kirschenweiß und sonnbeschienen. In Jugenheim flammten die Magnolienbüsche in Lila und Weiß. Eine Frau stach die ersten Spargeln.

Der Tag mit den funkelnden Initialen war aufgegangen.

Der liebe Gott (es wurde mir zur Gewißheit, während ich sie betrachtete) tat alle diese Schönheit meiner Begleiterin zuliebe, denn sie war nach seinem Herzen. Nach meinem Herzen. — Es ist beglückend, einer Meinung mit dem lieben Gott zu sein!

In Seeheim überkam uns das Verlangen, gemächlich und zu Fuß durch diesen Morgen zu schreiten, und so lustwandelten wir just durch jenes Portal, über dem „Verbotener Eingang" steht.

Es ist um sieben Uhr frühmorgens, und wir kommen — wie es in Märchen manchmal der Fall ist — zunächst an eine riesige, satte, grüne Wiese, auf der alte, unbekannte Bäume stehen, auf der Magnolienbüsche ihre wächsernen Blüten entfalten, auf der ein Springbrunnen plätschert und eine zweite Inschrift das Betreten der Wiese verbietet.

Wenn man nur recht sorglos und unbeschwert darübergeht —, denke ich bei mir, — da setzt meine schöne Gefährtin schon den Fuß darauf.

Unbekümmertheit rechtfertigt! Und so wandeln wir die Wiese hinan, dem Seeheimer Schlosse zu. Es liegt auf der Scheide zwischen Hochwald und Wiese und schläft noch. Von einer feuchten Bank vorm Schloß sieht man auf große, dunkelgrüne Wälder. Rechter Hand zieht eine kleine Schlucht am Schloß vorbei, mit einem Rinnsal, über das sich Blütenbäume neigen.

Ein erster Kuckuck ruft zum allerersten-mal im Jahr, von weit draußen, von der Ebene her. Über dem kommt eine Schar Vögel von Westen angeflogen. Ihre Flugordnung ist unordentlich und aufgelockert. Nach Art der Falken schlagen sie rasch mit den Flügeln. Es sind schlanke, langschwänzige Tiere, seltene Vögel ferner Länder. Erschöpft und, wie es scheint, mit letzter Kraft fallen sie in die Bäume am Waldrand ein.

Obschon der Flug ganz lautlos vor sich geht, wurde uns längst offenbar, welch scheuen Gast wir vor uns haben. Meine Begleiterin glüht vor Freude.

Nun erheben sich die zuerst Angekommenen, streichen nach jeweils kurzer Rast von Baum zu Baum und verlieren sich in der Tiefe des Waldes. Da die Bäume unbelaubt sind, können wir vortrefflich beobachten, wie sie grußlos und sich nicht beachtend nach allen Seiten enteilen. Im Nu hat sich der Schwarm aufgelöst.

Drei Nachzügler beschließen den Flug. Sie sind so restlos erschöpft, so sichtbar ermattet, daß sie sich wie Schiffbrüchige an die ersten Äste klammern, die ihnen der Wald entgegenstreckt.

„Nun ist's mir nicht mehr bange um das Glück", sagt die junge Frau an meiner Seite, „denn ich habe den Kuckuck gesehen."

„Es mögen ihrer zwanzig gewesen sein", entgegne ich und schaue auf die Uhr des Seeheimer Schlosses. Von meinem Blick gemahnt, hebt sie plötzlich zu schlagen an. Tropfenhaft fallen die klaren, kristallenen Schläge in den Schloßhof herab.

Aus einem Fenster des Schlosses taucht ein Mädchenkopf. Eine Schwalbe segelt durch den Morgen. Die Sonne hat sich nun ganz aus dem Banne der Berge befreit. Baum um Baum, landauf, landab, Hecken und Raine, alles Land zu unseren Füßen steht nun in farbigen Flammen.

(Toni Bichl)



Schwäbisches

Gottlob, der Sohn des Bürgermeisters von K., ist leicht verärgert. Er macht sich etwas Luft, indem er wie gewöhnlich an seiner Braut herumnörgelt.

Sie sei ein fades und langweiliges Frauenzimmer, die sich ja nichts auf ihr Lärvchen einbilden solle. Ihre Figur sei mäßig, und das, was sie einmal mitbringe, nicht der Rede wert.

Nun, darauf zu sehen habe er Gott sei Dank als Bürgermeisterssohn nicht nötig, aber man möge sagen, was man wolle, er habe garantiert schon ganz andere links liegen lassen.

Sein Freund Karl nickt nur zu allem. Er vertritt die Auffassung, daß doch gewisse Anziehungspunkte da sein müßten, sonst wäre ja nicht recht einzusehen, warum er nicht schon längst Schluß gemacht habe.

Da protestiert aber Gottlob ganz energisch: „Dui tät mi anziehe? Do muß e doch lache! I gang jetzt bald zwoi Johr mit r, aber davo han e no nix gmerkt!"

*

In einer schwäbischen Irrenanstalt ist Besuch da. Er ist erschüttert von dem dort herrschenden Elend und bedauert vor allem auch das Los der Wärter. Immer unter soviel geistig und seelisch Kranken zu sein, sei auf die Dauer sicher nicht auszuhalten. Auf alle Fälle sei es ein schwerer Dienst.

„Es goht", sagt da der anwesende Wärter, „ma braucht ebe a Saugeduld." Dann setzt er in bedächtigem Ton hinzu: „Aber i glaub, wenn e soviel Normale beieinander hätt', wär's net zom aushalte."

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 13200 I. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Flimmerstolz

(Paul Scheurich)



„Bilden Se sich ja nischt ein, weil Se mit Marlene mal jedreht ham! Mir hat Adele Sandrock schon persönlich ‚Rotznase' tituliert — sowat is Anerkennung!"

Ein Bewerbungsbrief

Sehr verehrte Herrschaft!

Also auf Ihr wertes Inserat v. d. L. N. N. stellen wir eine Anfrage an Sie, wollen Sie ein großes starkes Mädchen?!, in Ihren Betrieb, so könnte Ihr Wunsch erfüllt werden, unser Mädchen Dora Bertha, Emma, kann Arbeiten wie ein Bär, scheut vor keine Arbeit, wie sie kommt, wird selbige angepackt, sehr strenge erzogen, sauber Eigensinnig, Peinlich, 1a Gehorsam und so weiter. Z. Zt. befindet sich unser Mädchen in Stellung, wir wollen selbige von dort weg thun, so wie wir was passendes gefunden haben! Selbstverständlich beanspruchen wir ein Anständigen Pünktlich-zahlenden Wochen, oder Monats Lohn, nicht unter 22 Mark — 25 M. Unter 22 Mk käme nicht in Frage! Belieferung von Sachen, was dazu gehört, wissen Sie ja von selbst. Wir erwarten von Sie eine Rückantwort! Porto würde im nächsten Brief vergütet. Hochachtungsvoll

Familie Z..........

Fundstücke

Der Bürgermeister der Gemeinde B. erstattete an das Bezirksamt folgenden Bericht:

Betreff: Das Abwasser der Maria B. in B.

Wir beehren zu berichten, daß das Abwasser der oben genannten Person noch nicht in Ordnung ist. Unterschrift...

*

Aus einer Stuttgarter Tageszeitung:

In der Königstraße, gegenüber dem Mittnachtbau, fuhr gestern ein auswärtiger Omnibus auf eine Verkehrsinsel. Die Räder gingen zwei Frauen über die Vorderfüße. Glücklicherweise erlitten die Verunglückten nur Quetschungen.

Aufenthalt

Hinter Ragusa fährt eine Kleinbahn.
Klimmer fuhr in derselben.
In einem Tunnel hielt der Zug.
Er hielt lange, überaus lange.
Klimmer klomm aus dem Wagen und stiefelte zur Lokomotive.
„Wie lange halten wir noch in dem Tunnel?"
„Bis es aufhört zu regnen."
„Warum?"
Der Lokomotivführer brummte: „Weil ich erst heute früh meine Maschine geputzt habe!"

j. h. r.

Kleine Randbemerkungen

Es hat wenig Sinn, Zeit zu sparen, wenn man nachher nicht weiß, wie man sie totschlagen soll.

*

Die bedenklichste Entblößung ist zuweilen die des Gesichtes.

*

Die Milch der frommen Denkart zeigt bei manchen Leuten die Neigung, sich allmählich in Bliemchenkaffee zu verwandeln.

*

Manche ziehen mit Gottvertrauen aus und kommen mit einer Versicherungspolice heim.

*

Es ist nicht klug, die Zähne zu zeigen, wenn das Gebiß von der Krankenkasse ist.

*

Eines der größten Vergnügen des Menschen besteht offenbar darin, das leere Stroh zu dreschen, das er im Kopf des andern vorfindet.

oha

Mütterchen Europa

(Wilhelm Schulz)



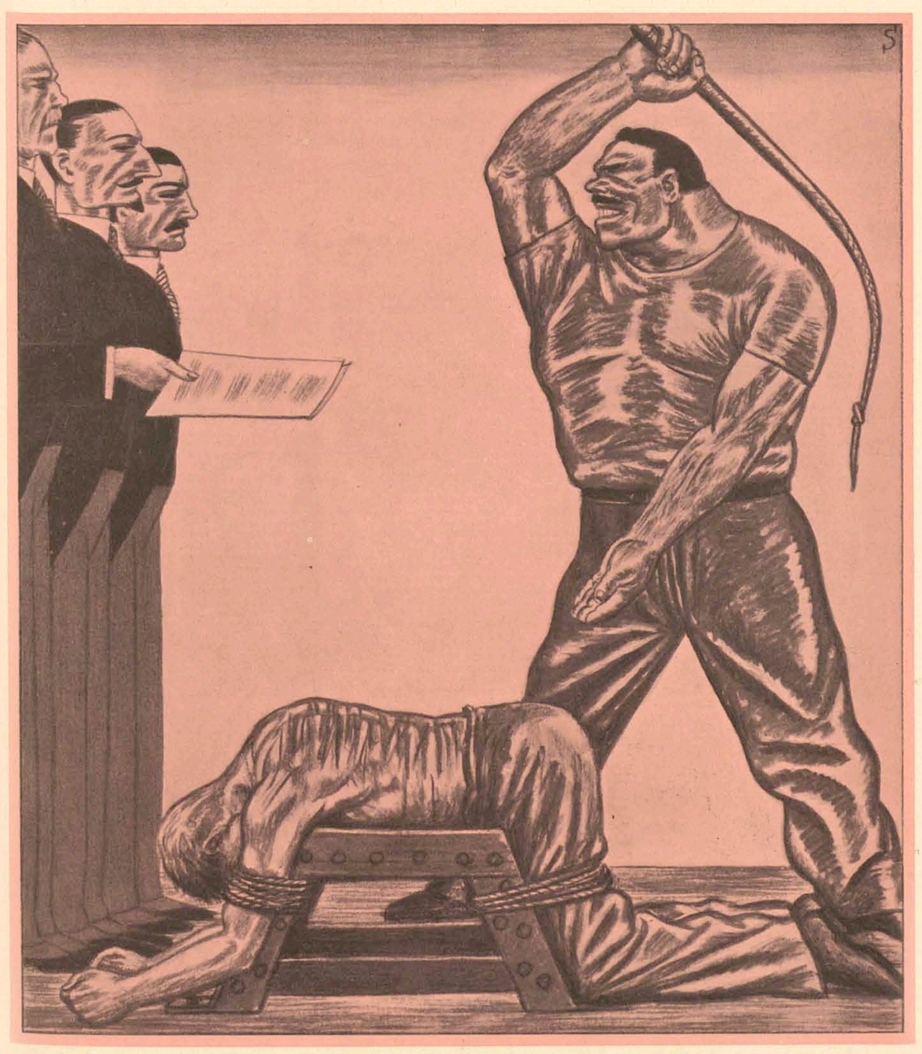
„Wenn ihr euch miteinander vertragt, Kinder, und keines eine Extrawurst will, dann reicht's für alle zum Sattwerden!"

München, 12. Mai 1935 Preis 60 Pfennig 40. Jahrgang Nr. 7

SIMPLICISSIMUS

Litauen und die Note der Signatarmächte

(E. Schilling)



„Meine Herren, ich verspreche Ihnen, nach wie vor am Memelstatut festzuhalten und das Recht à la Völkerbund zu schützen."

Vom trügerischen Schein

Die Abendsonne stand schon tief,
als ich durch eine Wiese lief,
auf der ein dünner Nebel braute.
Und wie ich so nach oben schaute,
bemerkte ich ein Phänomen,
das ließ mich staunend stille stehn:
hart über meines Schädels Pole
hing nämlich eine Glorıole,
ein rötlich-goldner Heiligenschein —
da konnte gar kein Zweifel sein.

„Na, ist es endlich mal so weit?"
sprach ich. „Es war auch höchste Zeit!"

Indem so kam von ungefähr
ein anderer des Wegs daher,
der schon von ferne fröhlich grinste
und überlegen mich belinste.

„Da, sehn Sie", rief er hochbeglückt,
„den Nimbus, der das Haupt mir schmückt!"

„Pardon", versetzt' ich indigniert,
„ich bin es, den ein solcher ziert.
Hier!" — „Nu, wieso? Ich seh' ihn nit!"
— „Und Ihrer? . . . Schreibt sich Defizit!"

. . . Wir schieden beide, mißgesinnt,
mit dem Gefühl: der Esel spinnt!
Und hätten doch, statt uns zu grollen,
bloß mehr von Optik wissen sollen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Denn so steht's mit den Heiligenscheinen:
ein jeder sieht nur immer seinen.

Ratatöskr

Frau Lina Rößler hat sich informiert

Von Hans Lachmann

Seit einer Woche schon genießt die Frau Lina Rößler die Gastfreundschaft der Witwe Langhammer, höchst widerwillig nur und keineswegs mit gehörigem Dank. Sie nimmt sie hin als das kleinere von zwei Übeln, von denen das andere, weit schlimmere wäre, jetzt allein in der eigenen Wohnung zu liegen. Innerhalb weniger Tage nämlich ist mit bösartiger Schnelle ein Verfall ihrer Kräfte eingetreten, und gleich bis zu einem Grade, daß sie, beinahe völlig hilflos, eines fremden Beistandes bedarf. Dieser Zustand der Schwäche will so wenig zu ihr passen, daß eigentlich nur die Heftigkeit des Krankheitsausbruches — eine plötzliche und scheinbar durch nichts gerechtfertigte Heftigkeit, wie sie dem Wesen der Frau sehr wohl entspricht — diesem Zustand eine gewisse Legitimation gibt.

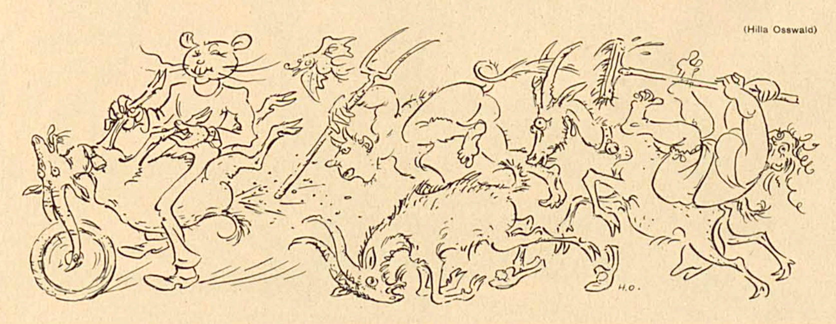
Denn man kennt diese jetzt achtundfünfzigjährige große, starkknochige und gut genährte Frau Lina Rößler von je nicht anders als auf eine geräuschvolle und derbvergnügte Art geschäftig. Man hat sich daran gewöhnt, daß sie allmorgendlich in Herrgottsfrühe mit ihrem räderquietschenden, ratternden Handwagen über den kopfsteingepflasterten Hof und durch den Torbogen donnert und türschmetternd hinauspoltert, der Markthalle zu; oder daß sie in jeder Sonnabendnacht in gefährlichem, rasendem Eifer über ihre Dielen herfällt und nicht eher die sonntagsnotwendige Reinigung der anderthalb Zimmer beendet, bis sie auch Schrank, Bett und Kommode ein Stück von der Wand gerückt, die Dielenleisten dahinter geseift und danach die Möbel mit gewaltigem Krach an die Wand zurückgeschoben hat. Man hat sich an diese und andere lärmende Äußerungen ihrer Arbeitsbesessenheit gewöhnt, und man verübelt sie ihr nicht, so wie man wohl auch kleine, lebensungefährliche und regelmäßig wiederkehrende Naturkatastrophen endlich mit einem stumpfen Gleichmut erträgt, der freilich anderen, in friedlich stillen Gebieten Beheimateten nie recht verständlich werden wird.

Am vergangenen Sonnabend nun ist das geschehen — Lina Rößler kann sich nur an Anfang und Ende der Geschichte erinnern; es geht ihr da ähnlich wie mit dem Zeitungsroman, aber hier ist die Sache doch noch ein bißchen anders —: sie hat gut verkauft an dem Tage, sie ist zufrieden, quietschvergnügt ist sie; gegen Abend fällt ihr ein, der Wagenschuppen ist noch zu fegen; schön, ran an den Schuppen; sie geht die Treppe hinunter und trällert sich eins, etwas von Traumland und einem gewissen „Posperus"; sie wird ganz schwermütig, so schön ist das Lied (die Langhammern könnte das nie verstehen, die Frau singt sicher nur Choräle!), und weil sie nicht schwermütig werden will, singt sie das Lied mit lauter Stimme. Und plötzlich, plötzlich, ja wie war das doch gleich? Sie war gerade vor der Tür der Witwe Langhammer, da kamen ihr, jawohl, das ist nicht zum Lachen, da kamen ihr Wolken entgegen. Zuerst hat sie gedacht, das ist Dampf, der quillt aus der Waschküche hoch; Schweinerei, die Tür nicht zuzumachen. Aber es war kein Dampf. Nebel? Verdammter Nebel, wie kommt der so plötzlich ins Haus rein! Und mit einem Male dreht, kreist, saust alles um sie herum, „als hätten se mir mit de Beene an de Russische Schaukel anjebunden, vastehn Se, un denn nischt wie rum, imma rum mit de Rößlern um det Riesenrad! Un de Stimme, die war ooch jleich wech, derektemang als wär se in dn Bauch jerutscht!" Das ist der Anfang der Geschichte.

Und das Ende: sie ist aufgewacht — und wie schwer sie aufgewacht ist! —, in einem prall gestopften Federbett hat sie gelegen, und gegenüber an der Wand hat sie ein Bild gesehen, ein Bild, das ihr einen furchtbaren Schreck eingejagt hat: der Erzengel Gabriel vertreibt mit flammendem Schwert Adam und Eva aus dem Paradies. Im selben Augenblick, da sie den schwertschwingenden Erzengel erkannt hat, ist in ihr der Gedanke gekommen: Rößlern, jetzt hamn se dir tatsächlich in n' Himmel jeholt! Der Gedanke hat sie verblüfft, denn es ist ihr höchst unwahrscheinlich, daß sie so mir nichts, dir nichts in den Himmel geraten könnte, und außerdem: wieso liegt sie eigentlich im Bett? Ist man denn da oben krank? Ach, das wird der Himmel nicht sein, das wird so eine Art Quarantäne wird das sein. Der Schreck ist ihr in die Glieder gefahren, und in ihrer Angst muß sie wohl laut aufgeschrien haben, denn mit einemmal hat jemand ihre Hand gefaßt und, ach nein, kein Donnerwort geredet, sondern nichts weiter gesagt als „Naaa, liebe Frau Rößler?", ganz ruhig, so etwas im singenden Ton, fast ein bißchen schüchtern. So spricht doch die Langhammern, ist es ihr wie ein Blitz durch den Kopf gegangen. Mit einem Ruck hat sie sich hochsetzen wollen, das ist ihr

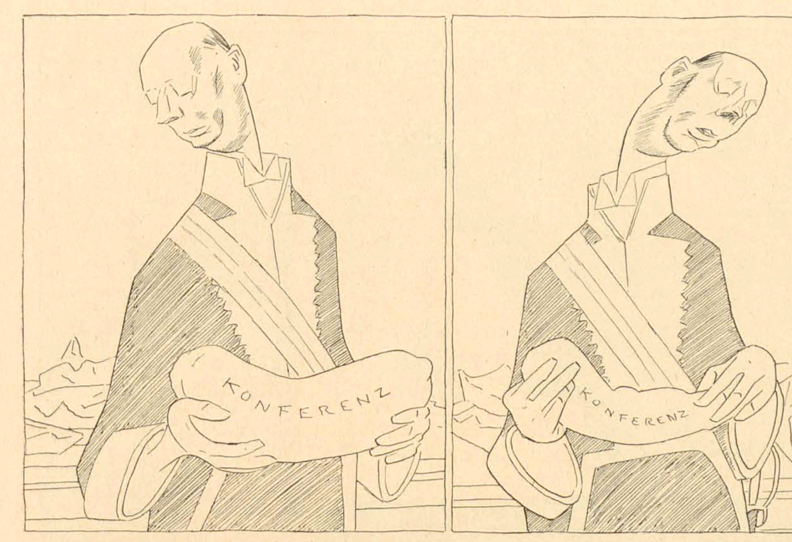
(Schluß auf Seite 77)

(Hilla Osswald)



Diplomaten-Julklapp

(Olaf Gulbransson)



Ein Konferenz-Pack fliegt ins Haus.
Was steckt darin? Was schlüpft heraus?

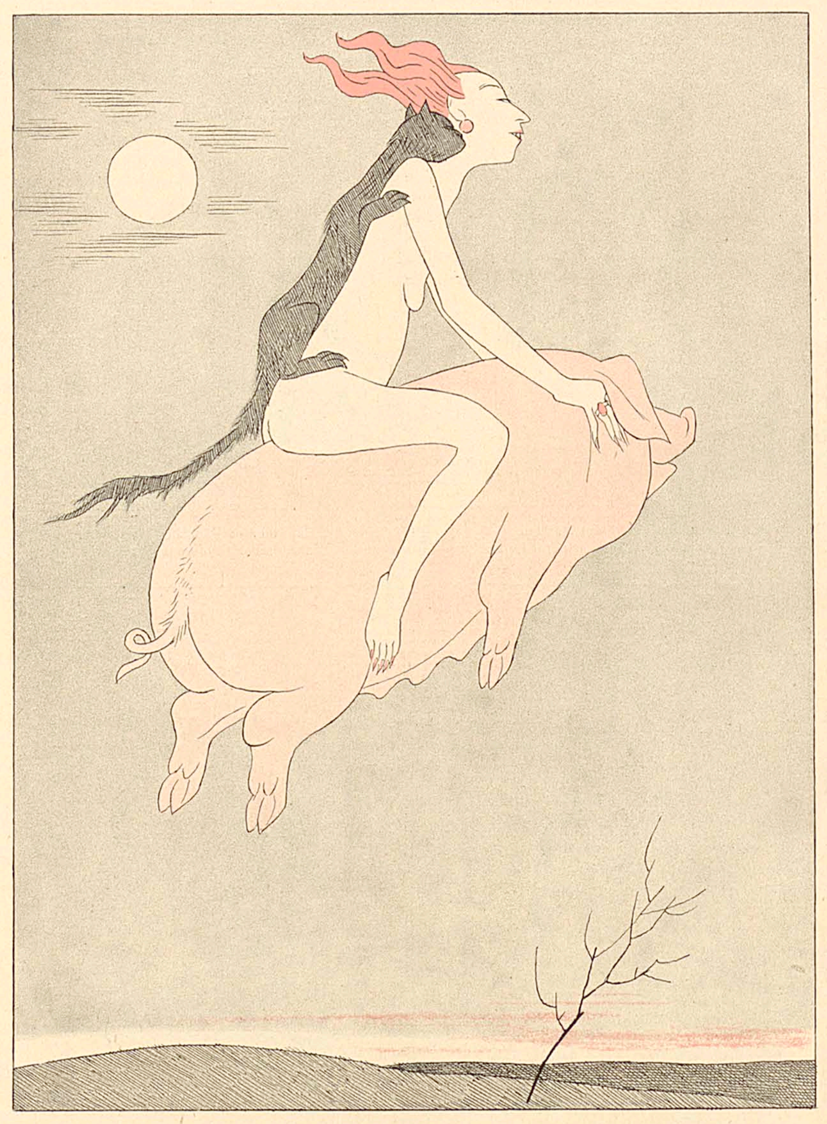
Ein klein'res Päckchen, zaperment,
das wieder Konferenz sich nennt

und, packt man's aus, als Resultat
ein drittes Dito in sich hat.

Geht's gut, find't sich ein Kern zum Schluß,
den man per Lupe suchen muß.

Zum internationalen Hexentreffen auf dem Blocksberg

(Karl Arnold)



„Neugierig bin ich, ob wenigstens dort Einigkeit herrscht!“

Frau Lina Rößler hat sich informiert

(Schluß von Seite 74)

freilich nicht gelungen, sie ist sofort wieder zurückgefallen, aber sie hat sich überzeugt: sie ist nicht in der Himmelsquarantäne, neben ihr sitzt — wirklich, wirklich, wirklich! — die Witwe Langhammer. „Nee, wat sin Se ne nette Frau, Langhammern!" Und, die Rößlern ist in Geberlaune, als Rabatt für den Himmel: „Un der hibsche Erzengel, Langhammern, wa?" Dann ist sie wieder eingeschlafen.

Bei guten Kräften und klarem Kopfe hätte Frau Lina Rößler nie und nimmer sich dazu verstanden, bei der Witwe Langhammer Einkehr zu halten. Nicht daß sie mit der Frau verfeindet wäre. Die Frau hat ja überhaupt keine Feinde. Aber das ist schon gleich so eine Sache, so eine dunkle, unerklärliche, höchst befremdliche Sache. Man wird nicht klug aus der Frau. Und dabei hat sie, die Rößlern, doch wirklich einen scharfen Blick für Menschen; wer dreißig Jahre seinen Stand in der Markthalle hat, na, ich bitte! Es ist, als ob die Witwe stets in einem unsichtbaren Laufgitter spazierenginge, man kommt nicht ran an sie. Und immer dies freundliche Lächeln! „Als wie de Kinostare, nich janz so niedlich, aba jenau so freundlich." Und noch etwas Unerklärliches: man hört doch diese Frau nie, niemals! Wie arbeitet die bloß? Daß sie arbeitet, sieht man an der Wohnung. Einmal, als die Witwe sie für ein paar Minuten allein gelassen hat, hat die Rößlern, um die Probe aufs Exempel zu machen, sich weit aus dem Bett gebeugt, schnell an ihrem Finger geleckt, und mit dem feuchten Finger ist sie unter dem Bett über den Fußboden gefahren: kein Stäubchen, tipptopp. Der Linoleumboden spiegelt, besser eigentlich als oben bei ihr; man hat ja auch allerdings nicht so die Zeit, nicht wahr. Aber dann und vor allem: die Langhammern, das muß ihr der Neid lassen, ist eine reputierliche Person, sieht adrett aus für ihre Jahre, Gott, wie alt mag die schon sein, kein Mensch sieht ihr das an und ein Mann schon gar nicht. Und was tut die Frau? Heiratet sie wieder? Nicht doch, nicht doch! Die ist und bleibt Witwe! Frau Rößler empfindet das als falsch gehandelt. Rückschauend auf die drei Epochen ihrer eigenen Zweisamkeit pflegt sie zu sagen: „Der erste, det war Eujen, sehn Se, un et war 'n Engel; un denn kam Oskar, un et war 'n Lamm, un so is er denn ooch schließlich uff ne andere Weide hinübajewechselt; aba wat hernach kam, Sie, da jeht Ihn der Dutt hoch! Denn warum? Denn diß war nu der Satan in leibhaftije Person! Un icke? Ha ick mia etwa niedezwingn laßn? Hä! Ick will in mein' Leben dem Schicksal de Hammelbeene noch jrade ziehn!" Wie sie das machen will? Sie hat da einen ganz verwegenen Plan. So um den Nollendorfplatz herum ernährt sich ihre Nichte Elly, ein tüchtiges Kind, als Näherin. Und Elly, die es wissen muß, hat ihr gesagt, dieses „Einmal verwitwet und zweimal geschieden", das wäre ein Klotz am Bein und keine Empfehlung, da müßte sie die Sache schon anders anfangen, wenn sie's zum vierten Male riskieren wollte, und sie wollte schon mal so rumhören.

Acht Tage also liegt Frau Lina Rößler bereits im prall gestopften Federbett der Witwe Langhammer, höchst widerwillig nur und keineswegs mit gehörigem Dank gegen die freundliche Witwe. Es ist wieder Sonnabend. Die Witwe muß für Sonntag einholen. Bevor sie geht, fleht die Rößlern sie an, das Fenster aufzulassen: „Bißken Leben hörn, Langhammern." (Um die Zeit nämlich kommt der Gemüsewagen vorbei; sie muß sich über die Preise der Konkurrenz unterrichten.)

Nach drei Viertelstunden kehrt die Witwe zurück. Sie hat sich sehr beeilt. An der Korridortür wartet der Arzt. Sie hat vergessen, daß er um diese Stunde kommen will. Sie öffnet die Tür.

Und schreit auf, schreit gellend auf, taumelt. Der Arzt fängt sie auf. Aber sie hat sich schon wieder in der Gewalt. Der Arzt beugt sich zu dem Menschen, der auf der Erde liegt.

Es ist die Rößler. Ihre Hand krampft sich um eine Postkarte. Sie muß gehört haben, wie der Briefträger die Karte durchgesteckt hat, muß sich über den Korridor geschleppt haben. Die Frau ist tot.

Auf der Karte steht zu lesen:

> Liebe Tante! teile in Eile mit, das nach besten Informazionen für dich möglich sein wird, Deinen Mädchennamen wieder anzulegen und grüßt Dich mit besten Hoffnungen für deine Zukunft benebst werte Frau Langhammer D. tr. Nichte Elly.

Der Tod muß mit Sekundenschnelle eingetreten sein. Denn ungeachtet ihrer jämmerlichen Lage steht auf dem Gesicht der Lina Rößler geb. Schmidt eine behäbige Heiterkeit, als hätte sie die Information der Nichte recht zuversichtlich gestimmt.

Kleine Geschichte

Der Herr Häfele war längere Zeit mit dem Herrn X. stark übers Kreuz. Aber die Geschichte hat sich wieder eingerenkt.

Eines Tages begegnet man sich bei einem Waldspaziergang. Man begrüßt sich sehr höflich, sogar mit einem kleinen Schuß Herzlichkeit.

Kaum ist aber X. vorbei, äußert Häfele zu seiner Begleitung, von diesem „Herrn" wisse er schon allerhand. Das gehe auf keine Kuhhaut, was er da wisse. Sache, Sächle, fragwürdige Dinge, Gemeinheiten — Lumpereien und „Fetzebergereien", mit einem Wort gesagt, die er jederzeit aufzählen könne, wenn er wolle; und jedes Wort müsse da stimmen.

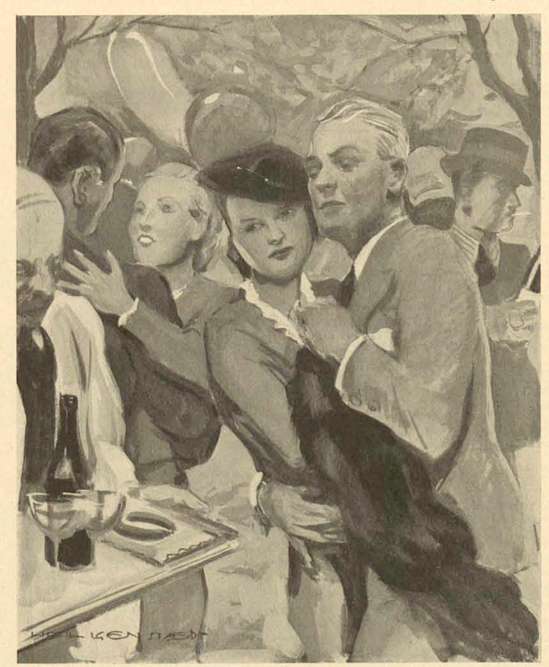
Aber das alles solle vergeben und vergessen sein. Zum Beispiel die Geschichte mit den drei Wechseln, und dann, wie er sich gegenüber der Frau vom Postsekretär B. benommen habe, usw. usw. Und da seien ja auch noch eine Masse sogenannte „Jugendstreiche", über die man schweigen wolle, wiewohl es genau dieselben Windbeuteleien gewesen seien wie seine späteren Streiche. Was sei das bloß für eine Geschichte gewesen, bis die Sache mit der gefälschten Unterschrift vertuscht gewesen sei.

Aber wie gesagt: vergessen sei vergessen. „I hab's ihm", sagt Herr Häfele, „in d' Hand hinein versproche — und dabei bleibt's. Ein Mann, ein Wort!"

*

In Werder blühn wieder die Bäume

(Kurt Heiligenstaedt)



„Sind die fünf Durchschläge ans Landgericht noch rausgegangen?"

Die Bratpfanne

Von kaspar kitt

„Als ich Schwyzerdütsch gelernt hatte", sagte mein Großvater, „machte ich nach Frankreich rüber. Zog ein Jährchen kreuz und quer durchs Land und kam in die Ecke, die Gascogne heißt. Da lebt solche Art von Eulenspiegels und Tartarins. Und da fehlte ich denn noch. Tippele ich also da eines Tages über die Landstraße, verdammt hungrig und durstig. In der Tasche war kein lumpiger Sous mehr zu finden. Als ich nun so ziemlich gedankenlos einen nichtswürdigen Straßengraben ins Auge nehme, da sehe ich da ein rundes, schwarzes Ding liegen, mit einem Holzstiel dran. Eine Bratpfanne. ‚Donner', sage ich, ‚wie kommt bloß eine Bratpfanne in einen Straßengraben?' Ich hebe die Pfanne auf und trabe weiter. Wie ich nun mit dem Bratpott ins nächste Städtchen marschiere, da liefen die verdammten Straßenlümmels hinter mir her. Ich merke, daß sie sich über meinen Bräter amüsieren. Schlag einem Rotzjungen was um die Ohren, dem andern die Pfanne ins Kreuz. Donner — gab das ein Weibergekreisch! Aus allen Löchern kamen die Enten gewackelt und schrieen Mordio. Ich schlug mich durch und komme auf die Bürgermeisterei, allwo ich mich melden wollte mit meinen Papieren. Sitzt da ein dicker, vollgefressener Kerl, wird grob und behauptet, eine Amtsstube mit einer Bratpfanne in der Hand zu betreten, das wäre verboten. ‚Donner', sage ich. ‚Wo ist das geschrieben?' Schmiß der Affe mich raus! Verstehst du — der Dickwanst, das war ein verkehrter Gascogner; aber der Schreiber, der daneben saß, das war ein echter. Der grinste, kam heimlich nach und drückte mir ein paar Sous in die Hand. Ich nun in eine Garküche hinein, wollte eine heiße Wurst essen. Stell' meine Pfanne auf den wackeligen Tisch und bin friedlich. Fing das miese Küchenweib an zu keifen. Wegen meiner Bratpfanne. Ich machte Spektakel. Da waren wieder ein paar echte und etliche verkehrte Gascogner. Die schrieen hin und her. Ich brülle: ‚Ihr dreckigen Schnapsbrüder — was schiert euch mein Bräter?' Da flog ich bald auf die Straße, und draußen keilten wir uns. Kam die Stadtwache und arretierte mich. Hundert Lausbengels, alte Weiber und sabbernde Männer hinterdrein. Am nächsten Tag kam ich los und zog mit meiner Pfanne durch die Straßen. War meine Pfanne schon berühmt geworden. Überall gab's Lachen, Gedränge und Spott und Krakeel. Wurde ich nochmal festgehalten und verdonnert, die Stadt zu quittieren und den Stein des Anstoßes, meinen Brätling, abzulegen. Ich sagte: ‚Wie? Ihr Lausküttels wollt einem freien deutschen Mann sein Recht stehlen? Der Donner!' Und nun schwenkte ich erst recht die Eiserne durch alle Straßen. War da ein Bürger und echter Gascogner, ein feiner Mann mit Geld. Der ließ mich in sein Haus, und wir heckten zusammen Gaudi und Hetze aus. Ließ der Mann in einer Gazette einen Spruch los, wieso einem Menschen verwehrt sein dürfte, überall, wo es ihm beliebt, eine Bratpfanne mitzubringen? Ließ er in einer anderen Gazette, falsch benamt, einen Spruch los, der grad das Gegenteil nachwies. Drei Professoren von der Akademie bemühten sich auch, und alles spritzte gewaltig mit Tinte. Meine Bratpfanne war überall. Als der Gouverneur der Provinz zu Besuch kam, tauchte sie neben den Ehrenjungfrauen und den Blumenmädchen auf. Der Mann war sehr verwundert. Im Theater saß ich in der feinsten Loge und ließ die Bratpfanne über die Brüstung bammeln. Kam der Theaterdiener und wollte mich rauspfeffern. Gab's ein Theater, Hallo und Gequieke. Die Schauspieler gingen nach Hause, soweit sie sich nicht an der Schlägerei mit Für und Wider beteiligten. Mein Bratdeckel fiel ins Orchester und durchschlug die große Pauke. Dann kam die Wache, und die Rettungsleute kamen und die Feuerwehr und trieben die ganze tobende Herde auf die Gasse. Ein paar Stunden später kommt der Bürgermeister, auch so 'n aufgepumpter Strumpf, kommt mit sechs Stadträten und stellt ein Ultimatum.

‚Merde', sag' ich. Zog die Büxen runter, setzte mich auf die Bratscheibe und tat, was mich niemand gelehrt hat und was ich vom ersten Lebenstag an ganz von selbst gekonnt.

Dies war nun wie ein Kanonenschlag.

Die halbe Stadt, die echten Gascogner, die quietschten vor Entzücken. Die anderen, die Lumichels und Zieraffen, die plusterten sich auf. Sie hauten sich untereinander mit nassen Lappen und verfochten ihre Ansicht mit Besenstielen und Feuerhaken. Mein Freund, der echte Gascogner, fiel vor Lachen aus seinem Fenster und knackte sich zwei Rippen. Als ich mit dem Bräter einem Stadtsoldaten den Zwiebelhelm eingewichst hatte, da kam ich denn wieder mal ins Prisong. Nachher wurde ich mit militärischer Bedeckung abgeschoben. Die echten Gascogner, die lustigen, braven Jungen, gaben mir drei Stunden weit das Ehrengeleit. Ich vorauf mit der Pfanne an einer Stange, mit Lorbeer geschmückt. War das ein Festzug! Wein haben wir geschlampft, daß uns der rote Saft zum Kragen herausspritzte. Die Miliz verlor Gewehr und Stiebeln. Und Arm in Arm brandeten wir Versuffenen von einer Schenke zur nächsten. Hallo, Hussa und Heissassa! Zuletzt stopften die göttlichen Kerle mir ihre Francs, die sie noch nicht verplempert hatten, in die Taschen, und alles vivate: ‚Hoch die Bratpfanne! Hoch der Allemang! Hoch und hoch und hoch — — —!'"

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Ja", sagte mein Großvater und lächelte süß, „ja — so war das! Und nun, Junge, geh und hol mir einen Liter vom Roten. Oder besser zwei — — —! Oder — ein letztes Wort: drei — mein Junge — — — drei!"

Unpolitische Gedanken eines Kaufmanns

Im grünen Zimmer

Ich sitz' allein in meinem Zimmer,
für das ich jeden Monat fünfundzwanzig Mark bezahle:
vier grün getünchte Wände. Zwei sind abgeblättert
und müßten eigentlich gestrichen werden.
Da oben in der Decke, die einst weiß war, sind
– ich weiß das ohne hinzusehen – dreiundzwanzig Sprünge.
(Vom Bett aus zähl' ich sie an jedem Sonntagmorgen.)

Hier vor mir auf dem Schreibtisch steht mein Trost:
Mein Fuchsienstock. Er geht ins vierte Jahr
und ist mir lieber als Elisabeth.

Elisabeth ist unser Vogel,
ein blaues, dummes Wellensittichweibchen.
(Mit „unser" mein' ich eigentlich die Wirtin.)
Des Abends darf Elisabeth
in meinem Zimmer hin und wieder fliegen.

Mein Fuchsienstock, der hatte zweiundvierzig Blüten.
Da war ich eine ganze Woche wie verwandelt
vor Glück. Doch das ist lange her.
Nun fällt tagtäglich
ein müdes dunkles Blatt
auf meinen Tisch.

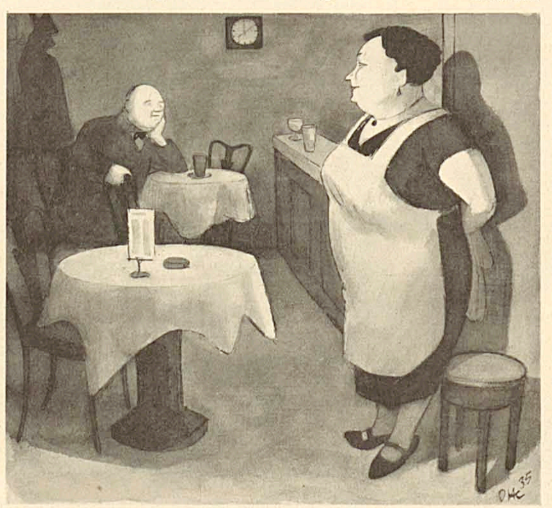
Als ich ihn einst bekam, den Fuchsienstock
– von einem blonden Fräulein, das ich liebte,
weil sie so wunderschöne dunkle Augen hatte –,
da war er klein, der Stock, trug eine Blüte.
Und um den Topf war eine lila Schärpe aus Papier.
Die riß ich sofort ab. Der blanke Topf ist schön,
und lila kitschig. Finden Sie nicht auch?

Dort steht mein Bücherschrank und ist so groß,
daß ich noch meine ganze Wäsche drin verstecke.
Ich stell' drei große Lexika davor; mehr hab' ich leider nicht.
Wenn dann Besuch kommt, öffne ich den Schrank
und deute längslangs über alle Fächer:
das sind die Bücher, meine Freunde.

„Besuch" ist gut. Den wünsch' ich meistens nur.
Seit etwa einem Monat war kein Mensch mehr hier.
Wer kommt schon gern zu grünen ausgebleichten Wänden,
zu einem alten Fuchsienstock, Elisabeth und mir!

Otto Dürr

Der genußsüchtige Witwer (O. Herrmann)



„No, Herr Huaber, tean S' net no'mal heirat'n?" — „Dös scho', aber z'erscht will i 's Alloasei' richti' daleb'n!"

Die Quelle

Mein Freund O. beliefert die humoristischen Ecken diverser Tagesblätter.

Unlängst, als ich ihn besuchen wollte, kam mir seine Frau auf den Zehenspitzen entgegen, zog mich in den äußersten Winkel des Wohnzimmers und flüsterte: „Robert schreibt gerade . . . Aber er wird bald fertig sein . . . Wir müssen uns einstweilen leise unterhalten, damit wir ihn nicht stören; wenn er arbeitet, braucht er unbedingte Ruhe . . . Ach, es ist ja so schwer, immer wieder neue Scherze zu finden!"

Plötzlich erscholl Roberts dröhnende Stimme.

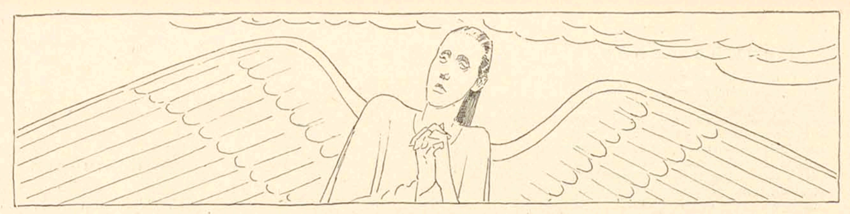
„Mia ... Hahahahaha ... Das ist großartig —"

„Ja, Liebling?" Frau Mia steckte den Kopf in Roberts Arbeitszimmer.

„Ich habe da eine prächtige Sache geschrieben . . . Hahaha . . ." Robert bog sich vor Lachen. „Zum Schreien komisch . . . Denk nur, Klax trifft Klux — Klax will Klux anpumpen. Klux weicht ihm aus. Klax ist empört . . . Hahahahaha — meint Klux — und nun kommt die Hauptsache — die Pointe . . . Die ist originell, die errät kein Mensch!"

„Nun, Robert?" fragte Frau Mia gehorsam neugierig, wie es sich für eine Schriftstellergattin geziemt, „und die Pointe?"

„Die fehlt mir noch!" gluckste Robert. „Deshalb hab' ich dich ja gerufen . . . Du wirst dich bestimmt noch an die lustige Kurzgeschichte erinnern, die wir vorige Woche im ‚Humoristen' gelesen haben ... Wie war die gleich . . . Das ist die Pointe, die ich brauche!"



KOMÖDIE DER ABRÜSTUNG

Die gegenwärtig hochaktuelle, große politische Sondernummer in vier Sprachen.

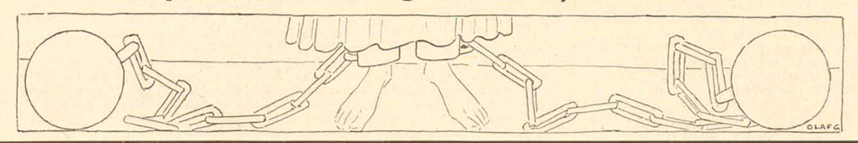
Sie bringt aufsehenerregende, authentische Berichte, die jeder Deutsche kennen sollte. Mit zwanzig Zeichnungen von Arnold, Gulbransson, Schilling, Schulz und Thöny kämpft sie

für den Frieden, — für Verständigung und eine bessere Zukunft.

Schicken Sie diese Sondernummer Ihren Freunden in Frankreich, in Italien, in England — überallhin ins Ausland!

Preis der Nummer 60 Pfennig bei Voreinsendung des Betrages auf Postscheckkonto München Nr. 5802 oder in Briefmarken. Bei Abnahme einer größeren Anzahl von Exemplaren bitten wir jeweils Angebot einzuholen.

Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München 13



Ausschnitte

Berlin, Bahnhof Friedrichstraße.

Ein Mann betritt im Sturmschritt das weißgekachelte Gewölbe der Einsamkeit mit dem Schrei: „E Heis'chn!"

Höflich über den zu beschreitenden Instanzenweg aufgeklärt, daß er, der Schreier, nämlich zur Besitzergreifung jenes von ihm laut eigener Aussage Geforderten zunächst und zuvörderst eine Marke resp. Karte in dem vor dem Eingangsportal rechter Hand befindlichen Raume, „Kasse" überschriftet, zu lösen beziehungsweise zu bezahlen nicht umhinkönnen werde, widrigen- sowohl wie andernfalls . . .

. . . verläßt der Mann das Gewölbe, steigt, ohne die Kasse in Anspruch genommen zu haben, empor zum Tageslicht und sagt, klaftertiefe Verachtung im Gesicht: „Ihr wolld ene Weldschdadd sein? Nächsdns debbonierd Ihr dn Schlißl noch uf dr Defihsnschdelle."

Und entschreitet.

*

Hamburg. Hafenrundfahrt.

„Gugge, Baul, de Elwe! Richdch gigandisch!"

„Hm."

„Un gollesahl breid!"

„Hm."

„Da gann unse Bleiße nich mid, du!"

„Glahra, die schbezichelle Schönheid von dr Bleiße liechd so mehr in dn Anlahchn drumrum!"

„Cha, Baul!"

—

„Baul?"

„Hm?"

„Awr in bungdo Vrgehr, Baul, was so die Iewrseedampfr un die Binaßn sin, un die Schläbbr, da gann unse Bleiße drodzdäm nich mid, du!"

„Weil mir ähmnd mehr so e Binnengewässr sin, tu tumme Kans!"

Lieber Simplicissimus!

„Papa", fragt mein Junge, „was ist eigentlich die Ewigkeit?"

„Tja, das ist etwas ohne Anfang und ohne Ende!"

„Ach", meint er, „dann ist es wohl so etwas Ähnliches wie eine Ringbahn?"

Schwäbisches

Der Christian ist auf dem Markt. Wegen einer guten Milchkuh. Es gefällt ihm aber keine. Er geht deshalb kurz entschlossen „ein Haus weiter“ zur Marie, seiner „Fräulein Braut“. Die ist Köchin beim Herrn Schultheiß und darauf erpicht, daß Christian sie endlich seinem Vater präsentiere. Nach einem längeren Diskurs läßt sich Christian davon überzeugen, daß dies am besten gleich geschehe.
Christians Vater macht natürlich Stielaugen, wie die beiden erscheinen, und meint: „Jetzt sag i gar nex meh, gabelt der Kerle statt einer Kuh a Mädle uf!“
Da sagt der Christian mit einer Gelassenheit, die er beim Viehhandel erworben hat: „Emmer no besser, als es sucht oiner a Weib, ond es stellt sich nachher raus, daß r a Kuh hoimbrocht hot.“

*

Ein junger Bauernsohn soll droben auf dem Amtsgericht für eine bestimmte Nacht sein Alibi nachweisen. Er erklärt nach langem, verlegenem Drucksen, er sei auf der „Kareß“ gewesen.
Was er damit meine?
Er findet die Frage etwas verwunderlich. Endlich einigt man sich darüber, daß es sich um ein landesübliches „Stelldichein“ gehandelt habe.
Warum er dann nicht einfach Stelldichein sage, meint der Amtsrichter.
„Ha no“, ruft da der Bursch entrüstet, „mei Großvatter ischt uf d' Kareß, mei Vatter ischt uf d' Kareß — ond i, i soll zom Stelldichein?“



(Jos. Sauer)

Ver-pflichtungen

„Wos host g'sagt? I bin vui z' grob mit da Kundschaft? Schaug, dös muaß ja sei', i bin doch a ‚Original‘!“

Stilblüte

Ein arbeitsloser Toilettenwärter bewirbt sich um die Pachtung einer angeblich freigewordenen entsprechenden Stelle und erhält folgende Antwort:
„Bedauern, Ihnen mitteilen zu müssen, daß wir Ihnen diese Stelle nicht geben können, weil die Toiletten dauernd besetzt sind.“

Fundstück

Aus dem Bericht einer öffentlichen Wetterdienststelle:
Der europäische Kontinent steht noch vollkommen unter dem Einfluß kalter polarer Luftmassen. Da jedoch der mächtige, sich über England und Südskandinavien ostwärts erstreckende Hochdruckrücken durch Wirbeltätigkeit von Nord und Süden her angegriffen wird, wird sich eine leichte Unbeständigkeit einstellen, die in zeitweiliger B e v ö l k e r u n g s z u n a h m e zum Ausdruck kommt.

Lieber Simplicissimus!

In der Linie 57. Ich steige am Prager Platz ein, um zum Roseneck zu fahren. Mir gegenüber sitzt der Sohn meines Schneiders mit einem netten jungen Mädchen. „Jestatten Sie, daß ich Ihnen meine Braut vorstelle“, wandte sich der Jüngling an mich, um die begonnene Konversation darauf zu einem ellenlangen Gespräch über Politik und wer weiß was alles auszudehnen. Als wir am Roseneck ankamen, stieg er mit mir aus, ohne seiner Braut behilflich zu sein, von dem reichlich hohen Trittbrett der Elektrischen den Erdboden zu erreichen. Leise machte ich ihn auf seine Unterlassungssünde aufmerksam und sagte: „Wissen Sie, es ist immer nett und gehört sich für einen Kavalier und werdenden Ehemann. Es sieht auch besser aus.“ Auf meinen wohlgemeinten Ratschlag aber bekomme ich die lapidare Antwort: „Ach wat, det jewöhne ick ihr erst jar nich an!“

*

Die Schweizer sind stolze Demokraten, aber was so ein Basler Patrizier ist und noch dazu einen gewichtigen Geldsack hat, dem erweisen sie gleichwohl fürstliche Ehren.
Der behäbige Wirt Flury in Schauenburg tat alle Sonntag sein Bestes, einige dieser Auserwählten würdig zu bewirten und ihnen jeden Wunsch an den Augen abzulesen.
Auch die Hunde der Basler Herren wurden angemessen behandelt, und darum kommt der Wirt devot an den Honoratiorentisch und fragt: „Darf ich dene Herre Hünd' ihre Würst' kalt oder warm serviere?“

Vom Geist der Medizin

Ein Jünger der medizinischen Wissenschaft, dem bei der Prüfung im Fache Anatomie ein Schlüsselbein vorgelegt wurde, versagte peinlich. Da erbarmte sich seiner einer der Beisitzenden und zog hinterm Rücken des Prüfenden seinen Hausschlüssel hervor, bedeutungsvoll damit winkend. Sofort ging ein heller Schein des freudigen Erkennens über das Gesicht des Prüflings, und mit großer Sicherheit deklarierte er den armen Skeletteil als „Hausknochen“.

Im heiligen Zorn

(E. Croissant)

„So e Schgandal, de ganz'n Wände zu verschmier'n! Wo iß 'n ene leere Schdelle, um das mid 'n Dind'nschdifd gebihr'nd zu brandmarg'n?“

Alte Bäume

(Wilhelm Schulz)



„Sixt, Alte, dö Bäum' . . . wann ma s' no so z'ruckschneid't, sie schlag'n halt do immer wieder aus!" — „Untersteh di, Alter!"

Bloedeliana

Anmerkung der Schriftleitung: Es ist uns gelungen, von Amalie Blödel, der bekannten und hochgeschätzten Mitarbeiterin zahlreicher Rätselecken, einige Perlen aus ihrem Schatzkästlein zum Abdruck zu erhalten. (Copyright: Amalie Blödel, Germany 1935.) Zum Verständnis der für die Rätselkunst Minderbegabten unter unsern Lesern fügen wir die Auflösungen gleich bei.

Dritt-Wort-Rätsel

An Europas warmem Rande
hängt vergnüglich das Eins-zwei.
Auf dem Nähtisch meiner Tante
stand in alter Zeit Zwei-drei.
Wenn wir nun geschwind vom Letzten
Eins-zwei jetzt mit dem ersetzen,
was den Namen jener Mächte,
die durch Tage und durch Nächte
flüstern teils, teils mächtig rauschen,
als Eins-zwei eröffnet, tauschen
wir im Ganzen etwas ein,
das uns vornehm hilft zu sein.

Auflösung:
Stiefelwichse.
Eins-zwei: Stiefel (Italien). Zwei-drei: Büchse. Drittwort: Winde.

Heitere Charaden

Ein Eins ist lange nicht Zwei-drei.
Dem Karo ist das einerlei.
Doch nimmst von Eins du nun Eins-zwei
und setzest Eins von zwei dabei,
folgt Karo, rufst du ihm es zu,
dem Herrchen auf dies Wort im Nu.
Wie heißt es wohl? — Das rate du!

Auflösung:
Kusch, Karo!
Eins: Kuß. Zwei-drei: Schande.

Im Ersten ruft man gern: Juchhei!
(Hol' statt des M ein H herbei
und statt des a ein lieblich e.)
Das Zweite will Besinnlichkeit.
Das Ganze tu zur rechten Zeit
und dabei in die Kirche geh!

Auflösung:
Heirat.
Eins: Mai. Zwei: Rat.

Verschiebungsrätsel

„Grundwort" braucht nicht allein das Vieh.
Die Menschen auch, selbst das Genie.
Mit B ist es ganz wundervoll.
(Man's nur mit Maß genießen soll!)
Mit M ich es sehr lieb gewann.
Mit K hängt eine Fahne dran.
Was ist das wohl — mein Freund — sag an?

Auflösung:
Futter, Butter, Mutter, Kutter.

Visitenkartenrätsel

U. von Fider
Bito

(Ein langjähriger Verehrer von Frau Amalie Blödel. Was ist er?)

Auflösung:
Idiot von Beruf.

Kleines Mißverständnis

Meine Frau und ich wollen eine Villa mieten. Wir läuten. „Entschuldigen Sie", sage ich zu dem öffnenden Besitzer, „ist die Villa noch zu vermieten?" — „Ja, aber ohne Kinder!" — „Das macht nichts", sagt meine Frau, „wir bringen unsere eigenen mit!"

Zumutung

(R. Kriesch)

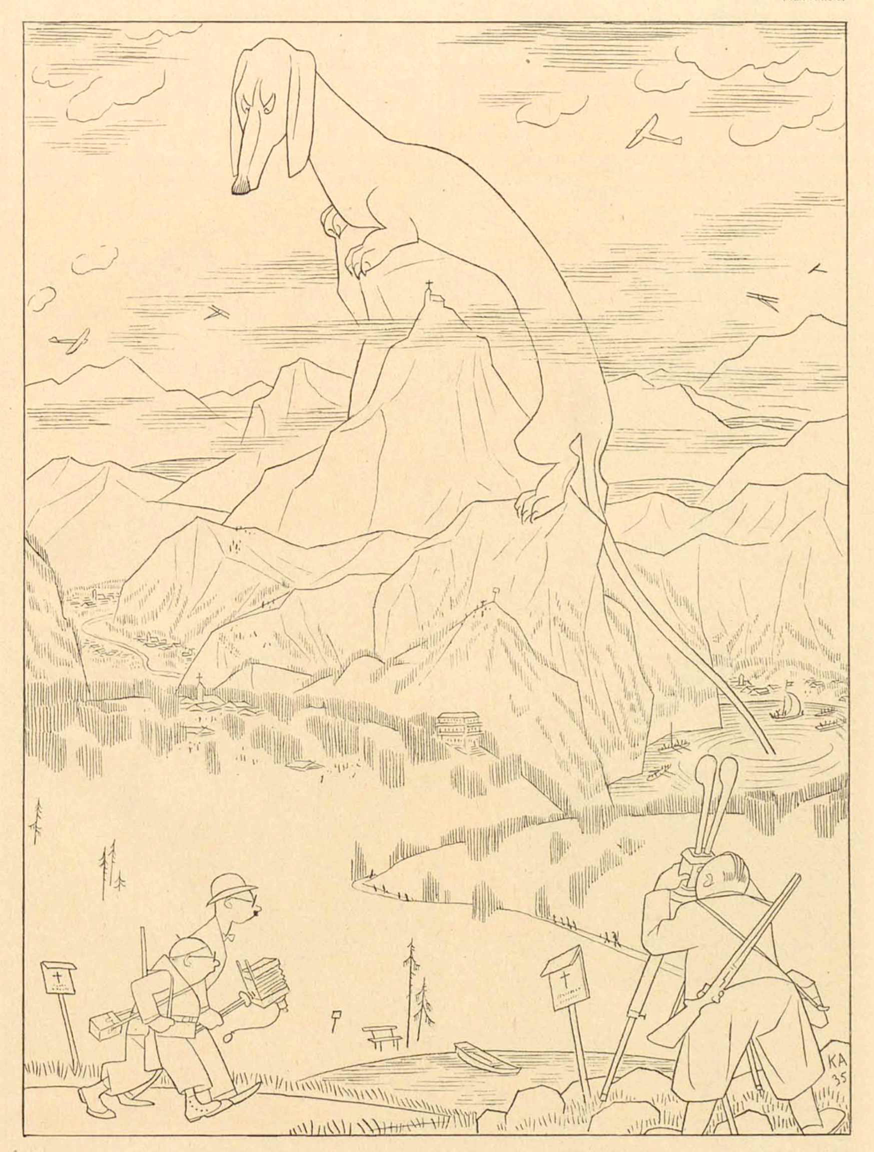


„Wenn ich Sie jetzt küssen würde, würden Sie um Hilfe rufen?" — „Aber Herr Doktor, mitten in der Lärmbekämpfungswoche!"

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— ● Anzeigenpreis für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile RM —.20 ● Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Gaishauser, München ● Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 13200 I. Vj. ● Erfüllungsort München ● Postscheck München 5802 ● Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Jagd nach dem Tatzelwurm

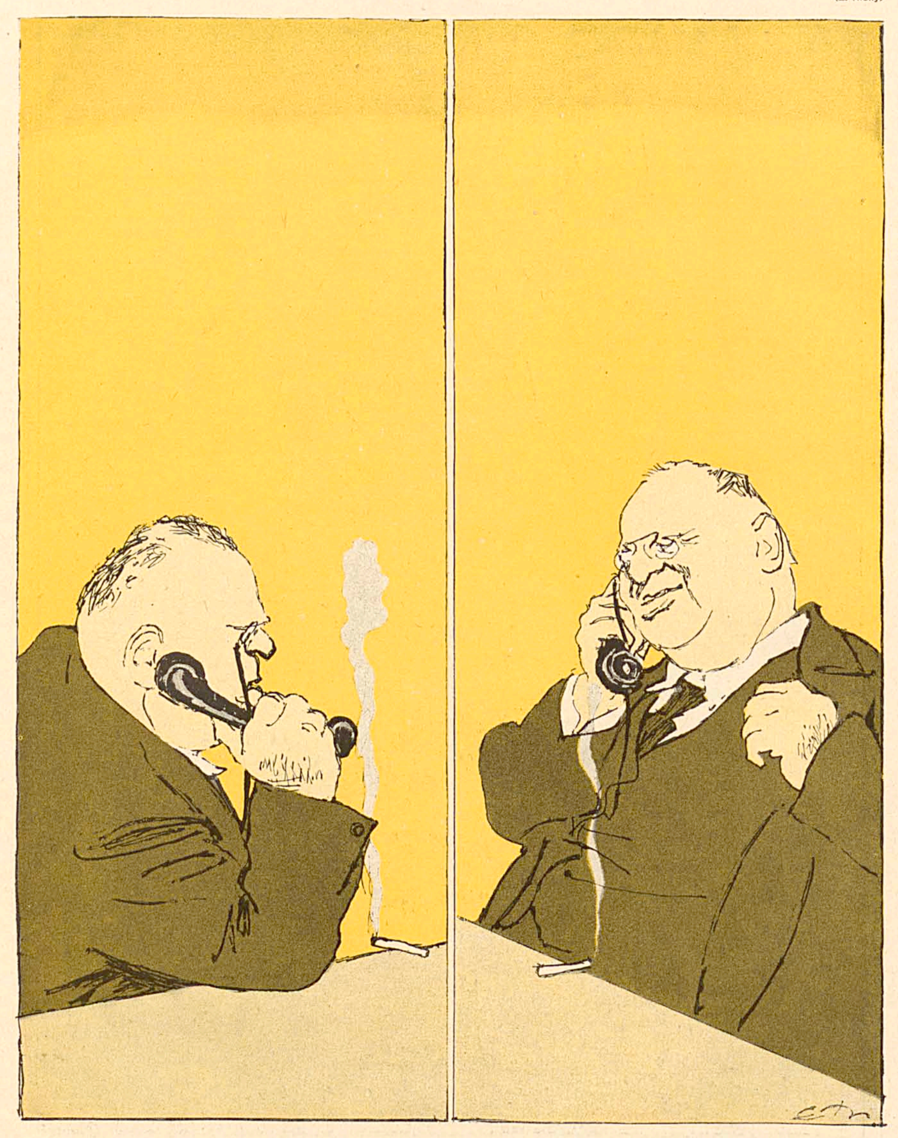
(Karl Arnold)



„Kommt's nur rauf, ös Bürscherln! Nur über Leichen geht mein Weg in die Naturgeschichte!"

Vertragspartner Rußland

(E. Thöny)



„Was? Ich soll mich vertraglich verpflichten, die Sowjetpropaganda in Frankreich einzustellen? — — Na, Monsieur Laval, und wie gedenken Sie dieses Entgegenkommen zu honorieren?"

München, 19. Mai 1935 **Preis 60 Pfennig** 40. Jahrgang Nr. 8

SIMPLICISSIMUS

Die Verbündeten

(E. Schilling)



„Ich sei, gewährt mir die Bitte, in euerem Bunde der Dritte!"

Deutsches Soldatenlied

„Kamerad, iß rasch deine Wurst zum Brot,
heut' wird wieder losgewetzt!
Vielleicht bist du heute nacht schon tot,
oder dein Affe zerfetzt!
Was nützt es wohl zu sparen,
wenn wir durch Flandern fahren?
Wer nicht gleich seine Blutwurst ganz verdrückt,
ist Ersatzrekrut oder ganz verrückt.
Kamerad,
es ist schad!"

Es blieb bei uns diese Melodie,
es wechselte nur der Text;
statt Brot und Wurst stand Haus und Vieh,
das Leben schien verhext.
Versailles war nicht der Friede;
es blieb bei unserm Liede.
Wir nahmen Weib und Geld und Ding,
so wie es kam, rasch, eh' es ging.
Kamerad,
es ist schad!

O Friede, lang entschwundnes Glück,
gib endlich wahre Ruhe!
Wann füllst du wieder, Stück für Stück,
die leere Lebenstruhe?
Soldaten wollen bauen;
wann kommt ein Weltvertrauen?
Wann kommt für uns die Gerechtigkeit,
nach soviel Blut, nach soviel Leid?
Kamerad,
es ist schad!

Edmund Hoehne

Ausverkauf

Ich bin ein alter Mann und ziehe mich aus dem Leben zurück, in dem ich mich so erfolgreich bewegt habe. Wird es jemand wundern, wenn ich bei der Gelegenheit alles abstoße, was bisher in meinem Betrieb nötig war?
Wird man mich schelten, wenn ich es zu Spottpreisen verschleudere?
Man wird vielleicht geneigt sein zu sagen, die Sachen seien zu billig, um echt zu sein. Es ist dem aber nicht so. Sie haben mir alle einmal viel bedeutet. Aber nun habe ich sie nicht mehr nötig. Und warum soll ich sie nicht andern zugute kommen lassen?
Ich empfehle daher Leuten, die erst ihren Laden eröffnen wollen und denen es noch an der nötigen Ausstattung mangelt, kleine Kulissen der Eitelkeit, vor denen sich vortrefflich agieren läßt; ausgezeichnete Scheinwerfer zu effektvoller Selbstbeleuchtung und wirkungsvolle Drapierungen für alle Lebenslagen.
Ich empfehle diverse Luftballönchen hochfliegender Hoffnungen in sehr gangbaren Variationen und kleine Bockleitern, um zu den Höhen der Menschheit zu gelangen.
Wer bei mir kauft, fährt gut!
Ohne meine Kultur-Creme kein Hochglanz des Daseins; meine Räucherkerzen liefern prachtvolle Wolken der Begeisterung; Sie finden bei mir metaphysische Hintergründe des Daseins für alle Lebens- und Sterbenslagen.
Ich bin in diesen Sachen nicht zu überbieten!
Bequeme Divans des Erfolgs, um darauf auszuruhen, für jeden Geschmack; kleine Höhensonnen öffentlicher Anerkennung allerbilligst; Schwimmwesten zum Plätschern in unklaren Gefühlen für jede Konstitution.
Sie werden staunen!
Unerreicht meine Stimuliermittel für die Zeiten der Flaute; leicht lösende Lutschbonbons für geistig Verschleimte; Seifenblasen des Optimismus für jede Situation; Schlafmittel zur Erzeugung von Wunschträumen; Narkotika für leicht irritierte Gewissen in wirkungsvollsten Dosierungen.
Sie tun gut, sich rechtzeitig einzudecken!
Ich biete handliche Jonglierbälle für weltanschauliche Attraktionen; Schaumschläger für geistige Auseinandersetzungen und Parfüms zur Überdeckung unliebsamer Eigenschaften.*
Ich biete sinnige Dekorationen für Ihr Privatleben; Schablonen zur Verschönerung des Familienlebens in altbekannten Mustern; Perlkränze der Pietät in prachtvoller Ausführung.
Kommen Sie! Sehen Sie!
Meine Auswahl ist unübertroffen. Mit meiner Ausstattung wird Ihr Lebensladen des allgemeinen Zulaufs sicher sein. Das Publikum wird sich die Nasen an den Schaufenstern plattdrücken.

oha

Unterm Maimond

Von Ernst A. Schmidt

Der möblierte Herr sitzt am Tisch, unter der Lampe, in der Sofaecke. Er raucht eine Zigarette, tut weiter nichts, er ruht sich aus. Es ist Abend, ein Abend im Mai, das Fenster ist offen, und der Frühling atmet herein und bringt kleine, gelbe Nachtfalter mit, die um die Lampe schwirren, geblendet, berauscht, und dann mit zitternden Fühlern ermattet ruhn, auf dem grünen Schirm der Lampe, auf dem Deckel der Teekanne, auf dem Brotlaib, der auf dem Tische liegt.
Tiefer in der Wohnung hört man Stimmen, manchmal Gelächter, es scheint eine kleine Abendgesellschaft zu sein. Draußen, vor der Tür, kratzt von Zeit zu Zeit der Hund Charly mit schüchterner Pfote. Dann lächelt der möblierte Herr, das macht sein müdes Bureaugesicht schöner, und er faßt den Wurstzipfel ins Auge, der für Charly übrig geblieben ist, vergißt ihn aber gleich wieder, weil er sich etwas ausdenken muß.
Er muß sich ausdenken, wie es sein wird, wenn er jetzt die Nummer 55466 anruft, ein ganzes Gespräch denkt er sich aus, mit Fragen und Antworten, während der Rauch der Zigarette hochwölkt und von der Straße herauf gedämpft die Abendgeräusche kommen, das Brummen eines Autos, ein Hupenruf, manchmal Schritte, die aufklingen und wieder vergehen.
„Ja, du! So rufst du also doch noch an!" wird eine frohe Stimme sagen. Ganz jung ist die Stimme, ganz blond, wie das Mädchen, dem sie gehört, man muß sie sogleich gern haben. Es ist sozusagen eine frisch gewaschene Stimme, kleine Lachteufel sind darin und eine süße Innigkeit, die gar nichts von sich weiß. „Ja, was denkst du denn? Ich muß doch noch ein bißchen mit dir sprechen, bevor ich schlafen gehe, oder?"
„Ja, das mußt du wissen!" sagt die Stimme darauf, ein kleines Lachen kommt hinterher, dann eine Stille.
„Erzähl mir was!" wird er sie jetzt bitten. Er tut das oft, er bekommt immer die gleiche Antwort, die Antwort gefällt ihm so gut: „Ich weiß ja nichts . . ."
Wenn sie das sagt, muß er lachen. Er weiß so gut, wie sie jetzt dasteht: den Kopf ein wenig gesenkt, die Augen niedergeschlagen, man wird ganz gerührt davon, und das deckt man am besten mit Lachen zu. „Siehst du, jetzt lachst du mich aus! Ich weiß aber wirklich nichts!"
„Aber nein, ich lach' dich doch nicht aus!" sagt er dann schnell, „ich bin bloß gerührt, weil ich dich jetzt so deutlich vor mir sehe. Ein bißchen trotzig — und furchtbar bekümmert . . . Es ist ja auch schlimm, wenn man so gar nichts weiß . . .!"
„Ach du!" sagt sie nur, ja, genau so wird sie sagen. Eine kleine Pause entsteht, und er kann sie atmen hören. „Ich hab' heute den ganzen Tag an dich gedacht —." Nein, besser das nicht sagen, das mag sie nicht, es gäbe einen Verweis, etwa so: „Wenn man arbeitet, denkt man nicht an andere Sachen . . .!"
„Ich bewundere dich, daß du das fertig bringst!" könnte er zwar entgegnen — da würde sie gleich wieder lachen: „Das weißt ja du gar nicht, ob ich das kann!"
Natürlich wüßte man dann gern — und da fragt man, nein, da fragt man nicht, so dumm darf man nicht fragen, wenn man eine Antwort will . . .
Die Zigarette ist heruntergebrannt, er drückt sie aus. Die Uhr auf dem Kirchturm schlägt, neun langsame Glockenschläge. Neun Uhr! Jetzt muß er aber anrufen, um neun ist ihr Dienst zu Ende, dann geht sie auf ihr Zimmer. Er geht zum Fenster, tut die Flügel ganz auf, ein dicker, samtiger Falter prallt ihm ins Gesicht. Hinter den Dächern, schräg gegenüber, schwimmt der Mond herauf, goldfarbig, riesengroß, eine Scheibe aus gehämmertem, blankem Metall. Hat nicht das Telephon jetzt geläutet? Man klopft an seiner Tür: „Sie werden am Apparat gewünscht . . ."
„Lund hier!" sagt er. „Guten Abend!" begrüßt ihn die frisch gewaschene Stimme, „ich hab' schon gedacht, du bist ausgegangen . . ."
„Ja, Tini! Daß du angerufen hast . . .!"
„Warum nicht?" sagt Tini, „hättest ja bei mir doch nicht angeläutet!"

(Fortsetzung auf Seite 89)

Tessiner Dorf am Abend

Im späten schrägen Goldlicht steht
Das Volk der Häuser still durchglüht,
In kostbar tiefen Farben blüht
Ihr Feierabend wie Gebet.

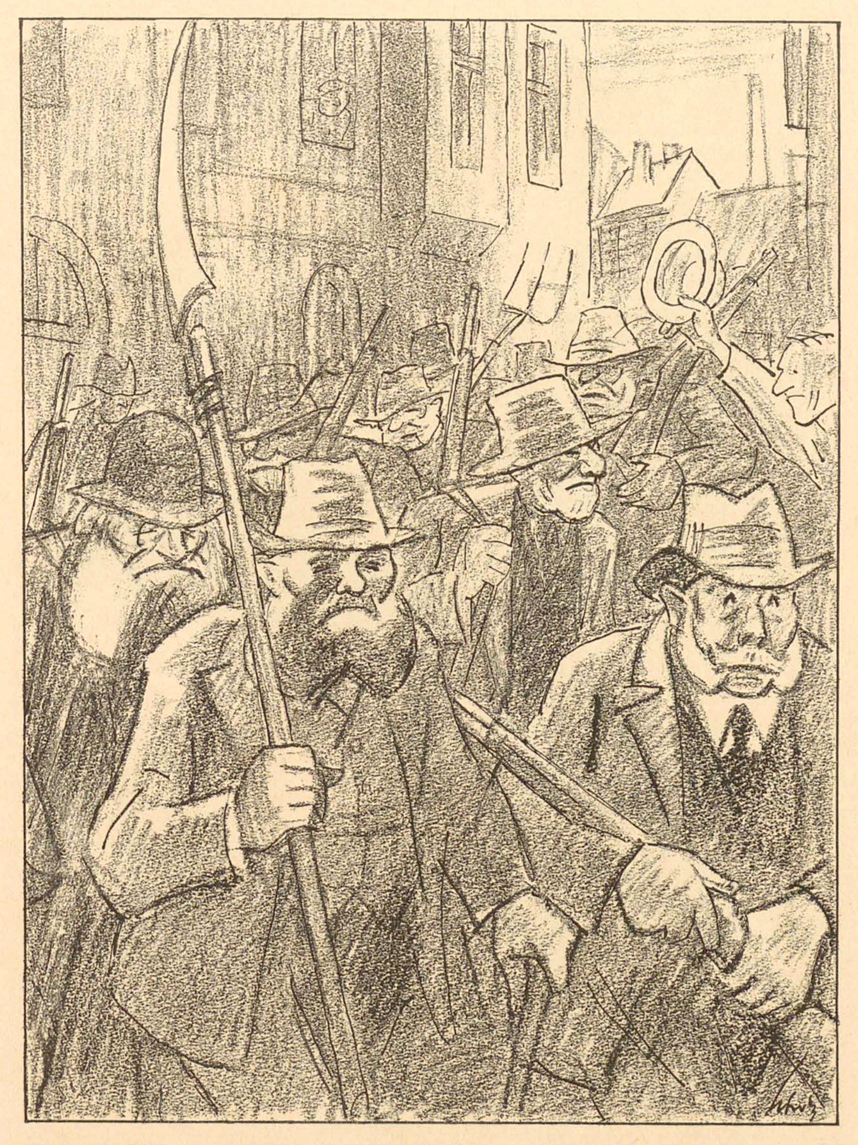
Eins lehnt dem andern innig an,
Verschwistert wachsen sie am Hang,
Einfach und alt wie ein Gesang,
Den keiner lernt und jeder kann.

Gemäuer, Tünche, Dächer schief,
Armut und Stolz, Verfall und Glück,
Sie strahlen zärtlich, sanft und tief
Dem Tage seine Glut zurück.

Hermann Hesse

Steht's so faul im Staate Österreich?

(Wilhelm Schulz)



Da sich nach Fürst Starhembergs Erklärung die jungen Männer in Österreich als unzuverlässig erwiesen haben, muß man zur Wiederaufrichtung der Wehrmacht auf die ältesten Jahresklassen zurückgreifen.

Frankreich und England

(Karl Arnold)



„Brülle, Löwe! Wie oft muß ich dir noch sagen, du sollst Deutschland die Zähne zeigen!"

Fortschritt

(Otto Herrmann)



„Wenn das Fernsehen mal richtig durchgeführt ist, da wird's Überraschungen geben!" – „Nee, mein Lieber, bis dahin gibt's sicher auch Tarnkappen zu kaufen."

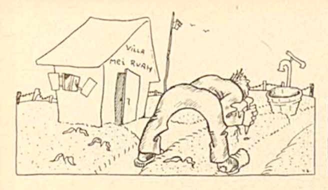
Unterm Maimond

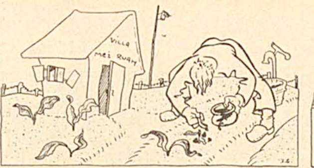
(Fortsetzung von Seite 86)

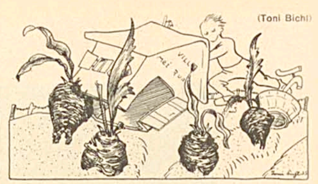
„Aber ja! Tini! Ich war eben auf dem Weg!" – „Wirklich?" fragt sie, „und – wie geht's dir?" – „Gut! Das ist doch gar keine Frage! Sehr gut! Seit einer Minute ganz schrecklich gut! Und dir, Tinikind?"
„Du sollst nicht immer ‚Kind' zu mir sagen, hörst du! Gut geht's mir . . . Ach du, heut ist was Lustiges passiert –!"
Heute ist passiert, daß jemand (wer ist der Jemand? denkt er etwas eifersüchtig) Tini angerufen hat. Da war aber ihre Freundin im Dienst. Die Freundin hat geglaubt, e r ist am Apparat. „Sind S i e da, Herr Lund?" hat sie gefragt. Und da war es gar nicht Herr Lund, sondern ganz jemand anderes. Lustig, wie? Ja, sie lachen beide. Aber Herr Lund denkt, es brauchte keinen „jemand anderes" zu geben, der Tini anruft. Er hört auf zu lachen, es scheint ihm, er ist nicht mehr so froh, wie noch vor einem Augenblick, vielleicht aber gehen hier nicht nur Worte vom einen zum anderen Hörer, jedenfalls wird es drüben auch still. Nach einiger Zeit fragt Tini: „Bist noch da?" – „Ja", sagt er, weiter nichts. Es entsteht wieder eine Pause, dann sagt Tini: „Warum sagst jetzt nichts mehr?" Sie ist bekümmert, das kann man ja gut hören. Aber er bringt jetzt nur ein unglückliches „Ach –!" heraus, er freut sich nun gar nicht mehr...
„Heut war ich sehr fleißig, du!" fängt plötzlich Tini von was ganz anderem an. „Den ganzen Vormittag haben wir übersetzt, meine Freundin und ich! Hundertundvier Verse! Und nachmittags hab' ich zwei Schülern Stunde gegeben, und seit sechs Uhr mach ich hier Dienst!" Dann, als er immer noch nichts sagt: „Eigentlich wollte ich heut abend mit dir spazierengehen –."
Sieh einer mal Herrn Lund! Auf einmal ist er wieder froh! Was hat sie da gesagt? Spazierengehen? „Aber du, das können wir doch immer noch –!"
Nein, Tini ist jetzt zu müde geworden, es geht nicht mehr, sie schläft ja schon halb. „Siehst du, so bist du!" sagt er vorwurfsvoll, „hättest dann besser gar nichts davon gesagt . . ." – „Aber wenn ich doch so müd bin, du . . .!" – „Das kann doch wieder vergehen! Bestimmt vergeht das im Freien! Und ich könnte ganz anders reden als an dem dummen Telephon – ich würde dir so viele nette Sachen sagen, wirklich einen ganzen Berg lauter nette Sachen!"
Aber Tini meint, daß man das auch telephonisch kann. Warum denn nicht? „Weil ich dich doch dabei ansehen muß, Tini! Verstehst du das denn nicht? Ich muß doch wissen, was für ein Gesicht du dazu machst!"
„Das ist gar nicht nötig", sagt Tini, „ich will j e t z t die netten Sachen wissen, jetzt gleich, sofort! Eins – zwei – drei, los!"
„Also, Tini", sagt Lund langsam, „du hast es verlangt. Jetzt paß auf! Ich würde dir sagen, daß ich dich furchtbar gern hab'. Dein rundes Trollblumengesicht hab' ich gern, ja, und dein Lachen. Ich hab' dein Haar gern, den blonden Wirbel über der Stirn mit den Ponys, die man nicht anfassen darf . . . Und deine Hände hab' ich gern, die sogar besonders, weil sie so – so zuverlässig sind, jawohl, zuverlässig, das sind sie, und sie erzählen mir was von dir, wenn ich sie halte. Und schrecklich gern hab' ich deinen Mund, ganz egal, ob er bekümmert ist und dabei ein bißchen trotzig aussieht, ober ob er lacht . . . Aber es ist mir doch lieber, wenn er lacht, ich denke mir immer –. Ich denke mir immer –."
Er hält inne, auf der anderen Seite ist es ganz still, Tini schweigt ganz und gar. Da sagt er ruhig und deutlich: „Tini – willst du mich heiraten?"
Es hat einen scharfen Klick, ein Knacken im Apparat gegeben, dann ist es still im Hörer, ein ganz feines Summen steigt darin, fällt, steigt wieder – Tini hat eingehängt.
Einen Augenblick hält Lund den Hörer noch am Ohr, er sieht bleich aus, und ein Stückchen Lächeln ist noch in seinem Gesicht, das ist da so hängen geblieben, sonderbar sieht das aus. Dann aber wird er lebendig . . .
Tini ist aus der Zelle getreten, sie steht da im halbdunklen Gang, den Kopf ein wenig schräg, die Augen niedergeschlagen, eine gute Weile steht sie so da, dann geht sie weiter, an der Loge vorbei; der Portier sagt: „Gute Nacht, Fräulein!" Tini nickt, sagt „Gute Nacht!" und denkt dabei gar nichts, weil ein Satz ganz allein ihren Kopf ausfüllt, ein kleiner Satz, der nicht ernst gemeint sein kann, so einen Satz sagt man nicht am Telephon, wenn man ihn ernst meint . . . Wenn aber der Satz nicht ernst gemeint war, was dann, was dann? Sie fängt an, die Treppe hinaufzugehen, sie will auf ihr Zimmer, das Licht nicht andrehen, still dasitzen, über den Satz nachdenken . . .
In diesem Augenblick läutet es an der Haustür, sie wird aufgestoßen, jemand

(Schluß auf Seite 90)

(Toni Bichl)





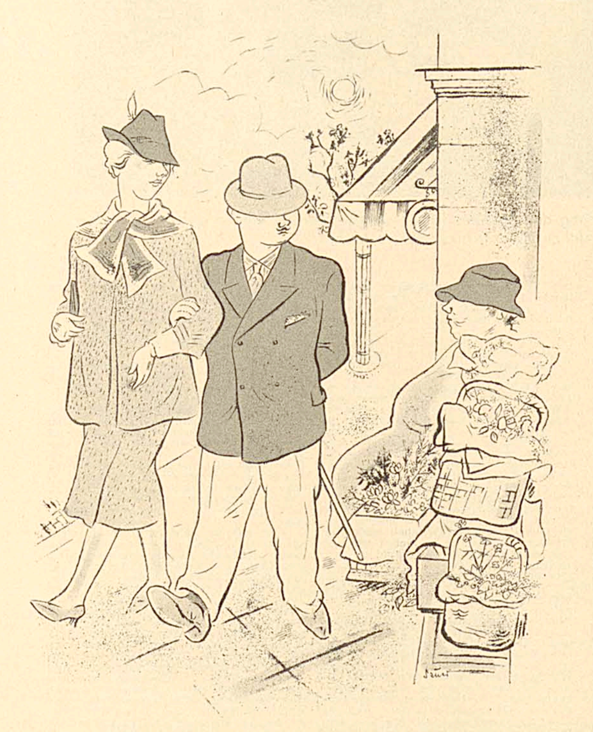


(Schluß von Seite 89)
stürzt herein und auf Tini zu — es ist Herr Lund. Unzweifelhaft ist das Herr Lund, der da steht, so unwahrscheinlich Tini das vorkommt. „Mein Gott —!" sagt sie nur und steht still da, die Hände etwas erhoben.
„Tini —!" sagt Herr Lund heiser, „du mußt sofort kommen — es wartet jemand draußen auf dich, bestimmt, Tini! Drüben, gleich um die Ecke, komm! Du wirst sehen —!"
Er ist ja verrückt, bestimmt ist er verrückt, denkt Tini. Aber sie geht mit, er hält sie an der Hand, ziemlich fest hält er sie. Draußen brummt eben ein schwerfälliges Taxi davon, Lund sieht ihm dankbar nach, es fährt schneller als es aussieht, soviel steht fest. Sie überqueren die Straße, an der Ecke — ist kein Mensch. Tini sieht Lund an, er sieht sie an, mit einem unbestimmten Ausdruck im Gesicht, sie begreift nichts. Schließlich sagt sie: „Es ist niemand da . . .?"
„Doch!" sagt Lund und deutet hinauf zum Mond, der über den Bäumen des Parks steht, silbern jetzt und ein wenig kleiner als zuvor. Er hält Tini an der Hand, sie antwortet nichts, schweigend gehen sie nebeneinander her.
Der Park ist groß, man kann unter hohen Bäumen gehen, durch deren junges Laub der Mond tropft, und wieder hinaustreten in sein Licht, Hand in Hand. Über die weiten Rasenflächen kriecht in opalenen Bändern der Erdnebel, aus den Büschen duftet der erste Flieder, das Gras duftet. Wieder tauchen sie in den Schatten der Bäume ein, wo es auf den Bänken flüstert und leise lacht, ein Gewässer kommt, eine hölzerne Brücke, und sie bleiben da stehen. Leise brausend strömt der Bach unter ihnen vorbei. In breiter, silberner Bahn spiegeln seine Wasser den hohen Mond, schimmernd, unermeßlich fließt der Glanz ihnen entgegen . . .

*

Ablenkung

(Jos. Sauer)



„Du, Vergißmeinnicht!" — „Wo denkste hin — kommt nicht in Frage!"

Der Inspektor

Auf dem benachbarten Gutshof war ein neuer Inspektor aufgezogen. Einer von der Sorte, die mit ihrer Arbeitsamkeit am liebsten noch den lieben Herrgott, der doch in sechs Tagen die ganze Welt mit all ihren Spitzbuben und Flöhen und was sonst darauf herumläuft, geschaffen hat, beschämen möchte. Wo nur Gelegenheit war, einem andern die Arbeit aus der Hand zu nehmen, nahm der Inspektor die Gelegenheit wahr. Weil er aber jede Arbeit besser machen wollte, als sie gemacht wurde, machte er sich damit wenig Freunde.
Eines Tages kam der Inspektor dazu, als Bauer Graf sich eben mit sechs Nachbarn abmühte, einen schweren Findling, der ihm schon lange im Wege lag, von der Stelle zu bringen. Der Inspektor sah den Arbeitenden eine Weile zu, dann konnte er nicht mehr an sich halten. „Das macht ihr ja ganz verkehrt", sagte er. „So müßt ihr das machen", und schon zog er die Jacke aus, um den Stein auf seine Art zu bewegen. Es war zu sehen, daß er so was schon mehr gemacht hatte, und da es immer mehr Vergnügen macht, einem guten Arbeiter bei seiner Arbeit zuzuschauen, als selbst zu arbeiten, ließ einer nach dem andern von der Arbeit ab und stellte sich daneben. Einige verschwanden sogar ganz vom Schauplatz, um sich im nahen Wäldchen auf die Faulhaut zu legen. Den Inspektor wurmte das, aber er tat, als sähe er es nicht, und schaffte weiter, bis ihm das Hemd am Rücken und die Zunge unterm Gaumen klebte. So kam die Frühstückszeit heran, und der Inspektor mochte hoffen, daß man ihm aus der großen Steinkruke, die verlockend aus dem Frühstückskorb hervorlugte, einen Schnaps einschütten würde. Aber niemand schien an Frühstücken zu denken. Der schöne Steinkrug mit seinem verlockenden Inhalt schien von den andern vollständig vergessen zu sein. Der Inspektor, der sich keine Blöße geben wollte, quälte sich weiter, aber als er den Stein dann glücklich von der Stelle hatte, fragte er den Bauern, der neben ihm stand, mit einem Seitenblick auf den dicken Steinkrug: „Wann trinkt ihr eigentlich?"
„Sobald daß du weg bist", war die nicht erhoffte Antwort.

Lieber Simplicissimus!

Vor wenigen Tagen betrat ich ein Wäschegeschäft. An der Theke wurde gerade ein junges Mädchen mit Büstenhaltern versorgt. Die Auswahl war bereits so weit gediehen, daß nur noch zwei Modelle in Frage kamen, zwischen denen die Wahl jedoch ziemlich schwer zu sein schien. Schließlich sagte die Verkäuferin: „Ja, der eine ist eben mehr für elegant und der andere mehr zum Strapazieren." Worauf der Strapazierfähige erstanden wurde.

Ein Tröpflein Wermut

Von Heinrich Rumpff

Bei dem Jubiläumsfestmahl zu seinen Ehren erhob sich der gefeierte Komiker in einem kleinen Rausch von erfüllter Sehnsucht und Menschenfreundlichkeit. Seine Äuglein glitten mit fremdem Ausdruck rund um die Tafel: glänzten sie auch wie sonst mit der rosig-blanken Halbkugel des Köpfchens um die Wette — diesmal glänzten sie nicht vor Laune, sondern vor Liebe! Seltsames war ihm ja widerfahren. Fünfundzwanzig erfolgreiche Jahre lang hatte er die Begeisterung des Publikums gleichmütig eingestrichen, wie Alltägliches, kleine Münze etwa, die man nicht sonderlich schätzt, doch keineswegs missen möchte! Fünfundzwanzig Jahre lang hatte er auch im Privatleben zwischen sich und den Menschen die Kluft der Rampe gefühlt und war darüber, nach Anlage und Erfahrung, zum Skeptiker geworden — heute aber hatte ihm Summe und Innigkeit solcher Alltagsbegeisterung nach und nach durch die isolierende Fettschicht hindurch das Herz erwärmt. Was den lautesten Erfolgen nicht gelungen war, gelang dem Jubiläumszauber, fast unbemerkt: jene unbestimmte und streng verborgen gehaltene Melancholie, die sein Leben ewig mit dem kältenden Herbsthauch der Entsagung umwehte — sie schien dahinzuschwinden! Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen: Er war ja gar nicht so einsam gewesen, wie er sich immer eingebildet hatte! Hier saßen ja Freunde, wahre Freunde! Sie liebten ihn, ihre unzähligen Wünsche galten zweifellos mehr dem Menschen als dem unverwüstlichen Darsteller, und es war schmerzlich, dies erst heute zu erkennen. Schmerzlich — doch noch nicht zu spät.

So stand er eine Weile hilflos, überwältigt von dem Drang, ihnen, die ihm heute ihre Liebe offenbarten, nun seinerseits das zu offenbaren, was sie noch nicht an ihm kannten, und was sie ihm sicherlich noch inniger verbinden würde — sein Herz. Er, der Zungengewandte, rang nach Worten, in den tausend Furchen und Fältchen seines unter der Schminke vergilbten Gesichtes, dessen beherrschte Beweglichkeit schon Millionen von Lachstürmen entfesselt hatte, zuckte und vibrierte es heute ganz von selbst, so schwer war die innere Ergriffenheit zu zügeln.

Über diesem stummen Kampf zwischen Rührung und Haltung aber gerieten die Gäste bereits ins Schmunzeln. Sie kannten ihn ja zu genau: eine solchermaßen begonnene Rede mußte ungeheuer komisch werden! Noch verhielten sie sich. Doch, nachdem der Komiker mit leiser Stimme etwas von seinem Dank und seiner Freude gestammelt hatte, sowie von dem Tröpflein Wermut, das sich dennoch in die letzte mische und das er ihnen nicht vorenthalten wolle, zwang ihn ihr gedämpftes Kichern, die Stimme zu erheben. „Sie feiern mich alle als großen Komiker", rief er, und es klang unbeabsichtigt pathetisch wie ein Nachruf, „aber, meine Lieben: keiner von Ihnen ahnt, daß ich eigentlich Tragöde bin!" Hier mußte er ein allgemeines helles Gelächter schmerzlich berührt abwehren. „Nein, lachen Sie nicht! Es ist mein heiligster Ernst! Ich rede von einem tieftragischen Geschick! Hören Sie nur zu! Daß ich in einem kleinen Provinztheater begann, wissen Sie. Aber daß ich als tragischer Held und Liebhaber begann . . ."

Tobendes Gelächter unterbrach ihn. Der kleine rundliche Spaßmacher als tragischer Held!? Das war unbezahlbar. Erst nach geraumer Zeit konnte er weiterreden, schwitzend vor Mißverstandenheit und Überzeugungseifer, und immer wieder von Lachsalven gestört, die er durch heftiges Zusammenzucken jedesmal automatisch vervielfachte. „Und doch ist es so!" rief er krampfhaft beschwörend, „ein hervorragender Tragöde sogar! Unvergleichlicher Karl Moor! schrieb die gesamte Kritik, erschütternder Romeo! Nach meinem ersten Hamlet prophezeite sie mir eine einzigartige Zukunft! Alle Welt wunderte sich, warum ich nicht längst unsere kleine Bühne mit einer würdigeren vertauschte, einer, die meinem tragischen Format entsprach! Ich aber konnte nicht fort, meine Freunde, so gern ich gewollt hätte! Mein Herz ließ es nicht zu! Ich liebte ja Aglaia, die Tochter des Theaterdirektors, ich betete sie an. Für ein einziges Wort der Liebe aus ihrem Munde hätte ich den Beifall der ganzen Welt geopfert. Aber, ach, das Unglück wollte es: sie brachte mir nichts anderes entgegen als kollegiale Sympathie. Trotzdem hoffte ich Tor auf die Zeit, die ja so oft die Menschen zueinanderführt. Daß Aglaia sich längst mit einem reichen Bürgerssöhnchen eingelassen hatte, erkannte ich erst nach der Katastrophe, die mein Leben bestimmen sollte. Eines Abends nämlich erkrankte unser Komiker kurz vor der Vorstellung. Ersatz war nicht da, Absagen unmöglich, denn wie gewöhnlich war der Erlös aus dem Vorverkauf bereits verbraucht, und ohne die Tageseinnahmen waren wir ruiniert. Da mußte ausgerechnet meine Angebetete auf den Gedanken kommen: ich sollte die Rolle des Komikers übernehmen! Ich hätte sie oft genug souffliert, um sie auswendig zu können, meinte sie und bat mich dann mit der größten Herzlichkeit, doch ihr zuliebe ihrem Vater zu helfen. In jedem anderen Falle hätte ich eher augenblicklich das Haus verlassen, als den entwürdigenden Vorschlag angenommen — allein konnte ich Aglaias zärtlichen Bitten widerstehen?? Ich sagte zu. Und gerade an diesem Abend sollte ich zum erstenmal jenen Liebhaber bemerken! Er saß in der vordersten Reihe, seine Blicke folgten ihren kleinsten Bewegungen, ach, und es war nicht zu übersehen, daß sie oft und aufs innigste dafür dankte. Ich war verzweifelt, meine Freunde. So verzweifelt, daß ich die komische Rolle, die sie mir aufgedrängt hatte, nur todernst, ja, erbittert und, meiner Meinung nach, hundsmiserabel herunterspielen konnte. Doch, stellen Sie sich vor: Das Publikum raste vor Vergnügen! Einen solchen Beifall hatte das Theater noch nicht erlebt. Ich selbst war wie aus den Wolken gefallen."

Hier wischte er sich tief aufseufzend die Tränen aus dem Gesicht, und viele Gäste mußten seinem Beispiel folgen. Wie er die Geschichte erzählt und mit tragischen Gesten begleitet hatte, das trieb auch ihnen das Wasser in die Augen — vor Lachen. „Aber können Sie denn nicht begreifen, wie furchtbar das ist!?" schrie der Jubilar mit überkippender Stimme, „ich, ein kommender Napoleon, in dem vielleicht der größte König Lear schlummerte — ich mußte den Harlekin spielen! Komisch sein! Mein ganzes Leben lang! Denn, hören Sie: von diesem Abend an hat es nie wieder eine ernste Rolle für mich gegeben! Wohin ich auch flüchtete — mein Ruf zog mir voraus. Tatsächlich eröffnete sich mir eine großartige Laufbahn — aber die eines Komikers! Fürchterlich! Der größte Erfolg machte mich am elendesten. Der glühend geliebte Beruf erfüllte mich mit Widerwillen! Ja, staunen Sie nur: Sie sehen vor sich eine tragische Seele, der man die Narrenmaske aufgezwungen hat!"

Jetzt schluchzte er sogar, und das war der Gipfel. Teils lagen die Gäste ächzend halb unter

(Schluß auf Seite 92)

Die Rache

(R. Kriesch)



„Liebste Amalie, kannst du mir verzeihen?" — „Später, später! Jetzt im Moment freu ich mich bloß!"

Ein Tröpflein Wermut

(Schluß von Seite 91)

dem Tisch, teils applaudierten sie wie besessen. Daß er sie nun so entgeistert anstarrte, war das Beste, was sie je an ihm gesehen hatten. Er aber war wahrhaft entsetzt. Da saßen sie, die ihn liebten! Sie barsten vor Vergnügen, auf keinem einzigen ihrer krebsroten Gesichter lebte auch nur ein Fünkchen von Verständnis oder gar Mitgefühl! Es schwindelte ihm. Seine Augen flüchteten von ihnen fort, in den Raum, den behaglichen, prächtig geschmückten Raum, an den sich weitere ähnliche anschlossen: seine Wohnung! Eingerichtet mit viel Liebe und Geschmack und, fiel ihm jäh ein, mit den Mitteln, die eben diese verfluchte Begabung eingebracht! Mehr fiel ihm ein: Sein Spiegelbild! Die tausendmal erprobten Mätzchen! Der Ärger, wenn die Wirkung einmal zögerte! Überraschend wurde er nüchtern. Wie unsinnig, diesmal Ernst von ihnen zu verlangen! Konnten sie denn überhaupt anderes in ihm sehen, als was er aus sich gemacht hatte? Oder — sollten sie ihn vielleicht heute, nach fünfundzwanzig Jahren, anders sehen? — Eine heiße Welle verdunkelte seine Stirn. Beileibe nicht. Und kein Vorwurf traf sie — höchstens ihn. Den geheimsten Schmerz vorführen zu wollen — welche Torheit! Beinahe taktlos, wie?! Wenn sie bloß nichts ernst genommen hatten. Sein Blick überprüfte sie flink. Gott sei Dank, nein. Er senkte die Augen, atmete tief auf.
Dann gelang es ihm schnell, noch bevor sie aus dem Lachen heraus waren, sich in die Gewohnheit zu retten, die sie so an ihm liebten: Er verzog sein faltiges Gesicht zu einer abgründig tragischen Grimasse, legte mit preziöser Empfindsamkeit die gespreizte Hand auf den kleinen Wölbebauch, so in die Gegend des leicht beschämten, leicht ermüdeten Herzens . . . Er verneigte sich übertrieben. „Romeo dankt!" lispelte er geziert. Aber der Ton war unecht, und er mußte einen bitteren Geschmack im Munde hastig mit Wein hinunterspülen.

Lieber Simplicissimus!

Der Herr Vikar hat wieder arg schön gepredigt. Die alten Weiblein sind sichtbar erschüttert, und man kann sogar bei robusten Männern wahrnehmen, wie sie entschlossen in sich gehen.
Nach dem Gottesdienst stößt der Bühlbauer auf den Herrn Vikar. „Bei Ihrer Predigt", sagt er, „nemm ich mr emmer vor, meine Nächsten zu lieben wie mich selbst. — Aber wenn e auf 'm Hoimweg dia Moschtköpf von meine Nachbar seh, dann ischt mir's, als ob für so Kerle mei Nächsteliebe doch zu schad wär."

*

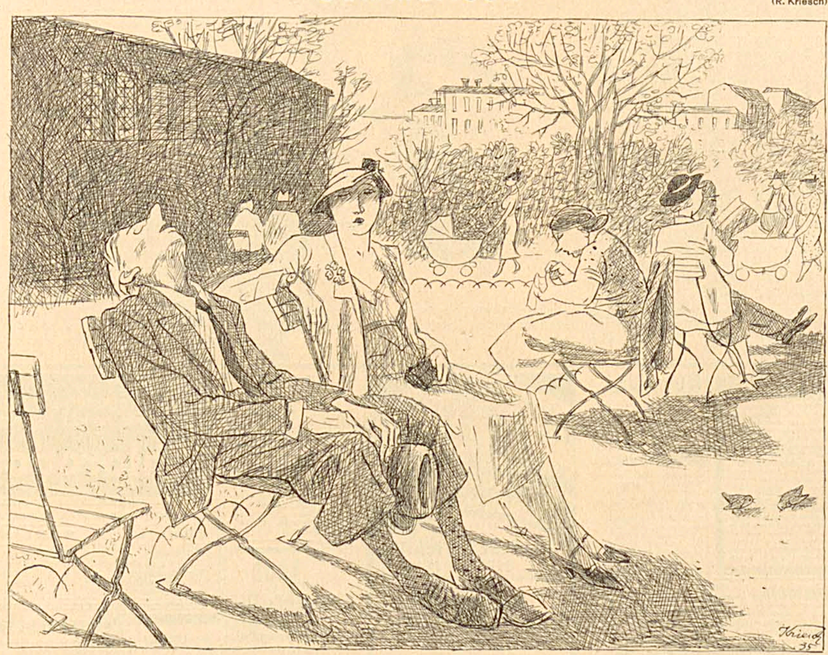
Bekanntlich haben die Diplomaten, ebenso wie die Juristen und die Kaufleute, ihre eigene Sprache, an der sie unweigerlich festhalten, auch wenn sie einmal nicht ganz passen sollte.
Da ist einmal ein Mann nach Verübung mehrerer Raubmorde in das angrenzende Ausland geflohen. Die Behörden haben ihm einen Steckbrief nachgeschickt, und er ist festgenommen worden. Durch Vermittlung der Gesandtschaft wurde an die Regierung des fremden Staates der Antrag auf Auslieferung des Verbrechers gestellt. Man nennt das den diplomatischen Weg.
Nach einiger Zeit erhielt der Gesandte folgendes Schreiben:
Dem Antrag auf Auslieferung kann zu unserem Bedauern nicht entsprochen werden, weil sich der Verhaftete vor zwei Tagen in der Gefängniszelle erhängt hat.
Der unterfertigte Staatsminister benützt auch diesen Anlaß zur Versicherung seiner ausgezeichneten Hochachtung.

Macht der Gewohnheit

Kerze ist Grossist in Kurzwaren.
Kerze hat einen großen Fehler: er liefert stets mehr als bestellt. Will ein Kunde zwölf Schnürsenkel, schickt Kerze zwei Dutzend. Braucht ein Kunde dreiunddreißig Hüfthalter, bekommt er vierundvierzig. Bestellt einer einen Kragenknopf, liefert Kerze ein Dutzend für vorn und ein Dutzend für hinten. Darüber ärgern sich Kerzes Kunden schon mächtig.
Eines Tages erzählt Kerzes Reisender auf der Tour: „Mein Chef hat gestern Zwillinge bekommen."
Schmunzelt der Kunde: „Recht geschieht ihm! Jetzt spürt er einmal am eigenen Leibe, wie es ist, wenn man mehr bekommt, als man bestellt hat!"

Summarisch

(R. Kriesch)



„Ilse, bin ich schon braun?" — „Hör' mal, das wirst du mich nun sicher den ganzen Sommer durch täglich fragen. Also ein für allemal: Ja!"

Auch Einer

(Olaf Gulbransson)

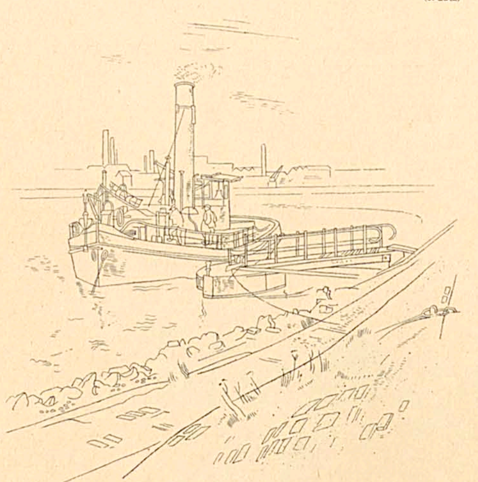


Mürrisch kommst du angeschlichen,
alter, gräuslicher Filou.
Alles ist doch grün gestrichen.
Freund, warum denn nicht auch du?

Immer aschengrau bekittelt
schleppst du deinen trägen Wanst.
Bist du denn so unbemittelt,
daß du nicht mehr lachen kannst?

Alle Welt ist Lust und Wille,
Maienglanz und Bacchanal.
Du nur durch die schwarze Brille
siehst das alte Jammertal.

Ratatöskr


(J. Lutz)

Junge Frau im Dorfe

Das Licht im Dorfe, mauerhell und wiesengrün,
vom Entenpfuhle braun, vom Kirchdach rot beschienen,
von Primelbeeten bunt und warm vom Pfirsichblühn
und blau von Bürgermeisters Läden und Gardinen,

schwebt als ein Wölkchen Lächeln um dein dunkles Haar
und küßt dir eine Schmerzensfalte fort vom Munde.
Im Knospenbaume lärmt verliebt ein Finkenpaar,
und auf dem hellen Rasen bellen jung die Hunde.

Johan Luzian

„Es ändert sich die Zeit . . ."

Das war, als die Neue Sachlichkeit die Röcke erst bis zum Knie trug und sich hier und da sogar noch ein expressionistisches Schleifchen leistete.
Damals starb Großmutter.
Eigentlich war es das erstemal, daß sie etwas tat, was bei ihren Nachkommen Aufsehen erregte.
Gersmann sah auf seine Zigarre nieder und blies etwas nachdenklicher als sonst den Rauch vor sich hin, als seine Frau ihm die Nachricht gegeben hatte.
Er warf einen Blick auf die Kaminuhr. „Man muß wohl mal rüberfahren", sagte er dann. „Um halb sechs hab' ich eine Besprechung. Aber es langt wohl noch. — Gehst du raus, Liebling? — Dann sag doch dem Schmidt, daß er einstweilen vorfahren soll. Ich will nur noch mal im Büro anrufen inzwischen."

*

Auf der breiten Autostraße flog der Wagen der Stadt entgegen, eilte durch die Arbeiterviertel der Vorstadt, dann durch die Pracht der Königsallee und tauchte schließlich in den Schluchten der Altstadt unter.
Unversehens hielt er leise summend vor einem engbrüstigen Haus in der Kapuzinergasse, und Schmidt öffnete den Wagenschlag.
Gersmann gab sich einen Ruck und stand, neugierige Blicke auf sich vermutend, auf dem dunkelfeuchten Trottoir.
Eine Sekunde stutzte er vor dem kühlen Modergeruch, der ihm aus dem Dunkel des Hausflurs entgegenschlug, und der von der Düssel stammte, die in geheimnisvoller Weise irgendwo hinter den Mauern murmelte.
Nicht, als ob ihn das unangenehm berührt hätte. Im Gegenteil. Seligste Kindheitserinnerungen waren mit diesem Geruch verknüpft. Sie gingen hellwach in bunten Bildern mit ihm, als er sich nun im Finstern die knarrende Stiege emportastete. Unbewußt schwang etwas Freudiges in ihm und zog ihn förmlich aufwärts.
Mitten auf der Treppe aber warf der Verstand ein, daß ja da oben eine Tote läge, und er erkannte, daß sein Frohgefühl nichts als ein Nachklang war. Zwecklos und — verspätet. Vor ein paar Tagen vielleicht noch . . .
Sie hätte sicher, wie in jenen Knabentagen, Kakao gekocht und ein Stück Torte geholt. Wie damals immer. Nirgends wieder auf der weiten Welt — das fiel ihm jetzt geradezu schwer auf die Seele — hatte es einen Kakao und eine Torte gegeben, so herrlich wie bei Großmutter Schmitz.
Dann stand er etwas ratlos vor der verschlossenen Tür mit dem wohlbekannten Porzellanschild „Wwe. Nikolaus Schmitz."
Eine Nachbarin sah aus ihrer Wohnung und schloß ihm auf.
„Jäses, dr Herr Jersmann —", sagte sie einmal übers andere. „Se hat als immer widder von Ihne jesproche, Herr Jersmann. Jerad immer von Ihne. — Nu haben se se rüberjebracht bei de Karmelitterinne. Da war se als immer eso jern."
Er sah sich im Zimmer um.
Da hingen immer noch die vielen Photographien, die bunten Heiligenbilder und der silberne Kranz unter Glas und Rahmen, ein Andenken an ihre fünfundzwanzigste Wallfahrt nach Kevelaer. Wie oft war er ihr damals über die Rheinbrücke ein Stück entgegengewandert, wenn sie von dort kam. Brachte sie doch aus Kevelaer diese seltsamen Sachen mit: Printen in Muttergottesform und anderes Naschwerk, bunte Fähnchen mit dem Gnadenbild und viele Bilder und Hefte, zum Teil in der seltsamen holländischen Sprache gedruckt. Es war jedesmal wieder gewesen, als kehre sie aus aufregend fremden, unbekannten Ländern zurück.
Und da stand auch der alte Glasschrank mit den bunten Tassen noch, in denen sie immer „sure Klümpcher" für ihn aufgespart hatte.
Daneben war der geheimnisvolle Kattunvorhang, von dem er so gern gewußt hätte, was er verbarg. Aber irgendeine Scheu hatte ihn gehindert, danach zu fragen.
Nun schob er ihn ein wenig beiseite. Ein paar Briketts standen dahinter, etwas Brennholz und abgenutztes Küchengeschirr.
Jetzt erst, bei diesem Anblick, wehte ihn die Erkenntnis an, daß die Großmutter nicht nur „die Großmutter", sondern in einer wirklicheren Wirklichkeit wohl ein einsamer, verlassener Mensch gewesen sein könnte. Bis zu dieser Minute war ihm gewesen, als sei sie auf eine seltsame Weise unerschöpflich reich gewesen.
In plötzlicher Ernüchterung sah er nun, wie armselig das Stübchen war.
Sein Blick fiel auf die alte Nachbarin, deren Hand prüfend über die rotkarierte Bettdecke fuhr. Sie hatte etwas Hartes im Blick dabei. Für die also war dieser Armleuteplunder doch noch Wertobjekt —?
Ob man ihr nicht einfach alles schenkte —?
Einen Moment lang stellte er sich vor, wie das alte Weiblein unsagbar glücklich darüber sein könnte — — —
Aber der Begriff „Wertobjekt" hatte bereits wieder in ihm den „Geschäftsmann" geweckt. Die Kosten fielen ihm ein, die eine Beerdigung verursacht.
Ob viel oder wenig, dachte es in ihm, Werte sind Werte, und ich bin ein Kaufmann.
Er blickte sich noch einmal um und schüttelte dann energisch den Bann von sich ab. —
Das Stübchen räumte ein Auktionator aus, und der lächerlich geringe Versteigerungserlös wurde zu den Bestattungskosten geschlagen.
Denn eine würdige Veranstaltung mußte das Begräbnis schon werden, wenn ein Mann wie Gersmann genötigt war, hinter dem Leichenwagen dreinzufahren.

*

Wechselvolle Jahre zogen ins Land.
In der Politik ging's drüber und drunter. Wissenschaft und Kunst veränderten ein paarmal ihr Gesicht. Schneller als je wechselten Frauenmoden und Möbelstile, und eines Tages war es „letzter Schrei", alte Möbel in den Salon zu stellen.
Frau Gersmann, immer noch unerschütterlich jung und schön, sorgte mit leichter Hand dafür, daß die Einrichtung der Villa auf dem laufenden blieb.
Und eines Tages stand ein alter Glasschrank in der Ecke und machte förmlich eine erschrockene Verbeugung, als Gersmann ins Zimmer trat.
„Ist er nicht goldig?" fragte die Frau und nahm Gersmanns Arm. „Einfach süß, nicht? Ein echtes Stück, Mahagoni, Original — 1850. — Und so billig. Denk dir, Männe: nur vierhundert Mark!"
Gersmann zuckte ein wenig zusammen. Auf der Versteigerung damals hatte er wahrscheinlich keine zehn Mark gebracht.
„Weißt du, was noch dazu fehlt?" fragte sie.
Er nickte. „Alte Tassen vermutlich."
Mit „sure Klümpcher" darin, fügte er für sich hinzu.

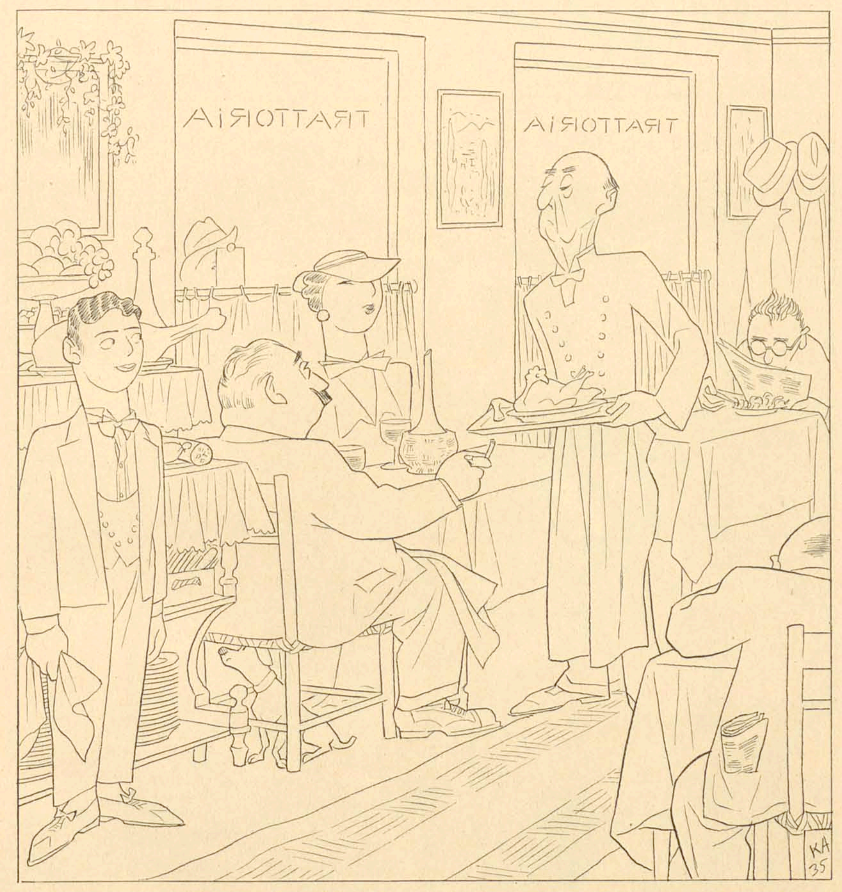
German Gerhold

(J. Hegenbarth)

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 13200 I. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Appetito italiano

(Karl Arnold)



„Va bene, cameriere! Französisches Huhn auf polnische Art gedämpft, dazu englische Sauce, danach österreichische Mehlspeise und hinterher eine abessinische Obstplatte!"

Sonntagmorgen. Im Garten

Zuweilen ordne ich meine Briefe in Ordner ein, nämlich, wenn die Unordnung in der Briefschublade zu groß geworden ist. Das ist etwa alle zwei Jahre der Fall. Das Ordnen geht glatt, solange klare, nüchterne Angaben rechts oben in den Briefecken stehen, wie zum Beispiel „Heidelberg, den 2. März 1934".

Wenn statt dessen aber zu lesen ist „Sonntagmorgen. Im Garten", dann beginnt die Verlegenheit. Solche Briefe muß man genau durchlesen, und wenn man Glück hat, kann man Zeit und Ort danach bestimmen.

Zwei solche poetische Schreiberinnen habe ich in der Familie, die statt des nüchternen Ordnungsvermerks Umwelt und Seelenstimmung geben. Nett ist es ja, sich seine hübsche Cousine am Sonntagmorgen im Garten vorzustellen, gewiß in einem weißen Kleid, oder vielleicht auch hell-Indanthren — aber wann? — Im Dezember wohl nicht, aber vom Frühling bis zum Herbst ist die Wahl immer noch schwer genug. Auch das Jahr ist zweifelhaft. Ich stoße auf verschiedene schwierige Angaben, wie „Sonntag, der 9." und „Mariä Lichtmeß" und „Nach Mitternacht".

So was hält auf. Aber soll man reklamieren? — Nein! Man würde nur als ein törichter Pedant dastehen. Den warmen Frauenherzen sind diese Angaben viel wichtiger als ein trockenes Datum. Bleibt dabei! Das schmückt die nüchterne Welt. (Ich aber werde beim Empfang eines solchen Briefes künftig nicht versäumen, die fehlende Prosa meinerseits hinzuzusetzen.)

W. A.

Ausweg

Abendessen der Filmgewaltigen.
Einladung auf Ganzleinenkarte.
Anzugsvorschrift: „Ad libitum."
Telephonierte einer an: „Habe keinen solchen Anzug! Was tun?"
Man antwortete: „Macht nichts. Ziehen Sie ruhig einen anderen an."

Noch herrscht Romantik

(E. Thöny)



„Weißt du, Kurt, ich bin nicht so fürs Moderne! Wenn ich denke, bis man mit 'm Flugzeug einen ungestörten Landungsplatz findet . . .“

München, 26. Mai 1935 Preis 60 Pfennig 40. Jahrgang Nr. 9

SIMPLICISSIMUS

Stalin: „Der Mensch ist das wertvollste Kapital" (Olaf Gulbransson)



Und so hast du mit diesem Kapital gehaust!

Der Mann mit den blauen Augen

Eine Geschichte aus vergangenen Tagen von Willfried Tollhaus

Emmerich Winzer war noch nicht fünf Minuten alt, da sagte die Hebamme bereits, er sei das entzückendste Kind, dem sie jemals mit ins Leben geholfen habe. Wenige Tage später begann in der Familie die Propaganda für seine engelhaften blauen Augen. Als er ein Jahr lang von einer Windel in die andere gepackt worden war, stand für alle, die ihn kannten, fest, er würde ein Genie werden, es aber schwer haben, weil er zu gut für die Welt sei.

Alle diese Erwartungen hat Emmerich erfüllt. Er wurde Maler, ließ sich in einer deutschen Kunststadt nieder, hat in den letzten zwei Jahrzehnten eine sehr vielseitige Entwicklung gehabt, innerhalb derer ihm nichts fremd geblieben ist, was von den Kunstzeitschriften jeweilig für modern gehalten wurde. Selbstverständlich gab es neidische Menschen, die ihn einen dünnflüssigen Kitschier nannten. Wem bliebe das erspart? Der wahre Künstler aber läßt sich allein von den dunklen Gewalten in seiner Brust leiten. Das tat auch Emmerich.

Man weiß, was Kritiker in der Regel für schwierige Charaktere sind. Auch ihre Frauen pflegen nicht immer hübsch und nicht in allen Fällen seelenvollen Gemüts zu sein. Emmerich ließ sich dadurch nicht hindern, sie schön zu finden, sofern seine weltfremde Seele das — meist im Widerspruch zu der herrschenden Meinung — empfand. Er öffnete dann seine blauen Augen vor ihnen und breitete darin seine grenzenlose Bewunderung aus. Wenn er zum Tee in das Haus einer solchen Dame geladen wurde, sprach er nicht etwa über Kunst — und schon gar nicht über seine eigene —, sondern von dem unsäglich traurigen Blick eines müden Droschkengauls, über den er gelegentlich zu weinen pflegte, von einer verhungerten Katze, die er in seinem Atelier aufgenommen und mit den dortigen, äußerst entzückenden Mäusen reizend zu spielen gelehrt hatte, von den Lebensüberdrüssigen, die durch ihn zum Glauben an edles Menschentum zurückgeführt worden waren, und von jenem Glück, das in der Entsagung besteht.

In der Zeit der gegenstandslosen Malerei nannte er seine mit Lineal und Zirkel äußerst sauber angelegten Farbentafeln: „Gedenken an eine ferne Geliebte", „Andacht", „Ich wohnte lang in weiter Hallen Schweigen" (Baudelaire), „Die Weisheit lebt nur in der Wahrheit" (Goethe), „Der Schatten Traum sind Menschen" (Hölderlin). Schon diese Titel bewiesen, daß es sich um einen hochgebildeten Künstler handelte, der unmöglich die Bürger durch künstlerische Hochstapelei verblüffen wollte.

Niemand wird im Zweifel sein, daß eine so feine Seele auf Widerstand in jener Sphäre stoßen mußte, in der künstlerische Vereinigungen zu existieren pflegen. In ihr gibt es bekanntlich willkürlich zusammengesetzte Ausschüsse, die bestimmen, welche Bilder in Ausstellungen gezeigt werden und welche nicht. Ein rauher Mann namens Haberkorn spielte dort eine große Rolle. Er behauptete, Emmerichs Kunst wirke sehr schlecht auf den Magen und wecke verständigen Betrachtern das Bedürfnis nach Kognak. Das sei nicht die Aufgabe von Kunstausstellungen, was nichts gegen Kognak sagen solle. Alle anderen, denen so etwas widerfahren wäre, hätten das als ausreichenden Grund für eine Todfeindschaft angesehen. Nicht so Emmerich. Er stand mit verzückten Augen vor Haberkorns Malereien und bewunderte ihre gigantische Wucht. Auch verstand er es, an den Stammtisch zu kommen, an dem Haberkorn allabendlich die Unbill des Lebens zu vergessen bemüht war. Dort bemerkte er, daß sein Gegner für einen Maler, der nur wenig verkaufte, einen erschreckenden Appetit und einen phänomenalen Durst hatte.

Welcher Schreck fuhr in Emmerichs weiches Gemüt, wenn er sich dachte, der hochbedeutende Künstler Haberkorn sei vielleicht auf Abwege gekommen, ja, es beständen am Ende gewisse Beziehungen zwischen jenen Malern, denen er Geld abborgte, und jenen, deren Bilder in den Ausstellungen hingen!

Als er sehr anstrengend darüber nachgedacht hatte, bot er unmittelbar vor den Sitzungen der Jury für eine neue Ausstellung Haberkorn fünfzig Mark an, da dieser wieder knapp bei Kasse war. Haberkorn nahm sie. In den Sitzungen der Kommission sprach er trotzdem noch schärfer gegen Emmerich als vorher. Da diese Gespräche streng vertraulich waren, pflegten die Interessenten sie am gleichen Abend zu kennen.

Emmerich erbat sich jetzt mit sanftem Augenaufschlag seine fünfzig Mark von Haberkorn zurück und wurde mürrisch vertröstet.

Damit ließ sich die Sachlage klar übersehen. Haberkorn hatte schon bei der Sitzung der Jury daran gedacht, daß Emmerich ihn mahnen würde, und, wie das in Künstlerkreisen üblich ist, diese unfreundliche Handlung übelgenommen. Die Bilder Emmerichs waren also aus unsachlichen Gründen abgelehnt worden.

Da nun auch jenen Damen, denen seine keusche Anbetung aus der Ferne nicht verborgen geblieben war, auffiel, daß die Bilder des Mannes, der sie liebte, in der Ausstellung fehlten, fragten sie ihn, wie das zugehe. Emmerich deutete es stockend an. Jetzt erschienen Artikel: „Warum wurde Emmerich Winzer abgelehnt?", „Ein verkanntes Genie", „Willkür oder Gerechtigkeit?".

Um dies allgemeine Vertrauen zu rechtfertigen, machte Emmerich Winzer eine Sonderausstellung, hielt selbst einen sanften Vortrag über sich und ließ sich von einem Freunde mit Stentorstimme aussprechen, daß ihm die Zukunft gehöre. Die Kritik klebte dicke Pflaster auf sein wundes Herz, dankbar dafür, daß ein allgemein interessierender Stank auch sie populär machte. Einige Kunstfreunde halfen dazu, daß auf mehreren Bildern der hübsche Zettel: „Verkauft" klebte.

Haberkorn schickte jetzt die fünfzig Mark per Post zurück und richtete dabei an Emmerich eine sehr präzise, aber durchaus unpassende Aufforderung. Dieser lehnte ab, weil er das jetzt nicht mehr nötig hatte.

Auch die Regierung war nunmehr auf ihn aufmerksam geworden, zumal er in die Versammlungen der Partei des Herrn Kultusministers immer seine blauen Augen in der Nähe des Vorstandstisches aufleuchten ließ. Einmal kam es, als der Herr Minister sprach, zu einer Schlägerei, bei der Emmerich von einem wilden Gesellen, der ihn unberechtigterweise für einen politischen Gegner hielt, einen Kinnhaken bekam. Andere Leute hätten sich das Taschentuch vor die blutende Nase gehalten und wären nach dem Restaurant gegangen. Er aber wurde ohnmächtig und mußte mit einem Krankenwagen ins Spital gefahren werden. Dort empfing er, wie in den Zeitungen stand, den Beileidsbesuch des Herrn Ministers.

Bei der nächsten Zusammensetzung der Jury fiel Haberkorn aus, weil es die Mannhaften in der Künstlerschaft mit gewissen einflußreichen Leuten nicht verderben wollten. Emmerich Winzer bekam ein Sonderkabinett.

Das alles veränderte seine einfache, weltfremde Seele nicht. Er hatte auch nicht gewußt, daß eine Professorenstelle an der Akademie zu besetzen war, und ist aus allen Wolken gefallen, als der Minister sie ihm übertrug.

Seitdem wagte ihn keine Jury mehr abzulehnen. Dagegen fiel Haberkorn aus, dessen Alkoholkonsum damit so gigantisch wurde, wie es früher nach Emmerichs Meinung seine Kunst gewesen war.

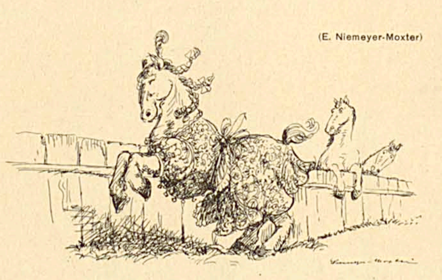
Die künstlerische Neigung hatte sich inzwischen wieder dem Gegenständlichen zugewandt und bevorzugte die Heimatkunst. Das löste bei Emmerich eine große Fruchtbarkeit aus. Obwohl er gar nicht aus der Gegend stammte, um die es ihm ging, sondern aus einer, in der nur wenig Bilder gekauft zu werden pflegten, wurde er der künstlerische Repräsentant seiner Wahlheimat.

Kein Wunder, daß sich die Öffentlichkeit mehr mit ihm beschäftigte, als seiner scheuen Natur lieb war. Beinahe täglich las man etwas über ihn. Viel Aufsehen erregte sein Austritt aus der Partei des Ministers, den er öffentlich begründete, damit niemand glauben sollte, er habe ihn vollzogen, weil die Tage der Regierung gezählt waren.

Inzwischen ist nun Emmerich bei der Augenschwärmerei für die Frauen nicht stehengeblieben, sondern zu entschlossenem Handeln übergegangen, wobei er, wie es bei berühmten Leuten üblich sein soll, ältere Rechte nicht immer respektierte. So war es auch mit seiner Liebe für Elly, dies vollendete weibliche Gebilde, das sich mit einem äußerst schwächlichen Lyriker zusammengetan hatte. Ihm glaubte Emmerich im Notfall auch körperlich überlegen zu sein, denn er hatte inzwischen einen ziemlichen Brustumfang und einen kleinen Spitzbauch bekommen, wie ihn Idealisten zu haben pflegen.

Dieser Lyriker aber, der übrigens auch blaue Augen hatte, wenn auch nicht so schöne wie Emmerich, war nun seinerseits mit Haberkorn befreundet, was Emmerich unbekannt gewesen zu sein scheint.

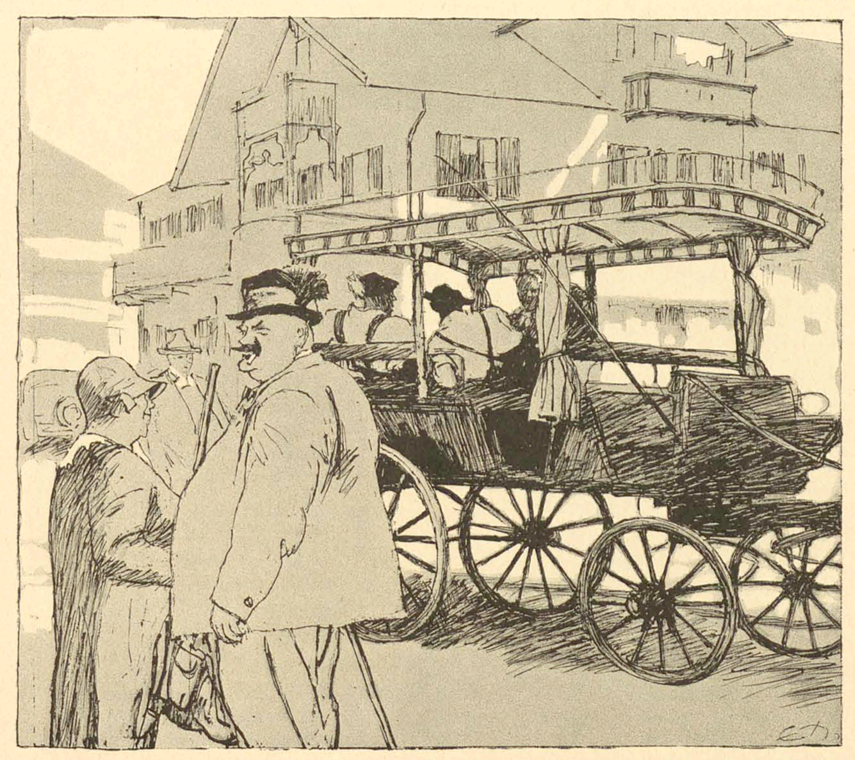
Die Mitteilung dieser Tatsache genügt für jeden phantasievollen Leser, um sich zu erklären, warum Professor Emmerich Winzer eines Nachts aus der Wohnung eines jungen Dichters in eine Klinik gebracht werden mußte, wo er sich längere Zeit wegen einiger Rippenbrüche und starker Kontusionen aufgehalten hat



(E. Niemeyer-Moxter)

Akklimatisation

(E. Thöny)



„Was, in dem Rumpelkasten sollen wir fahren? Das ist ja schrecklich unbequem!" — „Bitte, Amalie, härte dich ab!"

und als der Mann mit den vier blauen Augen bekannt gewesen ist.
Weniger vornehme Naturen wie er hätten vielleicht nach der Polizei gerufen. Er aber schob alles auf einen Verkehrsunfall, was ja auch richtig war.
Da er inzwischen in jeder einigermaßen bedeutenden Jury saß, bekam er bald Bilder von Haberkorn zur Beurteilung. Während er ihn bei den Ausstellungen, die vor dem geheimnisvollen Zwischenfall lagen, immer abgelehnt hatte, sagte er diesmal: „Vielleicht etwas kraftmeierisch, aber immerhin gekonnt." Eines von den andern Mitgliedern der Jury meinte: „Es ist eine Freude, zu sehen, wie der Kerl hinhauen kann." Und ein weiteres setzte hinzu: „Dem Ochsen, der da drischet, soll man das Maul verbinden."
Es scheint also doch etwas durchgesickert zu sein — wegen des Verkehrsunfalls.
Die Kritik hatte jetzt wieder weniger Interesse für Emmerich und mehr für Haberkorn. Ihr Oberbonze schrieb über diesen: „Man braucht kein blaues Auge zuzudrücken, um zu sehen, daß hier eine ursprüngliche Natur ihr Lebensrecht gegenüber limonadensüßer Kraft- und Saftlosigkeit verteidigt."
Professor Emmerich Winzer aber sagte zu seinen Meisterschülern: „Niemals werden in der Kunst die Gesinnungslosen und Unwürdigen aussterben, die sich durch Speichelleckerei eine Stellung zu machen suchen. Der wahrhaft Große ist immer allein. Er vertraut nur seinem Können und den dunklen Gewalten in seiner Brust."
Dabei zeigte er seine schönen blauen Augen und ließ sie zur gleichen Zeit den angenehmen Busenansatz betrachten, der im Ausschnitt einer niedlichen Schülerin von seinem erhöhten Standpunkt aus sichtbar wurde.

*

Ernste Sorgen um den stud. theol.

Gerade jetzt, wo alles blüht
und frohe Resultate winken,
sehn wir mit Kummer im Gemüt
die Zahl der Theologen sinken —

das heißt, präziser ausgedrückt,
die Zahl der Herren Studiosen,
die zweckbewußt und weltentrückt
zum Dienst am Worte sich entschlossen.

Was nun, wenn das so weiter frißt?
Wenn schließlich, Seelen einzurenken,
kein Fachmann mehr vorhanden ist?
— Man wagt es gar nicht auszudenken!

Mög' bald der Geist des Rückgangs fliehn
— das wünschen wir uns sehnlichst alle —
aus Bonn, Gött', Tübingen, Berlin,
aus Greifswald, Erlangen und Halle!

Ratatösfr

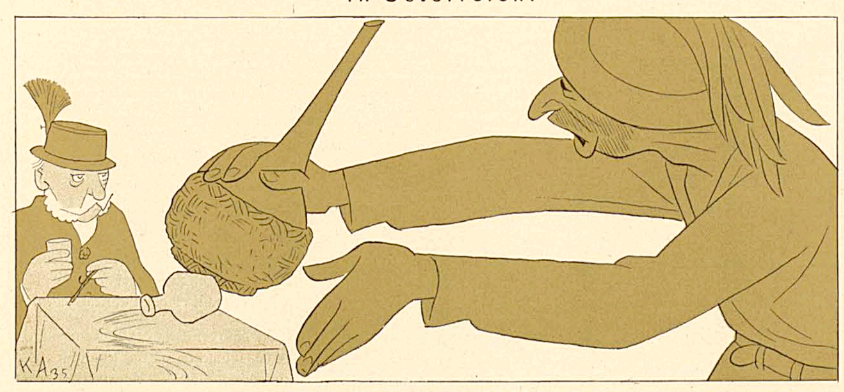
Italien

— in Abessinien:

(Karl Arnold)

„Willst du gleich hier bleiben, Zibebe, du verursachst uns sonst einen Grenzzwischenfall!“

— in Österreich:



„Weg da! Der Heurige heißt Chianti!“

Strategie

(R. Kriesch)



„Naa, naa, es is net so g'fährli' mit de Fliaga! Wissen S', de fliag'n ja so schnell, kaum san s' da, san s' scho wieder ganz weit weg aa!"

Der vollkommene Zeuge / Von Weare Holbrook

Wenn man auf der Straße zwei sich streiten oder einen mit einem Auto zusammenprallenden Radfahrer sieht, dann fühle man sich in der Rolle des bloßen Zuschauers nicht allzu sicher! Der Zuschauer von heute ist der Zeuge von übermorgen, und man tut gut, darauf vorbereitet zu sein.

Die Wochenschau zeigte kürzlich einige Szenen aus dem Prozeß gegen den Chikagoer Gangsterführer Spike Dingbat, der ein rundes Dutzend seiner Rivalen im Rauschgiftgeschäft abgeknallt hatte. Das erste Bild zeigt einen bleichen, unstet blickenden Mann, der verlegen auf seiner Bank umherrückte und mit heiserer Stimme verwirrte Antworten stammelte. Er trug einen schlecht sitzenden Anzug und zupfte nervös an seinem Kragen. Sein ganzes Aussehen machte aus ihm eine Verkörperung des Schuldbewußtseins. War er der Angeklagte Spike Dingbat? Keineswegs! Es war bloß der Zeuge J. Wilberforce, ein ehrenwerter Klavierstimmer, der zufälligerweise in der Nacht der Übeltat ein Pneumatik platzen gehört hatte.

Dann zeigte die Kamera einen andern Winkel des Gerichtssaals, und man sah einen gutaussehenden Gentleman in tadellos passendem Anzug. Er sprach mit ruhiger Sicherheit, und der offene Blick seiner klaren Augen flößte Vertrauen ein. Man war geneigt, ihn für einen aufstrebenden, jungen Staatsanwalt, einen Mann von makellosem Lebenswandel zu halten, der stets bereit ist, mit allen Mitteln seiner Persönlichkeit gegen das Verbrechertum anzukämpfen. Doch Sie wissen ja jetzt, daß dies nicht der Fall war. Es war der Angeklagte Spike Dingbat selbst.

Nein, der Zeuge spielt im allgemeinen vor Gericht keine allzu rühmliche Rolle. Aber es gibt freilich auch Ausnahmen, Zeugen, die durch die Schlagfertigkeit ihrer Aussagen geradezu verblüffend wirken und von denen man den Eindruck hat, daß sie ihr Tagewerk mit der Stoppuhr in der einen Hand, die Kamera in der andern erledigen.

Die Frage „Wo waren Sie um 11 Uhr in der Nacht des 22. September?" hat bei ihm kein verlegenes Stammeln mehr zur Folge. Er antwortet prompt: „Ich stand an der Südwestecke der Breiten Straße, gegenüber dem Wirtshaus Zur Weintraube und wartete auf die Straßenbahn." Und wenn von ihm eine Beschreibung dessen, was er nachher tat, verlangt wird, wird er ohne Zögern erwidern: „Ich bestieg genau 11 Uhr 04 die Straßenbahn, überreichte dem Schaffner, der eine rötliche Nase und ein Muttermal auf der rechten Seite des Kinns hatte, das Fahrgeld und stellte fest, daß der Straßenbahnwagen die Nummer 20 889 trug.

Ich setzte mich, öffnete mein Abendblatt und begann das Kreuzworträtsel auf Seite 11 zu lösen. Um 11 Uhr 23, nachdem ich 1 bis 7 waagrecht und 2 bis 12 senkrecht ausgefüllt hatte, stieg ich an der Ecke der Langen Straße aus und ging eineinhalb Häuserblocks weit bis zum Hause Nr. 121, in dem ich wohne.

Es war genau 11 Uhr 29 auf der Uhr oberhalb des Toilettetischs, als ich das Licht aufdrehte und mich vor den Spiegel stellte. Von 11 Uhr 29 bis 11 Uhr 32 stand ich vor dem Spiegel, prüfte mein Aussehen und schnitt Gesichter. Gegen 11 Uhr 33 setzte ich mich auf die Kante meines Betts, zog meinen linken Schuh aus und kratzte die Sohle meines linken Fußes. Um 11 Uhr 34 gähnte ich und zog den rechten Schuh aus, worauf . . ."

Hier wird der Richter, wenn er nicht gerade ein Übermensch ist, das Verhör abbrechen und „Nächster Zeuge!" rufen.

Viele Zeugenaussagen scheinen sich heute auf eine Art von Eingebung zu gründen; der Zeuge schreibt seine peinliche Auf-

Der vollkommene Zeuge

(Schluß von Seite 101)

merksamkeit gegenüber allen Einzelheiten dem Umstand zu, daß er eine Vorahnung hatte, etwas Ungewöhnliches würde geschehen. Vergeblich habe ich mich bis nun bemüht, diesen sechsten Sinn in mir zu entwickeln.

Meine Vorahnungen ereignen sich gewöhnlich spät nachts, wenn das Haus im Dunkel liegt und die Geräusche des Tages erstorben sind. Ein Ruf, ein Pfiff, ein Kreischen auf der Straße, und ich sitze mit gespannten Sinnen aufrecht in meinem Bette da. Irgend etwas sagt mir auf der Stelle, daß unten sich eine Schurkentat begibt. Auf meine Taschenuhr blickend und die genaue Zeit im Geiste notierend, stürze ich dann zum Fenster und luge vorsichtig durch einen Spalt am Rande des Vorhangs. (Die Zeugenaussage über alles, aber es hat keinen Sinn, sich in die Irre gehenden Kugeln auszusetzen.) Und während ich in die Finsternis starre, kann ich fast eine Stimme hören, die mir zuruft: „Und nun, Zeuge Holbrook, sagen Sie uns mit Ihren eigenen Worten genau, was Sie sahen, als Sie um 12 Uhr 25 aus dem Fenster schauten!"

Doch bis nun habe ich noch nichts irgendwie Bemerkenswertes gesehen. Die Straße ist stets so friedlich wie der gemalte Hintergrund einer Bühne. Eines Nachts unterschied ich wohl eine unheimliche Gestalt, und ich wartete gespannt, bis sie aus dem Schatten hervortreten würde; aber es war lediglich der Schwager der Frau des Hausbesorgers, der einen Pudel spazieren führte.

Oft, wenn ich tagsüber durch die Stadt gehe, bemerke ich auf der andern Seite der Straße einen Haufen aufgeregter Menschen. „Tollkühner Raubüberfall zu Mittag", „Entführungsplan vereitelt" und ähnliche Zeitungsüberschriften kommen mir dann sofort in den Sinn. Ich laufe über die Straße und geselle mich der Menschenmenge. Aber nie sehe ich etwas anderes als einen heiseren Verkäufer von Halsbinden oder einer Kombination von Füllfeder und Kartoffelschäler.

Dies alles ist für einen angehenden vollkommenen Zeugen recht entmutigend. Dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf. Wo soviel in der Welt vorgeht, werde auch ich schließlich etwas sehen oder hören, dessen bloße Wiedergabe einem löblichen Gerichtssaalpublikum Hören und Sehen vergehen lassen wird.

Der Unterschied

Der Kaufmann X. in dem schwäbischen Städtchen L. hat „eine Reiche" genommen. Leider kommt sie bei den ehelichen Auseinandersetzungen gar zu gerne auf den Gedanken, ihr Mann habe sie nicht aus Liebe, sondern des Geldes wegen geheiratet. Und ihre schrille Fistelstimme schnappt gerne über, wenn sie diese Vermutung dem Gemahl an den Kopf wirft.

Der klagt seinem Freund sein Leid. Er habe es ja so satt, sich die Nase darauf stoßen zu lassen, daß er „blutt" in die Ehe gekommen sei.

Sein Freund versucht, ihn zu trösten: „Wenn du Geld von der Bank hast, mußt du dir auch manche Mahnung gefallen lassen!"

„Schon richtig", meint X., „aber ich muß ihr wenigstens nicht immer wieder versichern, daß ich aus purer Liebe eine Verbindung mit ihr eingegangen bin."

Nachruf

In einem kleinen Städtchen regt ein Gemeinderat beim Ableben des Bürgermeisters an, im Nachruf die Verdienste des Verblichenen gebührend hervorzuheben. Man möge gegen sein Wirken sagen, was man wolle, aber das müsse schließlich doch jeder zugeben, daß er in weitsichtiger Weise die Geschicke des Gemeinwesens gelenkt habe.

Man ist im Gemeinderat nicht allseits für ein so uneingeschränktes Lob. Aber der wegen seiner scharfen Zunge bekannte Schreinermeister V. erklärt überraschenderweise, er sei mit einem derartigen Nachruf durchaus einverstanden. Das Städtchen bekomme wahrscheinlich nie ein weitsichtigeres Oberhaupt. „Er war", sagt V., „so weitsichtig, daß er nie auf das Naheliegende gekommen ist."

Aus dem Bernerland

In einem bernischen Dorfe nehmen eine Anzahl von Bauern Stadtkinder während der Schulferien in Kost und Logis. Als sich die Ferien nähern, will der Ortspolizist erfahren, wer heuer Kinder aufnimmt. Er schüttelt seine Schelle, stellt sich auf den Dorfplatz und ruft: „Die Leute, die dieses Jahr Kinder bekommen wollen, mögen sich beim Ortsvorsteher melden. Der besorgt das!"

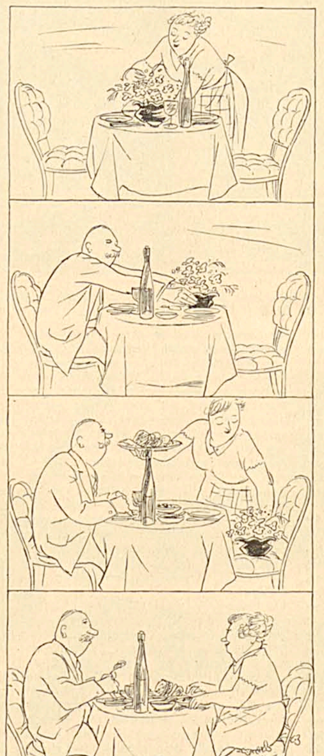
Auf de schwäbische Eisebahna

Eines Tages regnete es ziemlich stark, aber der Bahnhof hatte ja mehrere überdachte Bahnsteige. Der ankommende Zug hielt so, daß der Gepäckwagen außerhalb des Bahnsteigdaches zu stehen kam. Der alte Gepäckbeamte lud das Gepäck auf seinen Karren und ließ diesen im strömenden Regen stehen, weil er sich anscheinend über den Regen ärgerte oder sonst eine dringliche Beschäftigung vorhatte.

Der Aufforderung des Aufsichtsbeamten, das Gepäck unter das Bahnsteigdach zu stellen, kam er natürlich nicht nach, sondern gab zur Antwort: „Dia sollet ihr Sach' fortschicka, wenn's net regnet!"

Schmücke dein Heim!

(R. Kriesch)



Seltsame Geographie

Von Hanns Lerch

Die beiden saßen mir im Eisenbahnabteil im eifrigsten Gespräch gegenüber. Sie tuschelten eine ganze Zeitlang. Als sie mich jedoch in meine Zeitung vertieft sahen, fingen sie plötzlich an so laut zu reden, daß ich ihnen zuhören mußte, ob ich nun wollte oder nicht. Einer von den beiden war recht gut genährt, seine schmalgeschlitzten blauen Augen blickten aus vergnügten Fettwülsten; der andere war hager, groß. Über der Hornbrille strebten zwei Hautdreiecke weit hinauf ins grau melierte Haar.

„Jaja", begann der kleine Dicke, mit Frankfurt am Main ist das auch so eine Sache. Rechts haben Sie Kopenhagen, links Prag, und Frankfurt liegt genau in der Mitte . . ."

Der Hagere nickte bedächtig.

Im Geiste flog ich von der Ostsee über der Landkarte nach Frankfurt und von der alten Handelsstadt am Main nach Prag. Mir schien es keineswegs eine gerade Linie. Nun, vielleicht meinten die beiden, daß die Schenkel dieses stumpfen Winkels gleich lang wären. Dann konnten sie recht haben.

„Übrigens ist Königsberg jetzt zwischen Preßburg und Bordeaux eingeklemmt . . .", fuhr der kleine Dicke fort.

Beinahe hätte ich „Nanu!" gerufen. Doch da sprach der Hagere schon weiter: „Dresden und Danzig liegen auch ganz dicht beisammen!"

Im Geiste tanzten die Länder Europas einfach vor meinen Augen herum. Doch vielleicht handelte es sich gar nicht um ein geographisches Gespräch, wie ich annahm, vielleicht hörte ich einer tiefgründigen meteorologischen Unterhaltung zu, und die beiden maßen die Entfernungen nur deshalb auf so seltsame Art, weil sie die Isobaren und die Isothermen genau im Kopfe hatten . . .

Nein, von einem atlantischen Hoch und von dem so bitter verhaßten Eindringen einer polaren Kaltluftmasse war nicht im mindesten die Rede, denn jetzt begann der Hagere das Gespräch von neuem und sagte allen Ernstes: „Noch schlimmer ist das mit Belgrad und Stockholm. Kaum sind Sie in Belgrad gewesen, dann geraten Sie plötzlich nach Stockholm, ohne etwas zu merken . . ."

„Gewiß", nickte der Dicke jetzt, Mailand und Berlin gehen direkt ineinander über . . ."

Mir wurde schwindelig. Das waren bestimmt keine Meteorologen, vielleicht Stratosphärenflieger . . . Gewiß, es waren Stratosphärenflieger, denn der Hagere rief: „Von Paris nach Istambul ist es nur ein Katzensprung! Und von Warschau nach Luxemburg oder von Budapest nach Wilna, sind das überhaupt noch spürbare Entfernungen? . . ."

„Ganz recht", meinte der Dicke, „Lissabon und Prag gehen auch ineinander über . . .!"

Mir wurde immer schwüler . . . So heiß schien die Sonne doch wirklich nicht ins Abteil, daß die beiden am Denken Schaden genommen haben könnten . . . Lissabon und Prag . . ., überlegte ich verzweifelt und raste im Geiste von der Westküste der Iberischen Halbinsel bis zum Belgierland.

„Auch Genua und Thorn lassen sich einfach nicht trennen!" sagte seelenruhig der Hagere und putzte seine Brille so gemessen, als sei der Hunderte von Kilometern weite Satz, den er soeben über die ganzen Alpen hinweg gehüpft war, nichts weiter als der Sprung von einer Treppenstufe auf die nächste . . .

Ich begann schwer zu atmen und ließ die Zeitung sinken.

„Noch schlimmer ist es ja mit Stockholm und Rom", brummte der Dicke, „diese beiden Städte liegen überhaupt auf ein und demselben Punkt . .!"

Da wurde es mir zu toll. Ich sprang auf und blickte nach der Notbremse.

Der Hagere mußte es bemerkt haben . . .

„Ist Ihnen nicht wohl, mein Herr . . .?"

„Nur etwas heiß", stotterte ich, „der Flug von Stockholm nach Rom ging mir zu schnell . . .!"

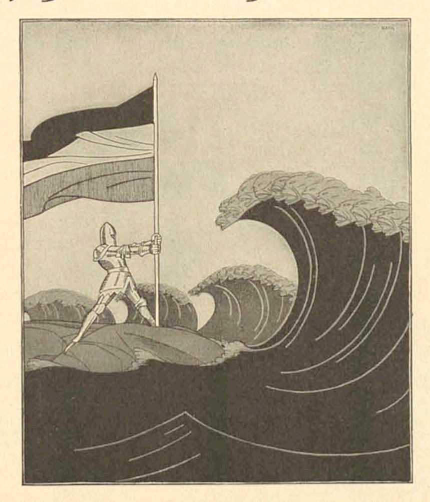
„Wieso?" fragte der kleine Dicke.

„Weil das in der Luftlinie ein paar tausend Kilometer Entfernung sind!" rief ich. „Sie aber sagen, die beiden Städte liegen fast auf einem Punkt . . .!"

„Hören Sie einmal", erwiderte der Hagere vorwurfsvoll, „Sie scheinen mir ein recht weltfremder Herr zu sein . . ., sonst hätten Sie das zu Hause an Ihrem Rundfunkgerät schon lange festgestellt . . .!!!"

„Jawohl!" bekräftigte der kleine Dicke, und beide hüllten sich in beleidigtes Schweigen.

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko **Simplicissimus-Verlag, München** Postscheckk. München 5802

Lieber Simplicissimus!

In einer regnerischen Frühlingsnacht erreichte ich noch glücklich die letzte Trambahn, setzte mich als einziger Fahrgast aufatmend in die Ecke und lehnte meinen triefnassen Schirm neben mich. Der Schaffner gab mir mein Billett, und da er sonst nichts zu tun hatte, lehnte er sich an die Türe, sah erst mich an, dann meinen Schirm und schließlich den Griff.

„Gelln S', der Griff da is chinesisch!" meinte er sachverständig.

„Nein, ich glaube japanisch."

„Aber echt is er?"

„Leider nicht", antwortete ich, leicht beschämt, „aber eine nette Nachahmung!"

„Ah, so!" — — —

Pause. Friedrichstraße, Belgradstraße, niemand zugestiegen, abgeläutet und wieder zu mir: „Gelln S', Sie san a Kunstgewerblerin?"

„Nein, ich bin Malerin."

„Mhm, — und was is na dös für an Unterschied?"

Ich erkläre die Kunstgewerblerin, die Malerin.

„Ah so, ja, ja — — — Wissen S', i schwärm für Bilder, i hab' a Reproduktion von an Rembrandt über meim Bett hängen."

„Ja was? Wirklich?" Erstaunt sehe ich ihn an, wohlwollend erwidert er meinen Blick. Ich merke, er möchte noch etwas sagen, aber es will nicht recht raus. Was kommt nun? denke ich und warte geduldig. Endlich gibt er sich einen Ruck, schmunzelt und meint bedächtig: „Sie, wie heißt ma denn dös: wenn jetzt a Trambahnschaffner a Kunstmalerin heiraten tät, nacha wär dös — — — no, wie sagt ma denn do — — — nacha wär dös do' a ‚Mesalliance'? — — —

Oder net? — — —"

*

Wir stiegen in Budapest in einen neuen Wagen um, und zwischen Budapest und Wien gab es die schönsten und nettesten Frauen. In einem Abteil saßen gleich sieben auf einmal. Wir waren übermütig und zwängten uns dazwischen. Boten Zigaretten an. Der Schaffner kam, deutete auf ein ungarisch beschriftetes Schild im Fenster und drohte uns mit dem Finger. „Hier darf man wohl nicht rauchen?" fragten wir die Damen, auf das Schild zeigend. „Oh, bittä sähr, hier d a r f man rauchen." Auf der nächsten Station kam der Schaffner wieder und drohte. In Wien angekommen, fragte ich die netteste der sieben Damen: „Was heißt denn das eigentlich, dort auf dem Schild?" — „Oh, bittä sähr, das heißt: Frauenabteil."

Fundstück

Die „Berliner Illustrierte Nachtausgabe", Nr. 71, schreibt:

„Es gibt in Berlin 813 576 ledige männliche und 909 150 ledige weibliche Personen. Die Verheirateten halten sich mit rund 1 040 000 die Waage . . ."

Damit ist also statistisch festgestellt, daß auf jeden verheirateten Mann eine verheiratete Frau kommt.



(Hilla Osswald)

Der Gang nach Gradesnica / Von Alfred Baresel

Manch einer hat ein bißchen auf eigene Faust Krieg geführt, so der Soldat Otto Kolbmann. Denn man hat nicht gleich die Nerven, wie sie für große, gemeinnützige und allgemeingültige Taten nötig sind. Otto Kolbmann trainierte seine Nerven, von Fall zu Fall. Manches Unnütze und Unerfreuliche, was er tat, war nur Vorbereitung auf jene anständigste Handlung in seinem Kriegerdasein, die ich erzählen will.

Zunächst aber war da die Geschichte mit den Schlangen. Otto Kolbmann hatte sie ausgeheckt, und er sollte eigentlich deswegen verhauen werden. Es gab sehr viel Schlangen im Wardartal in Mazedonien, im hohen Gras zwischen den feindlichen Stellungen wimmelte es davon. Und das Gras war völlig verdorrt. Der Heeresbericht hatte bereits achtzig Grad Hitze an der Balkanfront gemeldet. Da kam Otto Kolbmann eines Nachts auf den Gedanken, das trockene Zeug in der ganzen Breite unseres Schützengrabens anzuzünden. Die Flammen fraßen sich knisternd und in rasender Eile zur feindlichen Stellung hin. Vor dem Feuer flohen alle Hornvipern, Kreuzottern, Skorpione und plumpsten drüben in den Graben.

Otto Kolbmann mußte eine Woche lang abends Steine auf die Unterstände schleppen, zur Strafe für seine eigenmächtige Handlung. Er verzog keine Miene, denn er war sehr stolz auf seinen Einfall mit den Schlangen. Er bedauerte nur, daß das Gras so langsam nachwuchs, denn bestimmt würde er die feine Sache noch einmal machen.

Nach vier Wochen war das Gras nachgewachsen. Aber der Wind stand nun anders. Da kamen Rauch und Flammen eines Abends von der anderen Seite. Das fliehende Ungeziefer fiel über unsere Grabenwand herab, kroch durch die Schießscharten, und giftige Schlangen ringelten sich zu Dutzenden am Boden. Der Feind schoß mit Artillerie hinterher, in die allgemeine Verwirrung hinein.

Als das Feuer nachließ, rief alles nach Otto Kolbmann. Er hatte die ganze Sache auf dem Gewissen und sollte dafür büßen. Aber er kam schon den Graben entlang mit gezücktem Seitengewehr und hieb alle Schlangen tot. Keine biß ihn. „Nur nicht weich werden“, sagte Otto Kolbmann und schlug wütend um sich, während wir ein bißchen scheu zurückwichen.

*

Von Drenowo aus hatte man eine Seilbahn über den Pletwarpaß gebaut, um Lebensmittel und Munition näher an die Front bringen zu können. Denn die Serpentinen der Paßstraße hatten ihre achtzig Kurven. Kleine viereckige Kästchen schaukelten neben uns, dann hoch über der Straße, liefen quer über Schluchten und kürzten ab, während wir in glühender Sonnenhitze mühsam die Serpentinen entlang marschierten. Sah man nach einer Stunde beschwerlichen Weges unter sich, so war da immer noch der einsame, verkrüppelte Baum, nur daß wir nun fünfzig Meter über ihm standen.

Otto Kolbmann hatte es satt. Er schwang sich auf ein Tragkästchen der Seilbahn, die gerade fast zu ebener Erde lief. „Herunterkommen!“ rief der Kompagnieführer. Denn Personenbeförderung ließen die dünnen Drahtseile kaum zu. Aber Kolbmann schaukelte schon hoch oben in den Lüften.

Nach zwei Stunden merkten wir, daß die Seilbahn nicht mehr lief. Irgendwo war etwas gerissen. Und am Nachmittag des nächsten Tages sahen wir Otto Kolbmann wieder: er schwebte zwischen Mast 111 und 112, dreißig Meter hoch über einer Schlucht. Die Bahn lief noch immer nicht. Er hatte eine kalte Nacht lang und einen glühend heißen Tag dort oben ausgehalten, hatte sich mit dem Lederkoppel an dem Eisenträger des Tragkastens festgeschnallt und war nun bewußtlos.

Werner Frettwurst, im Zivilberuf Fischer im Mecklenburgischen, kletterte am Mast 111 in die Höhe. Es gelang ihm, einen Strick mit einer Schlinge nach dem freischwebenden Tragkasten zu werfen und den Kasten nach dem Mast zurückzuziehen. Es gelang ihm nicht gleich. Fünfmal, sechsmal mußte Werner Frettwurst aus schwindelnder Höhe seinen Strick werfen. Dann saß er endlich fest; die Rolle, auf welcher der Tragkasten über das Seil lief, bewegte sich ein wenig. Schließlich konnte Otto Kolbmann herangezogen, losgeschnallt und bewußtlos am Mast heruntergelassen werden. Er lag vierzehn Tage lang im Lazarett in Prilep. Dann war er wieder da.

*

An einem schönen Oktobermorgen bekam Werner Frettwurst, als er im Graben auf Posten stand, einen Volltreffer. Das kommt nur sehr selten vor, daß ein Mensch von der Granate unmittelbar getroffen wird. Ein Splitter kann verwunden, töten — aber das Geschoß selbst ist unbarmherziger.

(Schluß auf Seite 106)

Der Egoist

(Jos. Sauer)



„Können S' uns vielleicht a Markl wechseln, Herr? Mir ham koa Zehnerl zum telefonier'n.“ — „Können tät i scho, aber mögn tua i net!“

Abkochen

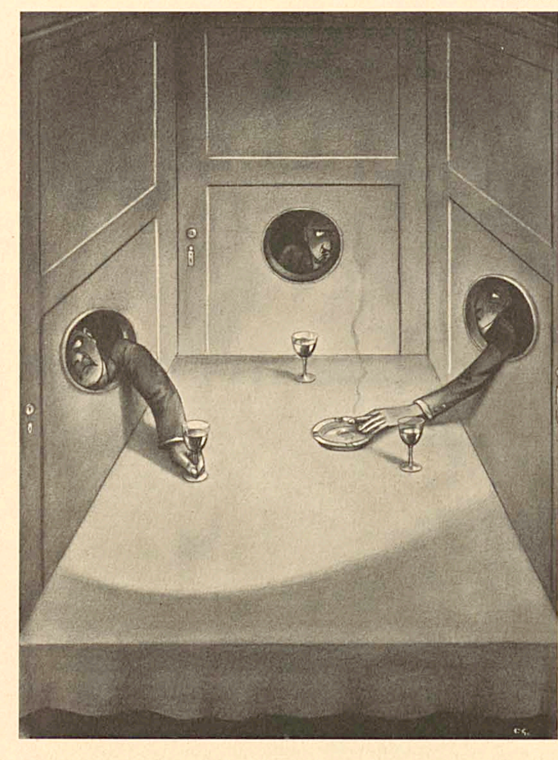
(E. Thöny)



„Na, Kinder, das ist aber ein einfaches Essen! Was habt ihr denn d a z u ?" — „Appetit!"

Reserve

(Ch. Girod)



Mädchenmedaillon

An vielen Tagen (lange ist es her
Und sie erscheinen mir wie eine Gruft)
Gab's ein Gesicht. Ich liebte dieses sehr.
Von ihm behielt ich nur noch Seelenduft.

Im Raum der kleinen Stadt war es ein Licht.
(Was war noch sonst? Ein Brunnen ohne Maß,
Erdinn're Melodie.) Ein drittes weiß ich nicht,
Weil außer ihr und ihm ich anderes vergaß.

Wem war das Antlitz? Einem Engel des Barock,
Der fröhlich lächelte, wenn ich bei ihm war.
Das kommt nicht mehr: der ungeheu're Schock
Aus Schmerz und Glück, dies liebesnahe Paar.

Sehr helles Blau im Auge. Dieses traf
Mich tief. (Es wischte andres fort.)
Es ging mit in den knabenwilden Schlaf.
Es war ein Blau, Blau aus dem Vogelnord!

Es leuchtete bei Sonnenglut und Wind
Und glühte Anmut, zärtlich, huschend, sacht.
Im Ausdruck war es ganz ein fränkisches Marienkind,
Holzschneider hatten eines an das Kirchentor gemacht.

Vor Dämmerung vernahm ich oft Klavier,
Stücke aus Läufen, schnell geperlt und leis.
Ich wußte es: es war das Spiel von ihr.
Ich horchte unermüdlich hin und wurde stolz und heiß.

Um ihre Türe roch Gewürz, weltlockend, stark,
Ihr Zaubervater hatte einen Traumbasar:
Wenn er auch nur die stillen Alltagsdinge barg,
Wenn er auch nur ein Kleinstadtladen war!

Anton Schnack

Der Gang nach Gradesnica

(Schluß von Seite 104)

Wie sollten wir den lieben Kameraden bestatten, was seinen Angehörigen mitteilen? Unsere Nerven waren nicht abgehärtet, denn wir lagen nicht im Trommelfeuer, wie in den schweren Schlachten des Westens. Der Hochgebirgskrieg ist anders.

Seit vielen Tagen war auf die Bergspitze, die wir zu verteidigen hatten, kein Brot mehr gekommen. Der einzige gangbare Weg zu uns führte über eine rückwärtige Anhöhe, auf die der Feind dauernd eine kleine Gebirgskanone haarscharf eingerichtet hielt. Sobald ein Maultier mit den Brotkörben die Höhe erklommen hatte, saß die Granate schon da. Man ging nur nachts über diesen Weg. Da schoß es auch, aber es war mehr Zufall, und man hatte einige Aussicht durchzukommen. Aber Maultiere oder gar Pferde — die hörte man drüben, und so war es wieder nichts mit dem Brot . . .

Da — ging nicht eben, bei hellichtem Tage, ein Mann den diesseitigen, so gefährlichen Weg hinauf? Wir sahen durchs Glas: es war Otto Kolbmann. Er trug eine schwere Last auf dem Rücken, in einem zusammengeschnürten Zelttuch. Jetzt war er oben — wir hielten den Atem an. Hinter uns ein kurzer, knallender Abschuß, in den engen Tälern vielfaches Echo weckend, und auf der Anhöhe spritzten Steine und Geröll empor. Als der Dreck sich wieder gelegt hatte, sahen wir Otto Kolbmann unversehrt mit seiner Last über die Höhe des kleinen Berges verschwinden.

Drüben ging es hinunter ins Tal, und wieder einen Berg hinauf, und wieder hinunter. Otto Kolbmann legte seine Last am Gebirgsbach ab, denn es war Nacht geworden. Er warf sich ins Farnkraut und schlief. Bis Gradesnica, bis man aus dem Urwald herauskam, waren es noch sieben Stunden beschwerlichen Weges.

Ein scharrendes Geräusch jagte ihn wieder empor. Er hörte heiseren Atem. Wölfe? Ein bulgarischer Tragtierführer, der mit Brot aus Gradesnica kam, sollte von Wölfen zerrissen sein. Otto Kolbmann glaubte nicht daran. Es waren verwilderte Hunde, aus zerschossenen Dörfern vertrieben, hungrig umherlungernd. Aber auch sie mußten erlegt werden, denn sie schnupperten aufgeregt an seinem zusammengeschnürten Zelttuch.

Als es dämmerte und die schmalen Gebirgspfade wieder zu finden waren, verscharrte Otto Kolbmann die erschossenen Hunde, nahm seine Last wieder auf den Rücken und ging weiter nach Gradesnica. Hier stand die kleine Kirche noch, mit dem Friedhof darum, immer noch in Obhut eines furchtlos ausharrenden Popen. Auf diesem Friedhof hat Otto Kolbmann seinen Freund Werner Frettwurst bestattet und ihm ein kleines Holzkreuz auf das Grab gesetzt. Der Pope hat es gesegnet. Wir sahen das Holzkreuz später, als wir durch das Dorf marschierten, nach einer anderen Stellung.

Alpines

In „Meyers Reisebücher", Sächsische Schweiz 1898, lese ich:

„Der Königstein galt und gilt noch heute in weiten Kreisen als uneinnehmbar, obwohl er der heutigen, wesentlich vervollkommneten Belagerungskunst auf die Dauer kaum widerstehen könnte. Tatsache ist aber, daß er bisher noch nie einem Feinde durch Gewalt in die Hände gefallen ist; allerdings hat sich auch noch niemand die Mühe gegeben, die Festung ernstlich zu belagern, da ihre strategische Bedeutung gering ist . . ."

Gebracht oder geholt?

Ein pfälzischer Bauer kommt in der Stadt aus einem Bankhaus heraus. Da sieht ihn ein Bekannter und fragt: „Na, Joseff, hoscht gebrocht oder geholt?" Unwillig sagt der Bauer: „Steig mer de Buggel nuff!" Drauf der Bekannte: „J e t z t, — hoscht gholt!"

Überflüssig

Müller hat Meyer ein Buch geschenkt. „Vielen Dank", sagt Meyer, „aber wozu das? Ich bin doch in der Leihbibliothek!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11 Fernsprecher 296456, 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 13225 IV. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Deutsche Stimmen

XVIII

(E. Schilling)

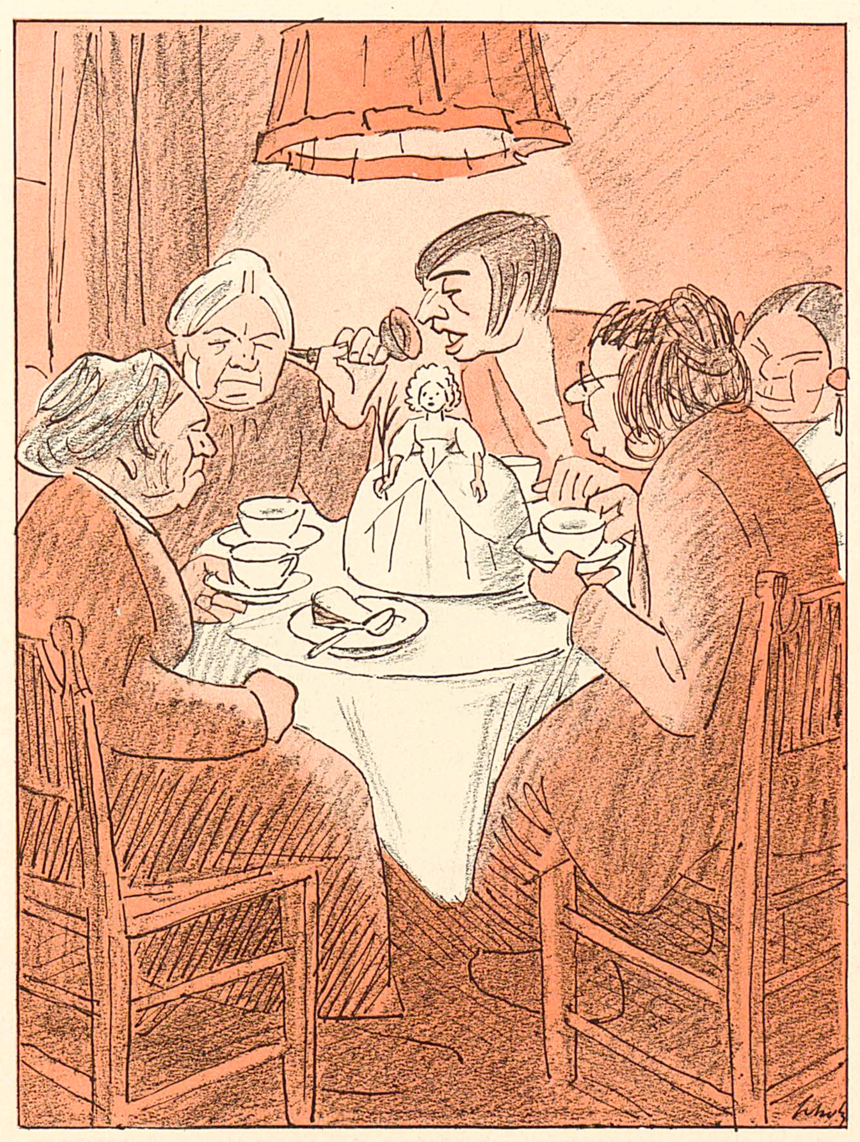


„Gott hat uns in eine Situation gesetzt, in welcher wir durch unsere Nachbarn daran verhindert werden, irgendwie in Trägheit oder Versumpfung zu geraten.“

Bismarck

Die Völkerbundstanten

(W. Schulz)



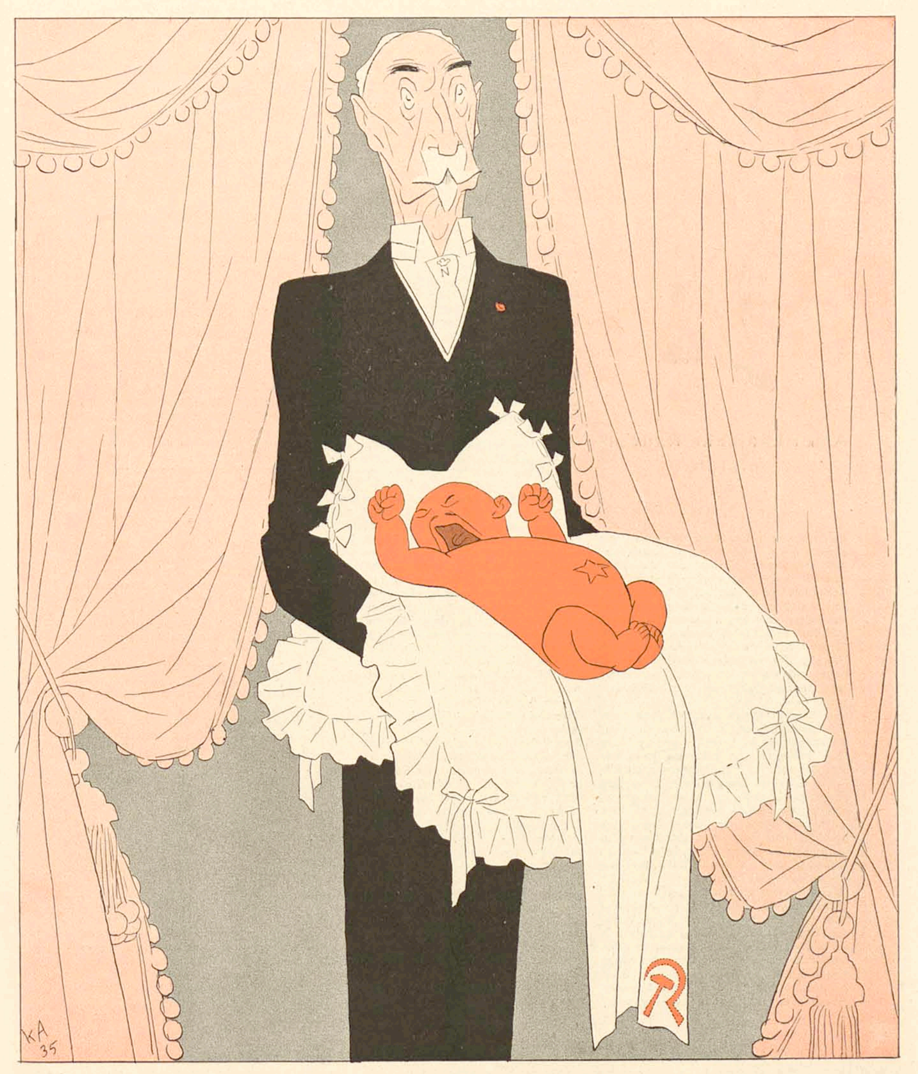
„Wir haben jetzt die sechsundachtzigste Rats-Tagung." — „Die wievielte?" — „Die sechsundachtzigste Tagung." — „Merkwürdig, daß es trotzdem noch so dunkel ist . . ."

Stuttgart, 2. Juni 1935 Preis 60 Pfennig 40. Jahrgang Nr. 10

SIMPLICISSIMUS

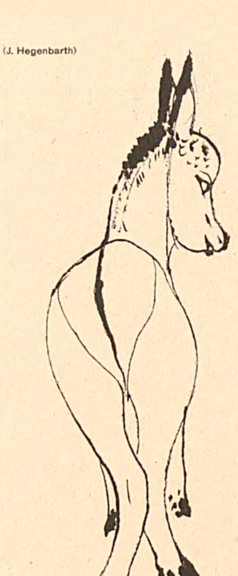
Nach den französischen Gemeindewahlen

(Karl Arnold)



„Das also, Madame Marianne, sind die Folgen des Verhältnisses mit Ihrem russischen Hausfreund!"

(J. Hegenbarth)



Amerikanische Räuberpistole

Von

Lothar P. Manhold

Durch Zufall erfuhr Herr Schnurrer, ein ebenso reicher wie häßlicher Amerikaner, daß sein Name obenan auf der Liste einer gewissen Entführerbande stand. Herr Schnurrer wußte, daß auf Privatdetektive kein Verlaß war, denn der junge Crompton war unter den Augen seiner Beschützer zum Sieb zerschossen worden. Selbst eine Flucht erschien nicht ratsam: den dicken Grimsby, der mit seiner Jacht aus lauter Angst auf Reisen gegangen war, hatten sie von Bord geholt, der Himmel mochte wissen wie.

Nun, Herr Schnurrer war nicht gesonnen, sich massakrieren zu lassen. In einer schlaflosen Nacht kam ihm eine rettende Idee, und schon am nächsten Tage flog sein Sekretär im Privatflugzeug nach Alabama, um einen Doppelgänger zu mieten. Der Doppelgänger war nicht schwer zu finden, beim Besuch des Zoos in Alabama hatte Herr Schnurrer einen Orang-Utan gesehen, der, wenn man ihm einen Cut und gestreifte Hosen anzog, beim raschen Hinsehen gut mit Herrn Schnurrer verwechselt werden konnte.

Herr Schnurrer hielt sich damals in Kalifornien auf, er lebte in einer prunkhaften Villa nahe am Strande, und jeden Abend, den Gott werden ließ, stieg er hinauf in ein verbleites Bodenkämmerchen, um darin die Nacht zu verbringen. Der Affe begab sich indessen an Herrn Schnurrers Statt zu Bett. Er folgte dem feierlich voranschreitenden Butler, der auf einem silbernen Leuchter drei brennende Kerzen trug. Der Orang war mit Herrn Schnurrers Nachthemd bekleidet, er hatte die bestickten Pantoffeln des Hausherrn an den Füßen und sein rotes Zipfelmützchen auf dem Kopf. Wie ein Mensch setzte er sich auf den Rand des pompösen Lagers, kratzte sich den Kopf, gähnte, warf sich dann hintenüber in die Kissen, daß die Pantoffeln umherflogen, zog die seidene Decke bis über die Ohren und hörte und sah nichts mehr.

In der Nacht vom 16. zum 17. geschah es . . . An der Strandseite, nahe bei der Villa Schnurrer hielten zwei Automobile. Sechs Schatten huschten durch das Dunkel, überstiegen die Mauer, zischelten — dann lösten sich zwei aus der Gruppe und kletterten an der Fassade empor. Sie wußten genau Bescheid: mit staunenswerter Schnelligkeit hatten sie das Schlafzimmerfenster geöffnet — schon waren sie drinnen. Ein Blitz mit der Taschenlampe verriet ihnen, daß der Millionär in seinem Bett lag. Sie schlichen näher, und der eine, ein Hüne von Gestalt, schlug dem Schlafenden kräftig mit einem sandgefüllten Gummischlauch auf den Kopf.

Darauf zogen sie den kunstgerecht betäubten Millionär aus dem Bett, wunderten sich wohl über dessen Schwere und warfen ihn mit einiger Mühe und sieben Ächzern zum Fenster hinaus in das Sprungtuch, das unten aufgehalten wurde. Der Affe prellte hoch, dann fiel er auf die Erde, die Matte deckte sich über ihn, und acht Hände griffen zu. Darüber kam das Tier zu sich und fing an zu strampeln; es bewegte Arme und Beine und entwickelte, wie sich versteht, Riesenkräfte. Zuerst hinderte das Tuch ja etwas. Die Banditen rackerten sich ehrlich ab, den Millionär zu bändigen — bei Gott, solch einen wilden Mann hatten sie noch nie unter den Händen gehabt.

Auf einmal war der vermeintliche Herr Schnurrer frei, er sprang auf, schlug zwei mit den Köpfen zusammen, paukte dem dritten mit dem Fuß gegen die Brust, daß der arme Kerl fast die Lunge aushustete — kurzum er setzte innerhalb weniger Sekunden alle vier mit einer eines Diploms würdigen Geschicklichkeit außer Gefecht. Mit den beiden, die an der Fassade heruntergerutscht kamen, wurde er ebenfalls leicht fertig. Er hatte einen Bambusstab mitsamt dem daran gebundenen Rosenbäumchen aus dem Erdreich gezogen und den beiden damit so erbarmungslos auf die Köpfe gedroschen, daß auch die hübschen, neuen Strohhüte nicht einmal mehr zu gebrauchen waren, die sie bei der Entführung getragen hatten. Der Affe probierte zur Sicherheit alle beide Hüte, sie waren aber leider zermalmt — also warf er sie im Bogen fort und machte sich daran, das Schlachtfeld zu räumen.

Immer je zwei der halbtoten Räuber faßte er an einem Bein und schleifte sie, wie ein Kind, das seine Puppen transportiert, zur nächsten Tür, wo er sie, mit den Köpfen zur Schwelle ausgerichtet, nebeneinander hinlegte. Als er damit fertig war und mit schiefem Kopf sein Werk kritisch betrachtete, da gefiel ihm die Anordnung nicht mehr, und er fing an, sie umzulegen: mit den Füßen nach der Schwelle und mit den Köpfen auf den Kies.

Am andern Morgen fand der Butler die Bescherung. Er alarmierte die Polizei, er rief Ärzte — man konnte nur noch den Tod von dreien feststellen, der vierte Mann verschied auf dem Weg ins Krankenhaus, die andern beiden waren für immer zu Krüppeln geschlagen.

Die Sache ging durch die Zeitungen; ehe drei Tage vergangen waren, hatte Herr Schnurrer ein Dutzend Briefe in Händen: Die Schriftführer der amerikanischen Entführerbanden teilten ihm höflich mit, daß man leider genötigt sei, „aus gewissen Gründen“ seinen Namen von der Liste prominenter Persönlichkeiten abzusetzen.

Nun, Herrn Schnurrer war das sehr recht.

Mittag an den Tempeln von Pästum

Weiße Stiere verschlafen
Eine Stunde des Mittags
Unter Oliven im Feld.

Feurig funkelt die Sonne,
Und eine andere Sonne
Glänzt aus dem Meere zurück.

Langsam wachsen die Schatten,
Wenn die Tempel verglühen,
An den Säulen empor.

Georg Schwarz

Lieber Simplicissimus!

Zu Semesteranfang werden zwei verblüffend ähnliche Zwillingsschwestern, Typ blond mit Goldreif, als Sekretärinnen zu zwei Hochschulassistenten engagiert, deren Arbeitsräume nahe beieinander liegen.

Der sehr trinklustige Chef kommt früh mit einem erheblichen Ölkopf zu dem einen ins Zimmer und läßt sich die erste der Schwestern vorstellen. Auf der Schwelle zum Nachbarzimmer bleibt er beim Anblick der zweiten entgeistert stehen, greift nach dem Arm des Assistenten und ruft schreckensbleich: „Mensch, sehen Sie die auch?“

*

Der Schützling der Baronin v. R. liest im großen Salon aus eigenen Werken. Es herrscht unter den herbeigetrommelten Opfern jene angestrengte Aufmerksamkeit, die von den Dichtern stets ohne Bedenken als Ergriffensein gedeutet wird.

Auch der Literaturgewaltige St. ist erschienen. Er ist sehr zugeknöpft, läßt sich aber schließlich doch der Baronin gegenüber zu der Bemerkung hinreißen, eine dichterische Ader sei bei dem literaturbeflissenen jungen Mann nicht zu verkennen.

Auf dem Heimweg stellt ihn deswegen ein Bekannter zur Rede. Angesichts eines so talentlosen Gestammels könne man doch bei dem selbstbewußten Jüngling nicht von einer dichterischen Ader reden.

„Die hat er schon“, sagt St., „es ist allerdings eine ausgesprochene Krampfader.“

Fundstück

Nr. 206 des „Stuttgarter Neuen Tagblatts“ vom 3. Mai 1935:

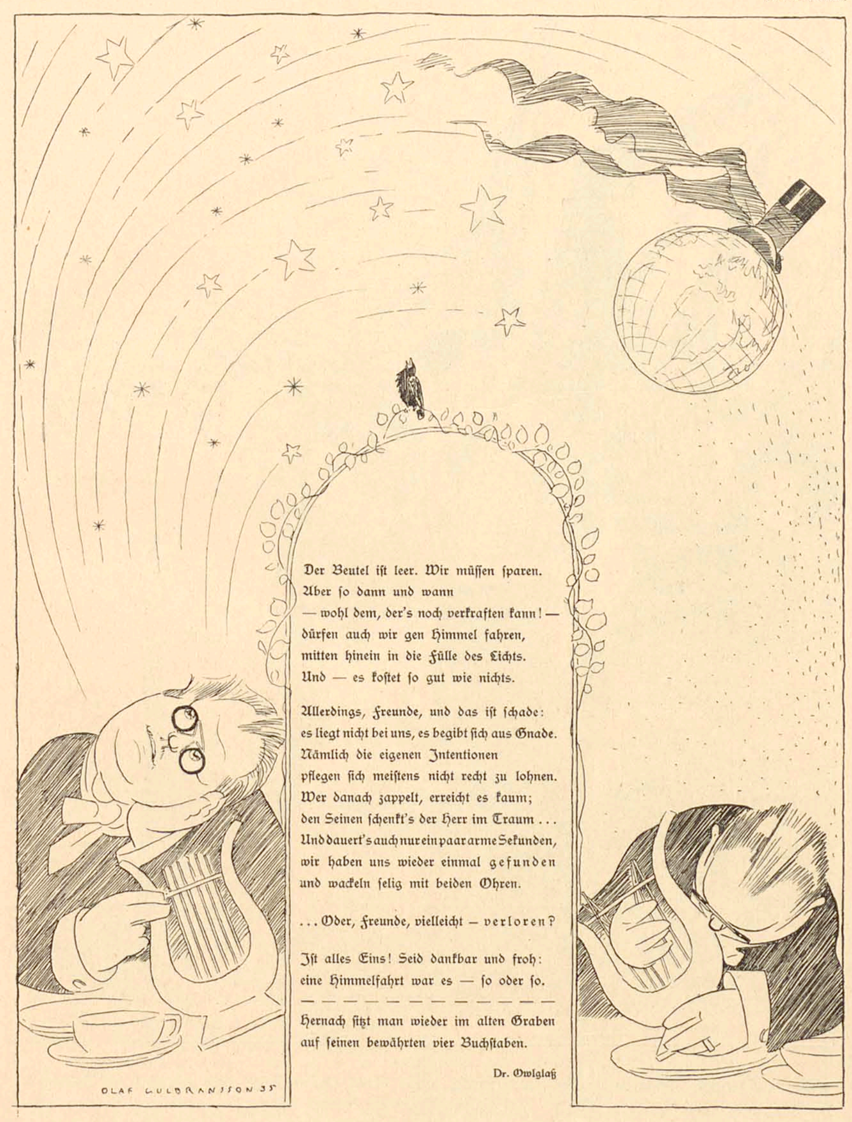
Verloren und Gefunden

Durch bes. Umstde. ließ jg. Mann in Doggenburggegend (evtl. Gartenhaus) Hut, schwarzgr. Wintermant., neuen grauen Sakko und ein Paar neue Lackschuhe liegen.

Sachdienliche Meldungen u. X. 000 an die Tagbl.-Geschäftsstelle.

Himmelfahrt

(Olaf Gulbransson)



Der Beutel ist leer. Wir müssen sparen.
Aber so dann und wann
— wohl dem, der's noch verkraften kann! —
dürfen auch wir gen Himmel fahren,
mitten hinein in die Fülle des Lichts.
Und — es kostet so gut wie nichts.

Allerdings, Freunde, und das ist schade:
es liegt nicht bei uns, es begibt sich aus Gnade.
Nämlich die eigenen Intentionen
pflegen sich meistens nicht recht zu lohnen.
Wer danach zappelt, erreicht es kaum;
den Seinen schenkt's der Herr im Traum . . .
Und dauert's auch nur ein paar arme Sekunden,
wir haben uns wieder einmal gefunden
und wackeln selig mit beiden Ohren.

. . . Oder, Freunde, vielleicht — verloren?

Ist alles Eins! Seid dankbar und froh:
eine Himmelfahrt war es — so oder so.

— — — — — — — — — — — — — —

Hernach sitzt man wieder im alten Graben
auf seinen bewährten vier Buchstaben.

Dr. Owlglaß

Klöhnschnak

(Wilhelm Schulz)



„Wat, bloß söben Jungs woll'n Se mal kriegen, junge Fro? Dat is aber man wenig!" — „Wenig? Wieviel Kinder haben denn Sie?" — „Tweuntwintig, min Deern. Dat is hiertoland nu mal so. Dat kümmt vom scharpen Nordost. Door kann man ni rut to 'n Fischen."

Zaungäste der Arbeit

(R. Kriesch)



„Sixt, da könnt' i stundenlang zuaschaugn!" — „Ja, aba hinsetz'n sollt' ma si halt könna dabei."

Vor der Nacht / Von Ernst Handschuch

Als Lübbenjans in die Kneipe trat, saß der Fremde mit etlichen Dörflern am großen runden Tisch. Lübbenjans, der ein Glas Wein trinken wollte, nahm am nämlichen Tisch Platz. Doch der Schmied, der ihm breit gegenüber saß, forderte die Gesellschaft auf, um einen „Stein" Bier zu würfeln. Außer dem Lehrer, der schon zuviel Wein getrunken hatte, sagten sie alle zu. Auch der Unbekannte schloß sich nicht aus, obgleich ein volles Glas Most vor ihm stand. Da er neben einem Kraftwagenführer saß, hielt ihn Lübbenjans für einen Fernlastfahrer, der im Orte zu tun haben mochte. Sein Gesicht, das verbraucht war, zwang zum Nachsinnen. Das braune füllige Haar war weit zurückgekämmt, und die großen wasserblauen Augen lagen verschwommen in faltige Tränensäcke gebettet. Die ein wenig klobige Nase saß stark über dicken festen Lippen. Das rechte Jochbein spaltete eine tiefe Narbe, oben und unten von stecknadelkopfgroßen Nahtlöchern begleitet. Seltsam war die Haut, die wie schweres poriges Schweinsleder wirkte.

Es war an einem Tag im Vorjahr, abends gegen sieben Uhr, als es Lübbenjans in die Wirtschaft geführt hatte. Die Luft war, wie so oft in dieser Zeit, zu der sich der Winter neigt, zart und weich, fast warm und hatte Schnee und Eis längst aufgezehrt. Die schweren Wolken, die lässig über die Berge trieben, verhießen Regen.

Weil der Schmied scherzhaft einen Einsatz von einer Mark verlangt hatte, gab es einen kleinen Zank. Der Fremdling fühlte sich beleidigt und meinte mit belegter Stimme, wenn er schon zum Spiel nicht genehm sei, solle man es nur offen sagen. Der Schmied, ein großer, kräftiger Mensch, lachte herzhaft und ging schließlich mit der Spielquote auf fünf Pfennige herunter. Wohl, jetzt könne er mittun. — Das Litermaß war bald herausgewürfelt, und das mächtige Glas ging von Hand zu Hand. Als es zu dem Fremden kam, lehnte er ab. Es sei ihm nicht möglich, zu dem vielen Most, den er bereits genossen habe, nun auch noch Bier zu trinken. Warum er dann überhaupt an dem Spiel teilgenommen habe? — Er lächelte, zuckte mit den Achseln und legte die Stirn in breite Falten. Er sei Kavalier und wisse, was sich einer Tischgesellschaft gegenüber schicke.

Allmählich ging einer nach dem anderen von den Dörflern nachtmahlen, und zuletzt blieben außer Lübbenjans nur noch der Lehrer und ein Maurer. Der fahrende Geselle, denn ein solcher war der Mann mit der Narbe, saß still über seinem Glas, nachdem er zu guter Letzt doch noch das Litermaß geleert hatte.

Lübbenjans hatte sein Glas ausgetrunken, als der Lehrer den Landfahrer fragte, wohin er nun eigentlich heute noch wolle. Das wisse er nicht; für die nächste Herberge sei es zu spät, und in die, von der er komme, könne und wolle er nicht zurück. Er müsse also, wie so oft schon in dieser Jahreszeit, die Nacht wohl oder übel durchlaufen. — Und weil er nun gerade vom Marschieren sprach, fing er an, über seine Schuhe Klage zu führen. Sie seien zwar neu, aber zu eng, auch sei ihr Preis viel zu hoch angesetzt. Er sei Schuster und habe sein Urteil. Doch es sei ihm nun einmal nichts anderes geblieben, als sie zu nehmen. Auch die Hose, die er anhabe, sei reichlich dünn. Er wies sie vor; es war eine fast weiße Manchesterhose, wie sie die Maurer tragen.

Als er den Lehrer über seine Person näher aufklären wollte und ihm seine Papiere hinschob, winkte der Wirt ab und erklärte ihm, er sei betrunken. Der Lehrer, der in einige Verlegenheit geriet, bezahlte ein Glas Most für den Fremdling und ging.

Es gibt Augenblicke im Leben, in denen der Mensch unter einem unerklärlichen Zwang gegen seinen ausdrücklichen Willen handelt. Lübbenjans hatte seinen Wein ausgetrunken und schickte sich an, zu gehen. Schon hatte er, als er die Zeche beglich, nach einem Fünfzigpfennigstück gegriffen, um es dem fahrenden Gesellen zu geben. Doch die Anwesenheit des Wirtes hinderte ihn, es zu tun.

Draußen regnete es dünn. — Zu Hause angelangt, aß Lübbenjans zu Nacht und begab sich auf sein Zimmer, um noch ein wenig zu arbeiten. Aber hatte er schon beim Nachtessen fortgesetzt an den Wanderer denken müssen, so überfiel ihn der Gedanke an ihn jetzt noch mehr. Er versuchte, sich mit seiner eigenen Lage, die auch nicht gerade hoffnungsvoll war, zu

trösten, kam jedoch nicht von der Person des Landfahrers los. Vielleicht wäre es doch besser gewesen, sich mit Geld loszukaufen? — Gewiß, es wäre ein billiger Trost gewesen. Immerhin, es war ein Trost.
Gegen zehn Uhr regnete es derart heftig, daß das Wasser durch die Ritzen des Fensters drang. — Eine Nacht ist lang, dachte Lübbenjans, ganz gleich, ob man sie schlaflos im Bett verbringt oder durchwandert. Und der Regen dringt durch den besten Stoff, und eine dünne Manchesterhose (was nützt es, daß sie von weißer Farbe ist?) ist noch eher durchnäßt. Neue Schuhe aber drücken.
Es war halb elf, als Lübbenjans zum zweiten Male in die Wirtschaft trat. Der Regen hatte nachgelassen, aber es regnete. Der Fahrende saß an dem nämlichen Platz, wo er vorhin gesessen hatte. Sonach war Lübbenjans' Sorge um ihn vorerst unnötig gewesen. Von dem einzigen Gast, der gerade ging und ihm wohl schon vorher ein Glas Most gespendet haben mochte, erbettelte der Fremdling noch ein zweites. Er war ein klein wenig aus der Form geraten. Der Wirt wehrte ab, doch der Gast verwies auf den Regen und legte das Geld für den Most auf den Schanktisch. Das Gesicht des Fremden hellte sich auf; er rief laut seinen Dank und begann vor sich hin zu singen, was ihm jedoch die Schwester des Wirtes, ein blutjunges Mädchen, die an einem Tisch saß und las, barsch untersagte. Er entschuldigte sich höflich und schwieg.
Nachdem Lübbenjans ihn eine Weile vom Schanktisch aus beobachtet hatte, setzte er sich zu ihm. Auch der Wirt nahm am runden Tisch Platz. Doch der fahrende Geselle würdigte die beiden weder eines Blickes noch eines Wortes. Als er endlich sein Glas, auf das er versunken starrte, ausgetrunken hatte, wollte ihn der Wirt fortschicken. Er erwiderte ihm jedoch sehr bestimmt, daß er bis zum Feierabend Zeit habe. Alsdann zog er verschiedene Zeitungsabschnitte aus der Tasche und begann, Kreuzworträtsel zu lösen. Als der Wirt ob dieses Beginnens spöttisch lachte, trug der Landfahrer Fragen und Antworten laut vor, und er gelangte derart rasch und sicher zu den Ergebnissen, daß nicht allein der Spötter erstaunte. Wieder wollte Lübbenjans dem Burschen ein Geldstück zustecken. Er vermochte es nicht. Den Wirt bitten, dem armen Teufel doch ein Lager im Stall zu bereiten, das konnte er. Grob lehnte der ab. Lübbenjans hatte alle Mühe, ihn dazu zu bewegen, dem Wanderer noch ein Glas Most zu bringen.
Obgleich es schon längst Feierabend war, blieb Lübbenjans sitzen. Er wollte dem Fremdling wenigstens die Nacht ein wenig verkürzen. Auch als die Wache kam, blieb er noch. Doch schließlich half nichts mehr. — Es war ein Uhr, als sie die Kneipe verließen. Auch der Polizeidiener wußte kein Obdach für den Pilger. „Vielleicht hilft ihm der Rausch", meinte er.
Der Fremdling setzte seine Mütze auf, nahm ein kleines Paket vom Nagel und verabschiedete sich mit einer seltsamen Verbeugung.
Er wandte sich zum Unterdorf, das auf die Landstraße führt. Es hatte aufgehört zu regnen. Nur noch vereinzelt trieben Wolkenfetzen über den Himmel, an dem Mond und Sterne gar blank glänzten. Der Polizeidiener begleitete Lübbenjans noch ein Stück ins Oberdorf. — „Es ist des Scheines wegen", erklärte er pfiffig, „denn ich muß doch sehen, daß der Kerl aus dem Dorfe kommt. — Hören Sie, nun singt er schon!" — Eiligst folgte er dem Wanderer.
Ja, da schritt er, der fahrende Geselle, hielt beide Arme selig in die silberschwarze Nacht, schwang das Päckchen und sang. Fröhlich drang es aus seiner rauhen Kehle, und so, als gehöre ihm allein die dunkle Welt, in die er hineinschritt . . .
Lübbenjans wollte ihm nacheilen; zwei, drei Schritte tat er, dann aber stieg es ihm vom Herzen her schwer in den Hals, er schluckte etliche Male verzweifelt und blieb beschämt stehen . . .

Lieber Simplicissimus!

Ein Allgäuer Gastwirt hat einen Sohn, ein Prachtexemplar von einem anständigen und arbeitsamen Sohn, der nur eine einzige schlechte Eigenschaft aufweist: alle paar Jahre überfällt ihn die Reiselust, und zwar so heftig, daß nichts und niemand ihn zurückhalten kann. Dann fährt er auf und davon, nach Hamburg oder Tripsdrill, bleibt, so lange das Geld reicht, kehrt zurück, ohne eine Spur von Reue, und ist daraufhin wieder jahrelang vernünftig. Eines Tages hatte der Vater gerade einen Ochsen verkauft, das Geld lag im Geldschrank — aber nur eine Nacht. Am Morgen war es inklusive Sohn weg. Dafür lag da ein Zettel: „Bin nach Italien gefahren. Habe das Geld für den Ochsen mitgenommen. Ochs hätte ja auch verreckt sein können."

*

Was Bier ist, sagt uns die Verordnung über den Zusammenschluß der deutschen Brauwirtschaft vom 18. April 1935, Reichsgesetzblatt, Teil I, 1935, S. 556. Sie enthält folgende Begriffsbestimmung: § 1. „Im Sinne dieser Verordnung gelten als Bier solche Getränke, die im Sinne des Biersteuergesetzes Bier sind."

Sensation

(Eduard Braun)



„Los, Elvira, springen!" – „Achtung! Zuvor nachsammeln – mein Trikot ist geplatzt!"

Ein junger Kaufmann fährt zu seiner Mutter

Jetzt ist es elf Uhr vierundvierzig. Samstag.
Bis Montag früh um acht Uhr hab' ich frei.
Ob ich der frohste aller Menschen bin in diesem Zug?
Ich glaube wohl!
Denn ich, der jüngste Kaufmann von Gewitterlang & Co.,
fahr heute heim zu meiner Mutter.
(Wer hat im Leben öfters solches Glück?)

Sie steht jetzt sicher schon vorm Spiegel
und setzt den alten abgeschabten Staatshut auf,
sieht noch einmal den Apfelkuchen an,
ob er auch wirklich und wahrhaftig gut genug für ihren Sohn,
und ob die Klinken aller Türen glänzen.

Dieweilen schau ich froh das graue Band der Straße,
das grüne Wiesen blitzschnell auseinanderschneidet.
Dann läuft das Band in eins der lustig roten Dörfer,
husch ist es weg — und Enten, Rinder, Kinder schauen
uns an. Für zwei Minuten hält der Zug.
Dann ächze-ächze läuft er wieder.
Ein letztes Winkewink — ein Ruf:
„Un tu fei' recht viel Grieß in Käsekuchen nei'
un pack die Unterhosen z'amm!"
Das Dorf vorbei.
Das graue Band ist wieder da.
Schau dort, der kleine Mann auf seinem BMW
kommt uns nicht nach.
Ätsch, warum fährst du nicht auch Eisenbahn!
Ich reibe mir die Nase,
vor Freude dies- und anderthalben.
Derweil der dicke Mann mir gegenüber,
vor Ärger über soviel Holz der Bänke,
den Stummel der Zigarre schnaufend kaut.
(Die Angewohnheit hat auch unser Chef —
doch schnurzegal — der gilt jetzt nichts.)

Ob wohl die Mutter schon am Bahnhof steht?
und ungeduldig Trippel-trippel macht?
Sie spart mal wieder die zehn Pfennig
für eine kleine Bahnsteigkarte;
doch dann gibt sie dem tauben Hannes,
der meinen Koffer heimträgt, stolz ne ganze Mark.
(Obwohl der's auch für zwanzig Pfennig täte —)
Doch da „verstehst du nix dervon".

Ein kleines Kind stubbst mir an meine Kniee,
hat blaue Augen und zwei wasserstraffe Zöpfchen
und lacht — wie ich.

Wenn er zur Mutter fährt
ist auch ein ernster Kaufmann klein und selig wie ein Kind.

Otto Dürr

Der Unterschied

Neulich traf ich einen Bekannten, einen Geschäftsmann. Ich hatte ihn schon lang nicht mehr gesehen und dachte: ist der heruntergekommen! So schäbig war er beisammen. Ich sagte ihm das auch ehrlich und meinte, für seine Verhältnisse dürfe er sich schon besser zusammenrichten — da komme seine Frau ganz anders daher! . . . „Ja mei“, sagte er resigniert, „meine Frau kleidet sich eben nach dem Journal — und ich nach dem Hauptbuch!“

„. . . das füg' auch keinem andern zu!“

Könnte man doch mal so richtig aus der Nähe
andern Menschen zuschaun, die zu Hause sind . . .
Wenn man beispielsweise durch die Wände sähe . . .
Ach, es wär' zu schön, man würde blind!

Ja, ich gebe zu, daß ich mich schäme,
denn moralisch ist mein Wunsch natürlich kaum —
Aber, was man alles dann zu sehn bekäme . . .
Wie im Film! Nein, schlimmer: wie im Traum!

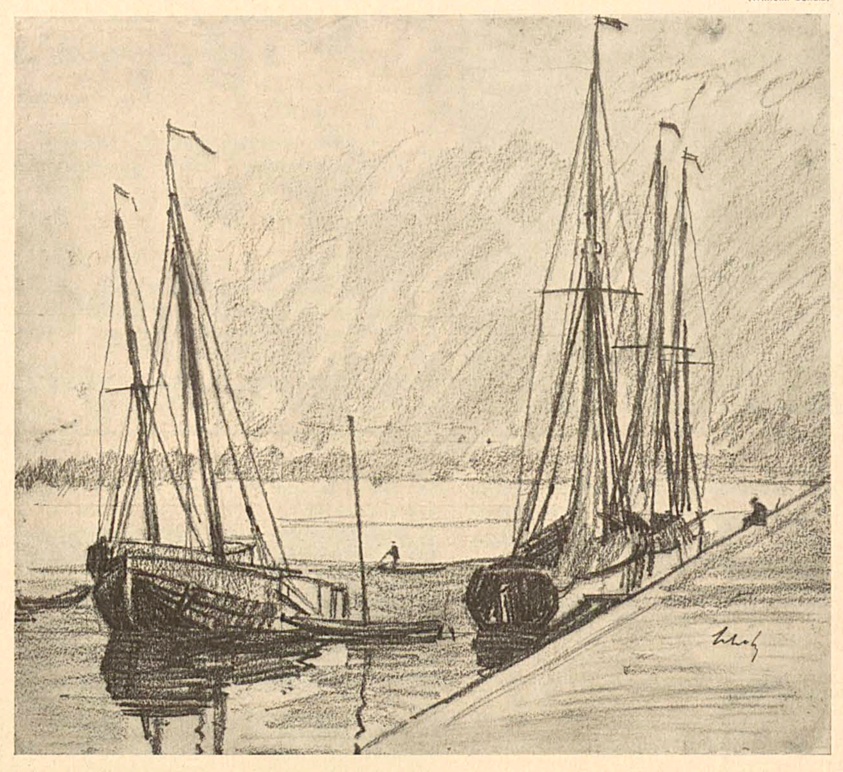
Oh, was könnte man wohl dann erzählen
von den Dingen, die bekannt und doch so fremd,
von den Masken, die sich aus Gesichtern schälen,
von den Menschen-Seelen ohne Hemd . . .

Könnte man doch mal so richtig aus der Nähe . . .
Halt!! Wenn beispielsweise einer nun bei mir
durch die vier möblierten Wände sähe . . .
Bitte nein! Ich tu's auch nicht bei dir!

Fritz A. Mende

Im Hafen

(Wilhelm Schulz)



Die Flaschenpost des Matrosen Wengfield

Von

Anton Schnack

Nachtsturmflut warf sie an den Strand,
Verkratzt, beschmutzt und abgewetzt,
Der Bauch von Muschelzeug besetzt,
Voll Tanggespinst und grauem Sand.
Ein Lotse, der sie im Seegras fand,
Entzifferte langsam, lauernd, gespannt:
„Alles vermache ich Mary!“

Hingewischt mit zerbröckelndem Blei,
Die Schrift war müd und schwer.
Wieder schwemmte Verlassenheit her,
Wieder kam ein vergurgelnder Schrei.
Bevor sie sank zu Muschelbank und Hai,
Machte sich letzte Sehnsucht frei:
„Alles vermache ich Mary!“

War Mary ein wildes Matrosenkind,
Blauäugig, mit nordischem Haar?
War Mary die Schickse der Hafenbar?
Eine Mutter vielleicht, gebückt, halbblind?
Wie es auch sei: über Wasser und Wind
Schreit es, daß das Blut gerinnt:
„Alles vermache ich Mary!“

Es geht der reiche Mann umher
Und ißt sich satt und lacht und spricht,
Und kugelrund glänzt sein Gesicht.
Er denkt sich nichts, sein Herz ist leer.
Derweilen heult aus Not und Meer
Die Stimme ohne Wiederkehr:
„Alles vermache ich Mary!“

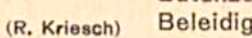
Rußland und die Hungerhilfe des Auslandes

(E. Thöny)



„Eh, Pfarrer, du willst doch wohl nicht behaupten, du habest wie dein Nazarener aus Steinen Brot gemacht?“ — „Nein. Aber Gott hat aus euren Herzen Steine gemacht!“

Die Somnambule





„Amalie! Komm herunter! Deine Zähne im Glas klappern vor Angst!“

Zigaretten

Von German Gerhold

„Auf dem Holzweg gewesen“ ist wohl jeder schon einmal. Für gewöhnlich merkt man es nach einiger Zeit und kehrt dann auf den breiten Weg der übrigen Menschheit zurück.

Daß einer auf diesen Abweg gerät und niemals wiederkehrt, sollte man eigentlich nicht für möglich halten.

Es ist aber doch geschehen.

Vor einigen Jahren erst passierte es in einer deutschen Universitätsstadt. Und zwar war es ein Professor, der es fertigbrachte. Vielleicht, weil deutsche Professoren nun einmal nicht anders können, als eine Sache bis zum Letzten gründlich zu tun.

Es lebten dort zwei Gelehrte, die sich vorwiegend mit dem Wirtschaftsleben der Völker befaßten und, wie so oft bei uns, sich spinnefeind waren, weil sie verschiedene Meinungen hatten.

Gelegentlich eines Ausflugs waren sie auf einer Frühstücksgesellschaft zusammengetroffen und sich prompt in die Haare geraten.

Den meisten mag es töricht erscheinen, daß man sich um ein Ding, wie „der wahre Wert der Ware“, in Hitze bringen kann. Die beiden aber konnten es.

Der eine, namens Butenzorn, behauptete, ein jedes Ding sei so viel wert, als menschliche Arbeit zu seiner Herstellung erforderlich gewesen sei, und das sei eben im Preis ausgedrückt.

Der andere, der Müller hieß, sagte dagegen, ein Ding sei so viel wert, als es dem Menschen nütze, der es gebrauchen soll.

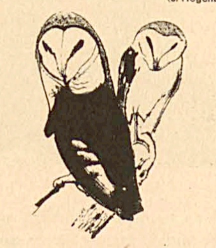
„Das ist niemals genau festzustellen und niemals in Zahlen gültig auszudrücken“, rief Butenzorn.

„Gut, dann haben die Dinge eben keinen feststellbaren Wert!“ entgegnete Müller.

„So —?“ höhnte Butenzorn. „Haben keinen Wert? Kann niemals festgestellt werden? Nun, dann könnten wir ja eigentlich unsern Pultdeckel zuklappen! Wozu die Aufregung um Dinge von höchst imaginärem Wert? Dann sind wir also im Grunde nichts als eine Horde Narren, die man seit Menschenaltern in den April geschickt hat!“

„Das mag für Sie durchaus zutreffen, Herr Kollege!“ erwiderte Müller mit einer leichten Verneigung.

(J. Hegenbarth)



Butenzorn brauste auf. „Nehmen Sie die Beleidigung zurück?!“

Müller deutete auf eine Schachtel Zigaretten, die auf dem Tisch lag. „Nennen Sie mir den reinen Materialwert dieser Zigaretten, in gültigen Zahlen, — und ich nehme alles zurück! Mehr noch: ich gebe mich restlos geschlagen!“

Butenzorn starrte finster auf die bunte Schachtel und zupfte etwas ungewiß an seinem Ziegenbart. „Wozu diese Finten?!“ meinte er dann unwirsch. „Sie kennen ja den Preis dieses Dinges! Er ist ja zum Überfluß auf der Steuerbanderole aufgedruckt!“

„Steuerbanderole?“ Müller zuckte die Achseln. „Das eine steht doch wohl sogar zwischen uns beiden fest, daß die Steuern und öffentlichen Abgaben anderer Art vom Preis auf jeden Fall vorher abzusetzen wären! Erst was dann übrig bleibt, könnte doch wohl einen Wert nach Ihren Ansichten darstellen!“

„Nun, meinetwegen“, gab Butenzorn mürrisch zu. „Es handelt sich um eine kleine Berechnung, die sich bis zum Abend erledigen läßt. Aber ich nehme Sie hier vor Zeugen beim Wort! Wenn ich Ihnen die gültige Zahl genannt habe, gelten Sie offiziell als widerlegt!“

Müller nickte zustimmend.

Daraufhin ließ sich Butenzorn nicht länger halten, griff zu Hut und Mantel und begab sich mit einem Notizbuch bewaffnet in den nächsten Zigarrenladen.

Vom Preis abzusetzen war zuerst einmal die Tabaksteuer, die einen großen Teil ausmachte. Weiterhin folgte der Zoll, die Umsatzsteuern, die Einkommen- und Bürgersteuern des Ladeninhabers, des Grossisten und des Fabrikanten, die Lohnsteuern der Arbeiter, welche die Zigaretten herstellten, verpackten und transportierten. Gewerbesteuern aller Art tauchten auf, sowie Reklame- und Transportsteuern. Fraglich wurde, ob die Ladenmiete der Händler, die Reklamekosten und anderes mehr nicht überhaupt abzusetzen seien. Butenzorn beschloß es einstweilen zu tun, damit vorerst einmal der reine Wert des verwendeten Materials zutage käme.

Schwierig wurde die Sache auch hinsichtlich der bei der Herstellung benutzten Maschinen und Werkzeuge, denn alle Summen, die hier auftauchten, enthielten immer und immer wieder neue Steuern und Abgaben.

Schließlich war ungewiß, ob die Abgaben der Beteiligten für Krankenkassen und andere Versicherungen nicht eigentlich auch lediglich öffentliche Abgaben, also Steuern darstellten.

Am Abend war Butenzorns Notizbuch nahezu mit Notizen und Fragen angefüllt, und trotzdem er bis spät in die Nacht hinein arbeitete, nahm die Materie stündlich an Umfang und Kompliziertheit zu. Bereits in der Frühe des nächsten Tages war er wieder auf den Beinen.

Mittags erwies sich als notwendig, Dresden, den Ort der Herstellung, aufzusuchen.

Als er nach zwei Tagen von dort zurückkam, führte er bereits einen Koffer voll Notizen mit sich. Nach weiteren drei Tagen hatte er jedoch fast alles verarbeitet, und es stand nunmehr im Rohen fest, was das Tabakmaterial an der Grenze gekostet hatte. Es waren, auf die zwanzig Gramm der Schachtel berechnet, etwa 0,8 Pfennig.

Noch offen stand teilweise die Frage hinsichtlich der Herkunft und des Wertes der Verpackung.

Um aber den Wert des Tabakanteils einwandfrei erfassen zu können, blieb nichts

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11 Fernsprecher 296456, 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 13225 IV. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Das Gemüt

(Paul Scheurich)



„Höchste Zeit, daß ich mich mit Walter wieder versöhne! Ich hab' solche Sehnsucht nach einem neuen Krach!"

übrig, als eine Reise nach Mazedonien zu unternehmen. Da Butenzorn der Ansicht war, daß es um seine persönliche und wissenschaftliche Ehre ginge, fuhr er allen Widerreden und Abmahnungen zum Trotz nach dem Balkan ab.
Nach anderthalb Monaten kehrte er von dort zurück. In seinen Augen glomm etwas Unstetes. Er schloß sich sofort zu Hause ein, schichtete rings um sich die gesammelten Notizen und Berechnungen auf und rechnete Tag und Nacht alles von neuem durch. Er suchte einen Fehler.
In Mazedonien war nämlich folgendes geschehen: Als er von den verbliebenen 0,8 Pfennigen weiterhin Steuern, Zölle und Abgaben anderer Art abzog, schmolz der „Wert" wie Schnee in der Sonne, und als er beim letzten Bauern angelangt war, ging die Rechnung Null für Null auf.
Ja, der Bauer erklärte sogar, daß er aus zwei vergangenen Jahren der Mißernte dem Staat mehr an Steuern schulde, als an Tabakwerten in diesem Jahr auf seinen Feldern stünde, weil der Preis inzwischen tief gesunken sei. Eigentlich ergab sich also ein erkleckliches Minus.
Vergebens suchte Butenzorn einen Ausweg zu finden.
Er begann andere, einfachere Dinge in gleicher Weise zu untersuchen. Eine Zeitlang sah man ihn mit seinem Notizbuch auf den Wochenmärkten, in Bauernhäusern und Steinbrüchen, bei Förstern und Handwerkern.
Schließlich konnte er überhaupt kein Ding mehr anfassen, ohne sich sofort in Berechnungen darüber zu verlieren.
Am Ende mußte man ihn in eine Heil- und Pflegeanstalt bringen. Dort sitzt er noch heute und rechnet immer weiter. Wenn er tobt, sagen die Wärter: „Nun ist er wieder bei Null angelangt."

Kleine Bemerkungen

Die aufrichtigste Reue über eine Tat besteht darin, dabei erwischt worden zu sein.

*

Der Ehrgeiz mancher Leute wäre nicht schlimm, wenn er nur keine so große Bescheidenheit verriete.

*

Es sollten nicht bloß die Stimmbänder sein, die eine Sache zusammenhalten.

*

Seit es Kreuzworträtsel gibt, haben die Welträtsel erheblich an Interesse eingebüßt.

*

Manche neigen zu Tugenden wie andere zur Verstopfung; es ist lediglich Veranlagung.

oha

Süddeutsche Nacht

Das Schilf brummt einen tiefen Ton,
Berauscht vom Mond. Traumtrunken schwankt der Weg davon.

Zierüberglänzte Schnur, der Strom,
Verrinnt ins Schwarz. Der Dom

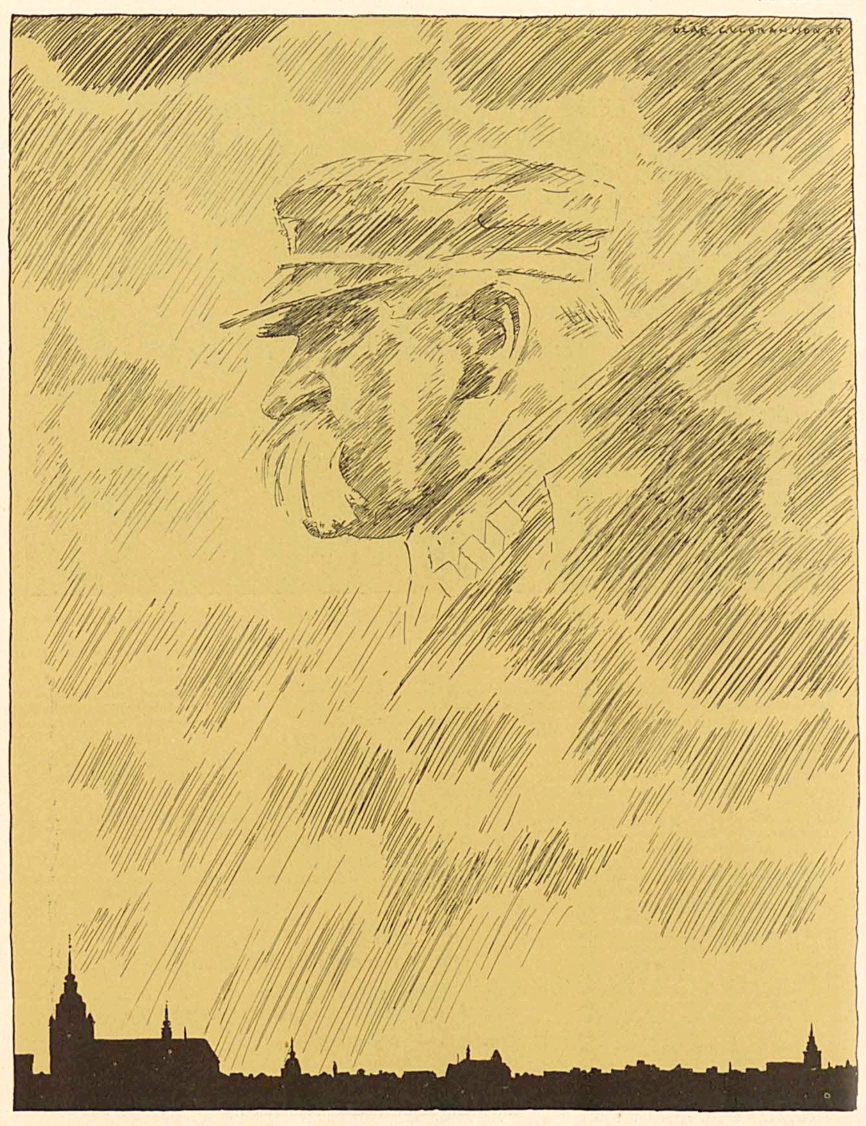
Dreht hoch, in steilem Fechteradel,
Wie einen Degen seines Turmes Nadel

Ins Sterngeklirr. Wie Feuer fällt,
Grell abgesprengt, ein Stern in diese Welt.

Georg Britting

Marschall Pilsudski †

(Olaf Gulbransson)



„Durch seines Lebens große Mühsal hat er die Kraft im Volke aufgerichtet."

München, 9. Juni 1935 Preis 60 Pfennig 40. Jahrgang Nr. 11

SIMPLICISSIMUS

Pfingsten

(Wilhelm Schulz)



Des rechten Geistes hohe Kraft
kommt nimmermehr von außen.
Nur wer sie aus sich selber schafft,
in dem wird sie auch hausen.

Pfingstabenteuer

Wie Honig so braun glänzt das hölzerne Tor.
Zwei schlanke Wacholder stehn Wache davor.

Hier hauf' ich und wart' auf den heiligen Geist.
Für andere Gäste, da bin ich „verreist".

Kein Pochen am Tor, keine Klingel gibt Laut.
Und ich warte und warte. Schon dämmert's und taut.

Und wie ich inbrünstig durchs Guckloch späh':
auf dem linken Wacholder hockt schwarz eine Kräh';
auf dem rechten aber ein Täublein sitzt,
sein Federkleid silbern im Mondlicht blitzt.

Voll freudigen Schrecks zieh' den Riegel ich für.
Es dreht in den Angeln sich ächzend die Tür'.

Doch da flattern sie auf und da fliegen sie fort.
Und ich hör' aus der Höhe das spöttische Wort:

„Wer war es denn jetzt von uns zweien, du Tor?
Nun bist du so arm und so klug wie zuvor!"

Dr. Owlglaß

Fjodor der Faule

Von Fritz Knöller

Eine deutschrussische Emigrantin erzählte mir ein Geschichtchen, das im Kleinen von der Unerklärbarkeit russischen Wesens zeugt, wie man das im Großen der blutigen gewaltsamen Geschichte dieses Landes entnehmen kann.

„Wir hatten", berichtete die Dame, „in St. Petersburg einen Diener, der Fjodor hieß. Ursprünglich war Fjodor neben dem Instandhalten etlicher Wohnräume zum Melden der Gäste vorgesehn, aber Fjodor, seiner Erscheinung nach ein Kerl, der tüchtig anzupacken verstand, besaß eine Eigenschaft, die ihn zur Verrichtung der alltäglichsten Dinge nahezu untauglich machte. Er schlief über alle Maßen gern, zu jeder Tageszeit, in jeder Lage, sitzend, liegend, stehend. Kam die Haushälterin die Zimmer nachsehen, die Fjodor zu säubern hatte, fand sie ihn gestreckterlängs auf einem Bett, und der Schlaf mußte ihn im Handumdrehen überwältigt haben, denn die Stiefel abzustreifen hatte ihm nicht mehr gereicht. Fuhr ein Wagen vor dem Hause vor und ertönte die Klingel, blieb es auf der Treppe mäuschenstill, Fjodor war nicht im entferntesten zu hören, und der Besuch hätte wohl bis zum Jüngsten Tage läuten können, wäre nicht jemand anderes die Türe öffnen gegangen, und da konnte es geschehn, daß man Fjodor doch zu Gesicht bekam, auf andere, unerwartete Weise freilich; denn den Gast, der das Empfangszimmer betrat, befremdete zunächst ein eintöniges Geräusch, das an Stärke nichts zu wünschen übrig ließ, und wenn er der Ursache des Geräusches nachging, entdeckte er den Diener Fjodor auf einem Divan seiner ganzen Länge nach hingestreckt oder am Boden auf einem Teppich weit auseinandergefaltet.

Für den Empfang der Gäste kam Fjodor nicht mehr in Frage, kam auch nicht mehr in Frage für das Instandhalten der ihm zugewiesenen Räume; inmitten der verhudelten Dinge, der ungebohnten Böden, der ungestaubten Möbel war Fjodor selbst ein weiterer verlotterter Gegenstand, der sich zudem recht schwer von der Stelle schaffen ließ.

Meine Mutter und ich drangen auf Fjodors Entfernung, meine Mutter wohl darum, weil sie als Deutsche die Pflege eines Faulpelzes von Diener für ungehörig, ja unbegreiflich hielt, und ich, weil ich als Mutter eines Kindes — ich wohnte mit meinem Manne in dem geräumigen elterlichen Hause — um meine Tochter besorgt war. Nicht daß Fjodor die kleine Renata gequält hätte, er hing mit einer stürmischen Liebe an ihr; aber die Art, wie er seine Liebe bezeugte, war geradezu lebensgefährlich. Mit beiden Tatzen ergriff er Renata, brummend vor Glück, schwenkte sie hoch in die Luft, warf sie empor, fing täppisch sie wieder, und in das Jauchzen der Kleinen brach schollernd sein breites Gelächter; und müde von der ungewohnten Rührigkeit, setzte er Renata vor sich hin auf den Boden, setzte er sich gleichfalls dazu, ihr gegenüber, und glotzte sie unverwandt an, bis ihn der Schlaf übermannte und der Klotz zu Boden sank. Dabei war er einmal über die Kleine gestürzt wie ein vom Blitz geköpfter Baum. Vergebens verbot ich ihm die Kinderstube, seine Neigung zu Renata war so überschwenglich, daß er meine Weisung glattweg in den Wind schlug. Deshalb drang ich auf Fjodors Entfernung.

Allein meinen Vater dauerte der unselige Tropf, meinen Bruder nicht minder, und meine Mutter und ich, wir waren wohl schon allzusehr von russischem Geiste durchsäuert, als daß wir kraftvoll hätten widerstehen und dem Taugenichts von Diener die Türe hätten weisen können. Mein Bruder vor allem hatte einen Narren an ihm gefressen, er schwor auf Fjodor, seine unwankbare Treue, seine seltene Güte, Eigenschaften, die meine Mutter und ich als unerprobt bezweifelten. Denn was gehörte dazu, einem, der einem tagtäglich den Eßnapf füllte, ohne jegliche Leistung die Treue zu halten; einem wohlgesinnt zu sein, der einem für nichts und wieder nichts ein Obdach bot? Mein Bruder hatte es auch fertig gebracht, Fjodors Vorhandensein einen Schein von Berechtigung zu geben, er bat ihn sich als Diener aus, und so hatte Fjodor nur noch für Peters Stube und Kleider zu sorgen, und er tat dies, indem er Peters Garderobe zuweilen auf den Gang trug und nach einem Weilchen wieder ungebürstet herein und an hohen Feiertagen in den Schrank beförderte, und das Zimmer hielt er instand, indem er alles, was herumlag, in und unter die Bettstatt schob, um vor der Haushälterin, wenn sie die Stube durchprüfte, notdürftig bestehen zu können, und er zeigte sich auf seine Weise ergeben, indem er, soweit er nicht schlief, meinen Bruder zärtlich betrachtete und, sobald Mangel an Leibwäsche und Taschentüchern herrschte, solches kühn und unbekümmert meinem Vater zugunsten des Sohnes entwendete.

So dämmerte Fjodor seine Tage bei uns dahin, verschnarchte er sie, ein Hindernis, das uns stets im Wege stand, das man knuffte und puffte, schalt und schmälte, an dessen Beseitigung man hin und wieder dachte, nie aber ernstlich daranging.

Unverändert blieb dieses Verhältnis von Herrschaft und Diener bis zur Oktoberumwälzung. Eines Abends, bei sinkender Nacht, wurde so heftig geschellt und so ausdauernd mit Gewehrkolben und Fäusten gegen die Haustür getrommelt, daß selbst Fjodor aus seinem Murmeltierschlummer erwachte. Meuternde Matrosen aus Kronstadt begehrten kurzerhand Einlaß.

Man öffnete die Tür, die Bolschewiki drangen herein, riefen die Familie zusammen, und während ein Teil uns Revolver vor die Stirne setzte, durchwühlte ein anderer das Haus von oben bis unten nach Waffen und Kugeln, fand rein gar nichts, fand wohl anderes, Kleinodien, Kostbarkeiten, ‚bleibende Andenken', und wie der Wind, so wie sie hereingefahren, fuhren sie wieder hinaus.

Mehr aber als der ganze geräuschvolle Überfall verblüffte uns ein anderes:

Als uns die Bande ihre Schießeisen an die Stirne hielt — die Dienerschaft hatte man wohlweislich ungeschoren gelassen —, stand Fjodor uns gegenüber, gemächlich an einen Türpfosten gelehnt, mit gekreuzten Armen, doch nicht mehr verschlafen, die kleinen blauen Augen waren weit und rund geworden wie gläserne Murmeln, sein breiter Mund hatte sich zu einem tiefbeglückten Lächeln gespalten, alle Zähne wies er, stark und stattlich, fähig, einen Knochen mühlos kurz und klein zu malmen. Wütend ob diesem seligen Grinsen, ob dieser Gelassenheit vor dem, was seiner Herrschaft widerfuhr, ob dieser plumpen jungenhaften Freude warf ich ihm vernichtende Blicke zu; doch dies berührte ihn gar nicht, im Gegenteil, sein boshaftes Vergnügen steigerte sich, immer weiter mühte sich der Mund, bereit, das ganze Gesicht bis zu den Ohren zu sprengen. Und damit nicht genug, machte er, als die Matrosen wie blutige Teufel zum Hause hinausfuhren, linksum kehrt, schloß er sich den dunklen Brüdern an, ging er, der einzige von unsern Leuten, offen zum Feinde über.

‚Das hast du nun von deinem Fjodor!' sagte ich zu Peter.

‚Mir unbegreiflich', murmelte er.

‚Das ist doch klar!' entgegnete ich heftig. ‚Dieser Fjodor ist nicht nur dumm, faul und verschlafen, sondern auch böse!'

‚Und trotzdem — ich kann es nicht glauben —'

‚Ach, du! Wirst du es endlich glauben, wenn er mit dem Gesindel zurückkommt und dich und uns alle über den Haufen schießt!?'

Peter ging wortlos hinaus. Wir schüttelten nur die Köpfe; wir hatten auf Fjodor nicht geschworen; wir waren Verwandlungen gewohnt, der Krieg und die Umwälzung hatten uns manches hinzugelehrt, auch in diesem Lande, wo man auf Überraschungen zeitlebens gefaßt war.

Zwei Tage waren vergangen. In der Nacht zum dritten mußte sich Fjodor wieder eingestellt haben. Ich erschrak ordentlich, als ich ihn am andern Morgen auf der Stiege traf.

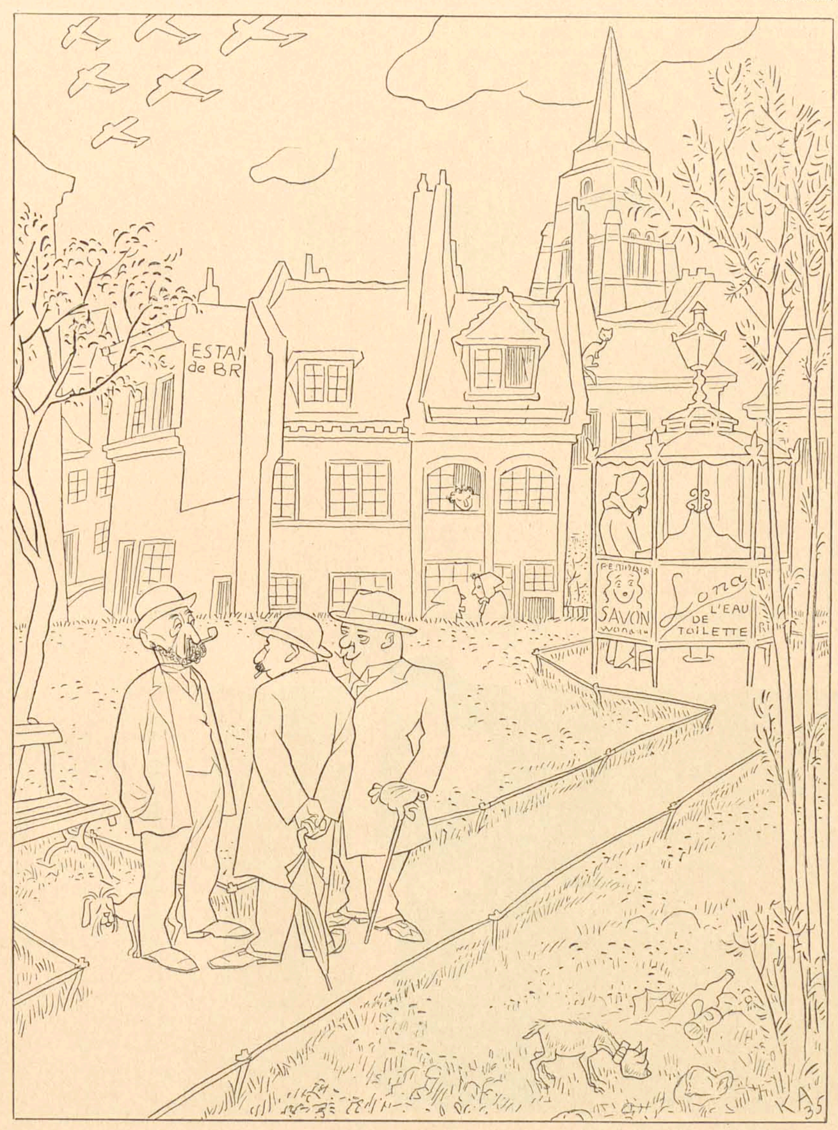
‚Wo ist der Schlüssel zum Weißzeugschrank?' frug er bestimmt. Ich nestelte den Schlüssel vom Bund. Widerstand wäre sinnlos gewesen, Fjodor brauchte nur ein halbes Dutzend Matrosen von der Straßenecke zu holen, und ich hätte mehr als einen Schlüssel auszuliefern gehabt.

Fjodor entfernte sich mit dem Schlüssel nach oben zum Weißzeugschrank. Inzwischen verständigte ich meine Familie, um gemeinsam mit ihr die wertvollsten Stücke des Haushaltes heimlich beiseitezuschaffen. Wir gingen daran, bereits aber kam Fjodor zurück und erkundigte sich, ein damastenes Tischtuch auf der flachen Hand, nach den dazu passenden Mundtüchern. Ich händigte sie ihm aus. Dieser Halunke! Sonst war ihm nie eingefallen, zu einem

(Schluß auf Seite 125)

C'est la politique!

(Karl Arnold)



„Monsieur Hitler will doch Frieden mit uns! Warum verhandeln unsere Minister lieber mit den Russen, als mit den Deutschen?" – „Frankreich braucht keine Friedensfreunde, Monsieur, sondern Hilfsvölker!"

Die klösterlichen Devisen-Schiebungen

(Olaf Gulbransson)

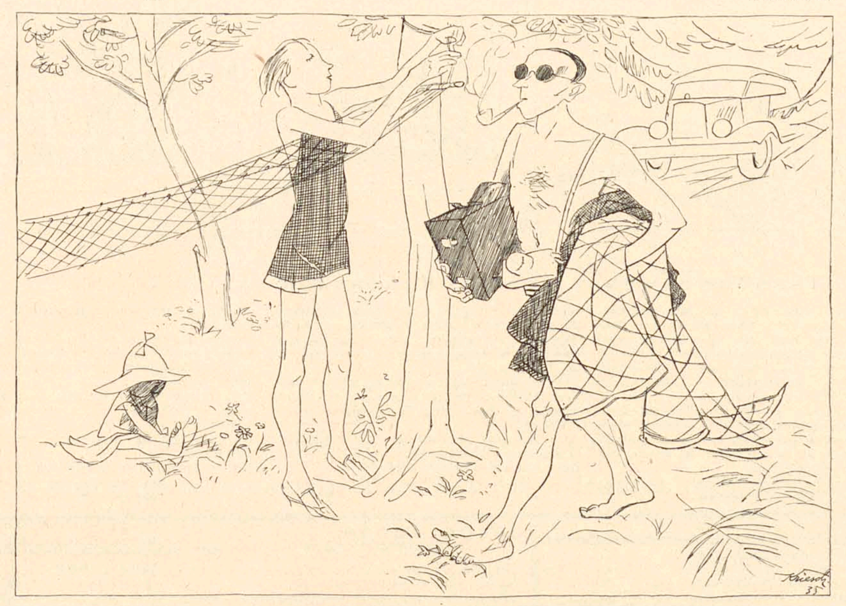


„Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen!“

(Matth. 6, 19)

Teleologie

(Rudolf Kriesch)



„Ist das nicht merkwürdig, Wolfgang? Meistens wachsen die Bäume so weit voneinander entfernt, daß man genau eine Hängematte dazwischen knüpfen kann . . .“

Fjodor der Faule

(Schluß von Seite 122)

Tischtuch die passenden Mundtücher zu suchen, jetzt entwickelte er mit einmal Geschmack.

Indessen erschien er schon wieder.

‚Den Schlüssel zum feinen Geschirr, wenn ich bitten darf!‘

Ich lieferte ihn aus.

Und nach einer Weile: ‚Den Schlüssel zum Silber und Kristall!‘

Ich verabfolgte auch den, und Fjodor schleppte Beuge auf Beuge in die Küche hinab, wo man ihn klirren und scheppern hörte. Dann kam er wieder.

‚Darf ich die Herrschaften in die Küche bitten?‘

Wir folgten ihm stumm, ratlos, was er uns zu melden habe: Weitere Plünderung, Beschlagnahme des Hauses und des Vermögens, unsere Verhaftung?

In der Küche erstreckte sich eine gewaltige Tafel, gedeckt mit unserem damastenen Tischtuch, mit unseren seidenen Mundtüchern, geschmückt mit unserem blitzenden Kristall, mit unserem funkelnden Silber, erstreckte sich eine Tafel, wie wir sie nur bei hohen Besuchen zu richten pflegten, erstreckte sich von einem zum andern Ende, Stühle von unserem Gesellschaftszimmer standen herum, kurz, die Tafel war bestellt, wie sie sonst zu bestellen Fjodor niemals imstande gewesen war. Unsere sonstigen Bedienten waren nicht anwesend, Fjodor hatte sie, wie wir später erfuhren, auf ihre Kammern geschickt, Fjodor hatte die Tafel ganz allein besorgt. Aber wozu?

‚Darf ich die Herrschaften bitten, Platz zu nehmen?‘ sagte Fjodor nicht ohne Feierlichkeit.

Wir ließen uns nieder. Was sollte die kahle Pracht?

Fjodor zog Anrichtetischchen aus der Speisekammer hervor, und die Tischchen, wir trauten unseren Augen kaum in dieser Zeit des Elends und des Hungers, strotzten von Platten mit kalten Fleischschnitten, Wursträdchen, von Schalen mit saftigen Salaten, von Flaschen mit auserlesenen Weinen und Körbchen mit knusperigem Brot.

Und Fjodor sagte: ‚Darf ich die Herrschaften bitten, meine Gäste zu sein?‘

‚Aber, Herr Fjodor‘, sagte ich gereizt, ‚darf ich Sie zuvor um Auskunft bitten, was dies alles zu bedeuten hat?‘

‚Bitte, langen Sie zu und fragen Sie nicht. Hernach werde ich Ihnen schon Rede und Antwort stehn, und dann sagen Sie doch alle wie bisher Fjodor zu mir.‘

Wir griffen zu, wir fragten nicht mehr, schier ein wenig hastig griffen wir zu, mehr als der Anstand vertrug, aber von solchen Dingen hatten wir schon über ein Jahr nichts mehr genossen, in dieser elenden Zeit hätte uns schon ein reines Schwarzbrot köstlich gedünkt. Wir langten zu, tüchtig zu, sahen allmählich zuversichtlicher aus, kosteten auch von den Weinen, und der schillernde Saft löste die Zungen; wir begannen heiter zu blicken, unsre seltsame Lage zu belächeln; auch über Fjodor lächelten wir, der sich als Hausherr fühlte, keineswegs Platz nahm, vielmehr mit Platten, Schüsseln und Flaschen immer bereitstand und uns, was zuvor nie sein Amt gewesen, die fettesten Bissen vorlegte und, als der Magen dem Mund den Gehorsam versagte, uns sanft und tröstlich überredete, und als wir sattsam genährt und getränkt waren, feierlich sein Glas erhob und das Wohl der Herrschaft ausbrachte.

‚Aber Fjodor, lieber Fjodor‘, sagte mein Bruder, ‚nun sag bloß, wie du in diesen Zeiten zu all den Herrlichkeiten gekommen bist?‘

‚Oh, es war nicht leicht, mein Herr‘, erwiderte Fjodor. ‚Zwei volle Tage mußte ich mit den Schuften von Matrosen herumziehn, bis ich das Nötige beisammen hatte, doch es hat sich gelohnt.‘“

Gebet um Wachstum

Gib, daß ich Tand nicht scheine,
wenn golden ist der Grund.
Schaff in mir das Herz, das reine,
und einen schweigsamen Mund,

deß' Worte nicht sollen fliegen
wie Wellenschaum im Meer:
wenn tief auch die Anker liegen,
das Schiff schwankt hin und her.

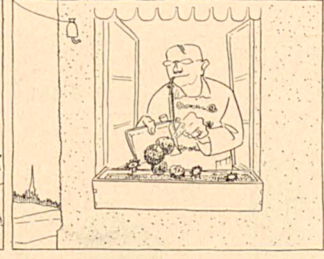
Und gib mir einen neuen,
gewissen, wissenden Geist.
Ich will mich seiner freuen,
des Lichts, das Leben heißt.

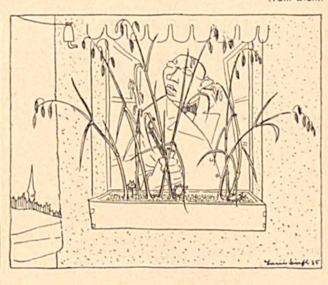
Maria Daut

Das Resultat

(Toni Bichl)







Theodor gewöhnt sich das Rauchen ab

Von Fritz A. Mende

Mein Freund Theodor wollte sich das Zigaretten-Rauchen abgewöhnen. Einen ganzen Tag über redete er dicke Töne: „Ich will doch mal sehen, ob ich mich nicht beherrschen kann" — „Man ist doch schließlich kein Kind mehr" — „Sinnloses Verpaffen" — „Nur Nervosität" — „Man braucht das nicht". Na, und so weiter . . .

Am nächsten Tag bemerkte ich schon, daß seine Beherrschungsgründe nicht mehr ganz fest standen. Er bemühte sich nämlich bereits, seine ideale Haltung materiell zu unterbauen, er sprach sich sozusagen selber gut zu.

„Täglich rauche ich für 1 Mark Zigaretten", sagte er beschwörend, und obwohl er sich mit seiner Rede an mich wandte, merkte ich doch, daß er zu seinem eigenen alten Adam sprach. „Das macht im Monat 30—31 Mark. Bitte! Damit kann ich fast die Miete bezahlen. Im Jahr sind das 365 Mark!" Ein weinerlicher Klang kam in seine Stimme. Meinen Einwurf, daß es in Schaltjahren sogar 366 Mark seien, überhörte er.

„365 Mark", sagte er noch einmal. „Das sind zwei Maßanzüge, wie sie der Prince of Wales nicht vorbildlicher trägt. Aber überlege dir nur", fuhr er fort, „in fünf Jahren macht das eine Summe von..." Hier entstand eine kleine Pause. Vielleicht war es Schreck über die Höhe der Summe, vielleicht konnte Theodor auch nicht so schnell im Kopf rechnen.

„In fünf Jahren macht das 1825 Mark, stell dir das vor . . . Dafür bekomme ich ja ein Auto. Ach, ich könnte das Auto schon haben, wenn ich nicht so willensschwach gewesen wäre und das Geld nicht in blauen Dunst hätte aufgehen lassen!"

Ich nickte und zündete mir eine Zigarette an. Theodor durchbohrte mich mit einem bösen Blick und ging.

Aber am folgenden Tag kam er wieder. Bleich sah er aus. Als ich ihn nach seinem Befinden fragte, murmelte er: „Hätte nicht gedacht, daß es so schwer ist..."

Schließlich fragte er mich: „Hast du eigentlich schon mal Pfeife geraucht?" Ohne meine Antwort abzuwarten, kniete er sich in dieses Thema hinein. „Pfeife, das ist etwas Männliches, das gibt Profil . . . und billiger ist es bestimmt als diese Sargnägel!"

„Versuch es halt", warf ich ein.

„Ich habe mir bereits eine gekauft", sagte er stolz und zog ein wildledernes Futteral aus der Tasche. „Die beste, die ich bekommen konnte. In Whisky ausgekocht! Wird nicht heiß beim Rauchen!" Und er zog noch etwas Wildledernes aus der Tasche. Es war der Tabaksbeutel.

Liebevoll stopfte er den Pfeifenkopf voll Krüll. Fest drückte er ihn hinein, wie er es wohl bei anderen gesehen hatte. Dann zündete er die Pfeife an.

„Das schmeckt! So würzig . . . Wunderbar!" Triumphierend blickte er mich an.

Dann aber schweifte sein Blick ab.

„Suchst du vielleicht einen Spucknapf?" fragte ich freundlich.

Theodor sog hastig am Mundstück. Ein leises Gurgeln ertönte aus dem Pfeifenkopf.

„Wie ein Samowar", konnte ich mich nicht enthalten, festzustellen.

Plötzlich ließ Theodor die Pfeife auf den Tisch fallen. Im Gesicht sah er aus wie Kartoffelkeime im Keller.

„Darf ich mich mal einen Augenblick hinlegen?" stotterte er.

Ehe ich ihm mein Sofa anbieten konnte, schwankte er hinaus. Als er wieder hereinkam, bat er mich, Kaffee zu kochen. Ich kochte.

Theodor griff unterdessen verlegen nach einer Zeitung. „Diese Verkehrsunfälle", hörte ich ihn sagen. „Entsetzlich . . ."

„Tja, ein Auto ist kein reines Vergnügen", pflichtete ich ihm bei. „Da sparst du vielleicht fünf Jahre, um dir eins zu kaufen, und in den ersten fünf Minuten ist es hin . . ."

Theodor badete sich förmlich in meinem Trost. „Wozu braucht man im Jahr zwei Maßanzüge. Ich möchte gar nicht der Prince of Wales sein . . .", bemerkte er — eigentlich ohne Zusammenhang. „Na, und die Miete", fuhr er nach einer Weile des Besinnens fort, „die kann ich schon immer noch bezahlen, auch wenn ich rauche!"

Ich grinste in den Spirituskocher hinein.

Dann tranken wir Kaffee.

Ich bot Theodor eine Zigarette an. Er nahm sie gerührt. Es hätte mich nicht gewundert, wenn er gesagt hätte: „Du bist ein guter Mensch . . ."

Als er mich verließ, hatte er rote Wangen und sah überhaupt wieder wie ein richtiger Theodor aus.

Die in Whisky ausgekochte Tabakspfeife hat er bei mir liegen lassen. Ich rauche ab und zu sehr gern Pfeife . . .

Junge, Junge!

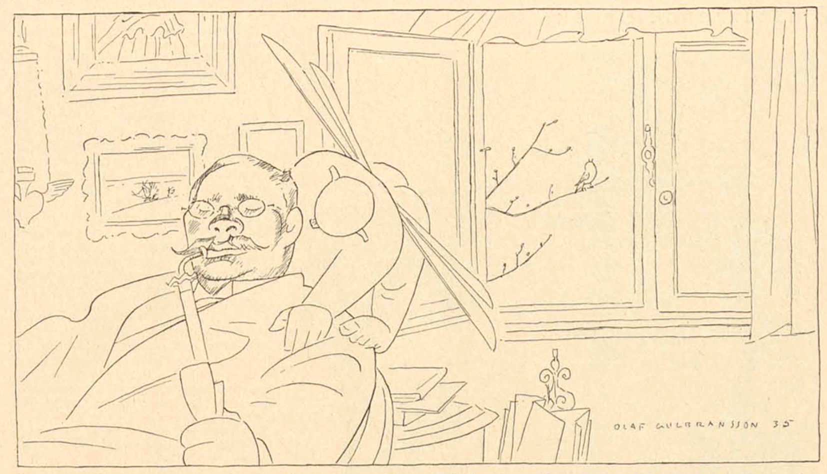
(Josef Sauer)



„Wat, 'n Ring willste dir an 'n Finger tätowier'n lass'n? Nee — wenn wa so protzich ufftret'n, jeht da janze Steuernachlaß in die Binsen!"

Seltsame Krankheit

Zweites Schuljahr. Ein kleines Mädel kommt mit stark verwickeltem Hals zur Schule. Da fragt die Lehrerin: „Was hast du denn?" Rasch antwortet die Kleine: „Ich glaube, bei mir sind die Rosinen geplatzt." — „Rosinen geplatzt?" — „Ja, es war was vom Kuchen!" — „Da hast du wohl geschwollene Mandeln?" — „Ja, so was war's", sagt strahlend die Kleine.



Heruntergeschnitten!

In einem Aufsatz über „Luther auf der Wartburg" erzählt ein Kind über die von ihm vorgenommene Verwandlung seines Äußeren: „Auf der Wartburg ließ sich Luther seine Tonsur herunterschneiden."

Erziehung zur Logik

Neulich, an einem regnerischen Nachmittag, begegnete ich auf der Straße einer Mutter mit ihrem kleinen Jungen. Sie kamen eben aus dem Hause, und da das himmlische Naß in recht ergiebiger Menge herabtroff, spannte die Mutter ihren Schirm auf. Sie bedeutete ihren Sprößling, daß er mit seinem Kinderschirm dasselbe tun solle, aber dieser weigerte sich standhaft. Schließlich wurde die Mutter ärgerlich und sagte: „Für was meinst du denn, daß es regnet, wenn du deinen Schirm nicht aufspannst?"

Was ein Wein wert sein kann

Zwei Winzer kosten einen Wein. Da sagt der eine: „Na, Hannes, wie gefällt der deß Weinche, was ka mer dafor krische?" Drauf der andere: „E Verteljohr!"

Aus Westfalen

Zu einem als Original bekannten westfälischen Wirt kommt ein fremder Gast und bestellt sein Essen. Da der Wirt gerne wissen möchte, was der Mann für einen Beruf hat, fragt er ihn danach.

„Ich bin Zahnarzt", erklärt der Gast. „Ich will mich nächstens hier niederlassen und den Leuten die Zähne ziehen und was so dazu gehört."

„Sau", sagt der Wirt nur. „Tiänne wost du trecken." Und dann fährt er bedauernd fort: „Da wiste woll nuok viäl dreuget Braut iäten möten."

„Trocken Brot", fragt der Zahnarzt. „Wieso trocken Brot? Haben die Leute denn hier so gute Zähne?"

„Dat nich", meint der Wirt, „aber an de Ennepestrote wiärt de Tänne nich utgetrocken, do wiärt se utgeschlohn."

Vorteil

Die Wiener Börse steht faul, oberfaul. „Wenn das noch so weitergeht", stöhnt der Makler Mückenfett, „wird bald meine Einkommensteuererklärung richtig sein!"

Einstürzende Brücke

(A. Kubin)



Elefant und Frauenschuh / Von Änne Lais

Es ist schade, daß die sonderbarsten Abenteuer oft gerade den Leuten passieren, die nichts damit anzufangen wissen. Wenn man ihnen dann in aller Freundlichkeit klarmachen will, daß sie einem einigermaßen vernagelt vorkommen, bequemen sie sich meistens noch nicht einmal zu Einsicht und Dankbarkeit, sondern sie erklären einem in aller Schlichtheit, daß man selber der Einfaltspinsel wäre — und schließlich steht man da und hat einen Freund weniger.

Auf diese unwürdige Weise bin ich gestern meinen alten Freund und Schulkameraden Otto losgeworden, Otto, mit dem man so schön wandern konnte, mit dem ich die halben Nächte zu verschwatzen pflegte, und der immer Zeit und Geduld für mich gehabt hat — bis ihn eines Tages die Leidenschaft packte und er mit Leib und Seele Botaniker wurde. Gewiß, ich habe ja gar nichts gegen einen netten Blumenstrauß — aber wie Otto die Sache betreibt, der haufenweise das unansehnlichste Grünzeug zusammenschleppt und tagelang zu Hause darüber herumhockt — da kann ich mit dem besten Willen nicht mit. Und nun hat er gestern von mir verlangt, ich soll es interessanter finden, wenn man im Wald irgendein seltenes Pflänzchen findet, als wenn einem plötzlich ein ausgewachsener Elefant gegenübersteht!

Tatsächlich, das ist ihm passiert. Er war eine Woche durch den Thüringer Wald gestreift, botanisierend natürlich, das will ich ihm gar nicht weiter übelnehmen. Da suchte er nun seltene Blümchen und fand einen Elefanten und war nur verärgert darüber. Er hätte mir noch nicht einmal etwas davon gesagt, wenn ich nicht zufällig bei ihm ein Bild gefunden hätte! — . . . also ein Bild, auf dem man meinen guten Otto etwas schlapp an dem Stamm einer Buche kleben sieht, von dem aus er den hohläugigen Blick bescheiden, aber durchaus furchtlos auf den Betrachter heftet, während neben ihm säulengleich zwei dicke Elefantenbeine aus dem Boden ragen und sich über ihm bedrohlich ein gekrümmter Elefantenrüssel schwingt!

„Menschenskind, Otto!" rief ich, „seit wann montierst du denn? Das ist ja famos gemacht!"

„Ach was — montieren!" sagte Otto nur, „das hat man in der Gegend wahrhaftig nicht nötig, das wächst da alles wirklich so!" — Er wühlte in seinen Aufnahmen herum. „Sieh mal her, dieses Aconitum, diese Aquilegia! So was suchst du bei uns vergebens auf den Wiesen!"

„Laß mich in Frieden mit deinen Aco und Aqui! Was ich hier sehe, ist ganz leicht auf deutsch zu sagen: Herrn Otto Richert nämlich, umrankt von einem Elefanten!"

„Ausgerechnet das hast du gegriffen?" sagte Otto enttäuscht. „Ja, das war ein ganz drolliger Zufall . . ."

Ich blickte ihn erwartungsvoll an; aber er schwieg und kramte in seinen Bildern. — „Nun bitte, was sagst du zu diesem Cirsium! Prachtvolle Staude, wie? Es war leider noch nicht in Blüte; die Dinger werden ganz riesenhaft, kann ich dir sagen!" — Und ich mußte das Bild einer stachligen Distel betrachten.

„Ganz nett", meinte ich, „aber findest du den Elefanten nicht auch einigermaßen riesenhaft?"

„Den kann ich für ein paar Groschen in jedem Zoologischen Garten besehen", sagte Otto verdrossen, „und jedenfalls paßt das Biest da absolut nicht hin. Stell dir vor, daß ich unter dem Bauch dieser alten Elefantenkuh hindurch einen herrlichen Blick auf die Wartburg hatte! Verrückt, wie?" — Und er wollte das Bild in den Kasten werfen.

„Also, mein lieber Otto, ich sehe mir keines deiner niedlichen Bildchen mehr an, ehe du mir nicht haarklein und wahrhaftig erzählst, wie du zu dem Elefanten gekommen bist!"

„Wenn du dir das noch nicht einmal selber denken kannst! Ausgerückt war er natürlich; irgendwo in der Gegend trieb sich ein Zirkus herum! Komisch war nur, daß er mir mit auf das Bild gekommen ist, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte. Ich war schon den halben Tag in der Landschaft herumgerannt, ohne etwas Gescheites zu finden, weder zum Photographieren noch für das Herbarium — also ich war recht verdrießlich. Außerdem hatte ich mich verlaufen; mein Magen knurrte, die Zunge hing mir aus dem Halse vor Durst, und da wurde ich sentimental und fand, daß nun die Zeit für meine erste Selbstaufnahme gekommen wäre. Natürlich funktionierte der Auslöser erst nicht, die Sonne wollte auch gerade hinter einer dicken Wolke verschwinden — ich wußte gar nicht mehr, wo mir der Kopf stand. Ob es da im Wald so nebenbei ein bißchen knackt und kracht, das hört man dann gar nicht. Aber ich kam dann doch eben noch vor meinen Hintergrund; die Sonne war wirklich so freundlich, die paar Sekunden abzuwarten — also die Sache hatte geklappt, und ich wollte meinen Apparat einpacken. Da sehe ich erst das dicke Vieh! Einen kleinen Schreck kriegst du dann ja doch! Und als es Anstalten machte, mir ganz friedlich meinen Hut abzunehmen, habe ich mich sachte hinter den Baumstamm verzogen. Gott sei Dank kam auch gleich der Besitzer angerannt, und mit dem schaukelte der Elefant dann eiligst ab. Ein paar Minuten später fand ich ein Cypripedium! Eine Orchideenart, weißt du, Frauenschuh genannt. Aber so was von Größe siehst du kaum bei denen in den Gewächs-

Landregen

Jedes Blatt ist murmelnd naß,
Der See wie Silber so blaß.
Aus des Himmels gewaltig gewölbtem Faß
Rinnt Regen ohne Unterlaß.

Und die Wege, sumpfig getränkt,
Und die Grashalme, windgeschwenkt,
Und die Blumen, die Köpfe gesenkt,
Und die Sträucher, struppig verrenkt,
Und die Frösche, trommelnd im Baß,
Sind triefend und tropfend naß.

Georg Britting

Blumenorakel

(Paul Scheurich)



„Geht's nicht auf, dann bin ich zu Tode betrübt! Geht's aber auf, dann ist es einfach eine Gemeinheit, daß er nicht da ist!"

häusern! Dabei sollten die Dinger doch schon längst abgeblüht sein!"
„Das kann ich mir für umsonst in jedem Botanischen Garten ansehen", sagte ich, „so ein Gewächs paßt da doch absolut nicht hin!"
Da hat Otto mich mit lauten Worten einen verständnislosen Esel genannt, und ich habe mich nicht gescheut, ihn platterdings für verrückt zu erklären. Es war aus . . .

Aber heute frage ich mich ernsthaft: muß man die Elefanten wirklich erst so gründlich verachten lernen, damit sie einem im Thüringer Wald begegnen?

Seufzer

Der Vater ging mit dem Sohn durch das Museum.
Vor einer griechischen Skulptur blieb der Sohn stehen.
„Vater, eine Frage!"
„Welche?"
„Warum wird der Sieg immer als Frau dargestellt?"
Der Vater seufzte: „Das wirst du erst verstehen, wenn du einmal verheiratet bist."

Nach Tisch

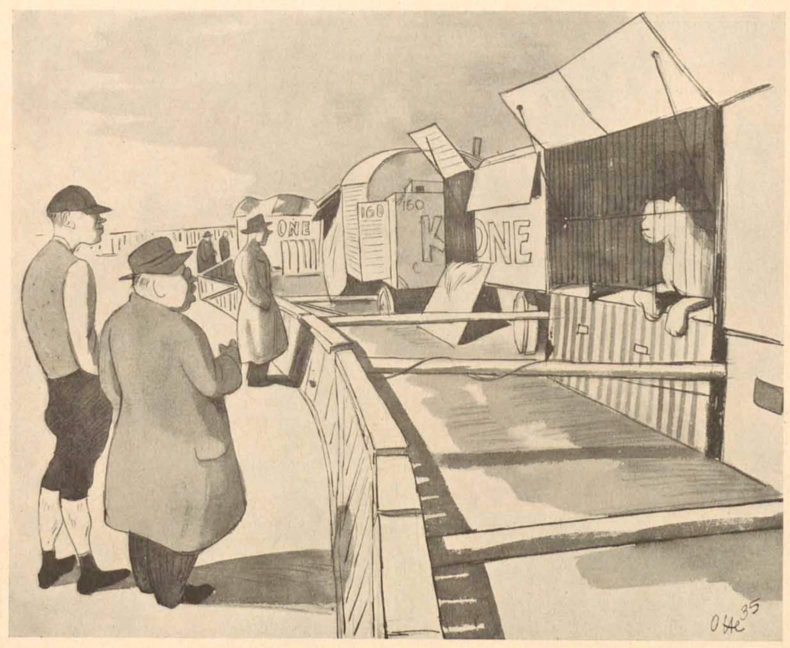


„Wahnsinnig, heute noch Walzer zu tanzen!“ — „Picasso soll auch nicht mehr kubisch malen.“ — „Einstein hält fest an seiner Formel.“ — „Aber den Arbeitern sollte man helfen, Vorträge halten und so.“ — „Übrigens, waren Sie bei Rudolf Steiner?“ — „Aber Kinder, zu Dombrowski müßt ihr gehen! Die neuen Sommermodelle: blendend!“ — — —

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11 Fernsprecher 296 456, 296 457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 • Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München. DA. 13 225 IV. Vj. • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Grenzen der Dressur

(Otto Herrmann)



„Zur Fütterung wird natürlich nur frisches Fleisch verwendet." — „Freili, freili . . . daß de Viecher aa no Konservenbüchs'n aufmach'n, waar do z'viel verlangt!"

Der Kondolationsbrief

Eine von Frau Emmas vielen Spezialitäten waren die Kondolationsbriefe. Sie besaß dafür — ebenso wie für Gratulationen, zu Geburten, Familienfesten, Jubiläen und zum neuen Jahr — bestimmte gleichartige Formeln, die sie nur leicht zu variieren pflegte. Ihre Einteilung für Beileidsschreiben war: Briefe beim Tod durch Krankheit, durch Unglücksfälle, durch Selbstmord, durch fremde Gewalttat. Die Untergruppen waren nach Geschlecht, dem Alter und der Vermögenslage getrennt. Alle Vorlagen hatte sie in Kuverts gepackt, denn ohne Kuverts gab es für sie keine Ordnung. Sie hielt sich eines für gebrauchte Briefmarken, eines für Menüs, eines für Tischkarten, eines für Witze, die man erzählen, und eines für solche, die man nicht erzählen konnte. Sogar für den Glücksklee, den sie mit Eifer suchte, war ein besonderer Briefumschlag in ihrem Schreibtisch vorhanden.

Als nun Frau Rose-Marie Krömelbein aus ihrem sie nicht sehr liebenden Bekanntenkreise durch einen Automobilunfall gerissen wurde, geriet Frau Emma, trotzdem sie einen Entwurf für Kondolationen bei Automobilunfällen vorrätig hatte, darum in schwere Verlegenheit, weil Rose-Marie Krömelbein dicht vor der Scheidung gestanden hatte, die nur durch ihre hohen Forderungen bisher unmöglich gewesen war. Frau Emma konnte darum weder damit beginnen, daß sie Herrn Krömelbein mitteilte, der Tod träte rasch den Menschen an, noch mit der von ihr auch sehr gern angewandten Versicherung, daß alles wohl getan sei, was Gott tue. Also schrieb sie nur: „Seien Sie überzeugt, lieber Herr Krömelbein, daß mein Mann und ich die Gefühle durchaus verstehen und teilen, die Sie beim Tode Ihrer Frau bewegen!"

Das war doch sehr taktvoll. Trotzdem erwiderte Herr Krömelbein diesen Brief nicht und brach den Verkehr mit Frau Emma nebst Gemahl ab. Sie hatte nämlich aus Versehen die Kondolationskarte in das Kuvert mit dem Glücksklee gesteckt, ohne den Inhalt zu bemerken. Herr Krömelbein fand diese Anspielung bei dem traurigen Ende seiner Gattin mit Recht roh und beleidigend.

Lieber Simplicissimus!

Ein süddeutscher Dichter hat eine große und hartnäckige Verehrerschaft. Da läßt es sich nicht vermeiden, daß ihn besonders Begeisterte auch in seiner Behausung aufsuchen.

Meist ist er nicht da.

Dann führt die Hausdame den Besuch durch die Räume, mit leicht tremulierender Stimme erklärend: „Hier ißt der Dichter! — Hier arbeitet der Dichter! — Hier schläft der Dichter!" usw., usw.

Eines Tages bleibt am Ende der Führung ein Besucher sinnend vor einer Tür stehen, die zu einem kleinen Kabinett führt, und fragt mit ersterbender Stimme: „Und hier?"

Er hat keine Antwort bekommen.

*

Der Fleischermeister B. besucht seinen Rechtsanwalt. Bei dem hängt hinter dem Schreibtisch die Reproduktion eines antiken weiblichen Torsos.

Die Augen des Wackeren bleiben sinnend daran hängen. Endlich sagt er in leicht bedauerndem Ton: „Daß Sia als jonger Mann a Weibsbild an d' Wand hänge, kann e verstehe — aber worom bloß a Bruschtstückle?"

*

Der Lehrer frug: „Max, gibt es sonst noch was, das ebenso groß ist wie das Weltall?"

„Ja!" sagte der Max.

„Was denn?" frug der Lehrer erstaunt.

„Meinem Vater seine Unterhosen. Wenn die Mutter sie flicken tut, dann sagt sie immer: ‚Ach, du lieber Gott, da findet man weder Anfang noch Ende!'"

Nervös

„Ja, liebe Frau, wenn Ihr Mann wirklich so übernervös ist, wie Sie schildern, dann müßten Sie sich eben von ihm trennen!"

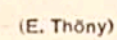
„Na — so nervös ist er nun schließlich doch nicht!"

Fundstück

Als Vertreter des Herrn Dr. K..... führe ich die Praxis in den alten Räumen weiter. Bin zu jeder Zeit unter Fernruf 1234 für sämtliche großen und kleinen Haustiere zu erreichen.

Tierarzt Dr. W...
1. Assistent am Tierärztl. Institut.

Zum Wahlsieg der Sudetendeutschen



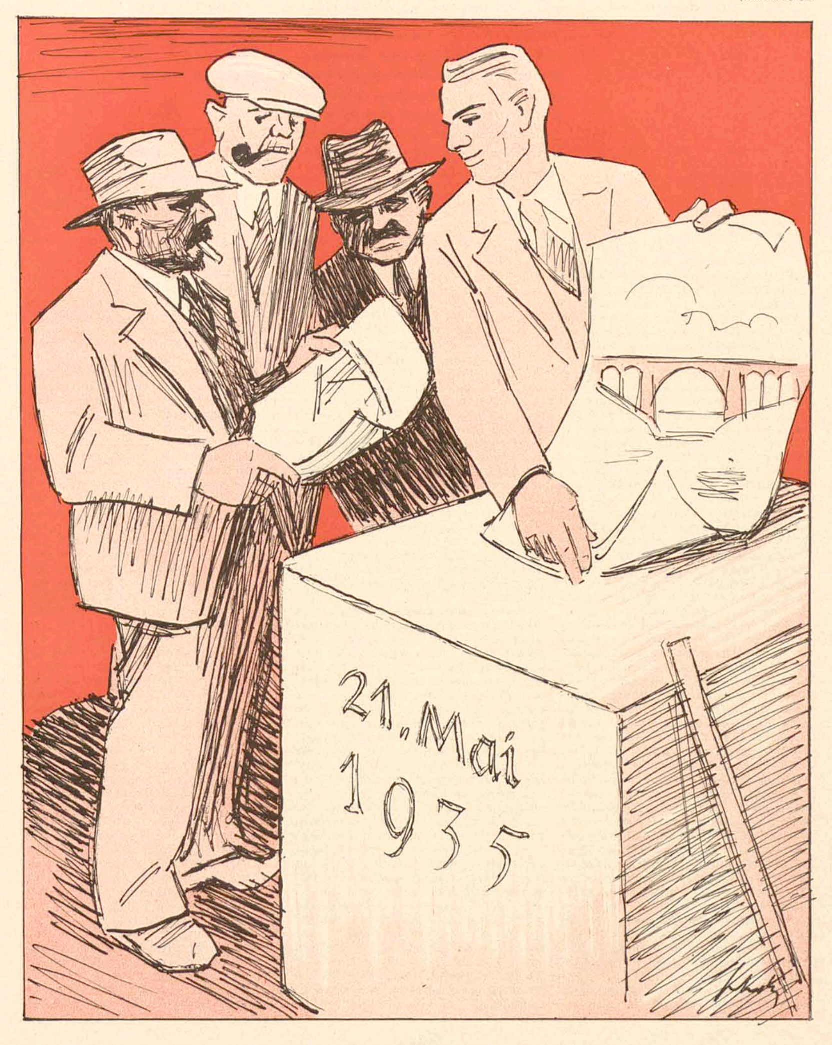
„Was uns nicht umbrachte, hat uns stärker gemacht. Und diese Stärke wollen wir jetzt freudig in den Dienst unseres Staates stellen!“

München, 16. Juni 1935 Preis 60 Pfennig 40. Jahrgang Nr. 12

SIMPLICISSIMUS

Die Brücke

(Wilhelm Schulz)



Der Grundstein ist gelegt. Gebe der Himmel, daß die Ingenieure untereinander einig werden und daß nicht wieder „keiner des anderen Sprache vernehme“ wie anno dazumal in Babel!

Gesang der Olympiakämpfer

Kränzet die Stirnen! Salbet die Glieder!
Tönet neu, olympische Lieder!
Es gilt das Wagnis, die rettende Tat!
Erkämpfet dem Morgen die goldene Saat!
Leuchtender Puls in den Adern brennt.
Jugend von Hellas sich neu erkennt.
Geschlechter vergehen, das Leben dauert.
Es lebe der Geist, der die Zukunft mauert!

Götter Griechenlands, seid zugegen,
gebet dem Tage die Weihe, den Segen!
Dann schnelle die Sehne, fliege der Ball,
spanne der eherne Muskel sich prall!
Teilet, Götter, mit uns das Spiel,
eilet mit uns zum blinkenden Ziel,
hebt uns hoch vom Staube der Erde,
helft, daß das Spiel zum Gleichnis werde!

Helfet, daß es der Jugend gelinge,
daß sie das Übel der Tage bezwinge!
Bannet die Angst, die die Welt umwittert,
wehret dem Tod, der die Erde durchzittert!
Des Menschen Geist um Rettung schreit.
Laßt uns den Arm sein, der ihn befreit
aus Fallen, die er sich selbst gestellt –
Jugend der Völker, rette die Welt!!

Rolf Grashey

König der Kuren / Von Edmund Hoehne

Auf List zwischen Nordsee und Watt gab es die Dünenkrankheit, am Schwarzen Meer Sumpfpsychose, in den Karpathen Bergwahnsinn, überall da, wo in weiter Öde viel Postendienst und wenig Schießen auf die Soldatenseele lauerte, lastete. Aber das war im Grunde trotz blutiger Schlachten, kühner Ritte, verwegener Fliegerkämpfe im einzelnen der Sinn des Gesamtringens geworden, das Warten auf den Nervenzusammenbruch des Feindes. Es war ein Irrtum, zu glauben, daß im Trommelfeuer des Westens erschöpfte, verschüttete, zermürbte Krieger auf einsamen Feldwachen des Ostens sich erholen würden. Im Gegenteil: Die Dämonen der Weite und der zu Steppen der Zeit aufwuchernden Wochen fanden nur einen um so willigeren Geist, ihnen in ein nächtliches Land jenseits der Düna und des Deutschtums zu folgen, und krallten sich unterm zerschrammten Stahlhelm fest. Es war manchmal nicht der Kosake, der Feldgraue nach Sibirien verschleppte, als die russische Front zerfiel.

—. Da hielt ein Feldwebel Wacht bei Selini in Livland, fischte im Jägel, ritt durch die Birkenhaine, durch dunkle Tannenwälder und hielt Verbindung mit den Ulanen, die zum Peipussee vorstießen, und den Stäben in Mitau und Riga. Es war ein verantwortungsvolles Nichts, was er zu tun hatte. Als er für sich und seine zwei Leute genug Pökelfleisch und Salzgemüse, das die in Waldverstecke geflüchteten Letten vor Russen wie Preußen vergraben hatten, zählte, sichtete er die unverzehrbare Beute, die daneben lag: Bibeln, Kalender, Grammophonplatten, Bilder, Gesangbücher, die spärliche Kunde vom Lettentum der Vorkriegszeit. Die Bibel hatte der protestantische Pfarrer aus dem Deutschen übertragen; die Nationalhymne des Spielapparats stammte aus dem Bildungsverein der Rigaer Vorstadt und kam durch wandernde Studenten und Agitatoren zu den fernen armen Bäuerlein der Einzelhöfe, verloren unter der unbestrittenen Gewalt der grünen Horde uralter Nadelhölzer, die Livland beherrschten, klein, demütig, unwissend.

Es war Sommer 1918 mit weißen Nächten; ein spätes Abendrot war eins mit Morgenfrühe. Zum aberhundertsten Male schnarrte der Blechtrichter:

> Deews, swehti Latwiju,
> Muhs' dahrgo tehwiju!
> Swehti jel Baltiju,
> Ak, swehti jel to!

Der Feldwebel verstand jedes Wort, ohne je einen Letten gehört, je ein Lehrbuch gelesen zu haben. Lag doch vor ihm die lettische Bibel, summte doch noch die Religionsstunde vom kaiserpreußischen Lehrerseminar mit dem pensionierten Pastor als Ersatzpauker in seinen Ohren: „Wohl dem, der nicht wandelt im Rate der Gottlosen —." „Rascher, Bellmann, Sie haben wohl nicht gelernt? Gottes Wort ist jetzt wichtiger als das knappe Brot." „— noch tritt auf den Weg der Sünder, noch —." „Setzen! Sitzen, wo die Gottlosen sitzen! So geht's nämlich weiter. Drei bis — vier! Mit solchen Gesellen kann kein Volk durchhalten!"

—. Was war nicht alles auswendig gelernt worden! Bibel aufschlagen: die Ziffern des Luthertextes sind dieselben. Jesaja 8, Vers 5, Römerbrief 4, Vers 3, alles liegt wohlgeordnet im Gehirn; Wort für Wort der lettischen Sprache ist bald rekonstruiert; ein Winter, ein Lenz, ein Sommer ging darüber hin. Jetzt liest er fließend die heimlich verteilten Werbekalender: „Gott segne Lettland, unser teures Vaterland." Denn „Deews" ist „Gott", ist urverwandt mit dem „Deus" der Römer, mit „Diwas" des Sanskrit. Er vernimmt, daß die Letten das reinste urarische Blut Europas darstellen; ihre Sprache ist im Kern älter als jede andere der indogermanischen Stämme. Man kann die ewigen Gespräche vom Kemmel, von Verdun, vom Lazarett nicht mehr ertragen; dann schon lieber diese Vorträge voll Halbwissen und Vereinspatriotismus, die einen gar nichts angehn; lieber diese neuen, fremden Lieder als wiederum „Puppchen", als ständig: „In der schönen, in der neuen, in der grauen, in der neuen, in der schönen, neuen, grauen, in der Felduniform . . ." Die Tür des Gehöfts steht offen; dennoch ist man gefangen, schlimmer als in Spandau. Zellenangst!

—. Im Oktober 1918 hing sich der Meldegänger an einer Kiefer auf: Kopfschuß vor Reims und Wälderkrankheit! Anfang November fiel der Putzer durch eine wieder vordrängende Russenpatrouille. Im Dezember trat der Feldwebel in ein Freiwilligenregiment der Letten ein. Zuerst lachten die Rigenser über seine tote Grammophonsprache, aber nach vier Wochen reckte und dehnte sie sich; nach einem Vierteljahr war sie lebendiger und lettischer als das deutschrussisch übertünchte Stadtidiom der Nationalgardisten. Nach wenigen Monaten wies er als Staatskommissar die Wünsche der deutsch-baltischen Landeswehr recht schroff zurück, trotzdem sie unter seinem Befehl die Bolschewiken geschlagen hatten, ohne sie kein Lettland bestände. Seine Muttersprache verstand er nur noch mühsam; das war keine Verstellung, sondern ein Nervenreflex, den sein kranker Wille nicht mehr beherrschte. Er erwies sich als brauchbarer als mancher spröde Rekrut aus Turkaln oder Salit an der Aa; er bekam ein Patent als Hauptmann Belmanis und hielt in Kursen der Militärakademie die Fähnriche an, das reine bäuerliche Lettisch der Reformationszeit an Stelle des verstädterten Mischrigensisch von 1900 zu sprechen; Herkunft verpflichte. Es wehte noch zuviel Kasernen-, Klubzimmer-, Zelt- und Unterstandsbrodem durch den jungen Staat.

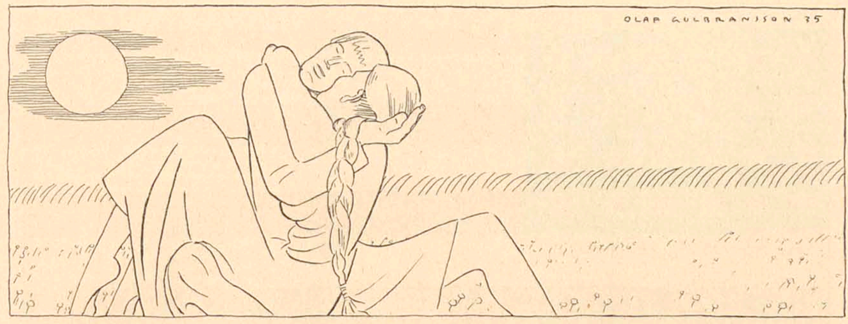
—. Da bekam er den Befehl, mit zwei Kompagnien drei armselige Fischerdörfer am Kurischen Strand zu besetzen. Dort hatte sich ein greiser Sippenkönig geweigert, die lettische Staatshoheit anzuerkennen, weil der Stamm der Kuren älter als der der Letten sei, ihre Sprache näher am Quell des Sanskrit läge. Er besaß die Handschrift einer kaum begonnenen Bibelübertragung von 1600 (aus der Hand eines deutschen Pastors) ins Alt-Kurische. Auf dies Manuskript hatten noch nicht hundert Getreue den Huldigungseid geleistet; mehr „Kuren" gab es nicht mehr.

—. Der „König" war rasch verhaftet. Aber Hauptmann Belmanis wurde hintersinnig. War die Herkunft der Kuren ungültig gegenüber dem Recht der Letten, so war auch die „Herkunft" der Letten gleichgültig gegenüber der Art „des späten Misch-

(Schluß auf Seite 137)

Im Kornfeld

(Olaf Gulbransson)



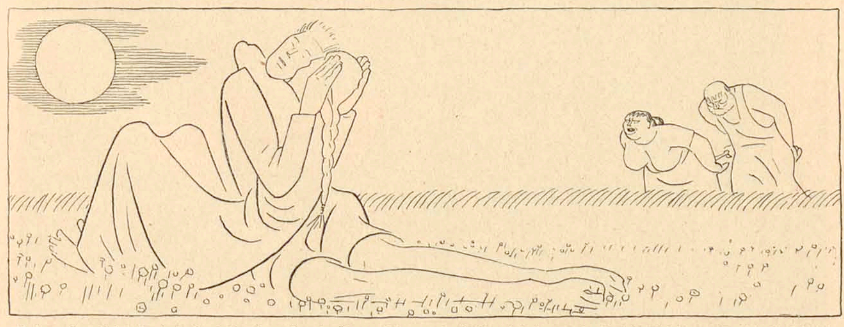
Josef sitzt am Rande des Kornfeldes, da, wo die ersten Ähren sprießen. Seine Beine hängen im Straßengraben, der mit gelbem Löwenzahn und blauem Gundermann übersät ist. Der Mond steigt langsam auf. Im Kornfeld wispert ein Vogel. In der Nähe ein kleines Haus. Die Tür geht sachte auf, ein Mädchen huscht herbei. Springt in den blumenbestickten Graben, setzt sich in die Ähren, legt den Kopf in Josefs Schoß. Die Locken fallen vornüber. Josef greift links und rechts Mohnblumen und läßt die roten Blütenblätter auf den weißen Nacken tropfen. Josefa, das Mädchen, hebt langsam den Kopf. Ihr Blick ist unergründlich. Sie zieht sich an dem Geliebten hoch, umklammert seine Schultern und stammelt mit glühendem Atem:

„Ich bin verrückt — — —!"



Josef sitzt am Rande des Kornfeldes, da, wo die ersten Ähren sprießen. Seine Beine hängen im Straßengraben, der mit gelbem Löwenzahn und blauem Gundermann übersät ist. Der Mond steigt langsam auf. Im Kornfeld wispert ein Vogel. In der Nähe das kleine Haus. Die Tür geht auf, eine ziemlich behäbige Frau kommt. Sie bleibt am Rande des blumenbestickten Grabens stehen und schüttelt mißbilligend den Kopf.
„Josefa", sagt der Mann Josef, „Josefa — weißt du noch? — — — Damals? — — — Komm, laß uns träumen! Leg noch einmal deinen Kopf in meinen Schoß. Laß deine Locken vornüberfallen. Ich greife dir links und rechts Mohnblumen und lasse die roten Blütenblätter auf deinen weißen Nacken tropfen — — — komm!"
Josefa, die Frau, hebt langsam den Kopf. Ihr Blick ist unergründlich. Sie zieht den Mann hoch, gibt ihm einen ärgerlichen Puff zwischen die Schultern und raunzt:

„Du bist verrückt — — —!"



Ein junger Mann sitzt am Rande des Kornfeldes, da, wo die ersten Ähren sprießen. Seine Beine hängen im Graben, der mit gelbem Löwenzahn und blauem Gundermann übersät ist. Der Mond steigt langsam auf. Im Kornfeld wispert ein Vogel. In der Nähe das kleine Haus. Ein Mädchen huscht herbei. Springt in den blumenbestickten Graben, setzt sich in die Ähren und legt den Kopf in den Schoß des Geliebten. Die Locken fallen vornüber. Der Jüngling greift links und rechts Mohnblumen und läßt die roten Blütenblätter auf den weißen Nacken tropfen. Josefine, das Mädchen, hebt langsam den Kopf. Ihr Blick ist unergründlich. Sie zieht sich an dem Geliebten hoch, umklammert seine Schultern und — — —
In diesem Augenblick öffnet sich die Tür des kleinen Hauses zum zweitenmal. Josef und Josefa, die Eltern Josefines, erscheinen. Sie entdecken die zwei im Kornfeld, teilen nach links und rechts Ohrfeigen aus und sagen wie aus einem Munde:

„Ihr seid verrückt — — —!"

kasper kitt

Der Oberste Gerichtshof gegen Roosevelts N.R.A.-Code

(E. Schilling)

„Nun, wenn mein N.R.A.-Code verfassungswidrig ist, dann ist eben die Verfassung in diesem Punkte lebenswidrig!"

König der Kuren

(Schluß von Seite 134)

volks der Deutschen". Die angebliche Gewaltherrschaft der Eroberer begann doch erst mit der Aufsegelung Livlands durch die Hansa und den Deutschen Orden im zwölften Jahrhundert. Wo war denn vorher Kultur und Größe reinen Lettentums gewesen? Unterdrückung zarten Wesens durch rohe Kräfte?

Er hielt eine Rede in der Akademie, die ihm den Abschied einbrachte. Das hatte er auch so gewollt. Er wünsche dem Staate der Letten aus ehrlichem Herzen Glück, Frieden und Gedeihen; aber er hoffe heimzukehren in sein eigenes Vaterland. Er fühle, daß seine wissenschaftlichen Kenntnisse nicht ausreichten, die künftigen Führer Lettlands historisch zu belehren. Möge ihm nachfolgen, wer sich für berufener halte. Er erbat als letzte Anerkennung für seine Tapferkeitsmedaille und seine Wunde im Kampf gegen bolschewistische Mordbrenner die Freilassung des alten Kurenkönigs, die bereits Genf empfohlen hatte. Er gab ihm die Hand: „Staat ist Verpflichtung und Schicksal, aber nicht Eigenbrötelei."

Dann fuhr er in die pommersche Heimat. Er war wieder gesund und damit deutsch geworden. Das Irrsein des in Kriegswäldern Abgeschlossenen war gewichen. Statt der offenen Zelle der Feldwacht umfing ihn die Weite seines Volks; seine Augen wurden wieder hell, und er sah deutsches Wesen, kein Gefangener mehr, sondern frei. Es wurde Friede, langsam und stockend, aber Friede dennoch. Die Zeit der Kurenkönige ging vorbei. Mit Riga behielt er gute Freundschaft; seine Liebe aber galt den Seinen.

Kleine Bemerkungen

Das geistige Gebiet ist das einzige, auf dem ohne Not Ersatzstoffe bevorzugt werden.

*

Von einem Ehrenmann das Ehrenwort verlangen, ist unnötig; von einem andern es fordern, töricht.

Lieber Simplicissimus!

„Welche Fähigkeit schätzen wir an den Menschen am meisten?" fragt der Lehrer.
„Die Zahlungsfähigkeit", antwortet der Sohn eines Bankiers.

*

An der Leipziger Straße in Berlin steht ein Straßenhändler und verkauft Zündhölzer.
„Fünf Schachteln nur zehn Pfennig!!!"
„Ich möchte gerne eine Schachtel, aber nur eine."
„Wenn Sie im Detail kaufen wollen, so müssen Sie zu Tietz gehen."

*

„Herr Wirt, können Sie mir diesen Wein empfehlen?" frug der Gast und deutete auf den allerbilligsten Wein, der auf der Weinkarte zu finden war.
Erwiderte der Wirt: „Wenn es unbedingt sein muß: ja!"

*

Willi ist geimpft worden.
Daheim erzählt er später: „Und dann hat mich der Doktor tätowiert!"

Wer du auch bist . . .

Von Erich Otto Funk

Wer du auch bist, ob Knecht, ob Kaiser,
du bist von vielem Werk umhegt,
das dich, wie starker Stamm die Reiser,
geduldig durch die Tage trägt.

Denn wenn du früh die Augen weitest,
wenn du zu Mittag lobst das Licht
und abendlich dich müd entkleidest,
du lebst durch die erfüllte Pflicht

der Brüder, die im Dunkeln dienen
mit ihrer Hände hartem Schlag
dem Gang der rasenden Maschinen
auf hoher See und unter Tag.

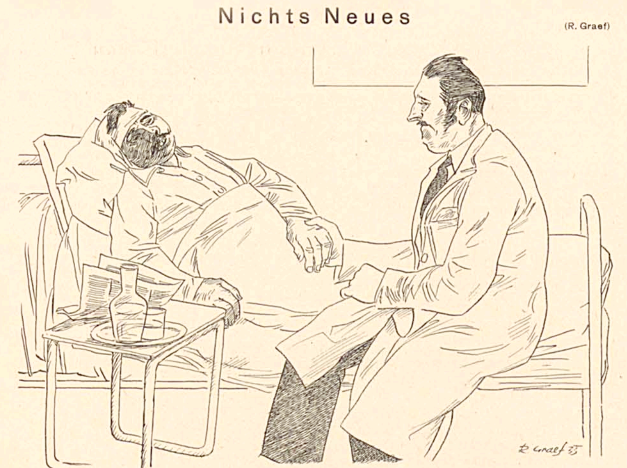
Das Los des Herings

(K. Rössing)



Nichts Neues

(R. Graef)



„Geduld, Verehrtester, Geduld! Sie sind halt keiner von den Jüngsten mehr." — „Sehgn S', Herr Dokter, akrat dös nämliche sagt mei' Frau aa!"

Das Maß ist voll / Von Fritz A. Mende

Die ganze Zeit über, die ich Thea kenne, erzählt sie mir immer wieder von den schönen Jahren, da sie noch in die Schule ging — in keine gewöhnliche Schule, so wie sie in den Städten stehen, mit Milchglasfenstern und vier Stockwerken, nein, Thea hat Glück gehabt. Sie war in einem Landerziehungsheim. Einen großen See gab es dort — und Beerensträucher und Apfelbäume und Bootsfahrten, und Theater wurde gespielt, und am Donnerstag gab es immer Leipziger Allerlei, und jeden Sonntag gab es Pudding mit Stachelbeerkompott.

Diese kleine Welt zwischen See und Wiese, nein, sie war keinesfalls vergleichbar mit dem, was später geschah, als Thea in die große Stadt kam, als es keine Bootsfahrten mehr gab und keine kichernden Freundinnen, als gar niemand sagen wollte: „Grüß Gott, Fräulein Thea, wir haben schon lange auf Sie gewartet!"

Das heißt: zuerst, da hatte manches noch recht rosarot ausgeschaut, zum Beispiel, als Thea dem Herrn Schauspieler Abendroth (er hieß mit Vornamen übrigens Rodesius — ob er wirklich so hieß . . . jedenfalls nannte er sich so) den „Zauberlehrling" von Goethe vorsprach und Herr Abendroth mit vor Bewunderung angenehm zitternder Stimme von einem ganz ungeheuren schauspielerischen Talent redete, und daß er eine solche natürliche Begabung selbstverständlich mit Freuden ausbilden würde (gegen angemessenes Honorar, versteht sich).

Der Unterricht wickelte sich dann so ab, daß Herr Rodesius Abendroth im Ohrenbackenstuhl saß, Kaffee trank und zuhörte, wie Thea irgendeine auswendig gelernte Rolle aufsagte. Manchmal schmetterte er ein sonores „Atmen!" dazwischen, oder „Es klingt nicht . . ." (wie wohltönend er doch das Wort „klingt" aussprechen konnte), aber im übrigen wartete er nur auf das Honorar, das Thea nach Schluß der Stunde auf einen Zinnteller im Korridor zu legen hatte (man durfte es ihm beileibe nicht in die Hand drücken). Auf diese Weise bildete er eine Anzahl von Schülerinnen aus („Meine Studentinnen . . .", pflegte er zu sagen), verhieß ihren ungegorenen Träumen goldene Wirklichkeiten und zog ihnen den letzten Pfennig aus der Handtasche, bis auch die Dümmste merkte, daß sie nicht nur um ihre Zukunft, sondern auch um ihre Gegenwart betrogen worden war.

Rodesius Abendroth war die erste Enttäuschung, die Thea in der großen Stadt erlitt. Aber kaum hatte sie die hinter sich, da standen schon eine Menge anderer bereit, die — wie es Thea nachher erschien — nur darauf warteten, an die Reihe zu kommen. Hintereinander ragten sie ins Morgen und Übermorgen wie auf die Schmalseite gestellte Dominosteine. Mit Rodesius Abendroth war der erste Dominostein umgefallen, und alle dahinter Stehenden mußten nun mit.

Ich will diese Enttäuschungen nicht alle aufzählen. Eine hieß: Ich — werde — Verkäuferin (dazu war Thea schon zu alt), eine zweite: Ich — lerne — schneidern (dazu war Thea zu langsam), eine dritte hieß Theodor (dazu war Thea zu gläubig). Aber von all diesen Dingen spricht Thea nicht. Sie spricht von der kleinen Welt zwischen See und Wiese, in der die Mädchen nicht „Danke" sagten, sondern „Schrilleboll", in der man im Chor „Öngelöng-göng-göng" sang, wenn man jemanden verspotten wollte, eine Welt, in der Pudding mit Stachelbeerkompott das Herrlichste und Unkrautrupfen das Häßlichste war.

Stundenlang kann Thea davon erzählen, wie das damals war, zum Beispiel als die Dorfburschen nachts einen Maibaum vor das Landerziehungsheim gesetzt hatten, und wie ihn der Herr Direktor wutentbrannt und eigenhändig umgehackt hatte.

Thea erzählt auch jetzt noch von diesen Dingen — obgleich ich weiß, daß ihr Jubel nicht mehr echt und das Paradies der Erinnerung seit einer Woche zu einer Enttäuschung geworden ist, zu einem umgeklappten Dominostein, einem in der langen Reihe. Vor einer Woche waren wir nämlich zusammen in jenem Ort, in dem früher einmal das Landerziehungsheim gestanden hat, jawohl früher . . .

Zwar das Haus ist noch da, auch der Park und die Beerensträucher. Auch Kinder sind viele dort — nein, es sind doch keine Kinder, es sind verzerrte Spiegelbilder von Kindern, Spottgeburten . . . und Nonnen bemühen sich um sie. Ein Blödenheim ist aus dem Landerziehungsheim geworden. Man kann wohl sagen, daß Theas Erinnerungen allen Glanz verloren haben. Und eigentlich bin ich ja schuld, denn ich habe Thea überredet, mit mir hinauszufahren. Sie wollte zuerst nicht. Sie wußte wohl, was auf dem Spiele stand.

Nun tut sie, als ob alles noch so wäre wie früher, als ob sie keine Kinder gesehen hätte mit Riesenköpfen, ohne Hälse, mit verbogenen Blicken. Und dies in einer Landschaft, die solchen Wesen nicht gewachsen ist, die so sonnig und sauber ist, daß wirklich nur Liebliches darin atmen sollte.

Nun ist Thea fast allein, auch der schönste Teil der Jugend ist von ihr gegangen. Nur ich bin noch da. Plötzlich bin ich für jemanden verantwortlich. Aber es ist schwer, wenn man um die Verantwortung weiß. Da schwankt man zwischen eitel und feige, und man möchte kein schlechter Mensch sein und ist doch einer. Und wenn mich Thea jetzt ansieht, dann scheinen ihre Augen zu fragen: „Wirst du nun auch bald umfallen, du Dominostein . . ." Dann schäme ich mich. Und diese meine Scham tritt zwischen uns. Denn wenn ein Mensch sich vor dem anderen schämt, dann können sie nicht zusammen bleiben. Aber das ist auch nur ein Argument meiner Feigheit . . .

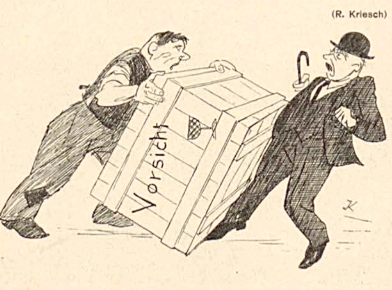
Lieber Simplicissimus!

Der Matthias ist ein ganz passabler Bursche, aber nach einem guten Essen tut er regelmäßig ziemlich ungeniert ein paar Rülpser oder „Kopper", wie man in seiner Gegend sagt. Auf der Hochzeit seiner Schwester benimmt er sich besonders toll. Der Pfarrer nimmt ihn deshalb beiseite und führt ihm, mit leichtem Kummer in der Stimme, zu Gemüte, wie unanständig so etwas sei. Da macht der Matthias einen treuherzigen Augenaufschlag und sagt: „Sia hen sicher recht, Herr Pfarrer, aber was oiner durch dia Kopper an Anstand verliert, gwennt 'r an Gsondheit."

*

Auf dem Wege von Sexten nach Innichen im Pustertal begegnet mir ein Junge zu Rad, der anscheinend etwas sucht. Er fragt: „Habn Sie kain Pfächd gäsähn?" Ich frage: „Ein lediges Pferd?" — „Nain", sagt er, „ain vahairatets; es is a jungs dabai!"

(R. Kriesch)





Fundstück

Aus dem „Reichenbacher Tageblatt und Anzeiger":

Zum Muttertag empfiehlt in großer Auswahl: Teppichkehrmaschinen, Bohner-Mop Fuß-Abstreicher, Bürsten-Garnituren, Roßhaarbesen 1.85, Wäsche-Leine, Kämme, Gebiß-Bürsten usw. X. X., Roßplatz.

Auskunft

Es ist an einem Samstagnachmittag bei einem Friseur im Osten Münchens. Der ganze Laden ist, wie der Besitzer mit Befriedigung für sich feststellt, voll von Stammkunden. Außerdem sind noch drei fremde Männer da. Wer sie wohl sein mögen?, denkt der Meister für sich; es beunruhigt ihn etwas, daß er es nicht weiß, aber er tröstet sich damit, daß er es im Laufe eines Gespräches schon herausbringen wird.

Der erste der drei Fremden ist an der Reihe. Der Meister nimmt ihn selbst unter das Messer. Während er dickschaumig einpinselt, sagt er so ganz nebenbei: „Der Herr ist wohl fremd hier?" — Der Fremde: „Naa." — Der Friseur seift schaumige Wolken: „Aber doch nicht aus dieser Straße?" — Der Fremde: „Naa." — Der Friseur greift zum Messer und fragt überfreundlich, wobei sein vorheriges Hochdeutsch etwas dialektisch wird: „Ich hab' Ihna nämlich no' nie g'sehn. Sie müaßn no net lang in dera Gegend wohnen." — Der Fremde: „Naa." — Der Friseur während des Schabens: „Wo san S' denn nacha herkemma?" — Der Fremde brummt etwas Unverständliches vor sich hin, was „direkt aus Regensburg" heißen kann, aber genau so gut „des geht Eahna an Dreck an". Der Friseur hat wohl das letztere verstanden, denn er macht auf einmal ein beleidigtes Gesicht und rasiert stillschweigend zu Ende. Dann sagt er zum Nächsten: „Bitte." Es ist zufällig der zweite Fremde. Dieser setzt sich aber nicht auf den Stuhl, sondern stellt sich vor den Friseur hin, verbeugt sich kurz und sagt: „Erlauben Sie, daß ich mich der Einfachheit halber gleich vorstelle. Mein Name ist Georg Brandmiller, 46 Jahre, 4 Monate und 8 Tage alt, 1 Meter 72 groß, vollkommen gesund. In Nürnberg geboren, besuchte ich dort die Volksschule und 6 Jahre die Realschule, war dann 3 Jahre kaufmännischer Lehrling und 4 Jahre Verkäufer. 1910 machte ich mich selbständig. Im Krieg war ich von 1915 bis 1918 und brachte es bis zum Vizefeldwebel. Nunmehr wohne ich in der Rosenheimer Straße. Ich bin sehr glücklich verheiratet und habe zwei Kinder."

Dies alles sagt er fast in einem Atemzug unter großer Heiterkeit der Anwesenden. Dann setzt er sich vor den Spiegel.

Er und ebenso der dritte Fremde, der noch im Laden ist, wird unter großer Schweigsamkeit von seiten des Meisters rasiert.

Die Rache

(J. Oberberger)



„Schau rüber, die Margot tut, als ob sie uns nicht kennen würde." — „Tatsächlich! Da werde ich ihr morgen sagen, daß wir sie gar nicht gesehen haben."

Sicheres Zeichen

„An was willst du erkannt haben, daß unsere Köchin gestern betrunken war?"

„Erstens waren zwei Flaschen Wein leer, und zweitens saß sie am Tisch und strickte einen Pullover aus Spaghetti!"

Fahrt ins Blaue

(R. Kriesch)



„Siehst du, ich habe ja gesagt: nehmen wir die Badeanzüge mit!"

Anekdoten

In einer Gesellschaft äußerte sich Voltaire sehr abfällig über Shakespeare und tadelte, daß er die niedrigsten Charaktere auf die Bühne gebracht habe. Ein Engländer, der es hörte, meinte, daß diese doch außerordentlich natürlich und lebenswahr dargestellt seien.
„Verzeihung", erwiderte Voltaire, „mein Allerwertester ist auch natürlich — dennoch trage ich Hosen!"

*

Als Lord Chesterfield mit einem andern Herrn einen Hausflur passierte, fiel eine große Lampe, die dort hing und die in damaliger Zeit noch mit Öl gespeist wurde, dicht hinter Chesterfields Begleiter mit donnerndem Krachen nieder. Dieser erschrak tödlich und stotterte, am ganzen Leibe zitternd: „Mylord, um ein Haar wäre ich ein Kind des Todes gewesen." — „Nun", sagte Lord Chesterfield, indem er ruhig in seine Kutsche stieg, „Sie wären wenigstens nicht ohne letzte Ölung gestorben!"

*

Der berühmte englische Schriftsteller Pope (er war bekanntlich bucklig und von kleiner Statur) saß einst mit verschiedenen Freunden in einem Londoner Kaffeehause. Man debattierte immer heftiger und lauter über eine dunkle Stelle in einem lateinischen Klassiker. Ein junger Mann, der von einem Nebentische aus jedes Wort der Hitzköpfe vernahm, trat nach einer Weile bescheiden hinzu und machte darauf aufmerksam, daß man wohl einen guten und richtigen Sinn erhalte, wenn man zum Schluß ein Fragezeichen setze. Aber der eitle und aufgeregte Pope fuhr ihn heftig und höhnisch an: „Wissen Sie auch, junger Mann, was das ist, ein Fragezeichen?" — „O ja", sagte dieser ruhig, während er Pope von Kopf bis zu den Füßen maß, — „das ist ein kleines buckliges Ding, das unverschämt fragt."

Das verschrockene Kalb

Im allgemeinen stellt man sich vor, daß die Tiere nicht so empfindlich sind wie die Menschen mit ihrem hochentwickelten Nervensystem.
Aber — wenn so ein Rindvieh auch mancherlei vertragen kann, so soll man ihm doch nicht zu viel zumuten. Das tat unser Metzger. Als meine Frau ihm neulich Vorhaltungen machte, daß die Kalbsleber so dunkelrot ausgesehen habe, sagte er ganz treuherzig: „Da wird 's Kalb halt verschrocken sein beim Stechen!" — Kann man dem Kalb das verdenken?

Lieber Simplicissimus!

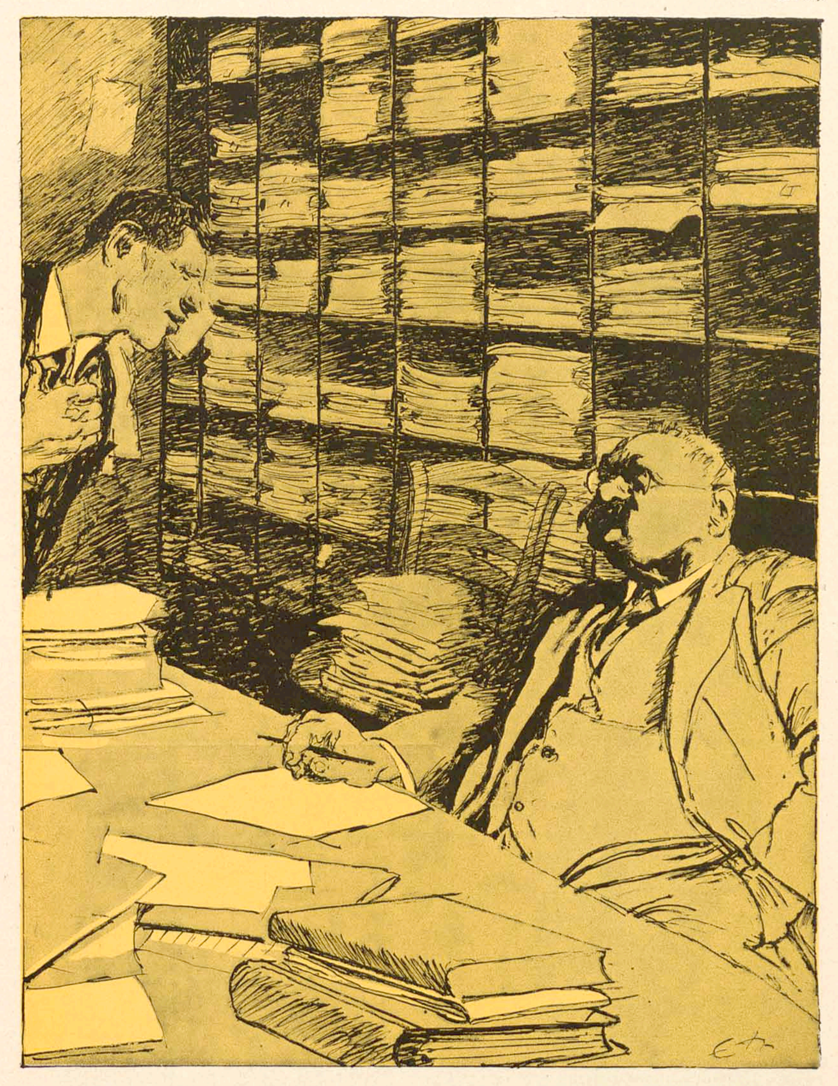
Unser alter Lehrer im Griechischen war ein leidenschaftlicher Jäger und Fischer. Und so fiel der „Uehm" denn immer aufs neue herein, wenn wir irgendein interessantes Thema über Jagd oder Fischzucht antippten; die geöffneten Schleusen seiner Beredsamkeit füllten dann gewöhnlich die ganze Stunde aus. Unser boshafter Klassenbuchführer fragte ihn einst nach Ablauf einer solchen Stunde: „Was soll ich denn jetzt ins Klassenbuch schreiben?" — „Na ja, schreib' ‚Wiederholung'", war die Antwort. „Das habe ich aber schon für die letzte Stunde geschrieben." — „Na, dann schreib' mal heute Repetition", quittierte der „Uehm" unter dem beifälligen Feixen der ganzen Klasse.

Wahres Geschichtchen

Ein Kriegerverein begräbt mit großem Gepränge einen Veteranen. Ich gehe mit dem vierjährigen Günter in der Nähe des Friedhofs spazieren. Die erste Ehrensalve wird abgefeuert. Günter horcht erstaunt auf, und ich erkläre ihm, daß man am Grab eines alten Kriegers schieße. Kurz darauf dröhnt die zweite Salve. Als es aber zum drittenmal vom Friedhof her kracht, schüttelt Günter gedankenschwer sein blondes Köpfchen und meint verwundert: „Na — kriegen se denn den gar nicht dot?"

Der gute Kerl

(E. Thöny)



„I hätt' a Kind zum anmeld'n." — „Also, Sie san der Vater?" — „Naa, der bin i net. Dös hot mei Braut von an andern." — „Ja, warum meld't dann net der Vater das Kind an?" — „Ja . . . weil halt i a Radl hob."

(Hilla Osswald)

Eine mißvergnügte Eisenbahntour

In der regierungstreuen Krakauer Zeitung „Czas“ erzählt ein Mitarbeiter:

Ein Sejmabgeordneter hat von einem Gutsbesitzer aus Ostpolen folgendes Beschwerdeschreiben erhalten:

Wenn das Budget des Eisenbahnministers zur Beratung gelangt, bitte ich, den Minister auf die in seinem Ressort herrschende Schlamperei aufmerksam zu machen. Von Rechts wegen müßte der Minister demissionieren. Mir ist nämlich folgendes passiert:

Ich war in Geschäften nach Wilna gereist, hatte nichts ausgerichtet (ich wollte in einer Bank eine Anleihe aufnehmen) und kehrte wieder nach Kobryn heim. Ich stieg in den Zug und mußte in Baranowicze umsteigen.

„Wann geht der Schnellzug?“

„In einer Stunde!“

Schön . . . Ich ging in den Wartesaal und aß dort Klopse mit Kraut, acht Dampfwürstchen, trank dazu etwas Bier und machte darauf ein Nickerchen.

Ich wachte auf . . . Alles um mich war still und leer.

„Wo ist denn mein Zug?“

„Oh, der ist schon vor etwa zwei Stunden abgegangen!“

„Wann geht der nächste?“

„In zwölf Stunden!“

Nun bin ich kein Mensch, der stumpfsinnig stillsitzt. Ich stieg also in den Zug, der nach Lida zurückfährt; dort kann ich nämlich in den Zug nach Brest-Litowsk umsteigen, und komme so mit einem kleinen Umweg nach Hause. Aber unterwegs in Wolkowysk spürte ich ein fürchterliches Brennen in der ausgetrockneten Kehle. Ich ging zum Büfett und trank ein Glas Grog. Ein Glas ist gar nichts, ich trank ein zweites . . . Ich schaute mich um und sah — Gott stehe mir bei! —, wie mein Zug still und heimlich wie ein Dieb das Weite suchte. Ich stürzte ihm nach, der Kellner hinter mir, hielt mich am Paletot fest und schrie mich an, ich solle erst bezahlen. Ehe er mir aber auf ein Fünfzlotystück herausgab, war der Zug fort . . .

„Wann geht der nächste?“

„In zwölf Stunden!“

Nun, ich bin keine Schlafmütze. Ich kenne den Spruch „Zeit ist Geld“. Glaubt jemand, ich werde hier wie ein Zaunpflock stehen und auf den nächsten Zug warten . . .? Ich nahm also den Zug, der nach Mostow zurückfährt, wartete dort, stieg in den nach Grodno abgehenden Zug um, wollte dort wieder warten, in den Warschauer Schnellzug krabbeln, in Bialystok in den Zug nach Brest-Litowsk umsteigen — und so schließlich, einen kleinen Bogen fahrend, nach Hause kommen.

Die Beine wurden mir vom Sitzen steif. In Czeremsza stieg ich aus, um mich auf dem Bahnsteig ein wenig zu ergehen. Ich ging auf und ab . . . Da hörte ich pfeifen! Schnell sprang ich in den Zug und streckte mich vergnügt auf der Bank aus. Es kam der Schaffner, ich zeigte ihm mein Billett — doch was war los? Er schüttelte den Kopf: „Sie sind falsch eingestiegen. Dieser Zug geht nach Warschau!“

Verfluchte Pest, da soll doch . . .! In Czeremsza hatten sich zwei Züge getroffen; in der Eile bin ich in den falschen geraten. Was nun?

„Fahren Sie bis Siedlce mit, da haben Sie den besten Anschluß“, rät der Schaffner.

Schön. In Siedlce stieg ich aus, ging zum Fahrkartenschalter, da stellte sich aber heraus, daß ich nicht genug Geld hatte. Ein anderer würde vor Wut heulen, aber ich habe meinen Kopf nicht nur, um den Hut draufzusetzen!

Für die Fahrkarte nach Kobryn reichte also mein Geld nicht, wohl aber, um noch bis nach Warschau zu kommen. Ich kaufte mir die Fahrkarte, wartete auf den nächsten Zug (der andre war schon wieder weg) und kam ganz verzweifelt und erschöpft in der Hauptstadt an. Sofort stürzte ich dort zu Bekannten: „Helft mir, meine Lieben! Ich bin in einer furchtbaren Klemme! Borgt mir etwas Geld! Ich schwöre euch, sofort, wenn ich nach Hause komme, verkaufe ich einen Morgen Land und gebe euch das Geld zurück!“

Ich bekam das Geld. Wir besuchten noch einige Bars, begossen — wie es sich geziemt — den Abschied, waren da und dort, bummelten durch die Chmielna, und dann ging's zum Bahnhof. Meine guten Bekannten setzten mich in den Zug, schärften mir noch ein, ja nirgends auszusteigen — na, und so langte ich glücklich in Kobryn an.

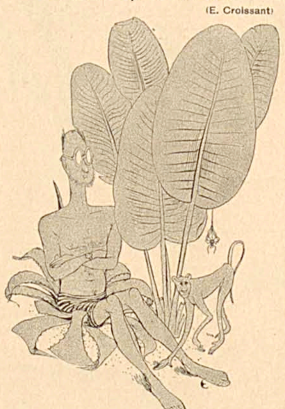
Meine Reise, die nach dem Fahrplan zehn Stunden beträgt, dauerte fünf Tage und acht Stunden und hat hundertdreiundachtzig Zloty gekostet. Ich frage den Herrn Abgeordneten, wäre so etwas möglich, wenn bei uns auf den Eisenbahnen „Poschundek“ herrschte!

Ich bitte Sie, Herr Abgeordneter, nehmen Sie sich meines Falles an, sprechen Sie ein energisches Wort mit dem Minister und machen Sie ihm eindringlichst klar, daß er sich um seine Reisenden in Zukunft etwas mehr kümmern sollte. Denn diese Zustände — sind einfach ein Skandal!

(Aus dem Polnischen von Dr. Poralla)

Das Experiment

(E. Croissant)



„Wollen mal sehen, was jetzt passiert! Ich als Vegetarier von einer fleischfressenden Pflanze verschlungen — im Interesse der Wissenschaft sei dieses Novum riskiert!“

Kleine Bemerkungen

Wenn einer „der Wahrheit die Ehre“ gibt, kann man mit Bestimmtheit annehmen, daß er sie ihr in der Regel nicht gibt.

*

Das Beste, was man vom Leben erwarten kann, kann man nur von sich selbst erwarten.

*

Plattfüße sind sehr peinlich; mit einem Plattkopf ist man schon gesellschaftsfähiger.

oha

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11 Fernsprecher 296456, 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● **Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 13225 IV. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Im Sommerabend … / Von Hermann Sendelbach

Im Sommerabend überm Tale sitzen,
Den Becher heben und ins Weite sehn,
Wenn drunten sanft verlöscht der Wellen Blitzen,
Die ersten Sterne durch die Wipfel gehn, –
Im Sommerabend überm Tale sitzen.

Es kommt die Schenkin, neu das Glas zu füllen.
Ich reich es ihr mit unbewußter Hand,
Seh dort die Hügel sich in Schatten hüllen,
Im Mond aufklaren weit des Flusses Band. –
Es kommt die Schenkin, neu das Glas zu füllen.

Mit einmal atmet Nacht, die stumme, tiefe.
Ich bin des hohen Gartens letzter Gast.
Vom Flusse raunt's, als ob ein Geist mich riefe.
Zum Glase greif ich in verwirrter Hast. –
Und nur die Nacht ist noch, die stumme, tiefe.

Bewegte Zeiten

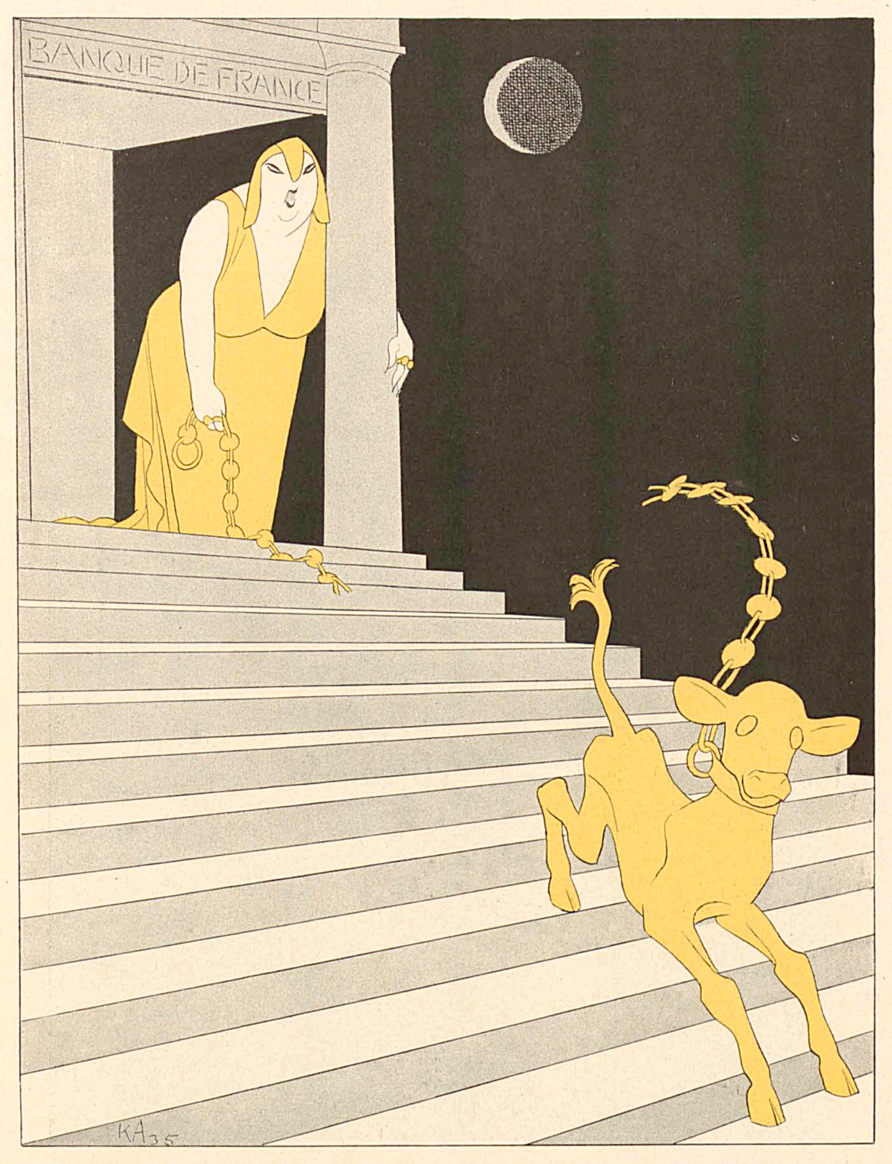
(Paul Scheurich)



„Nicht wahr, mon petit Deputé, es ist doch heute gar nicht so schwer, Minister zu werden?“ – „Das nicht, aber es zu bleiben!“

Frankreichs Gold reißt aus!

(Karl Arnold)



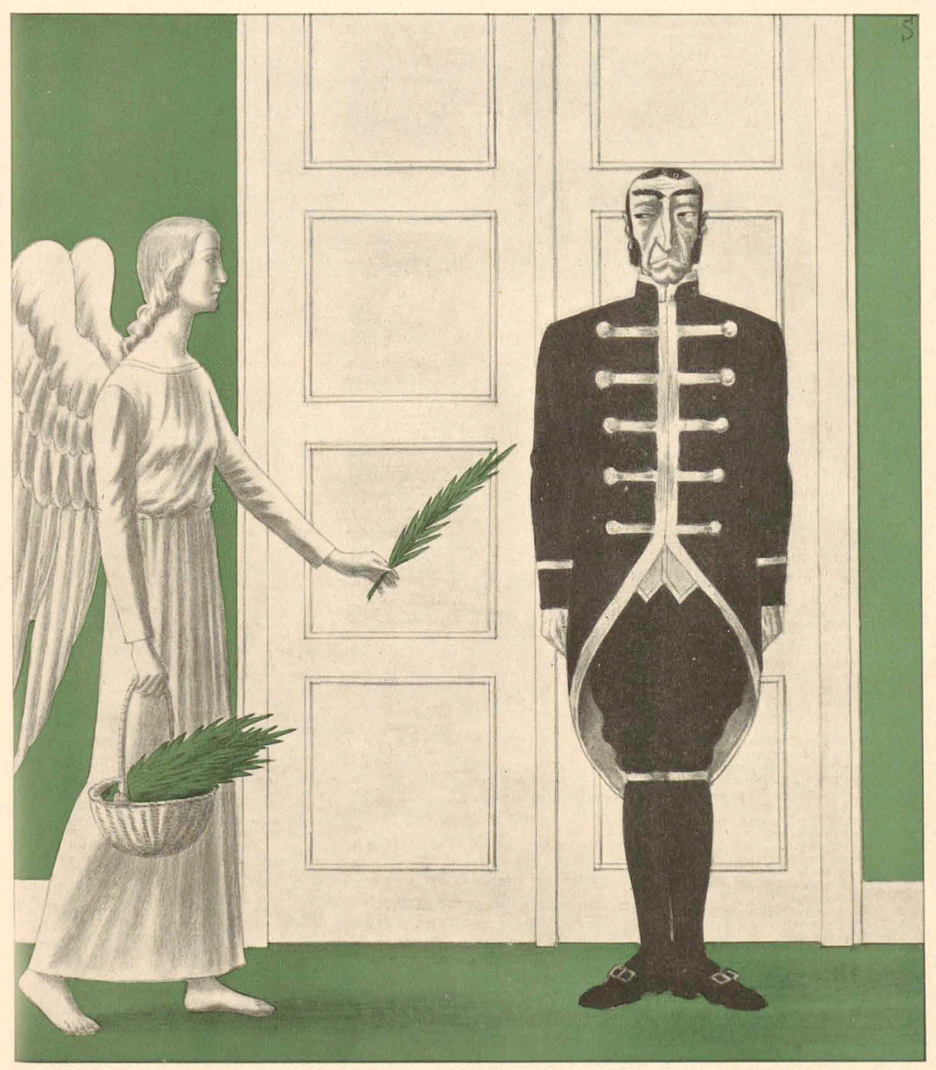
„Hilfe! Unsere wirtschaftliche Sicherheit braucht eine Stabilisierungskonferenz und einen Goldpakt!"

München, 23. Juni 1935 Preis 60 Pfennig 40. Jahrgang Nr. 13

SIMPLICISSIMUS

Segen des französischen Parlamentarismus

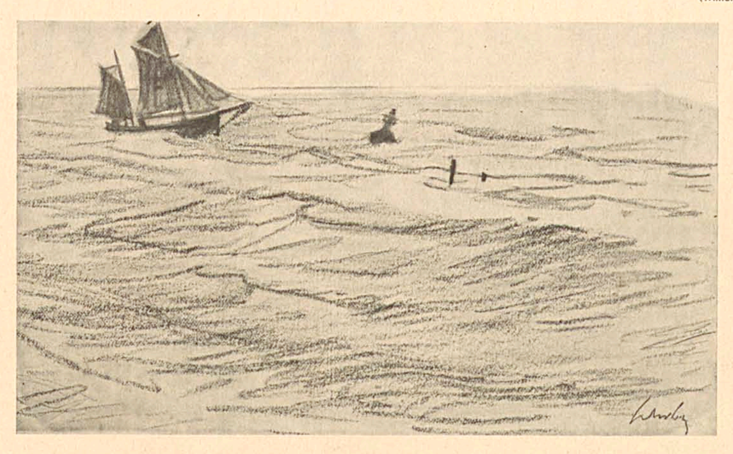
(E. Schilling)



„Nein, Madame! Wenn eine Regierung nicht weiß, ob sie morgen noch vorhanden ist, hat sie keine Zeit für Nebensächlichkeiten."

Heimkehr

(Wilhelm Schulz)



Der Familientag / Von Alfred Baresel

Einmal im Jahr, hat meine Frau gesagt, müssen wir die Verwandten zu uns einladen. Das gehört sich so. Es wird Tee und Sandwiches geben. Ich stehe in der Küche und helfe die Brötchen zubereiten. Ein hart gekochtes Ei in kleine Scheiben schneiden, die Scheiben zierlich auf dünne Weißbrotschnitten legen, das beruhigt. Ich bin in der Tat etwas aufgeregt, denn diesmal wird Kusine Lore dabei sein, die ich seit einundzwanzig Jahren nicht gesehen habe. Und Kusine Lore habe ich einmal bis zur Unvernunft geliebt.

Gut, ich will die Geschichte beim Eierschneiden noch einmal durchdenken. Vielleicht, daß ich sie dann endlich los werde. Dann will ich Lore ganz unbefangen gegenübertreten, wenn sie mit dem kleinen Rechnungsrat ins Zimmer kommt. „Guten Tag, liebe Lore", werde ich sagen. „Weißt du noch, wie wir damals in Paris zusammen waren? Oh, das war eine schöne Zeit, nicht wahr?"

Gewiß, zunächst war es wirklich sehr schön. Als Kusine Lore im Frühjahr 1914 nach Paris kam, wo ich damals studierte — ich sollte ein bißchen auf sie aufpassen —, da verliebte ich mich Hals über Kopf in sie. Lore schloß sich mir gern an, in der fremden großen Stadt, und wir wuchsen mehr und mehr zusammen. Wir wurden ein unzertrennliches Freundespaar und machten Pläne für die Zukunft.

Da kam die Sache mit George Deguille, die mich so viel Nervenkraft gekostet hat. Erst machte ich ihr lächelnd Vorwürfe, aber sie sagte, es sei ganz gefahrlos, und es sei nur die Atmosphäre dieser Stadt, die sie ein wenig verwirre. Aber meine Eifersucht wuchs und bereitete mir schlaflose, grüblerische Nächte. Ich griff Lore stärker an, sie wurde hartnäckiger, ja eigensinnig. Wir lebten in einer unerquicklichen Zeit des Zerredens der Dinge, und dennoch liebte ich sie.

Da drohte Krieg, wir mußten schnell heimreisen, und der ganze Spuk schien verflogen. Im überfüllten Zuge, der uns am Vorabend der großen Entscheidungen nach Deutschland zurückbrachte, stand Lore eng neben mir, sie drückte mir immer wieder verstohlen die Hand. „Nun wird alles gut", sagte sie. „Meinst du?" Sie nickte.

Nein, es wurde nicht alles gut. Ich säbele auf das gekochte Ei los. Ruhig bleiben, gleich wird Lore ins Zimmer treten, und du sollst ihr unbefangen begegnen . . . Aber dies bleibt unverständlich, daß sie zum zweitenmal unaufrichtig zu mir sein konnte. Erst schrieb sie mir herzliche Briefe ins Feld, schickte Zigaretten, Schokolade, selbstgestrickte Pulswärmer. Dann schrieb sie kühler, vorsichtiger, vieles widerrufend. Und schließlich teilte sie mir ihre Kriegstrauung mit dem kleinen, dicken Proviantamtsinspektor mit.

Ja, und trotz allem — ich darf ihr doch nicht böse sein. Sie weiß ja nicht, was ich inzwischen mit George Deguille erlebt habe, den sie liebte, und was ich auf dem Gewissen habe. Sie soll es auch nie erfahren.

Es klingelt, die ersten Gäste unseres kleinen Familientages kommen. Lore ist immer noch eine schöne Frau. Aber nun hat sie ihren zwanzigjährigen Sohn mit, und ihre schwarzen Haare sind schon ein bißchen mit weißen Fäden durchsetzt. Der kleine Rechnungsrat mit der Glatze ist sehr gut aufgelegt, er redet und redet. Ich sehe Lore heimlich an, kann es nun erst recht nicht fassen, wie sie zu dieser Ehe kam. Sie sieht an mir vorbei. Es ist immer noch Liebe und Haß in mir, das fühle ich deutlich. Bei Tisch beherrscht der Rechnungsrat allein die Unterhaltung. Er ist sehr stolz auf seine Frau, strahlt sie an. Sie ist freundlich überlegen zu ihm. Man könnte meinen, sie würde ihm im Augenblick die Serviette um den Kragen knöpfen, damit er sich nicht mit meinen Eiern bekleckere. Es ist etwas von der kühlen Überlegenheit in ihren Worten, die sie auch mir gegenüber oft anwandte. Ich muß an jene Stunden des Kampfes denken, vor einundzwanzig Jahren, und die unsinnige Wut packt mich wieder. Es ist Haß in mir gegen die Frau, die zweimal unaufrichtig gegen mich war, zuletzt um dieses Trottels willen.

„Trink nicht so viel Tee, du wirst aufgeregt", sagt Lore zu ihrem Rechnungsrat. Er redet unentwegt. Meine Finger sind ineinander gekrampft. Aber ich sage harmlos: „Ich habe einmal siebzehn Tassen Tee getrunken in einer Nacht." — „Siehst du?" meint der Rechnungsrat zu Lore. „Ja, aber warten Sie nur ab, wenn ich Ihnen die Geschichte erzähle!" sage ich. Die anderen sehen mich erwartungsvoll an, Lore blickt etwas unsicher zu mir herüber. Aber es ist etwas starr geworden in mir, es ist keine Liebe und auch kein Mitleid mehr da.

„Das war damals, im Felde", erzähle ich. „In einer unbekannten Stellung, in bergigem, unübersichtlichem Gelände. Wir waren hundemüde, und der Tee sollte uns wachhalten, weil ein feindlicher Angriff erwartet wurde. Ich sitze mit dem Bataillonskommandeur hinter einem Felsen, eine Ordonnanz bereitet uns hinten in einer Schlucht den Tee in einem großen Topf. ‚Trinken Sie nicht so viel', sagt der Bataillonskommandeur, genau in dem Tonfall, wie eben jemand hier am Tische. Aber ich trinke einen Becher nach dem anderen. Meine Nerven waren damals sehr erregt, denn ich hatte am nämlichen Tage eine unangenehme Nachricht aus der Heimat bekommen."

(Schluß auf Seite 149)

Der Meister

Von

Josef Rigam

Manchmal, wenn die schweren Hämmer ruhn
nach dem Mühen unsrer lauten Tage,
breiten sich, wie eine stumme Klage,
dunkle Schatten über unser Tun.

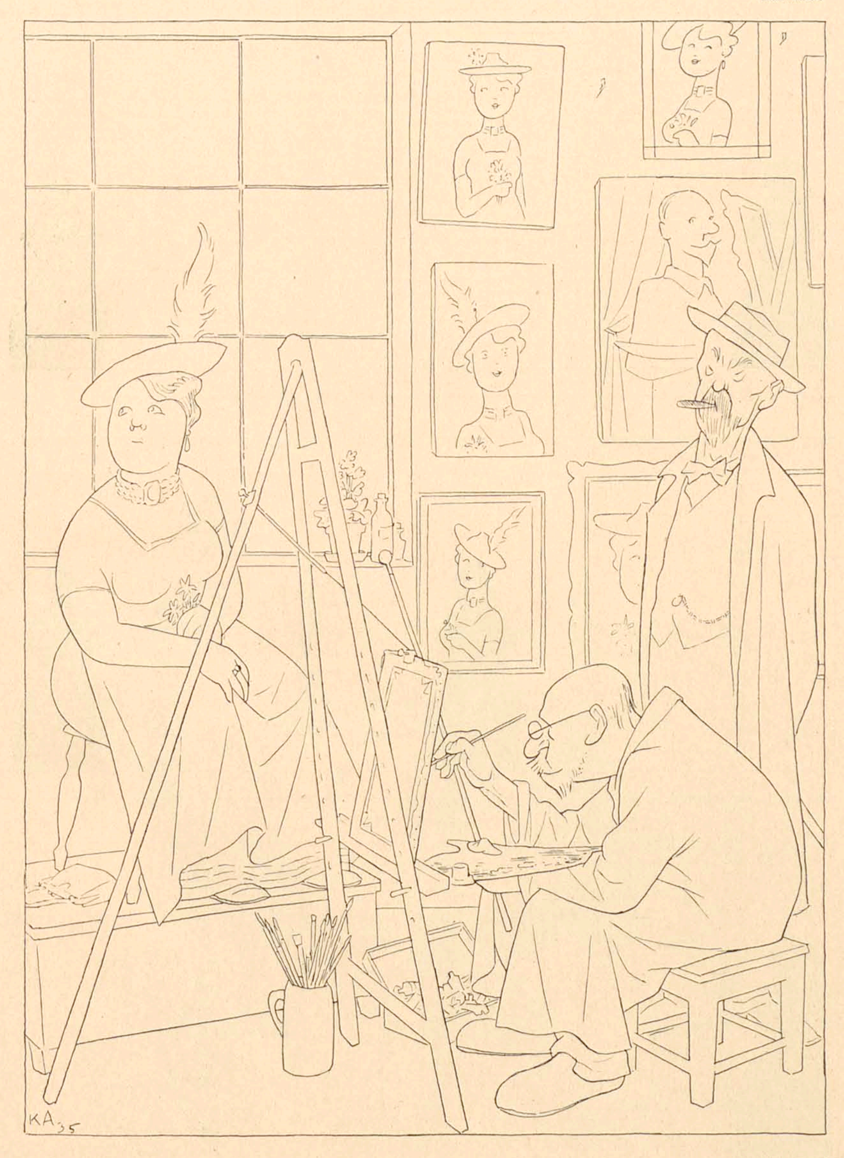
Wieder steht vor uns die große Frage,
ob den armen Händen auch der Klang
unsrer dunklen Sehnsucht recht gelang — — —

Bis der Eine plötzlich bei uns ist,
der uns lehrte, Stein an Stein zu fügen.
Bis aus seinen ernsten, hohen Zügen
uns die Weihe unsres Schaffens grüßt.

Und wir klammern uns an sein Gesicht,
das uns gut ist wie ein Sommerregen,
und sein Auge, das den Abendsegen,
zu den Sternen aufgewendet, spricht.

Der Fachmann äußert sich

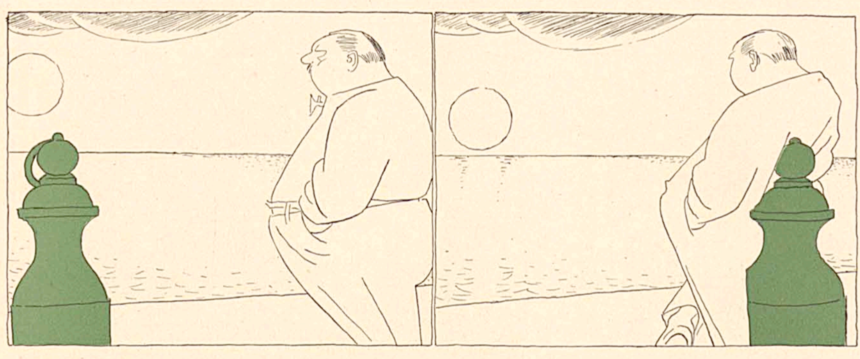
(Karl Arnold)



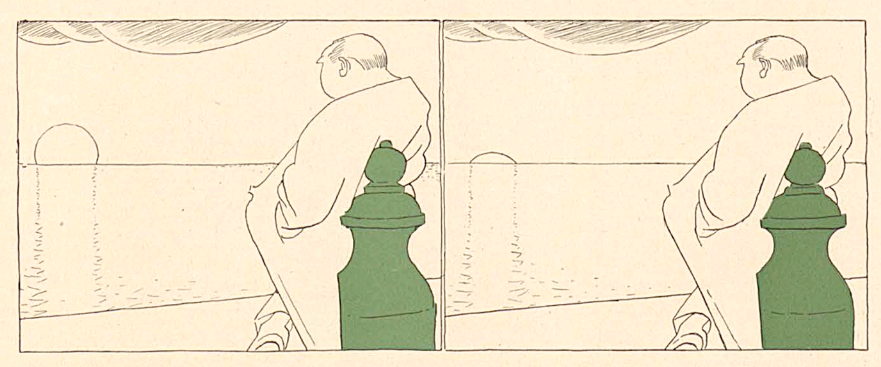
„Woaßt, mit da Kunst is 's wia mit die Weiber: erst nach jahrelanger Erfahrung kummst hinter die Schlich'."

Naturbetrachtung, im Pensionspreis inbegriffen

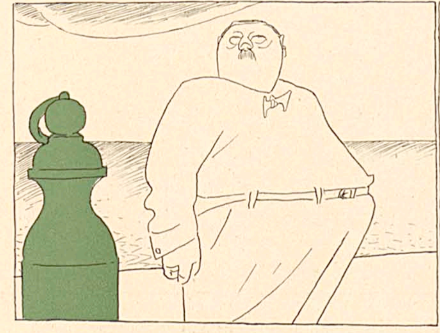
(Olaf Gulbransson)



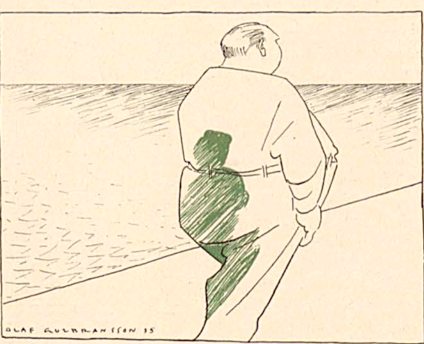
„Gold'ne Abendsonne — — — — — — — — — — — — — nun geht sie unter — — — — — — — — — — — —



wie auch wir einmal — — — — — — — — — — — — — — untergehn — — — — — — — — — — — — — —



Donnerwetter, heute abend gibt's ja Renken!



Gebacken oder blau?"

Der Familientag

(Schluß von Seite 146)

Ich schweige einen Augenblick. Ich sehe, daß Lore sehr bleich ist.

„Ja, und wie ich wohl bei der siebzehnten Tasse bin, da saust es mir plötzlich in den Ohren. Es schwindelt mir ein wenig, und ich muß mich zurücklehnen an die Felswand. Die Augen halte ich krampfhaft offen, aber den dicken Baum, der eben noch vor uns stand, sehe ich nicht mehr. Statt dessen sehe ich eine junge Frau, die an einem Tisch sitzt und schreibt. Plötzlich kneift sie ein Auge ein und richtet den Federhalter zielend auf mich. Ich packe den Bataillonskommandeur im Genick und drücke ihn zu Boden, werfe mich selbst daneben. Im nächsten Augenblick kracht der Schuß, das Geschoß schlägt an den Felsen, an dem eben noch mein Kopf lehnte . . ."

Der Familientag lauscht atemlos, die Jungens haben mich mit offenem Munde umringt.

„Ich greife nach einer Handgranate, die neben uns liegt, ziehe sie ab und schleudere sie gegen den Baum. Unsere Ordonnanzen werden lebendig, Schüsse knallen. Die feindliche Schleichpatrouille, die zufällig auf uns gestoßen war, wird verjagt. Aber der unter dem Baum, der geschossen hatte, bleibt liegen."

„Tot?" ruft der kleine Rechnungsrat dazwischen. „Sie haben ihn getötet, mit der Handgranate?" — „Ja", sage ich. „Um ein Haar hätte er ja mich erschossen, wenn ich nicht so gut aufgepaßt hätte. Oder vielmehr, wenn der allzu reichliche Teegenuß meine Sinne nicht überwach gemacht hätte."

Lore versucht zu lachen. Aber sie soll nicht lachen. Einmal soll auch sie etwas empfinden von all dem Herzeleid, das sie mir zugefügt. Ich weiß, daß ich von Sinnen bin, aber ich fahre trotzdem fort. „Es war freilich schrecklich", sage ich, „wie ich nun den Toten unter dem Baum betrachtete. Offizier eines französischen Linienregiments. Gewiß hatte er Angehörige in Frankreich, die seinen Tod betrauern würden. Ich wollte ihm einen letzten Dienst erweisen, zu meiner eigenen Beruhigung, knöpfte seinen Rock auf, um Namen und Adresse aus seinen Papieren zu erfahren . . ." Jetzt zitterte meine Stimme, aber ich sagte es dennoch: „Noch heute sehe ich die sauberen Schriftzüge des Kanzlisten im Paß dieses Mannes vor mir — George Deguille."

Ein Stuhl wurde gerückt, jemand lief in den Garten. „Sagen Sie, sagen Sie", fragte der kleine Rechnungsrat erregt, „wie lange dauert es eigentlich, bis so eine Handgranate krepiert, wenn man sie abgezogen hat?" Meine Frau trat zu mir: „Du hättest diese schreckliche Geschichte nicht erzählen sollen, die Stimmung ist gestört . . ."

Die meisten waren schon im Garten. Lore sah ich nicht. Aber ihr zwanzigjähriger Sohn tobte mit den Jungen umher, die, aufgeregt durch meine Erzählung, Krieg spielten. Peng, peng — knallten sie hinter den Bäumen hervor. Und als ich plötzlich Lores Sohn an einem Baume stehen sah und mit einem Stock im Spiele zielen, erschrak ich. George Deguille, der im Walde auf mich angelegt hatte, war wiedererwacht. Ich mußte an Paris denken und an jenen Mann, den ich dort so oft lauernd und eifersüchtig beobachtet hatte. Es war kein Zweifel möglich . . . Der Junge hier war ihm wie aus dem Gesicht geschnitten.

Meine Augen suchten Lore. Sie kam bleich und verstört auf mich zu. Sie schien in meinen Blicken zu lesen. „Ja", sagte sie einfach, auf den Jungen blickend. „Begreifst du nun alles?" Wir gingen schweigend nebeneinander. „Habt ihr ihn damals bestattet?" fragte sie plötzlich leise. „Ja." — „Würdest du die Stelle noch finden?" — „Das ist nicht ganz unmöglich."

Der kleine Rechnungsrat kam schwatzend auf uns zu. Er wischte sich mit dem Taschentuch über die Glatze, schob seinen Arm in den meinen und bestürmte mich mit Fragen.

U. S. A.

(R. Kriesch)



„Geschäftsaufschwung, Jack?" — „Pah, gestern habe ich dem Bankier das Kind geklaut, und heute macht der Schuft Pleite!"

Kleines Erlebnis / Von Friedrich Silomon

Um das Gedächtnis des Menschen ist es seltsam bestellt. Es gibt Ereignisse, die von solcher Bedeutung sind, daß man glaubt, man könne sie niemals vergessen; aber schon nach kurzer Zeit haben sich andere Dinge zwischen uns und das Ereignis gestellt, die Erinnerung verblaßt, und bald ist alles vergessen. Aber dann gibt es wieder Dinge, die so geringfügig sind, daß man sich wundert, daß man sie nicht schon nach kurzer Zeit vergessen hat — aber nein, man vergißt sie nicht, immer wieder, noch nach Jahren, muß man daran denken.

Ich will von einem Erlebnis berichten, das so klein ist, daß es kaum die Bezeichnung Erlebnis verdient, das ich aber trotzdem nie vergessen werde.

Dies ist eine wahre Geschichte. Wenn ich sie erzählt haben werde, wird man mir es glauben.

Es ist schon einige Jahre her. Ich lebte damals in einer rheinischen Stadt, ich war jung und einsam, ich hatte kaum das Nötigste zum Leben, und meine schönste Freude war es, die weit über die Grenzen der Stadt berühmten Konzerte zu besuchen. Hier war allsonntäglich alles vertreten, was Anspruch darauf erhob, einige Geltung zu haben, und es bleibt unentschieden, ob die Freude an der Musik größer war als das Vergnügen, in den Pausen inmitten einer dichten Menge zu schauen, zu beobachten und selbst gesehen zu werden.

Das Orchester war vorzüglich. Der Name des Dirigenten hatte einen guten Klang, oft waren Männer von bestem Rufe zu Gast, kurz, das Orchester war mit Recht stolz auf seinen Ruf und seine Leistungen, und ein frischer Geist durchwehte das Ganze.

Nun hatte der Dirigent die allerdings wohl selten zu findende, aber sehr lobenswerte Einrichtung getroffen, daß fast an jedem Abend einer seiner Musiker in irgendeinem Stück als Solist auftrat, und zwar stellte der Dirigent entgegen allem Herkommen nicht nur seine besten Leute heraus, sondern erwies im Laufe der Wochen jedem einmal diese ungewohnte Ehre. Ob er es tat, um seine Leute zu fördern, oder ob er auf diese Weise seine Musiker den Zuhörern allmählich immer näher bringen wollte, vermag ich nicht zu sagen; aber jedenfalls waren alle Teile mit dieser Einrichtung zufrieden.

In der Reihe der Ersten Geiger spielte als achter und letzter ein junger Musiker, er saß ganz hinten an der Wand und geigte brav und redlich allsonntäglich seine Noten herunter. Er war wohl der jüngste unter seinen Kollegen, sein schwarzer Rock war so alt, wie er selbst jung war, und paßte ihm auch nicht recht. Aber das waren ja wohl nur Äußerlichkeiten. Was er als Musiker leistete, wußte ich nicht, sein Spiel ging wie das aller übrigen im Klingen des großen Orchesters verloren.

Und eines Tages betrat auch er das Podium neben dem Dirigentenpult. Unbeholfen, wie in sich zusammengekrochen, stand er da, er wagte nicht in den Saal zu schauen, aus dem ihn in lautloser Stille tausende Augen anstarrten, und zum ersten Male fühlte er die tiefe Beklemmung, als Einzelner einer mitleidslosen harten Menge ausgeliefert zu sein und bestehen zu müssen.

Dann setzte er den Bogen an und spielte. Es war ein Violinkonzert, nicht allzu schwierig, er spielte es sauber und ordentlich, und er hätte die nicht allzu anspruchsvollen Zuhörer wohl bald in seinen Bann gezwungen, und es wäre alles in guter Ordnung gewesen, wenn nicht — ja, wenn nicht!

Ich saß etwa in der Mitte des Saales. Und gleich allen anderen Zuhörern lauschte ich den weichen Tönen, freute mich, dem flinken Spiel der Finger zuzuschauen. Ich hörte auf die Musik und lauschte zugleich in mein Inneres und ließ mich von meinen Gedanken in unbekannte glückliche Fernen tragen, weiter und immer weiter.

Aber da sah ich plötzlich etwas; meine Aufmerksamkeit wurde von dem Spiel abgelenkt und auf eine lächerliche Kleinigkeit gerichtet.

An der Nase des jungen Künstlers bildete sich langsam, unmerklich langsam ein klarer Tropfen, wurde größer und größer und leuchtete nach kurzer Zeit blitzend im strahlenden Lichte des hell erleuchteten Podiums.

Eine dumme kleine Angst und Spannung erfaßte mich. Wird der Tropfen noch größer werden und am Ende auf die glänzende braune Geige fallen? Was wird dann geschehen? Ach, wohl nichts, aber es war mir schrecklich, zu wissen, daß dieser Tropfen, diese alberne dumme Kleinigkeit, von tausenden bangen und schadenfrohen Augen beobachtet und mit heimlicher Spannung ausgekostet werden würde.

Aber der Tropfen fiel nicht. Er hing groß, still und glänzend an der Nase des unglücklichen Künstlers, der mit einer krampfhaften Unbekümmertheit und mit dem Mute der Verzweiflung das Konzert heruntergeigte. Die Geige sang, aber wer hörte wohl darauf? Der Tropfen, der schreckliche Tropfen, an ihm hingen tausend Blicke, an ihn dachten alle, doch er hing höhnisch glänzend und drohend über der Geige. Unerreichbar für den armen Musiker, den die Noten zwangen, ohne Pause die Finger zu regen.

Endlich kam eine Stelle in dem Violinkonzert, an der der Geiger den Bogen sinken lassen konnte und das Orchester mit einem brausenden Schwung zu einem neuen Thema hinüberleitete. Und mit einem Aufatmen sahen die Zuhörer, wie der junge Künstler mit einem Tuche den Tropfen von der Nase wischte.

Aber weiter ging das Konzert. Und wieder dauerte es nur kurze Zeit, und schon hing abermals der alberne glitzernde Tropfen an der Nase des armen jungen Mannes. Es war schrecklich und doch nur eine Kleinigkeit, ein Nichts. Ich hörte kaum etwas von der herrlichen Musik, immer nur sah ich den verhängnisvollen, stetig anwachsenden Tropfen, blitzend im Lichte der Lampen, und erwartete seinen langsamen Fall. Und wie es mir erging, wird es wohl allen Zuhörern und Zuschauern im Saale ergangen sein.

Doch der Tropfen fiel nicht. Irgendwie zurückgehalten von einer rätselhaften Kraft schwebte er groß und blitzend über der Geige, doch er fiel nicht. Auf und ab liefen die Finger auf der Geige, aber kaum jemand nahm Anteil an dem Kampf des Künstlers mit seinem Instrument, an dem Bemühen, die kleinen schwarzen Notenköpfe zu einem kurzen klingenden Dasein zu erwecken; wo doch der heimliche, aber schreckliche Kampf eines Menschen mit einem lächerlichen Tropfen alle in eine beklemmende Spannung versetzte.

Aber wie eine jede Stunde zu Ende geht, so fand auch dieses Konzert ein Ende.

Mit leerem Gesicht verbeugte sich der Künstler, mit einem Tuche wischte er seine Nase ab, und ein dünner Beifall belohnte seine Mühe. In einem heimlichen Aufatmen und unterdrücktem Plaudern und leisem Lachen hier und da löste sich die Spannung der Zuhörer.

Dies ist die ganze Geschichte. Sie hat nicht einmal eine Pointe. Aber ist es nicht trotzdem, als ob dieses Erlebnis einen tief verborgenen Sinn hätte?

Ich mußte lachen über den unglücklichen jungen Künstler und empfand zugleich ein grenzenloses Mitleid mit ihm. Endlich hatte sich ihm einmal die Gelegenheit geboten, sein Können zu zeigen, vielleicht seine Zuhörer zu begeistern, ja, wer weiß, hätte nicht dieses erste Auftreten für ihn der Beginn einer ehrenvollen Laufbahn werden können? — und nun hatte ein sinnloser Tropfen an der Nase ihn lächerlich gemacht, die Wirkung seines Spiels zerstört. Und ich dachte mit Lächeln und Wehmut daran, daß wohl jedem von uns schon einmal solch ein Tropfen an der Nase das Spiel verdorben hat.

Junger Mann erzählt

Von Richard Kirn

Billy Hogan spricht:
Ich arbeite in der Firma Robert Higgins Ltd.
Das Büro liegt in der City. Mein Fenster geht auf die Straße.
Vorüberstrudeln die roten Busse, die hohen Taxis.
Ich schreibe immer wieder die gleichen Briefe.
Sie beginnen: „Dear Sir" und enden: „Yours truly".
Um die Mittagszeit nehme ich mein Frühstück
In einem Lyonhaus bei billiger Musik und billigen Gesprächen.
Ich verdiene die Woche dreieinhalb Pfund.
Es geht mir nicht gut.
Es gibt Leute, denen geht es schlechter.
Mein Tag ist grau und lähmend, wie der Nebel da draußen.
Ich bin ein Clerk, wie es hunderttausend gibt
In dieser Wildnis, London geheißen.
Ich habe kaum Zeit, zu betrachten
Die leuchtenden Auslagen in der Underground-Station Picadilly,
Denn ich habe es immer eilig.
Nur:
Abends bin ich ein anderer. Ich danke:
Zane Grey und Max Brand. Denn sie schrieben
Für mich ihre Geschichten, damit ich abends träumen kann:
Ich bin ein Junge des goldenen Westens.
Meine Arme sind stark. Gefürchtet ist mein Griff
Nach der locker sitzenden Pistole.
Die Jungens in Jimmys Salon haben mich kennengelernt.
Mit eisernen Schenkeln presse ich
Auch den wildesten Mustang zu mildem Gehorsam.
Ich habe zwar Bob Milligan niedergeknallt,
Aber kein Sheriff konnte mir was tun.
Billy hob die Finger und schwor: Bob fing an.
Die kleine zärtliche Milly Taylor liebt mich.
Bald werden wir heiraten.
Abends stehe ich am Rosenzaun der Ranch ihres Vaters.
Und die Sonne sinkt
Blutrot in den goldenen Westen hinab.
Nicht weit von uns weidet
Der schwarze Hengst, der mich
Morgen wieder über die weite Steppe tragen wird.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Morgen? Ach, morgen
Wird Hast sein und Trübnis und Nebel und
Ich werde viele Briefe schreiben müssen.
Sie beginnen alle: „Dear Sir" und enden: „Yours truly".

Nutzt nichts

Koller klingelte. Das Mädchen öffnete die Tür. „Herr Bieber ist leider verreist!"

„Wissen Sie das auch genau?" forschte Koller.

„Wieso soll ich das nicht genau wissen?" meinte das Mädchen schnippisch.

„Wieso?" sagte Koller. „Weil ich eben noch mit ihm telephoniert habe!"

„Nutzt nichts", lächelte das Mädchen, „unser Telephon ist schon seit sechs Wochen gesperrt!"

Fundstück

Aus den „Dresdner Nachrichten": Seltsame Laune des Blitzes. Vor einigen Tagen schlug während eines schweren Gewitters ein Blitz in das Anwesen eines Landwirtes bei Linz. Der Blitz fuhr in den Kuhstall, wo eine Magd gerade mit dem Melken beschäftigt war. Zwischen Melkeimer und Kuh durchfahrend, betäubte der Blitzstrahl die Magd und die Kuh und fuhr dann durch den Schornstein wieder hinaus. Die Kuh mußte notgeschlachtet werden, während die Magd mit einem Nervenschock davonkam.

Lieber Simplicissimus!

Ich strebte, von einer Tour kommend, durch den nächtlichen Buchenwald Stuttgart zu. Tiefer Friede lag über den Wäldern; nur ab und zu von ferne das Hupen eines Autos. Die schönen Sandwege, die sich bis an den Hasenbergturm heranschlängeln, lagen einsam und verlassen. Nichts ließ ahnen, daß man sich unmittelbar vor den Toren der „schwäbischen Metropole" befand. Da höre ich plötzlich von einer im tiefen Dunkel stehenden Bank eine weibliche Stimme sagen: „Sooo schön hab' ich mir's in Stuttgart doch nicht vorgestellt." Und ein tiefer männlicher Brummbaß antwortet leicht verwundert: „Worom? Hot's bei euch zu Haus koine solche Bänkle?"

Fundstücke

Inserat aus der Zittauer Morgenzeitung:

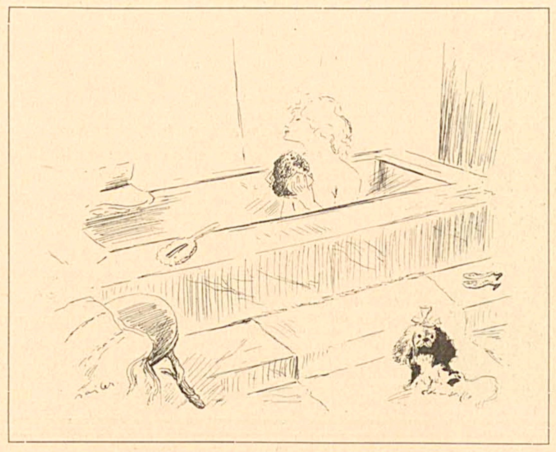
Weltpanorama Zittau
Nicht versäum., verlängert auf allseitigen Wunsch!
Nur für Erwachsene!
Westafrika, Togo
ehemalige deutsche Kolonie. Tropisches Land, Volk im dunklen Naturkostüm bei allerhand Verrichtungen.

*

In Frankfurt am Main war im Fenster eines kleinen Photogeschäfts folgendes Plakat: Wir entwickeln, vergrößern und beraten Sie.

Die Diplomatin

(A. Sailer)



„Ich werde doch an Fred auch noch schreiben! Heutzutage, wo so viele Pakte geschlossen werden! . . .“

Das Rohr / Von kaspar kitt

Zwei Männer kommen mit einem langen Rohr auf den Schultern über die Straße. Das Rohr schien aus gebrannter Tonmasse zu sein. Es hat schätzungsweise eine Länge von viereinhalb bis fünf Metern. Die Männer halten an, lassen das Rohr vorsichtig von den Schultern und legen es in den Rinnstein. Die Männer gehen weg, irgendwohin. Meine möblierte Wirtin, Frau Klimmtsch, hat das Rohr auch schon bemerkt und wundert sich sehr. Ich sage, daß ich von nichts weiß.

Der Postbote, der Bäckerjunge und der Gerichtsvollzieher erhalten von mir die gleiche Auskunft.

Herr Braddzke von gegenüber klopft an mein Fenster: „Elende Aasschweinerei! Die wolln wohl schon wieder hier buddeln, was?“ Und geht aufgeregt weg. Die zwei Männer von vorhin erscheinen wieder, besichtigen das Rohr und gehen, weiß Gott wohin. Ein älterer Herr kommt, beklopft das Rohr mit seinem Spazierstock und schüttelt bedauernd den Kopf. Und eine junge Frau, die Umschau hält und nicht weiß wohin, ergreift freudig und dankbar die Gelegenheit und läßt ihr Töchterchen in das Asyl der Rohröffnung ein bißchen Pipi machen. Frau Klimmtsch bringt den Kaffee und wundert sich. Und dann ist die Schule aus. Eine Abteilung der mit Freudenrufen antosenden Jugend reitet auf dem guten Rohr, eine andere bemalt es schnell mit Kreide, eine dritte wirft Dreck hinein. O welch Jubel und Trubel! Die zwei Männer von vorhin pilgern herbei, halten eine Ansprache an die Kinder und versprechen Ohrfeigen. Dann entschweben sie wieder, weiß Gott wohin. Ein älterer, schon etwas verständigerer Junge holt einen Hammer. Es gelingt ihm unter Beifall, ein Stück Rohr abzuhauen. Frau Klimmtsch wundert sich. Die Männer von vorhin sind wieder da, sprechen einige markige Sätze und verteilen Ohrfeigen. Die Mütter der Ohrfeigenkinder beleidigen die treuen Rohrmänner mit schrecklichen Worten. Die Männer gehen weg, niemand weiß wohin. Der größere, schon verständige Junge wirft nun dicke Steine durch das Rohr, am andern Ende ballern sie heraus und treffen teilweise den älteren Herrn mit dem Spazierstock. Der ältere Herr protestiert und erklärt, in ein Krankenhaus zu gehen. Die Rohrmänner erscheinen wieder und verteilen Ansprachen und Ohrfeigen. Frau Klimmtsch wundert sich. Der ältere, schon etwas verständige Junge läßt nun die ganze Belegschaft durch das Rohr hindurch kriechen. Emil Ziernagel, ein außergewöhnlich dickes Jungkalb, bleibt in der Rohrmitte stecken. Was tut Emil? Er brüllt. Frau Klimmtsch wundert sich. Emils Mutter bleibt nicht untätig und will ihrem Liebling hinterdrein kriechen. Der ältere, schon etwas verständige Junge nimmt seinen Hammer und schlägt das Rohr total entzwei. Emil Ziernagel entsteigt und bekommt von seiner Mutter ein Stück Schokolade. Die Rohrmänner erscheinen und besichtigen sachlich die Rohrtrümmer.

Etwas später sage ich zu Frau Klimmtsch, meiner Ansicht nach müßte man dann und wann in jede Straße oder auf jeden freien Platz hin und wieder solche Rohre hindeponieren, um Beschäftigung, Freude und Anregung zu schaffen. Das Leben, sagte ich zu Frau Klimmtsch, würde hierdurch meiner Ansicht nach schöner, intensiver und farbiger.

Fundstück

Aus dem „Ulmer Tagblatt“:

Ält. Brautpaar mit zwei erwachs. Töchtern sucht
3-Z.-Wohng.
in Ulm od. Umg. Miete wird vorausbezahlt . . .

Lieber Simplicissimus!

Bei der Behandlung der Geschichte von Maria und Martha schildere ich, wie Maria die Füße Jesu salbt und mit ihrem Haar trocknet. Stimme aus dem Hintergrunde: „Das muß aber gekrabbelt haben!“

*

Unser vierjähriger Manfred kommt mit der älteren Schwester aus der Kirche.
„Wie war's in der Kirche, Manfred?“ fragt der Vater.
„Schön“, antwortet der Kleine, „der Pfarrer ist die Treppe hinaufgestiegen in den zweiten Stock und hat Märchen erzählt.“

Gang zur Hausapotheke

Von Ratatöskr

Wenn's lange regnet, wächst der Pilz,
und zwar nicht bloß im Walde;
auch in der Leber und der Milz
und an der Seelenhalde.

Das ist ein Zustand, jammervoll!
Man rüttelt an den Ketten
und fragt sich, wie man's machen soll,
ins Freie sich zu retten. . .

Was bin ich für ein Esel doch!
Hinab die sieben Stufen!
O liebes, braves Kellerloch,
du kommst mir wie gerufen!

Da schlummern sie im Dämmerlicht,
von Staub und Spinnweb starrend,
verkorkt, versiegelt und verpicht
der Auferstehung harrend.

Die Ketten werden weich wie Lehm
und fangen an zu reißen.
Jetzt gibt es nur noch ein Problem:
ob Roten oder Weißen?

Erdbeben

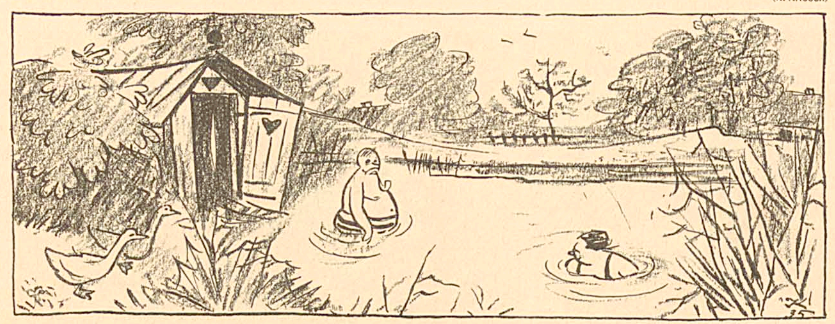
(Wilhelm Schulz)



„Bin ich denn nicht schrecklich genug, daß sich die Menschen auch noch den Luftkrieg haben ausdenken müssen?!"

Eifersucht

(R. Kriesch)



„Alma, tauch' sofort unter, ein Mann ist in Sicht!"

Das Schlimmere

Frau Schlüter war niemals eifersüchtig gewesen, aber über das, was Max ihr gestern angetan, würde sie wohl nicht hinwegkommen: er hatte geduldet, daß Frau Hänslein (zwar eine liebe und vertraute Nachbarin, jedoch: eine fremde Frau!) sich eine Handlung erlaubte, von der die eigene Gattin nicht einmal zu träumen gewagt hätte!

Gleich nach Feierabend war Herr Schlüter, der Schmiedemeister, ohne daß er sich erst hatte seiner Berufskleidung entledigen können, zum Geldkassieren gegangen, und dann war es so, daß die Winterkälte mit den sechsunddreißig Mark, die er in der Tasche trug, gemeinsame Sache machte und sich zu der Verlockung verdichtete, bei Gastwirt Jansen vorzusprechen. Ein Zufall wehte zur gleichen Zeit Frau Hänslein herbei, die das bei Jansen beheimatete Telephon zu benutzen gedachte. Deshalb hatte Herr Schlüter nicht, wie sonst, die eigene Gattin holen lassen, sondern die Nachbarin gebeten, sich an einem Rumgrog zu laben. Anfangs hatten sie wohl neben dem Butterbrotschrank an der Theke gestanden, dann aber, weil dies den im Tageslauf ermüdeten Füßen dienlicher ist, setzten sie sich in eine Ecke. Weitere Grogs schwemmten leider Bruchteile des guten Tons davon, und Frau Hänslein wanderte (ob freiwillig oder unfreiwillig, war nicht zu ermitteln! Frau Schlüter sagte: freiwillig!) auf den rußigen Lederschurz des Schmiedemeisters und blieb dort sitzen, als sei es so in der Weltordnung vorgesehen.

Nicht, daß Frau Schlüter gegen den Platzwechsel viel einzuwenden gehabt hätte. Max war ein guter Mann, sie hatten vier erwachsene Kinder, und bei etwas Lustigsein nimmt man es nicht so schwer. Wenn Frau Hänslein sich auf das rußige Arbeitszeug setzen mochte, war das jedenfalls ihre Sache!

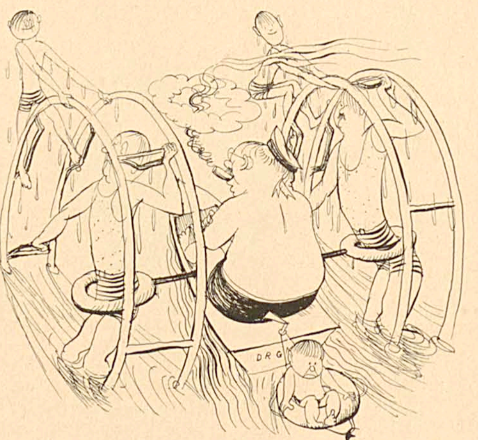
„Ich tät's ja nicht", erzählte Frau Schlüter. „Da muß Max sich doch erst umgezogen haben!" Und dann erzählte sie weiter: „Na, inzwischen denk' ich mir denn, Max kommt und kommt nicht, der wird wohl bei Jansen hängengeblieben sein, geh man mal rüber! Und das tu ich denn! — Na, da seh ich ja alles! — Sitzen doch beide da und singen: Warum ist es am Rhein so schön, und sie auf seinem Schoß schlenkert mit den Beinen, — sind ja O-Beine, wissen wir doch alle, können sechs Dackel nebeneinander durchlaufen! Hab' ich ihr auch gesagt! — Und sie hat Schokolade in der Hand, hat Max ihr ja auch gekauft, kann er ja auch, sag ich nichts gegen! — und stippt damit —"

Hier überwältigte Frau Schlüter der Ärger. Über ihr nettes rosa Gesicht lief eine pralle kleine Entrüstungsträne, die umständlich in einem schneeweißen Taschentuch begraben wurde. Und sie fuhr erbittert fort: „Wenn ich das täte ...! Ich glaube, dann würde Max sagen, ich bin wohl verrückt geworden! — Und stippt immerzu ihre Schokolade in sein Grogglas! — Und das vergeß ich Frau Hänslein nicht!"

Käte Biel

Pater familias

(E. Croissant)



„Wenn ick die Ziehjarre jeraucht habe, denn fahre aber ick euch, Kinners!"

Sterilisieren

Der Maier-Bauer geht in die Krankenhausverwaltung und will die Rechnung für seine wegen Blinddarmentzündung operierte Frau bezahlen. Der Herr Verwalter fragt ihn, wie es der Frau geht, und ob sie zufrieden gewesen sei. Da kratzt sich der Maier-Bauer hinterm Ohr und meint: „Zufrieden sind wir schon gewesen, aber daß ihr meine Alte auch noch sterilisiert habts, dös hätts ja doch net braucht, über dös sind mir scho längst naus!" Da hat der Verwalter die Rechnung angeschaut und den Kopf geschüttelt. Auf der Rechnung stand: Operationssaalbenützung zehn Mark, Sterilisieren zwei Mark! Es war nicht leicht, den Maier-Bauern zu belehren, daß seiner Alten gar nichts geschehen sei, sondern daß nur die Instrumente für die Operation sterilisiert worden waren.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11 Fernsprecher 296456, 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 13225 IV. Vj. • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Gedenken für einen Schulkameraden

Von Anton Schnack

Er ist beim Baden eines Nachmittags ertrunken.
(Herr, gib ihm die ewige Ruhe!)
Die Sonne glitzerte mit Regenbogenfunken,
Am Ufer standen einsam schwarze Knabenschuhe.

Es war ein Sommer großer Schnakenschwärme,
Das Heu lag gärend auf den breiten Wiesen,
Es war ein Ungewisses in der Juliwärme
Und in dem schwarzen Stock von Wolkenriesen.

Der Abendhauch sank auf den Fluß mit blauen Schleifen,
Noch immer trieb der Knabe in der Muschelkühle,
Und erst am Morgen konnten sie ihn greifen
Am Eisenrechen einer Sägemühle.

Er war der Schwärmende von sturmdurchfurchten Meeren,
Er war der Sehnende nach fernen Inselthronen,
Auf Schiffe wollte er und niemals wiederkehren
Und ganz bei unbekannten Fischervölkern wohnen.

Wer kennt sein Schicksal? Seines war das Wasser,
Das dunkle, grüne, wo die Fische laichten,
Dort lauerten uralte Menschenhasser,
Dort lebten Wesen, die ihm Todeshände reichten.

Wir haben ihn am Friedhofstor begraben,
In allen Händen tropften gelbe Kerzen,
Die ganze Schar der kopfgesenkten Knaben
Trug Traurigkeit in den entsetzten Herzen.

Seitdem bläst immer wieder Wind im Brückenbogen,
Und immer wieder werfen Fischer Garn und Netze,
Und immer wieder wird ein Toter aus dem Fluß gezogen,
Und immer wieder glänzen Sterne: ewige Gesetze.

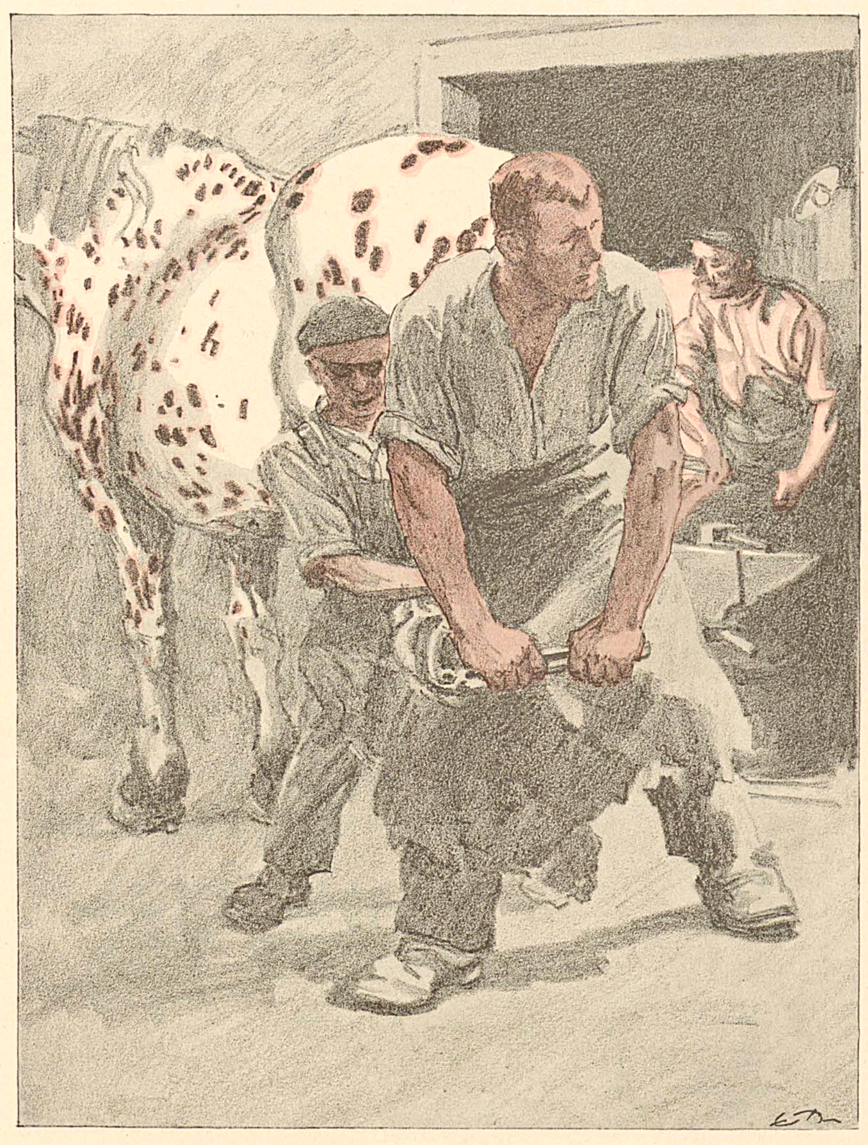
Der Froschkönig

(Alfred Kubin)



Zum Reichshandwerkertag 1935

(E. Thöny)



Feuer glüht, der Amboß klingt.
Meister, Lehrling und Geselle,
jeder schafft an seiner Stelle,
daß das gute Werk gelingt.

München, 1. Juli 1935 **Preis 60 Pfennig** 40. Jahrgang Nr. 14

SIMPLICISSIMUS

Das Bindemittel

(E. Thöny)



„Das hätte ich aber nicht gedacht, daß du dich mit Kurt wieder versöhnen würdest, Elli!“ — „Tja, was kann man machen? Wir haben nun mal leider voriges Jahr das Zelt gemeinsam gekauft.“

Die Krähendämmerung / Von Katarina Botsky

Zeichnungen von Wilhelm Schulz



Im Winter 1929, der so kalt war wie der jahrelange Winter vor der Götterdämmerung, im „Fimbulwinter" 1929 flüchteten sich die Waldtiere zu den Menschen, und die Krähen horsteten auf den alten Friedhöfen östlicher Städte. Dort hatten sie auf manchem Friedhof mehr als ein halbes Hundert Nester in die hohen Bäume gebaut und harrten, krächzend, ihres Schicksals. Wenn die Sonne lachte, war es ganz gemütlich in den so hoch gelegenen Krähenburgen, doch wenn der eisige Fimbulmond durch die Äste sah, dann wurde so mancher Krähe das Herz von der Kälte zusammengepreßt, und sie verlor das Gleichgewicht, wenn sie sich, nach Luft ringend, auf den Rand des Nestes flüchtete, und stürzte in die Tiefe. Im eisigen Schweigen der Nacht schliefen die Friedhöfe im Mondlicht, und dann und wann fielen todesreife Krähen von den Bäumen. Ein dumpfes Aufschlagen ... wieder Stille. Die Krallen des Fimbulwinters leerten so manches Nest. Es währte indessen nicht lange, und die Nester hatten wieder ihre Krähenpaare. Unter frohem Gekrächze reinigten sie die alten Wohnstätten, glaubten ein langes Leben vor sich zu haben, sahen des Nachts den Mond kommen, so blau, so gleichgültig, so eises-, todeskalt — sahen ihn manchmal nur einmal kommen und nie wieder: denn sie sahen nichts mehr.

Auf einen Friedhof, neben einer kurzen Straße, kam jeden Tag eine schlanke Dame mit einer umfangreichen Tüte unter dem Arm zu den hungernden Vögeln. Anfangs mochte sie die Krähen sehr viel weniger als die andern Vögel; doch mit der Zeit — sie waren so klug, so zutraulich, erinnerten so drollig an alte Marktfrauen, wenn sie dastanden und schimpften, was sie ausgiebig taten — kurz und gut: es entstand ein richtiges Freundschaftsverhältnis zwischen der Dame und den Krähen. Sie grüßten sie sogar, wenn sie den Friedhof betrat, durch freudiges Flügelschlagen, ja, sie erkannten und grüßten sie sogar außerhalb des Friedhofs. Eine Krähe rief der andern einen kurzen frohen Laut zu, wenn sich die Wohltäterin dem Futterplatz näherte. Bald schimpften sie auch nicht mehr nach der Mahlzeit, liefen der Dame nur wie Hunde nach und baten ganz melodisch um mehr. Wenn sie, winkend, die volle Tüte schwang, begann ein Sausen in der Luft, daraus wurde eine dunkle Wolke, die sich erst über dem Frauenkopf schaukelte, dann im Kreise zur Erde niederging und sich in trippelnde Gestalten auflöste, die gierig zu schlingen begannen.

Längs allen Plätzen und durch alle



Straßen, überall zogen sich starre Schneehügelketten hin, die immer höher wurden. Das ständige Wachsen des Schnees und der Kälte (wie sollte das enden?) ließ manchmal ein kurzes Entsetzen durch die Herzen aller Kreaturen flattern. Die Sonne trug so oft einen weißen Schleier vor dem Gesicht, als ob sie nicht sehen wollte, wie das Getier in den Wäldern zugrunde ging; doch der Mond sah es groß und blank mit an, schwermütig grinsend. Eine Angst, eine Angst ging durch die Nächte, die riesengroß war, wenn sie auch lautlos schrie. Unaufhaltsam kroch sie mit den Schneehügelketten weltein. Die Angst ist das stärkste Gefühl, und mehr noch als Liebe und Hunger erfüllt sie die Welt. Die Menschen waren gut zu den Tieren im Fimbulwinter, denn die Angst war das Seil, das alle Kreaturen in diesem Winter miteinander verband. Die Tiere trauten den Menschen wieder. Die Krähen fraßen der Dame aus der Hand, und sie hob noch manche starre Krähe auf, ihr hübsches Gefieder betrachtend, und nahm sie zur Erwärmung unter ihre Pelzärmel; doch sie war immer schon tot, auch wenn ihre Augen blank offen standen. Der Frost hatte zu tief und zu grausam gebissen. Es sah so aus, als ob es nie mehr Frühling werden würde. Und es wurde doch Frühling. Die Angst wich. Das Seil, das alle Kreaturen miteinander verbunden hatte, lockerte sich. Schon begann ein wildes Hacken und Schaufeln und Scharren in den Straßen, wo man den Winter, schmetternd, auf die Kehrichtwagen lud.

Hätten die Krähen sich ruhig verhalten, so hätte man sie hinter den immer dichter werdenden Schleiern der hohen Birken vergessen; aber ihre schreihalsigen Jungen sorgten leider dafür, daß man sie nicht vergaß, zumal schon der halbe Friedhof verschmutzt war. In jedem Krähennest saßen jetzt drei bis fünf Junge und wollten immerzu fressen und spektakelten deswegen den ganzen Tag. Es war den Alten anzusehen, wie sehr sie sich für die Jungen

abplagten, wie sie voll Sorgen waren und immer an zu Hause dachten. Die große Nähe der Menschen — — —! Doch auf Böses von dieser Seite waren sie trotzdem nicht gefaßt. Und als einmal mittags ein Stein zu ihren Nestern emporgeflogen kam, hielten sie es nur für einen dummen Scherz.
Bald aber kamen den ganzen Tag Steine empor, und eines andern Mittags kam ein richtiger Steinhagel. Die Krähen verstummten bestürzt. Was hatten sie verbrochen? Denn was wußten sie davon, daß dieses ewige finstere „Krah —! Krah —! Krah —!“ im lichten Frühling die Hörer rasend zu machen begann. Unheil —! Unheil —! gellte für die alte Angst der Krähenruf. Wildgewordene Hörer alarmierten die Feuerwehr gegen das Krähenvolk, als seine Brut zu fliegen begann.
Ein barsches Klingeln am nächsten Morgen in der Früh verkündete ihr Erscheinen. Wer schon auf war in der kurzen Straße, stürzte ans Fenster. Ein roter Wagen mit Schlauch und Leitern glitt vor die Friedhofstür. Die alten Krähen rissen besorgt die Augen auf. Was wollte dieses rote Ungeheuer? Warum hielt es dort? Das galt — womöglich — ihnen?! Ihre schwarzen Augen überblickten erst angstvoll das Nest, maßen dann die Höhe vom Nest bis zum Erdboden.
Die Tür flog kreischend auf. Plötzlich war sie sperrangelweit offen — aufgerissen von den schwarzen Riesen, die auf dem roten Ungeheuer gesessen hatten. Die Riesen standen herausfordernd in der Tür und blickten zu den Nestern empor. Die Krähen duckten sich ängstlich, erschielten aber doch, daß die Riesen die Leitern abluden und schwer damit näher kamen — zu den Bäumen. Es galt ihnen!! „Krah!!! Krah!!! Krah!!!“ schrillte die Todesangst, schwarz und häßlich, durch die silberne Morgenstille.
Nicht genug die Mordgerüste —! Die Riesen schleppten auch noch eine endlose graue Schlange mit sich. Die entsetzten Vögel sahen nichts mehr von der Lieblichkeit des Frühlingmorgens, es war nur eine gräßliche Bläue für sie da, in der es ums Leben ging.
Jetzt — wurde das erste Mordgerüst aufgebaut — — — an einem Baum. In seiner Krone ging ein verzweifeltes Kreischen los. Manche Krähe verließ, fassungslos, das Nest, um fassungslos dorthin zurückzukehren. Ein zweites Mordgerüst wuchs empor . . . ein drittes . . . kam an welchen Baum? Viele Herzen stellten, zitternd, die Frage. Schon fiel die Entscheidung, und das Loskreischen der Bedrohten loderte in die Höhe. Schon klomm ein Riese auf der ersten Leiter empor, die Schlange über der Schulter. Die würde wohl in die Nester geschossen kommen. „Krah!!! Krah!!! Krah!!!“ Gewalt! Mord! hieß das. Die Himmelsbläue schien schwarz zu werden, und darin saß so fettig die Sonne: eine andere Sonne. Mit ausgebreiteten Flügeln hockten die alten Krähen über ihren Jungen, das Gefieder gesträubt, die Schnäbel weit und wütend offen. Ihre Augen funkelten.
Die Schlange —! Die Schlange —! „Krah—!! Krah!!“ Der Riese hob sie, die Zähne fletschend, hoch, und jetzt — spie sie das Verderben aus in Gestalt einer Wasserflut, die auf das Krähenpaar losstürzte, das, fauchend, die Köpfe aus dem Neste hing. Platsch — „krah —“, platsch — „krah,





krah —“, platsch — platsch — platsch... Heruntergespült sauste die eine Krähe, rückwärts, vom Nest; doch unterwegs in der Luft fing sie sich selbst auf, von ihrer Verzweiflung unterstützt, schwankte auf den nächsten Ast und kehrte dann wieder zum Nest zurück, weil die Jungen vor Angst nicht fliegen wollten. Der „Riese“ biß die Zähne zusammen, als er die „Schlange“ abermals in das triefende Nest speien ließ. Wieder stürzte die eine Krähe ab und fing sich schon etwas tiefer auf. Mit gläsernen Augen trat sie zum zweitenmal die Reise nach oben an; kam aber nicht weit. Sie fand auch nicht mehr die Richtung, denn sie war blind geworden und ganz verstört. Wie im Traum taumelte sie über den Boden und suchte und suchte das Nest, immerzu zischend und die Federn sträubend. Ein „Riese“ erschlug sie aus Mitleid. Der mit dem Schlauch spornte sich zu einer künstlichen Wut an und ließ den Wasserstrahl bald nach rechts, bald nach links gegen die Nester los, und es stob schreiend aus ihnen davon.
Die „Riesen“ liefen die Leitern empor mit Beilen auf der Schulter. Jetzt sollten auch die Krähenburgen fallen. Mit dumpfen Hieben trennten und rissen sie die schwarzen Rundbauten von den Ästen, dann und wann, brüllend, die Augen schützend; denn es gab immer noch Krähen in diesem und jenem Nest, die sich mit dem Rest ihrer Kräfte zur Wehr setzten. Die an den Fenstern wichen zurück. So hatten sie sich das nicht gedacht —! Das dumpfe Schmettern der Beile ging manchem durch Mark und Bein. Die Nester segelten zerfetzt in die Tiefe, verloren unterwegs ihren Inhalt, soweit er nicht geflohen war, und fielen wie Unrat zur Erde. Es wurde öde und leer in den Baumkronen. Unten hockten im Wirrwarr, dumm und betäubt, schwächliche Krähenkinder und spiegelten sich todesbang in den Wasserlachen. Ein Wolfshund, der sich eingeschlichen hatte, beroch sie mißtrauisch und nahm ihnen spielerisch das Leben. Zwei alte Krähen umstrichen ganz tief den Schauplatz. Die tollkühnste stellte sich „dem haarigen Ungetüm mit dem feurigen Rachen“. Ein rasender Wirbelkampf hub zwischen ihnen an. Federn stoben; das Wasser spritzte hoch. Der Hund verlor, heulend, ein Auge; die Krähe verlor stumm das Leben . . .
Auf dem Friedhof blieb ein anklagendes Schweigen, das die Sonne grell beleuchtete, und eine Fuhre Dung, die alles war, was von der Krähensiedlung erzählte.
Die geflohenen Krähen flogen weiter und weiter. Einige aber warfen sich mit ihren todmüden Jungen auf eine Reihe hoher Bäume und blieben dort regungslos sitzen. Heimatlose —! Sie starrten dem grauen Schiffe nach, das auf grauem Wasser in den Regen fuhr. Gern wären sie mit ihm gezogen, immer weiter fort von den Menschen, die ja doch grausam waren. Sie schlossen im Regen die Augen und fühlten dumpf die steinerne Unbegreiflichkeit des Lebens wie ein sinnloses Schaukeln in endlosem Raum.

Name ist Schall und Rauch

(E. Schilling)



„Ob es Nordchina heißt oder Westjapan — das ist doch Jacke wie Hose, Liebling! Hauptsache, daß wir die alten guten Freunde bleiben!"

Juni

Früh, im ersten Sonnenstrahl,
ist der Mohn mit einemmal
aufgeblüht. Und steht nun rot
in der Margueritenwiese.
Noch verknittert,
noch ermattet sind die zarten Seidenblätter
mit dem schwarzen Kreuz inmitten,
mit den dunklen Trauerfäden.

O, nun klingt im Wiesenlied,
unter einem blauen Himmel,
zwischen grün-weiß-gelben Tönen
Mohnrot, die Fanfare, mit!

Überschwang! Heute, heut!
Abgesang — — — — — —

Ratscht die Sense; mäht der Mähder
langsam meine frühtaufeuchte,
blumenübersäte Wiese.

Maria Daut

Die Versuchung

Beim Bauern vom Brühlhof ist ein schon leicht angejahrtes Fräulein zu Gast. Sie pflanzt sich malerisch und sittsam unter die Obstbäume auf der Wiese hinterm Haus, füttert die Hühner und hüpft zuweilen am nahen Bächlein mit neckischem Ach! und Oh! von Stein zu Stein.
Abends sitzt sie meist etwas melancholisch auf der Bank vor dem Haus. Sie bekommt dann leicht elegische Stimmungen, ein fatal neurasthenisches Gerührtsein, das davon Kunde tut, daß das Fräulein „seelisch" irgendeinen Knacks hat.
„Sie hätten eben einen Herrn Bräutigam mitbringen sollen", sagt eines Abends der Bauer zartsinnig und zwinkert ganz leicht mit dem linken Äuglein. Dann geht er in den Stall und schickt nach einer Weile den Matthias heraus, damit er mit dem Fräulein ein wenig „dischkriere".
Die Unterhaltung kommt aber nicht recht vom Fleck, obwohl Matthias sich alle Mühe gibt. Da fängt er kurz entschlossen an, dem Fräulein bezüglich ihrer Gestalt und überhaupt wegen des vorteilhaften Eindrucks, den sie auf ihn mache, einige Schmeicheleien zu sagen. Er könne sich wohl denken, daß ein Mann sich in sie vergaffen könne, und es sei eigentlich schade, daß das Fräulein ihre Ferien so einschichtig verbringe.
Ein tiefer Seufzer ist alles, was dem Fräulein daraufhin entquillt.
Da spürt der Matthias ein klein wenig Mitleid mit der verlorenen Seele; und bestrebt, ihr etwas Gutes zu sagen, rückt er kurz entschlossen etwas näher und meint ein wenig unvermittelt: „Täten Sie mich mögen, wenn ich wött?"
Das Fräulein wird durch diese Überrumpelung zwischen Entrüstet- und Geschmeicheltsein hin und her gerissen. Aber schließlich fühlt sie dem Knecht gegenüber doch die Verpflichtung, empört zu sein, obwohl der Matthias wirklich von imponierender Gestalt ist.
Sie steigert sich infolgedessen in eine Erregung hinein, die in keinem rechten Verhältnis zur Schwere des Delikts steht.
Der Matthias findet denn auch das Getue ein wenig lächerlich. Aber er hat doch das Bedürfnis, das Fräulein zu beruhigen, und sagt deshalb begütigend: „Rege Se sich doch net uf — i wött jo gar net!"

Kleine Bemerkungen

Manche bewältigen das Leben nur deshalb so unvollkommen, weil ihnen die Fülle der vorliegenden Gebrauchsanweisungen den Kopf verwirrt.

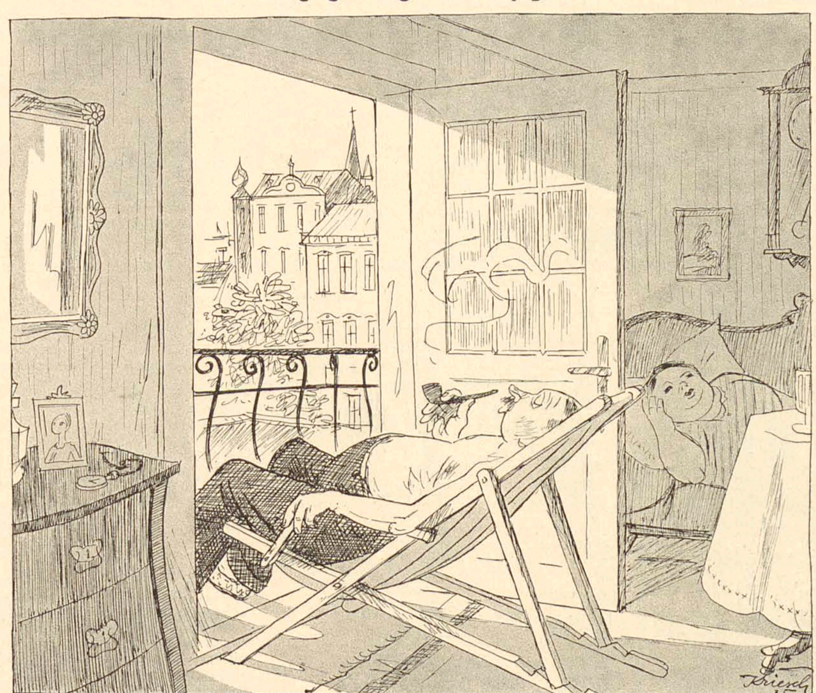
*

Am Anfang war das Wort; die Theologen kamen erst viel später.

oha

Streng geregelte Hygiene

(R. Kriesch)



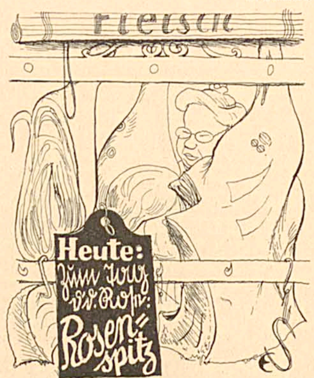
„Eig'ntli kunnt'n ma heut' zum Bad'n geh' — aber wos tean ma nacha am Samstag?"

Mister Colum macht Geschichten

Von Paul Heinkel

Clive Bell von der „Little Review“ hat sich neulich wieder mit mir beschäftigt.
Ich danke ihm.
Der Gute hat endlich entdeckt, daß ich jeden Morgen zur selben Zeit die Sechste Avenue entlang bummle und am Broadway „ein wenig unmotiviert“ das Bronzedenkmal anstarre, das sie dort Horace Greeley gesetzt haben.
Clive Bell ist so neugierig, zu fragen, was es damit wohl auf sich habe. Vielleicht wittert er irgendeine interessante Marotte von mir. Auf alle Fälle hat er sich geschworen, dahinter zu kommen.
Es wäre ihm zu gönnen. Nichts freut die Leute mehr, als hinter die Geschichten von Geschichtenmachern zu kommen.
Aber das ist für die meisten gar nicht leicht. Sie haben keine Phantasie und vor allem keine Menschenkenntnis. Sehen nicht einmal das Naheliegende. Es ist ein Kreuz mit ihnen.
„Wie bringen Sie bloß diese Geschichten zustande?“ fragen zuweilen sogar meine Bekannten im Salmagundi-Club etwas erstaunt und naiv.
Ich pflege darauf zu sagen: „Wie bringt ihr eure Puderquasten, eure Staubsauger und all dies Teufelszeug zusammen?“ Aber sie lachen nur und sagen: „Geschichten sind so 'ne Sache für sich.“
Sie können sich einfach nicht vorstellen, wie so was gemacht wird.
Dabei sind Kerle darunter wie der alte Wainsworth, Henry Jim Wainsworth (jedes Kind zwischen Frisco und New York kennt ihn), der damals mit einem Pappkarton auf Long-Island angekommen ist und heute als maßgebender Mann in der American Trust Company gilt.

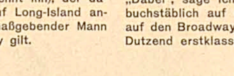
(E. Croissant)



Dienst am Kunden

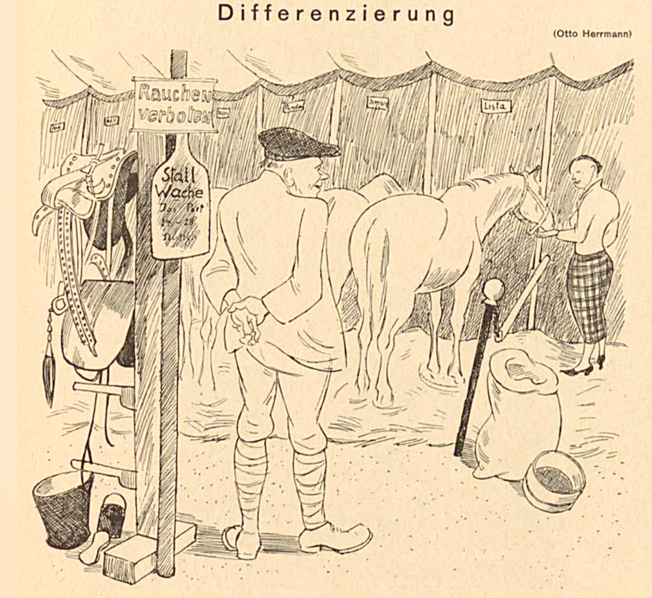
„Kinder“, sage ich immer, „nichts ist einfacher — vorausgesetzt, daß man es kann.“
Sie lachen! So ein Teufelskerl! denken sie.
„Dabei“, sage ich, „liegt der Rohstoff für mich buchstäblich auf der Straße! Ein Blick hinunter auf den Broadway, und es reicht zu einem guten Dutzend erstklassiger Geschichten.“

„Wieso reicht es?“ fragt Bobbie Smiles, der allerdings auch für weniger komplizierte Dinge nicht sehr begabt ist.
Ich sage: „Es reicht, wenn man es versteht, den Menschen ihre Geschichten abzulesen. Und es ist gar nicht so schwer. Probiert es nur mal!“
Sie sehen alle angespannt hinunter auf den Broadway. „Nun?“
Sie schweigen!
„Kalkuliere“, sagt endlich nach langer Pause Hartley, ein Ingenieur aus Kentucky, „die Pennsylvaniabahn wird sich doch noch entschließen müssen, zwischen der Fünften und der Lexington-Avenue durchzubrechen.“
„Und dann?“ frage ich engelsmild, denn ich warte auf eine Geschichte.
Aber Hartley versteht mich nicht. „Dann“, sagt er ein wenig einfältig, „wird man schätzungsweise um neun Minuten bälder in Chicago ankommen.“
„Mann Gottes“, sage ich, „kommt Ihnen sonst nichts in den Sinn?“
„Nichts“, sagt Hartley, „es ist eine klare Sache.“
„Wie ist es zum Beispiel mit der Blondine?“ frage ich. „Dort vor Whitneys Saloon?“
Waldo Heap, ein patenter Junge, wirft einen kurzen Blick hin. „Die Pazific-Company wird sie todsicher nicht einmal mehr als Aufwaschfrau einstellen“, meint er trocken.
Ich sehe ihn mitleidig an. „Wittern Sie denn keine Geschichte?“
„Weiß mit ihr nichts anzufangen“, sagt er hilflos.
Armer Kerl! Wie will er sich im Leben zurechtfinden, wenn er so wenig Fingerspitzengefühl hat? Ich wette, er wird mit Frauen üble Erfahrungen machen.
„Ganz uninteressant“, sagt Heap und markiert ein wenig den Kenner.
„Aber im Gegenteil“, sage ich, „sie ist unter Brüdern ein halbes Dutzend Geschichten wert!“
Alle sehen interessiert hinab.
Und nun lege ich los. Ich wittere allerhand Sachen, die sich gewaschen haben.
„Bemerkt denn keiner den harten Zug um den Mund und die betont energische Haltung?
Hallo! Ist doch ganz klar: eine Frau aus Ohio. Todsichere Sache!
Ja! Aber was tut sie hier in New York? Warum ist sie so schäbig gekleidet?
Es ist sehr einfach. Die Leutchen haben da irgendwo in Ohio eine ganz anständige Farm gehabt. Weizen! Klar! Na, es ging eine Weile schön vorwärts. Aber da kam dann die Krise.
Fatale Sache! Was tun? Der Mann weiß sich keinen Rat. Ein bißchen ein Waschlappen. Guter Mensch, aber energielos. Die Frau hat seither den Laden geschmissen, aber jetzt ist guter Rat teuer.
Nun, den Mann reitet der Teufel. Er spekuliert an der Getreidebörse in Chicago.
Na, eines Tages hat ihn auch richtig einer aufs Ärmchen genommen. Aus! Erledigt!
Fürchte, der Mann war nicht Kerl genug, das zu ertragen.
Und nun verbraucht die Frau in dem teuren Nest New York ihre letzten Pennys.
Aber sie wird sich wieder hochbringen. Die Chancen stehen nicht schlecht. Es ist da etwas in ihren Zügen, in ihrer ganzen Haltung, etwas, das . . .“
„Was ist das für ein Etwas?“ fragt Bobbie Smiles interessiert.
Ich sage: „Sie werden das nie begreifen. Mein Gefühl für Nuancen ist so differenziert, daß ich mit tödlicher Sicherheit ganze Lebensläufe abwickle, ohne von jemand mehr zu wissen, als von dieser Farmersfrau aus Ohio.“
„Damit werden Sie sicher Ihren Weg machen“, sagt Hartley und klopft mir ein wenig zu freundschaftlich auf die Achsel.
„Ich habe ihn schon gemacht“, sage ich. „Erst neulich hat sich kein Geringerer als Clive Bell mit mir beschäftigt. Nun, ich schätze ihn nicht sehr, aber es ist eine gute Reklame, und man kann es sich deshalb gefallen lassen.“
„War es nicht Clive Bell“, sagt daraufhin Wainsworth, der nachträglich hinzugekommen ist, „der einmal im ‚Dial‘ geschrieben hat, Ihre Geschichten seien nicht lebenswahr? Wie steht es damit?“



Differenzierung

(Otto Herrmann)



„Woher wissen Sie denn, daß ich keinen Damensattel will?“ — „Och, Jnädigste, den valang'n nur die Frauen; die Damen woll'n alle in'n Herr'nsattel!“

Ich sage: „Sie sind das Leben selbst. Ich entwickle sie einzig und allein aus meiner eminenten Menschenkenntnis. Ich schweife nicht in Phantasiewolken, wie etwa Brooks und andere."

„Da haben Sie natürlich einen Vorsprung", bemerkt Bobbie Smiles. Auch die andern zeigen ihre Hochachtung. „Ein Gran davon", seufzt Hartley, „und wer weiß, wie weit ich es gebracht hätte!"

Während er das sagt, kommt Mr. Hopkins herein, ein Reporter der „Tribune". Ich kann ihn nicht ausstehen. Er kommt und hört zu, und auf einmal fragt er: „Wie denken Sie nun eigentlich über Gibson vom ‚Dial'?"

„Ich weiß mit ihm nichts anzufangen", sage ich, und das ist die Wahrheit.

„Wittern Sie da keine Geschichte?"

„Wie kann ich?" sage ich, „der Mann ist völlig uninteressant."

„Aber im Gegenteil", sagt Hopkins, „er liefert genau besehen die saftigste Geschichte, die man sich augenblicklich vorstellen kann."

„Glauben Sie", sage ich, „daß irgendwer dem Mann auch nur die dürftigste Kurzgeschichte entquetscht, wenn ich, Mr. Colum, es nicht vermag?"

„Ich weiß nicht", sagt Hopkins, „aber feststeht, daß er heute früh mit Ihrer Frau durchgebrannt ist."

Ich sage: „Lassen Sie, bitte, diese albernen Scherze!"

Aber Hopkins schweigt nicht. „Es stellt", sagt er spöttisch, „wie bereits alle Welt weiß, die interessante Fortsetzung einer schon etwas lang geratenen ‚Kurzgeschichte' dar."

Derartiges anzuhören ist unter meiner Würde. Ich stehe auf. An der Tür höre ich noch, wie Hopkins sagt: „Die beiden haben, wie ich genau weiß, den Frühzug nach dem Süden benützt. Der Anfang dieser Geschichte steht übrigens bereits in der heutigen Ausgabe der ‚Tribune'. Es steht nicht viel Neues darin — außer für den Hauptbeteiligten."

Ich gehe nicht mehr in den Salmagundi-Club.

(R. Graef)

R. Graef 33

Väterlicher Wunsch

„Bal dei' Bua 's Herz aa auf da recht'n Seit'n hätt', nacha kummat er in alle Illustriert'n." — „Hör' auf! Mir langt's scho', bal er sei' Herz auf'm rechten Fleck hat!"

Lieber Simplicissimus!

Anläßlich der 700jährigen Wiederkehr der Heiligsprechung der Landgräfin Elisabeth von Thüringen erzählte ich meiner vierjährigen Tochter die Lebensgeschichte der Heiligen. Ich beschloß meinen Vortrag mit der Bemerkung: „Siehst du, mein Kind, wenn du nun auch alles, woran dein Herz hängt, für die Armen hingibst, die Kranken pflegst, alle deine eigenen Wünsche zurückstellst, niemals mehr lügst und nie mehr ungezogen bist, dann kannst auch du einmal heilig werden." Das Kind hat mir aufmerksam zugehört und ist eine Zeitlang recht still. Auf einmal sagt es fröhlich: „Mutti, werde d u heilig!"

Wer im Parterre wohnt . . . / Von Fritz A. Mende

*Wer im Parterre wohnt, getrennt durch Fensterscheiben
von einer Straße und in einer großen Stadt,
der kann, auch wenn er möchte, nicht alleine bleiben,
weil ihm die Straße stets etwas zu sagen hat.*

*Sie sagt, da geht ein alter Mann, dort klatschen Weiber,
jetzt lacht ein hübsches Fräulein, und nun weint ein Kind —
Und meist geschieht das alles ohne Unterleiber,
weil diese durch das Fenster nicht mehr sichtbar sind.*

*Passanten eilen ohne Sinn und ohne Pause,
und wer parterre wohnt, der ist fast selbst Passant.
Halb ist er auf der Straße, halb ist er zu Hause —
Sogar sein Bett, das parkt mit Autos Wand an Wand.*

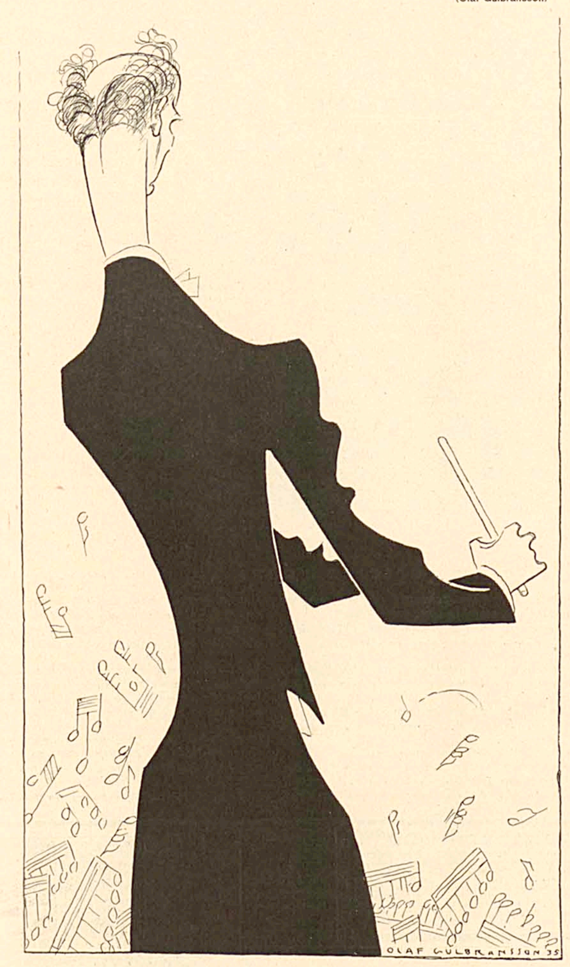
*Wer im Parterre wohnt, muß sich besonders sorgen,
daß er die Sittlichkeit nicht unbewußt verletzt,
wenn er zum Beispiel, so wie ich am frühen Morgen,
ein bißchen Sport, jedoch ganz ohne Nachthemd, schätzt.*

*Wer im Parterre wohnt, muß stets an andre denken,
und wenn er auch nur schnell die Hose wechseln will —
Wofür die andern ihn mit ihrem Lärm beschenken,
und wenn er schlafen möchte, sind sie noch nicht still.*

*Im Gegenteil, grad unter seinem Fenster müssen
die ganze Nacht sich Menschen, die Verliebte sind,
als ob der Platz besonders schön sei, schmatzend küssen —
Ach! Daß ein Haus nicht mit dem ersten Stock beginnt . . !*

Wilhelm Furtwängler

(Olaf Gulbransson)



Am Waldesrand

Hugo wandert mit Alma ins Grüne. Der Tag ist licht und blau. Sie lagern sich am Waldesrand zwischen zwei mächtigen Buchen. Unten liegt unbewegt der Waldsee. Drüben dehnt sich in sattem Grün eine Wiese.
Ein Vogel singt im Gezweig.
„Ist es eine Nachtigall?" fragt Alma und blinzelt verträumt ins Himmelsblau.
Ja, es ist eine Nachtigall. Hugo weiß da Bescheid. Niemand besser als er. Es ist sein Fach. Schon fängt er an zu dozieren. Über das Liebesleben der Vögel im allgemeinen und das der Nachtigallen im besonderen. „Sie leben monogam", sagt er leicht salbadernden Tones und wischt flüchtig dürres Laub vom Röckchen Almas, „in einer wahrhaft musterhaften Ehe. Die beiden Eltern brüten abwechselnd die Eier aus. Wenn das Weibchen das Männchen ablöst, bleibt dieses beim Nest und macht ihm ein Konzert."
Alma zupft die Rüsche an ihrem Halsausschnitt zurecht. Die Nachtigall schweigt.
Aber Hugo redet.
„Noch ergebener", sagt er, „ist das Männchen des Talegallahuhnes, einer Art australischer Truthühner . . ."
„Sieh doch das wundervolle Pfauenauge", sagt Alma und legt sanft die Hand auf seinen Arm. Hugo sieht interessiert hinüber. Das Händchen Almas tritt den Rückzug an. „Fabre", sagt Hugo, „hat experimentell nachgewiesen, daß ein gefangengehaltenes Weibchen Hunderte von Männchen anlockt — und das in Gegenden, wo das Pfauenauge so selten vorkommt, daß man Mühe hat, eines oder zwei im Jahr zu fangen."
„Ach!" seufzt Alma gedehnt und wippt gedankenverloren mit ihren schön geformten kleinen Füßchen.
Hugo sieht angestrengt hinüber zur Waldwiese, wo das Pfauenauge sanft entschwebt. „Die Männchen", fährt er fort, „müssen bei ihnen zahlreicher sein als die Weibchen . . ."
Alma legt den Kopf zurück. Sieht blinzelnd hinauf ins Himmelsblau. Die Wölkchen ziehen. Sie schließt die Augen. Der Wald rauscht.
Irgendwo singt wieder eine Nachtigall.
„Sie leben", hört sie eine Stimme sagen, „nicht länger als zwei, drei Tage . . ."
Die Stimme klingt wie aus großer, ungewisser Ferne und ganz fremd.
„Es ist wahrscheinlich, daß unter hundert von ihnen oft nicht eines dazu kommt, seine Bestimmung zu erfüllen. Das Männchen, das das verfolgte Weibchen verfehlt, ist verloren. Sein Leben ist so kurz, daß es ihm kaum gelingen wird, ein zweites aufzuspüren . . ."
„Interessant! Nicht wahr?" sagt Hugo.
Er bekommt keine Antwort.
Alma ist längst eingeschlafen.

oha

Ballade vom Buchhandlungsgehilfen

Der Ladentisch war eine Mauer für ihn,
Das bunte Regal schwer lastender Bann,
Und seine Seele lag auf den Knien
Und betete immer: Wann denn, wann?!

Und einmal im Maien erschien ihm ein Kind,
Das einer Rose in Lilien glich,
Die Stimme wie Lerchen im Morgenwind,
Und sprach zu ihm: „Ich liebe dich!"

Da brach der Himmel auf ihn herein
Und schüttete Rosen, und brausend sprang
Aus all den ruhigen Bücherreihn
Wie Orgeln des Lebens Tausendklang.

„Is's da?!" — Und aller Rausch verblich
Und alles Tönen ward öde und schwieg.
Und er brachte der Dame „Ich liebe dich",
Op. 43 von Grieg.

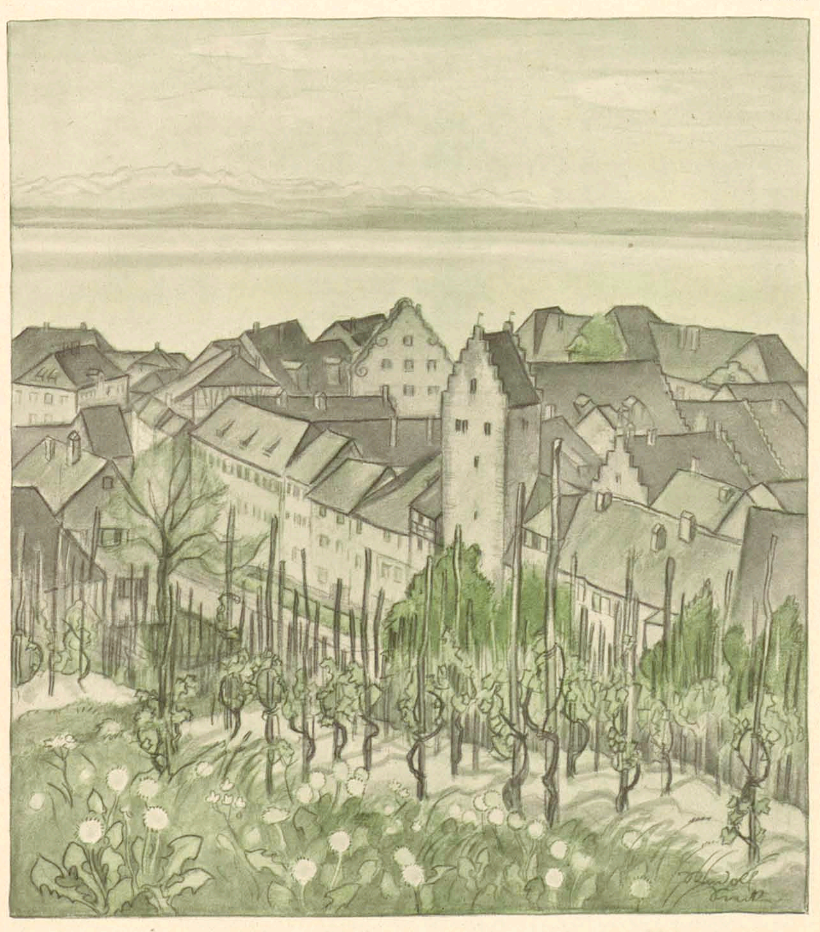
Wilhelm Pleyer

Schönheitspflege

Unsere elsässische Freundin Mad. Spätzle in „Mulhouse" ist eine resolute Frau von altem Schrot und Korn. Solide Einfachheit ist ihr Lebenselement, alle modernen Schönheitsmätzchen sind ihr verhaßt. Ausgerechnet sie muß nun eine französische Schwiegertochter bekommen, die ihre Augenbrauen durch Farbenstriche betont, ihre Nägel rosa poliert und ihre Lippen feuerrot stiftelt.
Empört versucht sie, die Schwiegertochter eines Besseren zu belehren. „Pediküre und Maniküre", sagt sie zu ihr, „dumm' Ziech! Wenn ich schöne Hände haben will, dann wasch' ich min' Mann sine Socke, dann sind sie wieder recht!"

Meersburg

(Rud. Sieck)



Noch gellt der Möwenschrei am Strand,
noch grünt der Rebstock im Gestein.
Hier strichen wir durchs helle Land,
hier tranken wir vom roten Wein.

Wie haben wir die Zeit versäumt,
wie haben wir gescherzt, gelacht
und manchen Abend stumm verträumt
tief, tief hinein bis in die Nacht.

Des grauen Schlosses lichte Fee,
das Boot, das durch die Dämm'rung glitt,
die alten Berge überm See
und Tor und Gassen träumten mit.

Dr. Owlglaß

Andere Zeiten

(Toni Bichl)



„So, 's dritte Kind kummt bei deiner Marie? Jetzt i hob allweil gmoant, ihr Mo' waar wos Bessers . . .“

Die Verseuchte

Mobilmachung 1914. Der zivile Zugsverkehr ist aufs äußerste eingeschränkt. Obwohl ich eine kranke Mutter in Deutschland habe, gelingt es mir während einiger Tage nicht, die Erlaubnis zum Passieren der österreichisch-deutschen Grenze zu erhalten. Da der Zustand der alten Dame nicht bedenklich ist, gebe ich mich zunächst damit zufrieden. Schließlich möchte ich aber doch die Heimreise antreten und wende mich vertrauensvoll an den Stationsvorsteher Gneidl.

„Ja, eigentlich läßt sich do nichts machen. Krieg ist Krieg! Über allerhöchsten Erlaß ist Zivilpersonen das Überschreiten der Grenze nicht gestattet.“

„Ja, aber meine arme kranke Mutter! Sie verstehen doch, in diesen aufgeregten Tagen! . .“

Gneidl versinkt in Nachdenken. Plötzlich hat er eine Idee.

„Da könnt man Sie halt bloß für verseicht erklären. Kommen S' morgen, da können S' nachher schon mitfahren.“

Am anderen Morgen bin ich rechtzeitig auf dem Bahnhof. Gneidl hat inzwischen mit dem Zugführer alles besprochen.

„Alsdann, meine Gnädigste, Sie san jetzt eine Verseichte!“

Ich verabschiede mich von ihm mit heißen Worten des Dankes und werde von dem Zugführer in ein Abteil erster Klasse gebracht. Während der übrige Zug aufs äußerste überfüllt ist, genieße ich die herrliche Alpenstrecke wie in einem Salonwagen. Völlig allein und von dem biederen Zugführer aufs beste versorgt und verpflegt. Allerdings auch hermetisch von der Außenwelt abgeschlossen.

„Bitte, alles in die rückwärtigen Wagen! Hier ist eine Verseichte! Hier können Sie nicht einsteigen, das ist der Wagen für die Verseichte. Eine verseichte Dame, meine Herrschaften! Hier darf niemand rein!“ So höre ich ihn immer wieder vor meinem Fenster. Wenn dann der Zug in Fahrt ist, kommt er, mir zublinzelnd, in mein Abteil und traktiert mich mit „Krankenkost“, um in den Stationen meine Klausur sofort wieder mit Löwenmut zu verteidigen.

„Eine Verseichte, meine Herrschaften! Eine ganz verseichte Dame . . .“ O. F.

Das Programm

Der Glasermeister F. fährt im Jahr ein paarmal in die Hauptstadt, um dort Dinge zu erledigen, die sich brieflich nicht gut erledigen lassen, und dies und jenes einzukaufen. Es ist allemal eine ganze Liste von Besorgungen, so daß oft die Zeit kaum ausreicht, sie an einem Tag zu erledigen.

Leider ist es F. dabei schon öfters passiert, daß er nicht einmal dazu kam, irgendwo ein paar gute Schoppen zu genehmigen. Solchen ist er aber durchaus nicht abhold. Daheim am Stammtisch pflegt er immer zu sagen: „Wer trinkt, hat mehr vom Leben!“ Und daß er diesem schönen Grundsatz gerade in der Hauptstadt nicht immer huldigen kann, ärgert ihn mordsmäßig.

Kürzlich hatte sich auch wieder eine ganze Litanei von Besorgungen ergeben. Wie er seinen Aufschrieb betrachtet, runzelt F. angesichts der langen Leiter die Stirn. Dann greift er auf einmal energisch zum Bleistift und schreibt kräftigen Striches oben hin: „Zuerst trinken!“

(J. Hegenbarth)



Lieber Simplicissimus!

Einen alten Bauern plagt die Gicht. Auch sonst sind Altersbeschwerden da. Er ist deshalb nicht gerade in gehobener Stimmung, und der Pfarrer, der ihm einen Besuch abstattet, hat keinen leichten Standpunkt. Vorsichtig spricht er von der Notwendigkeit, in stetem Kampf gegen die Mächte der Finsternis sich vorzubereiten für eine bessere Welt. Er malt dabei die sündige Natur des Menschen in den dunkelsten Farben, ohne bei dem Bauern mehr zu erzielen als eine höfliche Aufmerksamkeit.

Erst als die Betrachtungen des Pfarrers sich mehr und mehr auf den Bauern selbst zuspitzen und die Situation es erheischt, nach so viel Zuspruch reumütig in sich zu gehen, tut der Bauer einen tiefen Seufzer und sagt: „Oh, Herr Pfarrer, in meinem Alter und bei meinem Zustand taugt man schon zu gar nichts mehr — sogar die Sünden sind nicht der Rede wert!“

Wiener Scherenschnitt

An einem der letzten Frühsommernachmittage sitzt ein Mann mit einer Frau auf einer Ringstraßenbank und mustert die aus den Hotels kommenden Fremden.

Als eine hypermodern gekleidete, exotische Ausländerin, die strumpflosen Beine in Schlangenlederschuhen steckend, vorüberschwebt, ruft die Frau, förmlich erstarrt vor jähem Schreck: „Marandanna!“

„Wos host denn?“ fragt der Mann.

„Host es net g'seg'n?“

„Wos denn?“

„No, schau nur hin — des Flitscherl hot kane Strimpf net an!“

„Meiner Seel, de Füaß san nackert . . . Ah — da legst di nieder und stehst nimmer auf . . .“, wundert sich der Mann und setzt nachdenklich hinzu: „Aber i kann mi scho erinnern — i hab's in der Zeitung g'lesen, des is jetzt'n de neucheste Mode!“

„Wos d' net sagst!“ meint die Frau kopfschüttelnd, „des is Mode? . . . Na, so was . . . De Frauenzimmer wissen ja rein net, wia s' es Geld beim Fenster außischmeißen soll'n . . . A so a Luxus, a so a überspannter!“

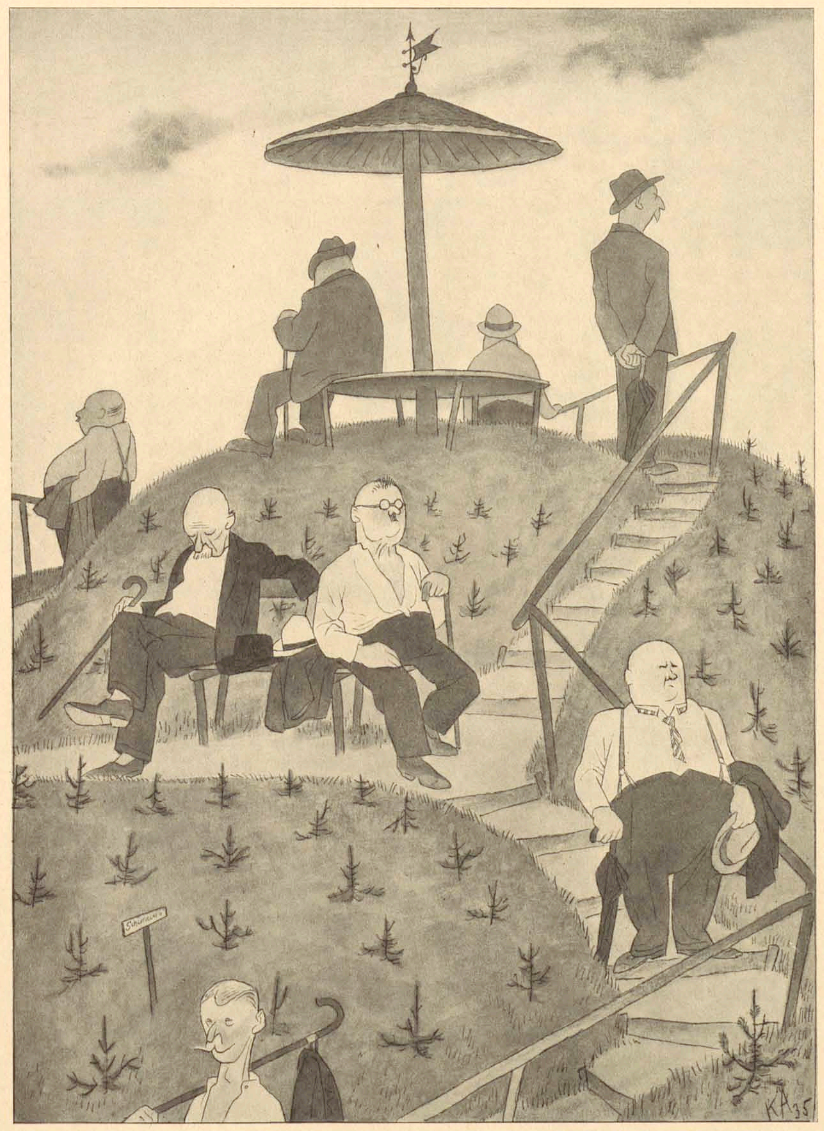
„Alsdann, waßt“, sagt der Mann bedächtig, „des kunnt i grad net finden, i find de G'schicht ganz sparsam . . . De Strümpf san teuer —“

„So — des maanst du!“ begehrt die Frau auf. „Und de Safen kost nix, wo si so a Schlawuzerl do alle Tag de Füaß waschen muaß!“

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— ● Anzeigenpreis für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile RM —.20 ● Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Galshauser, München ● Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● DA. 13225 I. Vj. ● Erfüllungsort München ● Postscheck München 5802 ● Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Ausflug der Kegelbrüder

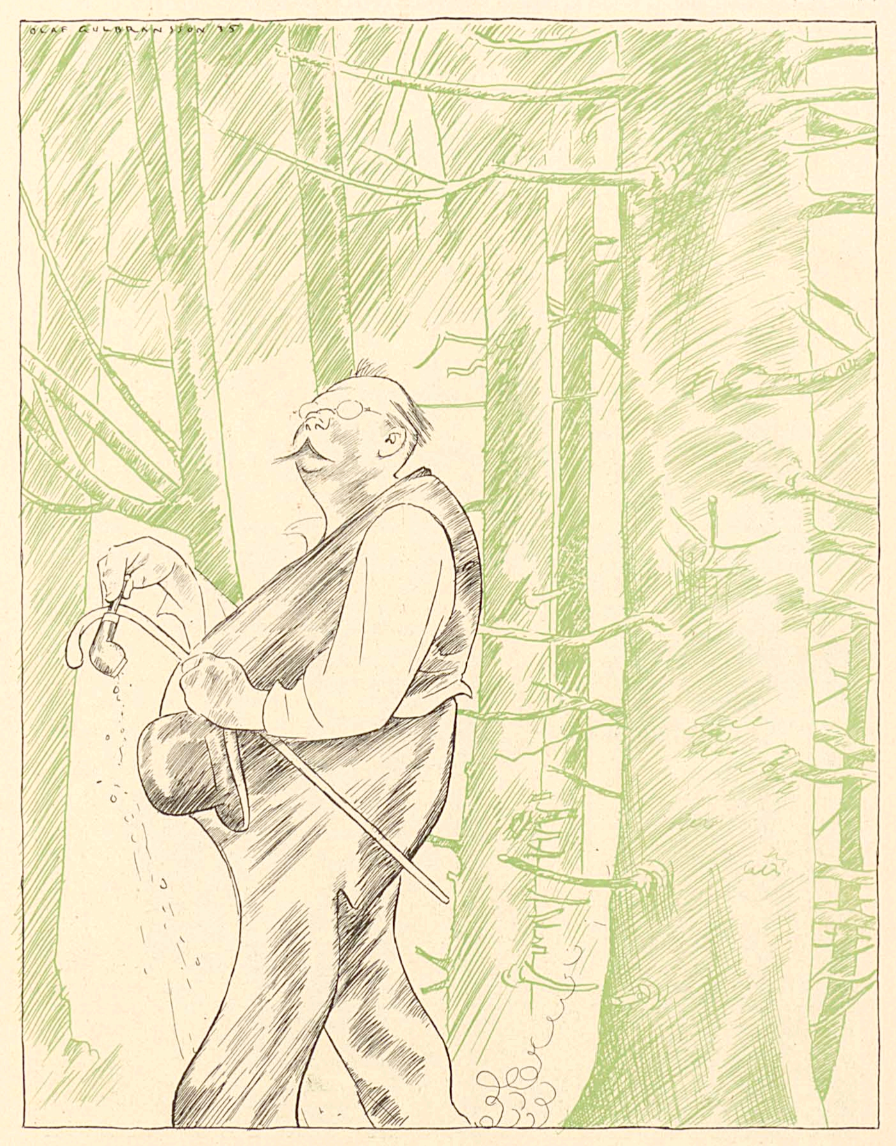
(Karl Arnold)



„D' Landleut' hams guat: san 's ganze Jahr sozusagen in ozonreicher Waldesluft — unseroans muaß scho froh sei, wann hinterm Stammtisch der Ventilator funktioniert."

Zur Waldbrand-Verhütung

(Olaf Gulbransson)



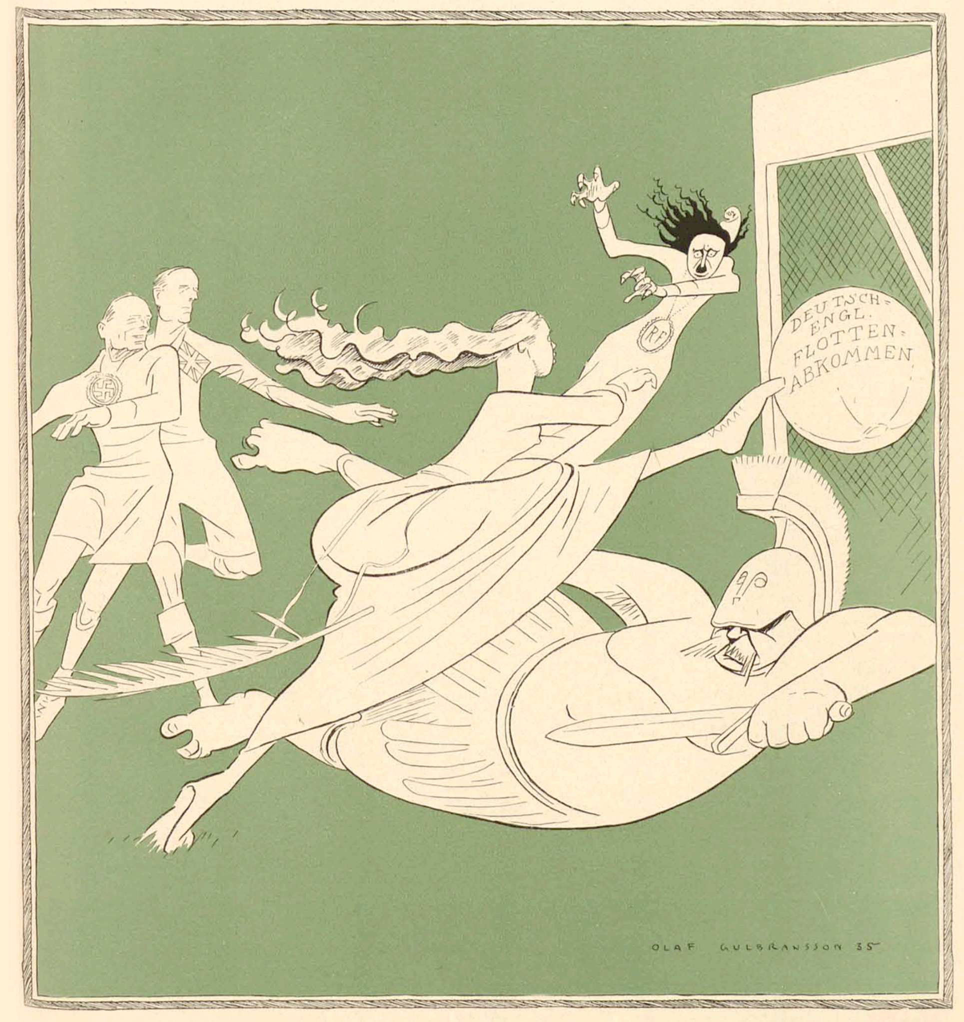
Daheim und in der Sommerkur
stinkt Qualm auf deinen Spuren.
Laß ab von dieser Art „Kultur"
und denk an die Kulturen!

München, 7. Juli 1935 **Preis 60 Pfennig** 40. Jahrgang Nr. 15

SIMPLICISSIMUS

Ein Tor gewonnen!

(Olaf Gulbransson)



Bravo! Nur so weiter! Bravo!


(W. Schulz)

Weg auf Granada / Von Werner Benndorf

Meine trägen, schwankenden Schritte wirbeln Staub auf. Er hat sich auf meine Kleidung gelegt. Der Schweiß ist geronnen und grau. Ich möchte mein Gesicht nicht sehen. Die Haare liegen in feuchten Strähnen. Mag man mich jedoch mit Ruhe einen Toren nennen, weil ich in der Mittagsglut über die öden Wege laufe — immer nach Süden —, mag man mich schelten und mir einen Hitzschlag prophezeien, — mir ist das gleich: denn ich will Granada sehen, will es eher sehen als Jan, der mehr Geld hat als ich. Er kommt von Malaga empor. Ich muß laufen, weil ich mir keine Fahrkarte kaufen kann und weil meinen Weg entlang gar keine Bahnlinie läuft. Es gibt nur schmale Wege. Die fernen Schneehöhen der Sierra Nevada zeigen mir den Weg.

Als ich heute morgen durch Iznalloz kam, lehnte an einem geschmiedeten Gitter in halbem Schatten ein Bursche und rauchte eine Zigarette. Seine Kleidung war schmierig, und er hatte den Daumen der rechten Hand in der Hosentasche, die übrigen Finger davor gespreizt; seine Jacke war um die Achseln geschlungen, und auf dem Leib trug er ein rotes Hemd mit weißen Punkten. Ihn fragte ich nach dem Weg, und er sagte, ich solle immer auf die Sierra zulaufen. Dabei weiß ich nicht, was er noch hinter mir her murmelte. Vielleicht war es ein mitleidiger Seufzer. Er hatte es noch nicht erlebt, daß ein junger Mann durch Spanien läuft und Granada sucht.

Er weiß ja auch nicht, warum ich das tue.

Die Sonne brennt mir auf den Kopf. Es stehen keine Bäume am Weg. Im Gelände verlieren sich einige Akazien, und hier und dort steht ein Ölbaum. Ich habe Hunger und möchte gern eine Zigarette rauchen. Aber ich habe weder etwas zu essen noch eine Zigarette zur Hand. Weit und breit zeigt sich kein Haus. Das Land ist so öde, und ich taumele. Jetzt weiß ich es bald selbst nicht mehr, warum ich immer auf den verfluchten Berg mit der Schneehaube zulaufe. Ich sehne mich nach dem Eis auf seiner Kuppe.

Am liebsten möchte ich meinen Rucksack ins Gras werfen. Aber es gibt kein Gras. Nicht einen Halm sehe ich, den ich in den Mund stecken könnte, um daran zu kauen. Immer nur dieser staubige Weg — zwei holperige Karrenspuren — läuft unter mir gewunden durch das wellige Land, dessen Horizont überall Bergstöcke einengen.

Da denke ich wieder an Granada, an die maurische Burg, die ich dort besuchen will, nach der mein ganzes Streben zielt. Diese Burg ist für mich der Inbegriff der Schönheit, ehe ich sie gesehen habe. Und ich muß wohl heute noch in Granada sein, damit Jan mir nicht zuvorkommt. Er hat so eine dumme Art, einem das Erlebnis zu vergällen. Ich sehe ihn schon stehen, gelangweilt und lässig, wie er sagt: „Die alten Mauren verlangen immer noch Bauzuschuß, das scheint ihre einzige Erbschaft zu sein. Ich habe mir lieber etwas zu essen gekauft und die Burg Burg sein lassen . . .“

Wenn ich nur vor ihm dort wäre! Mir käme es auf mein letztes Geld nicht an, wenn ich es für die Burg opfern müßte. Ich habe ja noch acht Pesetas.

Wie ist das? Holpert nicht dort vor mir ein kleiner Wagen? O Gott, wenn nur nicht die Sonne gerade im Scheitel stände! Die Luft flimmert so arg. Aber ich will darum doch ein wenig schneller gehen.

Nun wirbelt der Staub noch mehr. Man kann ganz vorsichtig auftreten. Es nützt nichts. Eine Eidechse huscht erschrocken davon. Es ist also doch ein Eselkarren, dem ich nachgeeilt bin. Und nun sitze ich schon neben dem schweigsamen Bauern, der den Esel trotten läßt. Auf seiner braunen Samthose ist ein gelber Tuchflicken, der mein Auge immer wieder anzieht. Ich ärgere mich über die Mißgestalt des Flickens. Der Bauer hat mir scharfen Tabak gegeben, und ich rauche. Jetzt erst fühle ich, wie sehr meine Füße brennen. Sie scheinen mir doppelt so groß wie früher. Darum ziehe ich Schuhe und Strümpfe aus und lasse die Füße ruhen. Der Bauer nickt. Er fährt noch ein ganzes Stück über Land, weil ihm eine Plane Schatten spendet, und weil er die Gedanken des müde trottenden Esels nicht kennt.

Ein Bach soll rechts von uns fließen, aber ich sehe nicht einmal eine Pfütze, weil es Sommer ist. Ich erfahre nur seinen schönen Namen: Cubillas. Der Bauer fährt bis Santa Fé — heilige Zuversicht! Wie schön klingt das! Aber ich muß vorher abbiegen.

Da stehe ich wieder allein auf dem Wege, der nun breiter und ausgetretener ist. In der Ferne kann ich verschleierte Umrisse erkennen, die mir als Granada erscheinen. Ich laufe jetzt ostwärts und habe die Sonne im Rücken. Das tut den Augen wohl. Eben konnte ich ungesehen einen Feigenbaum plündern und meinen ärgsten Hunger stillen. Gott sei Dank wächst hier wieder etwas. Man ist in der Nähe einer Siedlung. Das Land ist nicht mehr verlassen. Ich erschrecke, als ich das keuchende Gelärm eines Autos vernehme, das sich durch den Staub frißt. Es ist ein Lastwagen, und entschlossen springe ich an ihm hoch.

Bis sie mich bemerkt haben, bin ich sicher ein ganzes Stück näher an Granada herangekommen. Ich erkenne die rote Burg bereits ziemlich deutlich. Die zwei Autofahrer bemerken mich nicht. Sie haben mit der Straße genug zu schaffen. Ich hänge an der Planke, und meine Hände krampfen sich zusammen. Bald sterben sie ab. Ich zwinge mich, an nichts anderes zu denken als daran, daß meine Hände die Qual aushalten müssen.

Plötzlich ist Pflaster unter den Rädern des Lastwagens. Ich habe nicht bemerkt, daß wir Granada schon erreicht haben. Weiße Häuser sind zu sehen, und ich lasse mich fallen, stürze auf ein Knie und schürfe

(Schluß auf Seite 173)

Trost

Jedes Ding war einmal jung,
faltenlos und frisch gestrichen.
Nach und nach ist's dann verblichen,
und im Lack gab's Sprung um Sprung.

Dir sogar blieb's nicht erspart,
lieber Freund und Kupferstecher,
und du tust als Herzensbrecher
dir allmählich etwas hart.

Tja — was ist da wohl zu tun?
Der versucht es mit Kosmetik,
jener stürzt sich in die Ethik
und auf's In-sich-selber-Ruh'n . . .

„Aber“ — schluchzt das alte Haus —
„gleicht Besitz von Seelengröße
oder einer Zahnprothese
das, was nicht mehr da ist, aus?!“

Nimm als Trost den Leitsatz hin:
Jugendfrische blendet jeden.
Aber für Antiquitäten
haben nur die Kenner Sinn.

Ratatöskr

An der Seine

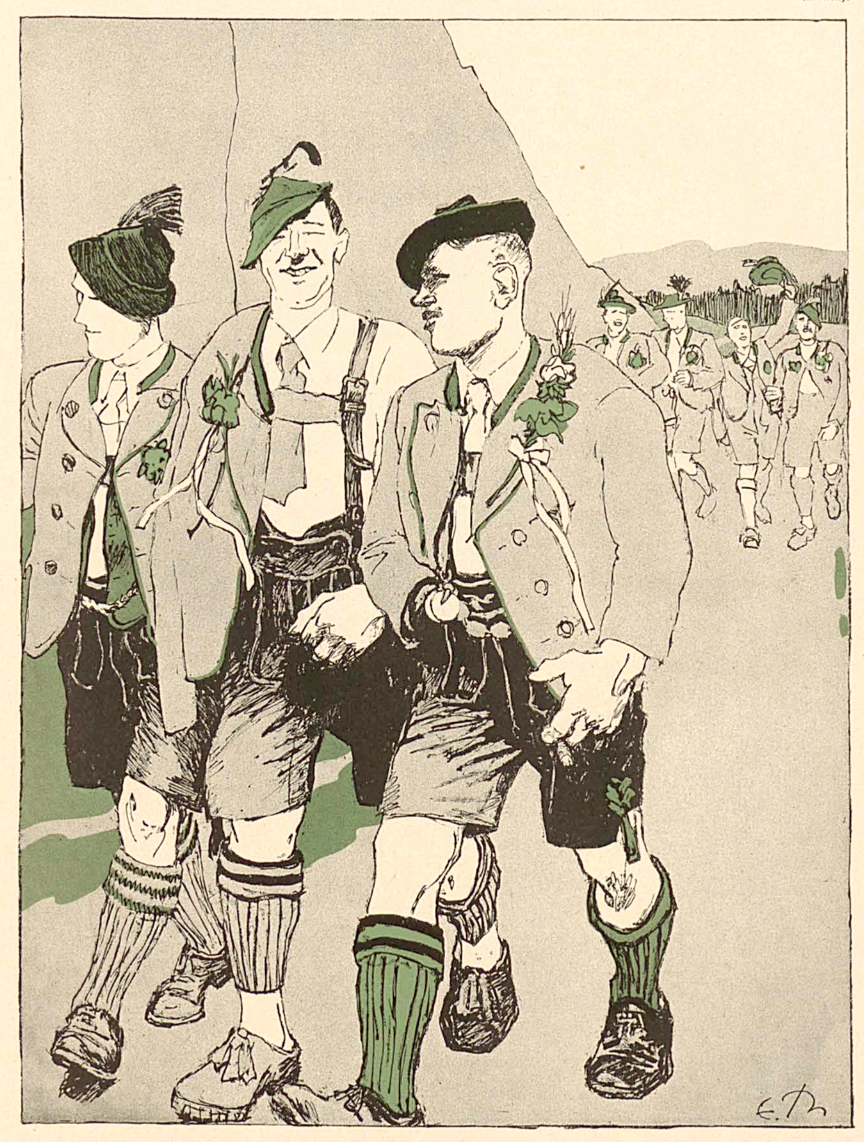
(Karl Arnold)



„Alors, Marcel! Wir machen es wie unsere Diplomatie: im Trüben fischen, bis man eine Dose sardines à l'huile komplett mit Büchsenöffner an der Angel hat.“

Gemustert

(E. Thöny)



„Taugli san ma, Hiasl! Wos werd dei' Resl sog'n?" – „Net vui! Dös woaß dö scho' lang!"

Der Genießer

(Willy Geiger)



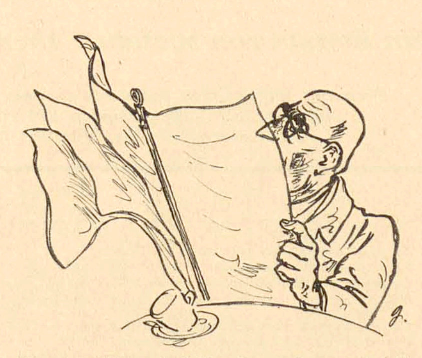
„Teifi, Teifi, die Weltpolitik!"



„Jessas na! Scho' wieder a Erfindung!"



„Gibt's dös aa? Zwoa neue Rekord'!"



„Aha, ‚Anschlußgesuche'! Also, dös muaß ma studier'n!"

Weg auf Granada

(Schluß von Seite 170)

die Haut ab. Es schmerzt. Aber nun bin ich in Granada. Die Schneeberge sind nahe. Ich will rauchen und kann die Zigarette nicht in der abgestorbenen Hand halten.

Die Besichtigung der Burg kostet mich nichts, weil ich über eine Mauer geklettert bin, und weil mich niemand dabei gesehen hat. Der Nachmittag neigt sich schon, und ich streife durch die Säle, will mich am köstlichen Wasser laben, will verzückt unter den Stalaktitengewölben verharren — da ergreift mich die grenzenlose Leere, die Abgestorbenheit dieses Bauwerkes. Wie eine gepflegte Leiche schlummert diese kunstvolle Burg, die Alhambra, auf dem Berg. Das Leben hat sie verlassen. Jeder Saal ist dem anderen verwandt. Die Eintönigkeit der Formen ermüdet und entmutigt mich. Ich bin enttäuscht. Viel, viel mehr hatte ich erwartet — große Räume, verwilderte Gärten, rote Mauern, aber ich fand Steinschnitzereien, duftige Brunnen, kleine Zimmerchen. Es war alles zu fein für mich, und ich fürchtete mich vor dieser formgewandten Kunst. Darum also hatte ich den Weg durch den Staub gemacht!

Da war Cordoba anders gewesen! Dort hatte jeder der alten Fürsten schlecht und recht das hingesetzt, was er hatte zustande bringen können. Hier war der Befehl eines schwachen Herrschers zur Form geworden, die die Menschen kalt und unergriffen ließ. Daran dachte ich, als ich wieder über die Mauer kletterte und nun doch gesehen wurde.

Aber ich konnte wieder laufen, den Berg hinab, durch einige Straßen und auf der anderen Seite wieder den Hang empor, auf den Zigeunerberg, den Albaicin. Jetzt konnten meine Hände auch wieder eine Zigarette halten, wenn sie auch noch zitterten.

Da vernehme ich die silbernen Klänge von Knabenstimmen. Eine Tür ist angelehnt. Es ist eine Kirchentür. Daraus dringen die Lieder des Knabenchores und erfüllen mich ganz. Sie lassen mich vergessen, wo ich bin. Die Musik ist so süß, gleichsam als sänge ein Chor von Engeln. Ich denke nicht mehr an die Enttäuschung, an die Burg, an den Marsch durch die brennende Landschaft. Wie ein kühlendes Wasser umfließt mich die verhaltene Musik.

Und da kommt Jan — immer im ungeeignetsten Augenblick, immer dann, wenn man ihn bestimmt nicht erwartet und braucht. Er steht plötzlich vor mir und hat tatsächlich eine Hand in der Hosentasche.

„Ganz nett hier . . . Übrigens, ein paar Schritte von hier — Zigeunerlokal. Tolle Musik, sage ich dir — und Tänze . . ."

Ach ja, er schnalzt mit der Zunge.

Ich aber frage mich, warum ein Mensch nur immer dann froh sein kann, wenn er allein ist.

Sie saßen unter Buchen ... / Von Ferd. Otto Korthaus

Sie saßen unter Buchen, oder waren es Platanen?
Ich weiß es nicht — die Blätter waren jedenfalls schön grün.
Da sprach er: „Henriette, wollen wir ein bißchen kahnen?“
Und gab sich dran, den Rock sowie das Vorhemd auszuziehn.

Dasselbe nunmehr auch von Henriette zu verlangen,
Das schickt sich wohl in einem so moralischen Gedicht
(Wo zwei nicht wissen, mit dem Nachmittag was anzufangen)
Und ferner auch mit Rücksicht auf den Bootsverleiher nicht.

„Fünf Groschen“, sagte dieser höflich, „kostet eine Stunde!“
Und zeigte auf ein Boot, an dessen Kiel ein Fähnlein stak.
Und wenn ein Windstoß kam, dann las man: „Kunigunde“.
„Fünf Groschen?!“ überlegte Henriette und erschrak.

Dann schritten sie zurück zu den Platanen oder Buchen,
Um dort — wie man's in solchem Fall ja auch wohl macht —
Ganz aufgeregt nach seinem Vorhemd und dem Rock zu suchen.
Ich glaube, damit haben sie den Nachmittag verbracht.

Der tote Punkt

Frau J. — ich schreibe ihren Namen nicht aus, da sie als eifrige Zeitungsleserin alle meine Zeitungen bis zur letzten Anzeige durchliest — ist unsere Aufwartefrau. Sie ist Witwe, unbestimmbaren Alters, aber noch eine stattliche Erscheinung. Ich wunderte mich daher nicht, als sie eines Tages von einer Bekanntschaft, die sie machte, mit sichtlichem Wohlgefallen erzählte; und von nun an konnte ich tagtäglich die Entwicklung dieser Beziehung verfolgen, bis sie eines Tages freudestrahlend ihre Verlobung mitteilte. Aber dann hörte ich lange Zeit nichts mehr von dieser Geschichte.

„Was ist denn eigentlich mit Ihrer Heirat, Frau J.“, fragte ich sie daher eines Tages.

Frau J. stellte den Staubsauger ab und schulterte mit nachdenklichem Gesicht das Saugrohr: „Ja, Herr R., die Sache ist auf einem toten Punkt. Ist er betrunken, dann will i c h ihn nicht, und ist er nüchtern, dann will e r mich nicht.“

Ihr tiefer Seufzer wurde von dem wiederbeginnenden Summen des Staubsaugers übertönt.

Am rechten Fleck

Neulich lernte ich einen Kollegen kennen — das heißt, ich kam in einem Lokal, in einer Künstlerkneipe natürlich, mit einem Nachbarn ins Gespräch. Und da sagte er mir, er sei Maler. Ich sei auch einer, sagte ich — und seitdem trafen wir uns fast alle Tage. Der Kollege hatte zwar am langen Hals eine mächtige Künstlerschleife hängen, sprach aber kein Wort von oder über Kunst; und das gefiel mir.

Eines Tages seh ich ihn in einem Laden, der eben „renoviert“ wird: in weißem Kittel, weißer Hose, allüber voll weißer Spritzer, den großmächtigen Malerpinsel in der Hand. Ganz überrascht geh' ich zu ihm hin, und er sagt mir: er „weiße“ eben diesen Laden (was ich ja eigentlich ohnehin schon sah). Da red' ich von miesen Zeiten und der harten Existenz der Künstler und was man nicht alles anfange, um seine „Künstlerlaufbahn“ so durchzubeißen.

Er aber schaut mich groß an, als hielte er mich für nicht ganz richtig im Hirn — und sagt: „Wieso? Ich b i n doch Maler . . .!“

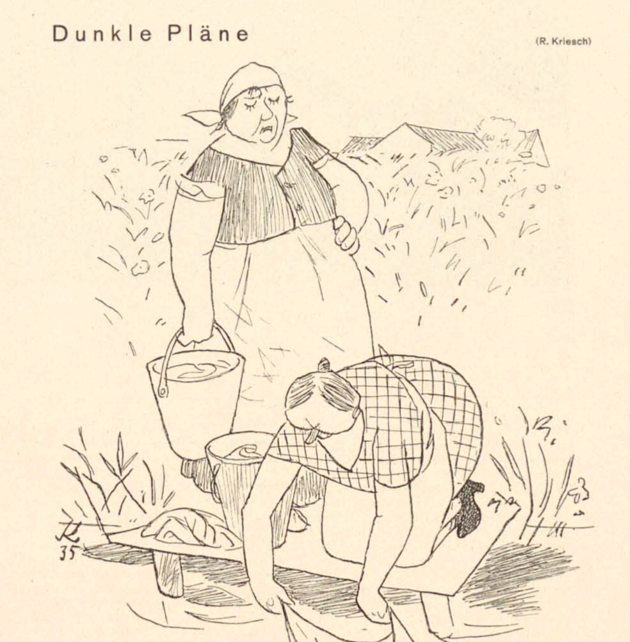
Lukas und die Mädchen / Von Ernst Handschuch

Die kleine Festlichkeit ging zu Ende. Es war spät in der Nacht. Während die Musik schwieg, sprach ein schwarzhaariger Mensch mit verwittertem Gesicht von der Empore zu der Menge, die sich über den engen Saal hin zerstreut hatte. Nur wenige hörten ihm zu.
An einem Tisch, der vor der schmalen Fensterreihe stand, saß Klarissa mit ihrer Mutter und den beiden Brüdern. Sie lächelte abständig, wobei sie den Unterkiefer ein wenig vorschob, so daß ihre schönen Zähne zu sehen waren. In diesem Augenblick bemerkte sie Lukas. Sein Blick begegnete dem ihren, der gleichmütig blieb.
Seit der Zeit, wo Lukas in dem Dorfe an den Berghängen lebte, war sie ihm oft schon aufgefallen. Meist fuhr sie auf einem Rad. Aber das einzige, was sie tat, wenn sie seiner ansichtig wurde, war, daß sie sich straffer in dem Sattel aufrichtete. Knapp nur erwiderte sie seinen Gruß.
Seine Tischgenossen hatten ihn nach und nach verlassen. Schließlich saß er allein vor seinem Wein, den er gedankenlos trank. Das Mädchen, auf das er den Abend hindurch gewartet hatte, war ausgeblieben.
Nun ging auch Klarissas Mutter, nachdem sie einige Worte noch mit ihr gewechselt hatte. Die Brüder führten sie die Treppe hinab und blieben unten in der Schankstube. Ein langer, hagerer Bursche mit kühnem Gesicht setzte sich bald danach zu dem Mädchen. Er winkte die Kellnerin herbei, die gleich darauf eine große Kanne Wein brachte. Als er Lukas allein sah, bat er ihn zu sich.
Dieser blickte unschlüssig. Dann aber erhob er sich langsam und ging hinüber zu den beiden. Klarissa, in deren Antlitz noch immer der Gleichmut stand, blickte ihn kurz an. Lukas verneigte sich leicht vor ihr, nannte seinen Namen und bat sie, sich setzen zu dürfen. Sie senkte unmerklich den Kopf. Der Bursche schenkte Lukas ein und hob sein Glas. Auch Klarissa hob ihr Glas, trank jedoch nicht. Der gastfreie und ein wenig trunkene Jüngling redete indes ein derart wirres Zeug, daß Lukas sich sogleich aufzubrechen entschloß. Er stand auf und sagte einige nichtige Worte. Als er aber plötzlich fühlte, wie sich ein kleiner Fuß kräftig auf seinen Schuh stellte, setzte er sich wieder.
Klarissa?, dachte er erstaunt, Klarissa, du? — Eben bat sie ihren Nachbarn um eine Zigarette. Dieser suchte vergebens in seinen Taschen und ging schließlich hinunter in die Wirtsstube, um sich neuen Vorrat zu holen.
Lukas legte seine Hand auf den etwas klebrigen Tisch und sah Klarissa voll ins Gesicht. Sie hatte ihren Mund geschlossen. Ihre Lippen zitterten leicht.
„Erinnerst du dich noch, wie du im letzten Sommer einmal in dem Garten vor meinem Fenster gegraben hast?" fragte Lukas das Mädchen verloren. Unwillkürlich hatte er das vertrauliche Du gebraucht. „Eine alte Frau war bei dir. Es war an einem heißen, stillen und weiten Nachmittag. — Damals habe ich dich sehr geliebt."
„Es war meine Großmutter", entgegnete Klarissa leise und legte ihre Hand auf die seine. „Ja, und dann kam Loni zu mir, die heute ausblieb." — „Ich habe davon erfahren, Lukas", lächelte sie müde und umklammerte mit ihren Fingern fest seine Hand. „Aber jetzt, Klarissa, liebe ich dich, nur dich allein." Er preßte seine Beine hart gegen die ihren und neigte den Kopf. Vorn im Saal spielte die Kapelle noch einmal, und Klarissa nahm den Takt mit ihrem Körper auf. „Ich habe es all die Zeit gefühlt, Lukas", sprach sie verträumt. „Willst du am Montagabend vor dem Hause sein, Klarissa?" Leise löste er sich von ihr. „Mittwoch, Mittwoch", flüsterte sie und gab zögernd seine Hand frei.
Der Bursche kam mit den Zigaretten und entschuldigte sein langes Ausbleiben. Lukas verabschiedete sich. Vor dem Dorfe wartete die kleine Margot auf ihn. „Margot", lächelte er und küßte ihren Mund, daß es das Mädchen wonnig schauderte.
Schon in der Frühe des Mittwoch regnete es, und am Abend setzte der Regen gar noch stärker ein. Der Weg vor dem Haus war ein einziger verschlammter Bach. Lukas wartete lange am Fenster. Klarissa kam nicht.
Er sah sie drei Tage später, als sie ihr Rad am Hause vorbeischob. Fröhlich lachte sie zu ihm hinauf.
Auf einem Tanzfest begegnete er ihr wieder. Sie sah ihn unentwegt an. — „Warum bist du an jenem Mittwoch fortgeblieben?" fragte er sie während eines Tanzes. „Es regnete doch", entgegnete sie. „Und wann wirst du jetzt kommen?" — „Niemals", sie schüttelte heftig den Kopf. Der Tanz war zu Ende. Lukas trank langsam seinen Wein leer und tanzte dann noch

(Schluß auf Seite 176)

Dunkle Pläne

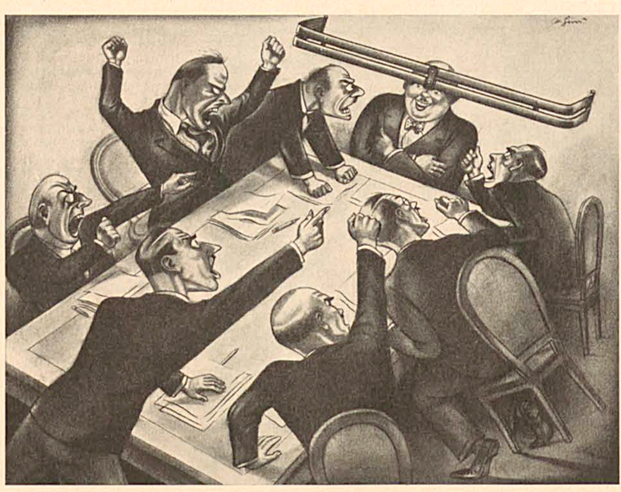
(R. Kriesch)



„Bal nur amal d' Mannsbuider d' Windeln wasch'n tat'n!" — „Dös waar recht! Na müassat'n 's nächst' Mal aber glei' Zwilling her!"

Ein Mann mit Humor —

(Ch. Girod)



— an ihm prallt alles ab . . .

Lukas und die Mädchen

(Schluß von Seite 175)

einmal mit ihr. „Darf ich wissen weshalb, Klarissa?" — „Weil Sie einer Frau aus der Stadt gehören, Lukas." Sie blickte auf den Ring an seiner Linken. Ihr Gesicht war ernst. „Könntest du mir je mehr geben, als es dein Händedruck war, Klarissa?" — „Ich bin keine Loni, Lukas." Lukas geleitete sie lächelnd zurück. „Hier ist mein Tisch", sagte sie plötzlich kühl und bestimmt. Lukas verbeugte sich und verließ langsam den Saal.

Wieder wartete vor dem Dorfe die kleine Margot auf ihn. — „Margot", sagte er dankbar. „Ich werde immer auf dich warten, auch wenn du zu den anderen gehst", flüsterte das Mädchen voller Demut. Von der Ebene herüber glänzten die Lichter der Stadt, darin die Frau schlief, an die Klarissa ihn erinnert hatte.

„Ich weiß, daß sie jetzt lächelt, Margot", sagte er nachdenklich, „aber niemals noch war sie meiner gewisser als in dieser Nacht." Ein Käuzchen schrie klagend, und wie von weither spürte er die Arme des Mädchens, das vor des Vogels wehem Ruf bei ihm Schutz suchte.

Lieber Simplicissimus!

An unserem „Schwarzen Brett" fand sich folgender Anschlag:

„Da in letzter Zeit der Verbrauch an Klosettpapier ein außergewöhnlich großer war, so sehen wir uns gezwungen, Sparsamkeitsmaßnahmen zu ergreifen.

Es werden von jetzt ab nur sechs Blatt pro Gesäß und Tag zur Verfügung gestellt.

Die Materialienverwaltung."

Wahre Geschichte

Wir haben Besuch aus Chikago. Schwägerin Ingrid ist da, mit Kind und Mann.

Die deutsche Verwandtschaft ist nach Bremen gerufen worden, und Ingrid und Familie werden, wie es sich gehört, festlich empfangen. Abends sitzen wir im „Flett", einem halb niedersächsisch-antiken, halb worpswederisch-modernen Bierlokal. Oben auf den Borten stehen uralte Krüge aus Ton und Zinn, und Ingrid hat bald entdeckt, daß das etwas anderes ist als das, was man in Chikago unter Antiquitäten versteht. „Uoanderfull", sagt sie und nimmt so einen Krug herunter. „Aber uoas für ein merkuoirdiges Bild ist darauf?"

Da fängt Onkel Paul, Pastor primarius in Dessau, an, sich zu räuspern. „Das Bild", sagt er, „ist die Wiedergabe eines Holzschnittes aus dem fünfzehnten Jahrhundert und soll eine Verkörperung des ewigen Lebens darstellen."

„Des euigen Lebens?" runzelt Ingrid die Stirn.

„Jawohl", fährt Onkel Paul fort, „es ist eine allerdings recht phantasievolle und drastische Ausmalung des Jenseits."

„Oh no", sagt da Ingrid, und in ihrer Stimme liegt offensichtlicher Unmut, „ich glaaaube necht on ein Dschenseids und necht an ein Fortleben nach dem Tode."

Die Tafelrunde wird verlegen. Ich stoße Ingrid an und mache eine Kopfbewegung nach Onkel Paul, dem Pastor, hin. Aber Ingrid ist viel zu lange in Amerika gewesen, als daß sie den Sinn einer solchen Aktion begriffe.

„No", fährt sie fort — und jeder fühlt jetzt: es ist nicht Ingrid, die hier spricht, sondern es ist Amerika —, „ich bin dschetzt forty-two Dschahre alt, und es hat mir noch necht geschadet, daß ich necht an das Dschenseits glaaaube. Ich weiß auch gar necht, uoarum man daran glaaauben soll, necht uoahr? Ich finde es ganz verkehrt, den Kindern so etwas zu erssählen. Denn wenn man nun tot ist, und es gibt gar kein Dschenseits, und man ist gar necht da, uo man sich hingewoinscht hat, dann — — —"

Ingrid macht eine Pause.

„Ja", lächelt Onkel Paul, „was dann?"

„Dann", fährt Ingrid fort, und es ist auch nicht das leiseste Zögern in ihrer Stimme, „dann ist man doch enttäuscht, necht uoahr?"

Hans Riebau

Kleine Bemerkungen

Die einzige Möglichkeit, die Welt zu verbessern, ist, sie nicht zu verschlechtern.

*

Der Himmel der Menschen ist immer so groß wie ihr Horizont.

*

Verkümmerte Organe haben leicht asketische Ideale im Gefolge.

oha

Wiegenlied / Von Edmund Hoehne

Rat ich dir nun klug und froh:
„Gute Nacht, gib Ruh",
spricht's in Frankreich irgendwo:
„Bonne nuit, mon chou."

„Gute Nacht!" Betört der Klang
deine Müdigkeit,
hör' ich, wie's in England sang:
„Shut your eyes, good night!"

Feine Fäden spinnt der Gruß
zwischen fernen Nestern;
Mütter hör'n beim Abendkuß
überall die Schwestern,

lauschen ihren fremden Stimmen,
die sie gut verstehn;
mag das Wort im Ohr nicht glimmen,
wird's ins Herz eingehn.

Sie begrüßen neues Licht,
wie's auch lauten mag,
lockt's am Morgen still und schlicht:
„Wach auf! Guten Tag!"

Marianne und die Verständigung

(W. Schulz)



„Ich esse keine Suppe! Nein!
Ich esse diese Suppe nicht!
Nein, diese Suppe ess' ich nicht!"

Der treue Philipp / Von Josef Martin Bauer

Sieben Jahre lang hatte Philipp die Fässer auf die Kreuzbank gehoben, den Keller instand gehalten, den Poststall betreut und die Fremden über Land gefahren. Dann war das junge Schankmädchen ins Haus gekommen, und Philipp hatte ihr jeden Tag einmal, wenn er das erste Faß am Morgen auf die Bank stellte, die Hand auf die Schulter und den weißen Rückenausschnitt gelegt. Einmal hatte Therese seine Hand ohne alles Wehren geduldet, einmal hatte sie das weiche Haar leicht gegen seine Hand gepreßt, und nach der Zeit dieses stillen Werbens hatte sie ihn das rechte Wort der Liebe gelehrt, weil er gut war zu ihr.

Vielleicht hatte er gar nichts, als den Lohn des Hausknechts, und gar keine Klugheit, als die des geduldigen Wartens. Aber Therese war mit dem zufrieden. Sie konnte mit ihm warten auf eine andere Zeit, die ihnen beiden mehr zu geben wußte, von der Liebe mehr und von dem anderen mehr, was der Liebe erst den Weg schuf, daß sie vor den Menschen gelten durfte. Wenn Philipp am Morgen das erste Faß auf den Kreuzbock stellte und wenn er die Hände wieder trocken gewischt hatte an der grünen Hausknechtsschürze, dann legte er eine Hand an den Körper des Schankmädchens, und an den sonnenblanken Tagen mit der stillen Freude auch noch eine zweite Hand. Therese drehte ihm das Gesicht zu, still und demütig wie die Menschen, die ganz gut oder ganz schlecht sind. Und sie lachte manchmal leise auf ihn ein, wenn er von seiner und von ihrer Zukunft sprach, die mehr bringen sollte als das kleine Hausknechtsleben, ein bescheidenes Haus vielleicht und einen Acker — vielleicht?

So, bei diesem Reden in der leeren Gästestube, wurden sie einmal betroffen von der Frau, die allein hier allen zu befehlen hatte. Philipp nahm die Hand weg von den weißen Schultern, und die Hände streiften dann ganz überflüssig über das grüne Schürzentuch. Therese rieb hastig die Gläser blank, und die Wirtin sagte freundlich, allzufreundlich „Guten Morgen!" Diesen Gruß fand Philipp überflüssig und sinnlos, er verstand ihn und die blanke Freundlichkeit auch dann noch nicht, als Therese eines Morgens nicht mehr an ihrem Platz hinter dem Schanktisch stand, auch dann noch nicht, als die Frau, die wahrhaftig nicht häßlich war, ihm ganz so wie Therese ehedem die Schultern bot.

Er war doch groß. Er war von einem ehrbaren Vater in diese Arbeit gestellt worden, weil es bei aller Ehrbarkeit eben nicht zu anderen Dingen als zu einem Hausknechtsplatz reichen wollte. Er war ein Mann, den auch andere Mädchen ernstlich besehen hatten, nicht bloß die Therese, und nicht bloß die — Frau. Sie war ja noch nicht Frau. Was zum Haus, zur Wirtschaft und zum Hof gehörte, das wartete alles noch auf den Mann, der diese Junge nehmen durfte und mit ihr alles an Besitz.

Philipp nun durfte sie nehmen, aber er verstand alles nicht, was mit ihm geschah und um ihn her zurechtgelegt wurde. Er verstand nicht, warum Therese vom Schankplatz hatte gehen müssen, er verstand den Willen der Besitzerin nicht, bis er einmal am Morgen nach dem Gruß und nach dem Händewischen ganz vergeßlich die Hand auf die Schulter legte, die sich ihm genau so bot wie die anderen, die schmäleren Schultern früher.

Acht Wochen später gehörte Philipp dieser Frau. Sie hatte ihn gewollt, sie hatte mehr an großen Dingen, um die Philipps Sehnsucht ging, vor ihm breitlegen können. Ein wenig rieb sich die Bosheit der Menschen an der Ungleichheit dieser Ehe, aber die Menschen — die anderen — spotten immer, sie lächeln immer, und ihr Lächeln wird dann hämischer, wenn auch der Neid noch untergründig mitlacht. Nichts an allem war unrecht, alles war gehörig geschehen, und niemand durfte dem Willen der Frau widersprechen, wenn sie sich nach ihrem Recht einen Mann gesucht hatte, diesen Mann, der bloß Hausknecht gewesen war. Nie war zwischen den beiden gesprochen worden über die andere, die das erste Recht gehabt hatte auf den Mann. Die Frau, weil sie klug war, hatte geschwiegen, und Philipp, weil er treu war, hatte das Schankmädchen einmal noch still und geheim aufgesucht, um alles mit ihr zu bereden.

„Eigentlich habe ich doch dich heiraten wollen", sagte er verlegen. „Ja, und das willst du nun nicht verstehen, weil ich doch die andere geheiratet habe. Aber es ist doch so." Therese ließ ihn reden, und sie nahm den Kopf nur ein ganz klein wenig weg, als er wie immer die Hand auf die Schulter legte. Darüber wunderte sich Philipp, der mit dem Überdenken allen Dingen immer zu spät nachging, er wunderte sich über das leise Weinen des Mädchens nicht, weil das ganz recht und richtig war, daß ein verlassenes Mädchen weinte. Aber dieses behutsame Hinneigen zu seiner nur gedankenlos streichelnden Hand sagte mehr von diesem Weinen und von der großen Liebe, die keinen Vorwurf sprechen konnte. „Es war doch nicht ganz recht von mir, ich weiß schon, Therese, es war nicht recht. Du sollst den Kopf nicht schütteln, wenn ich es sage. Es war gar nicht recht. Dann werde ich also — dann muß ich wohl dir treu bleiben." Er sagte das wie ein großes Kind.

Und weil Therese mit einem seichten Lächeln über alles wegging, stapfte Philipp langsam davon und blieb recht und treu an der Seite seiner Frau, die ihn doch auch der Liebe wegen zum Mann verlangt hatte und mehr geben konnte als die Therese von der Schenke.

Manchmal kam es so in den Jahren hernach, daß das immer frohe und stets gleiche Lächeln im Gesicht der Frau enger und dünner wurde. Es kam manchmal so, daß die Frau hinter fest geschlossenen Lippen etwas Ungefragtes behielt, denn der Mann, der groß und stattlich und mit aller Dienstbereitschaft einen anderen Platz ausgefüllt hatte, trug neben ihrem Lachen her etwas durch die Ehe, was nie gesprochen werden durfte. Draußen auf dem Hofplatz, hie und da bei einer großen Fahrt, auf den sommerdürren Feldern, da lachte es manchmal noch aus dem Mann wie früher, so frei und so sorglos, wie nur ein Knecht lachen kann, dem noch niemand die ganz große Sorge aufgeladen hat.

Wenn von diesem Lachen ein flüchtiger Ton sich verfing unter der verrußten Balkendecke der Gästestube, dann fragte die Frau in sich hinein, dann quälte sie sich vielleicht, aber nie fand sie ganz in das abwegige Denken des Mannes hinein, den sie mit dem Recht des Besitzes und mit dem anderen Recht einer lachenden Schönheit an sich genommen hatte.

Philipp ging durch das Schöne und durch das Bittere mit ihr, und sein Leben blieb in allem der Frau treu, in allem wenigstens, was sein Tun ausmachte. Sein Denken, das immer schwer und sorgsam sich durch alle verdrehten Dinge des Lebens gewunden hatte, blieb manches Mal noch stehen bei einem wirren Versprechen, das er dem Mädchen von der Schenke gegeben hatte beim letzten Absagen. Dann aber, wenn er selbst sich auf solchen Wegen ertappte, war er dem Haus und seiner Frau gegenüber wieder doppelt dienstfertig und treu. Kein Mensch lachte mehr, die stillen glücklichen Menschen gaben ihnen keinen Anlaß mehr zum Lachen, ihr Weizen wuchs, und ihr Bier war gut, der Balkenspruch in der Gaststube sagte ein Wort von der großen Zufriedenheit und von der Liebe.

Die Jahre, die mit der Liebe begonnen hatten, glitten in die Dinge der Zufrieden-

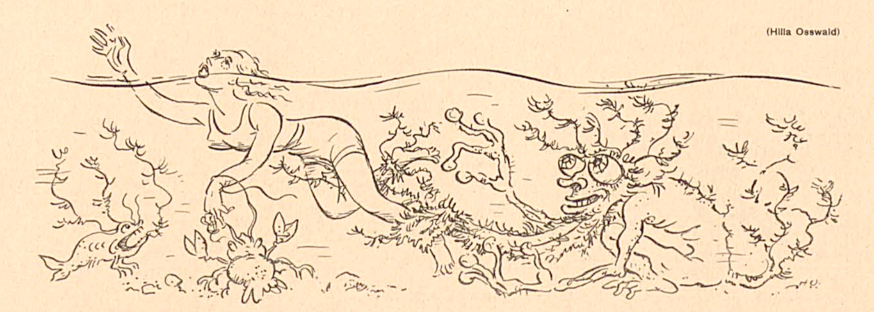
Frühsommer

Sommer hat die grünen Tore
Weit und mächtig aufgetan,
Und wir dürfen ihm im Chore
Ausgelass'ner Vögel nahn.

Festlich breitet der Holunder
Seine Kelche in den Tag.
Tausend bunte Blumenwunder
Glühen hinter jedem Hag.

Blaue Ferne, duftumsponnen,
Lockt mit altem Zaubergruß,
Daß ich wie ein Tor versonnen
Wieder gläubig hoffen muß.

Emanuel von Bodman

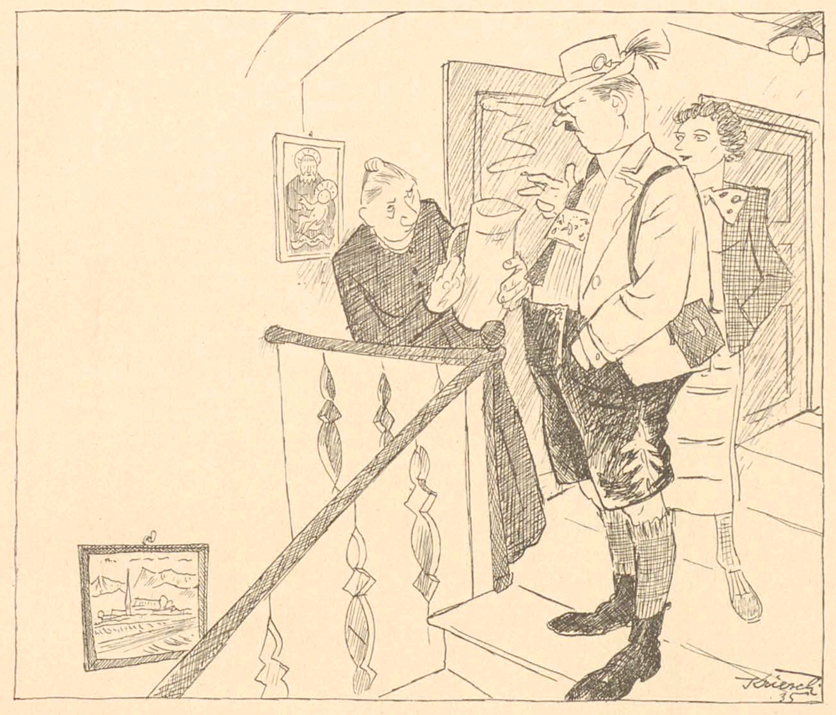


(Hilla Osswald)

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 13225 I. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Vorschlag zur Güte

(R. Kriesch)



„Na, von wejen Landruhe! Det war 'n vadammtes Froschjequake heute nacht! Können Se da nich Abhilfe schaffen?!" — „Ja mei — müaßt'n halt dö Herrschaft'n d' Frösch fanga . . ."

heit hinein, das Haar der beiden Menschen wurde heller, die Frau fand fingerbreite graue Streifen und lachte darüber, der Mann sah im Spiegel die Schläfen weiß werden und grämte sich deswegen.
Die Jahre hatten die Balkendecke einen Schein dunkler werden lassen, und an einem Tag drückten sie die Frau sorgsam in die Kissen des letzten Bettes. Philipp, der ein Leben lang gut zu ihr gewesen war, weinte still in sich hinein, als er das Leid des Sterbens sah. Er hatte sie lieb gehabt seit dem, seit damals, und sie hatte ihn lieb gehabt.
„Philipp!", die Frau drehte sich ihm ein wenig zu, „Philipp, mach dir keine Vorwürfe später, wenn du — na, du weißt es schon!" Nein, er wußte es nicht, er plagte sein Denken ab, aber er fand nicht dorthin, wohin er gewiesen wurde. „Es ist schon recht, Philipp. Wenn du das ganze Leben lang doch der anderen treu geblieben bist!" Ihr Mund wurde eng, und er sagte nach dem nur noch ein paar unwichtige Dinge.
Vielleicht — dachte Philipp — hat nun auch Therese schon graue Streifen im Haar. Mit einem seichten Lächeln, das halb Glaube und halb Abwehr gewesen war, hatte sie ihm damals geantwortet, und jetzt erst durfte das Leben wieder dort beginnen, wo es damals aufgehört hatte.
Ein ganz klein wenig Treue war dazwischen gestanden, und gar nichts mehr an der großen Treulosigkeit war bitter.

Glück

New York, Broadway.
Yankee trifft Doodle.
„Was macht Smith?"
„Der hat wieder mal Glück gehabt!"
„Wieso??"
„Wurde von Gangstern überfallen, hatte aber eine Stunde vorher sein ganzes Geld in die Bank gebracht: verlor also faktisch nichts als sein Leben!"

Stilblüten

Aus einem Polizeibericht: „Der Pfarrer hält den Beschuldigten für einen frechen Menschen, aber für geistig normal, da er während der Predigt meist schläft."

*

Aus Max Herrmann, Selbsterlebtes im Weltkriege 1914—1919, Halle 1925: „Einmal wurden zehn Bomben auf einmal abgeworfen. In den Kellerräumen wurde der Schutz Gottes von den zitternden Einwohnern angerufen. Das Ergebnis wurde amtlich nicht bekannt gegeben."

*

Aus dem Feuilleton „Karwendel", erschienen in der „Neuen Freien Presse", Wien, am 5. Juni d. J.: „Kein Tropfen gütigen Wassers läutet auf glühender Felsplatte, keine Quelle zündet ein fröhliches Feuerchen an."

Lieber Simplicissimus!

Nach der Entscheidung des Reichsgerichts vom 28. Januar 1935 — 2 D 10/35 — (Deutsche Justiz, 1935, S. 718, betreffend § 42 b StGB., Unterbringung von Querulanten in einer Heil- und Pflegeanstalt?) kann „darin, daß Beamte oder Behörden überhaupt zu einer Tätigkeit veranlaßt werden, daß ihre Arbeitskraft in Anspruch genommen wird, eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit regelmäßig nicht gefunden werden".

*

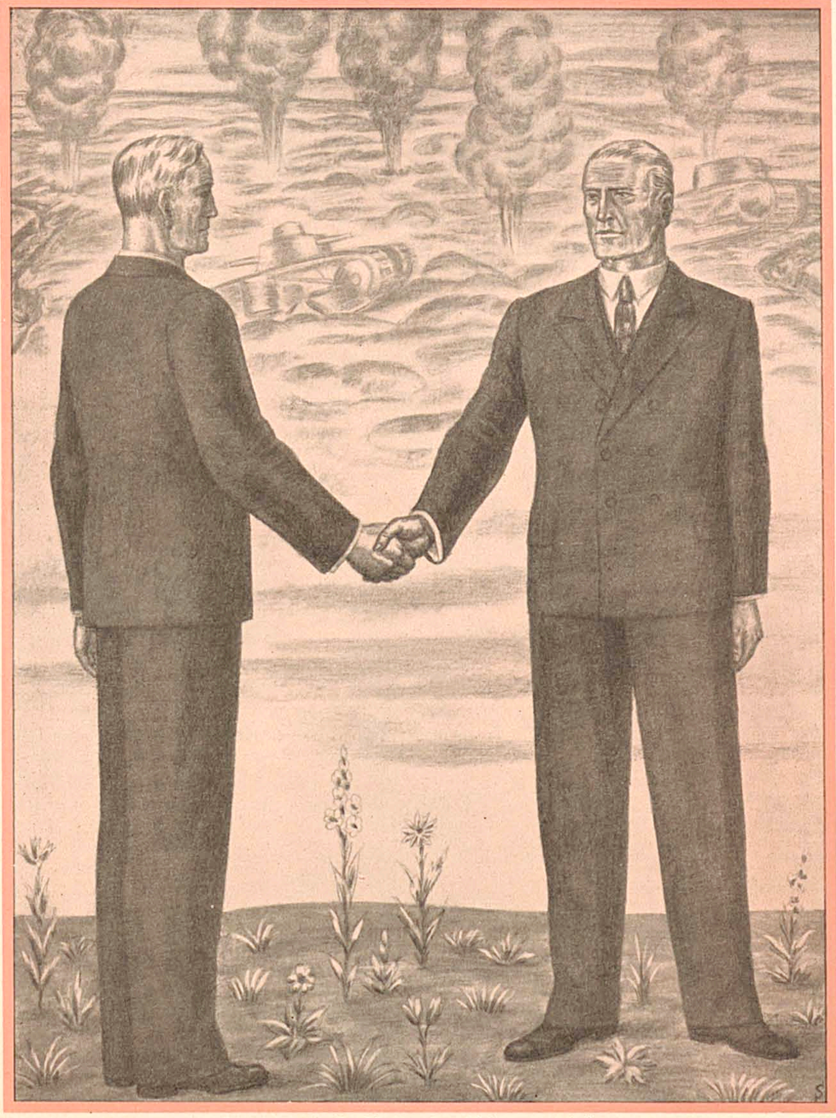
Nach Predigt und Liedervers hörte man gestern unsern Pfarrer sagen: „Der Gemeinde ist folgendes bekanntzugeben: Die Einlage vom letzten Sonntag betrug 17,29 RM.; außerdem bei einer Trauung 5,— RM. mit der Beischrift: „Dank! Der Herr hat uns erlöset von dem Übel . . ."

*

„Was", sagt neulich einer im Fleischladen zu einem andern Kunden, „Sie nehmen für eine so große Familie so wenig Fleisch? Reicht denn das?" — „Es genügt vollständig", antwortet der andere. „Meine Schwiegermutter kann kein Fleisch essen, meine Frau mag kein Fleisch, und meine Kinder brauchen noch keins. Und für mich — für mich reicht ein Pfund ganz gut."

Frontkämpfer treffen sich

(E. Schilling)



Sie haben die Hölle des Krieges erlebt.
Sie haben gerungen, gelitten, gebebt.

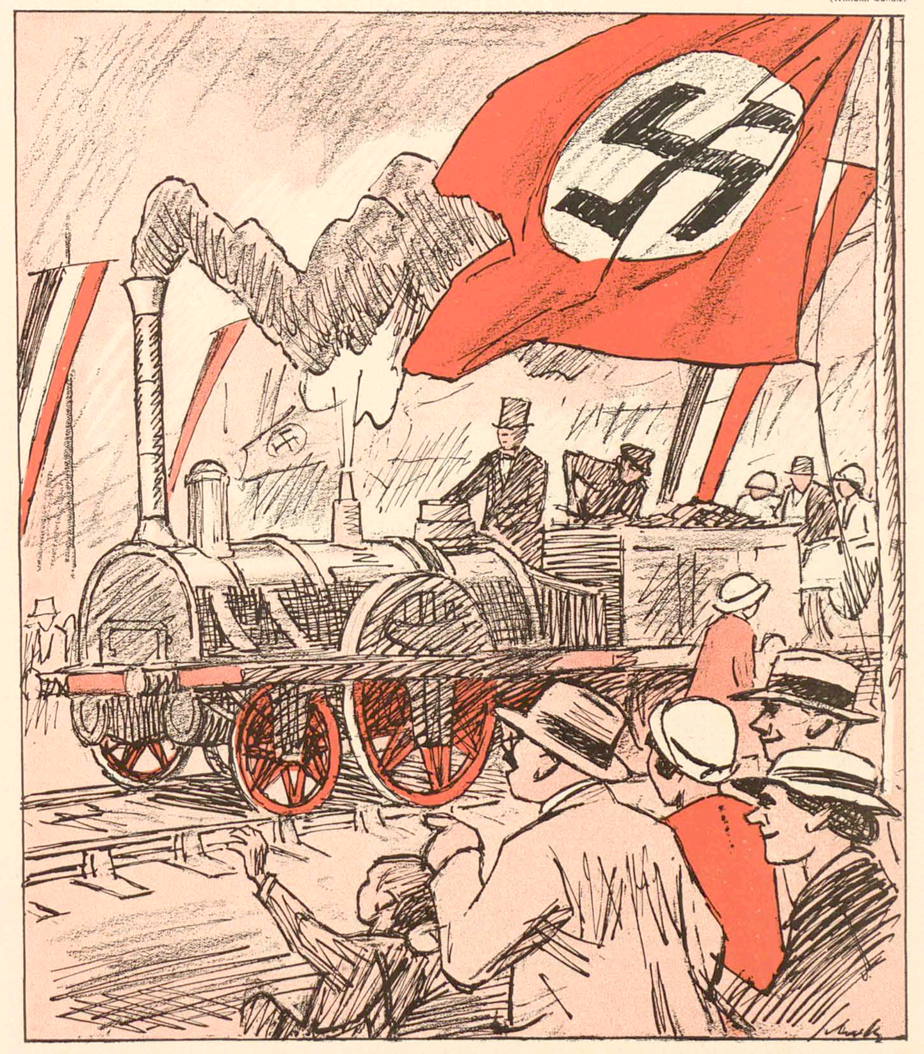
Krieg oder Friede — was ist uns gemäß?
Sie sind die Richter in diesem Prozeß!

München, 14. Juli 1935 **Preis 60 Pfennig** 40. Jahrgang Nr. 16

SIMPLICISSIMUS

Hundert Jahre deutsche Eisenbahn

(Wilhelm Schulz)



„Das is also die Stamm-Mama der heutigen Stromlinienlokomotive? So 'n Fortschritt soll die Natur mal der Technik nachmachen!"

In aller Frühe

Die letzten Sterne flimmern flau.
Hell wiehert es durchs Morgengrau.
Ein Wagen knarrt.

Von einem Hofe, fern im Feld,
ein Hahnenruf als Antwort gellt
— wie traumgenarrt.

Und wieder hebt das Wiehern an,
und immer wieder ruft der Hahn
auf fehler Spur . . .

Wie? Oder — und mir preßt's die Brust —
kennt Brücken, von uns ungewußt,
die Kreatur?

Dr. Owlglaß

Die Vollendete / Von Willfried Tollhaus

Es wäre sehr interessant zu wissen, warum der liebe Gott im August 1895 so freundlich auf die Menschheit gestimmt war, daß er ihr in Editha ein nahezu vollendetes weibliches Wesen bescherte.

Auch Editha selbst dachte häufig darüber nach, ohne es ergründen zu können. Sie beschloß also, sich mit der Tatsache, auf allen Gebieten menschlichen Könnens phänomenal begabt zu sein, abzufinden und, so weit es ihr möglich war, ihre stolze Freude darüber hinter einer Haltung zu verbergen, die sie Bescheidenheit nannte.

Dank dem Reichtum, den ihr verstorbener Vater im Strumpfhandel zusammengestrickt hatte, konnte sie auf einen Beruf verzichten, was insofern ein Segen gewesen ist, als sie vielen Gleichstrebenden durch ihre überragenden Talente sonst das Leben völlig hätte verbittern müssen. Ihre Genialität erlaubte ihr, die Substanz ihres Wissens dadurch zu erhalten und zu mehren, daß sie schwierige Bücher aus allen wissenschaftlichen Arbeitsgebieten kaufte und längere Zeit — teils unaufgeschnitten — auf dem Tisch neben ihrem Diwan liegen ließ. Das genügte, um sie jederzeit völlig über alles Bedeutende zu unterrichten.

Da sie selbstverständlich auch sehr schön war — bis auf eine etwas rundliche Nase, schlechte Zähne und eine allzu deutliche Magerkeit, sollte man denken, es wäre ihr gegangen wie den Prinzessinnen im Märchen, die ihren zahllosen Bewerbern Rätsel aufgaben und sie, wenn sie die Lösung nicht fanden, stäupen, hängen oder köpfen ließen. Aber so war es nicht.

Das kam daher, weil Editha nur auf geistig hochstehende Männer Wert legte und zu ihrem Leidwesen erkennen mußte, daß gerade diese in der Gegenwart einer vollendeten Frau ihre Naivität verloren, verlegen wurden und jede sich bietende Gelegenheit benutzten, um sich unverzüglich zu entfernen.

Diese Komplexe konnten nach ihrer Meinung nur mit psychoanalytischen Methoden beseitigt werden, denn es handelt sich darum, die ins Unbewußte gedrängten Erlebnisse, Gedanken und Wünsche wieder ins Bewußte zu heben, also im vorliegenden Falle bestimmten männlichen Personen, die es nicht wußten, klarzumachen, daß sie die Vollendete liebten und auf Gegenliebe hoffen durften.

Dazu war für Editha an sich nur nötig, die gesamte psychoanalytische Literatur anzuschaffen und längere Zeit von ihrem Dienstmädchen abstauben zu lassen. Aber das genügte ihrer Gründlichkeit nicht. Sie nahm Unterricht bei einem Psychoanalytiker, der glücklich war, endlich die geniale bar zahlende Schülerin gefunden zu haben, nach der er schon lange gesucht hatte.

Diese Zeit geistiger Askese, die sie fern von den Menschen zu verbringen wünschte, schien ihr geeignet zu sein, sich einige Zähne bei einem äußerst modernen Zahnarzt nach einem Verfahren erneuern zu lassen, das den Patienten die Illusion ließ, sie kauten noch weiter mit ihrem eigenen Gebiß.

Es traf sich nun so, daß die Zahnbehandlung zugleich mit ihren psychoanalytischen Studien abgeschlossen werden konnte. Experimente, die sie mit dem noch „in den besten Jahren" stehenden Herrn Doktor während seiner Arbeit angestellt hatte, schienen ihr sehr geglückt zu sein. Sie war also keineswegs verwundert, als ihre erste Versuchsperson eines Tages die folgende Ansprache an sie hielt:

„Sie werden es nicht glauben, mein gnädiges Fräulein, aber ich bin sehr traurig, daß unsere Behandlung zu Ende ist. Eine Patientin, die so wundervoll den Mund offen hält wie Sie, habe ich in meiner langen Praxis überhaupt noch nicht gehabt. Und dann kommt auch etwas von Ihnen, das mich auf ausgezeichnete Gedanken für meine Arbeit bringt. Wenn dieser Zahnersatz wirklich ein Meisterwerk geworden ist, so haben Sie selbst daran den größten Anteil."

Editha blieb in die Ecke des herrlichen Polstersessels geschmiegt, mit dem moderne Spezialisten den Marterstuhl des Zahnreißens von früher zu ersetzen pflegen, und richtete ihre bezaubernden Augen auf den noch immer leicht gehemmten Bewunderer. „Ich habe eine seltsame Macht über Menschen", sagte sie äußerst musikalisch. „In meiner Gegenwart steigern sie sich über sich selbst hinaus. Schauspieler spielen besser, wenn sie wissen, ich bin im Theater, und die Stimme der Sänger gewinnt die Höhe oder Tiefe, die sie haben will, leichter, wenn ich seelisch dabei helfe. Das ist kein Verdienst, dessen man sich rühmen kann, sondern eine Gabe, die man dankbar hinnehmen muß."

Nun machte sie eine Pause, hob dann den Kopf ein wenig, nahm ihren Partner in das Leuchten eines Blickes, das ihn sichtlich durchschauerte, und fragte dann: „Sie beobachten also auch, daß Ihnen die Arbeit bei mir leichter wird als bei anderen?"

„Leichter ist kein Wort!" erwiderte der Meister der falschen Zähne. „Ich habe die Empfindung, ich tanze, ich bin berauscht, ich fliege. Zuweilen hat mich während Ihrer Behandlung nachts ein unbeschreibliches Glücksgefühl geweckt. Ich sah dann mit flammenden Buchstaben aus dem Dunkel die Notiz auf dem Kalenderblatt des nächsten Tages leuchten, die ich über unsere Zeitvereinbarung gemacht hatte!"

Das hörte Editha gern. Da sie aber auch eine Kaufmannstochter war, nahm sie an, nach soviel Freude werde er sich der Ordnung halber höchstens die baren Auslagen für die Behandlung ersetzen lassen.

Sie stand auf und probierte nun das „lösende Stimulans" aus, über das ihr psychoanalytischer Lehrer einige unklare Bemerkungen gemacht hatte. Es war grenzenlose Zärtlichkeit in ihrem Ton und doch die ganze Würde einer fast vierzigjährigen Jungfrau: „Ich will Ihnen helfen — Herr Doktor — dies Erlebnis zu bewahren", sagte sie. „Soll das geschehen, müssen Sie ganz offen aussprechen, was Sie empfinden — ohne Vorbehalt, rücksichtslos gegen sich und mich."

Da verstummte der Herr Doktor, fing an, sich die Hände zu waschen und dies Verhalten damit zu begründen, daß die feineren Regungen seiner Seele durch seine anstrengende Berufsarbeit sehr beschädigt würden.

Es war also noch nicht so weit.

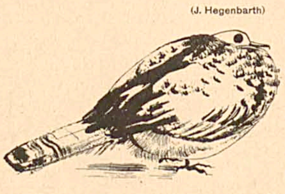
Edith brach darum den Versuch ab, zeigte noch einmal mit holdem Lächeln, wie schön die neuen Zähne zwischen den alten saßen, und schien sich zum Gehen zu wenden. An der Tür hielt sie ein und fragte: „Macht es Ihnen Schwierigkeiten, mir die Rechnung gleich mitzugeben?"

„O nein. Sie ist sogar schon fertig", erhielt sie stürmisch zur Antwort. Der Herr Doktor stürzte an seinen Schreibtisch, schob ein Blatt, das er wahllos aus einer Mappe genommen hatte, in einen Umschlag und überreichte es Editha mit einer Verbeugung, in der noch immer fast zuviel Demut war.

Editha wußte, das Blatt war leer. Alle Unkosten für den Unterricht in der Psychoanalytik (Stunde zehn Mark) hatten sich also gelohnt. Sie nahm den Umschlag mit

(Fortsetzung auf Seite 184)

(J. Hegenbarth)



Begeisterung

(E. Schilling)



„Sieh doch den prachtvollen Segelflieger! Er schwebt so herrlich lautlos, daß ich sicher seine Liebeserklärung hören könnte, wenn er sie mir 'runterflüsterte!“

Das Schiff zu Paradeis

Von Hans Leip

Eines Abends vor der Insel Paradeis
Auf zwölf Faden Tiefe ankerte ein Schiff,
Und es war im ganzen wie die Brandung weiß,
Nur der Schlot war rot wie das Korallenriff.

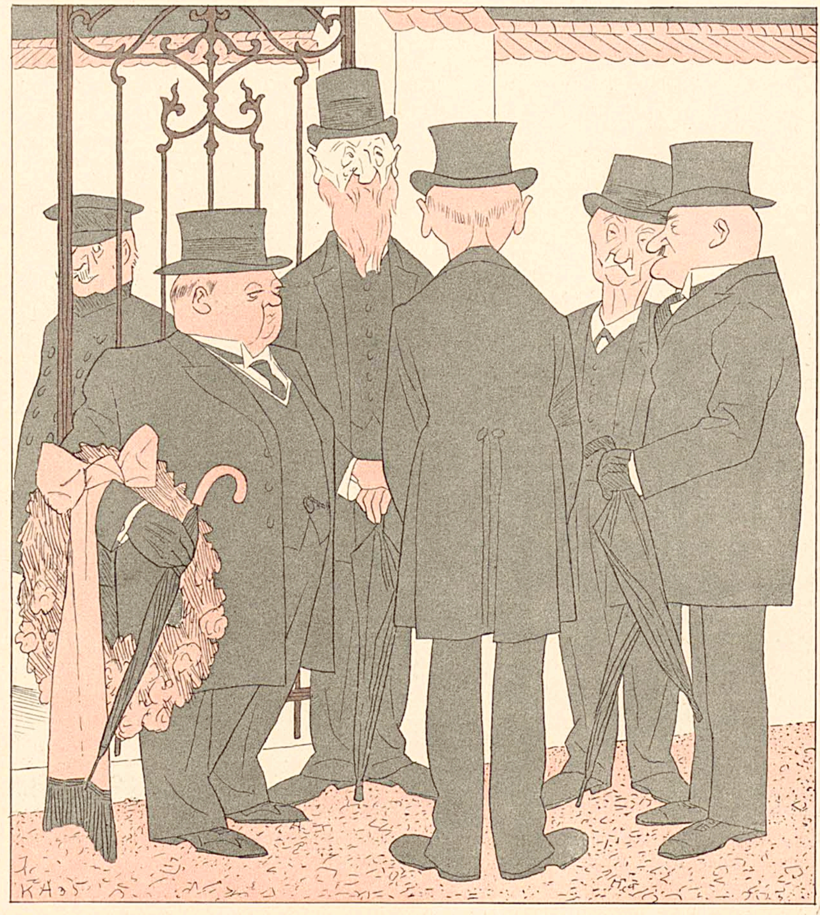
Und es wurde dort zur Nacht Musik gemacht,
Und es kamen viele Boote vom Atoll,
Und sie hörten, wie man tanzte dort die Nacht
Und auch, daß dort Mädchenlachen laut erscholl.

Und ein Feuerwerk stieg auf, acht Glas vorbei,
Und beleuchtete weithin Schiff, Meer und Riff.
Aber später hörte man verweht Geschrei,
Und am Morgen sah man nichts mehr von dem Schiff.

Eine weiß und rote Kinderpuppe trieb
Mit der Brandung an den Strand von Paradeis.
Und sie war es, die allein ein Zeugnis blieb
Dessen, was man dort von jenem Schiffe weiß.

Hinterbliebene

(Karl Arnold)



„Für 'n Stammtisch werd si' unterm Nachwuchs kaum an Ersatz für eahm find'n – d' heutige Jugend hat ja vor lauter Sportbegeisterung koane höheren Interessen."

Die Vollendete

(Fortsetzung von Seite 182)

spitzen Fingern in Empfang, verschwendete noch einmal den Zauber ihres Blickes und ging hinaus.
Im Flur öffnete sie das Kuvert, um den Sieg nun im stillen ganz auszukosten. Sie las: „Für zahnärztliche Bemühungen, Ersatz von acht Zähnen und sieben Plomben 1340 Mark. Gefl. per Bank auf Konto."
Einhundertfünfzig Mark für den Zahn! Wo blieb da der Gegenwert für das unendliche Glück, das sie diesem lächerlichen Zahnklempner verschafft hatte, indem sie sich ihm zur Behandlung anvertraute?
Schon war sie wieder an der Tür. Das Mädchen öffnete. Der Herr Doktor hatte noch keinen neuen Patienten in seinem Salon. Er empfing sie, anscheinend ohne zu ahnen, was ihm bevorstand. — Editha hielt ihm die Rechnung hin und wollte wissen, ob es sich um einen Irrtum handle.
Der Gefragte senkte seine Nase tief auf das Papier, schüttelte den Kopf und sagte, noch immer scharmant: „Das sind meine Honorare, mein gnädiges Fräulein."
Da zeigte ihm Editha ihre, nein seine Zähne, diesmal sogar mit völlig freiem Zahnfleisch. Und was geschah? Der Doktor strahlte und stellte fest: „Von dem präsenilen Schwund ist nichts mehr zu sehen!"
Editha parierte diese Niederträchtigkeit mit der Bemerkung, ihr Anwalt werde den weiteren Verkehr übernehmen.
Nun veränderte sich auch der männliche Partner dieses an-

Der Gemütsmensch

(Vierthaler)



„Schad' is 's scho', daß i net g'heirat' hab! Allerweil alloa si' 'rumärgern, dös macht aa koa Freud'."

Die Vollendete

(Schluß von Seite 184)

genehmen Gesprächs. Es bewies sich tatsächlich, daß die Anwesenheit Edithas auf Tonbildungen Einfluß ausüben konnte. Die Stimme des Zahnarztes sank um eine Oktave. „Ja, meinen Sie denn —", fragte er langgezogen und mit einem drohenden Trommelwirbel in der Stimme, „daß ich mir die Nervenstrapaze, die der Umgang mit einer Patientin Ihrer Art verursacht, nicht entsprechend honorieren lassen soll? Wenn Sie es auf eine Klage ankommen lassen wollen, mir kann es recht sein. Der Prozeß ist eine unbezahlbare Reklame!"

Als er es aussprach, sah sich Editha im Gerichtssaal. Auf den Zuschauerbänken saßen die Damen und Herren ihrer Bekanntschaft. Der Doktor würde sagen: „Herr Vorsitzender, lassen Sie die Klägerin lächeln und suchen Sie mir die acht falschen Zähne, die dabei in ihrem Gebiß sichtbar werden, heraus, wenn Sie es können." Und der Mann hinter dem hohen Tisch, der sicherlich auch bereits unter ihrem Bann stand, mußte, gezwungen durch sein Richteramt, verlangen, daß sie lächele. Was blieb ihm übrig, wenn sie es tat, als zu sagen: „Niemanden sah ich jemals berückender lächeln."

Dann aber kam gewiß aus dem zahnärztlichen Munde das Bekenntnis: „Herr Richter — unter Nervenstrapazen, von denen ich gesprochen habe, verstehe ich die gewaltige Energie, die ich aufwenden mußte, um in dieser berückenden Frau nur die durch das Gesetz geschützte Patientin zu sehen."

Wie Editha das dachte, fiel es ihr wie Schuppen von den Augen. Sie begriff, die ganze gegenwärtige Situation erklärte sich allein daraus, daß sie psychoanalytisch unrichtig gehandelt hatte. Es war ihr zwar gelungen, gewisse Hemmungen aus dem unglücklichen Manne vor ihr hinauszudrängen — aber nicht, jene anderen dafür einzubauen, die dem Patienten den Mut gaben, an den Erfolg seiner Liebe zu glauben. Wie hatte ihr Lehrmeister gesagt? „Die Psychoanalyse hat mehr Menschen zerstört als geheilt."

Kein Zweifel, auch dieser Beklagenswerte war seelisch ruiniert. Fürs erste würde er den Mut zu einem offenen Bekenntnis seiner Gefühle für sie nicht mehr aufbringen, darum rettete er sich hinter sein Berufsmenschentum.

Armer Doktor!

Ihr Antlitz gewann seine Güte zurück. Sie nahm ihr Scheckbuch aus der Handtasche und schrieb mit ihrer edlen klaren Handschrift die Summe der Rechnung aus.

Beim Hinausgehen sah sie, wie der Zahnarzt mit seinen schönen Händen zärtlich über das Papier strich. Sie fand es vom psychoanalytischen Standpunkt aus äußerst interessant, ob und wann er es fertig bringen werde, sich von ihrem Autogramm zu trennen.

Es geschah nach ihrem Bankausweis noch am gleichen Vormittag. Jedenfalls nur, weil er später kaum noch die Kraft dazu gehabt hätte.

Lieber Simplicissimus!

Ich traf den Buchhändler K. „Na, wie geht's Geschäft?"

„Oh, ganz unterschiedlich", meint er, „gestern vormittag zum Beispiel war eine Dame da, die einen Reclamkatalog verlangte. Mittags war es dann wieder etwas ruhiger."

*

Unser Vetter Karl ist nicht übermäßig intelligent und manchmal von einer geradezu unwahrscheinlichen Begriffsstutzigkeit. Als er ins Examen stieg, bangte die ganze Familie um ihn. Es war denn in der Tat verheerend. Vetter Karl hatte gerade da seinen allerschlechtesten Tag. Der Examinator versuchte es zuerst mit engelsmilder Güte, dann malte sich leichtes Befremden auf seinen Zügen, und zum Schluß sagte er erzürnt: „Bringen Sie zuerst Ihren Kopf in Ordnung, dann kommen Sie wieder!"

Vetter Karl grüßte höflich und verfügte sich zum nächsten Friseur.

*

Als infolge der Stuttgarter Weißenhofsiedlung vor Jahren die Debatte über moderne oder bodenständige Bauweise weitere Kreise ergriff, stritten sich in einer Wirtschaft auch biedere Bürger über das heikle Thema. Einer saß dabei und hörte stillschweigend zu. Wie aber die Schwätzerei ins Endlose geht, gibt er sich einen energischen Ruck und sagt: „I ben net für flache Dächer ond net für spitzige Giebel — i ben für Heilbronner Riesling!" Sprach's und bestellte noch ein Viertele.

Manchmal bin ich tausend Jahre alt . . .

Von Rathinkus

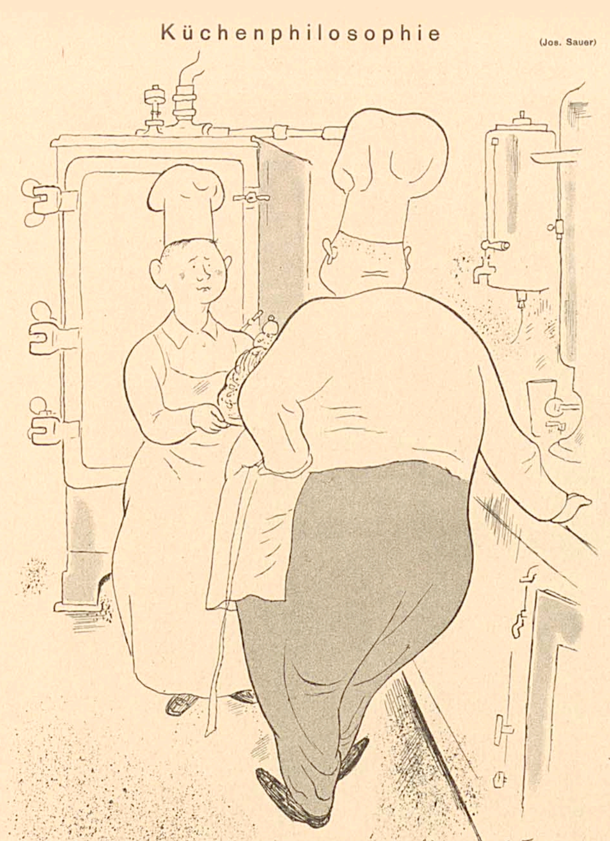
Manchmal bin ich tausend Jahre alt
und sehr groß.
Dann stecken meine Füße in einem warmen Moorgrund,
und zwischen meinen Zehen sind moosige Teiche.
Ich brauche mich nur ein wenig zu rühren, und ein Schof
Enten geht hoch.
Neben meinem linken Ohr wächst eine Fichte,
auf der immer eine einsame Krähe sitzt . . .
Über den Augen beginnt das Krüppelholz.
Auf meinem Scheitel ist ewiger Schnee. —
Es ist sehr viel Platz auf mir vorhanden.
Auch für todsichere Kapitalanlagen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Aber ich bin nicht sehr glücklich, wenn ich tausend Jahre
alt bin,
denn ich habe merkwürdigerweise gerade dann eine schmerz-
liche Sehnsucht,
mit einem jungen Mädchen, Arm in Arm, über Land zu
gehen
und alle die süßen Dinge mitzunehmen,
die das Leben einmal so angenehm machten,
als ich noch nicht tausend Jahre alt war.

Küchenphilosophie

(Jos. Sauer)



„Wat, wieder nischt anjebrannt? Junge, Junge, von wat sollste denn lern'n, wenn de keene Fehler machst?"

Schwäbische Geschichten

Wenn der Mensch durch Moralpredigten zu bessern wäre, hätten wir hienieden schon längst lauter Heilige. Dem ist aber nicht so. Immerhin kann man immer wieder auf die verderbte menschliche Natur und die „reizende Lust zum Bösen" gebührend und mit Nachdruck hinweisen, in der stillen Hoffnung, daß doch etwas hängen bleibe. In der württembergischen Gemeinde R. tut das der Herr Pfarrer mit viel ernstem Eifer. Es haben ihn alle im Dorf sehr gern, denn man ist allseits der Überzeugung, „er meint es gut", aber die erstrebte Zerknirschung stellt sich nach seinen Predigten doch nicht in dem Maße ein, wie er es gerne möchte. „Sia hen", sagt ein alter, bedächtiger Bauer einmal nach dem Gottesdienst zu ihm, „wieder guet predigt; aber i han drbei an mein Knecht denke müsse. Wenn i von dem z' viel verlang', tuet er emmer am wenigste."

*

Edgar und Klärchen verabredeten sich oft in die staatliche Gemäldegalerie. Man war dort so ungestört. Kein Mensch weit und breit. Still verklärt wandelten sie allemal durch die verlassenen Räume, sich ab und zu die Hände drückend. Die Bilder wurden kaum beachtet; manchmal blieb man vor dem oder jenem stehen, aber nur, um sich was Hübsches ins Ohr zu flüstern. Es war jedesmal reizend; nur der Aufseher störte zuweilen ein wenig.

Eines Tages begegneten sie auf ihrer Promenade durch die weiten Räume einem stark bejahrten Paar. Klärchen zeigte sich ehrlich erstaunt. „So alt und noch so dumm", sagte sie und rümpfte, einer kleinen moralischen Anwandlung Raum gebend, leicht das Näschen. Aber Edgar suchte die Alten ritterlich in Schutz zu nehmen: „Vielleicht kommet se wege de Bilder — en dem Alter ischt älles möglich."

*

In den Jahren nach der Inflation war der Bauunternehmer K. durch nicht ganz unbedenkliche Aktionen zu Geld gekommen. Er glänzte vor Speck und Zufriedenheit, und jedermann konnte sehen, daß seine Uhrkette ohne Zweifel massiv Gold war. Im übrigen blieb er den primitiven Genüssen seines bisherigen Lebens treu.

Die Frau Gemahlin indessen empfand immer mehr dem neuen Reichtum entsprechend gesellschaftliche Verpflichtungen. Auf ihr beharrliches Drängen richtete man sich funkelnagelneu ein. Alles war sehr vornehm. Das Herrenzimmer sollte ganz moderne Stahlmöbel bekommen. Aber K., der bis dahin zu allem schafsgeduldig „ja" gesagt hatte, protestierte energisch. „Oin Raum", sagte er aufgebracht, „will i wenigstens han, wo i o'scheniert en Rettich veschpere ond Moscht trenke ka'."

*

Wir fuhren, volksbildnerischen Bestrebungen obliegend, im Auto auf die Schwäbische Alb. Im Dörfchen H. bei Urach traten wir erlebnisdurstig in das Gemeindebackhaus ein. Es ergab sich alsbald ein lebhaftes Gespräch mit dort munter hantierenden Frauen. Sie kannten uns nicht und zerbrachen sich sichtlich den Kopf, wer die drei Herren wohl sein könnten. „Nun", sagte der Heimatdichter R., „wie taxieren Sie uns?" Die eine der Frauen, eine sehr resolute Vierzigerin, sah uns prüfend an. Bei dem „postierten" Direktor B. gab vielleicht sein Automantel den Ausschlag, daß sie nach kurzem Zögern die Vermutung aussprach, er könne unter Umständen ein Viehhändler sein; der Dichter R. ward als Reisender eingeschätzt, wobei offen blieb, auf was er reise. Dann kam sie an mich. Mir war nicht wohl dabei, denn ich war der am wenigsten Prominente unter uns dreien. Aber offenbar machte ihr mein blasses Gesicht und meine hagere Gestalt am wenigsten Kopfzerbrechen, denn sie sagte ohne Zögern: „Sia, Sia send scho eher a Herr!"

Praeter propter

Dierk Jünk, Schafhirte und sechzig Jahre alt, ist weit in der Welt herumgekommen. Er kann sogar, obgleich er heute nur mehr ein Gemisch von Hoch- und Plattdeutsch spricht, ein wenig Englisch und Französisch, und die zum Leben notwendigen Matrosenflüche kennt er in allen sieben Weltsprachen.

Nur Latein, kein Wunder schließlich, kann er nicht. Neulich aber hat er versucht, sich auch in dieser Sprache so gut wie es geht zurechtzufinden. Kommt da der alte, längst pensionierte Professor Schleuhof den Abhang herunter, guckt sich Dierk Jünks Schafherde an und stellt fest, daß eine ganze Menge Hühner zwischen den Schafen herumlaufen.

„Sieh da, sieh da!" sagt er. „Haben Sie sich eine Hühnerzucht zugelegt?"

„Tscha", brummelt Jünk, „dat soll wohl so sein, Herr Professor."

Schleuhof betrachtet die Tiere. „Hm", fragt er dann weiter, „wieviel, hm, hm, wieviel Hühner haben Sie denn da praeter propter?"

„He?" fragt Jünk und hält sich die Hand hinters Ohr.

„Wieviel Hühner sind das praeter propter?" wiederholt der Professor.

„Wieveel?" murmelt Dierk Jünk, „so — tscha, nu — Herr Professor, dat sind tscha woll fiefuntwintig praeters un twee propters."

Flucht

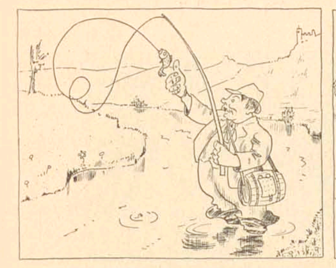
Max geht mit der Mutter, die sich einen neuen Hut kaufen will. Max sitzt geduldig auf einem Stuhl und schaut gelangweilt zu. Schließlich aber erhebt er sich und geht auf die Blut schwitzende Verkäuferin los: „Sagen Sie mal, Fräulein, wie komme ich hier zur Spielwarenabteilung?"

Ihr Blick

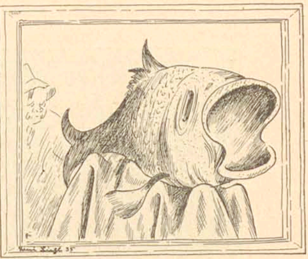
Heckel hat ein seelisches Leiden und saß beim Hypnotiseur. Der blickte Heckel starr in die Augen. „Schon wieder dieser Blick", seufzte Heckel, „und gerade deswegen bin ich doch hier!"

Wunder der Technik

(Toni Bichl)







Karl Valentin kauft ein Buch

Karl Valentin, der bekannte Münchner Komiker, begab sich eines Tages in ein Eisenwarengeschäft und verlangte die Gedichte von Ringelnatz. „Wir verkaufen keine Bücher", sagte der Angestellte, „Sie sind im Eisenwarengeschäft." — „Nun, das ist mir gleich", sagte Valentin, der vorgab, schwerhörig zu sein, „geben Sie es so, wie Sie es haben, in Leinen oder Leder." — „Ja, aber das ist doch keine Buchhandlung!", schrie der Verkäufer. „Ganz recht", entgegnete Valentin, „packen Sie es nett ein und schicken Sie es an diese Adresse. Ich möchte es nämlich einem Bekannten zum Geschenk machen." — „Wir haben's doch gar nicht", schrie nun der Verkäufer, daß ihm das Gesicht krebsrot wurde. „Packen Sie's fei ja recht nett ein, als ob's für Ihre eigene Braut wäre", fuhr Valentin gelassen fort. „Aber meinen Namen möchte ich auch noch hineinschreiben." — „Ja, sehen Sie denn nicht, daß wir hier keine Bücher verkaufen?" brüllte nun der Gehilfe. „Gut, dann will ich darauf warten", sagte Valentin ruhig und setzte sich. Der Gehilfe, am Ende seiner Weisheit, eilte nun zum Direktor des Geschäftes mit der Meldung, es sei ein verrückter Kunde da. Der Direktor kam: „Was wünschen Sie, mein Herr, was soll es sein?" — „Ich möchte eine Feile kaufen, eine einfache Eisenfeile, ungefähr so lang", sagte Valentin. „Sofort", entgegnete der Direktor mit einem vernichtenden Blick auf den sprachlos dastehenden Gehilfen, und Valentin bekam seine Feile.

Faule Ausrede

Schippel saß in der Eisenbahn und entzündete eine Zigarre.
Ein Mitreisender deutete auf das Schild: Rauchen verboten.
„Was denn?" Und Schippel zog an seiner Zigarre. „Ich bin Analphabet!"

Ansprache an Mariechen

Von Fritz A. Mende

O Mariechen, alles darfst du sagen,
aber niemals, daß ich dich vergaß . . .
Weißt du nicht mehr, daß vor vierzehn Tagen
ich mit dir auf einem Bahnhof saß?

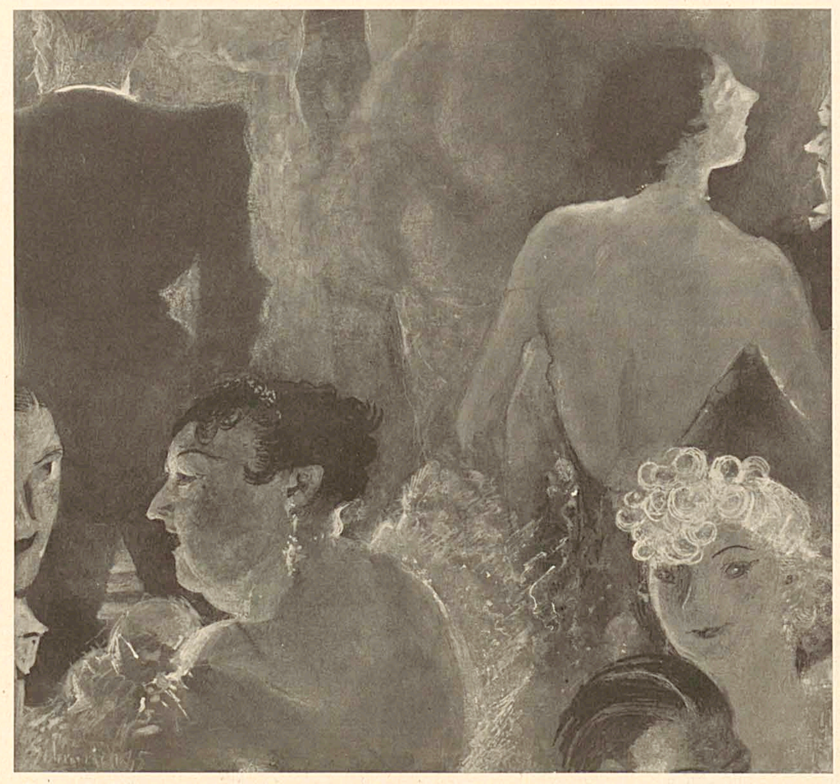
Du hast recht, die Liebe dauert länger,
oft wird durch Entfernung sie vermehrt.
Aber schau, man bleibt kein Minnesänger
vor dem Schnellzug, der nach Chemnitz fährt.

Ich bin nicht, nein, du bist weggefahren,
mit zwei Koffern, Schirm und einem Buch —
Unter vielen halben Liebespaaren
stand auch ich mit einem Taschentuch.

Hast du wirklich es nicht selbst empfunden,
daß man plötzlich so ins Blaue liebt,
wenn sich nach den heißen Abschiedsstunden
die Entfernung zwischen Herzen schiebt?

Von vorgestern

(Paul Scheurich)



„Was, als Gemeiner müssen Sie bei der Reichswehr dienen? Aber man wird sich doch nicht erlauben, Sie zu duzen?!"

Ein heißer Tag / Von Ernst Kreuder

Berring hat die ganze Woche auf diesen Samstagnachmittag gewartet. Jetzt ist es wieder einmal so weit. Er hat nach dem Essen das Hausmädchen fortgeschickt und beurlaubt, bis Montag früh. Es ist ungeheuer heiß heute, und der Garten muß am Abend tüchtig Wasser bekommen. Nun ist es in dem kleinen weißen Landhaus am Ende der breiten Siedlungsstraße vollkommen still. Berring hat keinerlei Verabredungen, und erst am Montag früh muß er wieder in die Stadt, in das Büro von Sanders & Kragg, Gartenbauarchitekten. Also anderthalb Tage. Wenn er die Woche über an seinem Pult steht und Entwürfe verbessert, sich den Kopf zerbricht über eine neue Kalksteinart für Stützmauern oder über eine besonders passende Zusammenstellung für das Waldstück einer Gartenvilla: Kiefern, Eichen, Akazien, Holunder, da es sich um einen Steilhang handelt und der Ausblick auf den See angenehm durchbrochen werden soll —, dann liebt er es, pessimistisch zu sein in bezug auf das ersehnte Wochenend. Es wird regnen, er wird Zahnschmerzen haben, einen verdorbenen Magen, Verdruß vom Büro, oder einfach schlechte Laune, vielleicht einen unerwarteten, unerwünschten Besuch, es gibt zahllose Dinge, die eintreffen können, um die ersehnte Wochenendruhe zu zerstören. Und wenn dann nichts von allem geschieht, kein Blitz das Haus spaltet und keine alte Tante ihren kläffenden Köter in seinem Garten spazieren führt, dann findet Berring, daß er es beinahe unverdient gut hat.
Er stellt seinen Liegestuhl in den Garten, hinter den breiten chinesischen Wacholder, spannt den Gartenschirm auf, und auf das Tischchen darunter kommt das Glas Zitronensaft mit Eisstückchen, die Illustrierte, ein leichter Roman, einige Brasil-Zigarillos und die Sonnenbrille. Er hat gut, aber leicht gegessen, um sich nicht den Nachmittag zu verderben, und die Post hat er einfach im Briefkasten liegen lassen. Er streckt sich in dem Liegestuhl aus, im Schatten des runden Gartenschirms, es riecht nach heißer Erde und heißen Pfanzen und einem Gemisch von vielen Blumendüften. Die Hitze liegt wie ein sengendes, unbewegliches, schattenloses Feuer im Garten und erzeugt jene schwere, übervolle Stille, die Berring so sehr liebt. Der Himmel über dem Land ist sehr hoch und von mattem, gläsernem, windhaftem Blau, eine Kuppel aus unstofflichem Leuchten, ein unhörbarer Bezirk der Ferne und des traumfüßigen Lichts.
Berring bleibt einige Minuten unbeweglich liegen. Er ist noch nicht ganz in die Stille hier hineingekommen, er ist der Arbeitswoche noch nicht ganz entronnen. Er hat gebadet und sich völlig umgezogen, er wird sich erst neutralisieren müssen, lesen, rauchen, träumen, und er freut sich schon auf das Betrachten der neuen Illustrierten, auf die Bilder aus aller Welt, auf diese kleine Reise nach fremden Ländern und Meeren. Er setzt die Sonnenbrille auf und trinkt einen Schluck Zitronensaft und will sich eine von den langen, dünnen, schwarzen Zigarillos anzünden, als er merkt, daß er keine Streichhölzer mitgenommen hat. Er muß aufstehen und ins Haus gehen. Unwillkürlich geht er in sein Zimmer an den Schreibtisch, statt in die Küche, wo er die Zündhölzer eher finden würde. Er zieht eine Schublade heraus und sucht nach der kleinen, silbernen Zündholzbüchse, aber die ist ganz hinten unter Karten und Briefen und Mappen begraben. Dabei sieht er ein kleines Foto von seiner

(Fortsetzung auf Seite 190)

Der Waffenlieferant als Friedensengel im Gran Chaco

(E. Thöny)



„Schluß, meine Herrschaften! Wer nicht zahlen kann, darf auch nicht schießen!"

Ein heißer Tag

(Fortsetzung von Seite 188)

Frau. Sie steht im weißen Badeanzug im Gras an einem See, Momentaufnahme in der Sonne, sie fängt gerade einen Ball auf. Zuerst denkt Berring: wirklich gute Figur. Diese langen Beine und der schmale Kopf, ausgezeichnet in den Proportionen, ruhig ausgewogen, Schultern, Arme und Hüften in unwiderstehlichem Zusammenklang. Vielleicht ein bißchen leicht, die Figur, leicht und glatt, aber eine ausdauernde Läuferin, Schnelligkeit, Entschlußkraft. Unversehens hat sich Berring gesetzt. Er legt das Foto hin und blickt durchs Fenster, als würde er einem merkwürdigen Vorgang draußen zusehen. Aber im Garten gibt es nichts zu sehen, es ist nur der Ausdruck angespannten Nachdenkens. Hilde, vierundzwanzigjährig, vor zwei Jahren. Vor zwei Jahren durchgebrannt, ausgerückt, abgereist. Tolle Geschichte. Grund? Keiner, viele, alle, grundloser Vogelinstinkt, ausgeflogen. Also die Freiheit. Gut, die Freiheit, die sie jetzt beide haben. Aber vielleicht wartet er immer noch, wie? Berring steckt das Bild ein, aber dann nimmt er es wieder heraus und wirft es leicht auf den Schreibtisch. Steckt die Zündholzbüchse ein, schiebt das Gefach zu und geht wieder in den Garten. Komisch, daß jetzt im Garten etwas anders ist als vorhin. Sicherlich nur Einbildung. Er nimmt im Liegestuhl Platz, zündet sich eine dünne Brasil an und findet ihr Aroma, ihre Würze ausgezeichnet. Dann betrachtet er die abwechslungsreichen Seiten der Illustrierten. Er hat zwar das Foto nicht eingesteckt, aber er wird es auch so nicht mehr sehen müssen. Unnötiges Abschweifen in die Erinnerung. Oder liegt etwas in der Luft heute? Als Hilde fort war, hat er den Rosenstock drüben gepflanzt, er gedeiht gut und hat gerade wieder zwei Blüten, helles, zartes Rosa, würde zu Hildes Teint passen. Kleine Blütenehe das. Aber Berring braucht das Foto nicht mehr anzusehen, das Interesse an den Vulkanausbrüchen, Schiffsuntergängen, Expeditionslagern, brennenden Öltanks und revolutionären Unruhen ist längst verschwunden. Er hat sich zurückgelehnt und halb die Augen geschlossen, als hätte ihn das Klima der Erinnerungen, die nun unaufhaltsam aufsteigen, matt gemacht. Er spürt die innere Verhärtung, in die er seitdem geraten ist, die Lichtlosigkeit, die Dämmerung, die Windstille, die schlaffen Segel. Denn was sind das schon für große Dinge mit seinem Wochenend? Ruhe, Zeitvertreib, ein bißchen Vergnügen mit Lesen und Rauchen und abends den Garten besprengen und ausgiebig schlafen, im Garten frühstücken, Zeitung lesen, eigner Herr sein. Es ist ja doch so, als wäre etwas eingeschlafen an ihm, wie man eine eingeschlafene Hand kriegt oder einen eingeschlafenen Fuß,

In einer alten Biblischen Geschichte

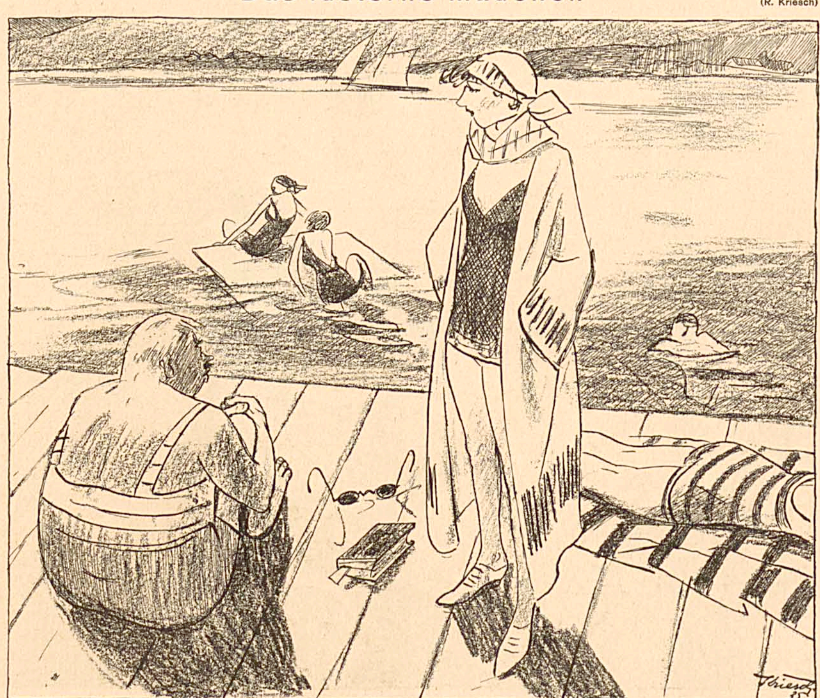
In einer alten Biblischen Geschichte,
Gehörig einst der Schülerin Rita F.,
Bekam ich eine Zeile zu Gesichte —
Ganz ohne kirchlich-christlichen Betreff
Stand rückwärts auf dem innern Deckelblatte:
„Ich habe den X. Y. so gern!“
Obzwar der Gummi es entzogen hatte
Dem scharfen Blicke der bebrillten Herrn,
War's halbwegs lesbar — so daß nur die Frage
Verbleibt nach dem geliebten Ypsilon
Gleich einer längstverschollnen süßen Sage,
Die da noch geht, nur weiß man kaum wovon …

War's einer jener glatten jungen Wichte,
War's gar er selber — der Herr Katechet —?
O Gott, was nutzt die ganze Heilsgeschichte,
Wenn solches auf der letzten Seite steht!

Wilhelm Pleyer

Das lüsterne Mädchen

(R. Kriesch)



„Gegen Sonnenbrand hat jeder sein eigenes Rezept. Was für Crème bevorzugen Sie eigentlich, Fräulein?“ — „Eiscrème!“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 13225 I. Vj. • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

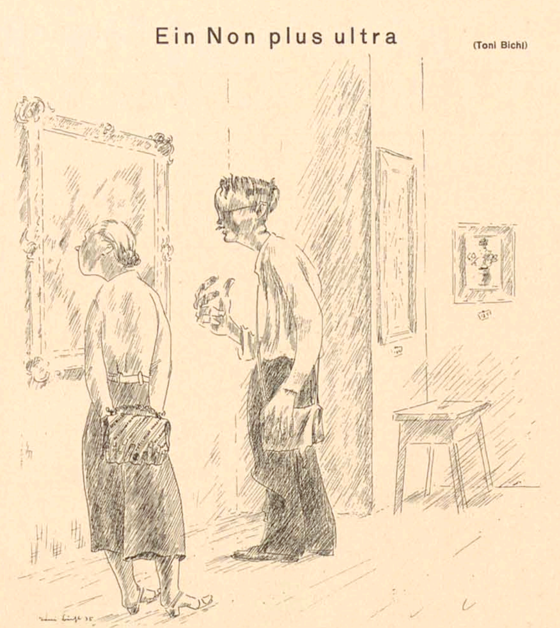
Ein heißer Tag

(Schluß von Seite 190)

taub und kaum zu bewegen. Du läufst ja mit einem eingeschlafenen Herzen herum, Berring. Er wird in den Herbstferien eine Reise machen. Seit Hilde weg ist, ist da, unsichtbar wo, eine Tür zugefallen, für die es keinen Schlüssel gibt. Und gerade durch diese Tür müßte man hinaus. Nirgendwohin, aber hinaus. Es ist schön, in der Mittagshitze, in der Mittagsstille im Schatten zu ruhn. Muße für eine weite Reise, den unhörbaren weiten blauen Himmel entlang, immer weiter, immer ferner, ohne Ende. Berring ist dem Einschlafen nah, Bilder, Bilder, hinter der Netzhaut, Schaum, Traum. Er hat kein Fieber, aber es ist ihm etwas zittrig zumut, obwohl er ganz ruhig ist und nicht zittert. Das Bild hat ihn doch ein bißchen krank gemacht, ach ja, Hilde. Die schlanken, schlanken langen Beine.
Berring schreckt leicht aus dem Halbschlaf auf. Jemand hat die Gartentür zugeschlagen. Es kommt jemand den Kiesweg herauf, er kann ihn noch nicht sehen, er will gerade rufen, als er zwischen dem kleinen Birkenlaub das Gesicht seiner Frau von der Seite sieht. Seine Frau geht auf das Haus zu, sie hat ihn nicht gesehen. Er rührt sich nicht, es ist ihm durch alle Glieder gefahren, in die Blutbahn gedrungen wie ein schweres Narkotikum. Sicher ist es irgendein großes junges Mädchen, das Hilde außerordentlich ähnlich sieht, es gibt diese unbegreiflichen Ähnlichkeiten. Er hört, wie die Haustür geöffnet und wieder zugemacht wird. Sein Herz ist keineswegs mehr eingeschlafen, es klopft und pocht, als hätte es plötzlich eine Menge Arbeit vor sich. Und dann kommt aus einem offenen Fenster hinter ihm der entscheidende Ruf.
„Robert?" Dann wieder die übervolle, heiße Gartenstille.
Berring rührt sich nicht. Das war ganz wunderbar, ach, war das wunderbar. Robert? Die Hitze, die Stille, das übertrieben geschäftige Herz, Hildes Stimme, die ihm wie körperlich die Haut berührte. Keine Hoffnungen jetzt, keine Ängste, nur diesen Augenblick nie mehr vergessen.
Er steht auf und geht durchs Gras auf das Haus zu, in dem es wieder völlig still ist. Er hat die hellen Gartenschuhe an und geht fast lautlos. Dann sieht er durch das Heckenrosengitter jemand an seinem Schreibtisch sitzen. Er geht näher an das offene Fenster heran. Hilde hat den Hut abgenommen und neben sich gelegt. Sie sitzt in dem Schreibtischsessel und betrachtet ihr Bild, das Berring vorhin ausgegraben hatte. Berring sieht ihr zu. Sie ist braun und ein wenig voller im Gesicht, das gibt eine weichere Linie. Plötzlich hebt sie das Gesicht und sieht ihn draußen stehen. Ihr Mund öffnet sich, rot, feucht, ihre Augen werden glanzlos und still, stumpf, als wäre sie kurzsichtig. Aber danach kommt ein sanftes, dunkles Licht in ihre Augen, und Berring fühlt nicht mehr den Grasboden unter den Gartenschuhen, er schwimmt in der heißen Luft, dabei hat er das Gefühl, als wäre eine tolle Glut in ihn hinein gestürzt, eine Glutmasse, die ihn schwer und unbeweglich macht, die ihn verbrennen und verzehren wird. Die nächsten Minuten sind unausdenkbar.
Plötzlich ist der Schreibtisch leer, und eine Tür schlägt zu, und Hilde kommt heraus in den Garten. Wie sie auf ihn zugeht, dieses Gehen, Schreiten besiegelt seine Stunde. Sie lächelt, befangen, unsicher, scheu.
„Ich wollte dich mal besuchen, Robert", sagt sie.
Es ist gut, wenn man in solchen Augenblicken das Allernächstliegende sagt.
„Schön, daß du gekommen bist, Hilde", sagt Berring und schüttelt ihre Hand.
Wieso hat er nur plötzlich das Gefühl, als besänne er sich vergeblich auf eine Vorschrift unter der Rubrik „Erste Hilfe bei Unglücksfällen"? Es liegt wahrscheinlich an dieser fürchterlichen Nachmittagshitze.

Ein Non plus ultra

(Toni Bichl)



„Na, diese wellenförmige Bewegung der Landschaft scheint mir doch übertrieben." — „Aber wieso denn? Vielleicht war gerade 'n Erdbeben."

Kleine Bemerkungen

Wenn man im Leben keinen Erfolg hat, braucht man sich deshalb nicht ohne weiteres für einen Idealisten zu halten.

*

Es würde längst nicht so viel Dreck aufgewühlt, wenn nicht das Bedürfnis nach Sauberkeit Allgemeingut wäre.

*

Alle Debatten über das Jenseits gleichen dem Versuch, eine Platte zu entwickeln, mit der bis jetzt noch keine Aufnahme gelungen ist.

*

Abstinenten sind manchmal Leute, die auch ohne Räusche mühelos Katerstimmungen erzielen.

*

Sobald sie im Leben das Nachsehen gehabt haben, neigen die Leute dazu, an eine Vorsehung zu glauben.

Ulkige Töne

Bei einem Sinfoniekonzert hatte Max Reger auch seine Mozart-Variationen aufgeführt. Wie üblich, kamen nach Schluß des Konzertes seine Freunde und Bekannten ins Künstlerzimmer, um ihn zu dem Erfolg des Abends zu beglückwünschen.
Außer den nächsten Bekannten glaubten jedoch stets einige Zuhörer — weniger aus persönlicher Zuneigung als aus gesellschaftlichem Ehrgeiz — mit dem Künstler ein paar Worte sprechen zu müssen.
So trat nach dem Konzert die verwitwete Frau Regierungsrat Dürkheim aus Meiningen auf ihn zu und drückte ihm mütterlich die Hand.
„Ganz großartig haben mir Ihre Mozart-Variationen gefallen", lächelte sie huldvoll, „besonders die eine Stelle, wo die Musiker mit den komischen langen, braunen Röhren" (die Dame meinte die Fagottbläser) „ganz allein spielten . . . Das hörte sich ja putzig an! . . . Sagen Sie, Herr Hofkapellmeister, erzeugen die Musiker diese ulkigen Töne mit dem Munde . . .?"
Reger verzog seinen ohnehin schon recht breiten Mund zu einem diskreten Lächeln und meinte: „Wir wollen es doch stark hoffen, gnädige Frau . . ."

Lieber Simplicissimus!

An warmen Frühlingsabenden sind die in frischem Grün und Blütenschmuck prangenden Höhen von Stuttgart lebhaft begangen. Hauptsächlich von jungen Leuten, die sich nicht nur des Lenzes, sondern auch ihrer Jugend erfreuen wollen.
Da setzt man sich dann auf einsame Bänkchen, von denen man meist eine schöne Aussicht hat; oft auch auf solche, die mehr im Dunkel der Bäume stehen. Und wenn dort die Aussicht auch manchmal zu wünschen übrig läßt, die Aussichten sind für junge Leute um so günstiger.
Paul nützt diese wundervolle Gelegenheit nach Kräften aus. Er strebt mit seiner Dulzinea immer wieder den Höhen zu. Eines Abends treffen sie Freund Emil, der im Zwielicht auf einer Bank im Anlägchen gierigen Blickes einen Liebesroman verschlingt.
„Mensch", zischelt Paul empört, „wie kann man nur! Des ischt ja grad, wie wenn oiner mitte em Gmüsgarte Konserve frißt!"

Untergang des Abendlandes?

(Olaf Gulbransson)



Im Schatten seiner Sorgen grübelt der Philosoph über die Dinge, die da kommen sollen, und merkt nicht, daß inzwischen ein neues Europa aufzuleuchten beginnt.

München, 21. Juli 1935 **Preis 60 Pfennig** 40. Jahrgang Nr. 17

SIMPLICISSIMUS

Laval und die Sparmaßnahmen

(Olaf Gulbransson)



„Hänge ich den Brotkorb höher, fressen sie mich; hänge ich ihn nicht höher, fressen sie das Brot – hänge ich ihn also höher oder nicht?"

Flößer auf dem Main

Von Anton Schnack

Das waren männliche Flußballaden,
Sie hatten Gewalt und Wucht;
Geangelte Fische wurden gebraten,
Es wurde gepriemt und geflucht:
„Himmel, Herrgott, Sakrament!"
Sie stakten und sprangen affenbehend.

Ich sah sie vor Nachtanbruch landen,
Und der Most roch beim fränkischen Wirt.
Sie soffen alle zuschanden,
Dann wurde die Magd im Heu umgirrt.
Das Floß knarzte hart am fas'rigen Tau,
Die Flußnacht färbte sich heidelbeerblau.

Das waren erregende Wasserreisen,
Auf jeder Brücke stand Nepomuk,
Sie mußten das Floß über Wehre schmeißen,
Wo das Wasser schäumend über sie schlug.
Dann wieder war es glatt und schön,
Voll Mückentanz und gespiegelten Höh'n.

Das waren auch Schreckenballaden vom Sterben,
Kopfüber in den gurgelnden Main.
Manche schlugen alles zu Scherben
In den Hafenkneipen am Rhein.
Es war ein Flößer, der nicht mehr kam
Aus den Lastergassen von Amsterdam.

Weit hinter ihnen Wald verbrauste.
Ich sah es ihnen an,
Sie hatten Bärte, windzerzauste,
Und Rauflust wie ein Hahn.
Sie standen bärenstark und stolz,
Selbst ein Stück Holz.

Mir wurde bang, sah ich sie treiben
So ungeheuer frei und groß.
Ich mußte lernen, beten, schreiben,
Die wilde Welt war auf dem Floß.
Kam je was Schön'res durch die Luft
Als Holz-, Tabak- und Wasserduft?

Kam je ein wilderes Abenteuer
Herabgeschwommen auf dem Main,
Und zog vorbei am Knabenfeuer
Mit Wäldernacht und Meeresschein?
Kein Flößer wußte von dem Weh,
Das weinend lag im grünen Klee

Die Vision

Von Hans Lachmann

Fräulein Mareike Lissing, die längst schon im Ruhestand lebende, höchst asketisch gebaute Lyzeallehrerin, gehörte, nach der allgemeinen Ansicht ihrer Mitbürger, zum Stadtbild, gehörte dazu wie die zahlreichen Denkmäler und die historischen Stätten, wie die schmalspurige, klapprige, ewig leere Straßenbahn und das Zifferblatt der Rathausuhr mit den zwei gleich langen Zeigern. Ganz zweifellos war es sehenswert, wenn die Siebenzigjährige auf ihrem etwas altmodisch derben Fahrrad in stets bedächtigem, gesundem Tempo sachte durch die Straßen glitt, hochaufgerichtet und leicht schiefgeneigten Hauptes, als wollte sie etwa sagen: „Nun, Leute, es sei für diesmal gewährt!" — wobei freilich unerfindlich war, was Fräulein Lissing der Welt zu gewähren vermocht hätte. Man liebte sie nicht. Und doch hätte man es dem Tod als einen höchst verwerflichen Streich verdacht, wenn es ihm eingefallen wäre, Fräulein Mareike aus der Reihe der städtischen Sehenswürdigkeiten ins Nichtmehrsichtbare hinüberzureißen. Es ist nun nicht sehr wahrscheinlich, daß der Unwille der Bürger den Tod hätte zaudern lassen: böse Mäuler behaupteten, es ließe sich weit eher denken, daß der Tod sich nicht getraue, einer anderen, einer unterirdischen Instanz ins Handwerk zu pfuschen. Die größte Wahrscheinlichkeit hat allerdings die Behauptung, daß die zähe Gesundheit ganz einfach ein Erbteil der Mutter war.

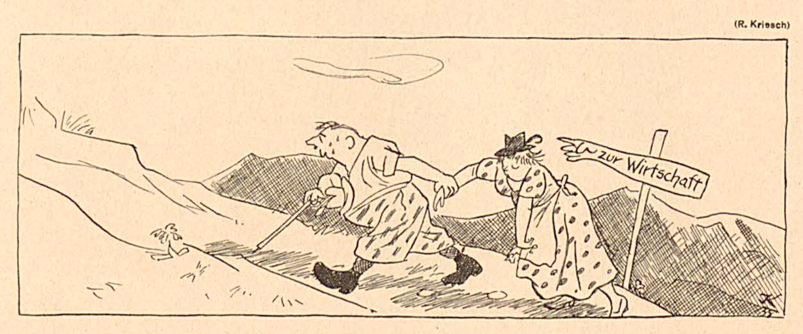
Es ist nicht geklärt, wie die unendlich hagere, ewig säuerlich lächelnde, so durchweg hölzerne Gestalt zu dem spitzbübisch vergnügten Namen Mareike gekommen war. Es schien, als wäre der Name ihr angeflogen wie ein kleiner, bunter, lustiger Vogel, der sich verfangen habe und nun festsitze in dem netzumspannten, gelblichweißen Haar, in das übrigens unglaublich viele, winzige Pfröpfchen von Schafwolle kunstvoll gewickelt waren. Im Kreise ihrer Bekannten war freilich ein anderer Name für sie üblich. Dort sprach man von dem turmhohen Fräulein nie anders als von der „dreistockigen Barmherzigkeit".

Mit dieser Barmherzigkeit hatte es eine eigene Bewandtnis. Kaum ein Tag verging, an dem das Fräulein nicht mit wunderlich bepacktem Rade gesehen ward: an der Lenkstange hingen, baumelten, zappelten buntverschnürte Paketchen, kleine, mit Zweigen, Blümchen und Bändchen verzierte Tüten, Beutelchen, Netze und Taschen. Dann wußte jedermann, daß Fräulein Mareike Lissing zu Krankenvisiten und Trostbesuchen ausfuhr. Was aber in diesen kunterbunt umwickelten Päckchen lag, was aus den garnierten Tütchen, Netzen und Taschen hervorquoll, das war von der Art, daß es das Fräulein für gewöhnlich der Mühe eines zweiten Besuches enthob, da ihr die Kranken und Trostbedürftigen bei ihrem Wiedererscheinen nicht mehr öffneten, sofern sie ihr nicht kurzweg die Tür vor der Nase zuschlugen. Denn gleichgültig, was sie auch immer aus den seltsam beputzten Behältnissen mit ihren dick beringten, stets ein wenig unsauberen Händen hervorzog: es war alles schlecht.

Jedoch — und das komplizierte den Fall — es sah alles so ungemein gut und vortrefflich aus, daß niemand die Behauptung hätte wagen dürfen, das Fräulein hätte mit Absicht und in vollem Bewußtsein die üblen Dinge erhökert. Mit einem verblüffenden Spürsinn, ja, man muß sagen, mit einem geradezu rätselhaften Instinkt fand sie immer und immer wieder die abscheulichsten Täuschungen: herrlich rotbackige, durch und durch verfaulte Äpfel; verlockendes Eingemachtes in Gläsern, die beim Öffnen in tausend Scherben zusammenfielen; eine von ihr besonders bevorzugte Sorte von Heidelbeerwein, der spätestens eine Stunde nach Empfang urplötzlich mit greulichem Zischen und Puffen in hohem Strahl gegen die Decke schoß; reizende Söckchen und Hemdchen aus einer Wolle, die auf dem Körper den sogenannten „Lissingschen Barmherzigkeitsausschlag" hervorrief; hübsch gebundene Erbauungsbüchlein, jedoch wimmelnd von sinn- und erbauungsstörenden Druckfehlern, mit verkehrt gesetzten Zeilen, fehlenden Seiten und kleinen Fettfleckchen. So stand es um die „dreistockige Barmherzigkeit", und so sahen ihre Gaben aus, die sie leicht schiefgeneigten Hauptes und mit säuerlichem Lächeln darbrachte. Kein Mensch wußte je, ob dieses Lächeln bescheidene Mitfreude ausdrückte oder ob es schmerzlich war in dem Wissen, daß der Trostbedürftige diese neuerliche und ganz niederträchtige Prüfung nach unumstößlichem Ratschluß über sich ergehen lassen müßte.

Genau eine Woche, nachdem Fräulein Lissing in ihr einundsiebzigstes Jahr eingetre-

(R. Kriesch)



Die Moral der Landstraße

(E. Thöny)



„Mein Mandant hat ja nichts zu befürchten gehabt — er hatte doch den stärkeren Wagen!“

ten war, starb ihre Mutter. Das Verhältnis zwischen den beiden war herzlich schlecht gewesen. Die Schuld hatte auf beiden Seiten gelegen. Ein Beispiel: Mareike, die zwar elastische, doch keineswegs mehr jugendlich-törichte Tochter, war jenseits des übermütigen Alters, das die strengen Ermahnungen der Mutter, ihren unbedingten Befehl zu allabendlicher Tagesrechenschaft und ihre zuweilen bitterbösen Kanzelpredigten hätte berechtigt erscheinen lassen; andererseits jedoch beging Mareike den Fehler, gegen diese und ähnliche Alterswunderlichkeiten mit einer groben und giftigen Heftigkeit aufzubegehren, statt sie mit liebevollem Humor hinzunehmen, was ihrem Verstande ein besseres Zeugnis ausgestellt hätte. Die letzten Jahre waren zudem durch einen von beiden Seiten hitzig geführten Streit verdüstert, der um nicht mehr und nicht weniger ging als um die Pflege des kleinen Kanarienvogels, „Piep“ geheißen. Es spricht für die außerordentliche Konstitution dieses Tierchens, daß es die so gegensätzlichen Pflegemethoden der beiden Damen mit guter Gesundheit ertrug. Kaum hatte die Mutter die Augen geschlossen, erlosch Mareikes Interesse an Piep. Sie schenkte ihn kurzerhand einem Blindenheim. Worauf Piep denn auch, Lissingscher Geschenk-Tradition bewußt, allsogleich starb.

Eines Tages stellte sich bei dem Fräulein der Geistliche ein, ein kleiner, schlanker und stets mit einem eng taillierten Gehrock bekleideter Herr, der sich in einer dezent wippenden Gangart fortzubewegen pflegte. Nach einer Weile teilnahmvollen Hüstelns, währenddessen er mit der Fußspitze kleine Kreise auf dem Teppich zog, rückte er überraschend damit heraus, daß er, dank dem Vertrauen der sanft Entschlafenen, aufs genaueste über die Höhe der an sich nicht übergroßen Hinterlassenschaft unterrichtet wäre. Mareike Lissing verstummte. Sie schwieg vollends, als ihr der Prediger eröffnete, die selige Frau Mutter habe ihm einst einen Auftrag erteilt, den er nunmehr zur Erledigung weitergebe: auf dem Friedhof nämlich sei, nach dem Wunsche der sanft Entschlafenen, über ihrer Ruhestätte ein monumentales Grabmal zu errichten, das das Andenken der ältesten Bürgerin auf eine zwar nicht protzige, aber eindrucksvoll würdige Art zu ehren vermöge. Auch wäre schon bei Lebzeiten der Verblichenen durch seine Vermittlung ein Bildhauer verständigt, der, in Anbetracht dessen, daß er seit Jahrzehnten das Andenken der ersten Familien auftragsgemäß in Marmor ehrte, einen sehr bescheidenen Preis bedungen habe. Mareikes Blut gefror in den Adern: der Preis entsprach der Höhe der gesamten Erbschaft.

Es herrschte Schweigen.

Plötzlich aber erschien auf Mareikes Gesicht ein freundlich-säuerliches Lächeln, und, die Augenbrauen wie in leichter Verwunderung hochziehend, verfiel sie, schief-

(Schluß auf Seite 197)

Dr. Otto von Habsburg

(E. Schilling)



„Ach, bloß der Doktorhut! Haben die Herren die Deputation mit der Krone nicht gesehen?“

Die Vision

(Schluß von Seite 195)

geneigten Kopfes, in ein langsames, bedächtiges Nicken, wobei sie die Lippen ein wenig verächtlich spitzte. Und die sonst so hölzerne, trockene, nüchterne und durch und durch gefühlskühle Dame begann in milde singendem Tone, jedoch mit fast närrischer Geschwätzigkeit eine Erzählung, die den Besucher nun seinerseits verstummen machte. War es die Möglichkeit! Mareike Lissing, die ihn, der nicht nur berufsmäßig, sondern, wie er zu sagen pflegte, „auch rein menschlich" ein überaus herzliches Interesse an überirdischen Phänomenen bekundete, Mareike Lissing, die ihn dieser Neigung wegen stets mit einer gewissen feindseligen Geringschätzung als einen nicht ungefährlichen Phantasten und höchst unfrommen Okkultisten und Spökenkieker hinzustellen liebte, Mareike Lissing war die Gnade einer Vision widerfahren. Wunder über Wunder: die sanft Entschlafene war erschienen und hatte der Tochter mit beinahe den gleichen Worten, wie er sie gebraucht, den gleichen Auftrag erteilt!

In freudiger Erregung hüpfte der kleine Herr von dem stramm gefederten Sessel herab und wippte vergnügt auf den Zehenspitzen, wobei er mit schlecht verhohlenem Triumphgefühl zu dem turmhohen Fräulein hinaufsah. Mareike ließ ihn sich auswippen. Dann aber legte sie mit einer weit ausholenden, schwingenden Geste die dick beringten, wie immer ein wenig unsauberen Hände auf die geistlichen Schultern, sah dem kleinen Herrn mit unheimlichem, boshaftem Blinzeln in die Augen und sprach: „Lassen Sie mich ausreden, Lieber! Nachdem ich der sanft Entschlafenen versprochen, ihrem Willen zu gehorchen, neigte sie freundlich das Haupt und sagte: ‚Es ist gut, meine Tochter! Ich wollte dich prüfen; du hast die Prüfung bestanden, du bist gehorsam!'"

„Wie schön, wie schön! ‚Sagte Sie noch mehr?"

„Doch, ja! Sie sprach: ‚Ich, meine Tochter, ich bin nunmehr von irdischer Ruhmsucht befreit. Ich will kein Denkmal! Nimm einen kleinen Stein, Mareike, nimm einen kleinen!' Und sie entschwebte."

Mit gesträubten Haaren, die Augen weit geöffnet vor Grauen über ein solches Maß abscheulicher Verruchtheit, enteilte der heftig wippende, kleine Herr. Mareike Lissing aber verreiste auf lange Zeit. Sie kam zurück, erfrischt und elastisch und rätselhaft verjüngt. Wenn jetzt die hochbetagte Radfahrerin durch die Straßen fuhr, dann nicht mehr langsam und bedächtig. Man war ganz allgemein der Ansicht, daß es für eine nun doch immerhin Einundsiebzigjährige durchaus unstatthaft und unschicklich in höchstem Grade wäre, so tollkühn und aberwitzig durch die Gassen zu karriolen, daß man erwartete, sie werde in jedem Augenblick freihändig und schamlos jodelnd um die Ecken biegen . . .

Es ist nicht weiter verwunderlich, daß hie und da im Städtchen, wo ohnehin nicht gerade die schärfsten Köpfe gediehen, das Gerücht verbreitet wurde, Mareike Lissing entstamme dem Brockengeschlecht.

Der Unterschied

Georg, mein Freund und Universitätskollege, wohnt am Bahnhof, hoch oben in einem Atelier. Das Geräusch und die Pfiffe der abfahrenden Züge stören ihn in seinem geruhsamen Leben nicht. Ich verbringe manchmal stille Abende bei ihm — wenn man zehn Jahre befreundet ist, entsteht nur selten eine erregte Unterhaltung. Meistens sitzen wir einander gegenüber, rauchen unsere Pfeife, lesen oder spielen Schach.

Gestern — er las die Zeitung, ich blätterte in einer Kunstzeitschrift — pfiff ich still vor mich hin, ohne Anspruch, mit einem Kunstpfeifer in Wettbewerb zu treten.

Ein Faustschlag und ein nachfolgender Fluch, dessen komplizierte Schnörkel — Georg stammt aus Bayern — sich der wörtlichen Wiedergabe entziehen und die genaue Kenntnis aller Heiligen voraussetzen, unterbrach meine versunkene Beschäftigung.

„Himmelherrgottsakrament, hör doch auf mit diesem blöden Gepfeife! Man wird ja verrückt dabei."

„Verrückt?" entfuhr es mir, „von dem bißchen Pfeifen? Und die Pfiffe der Lokomotiven stören dich nicht?"

„Das ist was anderes", knurrte Georg wütend. „Wenn d i e pfeifen, fahren sie wenigstens ab!"

Gefühle im Badischen

Dem Bickes hat's ein Maidli angetan. Er schaut nach ihr. Er geht ihr über den Weg. Er traut sich nicht. Er kann's bald nimmer aushalten. Endlich steht er, schnaufend vor Pein, bei ihr: „So! — — — Maidli — — — hab' i di! — — — witt oder witt nit??"

Das ahnungslose Maidli: „Wa' witt?"

Der Bickes: „Wa' — — —? — — — witt nit? No loß bli'we!" Dreht sich um und geht, erlöst von seiner Liebe.

Nocturno

Ein dunkles Etwas liegt im Weg,
Träg, traurig, trübe am Geheg,
Fast schräg vor einem Brückensteg...
Oh! Daß sich bloß das Ding mal reg',
Der Wind es rasch von dannen feg',
Damit's nicht so im Wege läg'!

Und doch! Was kümmert mich der Dreck! –
Wär' ich auch sonst nicht kühn und keck,
Jetzt spring' ich lustig drüber weg,
Verachtend Scheu und Scham und Schreck;
Schwäng' ich mich drüber wie am Reck,
Wie hurtig käme ich vom Fleck!

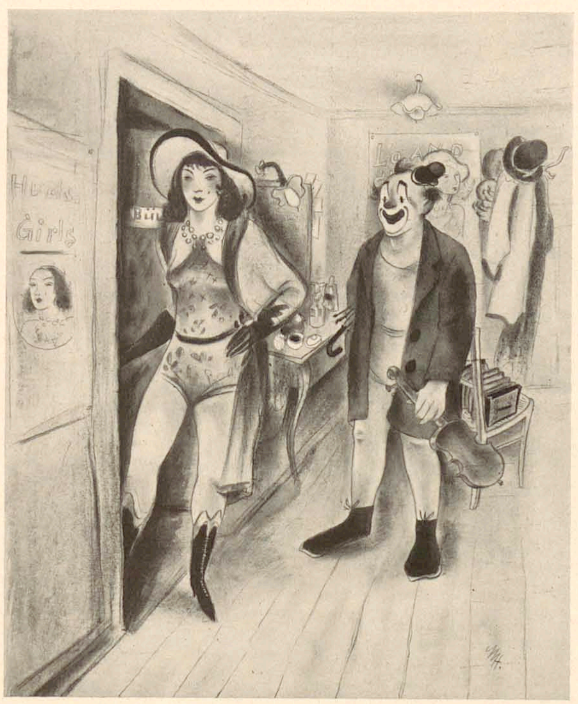
Ach, tät ich's doch! Ich trau mich nicht.
Das Etwas hat so ein Gesicht.
Und meine inn're Stimme spricht:
Hier hält ein Höllenfürst Gericht!
Wenn der dir das Genick zerbricht,
Verlöscht dein karges Lebenslicht!

Ein dunkles Etwas liegt im Weg,
Liegt schräg vor einem Brückensteg,
Liegt starr und stumm und schaut so keck,
Ein geisterhafter Höllenschreck
Mit einem Etwas von Gesicht– – –
Ich kehre um.– – – Ich trau mich nicht.–

Jacobus Schnellpfeffer

Der Praktiker

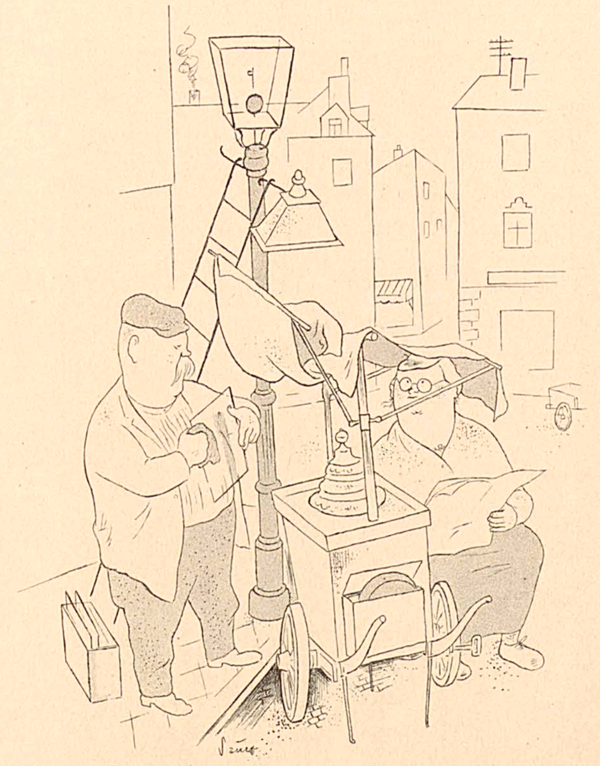
(M. Hauschild)



„Mach' dir nischt aus der Fachkritik, Kleenes! Hauptsache ist, du hast den Applaus für dich."

Trübe Reflexion

(Jos. Sauer)



„Da ham S' recht, Frau Gruaber, a kloaner Urlaub tat' scho' guat! Aber was woll'n S', unseroaner steht halt auf seine eigenen Füaß'."

Ein Mann, der seinem Herzen folgte

Von Fritz A. Mende

Ob sich jener Mann, der gleich mir vor den Fenstern des Reisebüros stehen blieb, ob er sich mit seiner halblauten Rede wirklich an mich wandte? Ich weiß es nicht. Ich hörte ihn plötzlich neben mir sprechen, aber er sah mich dabei nicht an, und wenn er auch dazwischen manchmal „Jaja, mein Herr!" oder „Glauben Sie nicht, mein Herr?" murmelte, so bezweifle ich, daß er mich damit meinte. Er redete gewiß mit sich selber, und wenn es mir zuerst auch recht sonderbar erschien, daß er zu seiner eigenen Person „Mein Herr" sagte, so überlegte ich mir doch später, daß er gut einen Grund haben könnte, derart steif und von weitem mit sich zu verkehren. Vielleicht wollte er sich selber irgendeine Meinung beibringen, oder er wollte sein Herz von etwas Ausgedachtem überzeugen, aber das Herz sträubte sich, und nun redete er laut, damit das Herz glauben sollte, die Sätze kämen von einem anderen Menschen, einem, dem man schon aus Höflichkeit lauschen müßte.

„Lauter Mädchen", sagte er. „Lauter Mädchen, hübsche Mädchen, in Badeanzügen, in Strandanzügen, und ihre Kleider schwellen und heben sich wie Segel, die der Sommerwind traf . . ."

Ich schaute in das Fenster. Was meinte er nur... Ah, jetzt wußte ich es. Der Schaukasten des Reisebüros lag voller Prospekte und Plakate, und überall waren junge Frauen abgebildet, die durch ihre Schönheit und ein verzücktes Lächeln hinweisen sollten auf prächtige Landschaften und leuchtend blaue Meere.

„Lauter Mädchen", hörte ich neben mir. „Lauter Mädchen für die Ferienstimmung. Damit die Reisesüchtigen etwas haben, worauf sie sich freuen können. Jaja, mein Herr, die Menschen können sich nur noch auf etwas freuen. Zur Freude selbst kommen sie nicht mehr. Der Teufel hat sie geholt, die Freude . . . Da denkt ein Mann: Venedig! Man drückt ihm eine Reklame in die Hand, darauf ist eine Frau abgebildet, eine Frau im Badeanzug, die dem Mann zulächelt, ihm allein, und der Mann vergißt Gondeln, Lagunen und Lido, er sieht nur noch die Frau, die Frau wird für ihn Venedig. Und schon hat er eine Fahrkarte und etwas, worauf er sich freuen kann. Aber die Frau, die er sucht, findet er nicht, oder glaubten Sie das vielleicht, mein Herr? Nun — dann hofft er eben auf die nächste Reise, auf die nächste Plakatfrau . . . Ferienstimmung, jaja, mein Herr, wissen Sie, was Ferienstimmung im Grunde ist? Ein armseliger Unsinn, ein Nebel vom Glück, eine kleine Schlauheit der Natur, eine von den Schlauheiten, mit denen die Natur uns dauernd übertölpelt. Ach, ich hasse die Natur, weil sie so schlau ist. Sie ist ein Friedhof der Erfüllungen. Und die Frauen sind ihre Helferinnen. Sehen Sie sich all diese Reklame an! Überall Frauen abgebildet, Frauen locken — und die Natur hält sich den Bauch vor Lachen, wenn wieder ein Mann das große Glück in der Tasche zu haben glaubt. Da sagt man, die großen Städte seien unnatürlich, sie seien wider die Natur entstanden. Dabei gehen die Menschen aus den großen Städten der Natur am leichtesten ins Garn und besingen sie noch und umschmeicheln sie und suchen sie. Ja, die Großstädter erniedrigen sich am meisten vor der Natur. Solche Menschen braucht sie. Und deshalb sind die Großstädte die größten Schlauheiten der Natur. Sie selbst hat sie geboren, auf daß die Menschen nicht hinter die Posse kommen, die sie mit ihnen veranstaltet. Ja, sie lieben die Natur und pflücken Blümchen und machen sich ein Idyll zurecht. Die Grausamkeiten aber übersehen sie und merken nicht, daß sie Werkzeuge sind, arme, ausgenutzte, hinter 's Licht geführte Werkzeuge, die nur dazu gut sind, den ungeheuren, ewigen Leerlauf in Gang zu halten. Und wenn einmal ein Mensch kommt, der die Natur durchschaut, den läßt sie augenblicklich sterben, nein, krepieren läßt sie ihn, ehe er ihr noch gefährlich werden kann!"

Die fremde Stimme brach ab wie ein Grammophon, das sich selbst abstellt, und zwar auf genau dieselbe sinnlose Art, die einem Grammophon eigen war, das ich bei Bekannten gehört hatte. Das stellte sich nämlich immer um einige Töne zu früh ab, und man wurde jedesmal um einen vernünftigen und beruhigenden Schluß betrogen. Stets mußten wir pfeifen oder singen, um die quälende Spannung, die die fehlende Auslösung erzeugte, zu beseitigen.

Der Mensch neben mir schien auch einen Schluß zu suchen. Er ballte die Fäuste, und sein Gesicht verzerrte sich, als ob er sich gegen etwas Fremdes, Starkes wehren müßte. Dann lockerten sich seine Züge, und mit hastigen Schritten eilte er in das Reisebüro hinein. Ich folgte ihm, um zu sehen, was noch daraus werden würde.

Er war an einen der Schalter getreten, und als ich mich ihm vorsichtig näherte, hörte ich, wie er mit rauher Stimme eine Schlafwagenkarte nach Venedig bestellte.

Lieber Simplicissimus!

Auf dem Bahnhof Artern in Thüringen ist seit einiger Zeit ein Schienenauto stationiert, das natürlich der Stolz des gesamten Personals ist. Damit auch jeder Durchreisende sieht, daß auf dem Arterner Bahnhof Ordnung herrscht, hat die neue Errungenschaft mit großen Lettern die Inschrift erhalten: Mindestbesatzung: 1 Mann.

Berliner Bilder



Berliner Lokalanzeiger:
„Karl Arnold glossiert mit unerbittlichem Griffel die Auswüchse unserer Zeit, aber er meistert dabei die Gabe der überlegenen Heiterkeit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Behagen bereiten, als daß sie abstoßen.“

Hamburger Fremdenblatt:
„ . . . Mit dem sezierenden Instrument des Chirurgen wird Atmosphäre und Kaleidoskop des Berlin der Inflationszeit mit Tanzdielen, Valutaschiebern, Kokainisten, Kokotten säuberlich aufgeschnitten.“

Hannoverscher Kurier:
„ . . . Verhehlen wir uns doch ja nicht, was wir an diesem Künstler besitzen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfinderischer Poet in Einfall und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors.“

Deutsche Allgemeine Zeitung:
„ . . . Das gibt ein amüsantes und buntes Bild von Boxern, Konfektionären, Jahrmarktstypen, Börsianern, Filmmädchen, Familienvätern, Kaschemmen- und Kurfürstendammgesellschaften, ein boshaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie.“

Deutsche Tageszeitung:
„Karl Arnold, der den Münchner Spießer so oft mit der Bleistiftspitze gekitzelt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Fang gegangen und hat in finsteren Kaschemmen, in lichteren Bürgerwohnungen und in grell strahlenden Protzenhäusern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden.“

Aus den Jahren der Korruption

Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheckkonto München 5802

Lieber Simplicissimus!

In unserer Schule war Schulinspektion. Da wurde auch das kleine Marei gefragt, wer ins Fegfeuer komme; und das Marei antwortete nach einigem Besinnen: „Die Frauen.“
Nach der Prüfungsstunde von ihrer Lehrerin gefragt, wie es denn auf den Gedanken komme, daß gerade die Frauen in das Fegfeuer müßten, sagte das Kind etwas schämig: „Die bösen Herrn müssen schon auch hinein — aber das hab' ich nicht sagen mögen.“

*

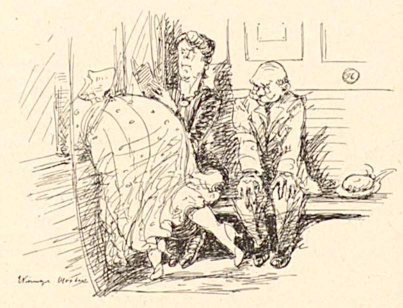
Zu dem Humoristen R. kommt nach der Vorstellung ein begeistertes Fräulein. „Gell“, sagt sie mit einem Unterton von Mitleid, „immer die Schpäß' mache, das ischt doch furchtbar! Aber Humorischte solle ja dafür im Privatlebe meischtens ganz ernschthafte Leut' sei.“
„Ja“, sagt R. ergeben, „dadurch unterscheiden wir uns von den andern.“

*

An den österreichischen Bundesbahnen wird gearbeitet. Ein Teil der Schienenstrecke soll ausgebessert werden. Soeben versucht ein Arbeiter, einen schweren eisernen Träger wegzuschaffen. Er kommt damit aber allein nicht zurecht und holt sich einen zweiten zu Hilfe. Aber auch so bringen sie das schwere Ding nicht von der Stelle. Ein dritter wird herangeholt. Da kann ein junger kräftiger Vorarbeiter nicht mehr zusehen. Er geht hin zu den dreien, spuckt in die Hände, holt tief Luft, bückt sich und reißt mit einem mächtigen Schwung den Träger auf die Schultern. Mit schweren Schritten geht er weg. Die anderen schauen ihm nach und sind starr. Bis einer den Mund auftut und meint: „Jooo . . . mit ro—her Gewalt!“

Ausflug

(E. Niemeyer-Moxter)



„Genießest du denn auch die Aussicht, Ottokar?“ — „Na, und ob!“

Gefüspa

Man kann einen Haushalt noch so sehr durchrationalisieren, die Gefühlsunkosten des landläufigen Zusammenlebens sind im Verhältnis ganz enorm.
Man verausgabt in tausend sich monoton wiederholenden Bagatell-Situationen immer wieder eine Unsumme von Temperament, Gemüt und gefühligem Trara und somit wertvolle Nervenkraft, so daß das übrige Familienleben unter den Erschöpfungszuständen leidet, die sich dadurch notwendig ergeben müssen.
Halbwegs mit Vernunft Begabte schaffen da, sobald sie zur Einsicht gekommen sind, energisch Remedur. Aber wer ist das schon!
Nun, ich und meine Frau haben zur Abhilfe das sogenannte Gefüspa- (Gefühlspar-) System ausgetüftelt.
Früher gab es zum Beispiel beim Ableben entfernter Verwandter einen Mordsaufwand anstrengender Teilnahme, eine forcierte Rührseligkeit, mit der sich die heimliche Sorge glücklich mischte, ob man auch im Testament gebührend bedacht sei; dann die ewige Zerferei darüber, wie das Geld anzulegen bzw. zu verausgaben sei; zum Schluß eine Stinkwut, weil man sich umsonst zu einem teuren Kranz verstiegen hatte.
Nach unserem Gefüspa-System ist die Entscheidung in einem solchen Fall kurz und sachlich, 21a, II, nichts weiter. Übersetzt heißt das: „Kondolieren, Kranz hinschicken; Preislage höchstens dreifumfzig; Hoffnung auf Erbschaft Idiotie!“
Zwischen zwei Ehepartnern ist unser System direkt das Ei des Kolumbus. Alle Fehlerquellen sind bis auf ein Minimum herabgedrückt; der Laune und Unberechenbarkeit ist ein Riegel vorgeschoben; man ist vor Überraschungen aller Art sicher. Selbst Dinge, die Schwiegermütter früher mit öligem Augenaufschlag „tragisch“ nannten, werden verhältnismäßig leicht überwunden.
Was war das bloß für ein Theater, wenn man früher ziemlich geladen vom Geschäft nach Haus kam, weil wieder einmal ein unsicherer Kantonist einen haarsträubenden Vergleich angeboten hatte oder mangels Masse ganz ausschied: meine Frau strich mit teilnahmsvollen Blicken um mich herum, machte gefühlige Stielaugen, sprach mit sanft vibrierender Stimme auf mich ein; Resultat: in die Ecke gefeuerte Bücher, Tränenbäche, wütende Visagen — und zum Schluß geschmacklose und kostspielige Versöhnungen.
Unser System regelt ein solches Fällchen spielend. Man sagt beim Heimkommen etwa vorsichtig 15f (das heißt „Stuß im Geschäft“) oder 199 (das heißt „Achtung, geladen!“), und die Frau antwortet 112b, III und lacht. Wir lachen beide; der ganze geschäftliche Ärger kann uns nichts anhaben.
So ist es auch mit anderem Kleinkram, der einem sonst das Leben vergällt. Das System macht ihn bedeutungslos. Wenn das Kragenknöpfchen mal wieder nicht auffindbar ist, und (o Gott, o Gott!) die Nerven versagen, genügt 43 bzw. 67; total mißglückter Braten, sonst eine Tragödie, wird mit 95 und 128a (bei Festtagsbraten als Antwort 87f!) abgetan; elegische Stimmungen bei kleinen Erinnerungsräuschen („entschwundenes Glück“ und ähnlicher Kohl) werden glänzend mit 9a überwunden.
Es ist ein ganz ausgezeichnetes System. Einfach unübertroffen. Wir leben so reibungslos . . .
Das heißt: wir leben augenblicklich getrennt. Meine Frau hat da eine Sache entdeckt, bei der sie nach dem Gefüspa-System eigentlich 113k, II hätte sagen sollen. Sie hat aber statt dessen einen Rechtsanwalt genommen.

oha

Fundstück

Mein innigstgeliebter, herzensguter Gatte, der beste Vater seines Kindes ist vorübergehend von uns gegangen; wir werden ihn wiederseh'n!

In tiefer Trauer:
X. X. und alle übrigen.

Lieber Simplicissimus!

Der Bankbeamte K. ist ein sehr guter Arbeiter und deswegen bei seiner Firma sehr geschätzt. Leider hat er zuweilen den Alkohol nicht ungern. Dann betritt er manchmal einige Tage hintereinander stark verkatert die Räume der Bank. „Er hat seine Tour“, sagen dann die Kollegen.
Der Chef macht ihm eines Tages wieder ernsthafte Vorhaltungen. Diese Sauferei sei gerade bei ihm rein unverständlich. Dazu diese Häufung kurz hintereinander.
„Das Gesetz der Serie“, sagt K. mit einem matten Anlauf zum Scherz.
„Wohl möglich“, meint der Chef, „aber vielleicht begnügen Sie sich in Zukunft doch bloß mit der Duplizität der Ereignisse.“

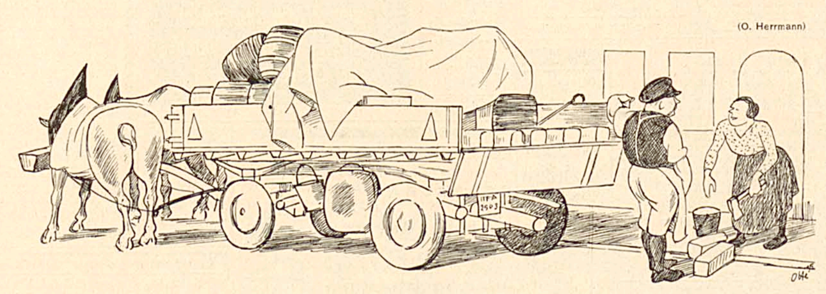
*

Am Stammtisch taucht plötzlich der Handwerksmeister Kl. auf. Alles staunt. Denn Kl. ist schon zwei Jahre hartnäckig abstinent. Noch mehr aber wundert man sich, daß Kl. bereits einen tüchtigen Dullo hat.
Man rät hin und her, wie der Gesinnungswandel zu erklären sei. Kommt zu keinem Resultat. Endlich tritt der Wirt hinzu. „Es ist“, flüstert er, „eine ganz einfache Sache: sie haben ihm über das Vorleben seiner Frau reinen Wein eingeschenkt.“

*

Herr Steigelmeier ist Studienassessor. Herr Dr. Asam auch. Herr Steigelmeier und Herr Dr. Asam treffen sich vor dem Konferenzzimmer. „Bitte, Herr Doktor . . !“ sagt Herr Steigelmeier. „Aber bitte, Herr Kollege . . ! — „Nein, bitte . . !“ — „Bitte . . !“ So geht der edle Wettstreit geraume Zeit. Endlich faßt Herrn Steigelmeier die Wut. „Verdammt noch mal, wie ich diese Förmlichkeiten hasse . . ! Bitte, nach Ihnen, Herr Doktor!“

(O. Herrmann)



Vorüber: „No, Frau Tupferl, leg'n S' amend gor Eahnern Mo aufs Eis?“ — „O mei', dös braucht's net! So hitzi' is der scho' lang nimmer.“

Der Große Preis von Deutschland

(E. Thöny)



„Tja, Gnädigste, momentan tippe ich wieder auf einen Anderen als Sieger am Nürburgring!" — „Hm, vielleicht wechseln Sie zu oft Ihre Meinungen — Caracciola wechselt wahrscheinlich nicht einmal die Reifen."

Kleines Mißverständnis

Lene Sommer war von Jugend an für Enthusiasmus talentiert. Als sie zweiundfünfzig Jahre zählte, hatte diese Begabung so bedrohlich zugenommen, daß ihre Freunde sie für den Grund ihrer vorzeitigen Pensionierung als Lehrerin hielten. Sagte sie nämlich zu jemandem „Guten Tag. Wie geht es Ihnen?“, so hatte der von ihrer Huld Beglückte die Meinung, er sei ohne sein Wissen dem Tod entronnen und werde von ihr nun dazu beglückwünscht. Ihre Neigung, die Menschen mit Liebenswürdigkeiten zu beschenken, war so groß, daß sie sogar die treuen Hüterinnen einsamer Häuschen mit den Worten anzusprechen pflegte, sie habe viele ihrer Berufsgenossinnen in ihrer Tätigkeit zu beobachten Gelegenheit gehabt — niemals hätte sie solche Vollendung in bezug auf Pflichterfüllung und Kundendienst festgestellt wie bei jener, mit der sie glücklicherweise diesmal in geschäftliche Beziehung getreten sei.

Eines Tages bestellte sie sich nun auf Empfehlung hin Herrn Hirsekorn, seines Zeichens Tapezier, fünfundsechzig Jahre alt, nicht über Durchschnitt klug, aber sehr zuverlässig. Er polsterte ihr Sofa in der Wohnstube und zwei Sessel. Das machte er wundervoll und so billig, daß Lene sich entschloß, auch noch den Polsterstuhl in ihrer Schlafstube aufarbeiten zu lassen.

Sie hielt an Herrn Hirsekorn eine kleine Ansprache, in der sie ihm von ganzem Herzen dafür dankte, daß er sich als ein wundervoller Mensch und ein großer Könner in seinem Handwerk erwiesen und damit ihrem Glauben an die Menschheit neue Festigkeit gegeben habe. Dann schob sie ihren Arm unter den seinen, lächelte huldvoll und sagte: „Und nun, Meister, kommen Sie mit in meine Schlafstube!“

Da lief Verlegenheit und Unruhe durch Herrn Hirsekorn. Er wurde ganz rot im Gesicht, überlegte sich anscheinend die Sache etwas und brachte dann mit der ganzen Treuherzigkeit seines biederen Wesens seine Empfindungen mit folgenden Worten zu klarem Ausdruck: „Ach nee, Fräulein! Ich bin ein alter Mann. Geben Sie mir lieber 'ne Flasche Bier.“

Lene Sommer hat daraufhin den Polsterstuhl in ihrem Schlafzimmer so gelassen, wie er war.

W. T.

Das Weibchen

(R. Kriesch)



„Nee, Lotte, ich bleib' jetzt hier; zuviel Sonne ist nicht gesund.“ — „Schon möglich, aber schließlich hat man ja auch modische Verpflichtungen!“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 13225 I. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Bergschreck

(Karl Arnold)



„Een vajnüchta Volksstamm, diese Obabayan! Wenn man sich bloß blicken läßt, jleich lach'n se."

Der Dichter im Jenseits

Es war ein Dichter, der all sein Gähnen,
Indem er die Feder in Tinte tunkte,
Sowie sein tiefstes, heimlichstes Sehnen
Verschloß in zarte Gedankenpunkte . . .

Infolge Nerven oft übernächtig,
Sowie auch mangels irdischen Brotes
Ward er ganz symbolistisch schmächtig
Und starb erstaunt eines schließlichen Todes . . .

Aufgingen klingend des Jenseites Pforten —
Und schlossen sich krachend, nicht konnte er fliehen.
Er mußte dort (sie sind zu Erbsen geworden)
Auf seinen Gedankenpunkten knieen . . .

Wilhelm Pleyer

Mutter Europa und der Friedensengel

(Wilhelm Schulz)

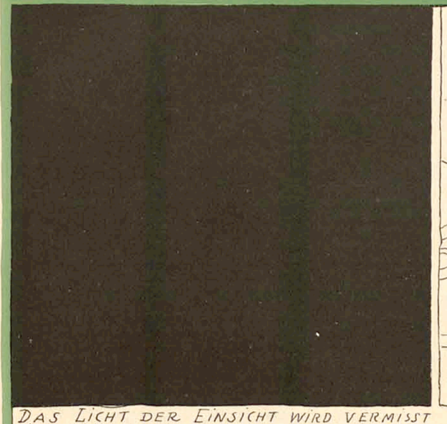


„Wenn du immer gleich fliegen willst, kommt doch nichts Gescheites heraus, das hab' ich nachgerade gemerkt. Erst mußt du einmal das Gehen lernen — Schritt vor Schritt."

München, 28. Juli 1935 Preis 60 Pfennig 40. Jahrgang Nr. 18

SIMPLICISSIMUS

Westfälischer Schinken



DAS LICHT DER EINSICHT WIRD VERMISST
IN MÜNSTER, WO ES FINSTER IST.



DER HIRTE MIT DEM KRUMMEN STAB
GAB BRIEFLICH SEINE MEINUNG AB,

WOBEI ER IN DIE NESSELN FIEL — — —
MAN SCHREIBT JETZT EINEN ANDERN STIL!

Ausflug

(Toni Bichl)



Fische aus dem Whang-poo / Von Walter Persich

Was sollten die Leute dagegen haben, wenn zwei flinke Hände mehr ihnen halfen die Ladung zu löschen? Draußen vor der Mündung des Whang-poo dampften die Schlote der japanischen Kampfschiffe, und ganz gemütlich war es nicht, wenn hin und wieder ein Geschoß seinen blitzenden Bogen über die Masten des Dampfers Konsul Deubert hinweg beschrieb und mit dumpfem Knall drüben im Chinesenviertel landete.

Sie hatten am Abend Klarschiff. Ruhestunde an Deck. Neugierig lugten sie nach den blutigen Manövern der Japaner aus, zählten die Einschläge und horchten auf das Geknatter der Kämpfe um Chapei. Die Quetschkommode von Michelsen blieb unter Deck.

„Kein guter Momang für Musike!" sagte der dröge Altonaer, „laßt uns man lieber 'n lütten Klöhn aufmachen. Drey, du kannst doch eine famose Geschichte erzählen — woher kommst du überhaupt?" wandte er sich an den Fremden, den der Käpt'n an Bord genommen hatte.

Drey hockte neben der Kombüse. Ein großer blonder Kerl mit glatter Haut.

Schröder, der Weltmann, der immer alle Hafenkneipen abklopfte, stichelte weiter. „Er hat doch drüben 'n echt chinesischen Saftladen betrieben. ‚Zum blauen Drachen' hieß das Ding. Hat wohl heißes Blei unter den Sohlen gespürt . . .!"

„Well, Jungs!" Drey holte eine verdammt feine Zigarettenmarke aus dem Jackett und reichte rum; „kann's euch ja erzählen, warum. Chinamann und Japaner prügeln sich seit fünftausend Jahren. Mein Leben zwischen diesem Volk, auf der Grenze zwischen Gelb und Weiß, hat mich manches gelehrt, wovon ich mir früher nichts träumen ließ. Nun ja, Jungs, war wohl manche faule Sache, die sie in meinem Laden durchheckten. Was ging es mich an? Weiße rührten sie nicht an, jeder konnte zu mir kommen; und wenn einer bestimmte Wünsche hatte, so konnte er sich an mich wenden. Jeder Chinese lieferte ihn wohlbehalten wieder bei mir ab.

Aus dem internationalen Viertel kamen darum Männer und Frauen zum Weekend herüber, um sich auf chinesisch zu amüsieren. Der Sonnabend war auch der Tag der Japaner. Da sitzt einmal ein Kaufmann aus Tokio und erzählt einem Gesandtschaftsattaché im Suff: es werde dann und dann losgehen. Es blieben genau vierundzwanzig Stunden!

Fu San, der Leiter des Mi-Tong, der Nationalbünde, hatte mir als Attraktion die Tänzerin Yo Nu ins Haus gebracht. Sie sah meinen Wink und kam demütig hinter die Theke. ‚Yo Nu', sagte ich, ‚mach dich an den Japs da 'ran! Ich habe undeutlich etwas gehört, was nicht für meine Ohren bestimmt war. Wenn du deine Familie retten willst . . .' Sie verschwand in der Garderobe und kam gleich darauf in ihrem Goldkleid wieder, das gerade so viel bedeckt, wie die hier nicht zimperlichen weißen Damen forderten. Der Neger schlug auf das Banjo ein, Hai Migg zupfte seine Chinabratsche, und Sam, der halbblöde Musiker aus Frisko, quetschte das Akkordion. Yo Nu tanzte die wildesten, niederträchtigsten Sachen, bei denen kein Mann ruhig bleiben konnte. Dem Japaner quollen fast die Augen hervor, er zog mitten aus einem Tanz heraus Yo Nu auf sein Knie und gab ihr Sekt.

Deubel, denke ich, wer guckt dir denn beim Mixen immer auf die Hände? Steht doch in der Tür zum Küchenraum Fu San und glotzt wie ein Irrer ins Lokal. Er hat die Tänzerin bei dem Japaner gesehen und beobachtet, wie ich ihr zunicke. Mit kurzer Wendung ist er verschwunden. Mensch, überlege ich, die Chinamänner werden glauben, ich liebäugele mit den Japanern! Und dabei will ich doch nur die Kiste retten! Fortlaufen kann ich nicht, also muß ich hoffen, später Klarheit schaffen zu können! Wen der Mi-Tong einmal verdächtigt, der wacht irgendwo mit einem Messer zwischen den Rippen auf!

Es wird langsam Morgen. Die Menschen trinken, tanzen, rauchen immer noch. Ich bringe dem Japaner Sake, und mir stehen die Haare zu Berge: jetzt hat er Yo Nu betrunken gemacht, und s i e erzählt ihm von mir! Was er denn eigentlich mit den armen Chinesen machen wolle — ob er Kriegsschiffe bestellen und alle mausetot schießen würde? Schließlich zahlt er und nimmt die Chinesin bei der Hand. Fort sind sie.

Nette Klemme: die Chinesen nehmen an, ich verkaufe ihre Frauen an Japaner. Die Japaner müssen denken, ich spioniere für die Chinesen. Als ich den Laden leer habe, laufe ich gleich zu Fu Sans Haus. Ich höre Lärm. Es ist so weit: Feuer, Rauch! Menschen schreien. Man hat die japanischen Händler im Hemd auf die Straßen geholt, zerschlägt ihre Läden, mißhandelt die Leute! Ich renne, was das Zeug hält, springe auf eine Rikscha, schreie: ‚Leute! Nicht das! Man wird euch Truppen auf den Hals schicken! Ihr wißt, was das heißt!' Meine Worte wirken — da schwingt sich Fu San auf den Rücken eines Kulis: ‚Der da', brüllt er, ‚hat den Japanern Yo Nu verkauft! Er will ihr Eigentum retten und lügt, lügt, lügt . . !' Schon dringt man auf mich ein, es gelingt mir eben noch, mich um einige Häuser herumzudrücken — da

(Schluß auf Seite 209)

Raubritter / Von Georg Britting

Zwischen Kraut und grünen Stangen
Jungen Schilfes steht der Hecht,
Mit Unholdsaugen im Kopf, dem langen,
Der Herr der Fische und Wasserschlangen,
Mit Kiefern, gewaltig wie Eisenzangen,
Gestachelt die Flossen, Raubtiergeschlecht.

Unbeweglich, uralt, aus Metall,
Grünspanig von tausend Jahren.
Ein Steinwurf! Wasserspritzen und Schwall:
Er ist blitzend davongefahren.

Butterblume, Sumpfdotterblume, feurig, gelblich rot,
Schaukelt auf den Wasserringen wie ein Seeräuberboot.

Marianne und ihr Haß

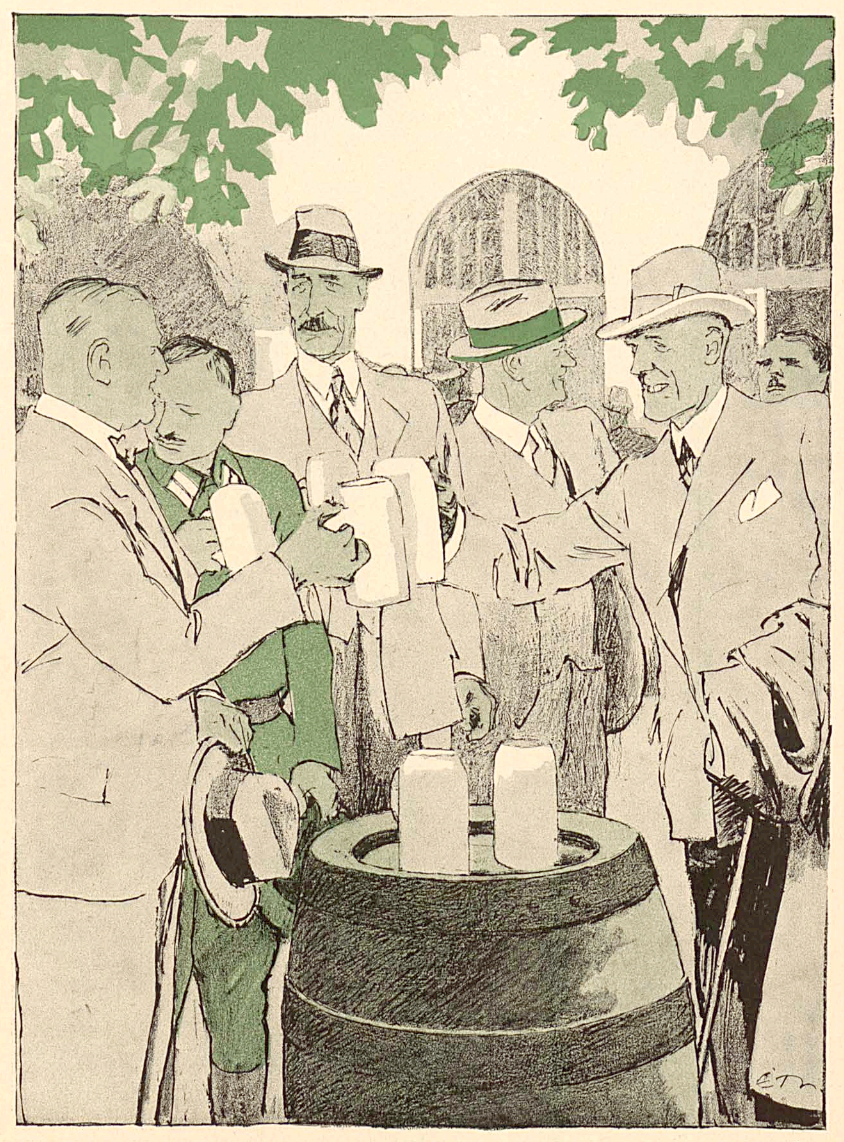
(E. Schilling)



„Sonderbar — trotz aller Betriebsamkeit gegen Deutschland bin ich nicht so erfolgreich, um glücklich zu sein. Mon Dieu, sollte mein langjähriger Berater doch nicht der richtige sein?"

Englische Frontkämpfer in München

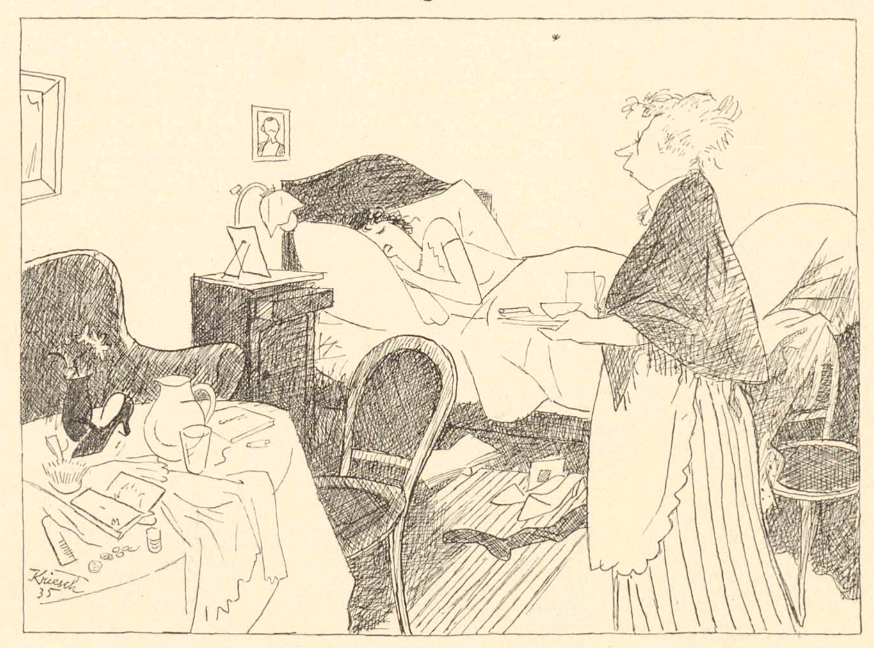
(E. Thöny)



Man soll ein lebendiges Volk nicht anders studieren als etwa seine Literatur: was sind alle Übersetzungen gegen den frischen Trunk an der Quelle?

Prognose

(R. Kriesch)



„Sie sagt, sie is bei'n Film — wenn se nur halb so viel Talent hat, wie se unor'nlich is, drückt se die Paula Wessely jlatt an die Wand . . ."

Fische aus dem Whang-poo

(Schluß von Seite 206)

fallen schon die ersten Schüsse. Die japanische Polizei aus dem internationalen Viertel ist alarmiert worden, und man bewirft sie mit Steinen. Das gibt ein Blutbad, denke ich, und rase wieder zu meinem Hause zurück. Eben verteilt sich ein Trupp japanischer Hilfspolizisten unter Führung des Kaufmanns, der bei mir gesoffen hat. Ich kann also nicht in mein Geschäft; mir blüht eine ganz gemütliche Lynchlektion, weil ich nicht über die Pläne der Japaner geschwiegen habe. Etwas mehr, als ein starker Mann abkann! Darum bin ich hier bei euch gelandet, Jungs, und habe meinen Plan, in Shanghai ein alter Mann zu werden, aufgeben müssen . . ."

Im kristallenen Schein des neuen Morgens legt eine Dschunke backbords neben den Dampfer. Der Führer bringt eine lang entbehrte Speise: frische Fische.

Barje, der Koch, trieft vor Vergnügen: so was gibt es selten — das Fischen hat jetzt seine Gefahren im Angesichte der japanischen Kanonenboote. Der Duft der gebratenen Fische zieht allen in die Nasen, und die letzten Stückgüter kommen mit einem Tempo über, daß es eine Art hat.

Am Abend ist der Schiffsarzt ratlos — die ganze Mannschaft liegt in den Kojen, blaugrün, manche halb steif. Käpt'n Hundertmark rennt fauchend übers Deck. Seine Maschinisten, seine Matrosen, der Steuermann, der Zahlmeister, je nachdem, wieviel Fische der einzelne Mann gegessen hat, ihnen allen ist jämmerlich zumute. Gegen zehn Uhr bricht bei Drey ein seltsames unerklärliches Fieber aus. Dr. Koppel ist nicht in der Lage, die Krankheit zu identifizieren. Fischvergiftung! Da stimmt was nicht; die Symptome sind anders, und die verfluchten Fischer sind natürlich niemals zu finden!

Am Kai der internationalen Niederlassung liegt das japanische Gesundheitsboot, das die Hafenkontrolle für vierundzwanzig Stunden hat. Koppel läßt sich übersetzen, froh, daß wenigstens er und der Kapitän keine begeisterten Fischesser sind und an Land im Hotel ungefährlich eine Abschiedsmahlzeit zu sich genommen haben. — Gewiß, der japanische Kollege will sehen... Acht Minuten später stehen sie auf dem Dampfer. Der kleine Herr aus Tokio guckt sich die Leute an. Er läßt seine Barkasse nochmals zurückfahren, bekommt hernach ein Päckchen und macht jedem Mann eine Spritze. „Man muß", nickt er Koppel zu, „Pflanzengift mit Pflanzengift bekämpfen. Die Fische haben Impfungen mit Yarrha gehabt. Das tötet innerhalb von drei Tagen, langsam, aber sicher. Chinesen bringen damit ganz still ihre Feinde um." Nur Drey, meint er, müsse unbedingt ins Spital — und dann wird der Kranke fortgeschafft — es beginnt die Nacht.

Tackt da nicht eine Barkasse? Hallo! Ein Scheinwerfer. Das Gesundheitsboot; hoch klimmt ein japanischer Polizeihauptmann. „Herr Kapitän", meldet er in bestem Englisch, „die Rikscha ist überfallen worden! Unerkannt entkommene Gelbe töteten den kranken Europäer. Den Zettel fand die amerikanische Wachmannschaft bei ihrer Runde am Anzug des Toten." Er reicht den Herren ein Stück Papier mit japanischen Schriftzeichen und übersetzt das Schriftstück: „Wer den Lauf der aufgehenden Sonne hemmen wollte und er ist ein Mensch, wird verbrannt zu Kohle und Asche. Wer sich dem japanischen Volk in den Weg stellt und seine Feinde schützt, erlebt den nächsten Sonnenaufgang nicht mehr."

So hatten Chinesen und Japaner in ihrem gegenseitigen Haß Jack Drey gerichtet — und auch die Tänzerin Yo Nu. Die in englischer Sprache erscheinende Morgenzeitung brachte die Meldung, daß man die schöne Chinesin erstochen vor dem Tor der neutralen Zone fand. An ihrem Kleid trug sie den gleichen Zettel wie Jack Drey.

Kleine Bemerkung

Der einzige Fehler der Rotationsmaschinen ist, daß sie auch rotierende Gehirne erzeugt haben.

Eine Firma bietet an:

„Traum ist in der kleinsten Hütte"

(Sonderangebot)

Sind Sie in Ihrem Leben gehindert?
Glauben Sie, daß Sie das Schicksal betrog?
Wir sind die Firma, die alles lindert!
Beachten Sie unseren Prachtkatalog.

Wir liefern die Ferienfahrt in der Tube.
Wir liefern die Sensationen der Welt.
Wir zeigen Menschen mit Kinderstube.
Wir zeigen jedem, was ihm gefällt.

Für Herrn fabrizieren wir weibliche Engel,
von denen ein Stück schon den Mann behext.
Wir führen Damen, ganz ohne Mängel,
denen das Herz aus dem Halse wächst.

Für Frauen bieten wir Prachtgestalten
an schwerreichen Männern mit Lebensart,
mit Seidenhemden und Bügelfalten,
und je nach Wunsch mit und ohne Bart.

Wir zählen zu unsern zufriedenen Kunden
Millionen von Menschen aus jedem Land.
Kommen auch Sie! Und für zweieinhalb Stunden
sind Ihre Sorgen im Kino verschwunden —
(Denn als „Kino" ist unsere Firma bekannt.)

Fritz A. Mende

Das Weib

Von Michail Soschtschenko

Der Sowjetrichter mustert die beiden Angeklagten aufmerksam: Mann und Frau, Hausschnapsbrenner.
„Also was ist das, Angeklagter", fragt der Richter, „Sie wollen sich nicht schuldig bekennen?"
„Nein", sagt der Mann, „nichts bekenn' ich. Sie allein ist schuldig. Soll sie nur heulen! Ich weiß gar nichts von der Sache . . ."
„Erlauben Sie mal", wundert sich der Richter, „wie gibt's denn das? Sie leben mit Ihrer Frau in einer Wohnung und wissen von gar nichts? Sie müssen doch wissen, was Ihre Frau treibt!"
„Gar nichts weiß ich, Bürger Richter! Sie ganz allein . . ."
„Merkwürdig", sagt der Richter. „Angeklagte, was sagen Sie?"
„Es ist die Wahrheit, Bürger Richter, die Wahrheit . . . Ich allein bin schuldig . . . Mich müssen Sie strafen . . . Er hat nichts damit zu tun."
„Bürgerin", sagt der Richter, „wenn Sie Ihren Mann reinwaschen wollen, das gelingt Ihnen doch nicht. Das Gericht bringt alles heraus. Sie verlängern damit nur die Verhandlung. Urteilen Sie selber: wie soll ich Ihnen das glauben, daß Ihr Mann mit Ihnen zusammen lebt und von nichts eine Ahnung hat? Sie leben doch zusammen, oder?"
Die Angeklagte schweigt. Die Züge des Angeklagten erhellen sich. Er schüttelt den Kopf.
„Nein, nein!" ruft er aus. „Ich leb' nicht mit ihr! Das ist es eben: nicht leb' ich! Manche meinen's zwar, aber ich leb' nicht . . . Sie allein ist schuldig . . ."
„Stimmt das?" fragt der Richter die Angeklagte.
„Stimmt schon . . . Mich allein müssen Sie strafen, er hat nichts gewußt."
„Ach so!" sagt der Richter. „Sie leben nicht zusammen? Warum denn nicht? Haben Sie im Charakter nicht harmoniert?"
„Im Charakter, Bürger Richter, und überhaupt . . . Sie ist auch älter als ich . . ."
„Wieso denn älter?" fragt die Frau. „Gleichaltrig sind wir, Bürger Richter! Nur einen Monat bin ich älter."
„Allerdings", sagt der Mann, „nur einen Monat. Das stimmt, Bürger Richter. Aber bei einer Frau ist ein Monat so viel wie ein Jahr. Und mit vierzig . . ."
„Keine vierzig bin ich! Das lügt er, Bürger Richter!"
„Wenn auch keine vierzig, aber bei 'ner Frau sind auch neununddreißig ein Alter. Das Haar wird grau gegen die Vierzig, und überhaupt . . ."
„Was überhaupt?!" fährt die Frau dazwischen. „Willst mich vor allen Leuten blamieren? Was überhaupt?!"
Der Richter schmunzelt.
„Ach nichts, Marussetschka. Ich mein' bloß . . . Ich sage: überhaupt . . . die Haut ist halt nimmer so, sie bekommt kleine Falten, gegen die Vierzig . . . Ich leb' nicht mit ihr, Bürger Richter!"
„Das ist unerhört!" schreit die Frau. „Meine Haut paßt dir nicht? Meine Falten gefallen dir nicht, du Hundeschnauze? Vor den Leuten willst mich blamieren? Alles Lüge, Bürger Richter! Er lebt mit mir, der Hundesohn, freilich! Und den Schnapsbrennapparat hat er selber gekauft! Ich reg' mich auf für ihn, den Hundesohn, und er — blamiert mich! Strafen Sie uns nur beide!"
Das Weib heult, es schneuzt sich laut ins Taschentuch.
Der Mann schaut verlegen auf sie. Er macht eine resignierte Handbewegung. „Ein Weib halt, ein Weib, ein verdammtes . . . Na, von mir aus, Bürger Richter . . . ich auch . . . bin auch schuldig . . . von mir aus . . . so ein Aas . . ."
Der Richter zieht sich mit den Beisitzern zur Beratung zurück.

(Deutsch von Rolf Grashey)

Das Beichtgeheimnis

Der Pfarrer eines Städtchens in Westfalen war bekannt für seine oft außergewöhnlichen Temperamentsausbrüche, wenn es galt, die Schäflein seiner Herde auf den schmalen Pfad der Tugend zurückzuführen.
So erzählt man unter anderem von ihm folgende Geschichte: Zur Osterzeit, als die Kirche gestopft voll war mit reuigen Sündern, verweilte ein Mann schon geraume Zeit in dem Seelenreinigungskästchen, so daß die harrende Menge bereits nahe daran war, den gottseligen Faden der Vernunft zu verlieren. Endlich, das Ego te absolvo auf der Stirn, verließ der Bußfertige den Beichtstuhl und steuerte, von fragenden Blicken verfolgt, auf seinen Betplatz zu. Da plötzlich wird der Vorhang aufgerissen, und der Herr Pfarrer steckt seinen ergrauten Kopf heraus mit den Worten: „Halten Se mal, wat ich noch sagen wollte, die Schwägerin, die muß aber aus 'n Hause raus!"

Schwabenstreich

Wenn Jahrmarkt oder „Kirbe" ist, kommt der Pfifli-Anton aus dem Unterland. Wenn er auspackt, schaut der Baptist zu, denn es kommt vor, daß ein Tonpfeifle leicht beschädigt ist, das bekommt er dann.
„Heut' isch alles ganz, tut mir leid", sagt der Anton.
„Dem könnt' mer scho abhelfe, mer müßte nur e paar e weng zammeschlage", meint der Baptist.
Aber darauf will sich der Anton nicht einlassen. Der Jahrmarktskollege nebenan weiß Rat. Er schlägt dem Baptist vor, ihm beim Auspacken zu helfen. Dafür bekomme er so viel, daß er sich drei Tonpfeifle kaufen könne und noch zwei Bier.
„'s müßt mi drucke", murmelt der Baptist und geht geradewegs aufs Rathaus zu.
„Herr Burgermeischder", sagt er feierlich, als er vor ihm am Tisch steht und die Mütze in der Hand rum drückt, „Herr Burgermeischder, i han was gfunde, un was mer gfunde hot, muß mer doch zruckgebe."
„Jo freilich, Baptischt. Ein rechter Mensch, wo was g'funde hat, der gibt's zruck, un du weisch jo: ‚unrecht Gut gedeihet nicht'."
„Jo, unrecht Gut gedeihet nicht, Herr Burgermeischder, drum will i's jo auch zruckbringe."
„Jo, was hän Ihr denn g'funde?"
„Arbeit han i g'funde, Herr Burgermeischder."
Und ehe sich der Bürgermeister vom Schreck erholt hatte, war der Baptist zur Tür draußen.

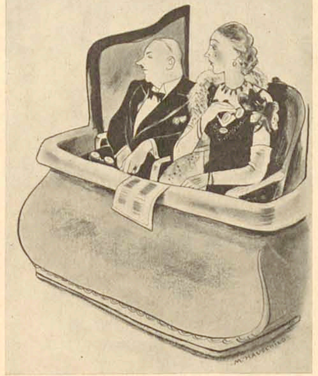
Er stieg den Berg hinauf in den Wald, die Hände in den Hosentaschen, und pfiff: „Es war einmal ein treuer Husar."

Belehrung

Ein Schelm kam zum Kadi und fragte: „Ist es erlaubt, daß ich Datteln esse?"
„Natürlich", entgegnete der Kadi.
„Darf ich etwas Hefe dazu verzehren?"
„Gewiß", sprach der Kadi.
„Und darf ich Wasser dazu trinken?"
„Selbstverständlich."
„Aus Datteln, Hefe und Wasser", sagte darauf der Schelm, „wird aber Dattelwein gemacht, und den hat der Prophet verboten . . ."
Der Kadi lächelte und sprach: „Ich will dir mit einem Gleichnis antworten. Wenn ich etwas Erde auf dein Haupt tue, schmerzt dich das?"
„Keineswegs", sagte der Schelm.
„Wenn ich etwas Wasser zu der Erde hinzufüge, schmerzt dich das?"
„Nicht im mindesten", meinte der Schelm.
„Wenn ich aber aus der nassen Erde einen Ziegel brenne und schlage ihn dir gegen den Kopf, spürst du das?"
„Ja, das spüre ich", entgegnete der Schelm und drückte sich.

Theater

(M. Hauschild)



„So, nu lernt sie schießen! — Paß auf, die erschießt ihn noch . . ." — „Ja — dabei hätte 'n Kochkurs genügt, die Tragödie abzubiegen."

Lieber Simplicissimus!

Mein Freund Innsiegler hat ein kleines Unternehmen in Wien.
Vor einiger Zeit, der berühmte Silberstreif am Wirtschaftshorizont machte ihn optimistisch, dachte er daran, einen Arbeiter anzustellen. Aushilfsweise natürlich.
Für einen Tag in der Woche, vielleicht auch nur für einen halben — diesbezüglich mußte sich der Silberstreif erst bewähren.
Innsiegler überlegte. Der Mann, sagte er sich, bezieht die Arbeitslosenunterstützung. Wenn ich ihn beschäftige, kann er angezeigt werden, verliert die Arbeitslosenunterstützung, und ich werde eventuell auch noch bestraft. Ich werde mich erkundigen.
Innsiegler suchte die zuständige Behörde auf, trug den Fall vor und bat um Auskunft.
Der Beamte dachte nach — überlegte — dachte wieder nach, ließ sich die Geschichte nochmals erklären, und die Herren kamen ins Plauschen.
„Also — wie ist das nun mit dem Mann — darf ich ihn beschäftigen, oder darf ich ihn nicht beschäftigen?" meint Innsiegler endlich.
Da kratzt sich der Beamte mit dem Federstiel hinterm Ohr, blättert einen Stoß Verordnungen durch und sagt wohlwollend belehrend: „Gar a so einfach is das net . . . Bei de vielen Verordnungen, de was ma hab'n, muaß so was genau überlegt sein . . . Aber wann i Ihna scho an Rat geben soll, dann stell'n S' eahm nur ruhig an . . . Wann S' ka Strafmandat kriag'n, nachher geht's in Ordnung, wann S' ans kriagen, nachher wissen S', daß net erlaubt is!"

Am Neckar

(Wilhelm Schulz)



Der Geburtsort Rieneck

Bauern, Förster und Gendarmen,
Pfarrer, Lehrer, Wirte.
Traurig machten mich die Armen,
Selig der Schlapphuthirte.

Er roch nach herbem Wacholder,
Nach Arnika und Schafen.
Die Tierschar kam mit Gepolter
In den Dorfabend zum Schlafen.

Der Pfarrer erzählte vom Engel,
Der schneeweiß am Fenster stünde
Mit einem Lilienstengel
Und traurig sei wegen der Sünde.

Viele Vögel flogen vom Hügel,
Viele Handwerksburschen kamen,
Pferde schnaubten am ledernen Zügel,
Im Winde trieb Löwenzahnsamen.

Die Brunnen im Hofe liefen
Blau aus den hölzernen Röhren,
Traumstimmen zur Mitternacht riefen.
Noch heute kann ich sie hören.

Anton Schnack

Herr Olsen und die Weltwirtschaft / Von Heinz Rein

Herr Olsen ist ein geruhsamer Bürger Dänemarks. Er erfüllt seine staatsbürgerlichen Pflichten und erwartet vom Staate, daß dieser seinen Verpflichtungen ihm gegenüber nachkomme. Im übrigen hat er keinerlei Beziehungen zum Staate und läßt die Dinge gehen, wie sie eben gehen. Er sympathisiert weder mit den Konservativen noch mit den Liberalen oder den Sozialisten.

Herr Olsen sympathisiert ausschließlich mit sich selbst. Er ist zu der Überzeugung gekommen, daß er doch nichts ändern kann und im Grunde auch nichts geändert haben will. Sowohl eine Verschlechterung seiner Lage als auch ein kräftiger Aufschwung in seinen Verhältnissen würde nur Verwirrung in sein Leben bringen, ihn vor neue Aufgaben stellen und irgendwelche Entschlüsse erfordern, und Herr Olsen liebt nichts so sehr wie ein geruhsames Leben und das Gleichmaß der Dinge und haßt nichts so grimmig wie Unruhe und das Fassen von Entschlüssen. Er hat nur einmal in seinem Leben einen wichtigen Entschluß zu fassen brauchen, als er die ehrbare Jungfrau Lovise Sörensen fragte, ob sie sein Weib werden wolle. In allen anderen Dingen des Lebens hat ihm ein gütiges Geschick alle Entschlüsse abgenommen.

Herr Olsen hat von seinem Vater eine Dampfwäscherei am Gammelmarkt übernommen und sie in unveränderter Weise weitergeführt. Alles andere ergibt sich mehr oder minder von selbst, und wo schließlich doch Entschlüsse von einiger Tragweite notwendig sind, da werden sie von Frau Olsen mit sicherem Instinkt und ohne Widerspruch seitens des Herrn Olsen gefaßt. Dabei ist Frau Olsen beileibe keine Xantippe und Herr Olsen alles andere als ein Sokrates, der sich den Launen seiner tyrannischen Frau beugt. Sein Joch, wenn es überhaupt eins ist, ist ein durchaus freiwilliges und gewolltes, denn es enthebt ihn aller Verantwortung und jeder Initiative. Er ist zufrieden, wenn er seiner Arbeit behäbig und ohne alle Aufregung nachgehen und dabei sein Pfeifchen rauchen kann, wenn er mit seiner Familie an schönen Sonntagen per Rad nach Klampenborg fahren, gelegentlich an einem Dampferausfluge nach Helsingör teilnehmen und im Sommer auf drei Wochen nach Fünen verreisen kann.

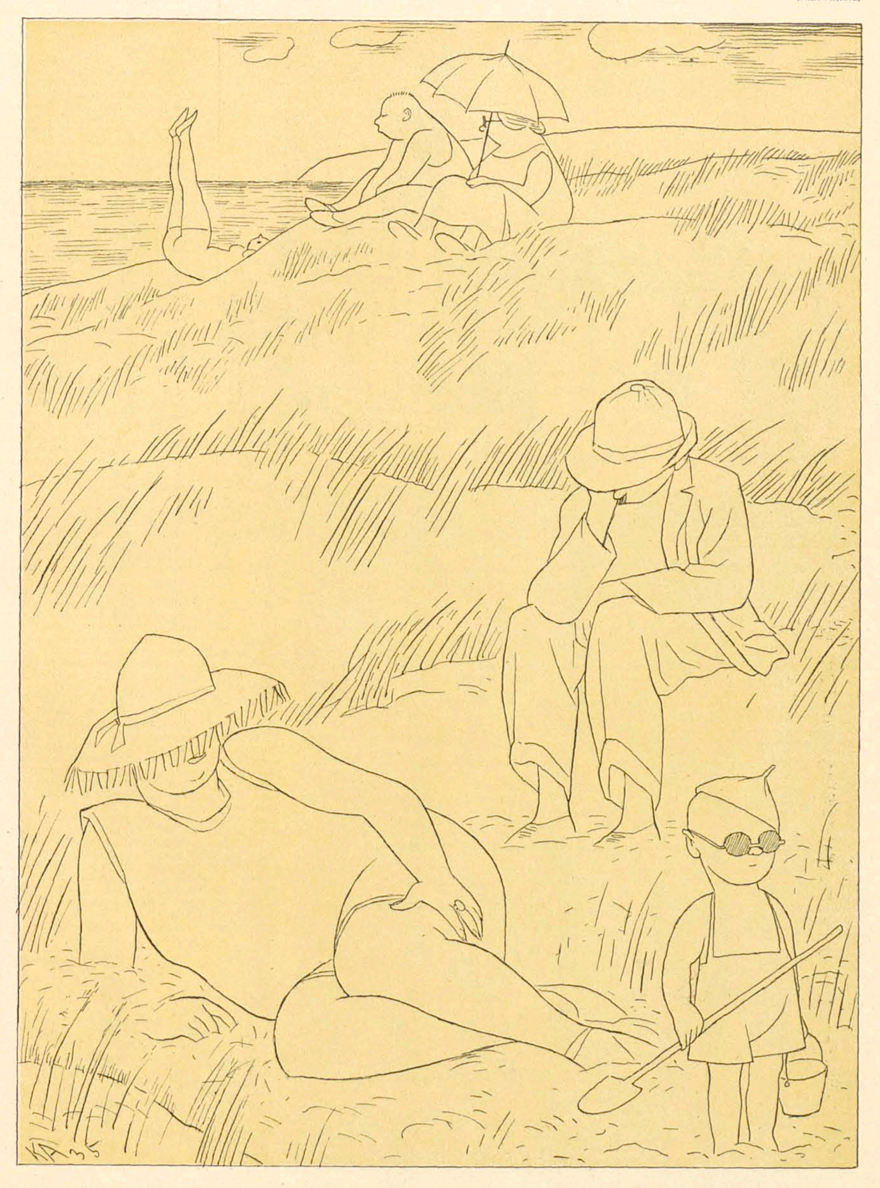
Herr Olsen ist das, was man gemeinhin als zufriedenen Bürger bezeichnet. Sein Blick reicht nicht über den Gammelmarkt hinaus, und als er einmal auf einer Bastion in Helsingör stand und über den Sund nach Schweden hinüberblickte, da hatte er das Gefühl, an der Grenze der Welt zu stehen. Vielleicht wäre damals etwas vom Geiste des Dänenprinzen Hamlet über ihn gekommen, wenn er schon einmal etwas von ihm gehört hätte.

Daß es außerhalb Dänemark noch bewohnte Gegenden gibt, ist ihm nicht unbekannt, aber die Welt jenseits des Sundes und des Kleinen Belts ist ihm genau so fern wie die Welt der Sterne am Firmament. Wenn Herr Olsen die „Berlinske Tidende" zur Hand nimmt, überschlägt er den politischen Teil glatt und wendet sich den Lokalnachrichten zu. Ein Zusammenstoß

(Fortsetzung auf Seite 214)

Zukunft in den Dünen

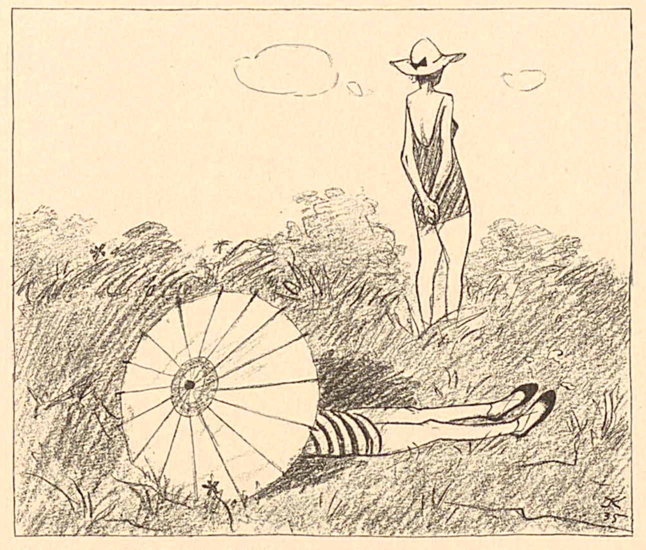
(Karl Arnold)



„Schriftsteller soll er 'mal werden? Aber, gnädige Frau, das ist in den seltensten Fällen ein rentabler Beruf." — „Mag sein — er muß eben zusehen, daß er den Nobelpreis bekommt!"

Gehemmte Leidenschaft

(R. Kriesch)



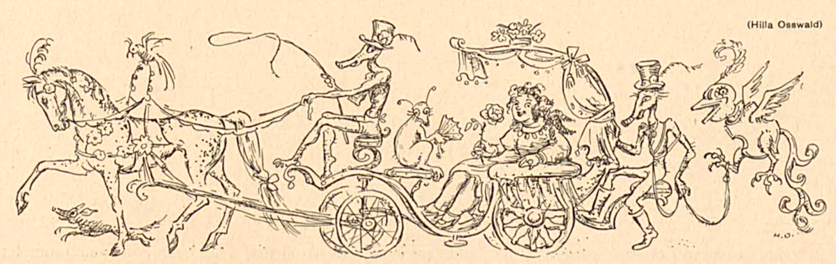
„Ach, Herbert, schlaf' doch nicht immer, man ist nur einmal jung!" — „Ja, aber was tun, nachdem wir den Photoapparat vergessen haben?"

Herr Olsen und die Weltwirtschaft

(Fortsetzung von Seite 212)

auf dem Western-Boulevard ist wichtiger als die Krise des Kabinetts, und die Beschreibung einer Verbrecherjagd vom Langebro bis zum Raadhusplaadsen ist entschieden interessanter als die Meldungen über den bevorstehenden Krieg zwischen Italien und Abessinien. Der Handelsteil ist überhaupt das überflüssigste, das sich denken läßt. Statistiken über Arbeitslosenziffern, Import und Export, Währungsabwertungen und Produktionsindexe sind nicht annähernd so wichtig wie die Zahlen aus Herrn Olsens Kassabuch, und die Weltwirtschaftskonferenz ist eine Lappalie angesichts der Tatsache, daß die Witwe Petersen in Zukunft nur vierzig Öre für Pfundwäsche bezahlen will.
Die Beziehungen Herrn Olsens zu Politik und Wirtschaft sind mithin mehr als lose. Sie wurden von ihm sogar stets geleugnet, bis er eines Tages einen gefährlichen Zusammenstoß mit der Weltwirtschaft hatte.
Zwei der großen Kupferkessel in seiner Wäscherei müssen in absehbarer Zeit ersetzt werden. Herr Olsen geht also zur nächsten Kesselschmiede und erkundigt sich nach dem Preise.
„Fünfzehnhundert Kronen werden die beiden Kessel kosten", antwortet der Schmiedemeister.
„Das ist recht teuer", wendet Herr Olsen ein.
„Im Gegenteil, Herr Olsen, bedenken Sie, daß die Kupferpreise wieder im Steigen begriffen sind."
„Ach, das sind nur dumme Redensarten. Kennen wir!"
Herr Olsen geht zur Konkurrenz, aber die ist auch nicht billiger. So läßt er die Sache einige Wochen auf sich beruhen.
Dann wandert er wieder zur Kesselschmiede. „Ich möchte jetzt die beiden Kessel bestellen, über die wir vor einigen Wochen sprachen."
„Gern, aber jetzt kosten sie siebzehnhundert Kronen."
„Aber das ist doch nicht gut möglich", wendet Herr Olsen verdutzt ein, „vor vier Wochen sagten Sie mir . . ."
„Ich weiß, Herr Olsen, aber der Kupferpreis ist seither weiter erheblich gestiegen."
„Was ist gestiegen?" fragt Herr Olsen ungläubig.
„Der Kupferpreis. Lesen Sie denn keine Zeitung?"
Freilich liest Herr Olsen eine Zeitung, aber unter den Lokalnachrichten und in der Romanfortsetzung hat noch niemals etwas über Kupferpreise gestanden.
„Ich muß es mir noch überlegen", sagt Herr Olsen und geht nachdenklich nach Hause. Am Abend schlägt er die „Berlinske Tidende" auf und blickt zum ersten Male in den Handelsteil. „Einfuhrzollerhöhung auf Kupfer in Aussicht" steht da breit und fett in Cicero. „Restriktionsmaßnahmen des internationalen Kupferkartells" schreit ihn eine Schlagzeile an.
Um Gottes willen, was geht da nur vor? denkt Herr Olsen. Wovon hängt das denn alles ab? Wer erhöht den Zoll? Wer bestimmt die Kupferpreise?
Mit heiligem Eifer stürzt er sich auf alle Zeitungen, deren er habhaft werden kann, studiert die Beschlüsse des internationalen Kupferkartells, wird mit Ausdrücken wie Restriktion, Produktionsindex, Quotenverteilung und Preisabkommen vertraut und begreift schließlich, daß auch er, Herr Ivar Olsen in Kopenhagen, in ein System einbezogen ist, das Weltwirtschaft heißt. Sein Leben hängt plötzlich mit wirtschaftlichen und politischen Ereignissen zusammen.
Herr Olsen ist empört, daß die Regierung gute diplomatische Beziehungen zu den USA. unterhält, die die Kupferproduktion künstlich hemmen, um die Preise nicht absinken zu lassen. Und weshalb ist das Verhältnis zu Sowjetrußland so gespannt, obwohl es doch Kupfer auf dem Weltmarkt so billig anbietet? Überhaupt die Regierung! Sie will den Einfuhrzoll für Kupfer erhöhen, damit die Kupferkessel für Herrn Olsens Wäscherei noch teurer werden sollen. Wer ist überhaupt die Regierung? Herr Olsen wird bei der nächsten Wahl bestimmt zur Wahlurne schreiten und seine Stimme abgeben, gegen die Regierung natürlich, und er wird zum König gehen und ihm die Augen über die Regierung öffnen.
Herr Olsen redet sich immer mehr in Wut. Er betrachtet die Maßnahmen des internationalen Kupferkartells und der Regierung als ein Kesseltreiben gegen sich persönlich. Er vernachlässigt die Lokalnachrichten in seiner Zeitung, und im Feuilleton bleibt die Fortsetzung des Romans „Das Glück im Heidehofe" ungelesen. Es gibt wichtigere Dinge.
Herr Olsen ist in den nächsten Tagen

(Hilla Osswald)



Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • DA. 12979 I. Vj. • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

politisch und wirtschaftlich sehr interessiert und erweckt beinahe den Eindruck eines Mannes, der um hoher Ideale willen revolutionär gesinnt ist. Aber es geht ihm nicht nur um die Beziehungen zwischen Dänemark und den USA. und Sowjetrußland, um Restriktionen und Einfuhrzölle, sondern um etwas viel Wichtigeres, um die Abwehr des konzentrischen Angriffs der Weltwirtschaft gegen seine beiden Kupferkessel.
Ein Leben voll Unruhe und Unbehaglichkeit steht Herrn Olsen bevor, und er beschließt, es wie ein Märtyrer auf sich zu nehmen. Aber der Kelch geht an ihm vorüber, ohne daß er ihn zu leeren braucht.
Der Schmiedemeister kommt abends auf einen Sprung zu Herrn Olsen herum.
„Ich kann Ihnen die Kupferkessel noch für fünfzehnhundert Kronen liefern, wenn Sie sie sofort bestellen. Ich kann einen Posten Kupfer unter der Hand billig einkaufen. Wenn erst die Zollerhöhung durch ist ..."
Herr Olsen bestellt die Kessel, und plötzlich hat die Welt wieder ihr früheres Aussehen! Sollen die Kupferleute machen, was sie wollen! Sie werden schon sehen, was sie davon haben. Und soll die Regierung ruhig weiter regieren! Sie wird es schon richtig machen. Ihn geht das alles nichts an. Der Wahl wird er sicher fern bleiben, und den König wird er selbstverständlich mit seinen lächerlichen Sorgen nicht behelligen.
Dann schlägt Herr Olsen die Zeitung auf. Der Völkerbund tagt? Ist nicht so wichtig! Bedeutend wichtiger ist, daß die Linie 6 in Zukunft über den St.-Annen-Platz fährt. Was? Gewitterwolken am Balkan? Na, wenn schon, die Hauptsache ist, daß es am Sonntag bei der Radtour nach dem Frederiksborger Schloß nicht regnet. Herr Olsen blättert um und vertieft sich mit Inbrunst in die Romanfortsetzung. Ob der junge Jäger wohl die blonde Karen vom Heidehofe heiraten wird?
Die Olsens sind übrigens eine weit verbreitete Rasse. Sie heißen anderswo Müller, Smith oder Petit.

Hafenlogis

Sie: Der Qualm ist blau.
Blau ist: Verirrt —
was grunzt die Frau?
Was schielt der Wirt?

Er: Die Luft ist dick.
Nick hier nicht ein!
Sahst du den Blick?
Versteck dein Bein!

Sie: Was wispern sie?
Die Uhr ist tot.
Hier war ich nie.
Hast du noch Brot?

Er: In Kalahu
da war was los.
Die ganze Kru . . .
Was sagst du bloß!

Sie: Das Glas ist schief.
Der Schnaps ist blaß.
Im Keller tief
da schleift wer was.

Er: Der Kümmel schmeckt
wie kalter Schweiß.

Sie: Im Keller steckt,
was keiner weiß.

Er: Was zitterst du?
Was ängstigt dich?
Die Tür ist zu.
Vertrau auf mich!

In Tarimar,
da ist es Brauch . . .
Klar, wirklich wahr!
Zum Satan auch!

Sie: Die Treppe geht
so still, so steil.
Ganz unten steht
mit einem Beil —

Er: Nein, alles leer.
Schenk ein, mein Kind!

Sie: Dies Hin und Her?

Er: Horch, nur der Wind.

Sie: Die Kammer ist
mir so bekannt.
Herr Jesus Christ
hängt an der Wand

Er: Und wie zum Spaß
daneben klebt
ein Seilschiff, das
zur Hölle schwebt.

Sie: Im Fenster . . .

Er: gähnt die Nacht. Gut Nacht!

Sie: Die Lampe tränt.
Die Treppe lacht.

Er: Was graust dir? Schnack!

Sie: Sie lacht so knapp,
als hack sie, zack,
das Morgen ab.

Er: Das Morgen? Ja.
Pust aus das Licht!
Noch bin ich da.
Mehr brauchst du nicht.

Hans Leip

Lieber Simplicissimus!

Frau Meller schimpfte: „Minna, wieder haben Sie da eine fremde Frau in der Küche unten! Ich will das nicht haben! Wer ist denn das nun schon wieder?" „Das", schluckte Minna, „ist 'ne Kartenlegerin!"

„So", sagte Frau Meller, „na, da lassen Sie die Frau mal raufkommen!"

Eva

Ein Ehepaar streitet sich (was vorkommen soll): „Ja, Himmeldonnerwetter", brüllt er, „mußt du denn immer das letzte Wort haben?"

Sie: „Ich kann's doch nicht wissen, wann du nichts mehr sagen willst."

Sportmann

Der Vater ist Chefarzt einer Geburtenklinik, und natürlich schnappt der Junge zu Hause allerhand auf. Neulich fragt er sehr ernsthaft: „Sag' mal, Vater, wie ist das eigentlich? Wieviel Kinder kann denn so eine Frau auf einmal kriegen, und wer hält da augenblicklich den Weltrekord?"

Helden

(Jos. Sauer)



„Also, über unsere Herrenpartie selbst brauchen wir gar nicht weiter zu beschließen. Der wichtigste Punkt wäre: unsere Ausreden zu Hause!"

Zwischenfall in Heidelberg

(Wilhelm Schulz)



„O alte Burschenherrlichkeit —

— wohin bist du entschwunden . . .“

München, 4. August 1935
40. Jahrgang Nr. 19

Preis 60 Pfennig

FERIEN!

SIMPLICISSIMUS

Am Gipfel

(E. Thöny)



„Gelt, Sepp, herrlich, wie der Blick alles umfaßt!“ — „No, schaug'n S' nur net z'weit eini nach Öst'reich, kunnt leicht a Ei'mischung geb'n!“

Rucksack und Ruppsack

Jetzt ist sie da, die schöne Zeit,
wo's unermüdlich Karten schneit:
„Bin hier und brenne vor Verlangen,
Dich wieder einmal zu umfangen!"

Nun ja — mein eigner Hitzegrad
ist meistens nicht so desperat
im Hinblick auf's Sichwiederfinden.
Ich kann mich da schon überwinden.

Warum? ... Entwickle du mal Scharm,
stiehlt man dir Zeit, frißt man dich arm!
Vom Sehenswürdigkeiten-Zeigen
und andren Scherzen ganz zu schweigen!

Du meinst, das sei doch Freundespflicht?
So altruistisch bin ich nicht.
Die Frage lautet: Wie entrinnen?
und zwingt zum Hin- und Herbesinnen.

So wirkt des andern Reiseplan
belebend auf mein Denkorgan.
Und wenn er dann vergeblich läutet,
fühl' ich mich gleichsam frisch gehäutet.

Ratatöskr

Traum ins Blaue / Eine unmögliche Geschichte von Heinz Weis

Ich weiß nicht — ich bin doch sonst nicht so —, wie ich dazu kam, einen Zug zu besteigen, ohne im Besitz einer Fahrkarte zu sein. Aber da er sich bereits in Bewegung gesetzt hatte, und es sich um eine Fahrt ins Blaue handelte, hoffte ich unentdeckt zu bleiben. Das Reisen ist nun einmal die Quintessenz meines Lebens, das Reisen und das — Träumen.
Vor unseren Fenstern zog ein See vorbei. War das nicht der Bodensee? Der Zürcher See? Die Namen der Stationen, an denen wir vorüberbrausten, waren überklebt. Der Vierwaldstätter See? Die Nebel hingen tief.
„Es ist der Baikalsee", sagte einer mit Grabesstimme im angrenzenden Abteil. Schon lag er hinter uns, und das Gebirge trat heran. Ein Gletscher schien ins Fenster. „Das kann nur die Windgälle sein", entfuhr es mir, „und wir fahren das Reußtal hinauf, dem Sankt Gotthard zu."
Das tosende Wasser der Reuß strudelte milchig grün vorbei, und das Heu der Wiesen und der Almen duftete betäubend. Inmitten des engen Tales, auf einem kegeligen Hügel liegend, tauchte Wassen auf, das berühmte Dörfchen, um das sich die Züge in drei riesigen Kurven in die Höhe ranken.
Doch ehe unser Gotthard-Expreß in diese steilen Kurven eintrat, sah ich am Eingang des Dörfchens meine Freundin Grete stehen. Sie reichte mir die Hand, ich griff zu und sprang vom Zuge ab, leichten Herzens und froh, ohne Fahrkarte glücklich so weit gekommen zu sein. An Gretes Seite stieg ich nun, an der Maienschlucht vorbei, die Wiesen hinauf, die steil und noch ungeschoren am Berghang lagen. Der Sommer saß auf den Halmen der Gräser, liebäugelte, lächelte und kicherte mit uns und schaukelte vielfältig hin und her.
Und da Grete so reif wie die Wiese und so sorglos wie der Sommer war, legte ich meinen Arm um ihre Hüfte. Bei dieser Berührung blieb Grete stehen, funkelte mich mit ihren weißen Zähnen und mit ihren schwarzen Augen an, nahm meinen Kopf in ihren linken Arm, so daß mein Ohr ihr Herz aus nächster Nähe klopfen hörte, faßte ihre beiden langen, schweren Zöpfe mit der Rechten und schlug sie mir ins Gesicht, daß mir das Feuer vor den Augen sprang. Dann küßte sie mich stürmisch und minutenlang.
„Grete", sagte ich, als ich endlich wieder zu Worte kam, „Grete, wir versäumen den Zug."
Da sah sie mich mit einem Blicke voll tiefster Verachtung an und erwiderte nur ein einziges Wort: „Hornochse!" — Und während Grete enttäuscht zurückblieb, trieben mich Zorn und Scham den steilen Hang hinauf.
Atemlos und schweißbedeckt erreichte ich endlich die Paßhöhe. Ein Schild sperrte mir den Weg: „Betreten verboten und nur auf eigene Gefahr!" In geringer Entfernung von der ersten Tafel befand sich eine zweite mit der Warnung: „Achtung! Achtung! Lebensgefahr! Tal der Menschenfresser, zwölf Kilometer . . ." Und um der Warnung Kraft und Ansehen zu geben, hingen an den umstehenden Bäumen die Skelette mehrerer Gefressener.
Ich war mir der Gefahr bewußt, in der ich schwebte, wenn ich weiterging. Mein Gott, dachte ich ratlos, da durchzuckte mich ein Gedankenblitz: Lebe gefährlich! Und da ich gewohnt bin, meiner inneren Stimme zu folgen, beschritt ich mannhaft den Pfad der Gefahr.
Bald umfing mich dichter Wald. Ein schmaler Wiesenstreifen zog sich, allmählich absinkend, und sich vielmals windend durch den Wald. Ein Bach rann inmitten der Wiese zu Tal. Tiefer Friede herrschte ringsumher. Rehe und Hirsche zogen zur Äsung auf die Wiese. Von Menschenfressern sah ich keine Spur.
Nach einer guten Weile gelangte ich an ein großes Schloß. Auf einer Tafel stand in riesigen Buchstaben zu lesen: „Hier wohnt der Graf!"
Mein Weg war nunmehr mit Marmorplatten belegt und führte dicht am Schlosse des Grafen vorbei. Meine Schritte hallten durch die Stille des Sommertags. Plötzlich schlugen die Hunde des Grafen an. Sie waren in der ganzen Gegend als wahrhaft furchtbar bekannt und gemieden. Jetzt tobten sie jenseits der Mauer dahin, indem sie meinen Schritten folgten. Die Mauer indessen ward zusehends niedriger, bald würden die Hunde überspringen können und sich dann auf mich stürzen. Aber, — je weiter ich meinem Verderben entgegenging, desto mehr besänftigten sich die Hunde. Schließlich begleiteten sie mich lammfromm und gutgelaunt, so daß ich es wagte, vorsichtig meine linke Hand über die Mauer zu strecken. Und siehe, ein Hund nach dem andern hielt sie freundlich mit der Pfote fest, sagte „Sehr erfreut! Sehr erfreut!" — und küßte mir die Hand.
Von der Zutraulichkeit der Hunde ermuntert, trat ich näher und gelangte schließlich an eine Stelle, die es mir ermöglichte, hinter das Schloß zu sehen. Dort saß der Graf in seinem Park und — malte.
Er trug einen Velourhut mit kreisrunder Delle, hielt sich äußerst vornehm und malte mit Pinseln von der Länge einer Bohnenstange. Das Bild, an dem er arbeitete, war der Pinsellänge entsprechend so gewaltig groß, daß ich aus der Ferne jeden Pinselstrich unterscheiden konnte.
Vier oder fünf Diener umringten den Grafen mit Handreichungen. Einer von ihnen hielt auf einem silbernen Tablett eine Samtschatulle mit einer blinkenden Reihe von Monokeln. Der Graf trug zwar nur immer ein einziges Glas und dieses vor dem rechten Auge, aber er verschmähte es grundsätzlich, mehr als nur einen Blick hindurch zu werfen. War das geschehen, und war der gräfliche Blick durch das Glas gefallen, so hob der Graf unnachahmlich nachlässig die rechte Braue, und das Glas perlte zu Boden und zerschellte. Ein zweiter Diener beeilte sich, die Trümmer in eine silberne Schale zu sammeln.
„Umbra mit Sahne, drei zu eins", befahl in diesem Augenblick der Graf und bewegte vor Vornehmheit nicht einmal die Lippen.
Der Graf ist Aristokrat, dachte ich bei mir, und sicher auch ein Könner, — aber ich möchte doch gar gerne wissen, wie es ihm möglich ist, bis zum oberen Rande seines Kolossal-Gemäldes hinauf zu reichen. Für diese Entfernung schienen selbst seine Stangenpinsel viel zu kurz zu sein.
Der Graf besaß jedoch Fähigkeiten, die jedem Zweifel den Atem nahmen. Während ich noch überlegte, wippte er auf einmal auf seinem Malerstühlchen hin und her, erhob sich ganz ungräflich rasch, tat einen Sprung, und siehe, — schon raste er auf Rollschuhen die Bildfläche hinauf, riß schneidige Kurven in sein malerisches Gelände, schwang ein Schäufelchen mit langem Stiel um den Kopf und schleuderte damit große Batzen Farbe just in jene obere Ecke, von der mir vorhin schien, als ob sie noch nicht vollendet sei.
Diese unerwartete Kunstübung des Grafen ließ mich zunächst vor Bewunderung erstarren. Als er aber dazu überging, seine Farbkleckse nicht nur auf die Leinwand, sondern auch nach mir zu schleudern und darin eine unheimliche Geschicklichkeit bewies, riß ich mich schleunigst aus der drohenden Magie, schwang mich auf ein Fahrrad, das an der Mauer lehnte, trat wild in die Pedale und erreichte unter Atemnot die nächste Straßenecke, an der ein Wegweiser stand: „Nach Mannheim über Seckenheim, 15 Kilometer . . ."
Auf der Flucht vor dem unheimlichen Grafen mußte ich wesentliche Teile meiner Kleidung verloren haben, denn als ich jetzt an mir hinunterschaute, fand ich mich nur noch mit dem Hemd bekleidet. Im Hemde also radelte ich dahin; schon tauchte die Seckenheimer Neckarbrücke vor mir auf,

(Schluß auf Seite 221)

G'stanzl

(E. Thöny)



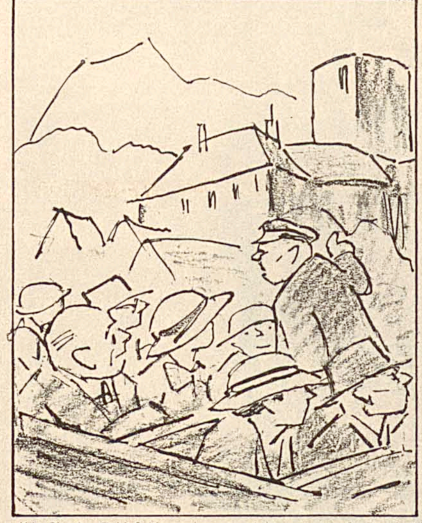
Drom am Jagakogl
hockt a schöna Vogl,
und der schöne Vogl, der bin i!
Schmalz vom Baamschlagn hamma,
und schön g'wachsen samma.
Lusti hergehn muaß, da wo i bi!

Madl, geh nur eina,
hock di her zu meina!
Schaug, es ko dir ja gar nix net g'schehng!
's Mäu' brauch i zum Lacha,
d' Händ zum Musimacha!
Und auf d' Nacht — dös wer ma na scho sehng!

Hans Fitz

Ferien

Reisen bildet



„Wie Sie das Schloß hier sehen, so steht es schon fünfhundert Jahre. Nichts ist verändert, nichts ist renoviert worden!" — „Das alte Lied! Wie in dem Mietshaus, wo ich wohne."

Keen Betrieb

(Wilhelm Schulz)



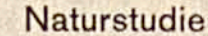
„Nu sitze ick hier schon drei Tage und drei Nächte am Heuboden und nischt tut sich! Alles falsche Romantik! Nur den Heuschnuppen habe ick abbekommen."

Der Philosoph



„Ein ekelhaftes Wetter ist das hier! Regen — Regen — Regen! Ich halte das einfach nicht mehr aus!" — „Denken S' Eahna halt, Sö san in Abessinien. Da kunnt Eahna dö Regenzeit gar net lang gnua dauern."

Naturstudie

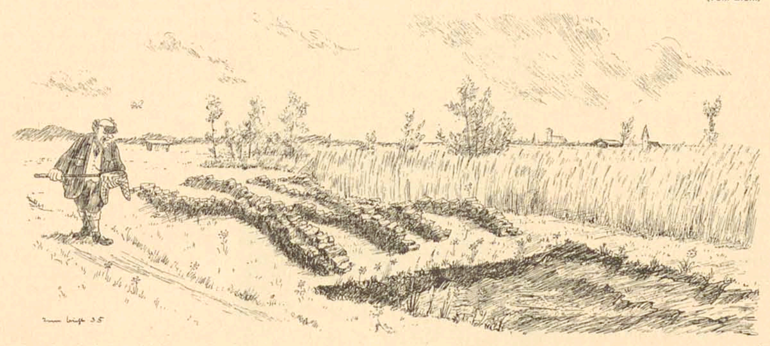




„Was, Sie Dussel! Nu habe ich eene volle Stunde in dieser unbequemen Stellung gelegen, und dabei haben Sie gar nicht mich, sondern die Kuh gezeichnet!"

Ein Seufzer

(Toni Bichl)



„So wie d'r Schmeddrling is frieh'r meine Malwine um m'ch rumgefladd'rd, aw'r die hab'ch leid'r gleich 'rwischd!"

Traum ins Blaue

(Schluß von Seite 218)

jetzt nahm ich die Kurve vor der Brücke, fuhr unter den weißen Betonbogen dahin, gelangte ans andere Ufer, da kam plötzlich ein Rudel Sechstagefahrer die Landstraße dahergeflitzt.
Ich erkannte sogleich das Paar Göbel-Dinale, und als der eine von beiden gar, mich ermunternd, herüberwinkte, gab es für mich kein Besinnen mehr: ich spurtete an die Seite Dinales und schloß mich dem Felde an, das in Richtung auf Mannheim davonjagte.
Doch ich sollte meinen Entschluß noch früh genug bereuen. Die Rennfahrer verschärften allmählich das Tempo. Kröckl schoß aus dem Felde vor und entfesselte eine mörderische Jagd. Ich strampelte wie ein Besessener, strampelte, strampelte..., wie lange noch? „Bis Köln", meinte der gutmütige Roger Deneef zu mir, „bis Köln müssen wir dem Buschenhagen die Siegesbratwurst abgejagt haben. In Rastatt hat er sie dem Stöpel abgeschnappt, hat sie quer ins Maul genommen und rast nun mit fünf Minuten Vorsprung vor dem Felde her. Wer mit der Bratwurst zuerst in Köln ankommt, ist Etappensieger." Roger Deneef lachte, ich rang nach Luft. „Tempo! Tempo!", feuerte mich Dinale an . . .
Die Rennfahrer wirbelten mit spielender Leichtigkeit dahin, ich allerdings tat mein Alleräußerstes. Jeden Augenblick erwartete ich einen Herzschlag. Oder einen Sonnenstich. Die Todesart war mir mehr und mehr gleichgültig geworden. „Mein Gott", betete ich bei mir, „laß endlich etwas passieren, laß mich umfallen, laß mich meinetwegen tot umfallen, damit ich nicht mehr zu strampeln brauche . . ."
Roger Deneef warf inzwischen Eisbonbons in die Luft, und wir schnappten sie im Fahren mit dem Mund. In diesem Augenblick hatten wir Paul Buschenhagen eingeholt. Jetzt sah ich deutlich, wie ihm die Siegesbratwurst wie ein Schnurrbart um die Backen flatterte, — da stürzte Stöpel davon, spurtete an Buschenhagens Seite und ergriff mit bärenstarkem Gebiß das freie Bratwurstende.
Buschenhagen jedoch gab sich noch lange nicht geschlagen, hielt die Bratwurst eisern fest und suchte sie dem Gegner wieder zu entreißen. Die gemarterte Wurst ward bei diesem Zerren länger und länger, ich sah es kommen, das Unglück, ich schrie, schrie . . .! Umsonst: Wie ein Knallbonbon, an dem man an Silvester beiderseitig zieht, mit einem Donnerschlag zersprang die grimme Wurst.
Vorgekrümmt und sich überschlagend flog Buschenhagen in die Krone eines Apfelbaums. Stöpel ward auf die andere Seite an die Telegraphendrähte geschleudert. Geistesgegenwärtig packte und umspannte der Rennfahrer das ganze Bündel Drähte mit der Rechten. „Man bringe mir schleunigst eine Leiter", rief Stöpel, „eine Leiter, wenn ich bitten darf!"
Ich selber fiel tief. Ich stürzte die Leiter hinunter, um die Stöpel gebeten hatte. Aber die Vorsehung, der ich schon so manches danke, hatte an den Fuß eben dieser Leiter — mein Bett gestellt.

*

Ich erwachte vom Schreien eines Esels. Der Milchmann hatte mit seinem Gespann vor meinem Fenster haltgemacht. Und während der eine der beiden Esel sich am Gartentor scheuerte, stieß der andere das jauchzende Gelächter der Lebensfreude hervor.
Ich liebe die Esel ihrer Stimme wegen. Sie ist so einmalig, daß alle Wesen lauschen, wenn der Esel trompetet. Sie ist so überzeugend, daß alsbald alle Kreatur, alle Dinge und selbst die klare, frischgewaschene Luft des Sommermorgens mitschwingen im Rhythmus des Eselschreis. Denn er ist einfach überwältigend.

Abend bei San Vigilio

Von Karl Martin Schiller

Durch den schweigenden Hain kommt der Mond hochgezogen.
Hinten an die Oliven lehnt er die nächtliche Leiter.
Weithin breitet von Licht sich ein silbernes Netz auf die Wogen.
Eine Barke hat sich gefangen. Die Ruderer können nicht weiter.

Leise taumeln am Strand vor Müdigkeit flatternde Wellen
hoch an den Klippen und wanken zurück aus den Steinen.
Mattrot schimmern die Felsen. Die Lieder der Grillen schwellen.
Lichter Salós wehn fern wie auf schwankenden Leinen.

O, und nun schwingt sich der Mond aus den Bäumen. Im Dorfe erklingen
die Gesänge der Frauen. Es riecht nach Pfirsichen. Lange
betet ein Vogel. Der See leuchtet endlos. Mein Herz will zerspringen.
Selige Nacht, wie ist mir vor dir doch so bange.

Wälder, o ihr Wälder der Heimat! O kornüberflochtene Hügel!
Dörfer im Obst! Geschnatter der Enten im Schilfe!
Hundegebell aus den Höfen! Geknarr der Scheunentorriegel!
Euch beschwör ich! O kommt mir, o kommt mir zu Hilfe!

Unter den Tisch wollen mich gern hier die Göttlichen trinken. Ich schwanke.
Wirrnis der Trunkenheit senkt auf die Stirn sich schon nieder.
Willenlos treibt die Barke ans Land und ertrinkt unter dunkelnder Ranke.
O jetzt daheim sein, daheim sein! Wann, Heimat, wann seh ich dich wieder?

Komfort...

Frau Lia fährt heuer nicht an die Riviera.
Nein, die Zeiten sind schlecht, sie fährt in ein kleines Gebirgsnest, kommt gegen Abend an, kleidet sich um, sucht die Wirtsstube auf und schreibt dem Gatten, der in Wien geblieben ist, eine Ansichtskarte.
Plötzlich fühlt Frau Lia — na ja, sie ist etwas eigen und geniert, aber was sein muß, muß sein, die Kellnerin ist nirgends zu finden, die Wirtin auch nicht, bleibt nichts übrig, als selbst zu suchen.
Frau Lia tappt im stockfinstern Hof herum, sucht und sucht — und läuft endlich dem Wirt in die Arme.
„Ja, Frauerl", sagt der Wirt, „jo — jo wos suachan S' denn do in der Finstern?"
„Ach — Herr Wirt —" (wie gesagt, Frau Lia ist etwas eigen und geniert, den Wirt hätte sie ja schon in der Stube fragen können), „bitte — sagen Sie mir — wo ist hier: für Damen?"
„Wo — wos is? . . . Haltaus — für Damen . . .? Aber jo — durt'n, des Türl — warten S' nur, bis der Herr außikummt!"

Lieber Simplicissimus!

Ich fahre in ruhigem, aber immerhin nicht bummelndem Tempo zu Rade durch die Lauer, ein Leipziger Gehölz. Da ich mir nicht im klaren bin, wie ich am vorteilhaftesten nach dem Forsthaus Raschwitz gelange, fahre ich an einen sehr säumig dahinzuckelnden Radler heran, einen älteren Herrn, und fragte ihn um Bescheid.
„Da genn Se mid mir zusammfahrn", gibt er mir zu wissen, „ich will ooch dordhin."
Der Herr kommt mir allzu langsam vom Fleck, und ich trage auch kein Begehr nach Gesellschaft. Ich ignoriere also seinen Vorschlag und erkundige mich, ob ich an der in einigen hundert Metern Entfernung sichtbar werdenden Wegkreuzung rechts oder links abzweigen muß.
„Mir fahrn rechds ab", sagt mein Auskunftgeber, es für ausgemacht haltend, daß ich seinem Geselligkeitsbedürfnis Rechnung trage, und schon schickt er sich an, mich in ein Gespräch zu verwickeln.
Ich entschuldige mich damit, es eilig zu haben, und setze mich, mit freundlichem Dank für seine Auskunft, von ihm ab.
Mäßig flott fahre ich nun auf baumumstandenem Radfahrweg dahin, genieße die milde Luft und freue mich der Natur.
Nach etwa fünf Minuten höre ich hinter mir knirschenden Sand und keuchende Laute. Wenige Sekunden später passiert mich, offensichtlich das Letzte aus sich herauspumpend, der alte Herr, und indem er vorüberzieht, wendet er den Kopf nach mir und ruft mir mit satter Befriedigung und ein wenig haßerfüllt die orakelhaften Worte zu: „Im Ernsdfalle nehme ich's noch mid jedem off!"

Prospekt-Deutsch

Mit Barke oder Lokaldampfer bestreicht man die Gestade und gastlichen Siedlungen der Halbinsel.

*

Ein tüchtiger Arzt und eine modern ausgebildete Masseuse sind am Platze. Auch kann man bei einem reinen, edlen Menschen gute geistigmagnetische Behandlung kostenlos bekommen.

*

Die Menge der Gäste verbringt hier mit Jubel das Badeleben.

*

Dieser Ort ist ebenso reich an Blumen wie an blühenden Einfällen und Überraschungen.

Der „Junge Mann"

Der junge Konfektionär saß im Gebirge und sammelte Kräfte für die Wintersaison. Eines Abends ließ er einen Brief an Erna los, seine verflossene Braut.

„. . . Die Felspartien", schrieb er unter anderem, „sind hier durchaus erstklassig: gekonnte Sache! Nur die Waldwege sind nicht konkurrenzfähig. Dagegen ist die Gesamtaufmachung des Ortes recht wirkungsvoll. In Architektur sind sie sehr leistungsfähig: die Kirche zum Beispiel bietet schon von weitem einen guten Blickfang. Selbst die Blumenarrangements in den Gärten würde unser Dekorateur auch nicht besser machen. Dicht bei meinem Fenster steht eine ganze Kollektion Obstbäume: ich finde sie nicht ungeschickt gruppiert.
Über das Essen kann ich nichts sagen: es geht mit meinen Erwartungen conform. Natürlich wird an größeren Plätzen in dieser Branche mehr geboten.
Was die Kurgäste betrifft, so befinden sich unter ihnen viel ausgefallene Muster, auch direkte Fehlfarben sind keine Seltenheit; die Mädchen aus dem Dorf sind natürlich in der üblichen Ausführung.
Trotzdem Du zur Konkurrenz hinübergewechselt bist, habe ich noch einen Restposten Gefühle für Dich auf Lager (natürlich freibleibend!).
Tausend Grüße und Küsse (wie gehabt)
Dein Paul."

(R. Graef)



„Na, Riedhofbäuerin, fahren Sie mit zum Baden?" — „O mei, liaba net! I bi meiner Lebtag no in koa'm Krankenhaus g'leg'n."

Lieber Simplicissimus!

Studienrat X. sah sich München an. Sonst fragte er nur in der Schule, diesmal fragte er auch außerhalb. Er fragte also einen Polizisten: „Wo ist der Königsplatz?" — „Die zweite Straße rechts hinunter." Der Professor nickte: „Gut. Setzen Sie sich."

Philanthropisch

(Nach Christian Morgenstern)

Ein nervöser Mensch mit 'ner Devise
Wäre besser ohne sie daran;
Darum seh' er, wie er ohne diese
(meistens mindstens) leben kann.

Kaum, daß er verwahrt sie im Tresore,
Naht, o Graus!, der Formulare Sturm,
Und – im Traume noch – in seinem Ohre
Bohrt der Paragraphenwurm.

Ein nervöser Mensch mit 'ner Devise
Tut drum bald sie abzuliefern gut,
Weil sich's (selbst nervös) auf einer Wiese
Noch – vergleichbar – günstig ruht...

Claus Brist

Erholung

(O. Herrmann)



„Streng' dich doch nicht immer so an, Adalbert, dein Urlaub ist sowieso so kurz!" — „Das ist es ja! Ausruhen kann ich daheim alle Tage!"

Thea sucht ihren Zweck / Von Fritz A. Mende

Als Mädchen war sie von Träumen umringt
und träumte mal das und mal dies.
Sie dachte stets: „. . . und das Leben winkt!"
Doch wußte sie nicht, was das hieß.

Denn als sie dann endlich zu leben begann,
da liefen die Träume ihr weg.
Und eifrig fing sie zu suchen an
nach dem Zweck, nach dem Zweck, nach dem Zweck!

Sie lernte mal dies und sie lernte mal das
und nirgendwo hatte sie Glück,
und stets war es so: versuchte sie was,
ging's einen Schritt vor – und zweie zurück!

Sie wollte den Zweck am Theater suchen
und sprach Direktoren vor –
Sie war nur ein Mädchen und konnte nicht fluchen
und fand ein verschlossenes Tor.

Sie lebte von Luft und von Melancholie
und das Leben winkte nicht mehr,
denn sie suchte den Zweck und fand ihn doch nie,
und das Zwecklose war ihr Verkehr.

Doch als sie schon glaubte, nun höre es auf,
da fing ja ihr Leben erst an,
denn mitten in ihren Lebenslauf
lief ein Mann, ein Mann, ein Mann!

Er hatte das Herz auf dem rechten Fleck
und ging nicht wie andre vorbei –
Sie dachte und lachte: „Da ist mein Zweck!"
und das Leben winkte für drei . . .

Aus Schwaben

Eines Tages nahm ich meinen Besuch ins Marionettentheater mit. Er hatte noch nie richtige Marionetten gesehen und meinte deshalb skeptisch: „Viel mehr als Kasperletheater wird es wohl auch nicht sein."
Er war dann aber doch sichtlich beeindruckt von dem grotesken Spiel der zierlichen, von oben her dirigierten Puppen. Nachdenklich geworden, meinte er zum Schluß: „Die gleiche Komödie wie im Leben — bloß daß man hier die Dräht' sieht."

*

Die Frau meines Freundes Richard ist in den letzten Jahren unheimlich fromm geworden. Richard hätte nichts dagegen und ließe sie gern nach ihrer Fasson selig sein, wenn sie nur nicht in der letzten Zeit angefangen hätte, im Haushalt schlampig zu werden und ob der Sorge um ihr Seelenheil sogar die Pflege ihres Äußeren zu vernachlässigen. Richard hat hauptsächlich deswegen schon einigemal gehörig aufgetrumpft. Neulich hörte ich ihn bei einem solchen Diskurs zu ihr sagen: „Es ischt ja schön, die Seele rein zu halten — aber deswegen kannscht trotzdem noch d' Füß wäsche."

Die Kunst, billig zu reisen / Von Willfried Tollhaus

Martin Semper hatte einmal auf der Reise das Pech, daß sein Kofferschloß absprang. Es half nichts, er mußte seine Siebensachen mit einem Lederriemen zusammenschnüren. Als er in das nächste Hotel kam, warf der Empfangschef einen prüfenden Blick auf sein Gepäck und sagte: „Der Herr wünscht ein billiges Zimmer."

Seit dieser Zeit reist Martin nur noch mit einem Koffer, dessen Schloß abgebrochen ist und der mit einem Lederriemen zusammengehalten wird. Das trägt durchschnittlich etwa 25% Rabatt auf die Preise, die er sonst zahlen muß.

Da bekanntlich der Appetit beim Essen kommt, steigerte Martin diesen Abschlag um weitere 10%, indem er bei seinem Eintritt in die Hotelhalle seine alte Segelmütze aufsetzte.

Waren die Vereinbarungen über Zimmer und Frühstückspreis getroffen, entnahm Martin seinem ramponierten Koffer Kleidungsstücke von weltmännischer Eleganz sowie eine orts- und zeitgemäße Kopfbedeckung und begab sich auf Bummel. Der Portier erkannte ihn in der Regel nicht wieder.

Da er aber nun ein gutes Herz hat, wollte Martin von seiner Kunst, billig zu reisen, auch seine beiden Freunde Fritz und Franz profitieren lassen. Er arrangierte also gewissermaßen eine Gesellschaftsreise mit ramponierten Koffern und abgetragenen Segelmützen.

Die erste Station machten sie in einer mitteldeutschen Großstadt. Im „Goldenen Engel", dem zweitbesten Hotel am Platze, ging alles nach Wunsch. (25% Nachlaß wegen der Koffer, 10% im Hinblick auf die Segelmützen.) Als die drei dann aber höchst elegant aus ihren Dachkemenaten wieder auftauchten, kam dem Portier ein atembeklemmender Verdacht. Ihm fielen plötzlich die drei Brüder Sowieso aus Berlin ein, von denen man eben wieder, ohne es ihnen nachweisen zu können, behauptete, sie hätten einen sehr schwierigen Bankeinbruch gemacht. Vielleicht waren die Koffer des Trios, das eben bei ihm abgestiegen war, beim Transport der Sauerstoffapparate beschädigt worden. Eine Durchsuchung des Gepäcks ergab zwar nichts Verdächtiges. Für einen gewiegten Kriminalisten ist aber gerade das nahezu der Beweis für Schwerverbrechertum.

Was tun? Die Polizei anrufen? Unsinn! Daß in den Zeitungen steht, der „Goldene Engel" wäre Absteigequartier der Gebrüder Sowieso! Der Herr Direktor war bereit, sich den guten Ruf seines Hauses etwas kosten zu lassen.

Als Martin mit seinen Genossen gut gelaunt abends heimkehrte, bat man ihn als das Haupt der Bande in das Hotelbüro.

Der Direktor und der Portier waren sehr höflich, nahmen aber die rechte Hand nicht aus der Jackettasche, weil sie mit ihr ein geladenes Schießeisen umspannten. Sie fragten ohne Umschweife, ob Martin und seine beiden Begleiter gegen 100 Mark Entschädigung sofort ausziehen würden und setzten lächelnd hinzu, ein indischer Nabob wünsche die Zimmer zu mieten.

Martin glaubte, er habe es mit Wahnsinnigen zu tun. Er wollte sie nicht reizen und sagte, jedenfalls blieben er und seine Freunde bis morgen früh. Dann ließe sich mit dem indischen Nabob über die Sache reden. Man bot jetzt 150 Mark bei unverzüglichem und unauffälligem Auszug.

„Geld auf den Tisch?" fragte Martin, der plötzlich sein Talent für Wildwestallüren entdeckte.

Die Gegenpartei benützte die linken Hände dazu, um es hinzulegen. Martin strich es ein, begab sich in die Appartements seiner Freunde und sagte, es sei ihnen Heil widerfahren. Sie würden zwar heute nacht wo anders schlafen, aber besser und billiger. Dann händigte er jedem seinen Anteil aus, befahl: „Packen!" und führte die Herren mit der eleganten Bagage zu einer Autodroschke. Der Direktor und der Portier standen am Hoteleingang, hatten die rechte Hand noch immer in der Jackentasche und zeigten das Lächeln der Wissenden.

Martins Freunde bestaunten ihren Cicerone sehr. Wenn das auf der Reise so weiterging, wollten sie überhaupt „Hotelgast von Beruf" werden, denn das Geschäft war einträglich und ohne Risiko.

Sie zogen jetzt in das erste Hotel der Stadt, bekamen ohne Schwierigkeiten ihre billigen Zimmer mit dem üblichen Preisnachlaß und gingen sehr zufrieden mit den Ereignissen des Tages schlafen.

Kaum wiegten sie sich in angenehme Träume, als an ihre Tür geklopft wurde. Wie sie öffneten, standen draußen wieder mehrere Leute von der Geschäftsleitung, die ihre Hände in den rechten Jackettaschen hatten. Auch ihr Anführer fragte, ob die Herren gegen Entschädigung ausziehen wollten. Martin begriff sofort, daß der Portier ihres früheren Hotels herumtelephoniert hatte.

Nun wurde es ihm zu bunt. Schließlich war er ja auf einer Vergnügungsreise. Er wurde wütend und wollte wissen, ob der indische Nabob noch nicht zu Bett sei. Wäre das nicht der Fall, dann würde er ihn persönlich einlullen, ohne Garantie für sein Wiedererwachen zu übernehmen.

Das war deutlich und zeigte die Situation in voller Klarheit.

Als die Türen mit Krach wieder zufielen, beschlossen die Draußenstehenden, nunmehr doch die Polizei anzurufen. Sie hörten dort, die vermeintlichen Gebrüder Sowieso säßen gerade zufällig wieder einmal, weil sie auf einem Rasen, dessen Betreten verboten war, ihr Mittagsschläfchen gehalten hätten. Solche Anlässe mußte man bei ihnen für eine Festnahme benutzen, da sich ihnen die meisterhaft durchgeführten Bankeinbrüche leider bisher noch nicht nachweisen ließen. Der wachthabende Kriminalbeamte wollte wissen, welche Anzeichen sonst noch dafür vorlägen, daß es sich bei dem verdächtigen Kleeblatt um Verbrecher handle. Niemand wußte etwas. Worauf die Polizei einhängte.

Am nächsten Morgen schlug Martin vor, man solle nun keinesfalls die Absicht erkennen lassen, heute abzureisen. Er fragte den Kellner im Frühstückssaal, wie man am schnellsten zum Museum komme, in dem es eine berühmte Edelsteinsammlung geben solle. Der Angeredete wurde blaß und holte den Direktor. Dieser beschrieb den Weg und telephonierte erneut an die Polizei. Als Martin mit Fritz und Franz ankamen, hefteten sich einige breitbrüstige Herren an ihre Fersen und antworteten auf die Bitte um Auskunft über die ausgestellten Kostbarkeiten zuerst mürrisch, dann freundlicher, zuletzt direkt liebenswürdig. Der Ankauf eines Katalogs war somit überflüssig.

Zuletzt tuschelten diese gutorientierten Herren miteinander, schüttelten die Köpfe, lachten und bezeichneten — wie Franz hörte — irgend jemanden als Idioten, mit dem sie telephonieren wollten, um ihn nun aber auch verdientermaßen hineinzulegen.

Bei der Rückkehr ins Hotel merkte das Kleeblatt, daß es jetzt vom Personal nicht nur mit Respekt, sondern mit Furcht behandelt wurde. Der Hotelbesitzer, Herr Kommissionsrat Schnapphahn, ein vielerfahrener Weltmann, begrüßte sie nunmehr persönlich. Man kam ins Gespräch und wurde sich sympathisch. Das Ergebnis war eine Einladung zum Mittagessen. Guter Rheinwein bringt auf vortreffliche Ideen. Herr Kommissionsrat Schnapphahn erkundigte sich interessiert, wohin die Herren weiterzureisen gedächten, und als er hörte, daß sie sich vorgenommen hätten, einen schönen, weithin bekannten Ausflugsort zu besuchen, teilte er ihnen mit, es treffe sich ausgezeichnet, daß er am Nachmittag mit seinem Auto dorthin führe, und es sei ihm ein Vergnügen, sie mitzunehmen.

Das Fahrgeld war also gespart.

Als man in dem eleganten Auto saß, das der Kommissionsrat mit den starken Nerven persönlich steuerte, fand Martin, nun müsse man Vertrauen mit Vertrauen beantworten. Er lüftete also das Geheimnis der ramponierten Koffer und der Segelmützen und erzählte die Geschichte mit dem indischen Nabob aus dem „Goldenen Engel".

Einen Augenblick war es, als mache das Auto einen Satz nach dem Straßengraben zu. Dann stand es bombenfest auf der Straße. Der Herr Kommissionsrat schien zu überlegen, ob er umkehren solle.

Schließlich bekam er aber jenes Lächeln, das er sonst nur zu haben pflegte, wenn ein Mitglied der Regierung bei ihm abstieg. Er gab Martin einige Adressen befreundeter Berufsgenossen und bat sich aus, das Trio möchte ihm Ansichtskarten darüber schreiben, wie es dort aufgenommen sei. Vor dem Ziel nahm man rühren-

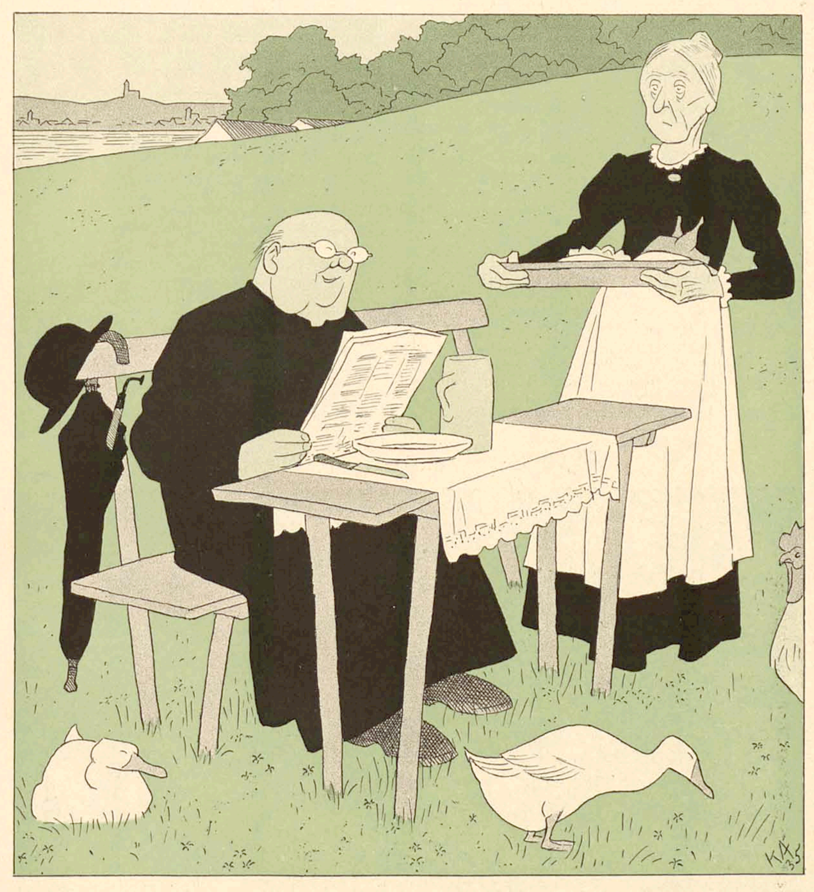
Freibad

(Toni Bichl)

M'r derf von de Andere net denka, daß se em Wasser au älles deant, was m'r selber duat — 's mecht oim sonscht 's Baada no verloida."

Dauerferien

(Karl Arnold)



„Jetzt tat ma a no die gute alte Zentrumspolitik vabiet'n — da bleibt ja für unseroans bloß no d' Seelsorge!"

den Abschied voneinander. Die Reisekünstler sangen zu Ehren des Herrn Kommissionsrats: „Hoch soll er leben!"
Die versprochenen Karten wurden immer vertraulicher im Ton. Schon auf der dritten stand als Anrede: „Werter Freund" und darunter: „Sobald der Trick mit Koffer und Segelmütze geglückt ist, entpuppen wir uns als Ihre Freunde und bestellen Grüße. Wir lassen dabei einfließen, daß wir auf einen Freundschaftsrabatt hoffen. Er wird uns meist mit der Bitte gewährt, Ihnen mitteilen zu wollen, daß sich unsere jeweiligen Quartierswirte bei passendem Anlaß revanchieren werden. Was können wir sonst noch für Sie tun? In treuer Freundschaft! Martin, Fritz und Franz."

Lieber Simplicissimus!

Beim Bauern im Wiesengrund ist ein Fräulein zur Erholung eingetroffen. Sie bekommt die hintere Stube, unter deren Fenster ein munteres Bächlein murmelt. Es ist überhaupt alles so idyllisch, wie das Fräulein es sich daheim im Büro ausgemalt hat.
Aber schon am ersten Morgen kommt sie leicht pikiert zum Frühstück. Sie habe fast die ganze Nacht kein Auge zugetan, so sehr sei sie damit beschäftigt gewesen, zudringliche Schnaken abzuwehren. „Ja", sagt da der Bauer, „hätten S' halt an Herrn Bräutigam mitnemma müass'n, do taten S' vo die Schnak'n fei nix mirka!"

Der Prospekt

Heinrich las den verlockenden Badeprospekt: er versprach allerhand Betrieb. Oben drüber stand als Motto: „Ferien vom Ich!"
„Schon faul", sagte Heinrich, „ich möchte ja gerade endlich einmal zu mir kommen."

Das Beschwerdebuch

Das Kurhotel war ganz erstklassig eingerichtet, sogar ein Buch für Beschwerden war aufgelegt. Als Onkel Fritz seiner ansichtig wurde, besann er sich einen Augenblick, dann schrieb er: „Druckgefühl in der Lebergegend, Rheumatismus im rechten Bein und Schlaflosigkeit."

Älterer Herr neben einem Automädchen / *Von Hans Leip*

Der Wagen grüßt die Sonne hell,
Hu, wie wir aus der Stadt entwischen!
Wir flitzen wie die Geier schnell.
— Die Geier flitzen nicht so schnell! —
Laß uns den Meilencocktail mischen!

Im Schutzblech quirlt die goldne Au,
Und auch in der Laterne Buckel
Entwetzen putzig und genau
Ein Ackerpferd, die Wiesenfrau,
Berg, Himmel, Welt und Posemuckel.

Die Bäume schluchzen ratsch vorbei,
Der Staubwurm donnert in die Sterne,
Die Horizonte knall'n entzwei.
— Ein Autor denkt sich nichts dabei —
Und Ferne ist gleich wieder Ferne.

O Federnschwung, ins Hirn gezackt!
Wo sind die stillen Gartenlauben?
Ich bin verschleudert und versackt
Und ganz vom Motortakt gepackt
Und will an Ford und Fortschritt glauben.

Dich am Volant, das muß man sehn!
Die Kurve werd' ich nie begreifen!
Volant? War das nicht Anno zehn
Noch unterwärts? — Ich höre wen
Am Reifen sacht die Sense schleifen.

Nun spannt der Wagen seine Flügel,
Propeller schwirrt vom Kühler her.
Nun schwinden Straße, Bach und Hügel,
Die Welt hängt wie am Kleiderbügel,
Frei schwimmen wir im Äthermeer.

Das nenn ich wirklich wunderbar!
Nur zu, du Schlange, keine Bange!
Welch Gnade, daß nach manchem Jahr
Der Weg nun endlich gangbar war
Zur Kupplung technischer Belange.

Du nimmst es hin mit kühler Geste,
Der Wirbel macht dir schnurz was aus.
Der Rausch der Kilometerfeste
Dringt kaum durch deine Lederweste,
Und alles scheint dir wie zu Haus.

Ein Knäuel Garn scheint nun die Erde,
Das flink um deinen Finger tickt.
Und wenn's mein Leichenkissen werde:
Wie hübsch hast du die liebe Herde
Und Ruhe sanft! hineingestickt.

Wo sind wir nun? Welch leere Räume,
So kühl! Sind wir schon auf dem Mond?
Ich fahre auf. Was heißt hier Träume!
Da sind ja schon die Apfelbäume,
Wo unser Glück im Winkel wohnt.

Das Schweigen im Walde

(R. Kriesch)

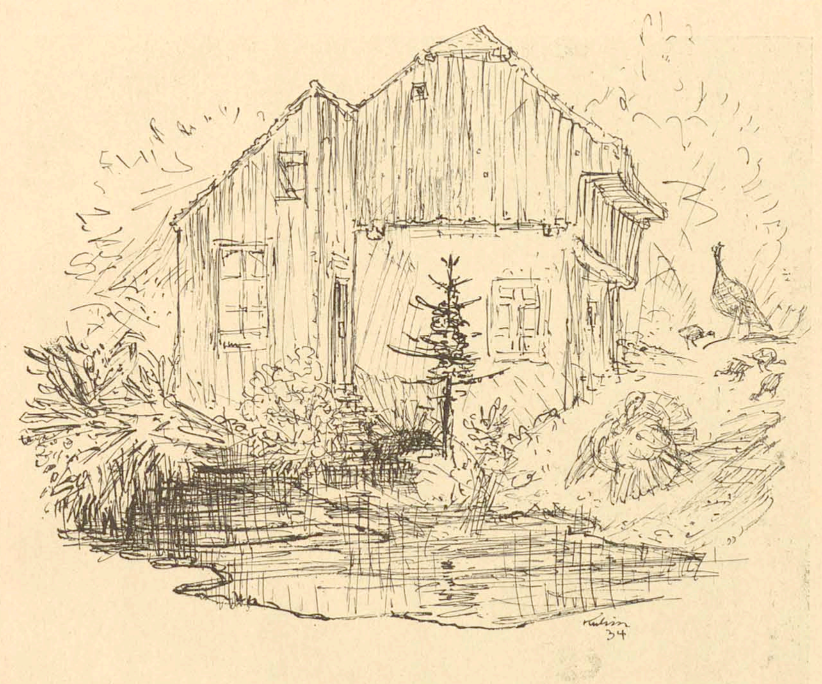


„Vierazwanz'g Stoapilzl hob i, Alte! Beim nächst'n konn i sozusag'n a Jubiläum feiern!" — „Da siehcht ma's wieder! Bei unserer Silberhochzeit host koa so a G'schroa g'macht!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 12 979 I. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Das einsame Haus

(A. Kubin)



Das alte Lied

Ernst ist noch nicht lange im Ort. Aber er hat sich trotz seiner angeborenen Schüchternheit bereits in eine Schöne verliebt. Sophie heißt die Holde. Wenn es sich schickt, steckt er ihr schwungvoll geschriebene Briefchen zu, in denen er nicht unwirksam von seiner Liebe zu berichten weiß. Sie machen denn auch eine Zeitlang ihren Eindruck. Aber nach einiger Zeit wendet sich Sophie doch offensichtlich einem andern zu. Ernst geht deshalb tagelang bedeppt umher. Endlich faßt er Mut und macht der Sophie in einem günstigen Augenblick Vorhaltungen. Warum sie an dem andern einen Affen gefressen habe: mit dem sei ja überhaupt nichts los. Gewiß könne er nicht einmal einen gescheiten Brief schreiben. „Aber die Leiter an mein Kammerfenster lehnen, das kann er", antwortet Sophie schnippisch.

„Volle" Pension

Mein Freund Richard hatte eine sehr günstige Pension ausgeknobelt. „Villa am Walde" benamste sie sich, und der Pensionspreis betrug nur Zwofumfzig im Tag, bei vier „ausreichenden" Mahlzeiten.
Begeistert fuhr er hin. Doch schon am zweiten Tag gab es beim Essen ein langes Gesicht. Und am dritten beschwerte sich Richard. „Das Essen", meinte er spitz, „sollte mindestens die Kalorien haben, die ein erholungsuchender Erwachsener braucht."
Aber die Köchin war kurz angebunden. „Kalorien", antwortete sie, „gibt's erst von vier Mark ab."

Lieber Simplicissimus!

Letzthin haben wir eine Wanderung durch das Münsterland gemacht. Oben durch jene Gegend, wo die Leute aus den großen Städten schon zu den Seltenheiten gehören. Wir hatten Hunger bekommen und waren, da wir kein Wirtshaus fanden, kurz entschlossen in einem Bauernhause eingekehrt. Der Bauer hieß uns willkommen und setzte uns dicke schwere Butterbrote vor, in die wir mit Lust hineinhieben. Auch eine Kanne Kaffee wurde für uns gekocht. Wir klönten noch ein weniges, und nicht lange vor Abend brachen wir wieder auf. Wir fragten unseren freundlichen Gastgeber, was wir denn zu bezahlen hätten. „Dörtig Pennige", sagte unser Wirt, nachdem er eine Weile gerechnet hatte. Das war ja nicht viel, aber wir waren doch erstaunt, als der Bauer uns, eben als wir ihm unsere dreißig Pfennig auf den Tisch gezählt hatten, fragte: „Sint it ok opt Hüsken wiäst?"
Wir waren so glücklich, diese Frage mit Ja beantworten zu können, worauf der Bauer sagte: „Dann krigget Sei fiv Pennige torügge. Vörn Dung", fügte er erklärend hinzu, als wir mit erstaunten Gesichtern zusahen, wie er jedem von uns fünf Pfennige wieder hinzählte.

Der Beruf

Leutselig wie ein König a. D. frage ich den Buben unserer sommerlichen Gastgeber nach seinen Zukunftsplänen: „Na, Seppl, sag, was möcht'st denn einmal werden, wenn du groß bist?" Der Seppl nimmt den Finger aus der Nase und überlegt: „I? I wann groß bin . . . a Sommerfrischler möcht' i wer'n!"

Feine Leute

Der Herr beschwerte sich, daß nicht einmal ein Wasserklosett eingebaut war. In das sogenannte „Häuschen", diesen primitiven Kasten, hineinzusitzen könne ihm niemand zumuten. Er müsse infolgedessen abreisen.
Als ihn der Knecht zur Bahn brachte, sah ihm der Bauer lange nach, dann sagte er: „Fresse könne se — aber d' Gstank vertrage net!"

Das Paradies

Das kleine Mädel kam zur Mutter: „Mutti, wie ist es im Paradies?" Die Mutter seufzte: „Wie in unserer Wohnung, wenn Vater im Büro ist und deine fünf Brüder in der Schule!"

Wer hat dich, du schöner Wald

(E. Schilling)



„Wenn man denkt, daß das alles einmal Makulatur wird . . .“

München, 11. August 1935 **Preis 60 Pfennig** 40. Jahrgang Nr. 20

SIMPLICISSIMUS

Genfer Schwulitäten

(E. Schilling)



„Er tut ja doch, was er will! Da bleibt uns andern nichts übrig, als daß wir uns wieder einmal die Hände in Unschuld waschen.“

Christian Wagner

(Olaf Gulbransson)



Zum hundertsten Geburtstag des schwäbischen Dichters und Bauern

Meine Bitte

Von

Christian Wagner

Zerbröckle, wenn ich tot bin, seliges Licht
Zu Werktagsschlacken mir mein Wesen nicht!

Zu duftigen Blumen in dem Lenzgefild
Und zu der Rosen liebem Schönheitsbild

Und zu der Lieder seligen Melodien,
Schallwellen, die durch Menschenseelen ziehn

Und sie erheben in der Andacht Dom,
Wollst du verwenden jedes Staubatom!

Ein Tag zu Ende / Von Dirks Paulun

Zeichnungen von Olaf Gulbransson

Es dämmert tiefer. Der Weg führt durch dunkle Tunnels von Laub. Wo sie den Blick zum See freigeben, gefallen sich Eschen- und Pappelzweige in chinesischen Schattenspielen. Mit behutsamen Schlägen streicht der Fischerkahn am Bambuswald entlang. Leise platscht das Netz ins Wasser. Wortlos tun die Fischer ihre Arbeit.

In den Büschen singen Grillen. Wenn ihr sprödes Lied zerbricht, hörst du fern Nachtvögel locken — es ruckt im Schilf — ein Tier faucht im Holz aus bösem Traum — ein Blatt fällt — schrill beginnt dann wieder das Gezirp. Die Sekunde wächst, sie wird groß und schwer und wird voll von Ereignis und Abenteuer.

Vom hellen Krankenhaus hinüber zu den dunklen Totengärten und zurück geht huschender Flügelschlag und Kauzschrei. Nimmst du jetzt den Weg über den Friedhof? Du bist nicht abergläubisch, du bist Herr deines Willens? Versuch es nur! Zwar die Märchen der Kinderzeit hast du abgetan, die Gespenster auf den Gräbern sind zerflattert. Aber den Schatten einer Angst haben sie liegen lassen, er lauert am Weg, springt von Baum zu Baum, um dich nur einmal leise am Rock zu zupfen. Du weißt es, und du nimmst deinen Willen fest in die Hand. Es ist stockdunkel. Du gehst unbekümmert, aber du mußt Schritt um Schritt mit der Fußspitze austasten. Du darfst nicht stolpern, sonst springt dir der eiskalte Schreck in den Nacken. Wenn du liefest, die letzten Schritte zur Pforte im Galopp überflögest, wer weiß, du fielest über ein Würzelchen, und kämest du wieder hoch? Denn wer die Angst heranläßt, den füllt sie an.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Holzpforte klappt.

„Ist dir gruselig?" fragt die Stimme einer jungen Frau.

„Ja! — Schön!" sagt der Mann.

Sie gehen rasch, um warm zu werden. Wollt ihr es glauben, sie kommen aus dem Kino! Die kleine Stadt hat sich zu ängstlichem Schlaf in ihre tausend Schneckenhäuser zurückgezogen — da sind sie herausgegangen, in die Nacht, an den See. Sie wollen jeden Augenblick dieses Tages zu Ende erleben. Sie haben nur einen Tag in der Woche gemeinsam zu erleben . . .

Eine Bank steht unter hohen, raschelnden Silberpappeln gegenüber dem Mond. Eine Lücke im Schilfwald läßt Sicht auf den vernebelten See.

Bald ist dieser Tag vorbei, und in Sprüngen, von Woche zu Woche, geht der Sommer hin. Rechts und links von dieser Bank führen Wege in den Alltag zurück und in die jagende Lebenszeit.

Jetzt könnte er zu sprechen beginnen. Sie sollte — sie könnte die ganze Woche und jeden Tag des Sommers bei ihm sein. Sie müßte bei ihm wohnen, wie es sich gehört! Flüchtig denkt er daran und an den Abschied morgen in aller Frühe. Er schmeckt schon die bittere Zigarette auf dem Weg vom Bahnhof zur Arbeit. Da fällt ihm ein, was er jeden Montagmorgen vor sich hinspricht: „Man baut kein Haus im Wartesaal!"

„Sagst du etwas?"

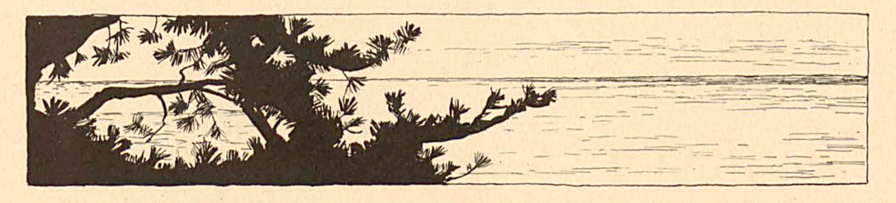
„Die kleine Stadt ist nur Station!" murmelt er.

„Es ist schön hier!"

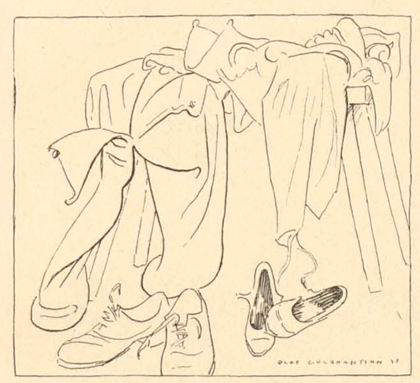
Das Pappellaub raschelt. Ein Hauch von Wiesen weht durchfeuchtet über das Wasser.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf der Bank liegen ein paar leere Kleidungsstücke, denen es



sehr an Haltung fehlt — nur die Schuhe sind nicht ganz so hilflos, sie können stehen, auch ohne Menschenleiber.
Die zugehörigen Menschen schwimmen schweigend auf den See hinaus. Sie fühlen beide dasselbe. Vor sich kein Ende, kein Alltag, keine Trennung — nebeneinander schwimmen, dem Nebel entgegen, der immer zurückweicht. Die Stunde ist eingeschlafen, alles Wissen vom Herbst ist ausgetilgt, vergessen grelles Weckerrasseln und einsam eilige Mittagsmahlzeiten.
Schwimmen . . . Milde Helligkeit vor Augen, schwarzes Wasser quirlend und fließend um alle Glieder, dieselbe Flut, die auch den andern ganz umfängt. Tief eingehängt in das dunkle Element. Wangen und Stirn tauchen und schmiegen sich nach Lust dem Flüssigen an. Zwischen mildem Wohl und kühlem Wehe schaudert die Haut, tiefer saugen die Lungen, höher schlägt das Herz in spielendem Kampf und Hingeben an das Wasser, den See, die endlose Sommerwelt.
Nebeneinander schwimmen, dem Nebel entgegen, der immer zurückweicht, neben sich den glücklichen Atem des Weggenossen.
Ein Fisch springt. Von irgendwo kommt Kauzgeschrei. Sie halten inne.



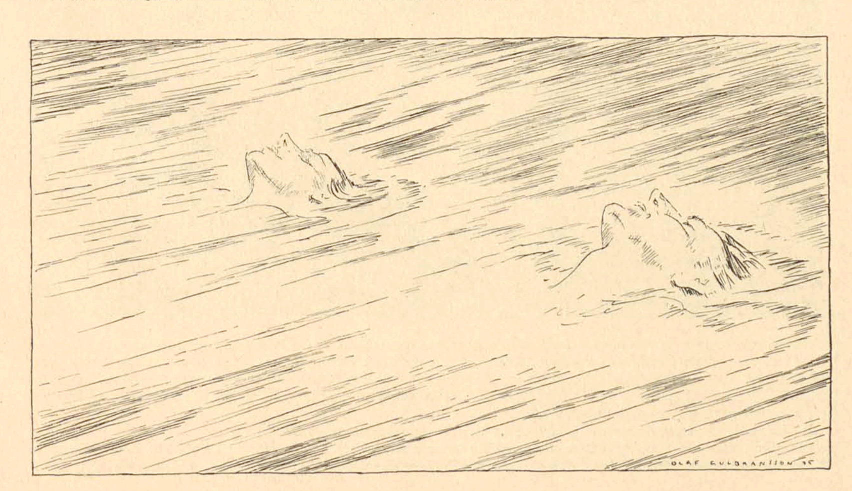
„Erschrick nicht — aber wo ist das Ufer?“
„Das war am Friedhof — links davon die Bank.“
Aber von wo der Vogelruf kam, wissen sie beide nicht. Der Mond ist verschwunden. Nächtliches Wasser, weißer Nebel auf allen Seiten. Kein Himmel. Keine Richtung mehr.
Sie schwimmen langsam vor sich hin — nach einer Richtung, wo die Bank steht — vielleicht.
Sie schwimmen lange. Der Nebel weicht immer zurück, und es ändert sich nichts. Vielleicht schwimmen sie im Kreis?



„Man hat wirklich keine Angst“, sagt sie.
„Aber auch gar keine Hoffnung.“
„Hoffnung?“ denkt er, „worauf denn? Alle Hoffnung führt weg aus dieser seligen Nacht!“
„Angst?“ sinnt sie, „wovor denn? Soll ich fürchten, was mich glücklich macht: kein Ufer und kein Ende zu finden?“
Sie schwimmen. Als das Käuzchen wieder schreit, kommt der Laut von ganz wo anders und ferner her.
Sie haben angehalten. Sie liegen auf dem Rücken, schlagen mit den Füßen, werfen sich herum, tauchen, müssen alle Richtung verlieren. Sie lachen vor Übermut und Glück — und — vielleicht küssen sie sich auch. Dann liegen sie wieder still auf dem Rücken, atmen nur.
„Ein Abenteuer!“ sagt sie. „Man muß es ausbaden!“
„Entschuldigen Sie bitte!“ fängt er zu plappern an. Können Sie mir wohl sagen, ob ich hier richtig komme?“
„Wo wollten Sie denn hin?“ fragt sie sorglich.
„Ich möchte gern nach Hause!“
„Denn sind Sie ja wohl richtig!“ versichert sie. „Denn bleiben Sie man hier!“
„Ist ja gar kein Hause!“ quäkst er mit Kinderstimme.
Aber sie erklärt ihm bestimmt: „So zu Hause bin ich noch nie gewesen, wie hier!“
Da macht er mit den Beinen ein gewaltiges Wassergetöse.

— —

Ein Glockenschlag fällt in ihre Nebelwolken — viele Glockenschläge. Die Kirchenuhr schlägt Mitternacht.
„Dann wollen wir brav sein!“ sagt sie.
Das ist die Richtung — sie finden das Ufer und ihre Bank, wo hilflose, leere Kleider warten, daß Menschenleiber ihnen Haltung geben.
Nachtschwer und sommersatt hängt das Laub in regungsloser Luft. Ein Blatt fällt. Noch immer zirpt es dünn in allen Büschen. Durch dunkle Tunnels führt der Weg hinauf zur kleinen Stadt. Wenige Gaslaternen brennen käsig auf den Straßen vor verschlossenen Türen.
Ein Tag ist zu Ende, die Woche beginnt ihren raschen Ablauf, dem nächsten Sonntag zu, dem Herbst entgegen, in neue, andere Jahre hinüber.
Sie fügen sich.
Sie sind brav.



Hofgarten-Idyll

(Karl Arnold)



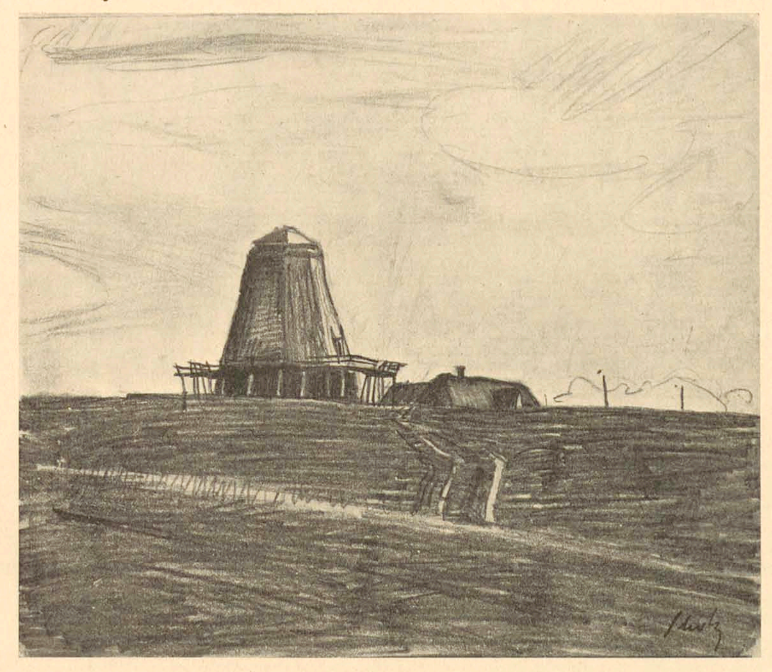
„Was meine Tochter ahnlangt, die Cenzi, die ja ahnerkanntermaßen der Greta Garbo runterg'riss'n ähnlich is, so hab' i zu ihr g'sagt: Cenzi, hab' i g'sagt, Schönheit is wandelbar. Schau mi an, nach mir hat in Freißing a jeder Beamte ein Auge g'worf'n, aber, hab' i g'sagt, dauerhaft in der Ehe is halt nur a guate Hausfrau. Was sagt dös Mädl? Überlebter Standpunkt sagt's, der Mann von heute sehnt sich nicht nach einer Leberknödlsuppen, sondern nach einem gesunden, durchtrainierten Körper."

„Jessas Mariandjoseph, da kunnst ja auf deine alt'n Täg no schamrot werd'n."

„Aber, Frau Wimmerl, zweg'n da Cenzi braucha Sie sich gar net eschoffiern. In Eahnera Famüliö is da Bauch und da Kropf seiner Lebtag dahoam g'wen, dös wird si a bei Eahnera Greta Garbo einstölln mitsamt da Leberknödlsupp'n."

Auf Sylt

(Wilhelm Schulz)



Erhabenes Vorbild

Ich halt' es mit dem alten Goethe:
der stieg, verdroß ihn das Gefrett,
schon lange vor der Abendröte
pomadig in sein Federnbett.

Er schob den Riegel vor und zeigte
der Türe seine Hinterfront.
Das Denken, wozu er neigte,
hat er auch liegend gut gekonnt.

Doch unterließ er's, zu notieren,
Was kritisch an der Seele fraß.
Muß man denn stets Papier verschmieren?
Es geht gottlob auch ohne das.

Durch bloße Meditationen
wird mancher manchen Ärger los.
Die schönsten Aphorismen wohnen
verschwiegen in des Busens Schoß.

Ratatöskr

Neue Hemden

Von Eligius Döllerer

„Du mußt neue Hemden kriegen."
Ich verneigte mich dankbar überm Suppenteller.
„Es ist wirklich arg, wie du in letzter Zeit aussiehst."
Ich sah schuldbewußt an mir nieder.
„Und überhaupt" — nun kam die weibliche Verallgemeinerung ins Endlose, ja ins Kosmische (denn auch beim letzten Erdbeben sollte ich meine Hand irgendwie im Spiele gehabt haben) — „und überhaupt sollte ein Mann in deiner Stellung etwas mehr auf sich halten!"
„Vielleicht beim Kaufmann Huber?" suchte ich das Ufer wieder zu gewinnen.
„Der? Wo die neue Verkäuferin, diese impertinente Person, mich neulich eine Viertelstunde warten ließ — mit ihrer pompösen Büste."
Ich beeilte mich, mimisch meine Mißbilligung zu dieser feststehenden Tatsache auszudrücken.
„Nein, aber" — so beginnen die meisten weiblichen Erlasse — „nein, aber ich habe daran gedacht, wir — (wir!) — wir könnten das Fräulein einladen, das unlängst drei Wochen lang bei der Schwägerin gearbeitet hat. Sie ist aus sehr feiner Familie, ihr Vater war Oberst" — also muß sie eine vorzügliche Schneiderin sein, ergänzte ich, wohlweislich nur im Stillen.
Nach acht Tagen war sie angesagt. Voraus flogen ihr mystische Forderungen. Sie lege mehr Wert auf feinste Behandlung als auf Entschädigung. Ein eigenes Zimmer — Aussicht ins Grüne. Die Teilnahme am gemeinsamen Tisch vorerst fraglich.
Seither ging ich meinen täglichen Geschäften nach im Zustande seelischer Gedrücktheit, unsicher, ob ich ihre Duldung würde gewinnen können.
Und dann kam sie. „Rosa von Tannenburg!" stellte ich fest. Überschlank, sommersprossig, tugendhaft. In der Mitte abwesend, an den Enden reichlich. Und nahm Wohnung im Klavierzimmer, das von da ab hermetisch verschlossen blieb. Wie vor Weihnachten.

(Schluß auf Seite 234)

Wochenend

(Toni Bichl)



(Schluß von Seite 233)

Am Mittagstisch aber erschien sie. Glitt nach kurzer Vorstellung an ihren Platz und schlug die Lider über Wangen, Teller, Tisch und Kleidersaum. Madonnendeckel; das Malerwort stimmte. Ob sie darunter Augen trüge, konnte ich vorerst nicht ergründen.

Nach dem Essen mußte ich „zur Kenntnis" genommen werden. Ich sollte doch Hemden kriegen, „wie man sie jetzt trägt". Ich wurde leicht mißtrauisch. Aber immerhin: „Sie wollen Maß nehmen?" sagte ich gutmütig und löste den ersten Rockknopf. Sie wuchs steil hintenüber in Abwehr und Tugend. Als ob ich ihr einen Nackttanz vorgeschlagen hätte. Nein, bei Herrenhemden nimmt man nicht Maß, höchstens die Kragenweite. Das andere weiß man wie bei einem Romane von der Courths-Mahler durch alle Fortsetzungen bis ans fröhliche Ende. Das hätte ich wissen können. Fünfzig Jahre war ich alt geworden, und noch nie hatte man mir zu einem Hemde Maß genommen. Auch nicht meinen Freunden. Ich fragte herum. Keinem.

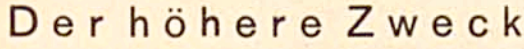
Acht Tage darauf starb der Steuerinspektor. Und da wir gerade kein anderes Vergnügen vorhatten, wollten wir dem Armen einmal gründlich die letzte Ehre erweisen. Fürsorglich ausgebreitet lag mein Sonntagsstaat auf dem Bette. Zu oberst das neue Hemd. Ich trat vorsichtig näher. Nein, das war nicht wirkliches Eis, es fühlte sich nur so glatt und kalt an. Und war feindselig geschlossen, als ich's über den Kopf stülpen wollte. Natürlich! Große Teller gegen kleine Knopflöcher zu nähen, fest einzuzwängen, wo man's nicht braucht, dagegen an den allernötigsten Stellen einen Strohhalm pendeln zu lassen, das sind winzige Episoden im urewigen Kampfe, den Gott gesetzt hat zwischen Mann und Weib von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Nun stak ich klappernd in der neuen Hülle, die sich um mich schmiegte wie eine leere Konservenbüchse um einen Stecken. Eine kurze Entdeckungsreise enthüllte eine Fülle neuartiger Einrichtungen, „wie man sie heute trägt". Es stand zu erwarten, daß sich weibliche Arglist am Hemdkragen, diesem Prüfstein männlicher Langmut, am wildesten austoben würde. Und in der Tat: Jedes Kragenende trug zwei Knopflöcher, wohl zum Ersatz, wenn ich wieder eins verlieren würde, wie man mir neulich — ganz mit Unrecht — vorgeworfen. Eines schielte schief nach oben, einem Knopfknirps nach, der sich ins Kragentiefste zurückgezogen. Die Ärmel ragten weit über die Fingerspitzen wie bei der Weihnachtsbescherung eines Waisenkindes. Der Schlitz der festgenähten Manschetten lag nicht griffbereit wie seit fünftausend Jahren an der Innenseite des Handgelenks, sondern um hundertachtzig Grad gedreht an der Nordseite. Die letzte praktische Neuerung aber waren Ärmel zum Abknöpfen. Ich kletterte um mich herum, und richtig, da saß, etwa in der Gegend von Siegfrieds Lindenblatt, je ein Rotzbub von Knopf und konnte sich halbtotlachen bei meinen Versuchen, ihn einzufangen. Und so kamen wir zum Begräbnis des Steuerinspektors eben zurecht, als seine Witwe zum zweitenmal an den Traualtar trat.

Doch um gerecht zu sein: Meine Geduld siegte, und nach Wochen konnte ich mein Hemd aus- und anziehen in knapp mehr Zeit, als andere brauchen, es abzutragen. Und war darüber zum Schlangenmenschen geworden, der sich in jedem Panoptikum mit Ehren konnte sehen lassen. Mit dem rein Realen hatte ich mich also glücklich abgefunden. Aber das Psychologische des Falls machte mich grübeln. Was mußte dereinst an vernichtenden Stürmen der Leidenschaft über das damals vielleicht noch junge Geschöpf gebraust sein, bis es sich zu solch kalter Verruchtheit gegen das Männergeschlecht verhärtete! Die sie gegen mich, der ihr nie im Leben ein Leids getan, Hemden schmieden ließ, „wie man sie heute trägt".

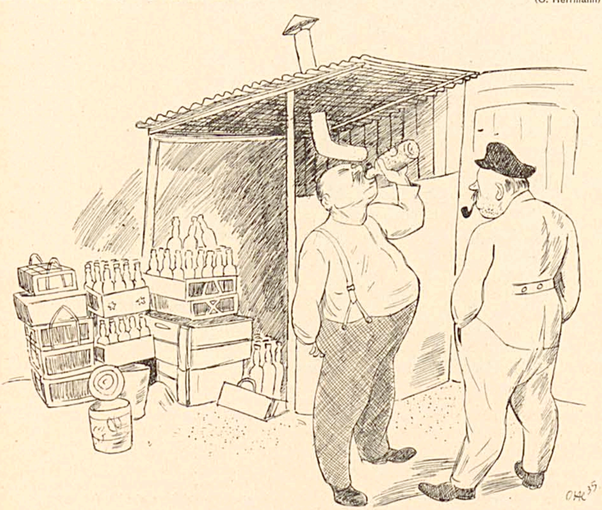
Immerhin. Auch diesmal siegte meine gedankenlose Güte. Und als sie schied, schrieb ich ihr ohne Groll ins Stammbuch — die Verse sind vielleicht nicht einmal von mir —:

Anfangs wollt' ich fast verzagen,
Und ich glaubt', ich trüg es nie.
Und ich hab' es doch getragen,
Aber fragt mich nur nicht wie!



Der höhere Zweck

(O. Herrmann)



„Immer wird über die Hitze jemeckert! Aber daß die Natua damit die Wirtschaften ankurbelt, det entjeht dem Publikum!"

Hundstage in Leipzig

Auf dem Wege ins Geschäft hörte ich ein von zwei Männern geführtes Gespräch:

„Heide is awer warm!" — „Na ja, bei där Hitze." — „Da mechtch gleich mal Eis essen." — „Ich ooch." — „Eene Borzion gost fufzehn Fännige." — „Na nee, ä Groschen." — „Da is se ähm kleener." — „Ja — — —" — „Ich mechte bloß wissen, wo se das Eis alles härnähm, jeden Dag wird doch soviel verbraucht?" — „Vielleicht bezieh'n se 's ooch aus'n Auslande?" — „Dann sollde man's eijchendlich gar nich ess'n." — „Na nee — 's is ja ooch geen Eismann da . . ."

Sommerfrische

Karl saß schon im Mai mit hektisch geröteten Wangen über den Badeprospekten; verglich, rechnete wochenlang; kam zu keinem Entschluß. Neulich traf ich ihn wieder. „Nun“, sagte ich, „zu was hast du dich nun entschlossen?“
„Zu einem Paket Fichtennadel-Extrakt“, antwortete er schlicht.

*

Hemmel verbringt die Ferien in seinem Wochenendhaus.
„Na, nun fühlst du dich wohl behaglich da draußen, was?“ fragt ein ihn besuchender Freund.
„Hm“, sagt Hemmel, „behaglich? — Eigentlich nur in den Augenblicken, wo gerade kein Auto vorbeikommt!“

*

Die gnädige Frau war diesmal mit ihrer Pension gar nicht zufrieden. Ziemlich ungnädig bestellte sie die Rechnung: acht volle Tage und drei Tee extra — „und dann noch eine tüchtige Portion Ärger und Verdruß“, setzte sie maliziös hinzu.
„Das ist im Preis inbegriffen,“ sagte das Mädchen sanft.

*

Religionsstunde in der Dorfschule. Vom Auszug der Israeliten aus Ägypten ist die Rede. In der „Biblischen G'schicht“ war das wundervoll im Bilde dargestellt: Vorauf der König Pharao in der Sänfte, die Priester in würdigen Gewändern, Moses und die Juden, und zum Schluß die unabsehbare Schar der Sklaven, die mit nackten Oberkörpern schwere Lasten schleppten. Alles war besprochen und erläutert.
„Und“, fragt der Herr Katechet die Schulbuben, „wer sind denn nun wohl die vielen Leute mit den nackten Oberkörpern, die da in hellen Haufen dem Zuge ins gelobte Land folgen?“
Der Seppl weiß es: „Dös san d' Sommerfrischler!“

Das Pfauenauge / Von Hans Breiteneichner

Sie saßen eng nebeneinander an langen, grob gezimmerten Tischen, auf langen, harten Bänken. Wenn einer seinen Platz frei machte, standen zwei hinter ihm. Wer rascher zudrängte von den beiden, durfte sitzen.
Aber Franz hatte heute Glück. Kaum hielt er seine beiden Blechteller in der Hand, beobachtete er einen Mann, der seinen Löffel weglegte. Fünf Schritte von der Ausgabestelle entfernt; der Platz war ihm sicher.
Während Franz seinen rechten Fuß hob und über die Bank stieg, schämte er sich einen Augenblick lang seiner zerrissenen Schuhe. Dann dachte er daran, daß niemand von all denen, die hier waren, zerrissene Schuhe beachtete, genau so wenig, wie all die anderen, deren Schuhe ganz sind, dies für bemerkenswert halten können.
Beim Übersteigen streifte Franz die Schultern seiner beiden Nachbarn. Er entschuldigte sich mit einem kurzen Laut. Die Antwort war gleichfalls nur ein dünner Stimmton. Durch das Anstreifen bekam Franz ein wenig Übergewicht nach vorne. Ziemlich hart stieß er mit seinen zwei Tellern auf das blank gescheuerte Holz. Die Teller summten leise auf, als wollten sie daran erinnern, wie gut es ist, aus Blech zu sein. Porzellan gibt leicht Scherben. Und Zerbrochenes ersetzen können wohl die Gäste im Hotel, aber nicht in einer Volksküche.
Als Franz dies dachte, duckte er sich leicht zusammen, wie ein Mensch, dem ein Schlag droht. Immer wieder erinnerte er sich daran, wo er war. Er konnte nicht, wie die meisten anderen, zufrieden sein, seinen Hunger stillen zu dürfen.
Er schob den einen Teller nahe an sich, tauchte den Löffel ein, hob ihn und ließ die Suppe in einem breiten Strahl zurückfließen. Er wiederholte diese Bewegung ein paarmal. Wie er als Kind vor dem Essen gebetet hatte, schaute er jetzt zuvor in den trüben Strahl der Suppe. Dabei hatte er anderes als fromme Worte im Sinn. Im zweiten Teller waren breiig gekochte Linsen und drei große Kartoffeln. Mit dem Löffel zerstückelte er die Kartoffeln in unzählig kleine Teile. Dann erst fing er an, die Suppe zu essen.
Während er aß, grübelte er weiter. Mit jedem Schluck kam ein neuer, häßlicher Gedanke auf. In seinem Kopf ballten sie sich zusammen und drehten sich im betäubenden Wirbel. Franz lehnte den Löffel an den Tellerrand und schaute aus verschwommenen Augen starr in die Luft. Mechanisch schob er den noch halbgefüllten Teller mit der Suppe von sich und rührte mit dem Löffel im Linsenbrei. Er hob den Löffel zum Mund. Aber er vergaß die Lippen zu öffnen. In diesem Augenblick sah er einen Revolver liegen. Er hatte die Augen geschlossen, aber er wußte, in seiner engen Mietskammer, in der unteren Schublade der alten Kommode, beim Hineinlangen gleich rechts, dort liegt er.
Erst jetzt öffnete Franz den Mund; jetzt konnte er ruhig essen. Sein Entschluß zu sterben hatte nichts Erschreckendes für ihn. Er war zwanzig Jahre alt. Seit nicht allzulanger Zeit aß er jeden Mittag für fünfzehn Pfennig in dieser Küche. Wie er dazu gekommen war, dies in Einzelheiten zu erzählen, wäre ihm belanglos vorgekommen. Unglück, ist es einmal da, schlägt hintereinander zu. Schon eine Uhr verträgt nicht gut das Rütteln. Und ein Mensch, noch vielfach komplizierter in seiner Funktion als jenes Räderwerk, kommt gleichfalls in Unordnung. Die Uhr geht vor, geht nach, bleibt hängen, zeigt Mittag, wenn es Abend ist. Sinnlos ist ihr Zweck. Sinnlos ist das Leben für jenen Menschen, der, einmal auf den Kopf gestellt, die Welt nur noch verworren sieht.
Franz hatte jetzt zur Hälfte seinen Linsenbrei aufgegessen. Er hatte aufgehört zu grübeln. Mit einemmal, da er genau wußte, was er in den nächsten Stunden zu tun hatte, fand er seine Ruhe wieder. Der Wirbel in seinem Kopf kam zum Stillstand. Jede einzelne Bewegung lag klar vorausbestimmt in seinen Gedanken. Er würde aufstehen, die Straßen entlang gehen, in die Schublade greifen, den Mund weit aufmachen und abdrücken. Dies alles stand fest. Er hatte mit dem Leben abgeschlossen. Also hatte er jetzt Zeit, überflüssige Zeit, wie ein Mensch, der am Bahnhof auf den Zug wartet, mit dem er fortfahren wird.
Und deswegen, weil er Zeit hatte, aß Franz auch noch den Rest der Suppe, nachdem er den Teller mit den Linsen sauber ausgeräumt hatte. Er hob den Kopf und schaute um sich. Der Andrang zu dem Schalter, wo eine dicke Frau mit weißer Schürze und einem großen Schöpflöffel in der Hand das Essen verteilte, wurde immer größer. Der Vorrat geht zur Neige, stellte Franz fest, und er empfand auf einmal Abscheu vor den ängstlich sich scharenden Menschen. Er fühlte sich überlegen. Morgen schon, dachte er, wird einer weniger sein, der leer ausgeht. Ich habe verzichtet auf meine Portion. Er war sogar einen Augenblick lang bereit, aufzustehen und den Leuten ins Gesicht zu lachen. Macht die Augen auf, wollte er zu ihnen reden, seht euch an, seht einmal die Welt an und sagt mir dann, was euch noch zurückhält, mit mir zu gehen?
So vertraut war Franz schon mit dem Gedanken an seinen Tod, so überzeugt war er von der Sinnlosigkeit des Lebens, daß er sogar Mitleid verspürte mit all denen, die zurückbleiben mußten.
„Sie sind so traurig, junger Freund!"
Von weither hörte Franz diese Worte kommen. Aber als er den Kopf zur Seite wandte, wußte er, daß der Mann rechts neben ihm gesprochen hatte. Da mußte er in seinem Mitleid lächeln.
„Woher wollen Sie das wissen?"
„Ich spüre es", sagte der Mann. „Ich höre aus Ihrer Stimme, Sie sind noch sehr jung."
Es war ein alter Mann, der redete, ein alter Mann mit einem Kranz weißer Haare. Sein Anzug war abgetragen, an manchen Stellen dünnfaden, aber sauber gebürstet. Während er sprach, schaute er geradeaus.
„Oh!" sagte Franz im überlegenen Ton, „ich bin noch jung; sicher nicht schwer, dies festzustellen." Er wunderte sich darüber, angesprochen zu werden. Sonst waren hier die Leute nicht aufgelegt zum Reden.
Der alte Mann war fertig geworden mit dem Essen. Er legte seinen Löffel sorgfältig neben sich.
„Junger Freund, darf ich Ihnen etwas zeigen?"
„Wenn Sie Wert darauf legen."
Franz fühlte sich wohl, unhöflich zu sein. Der alte Mann überhörte es. Er wandte sich nach der anderen Seite, einem jungen Mädchen zu.
„Tina, gib mir bitte die Schachtel."
Das Mädchen legte eine blaue, schmale Zigarettenschachtel in seine Hand.
„Danke, ich rauche nicht!" sagte Franz rasch.
Der Mann achtete nicht auf seine Worte und stellte die Schachtel behutsam vor sich auf den Tisch. Einen Augenblick lang wandte er Franz sein Gesicht zu. Ein mildes weißes Gesicht mit großen, hellen, fast wasserklaren Augen.
„Tina hat ihn heute morgen in meinem Zimmer gefunden. Er war tot. Er hat sich sicher verflogen. Aber er ist sehr schön; nicht wahr, Tina?"
Dann nahm der Mann fast zärtlich den Deckel der Schachtel ab. Und Tina antwortete: „Der Schmetterling heißt Pfauenauge. Sein Grund ist rötlichbraun. Die Augenflecken auf seinen hauchdünnen Flügeln schillern alle Farben: golden, grün, violett, himmelblau."
Der Mann horchte atemlos auf die Stimme des Mädchens. Dabei hatte er seine Augen zugemacht. Als das Mädchen die Schönheiten des Falters aufgezählt hatte, schob er seine schmalen, blassen Hände vor sich hin und fing an zu reden. Fast wörtlich wiederholte er, was das Mädchen gesagt hatte.
„— — — hauchdünne Flügel — — — schillern in allen Farben: golden, grün, violett, himmelblau — — —"
Dann rückte er die Schachtel zu Franz.
„Sehen Sie, junger Freund, wie herrlich. Schauen Sie ihn einmal genau an, dann werden Sie nicht mehr traurig sein."
„Ich bin gar nicht traurig", sagte Franz barsch. Es war ihm zuwider geworden, dem alten Mann zuhorchen zu müssen. Einfältig wie ein Kind redet er, dachte Franz. Er denkt, ich soll mich über seinen Schmetterling freuen?!
„Junger Freund, Sie müssen wieder froh werden! Betrachten Sie den Falter genau und denken Sie daran, wie schön es dort ist, wo noch viel mehr Schmetterlinge fliegen, über den Blumen, über den Baumblüten, über den Tauperlen der Gräser, wenn die Sonne scheint, wenn ein leichter Wind zieht."
Da lachte Franz roh auf.
„Wissen Sie, lieber Mann, mit Ihren sanften schönen Worten können Sie einen Narren beglücken. Bei mir reden Sie umsonst."
Der Mann aber hörte wieder nicht die harten Worte. Noch milder war seine Stimme, traumhaft bedächtig und fast flehend.
„Junger Freund, Sie müssen den Falter anschauen, Sie müssen sich freuen."
Da überkam Franz eine sinnlos trotzige Wut. Man konnte ihn nicht zwingen, etwas schön zu finden, wo das ganze Leben häßlich war für ihn. Und er reckte sich auf, ganz nah zum Ohr des Alten und triumphierte: „Ich werde mich erschießen!"
Eine Sekunde lang schwieg der Alte. Dann schüttelte er den Kopf.
„Nein — Sie können das nicht tun."
Und er rückte Franz von neuem die Schachtel zu.
„Dieser einzige Schmetterling."
„Danke!" schrie Franz. „Habe gesehen, jedes Kind kann einen Schmetterling sehen!"
„Nein", sagte der Alte. Er wandte sein Gesicht Franz voll zu.
Und Franz empfing den größten Schmerz seines Lebens — der ihm den Wert des Lebens zurückbringen sollte.
Erst jetzt erkannte er: Der Mann neben ihm war blind.

Ewiger Wanderer / Von Hermann Seidelbach

Den hält keiner mehr, der schon so weit gegangen,
Dem baut keiner mehr ein festes Haus,
Den nimmt auch die Liebe nie mehr lang gefangen;
Immer wandert er, der schon so weit gegangen,
Und in einer Nacht am Wege löscht er aus.

Jenes Unstillbare, das in seinen Schritten
Wie ein Eignes wirkt und ihn verführt,
Achtet keines Winkes mehr und keiner Bitten;
Denn ein stärk'rer Ruf, wie aus des Weltalls Mitten,
Ist ihm zugeweht und hat sein Herz berührt.

Kaum noch mag er wissen, ob er selber schreitet
Oder ob die Erde unter ihm entflieht.
Seine Seele aber hat sich so geweitet,
Daß dies alles, was an ihm vorübergleitet,
Wie sein Atemholen in ihm selbst geschieht.

Spießer

(Wilhelm Schulz)



„Wos i da gestern im Suff g'sagt hob, gell, dös will i fei net g'sagt ham ...“ – „O mei, mir derfst anvertrau'n, wos d' willst, i ko ma's do net merka.“

Das Gewissen / Von Harold Theile

Ich fahre mit meiner alten Schreibmaschine in die Stadt. Nichts hilft mehr, sie muß versetzt werden. Denn wo das Brot fehlt, leidet selbst die Pietät.

Aber niemand will etwas für sie geben. Veraltet, verbraucht, Schrott und andere unfreundliche Werturteile fallen. Wir schämen uns ein wenig voreinander, die Schreibmaschine und ich.

In den Anlagen suchen wir uns eine schöne Bank. Die Sonne scheint, Straßenbahnen klingeln, und wohlgenährte Personen kommen vorüber. Eigentlich sind wir froh. Weil wir uns nicht trennen können.

Gegenüber ist ein Limonenstand. Durst meldet sich, und ich durchsuche die Taschen. Ein Soldo tritt ans Licht, aber für ihn allein bekommt man nichts. Womit soll ich nun die Rückfahrt in das Dorf bezahlen?

Aber da ist noch der Scheck. Der Scheck über zweihundert Lire, den ich für Signor Pezzogrosso einlösen soll. Ob er es mir übelnimmt, wenn ich sechs Lire fünfzig davon leihe?

Der Schalterraum in der Banca Commerciale gleicht einer Festspielhalle in den reiferen Jahren. Glas, Marmor und vergoldeter Stuck haben sich mit Staub gepudert. Verloren steht man in der Weite, von niemandem erwartet. Ich fasse mir ein Herz und halte nacheinander sieben bleichen Herren mein Papier unter gleichgültige Augen.

Ein achter Herr nimmt den Scheck und geht damit fort. Nun kommt es darauf an, Geduld zu üben.

Ein smarter Geschäftsmann, dann eine leichtfertige Dame, hierauf ein törichter Lehrjunge verhandeln Banktechnisches über die Barriere. Der Raum steht hochmütig herum. Keiner liebt ihn, mit Ausnahme seines Architekten.

Heimweh überkommt mich. Ja, wenn man das Geld besäße, heimzureisen, nach Norden, und sich da erst mal eine Zeitlang zu behaupten! Zweitausend Lire, das würde reichen. Zweitausend Lire . . . eine ganz unfaßbar hohe Summe.

Man winkt mir. Geschäftig eile ich zur Kasse.

„Zwölftausend Lire", sagt der Kassierer und wirft Notenbündel zu je tausend Lire vor mich hin. „Eins, zwei, drei, vier . . ."

In meinem Schädel gibt jemand Gas. Zwöltausend? Ein Irrtum, ein gesegneter Irrtum. Ruhe jetzt! Das Geld mit fester Hand einstecken, sicheren Schritts hinaus, Taxi, mit der Bahn bis in die Nähe der Grenze, im Grenzort X, wo mich alle Leute kennen, hinüber. Dann zweihundert Lire an Signor Pezzogrosso schicken.

Das Herz klopft gar nicht einmal übermäßig stark. Nur der Schweiß bricht aus. Der Augenblick der Heimkehr, seit einem Jahr ersehnt, erträumt, ist da. Plötzlich sagt jemand laut: „Das ist ein Irrtum. Zweihundert Lire, nicht zwölftausend."

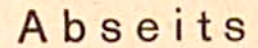
Entgeistert sehe ich den Kassierer, wütend blickt mich der Kassierer an. Wer sprach da?

Ich selbst. Meine innere Stimme hat sich zum Wort gemeldet. Mein besseres Ich schaltete sich automatisch ein.

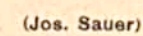
Da stehe ich, ein Opfer guter Erziehung, und sehe zu, wie der Kassierer mit fliegenden Händen die Bündel zusammenrafft. An ihrer Stelle liegen jetzt zwei armselige Scheine.

Im Autobus zurück zum Dorf haben wir ein schlechtes Gewissen, ich und die Schreibmaschine. Von den zweihundert Lire des Signor Pezzogrosso fehlt das Fahrgeld: sechs Lire fünfzig.

Und so erhebt sich denn die Frage, ob das schlechte Gewissen ein Ding an sich ist: Formulieren wir so: bedeutet das schlechte Gewissen, das ich wegen sechs Lire fünfzig habe, die gleiche konstante Größe wie dasjenige schlechte Gewissen, das sich um elftausendachthundert Lire einstellt? Wenn dies der Fall ist, und manches spricht dafür, so bin ich der Meinung, daß man nicht in die Stadt fahren sollte. Sie birgt zu viele Gefahren.



Abseits



(Jos. Sauer)



„I hab' allerweil g'moant, der Tupferfranzl kimmt aa?" — „Ah wo, der lebt ja in Scheidung, der traut si' net in die freie Natur!"

Der Spaßvogel

Ich fuhr in dem mir unbekannten Leipzig mit der Straßenbahn, um nach einer Vorortstraße im Norden zu gelangen. Auf dem Hinterperron, auf dem ich stand, befanden sich der Schaffner und ein Fahrgast. Ich erkundigte mich bei dem Schaffner, wo ich aussteigen müsse, und er nannte mir den Namen einer vier Haltestellen entfernten Straße und beschrieb mir genau den Weg, den ich dann noch zurückzulegen hätte.

Hier mischte sich der Fahrgast ins Gespräch: „Sie missn schon an dr driddn Haldeschdelle ausschdeijn. Wenn Se dann lings de Garnisonschdraße rundrgehn, da gomm Se viel gerzer!"

Der Schaffner schaute den Fahrgast mit vernichtendem Blick an und lehnte seine Auskunft kategorisch ab. Nur die vierte Haltestelle sei die richtige für mich.

Der Fahrgast beharrte auf seinem Standpunkt: „Ich genne die Schdraße doch ganz genau. Gloom Se nur, wasj Ihnen saache. Mir schdeijn nachher zesammn aus!"

Ich befand mich in einer unerquicklichen Lage. Welchen Rat sollte ich mir zu eigen machen? Die Auskunft des Schaffners kam mir solider vor, aber die Worte des Fahrgastes waren eindringlicher, und da ich Aussicht hatte, von ihm persönlich ein Stück geleitet zu werden, entschloß ich mich, an der von ihm bezeichneten Station den Wagen zu verlassen.

Der Schaffner rief die Garnisonstraße ab. „Gomm Se", sagte der Fahrgast, offensichtlich in triumphierendem Tonfall gegenüber dem Schaffner, „hier missn mr rundr!"

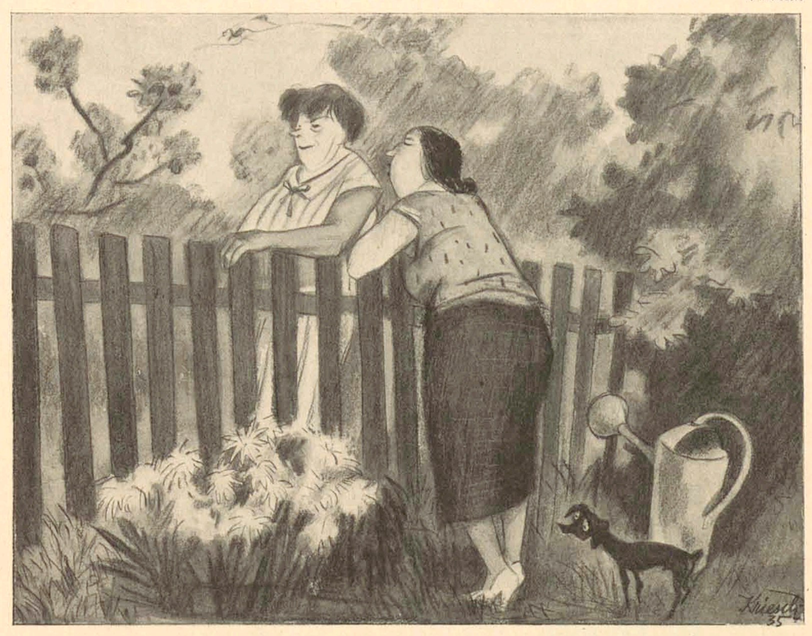
Wir stiegen zusammen ab. Ich stand jetzt mit meinem Berater an der Garnisonstraße und erwartete näheren Bescheid. Aber dieser Bescheid fiel anders aus, als ich es mir gedacht hatte. „Wissen Se", sagte mein Schutzpatron, „eechendlich wärs schon besser gewesen, wenn Se bis zur nächsdn Haldeschdelle midgefahrn wärn, awr ich wollde gerne den Schaffner e bißjn ärjrn. Ich fahre nämlich alle Daache die Schdregge und genne den genau. Das is so e aldr Rechthaber."

Hans Bauer

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzenummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 12979 I. Vj. • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Der Gebrauchshund

(R. Kriesch)



„Is wieder a Glück aa, daß ma 's große Los net g'wunna hat! Ma' müaßt si' ja vor die Einbrecher fürcht'n!" — „No, des waar net so g'fährli', i hob ja mein' Schnaxi!"

Fundstück

Am Tor 2 des kürzlich eröffneten Glienicker Volksparkes bei Potsdam steht eine Tafel mit der Aufschrift:

„Der Park ist von 8 Uhr bis 19 Uhr geöffnet. Um 19 Uhr werden die Tore geschlossen. Nach 21 Uhr ist der Aufenthalt im Park verboten. Hunde bitten wir in den Park nicht mitzunehmen. Mitgenommene Hunde sind an kurzer Leine zu führen."

Mondkäfig

Von Karl Martin Schiller

Der Mondkäfig mit sieben kleinen Blättern darin
ist in den Wipfel der Birke hinausgehängt.
Auf einer schwankenden Aststange her und hin
hüpfen die Blätter, das eine ans andre gedrängt.
Sie lecken die Pfötchen und heben die winzigen Tätzchen
wie junge verspielte kurzhaarige Silbereichkätzchen.
Dann gehn sie ans Nachtmahl und knabbern geschäftig und leis —
was denn?
Windlispelspeis.
Silberlichtreis.

Lieber Simplicissimus!

Ich war in einem kleinen Albdorf in der Sommerfrische. Es war alles sehr nett, wenn auch ein bißchen primitiv. Darum staunte ich sehr, als ich an jenem Örtchen, von wo aus sich in jener Gegend dem Verweilenden durch einen herzförmigen Ausschnitt hübsche Ausblicke zu eröffnen pflegen, eine Klosettrolle entdeckte.

Die Freude über diesen unerwarteten Komfort war jedoch kurz. Denn schon andern Tages war die Rolle durch ziemlich triste Überreste des dortigen Kreisblattes ersetzt. Ich wagte bei der Tochter des Hauses zu reklamieren. Aber sie nahm es mir sehr übel. „Die Roll' kommt nur am Sonntag hin", antwortete sie schnippisch, „und ich mein', das ischt aller Ehre wert."

*

In einem kleinen Weinbeizchen traf ich oft einen Mann, der unverhältnismäßig viel Rebensaft in sich hineinpumpte. Ich selbst bin auch allerhand gewöhnt, aber hier staunte ich zuweilen sehr.

Eines Tages hatte er sich besonders gütlich getan. Und es hatte den Anschein, als ob er noch lange nicht aufhören wolle. „Diese Quantitäten!" erlaubte ich mir besorgt auszurufen. „Wie können Sie nur?" „Ach," meinte er gleichmütig, „bei einigermaßen gutem Willen geht alles."

*

Kleine Bemerkungen

Manche Leute finden es besonders beruhigend, daß sie ihre frommen Traktätchen mit der Couponschere aufschneiden können.

*

Vieles, was nach außen als Uneigennützigkeit erscheint, wird zu Hause schlicht auf Betriebsunkosten verbucht.

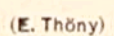
*

Manche Menschen sind nur die Konkursverwalter ihrer selbst.

oha

Deutsche Stimmen

XIX



Wir kennen doch die katholische Kirche genug, um zu wissen: Je mehr der berufene Beschützer des Rechts und der vernünftigen sittlichen Bildung nachgibt, um so weniger gibt sie nach, denn ihr genügt nichts als alles.

Friedrich Theodor Vischer

München, 18. August 1935 **Preis 60 Pfennig** 40. Jahrgang Nr. 21

SIMPLICISSIMUS

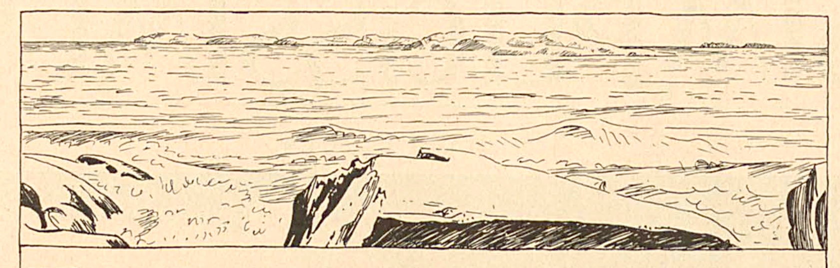
Die blinde Europa

(Karl Arnold)



„Doch schön, zu wissen, daß ringsherum die Blumen blühen!"

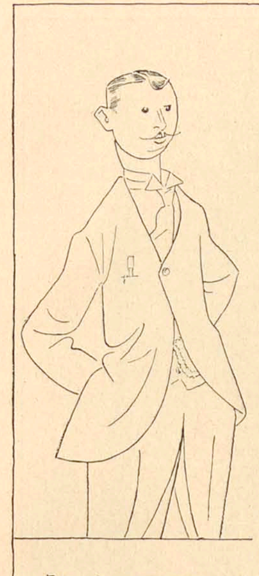
NORDISCHE GESCHICHTEN II



HJALMAR JOHANSEN WAR FISCHER AUS TORSHAFEN.
TORSHAFEN LAG ZUÄUSSERST IN DEN SCHEEREN BEI LANGESUND.
DORT WAR NICHTS ALS DAS WEITE MEER MIT SEINEN KAHLEN STEININSELN.
HJALMAR WAR VERLOBT MIT DER KRÄMERS-TOCHTER AMANDA — DIE SCHÖNE AMANDA.
ER KONNTE ABER SO SCHWER BEGREIFEN, DASS SIE JHN GERN HATTE —
DENN ER WAR JA BLOSS STARK, SCHWEIGSAM UND FINSTER.
AMANDA WAR FÜR JHN WIE EIN ENGEL SO UNWAHRSCHEINLICH SCHÖN.

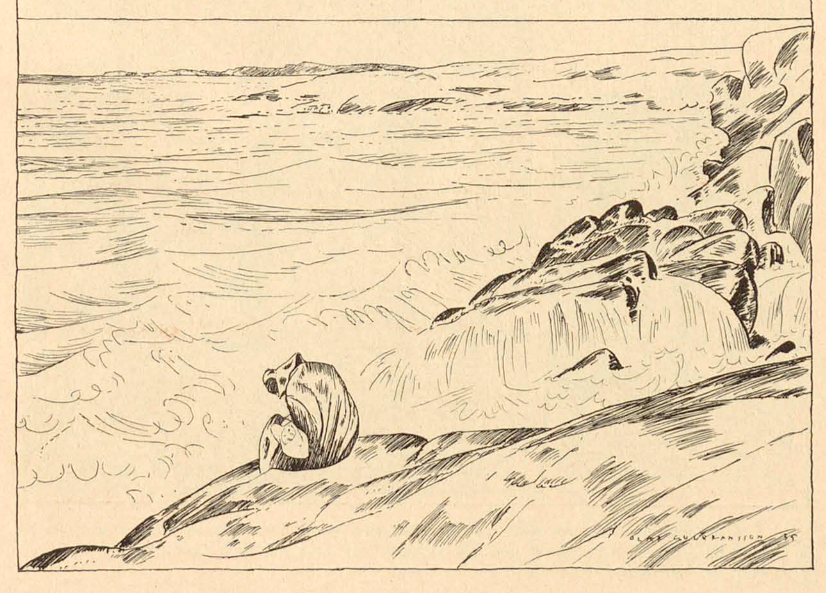


BEI JHREM GANZEN BEISAMMENSEIN HATTEN SIE KAUM MITEINANDER GESPROCHEN.
DIE AMANDA HATTE ABER JHREN HJALMAR SEHR GERN.
JM HOCHSOMMER KAM ZUM KRÄMER EIN NEUER LADENSCHWENGL.
ER WAR SEHR HÜBSCH.
VON DEM TAG AN DACHTE DER HJALMAR SIE WÄRE FÜR JHN SO GUT WIE VERLOREN.
DER LADENSCHWENGL WAR FÜR AMANDA WENIGER WIE LUFT.
EINES SCHÖNEN TAGES WOLLTE DAS UNGLÜCK, DASS DIE BEIDEN, DER LADENSCHWENGL UND DIE AMANDA, HINAUS FAHREN MUSSTEN ZU EINER DER ÄUSSERSTEN JNSELN, UM NACH DEM KLIPPFISCH ZU SCHAUEN.



ALS DER HJALMAR DIE BEIDEN ZUSAMMEN HINAUSRUDERN
SAH, WAR ES FÜR IHN, WIE ZWEI UND ZWEI IST VIER –
DASS ALLES AUS WÄRE.
ER HATTE KEINEN ARGWOHN GEGEN DIE BEIDEN.
ER WAR BLOSS SO STEIN=UNGLÜCKLICH.
ER HIELT ES DANN NICHT MEHR AUS UND RUDERTE
AUCH ZU DER INSEL HINAUS.
AMANDA ENTDECKTE IHN SCHON WEIT DRAUSSEN –
DENN SO RUDERTE NUR ER.
ERREGT LIEF SIE ZU IHM AN DEN STRAND HINUNTER,
BESCHWOR IHN, DASS ES NICHTS SEI – DASS SIE
NUR HIER WAREN WEGEN DES KLIPPFISCHES
UND DASS DER LADENSCHWENGL IHR GANZ WURST
WAR.
ER SETZTE SICH UND NAHM SIE AUF SEINEN SCHOSS.
HIER, WO DIE BRANDUNG MIT IHREM ORGELWERK
UM DIE STEINE HIN UND HER WUSCH –
KAM ES ÜBER IHN ALS OB ER ENDLICH REDEN
KÖNNTE – IHR ALLES, ALLES SAGEN,
WIE WAHNSINNIG ER SIE LIEBTE.
ER WUSSTE NICHT WIE ES VOR SICH GING –
NACHHER KONNTE ER ES SO SCHWER BEGREIFEN –
ABER WIE EIN BERGRUTSCH WÄLZTE SICH
SEINE GANZE VERZWEIFLUNG ÜBER SIE HER.
ER PRESSTE SIE IN SEINEN ALLZUSTARKEN ARMEN
UND JAMMERTE IHR SEIN HERZ AUS.
DURCH DIE BRANDUNG HINDURCH KAM ES IHM
EINMAL VOR ALS OB SIE GESCHRIEN HÄTTE,
ABER GENAU WUSSTE ER ES NICHT.
WIE ER SICH AUFRICHTETE, WAR SIE TOT.
ER HATTE SIE TOTGEDRÜCKT.

ER RUDERTE SIE HEIM, ZEIGTE SICH NACHHER AN
UND SASS DEN REST SEINES LEBENS IM GEFÄNGNIS.



Viele Wege führen zur Weltrevolution

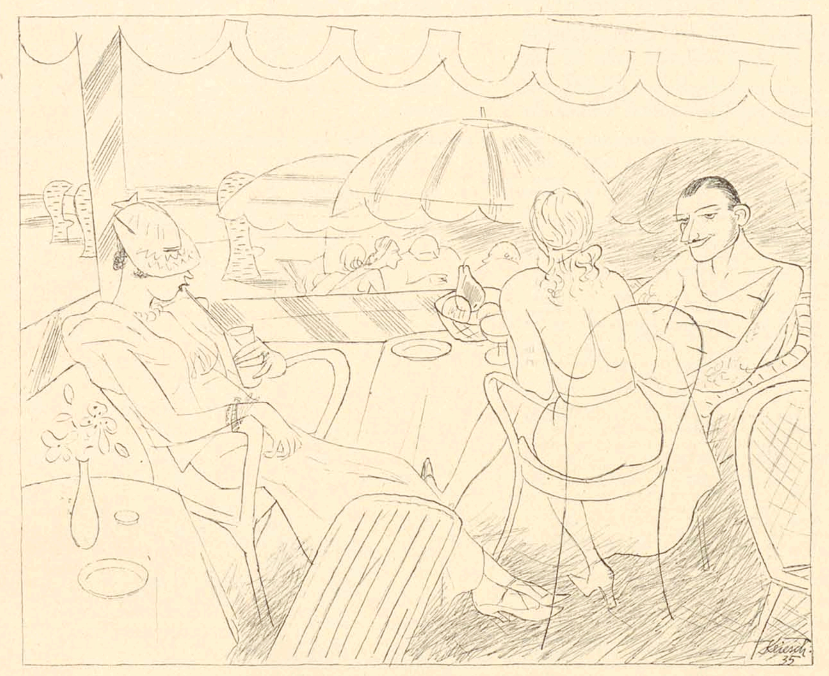
(Wilhelm Schulz)



„Aus Deutschland haben sie uns zwar 'rausgeworfen, aber in der Tschechei, in Spanien, in Holland, in Frankreich – überall marschieren wir! Die Sache in New York war auch nicht schlecht. Wenn wir jetzt noch die Habsburger Krone lancieren — dann — — —!"

Ein kühles Mädchen

(R. Kriesch)



„Soso, blondes Fräulein, ausgerechnet das Schwimmen lieben Sie so! Warum eigentlich?“ — „Weil man keinen Mann dazu braucht, wie beim Tanzen.“

Mitten im Leben / Von Johan Luzian

Eine Schlange wollte uns narren, wollte die schöne Welt uns verderben, im Schilf, zwischen den buttergelben Teichrosenkrönlein, den strahlendweißen Nymphäen mit dem goldenen Dotter. Sie hing geringelt um die Halmschläuche der Wasserblumen, ihr Schwanz schlug erregt gegen ein dürres Rohr vom vergangenen Jahre, das noch die braunen Wimpel wehen ließ über den raschelnden Blättern des jungen Schilfs. Wuchernd, strotzend, mannshoch, klaftertief wuchs es hinaus in die stille Bucht, Jahr um Jahr rückte es ein wenig weiter vor, als wolle es den ganzen See austrinken, den stahlblauen, mildgrünen See, um den die Wälder dunkeln.

Die Natter hatte den schwarzgrünen Wasserfrosch an einem Hinterbein gepackt, ihr Zahn hatte ihn geschlagen, und nun zappelte das Fröschlein vor dem Natternmaul und quarrte, und sein Herz pochte unter der weißen Kehle, und seine Goldaugen flehten das Schilf und die Rosen und das Wasser und den wolkenbetupften Himmel an, aber es half ihm niemand und nichts. Die Natter ließ ihn sich müde zappeln, und dann schluckte sie wieder ein wenig weiter an dem Fröschlein, bis es ihr mundgerecht war, bis es in ihrem Rachen verschwinden konnte und in dem schuppendunklen, weiß und schwarz am Bauche glänzenden Leib ein Klümpchen bildete, ein immer geringeres Klümpchen, ein Nichts. Aber da war die Natter längst fort, war ringelnd untergetaucht zwischen den schwimmenden Blattinseln, auf denen Fliegen und schillernde Libellen und stumpfe, verflogene Hummeln saßen, und alles war wieder regungslos zwischen dem Schilf, auf das die Sonne brannte, in dem der rasche, wandernde Wind sich vergnügte.

Du hattest die Augen voll Angst und Mitleid und hattest das Ruder gehoben, um diese Natter zu treffen, das Fröschlein zu retten. Doch ließest du alles geschehen und rührtest dich nicht, und wir beide sahen dem Tode des Fröschleins zu, und erst als die Schlange verschwunden war, sagtest du: „Komm, laß uns fort!“ . . . Und als wir weiterruderten: „Rudere ein wenig schneller, bitte!“ . . .

Sieh einmal hier unter uns in das Wasser, antwortete ich. Vielleicht kannst du den großen Hecht sehen, wie er den Weißfisch verschlingt. Oder den Zander, der den Barsch erjagt hat. Oder sieh einmal dort hinüber nach dem Lärchenwald, siehst du, dort rüttelt ein Falke, und gleich stößt er hinab auf das Mäuschen, das aus dem Loche spitzt, oder sieh nur die Schwalben, wie sie blitzen in der Sonne und den Schnabel voll Insekten haben, oder vielleicht kannst du auch den Marder dort am Ufer erkennen, der die jungen Vögel erwürgt . . . ach, sieh dort die Spinne, die dicke, gestreifte, wie viele Blindfliegen hat sie gefangen? . . . Ja, Liebe: Eines nährt das andere durch seinen Tod. Doch wollen wir uns die schöne Welt mit den schwarzen Fragen verdunkeln? . . .

Nein, nein! . . . Und du breitetest die braunen Arme weit aus, als möchtest du den Wind fangen, den frischen, wasserfrohen, und sagtest: „Wir wollen sie lieben, die Welt, wir wollen es lieben, das Leben!“ . . . Und nach einer Weile: „Schließ einmal die Augen ein wenig zu einem Spalt . . . Jetzt ist alles nur Gold und Grün und Blau, ein wogender Traum . . .“

Ja, so muß man die Erde sehen, jetzt, in der hohen Zeit dieses Sommers.

Wir glitten weiter am Schilfrand entlang, und es lockte uns, noch einmal durch die Binseninseln zu rudern, die Seerosenstille zu stören, die jungen Fische zu jagen, die sich hier wärmten.

Da fanden wir das Nest des Haubentauchers, des scheuen Fischräubers. Es schwamm zwischen den blaugrünen Binsen

(Schluß auf Seite 246)

Mitten im Leben

(Schluß von Seite 245)

auf einer kleinen Insel von Halmen, rund geflochten, mit Schlamm überspritzt, und in dem Nest lagen drei hellbraune Eier. Der schöne Vogel aber korrte und köckerte nur eine Bootslänge von uns entfernt, er tauchte ein kurzes Stück zwischen den Halmen hin und her und kam immer wieder rund um das Nest hervor. Dabei schalt er mit einer hohlen, angstvollen Stimme, sein Dolchschnabel stand sperroffen, sein Kopf ruckte, die schönen kupferroten Federbüschel an den Seiten waren wie Flämmlein im Dickicht des Schilfs. Wir aber sahen der Angst, dem Entsetzen des Wasservogels zu, sahen die hübschen gebräunten Eier an und fühlten uns versucht, sie in die Hand zu nehmen und ihre Wärme zu kosen . . . Wir sahen gern, wie der Vogel tauchte, immer von neuem tauchte, blitzschnell, und wiederkam, immer an anderer Stelle, als wie wir geraten hatten: Da! Nein, dort! Hier! Es war nur ein Spiel für uns, ein zufallsgeschenktes Spiel in der Stille, für den Vogel aber war es die Todesangst um das Nest.

Dann sagtest du heiter und satt von dem Spiel: „Nun laß uns weiter!" Und später: „Das Tierchen hatte eine Stimme wie ein Mensch, der um Hilfe ruft . . ."

Und wir kamen uns sehr gütig vor, daß wir ihm nichts zuleide getan hatten, daß wir besser waren als die Schlangen, die Hechte, die Falken, die Marder.

Gegen Abend schallte ein Schuß in den Wäldern, weit von uns fort, und noch einmal ein Schuß. Das Echo der Schüsse rollte von Ufer zu Ufer, rollte lange und satt über den See und die Felder auf den Höhen dort drüben.

Wir fuhren darauf zu und stiegen an Land, gingen Arm in Arm die blaugeteerte Landstraße nach unserem Hause. Dort begegneten wir dem Jäger des Grafen.

Er trug den Rehbock über der Schulter. Durch die Fesseln des Tiers hatte er einen Schnitt gemacht, sie zusammengebunden und sich die braunschimmernde Last über die Schulter gehängt neben seinem Gewehr. Der Jäger hat einen langen braunen Bart, der ihm in zwei schönen Spitzen über die Brust bebt, wenn er lacht, und er lacht gern, er steckt voller Scherze. Seine Augen blitzten über das Glück des Schusses, als er vorüberging, stolzen Gesichts, den schönen langen Bart voll Pfeifenrauch.

Bald kommt die Zeit der Entenjagd, dann wird er hinaufschießen in den dunkelnden Himmel, den Abendstern auf der Kimme, wird in den schaukelnden, rauschenden Flug der Tiere den Tod senden. Ja, er lebt gern, und er tötet gern, der starke, fröhliche Jäger.

Nicht ganz leicht

Ein Ehepaar streitet sich wegen der lieben Verwandten. Endlich schreit der Ehemann voller Wut: „Und wenn mich auch deine Verwandtschaft durch die Hackmaschine treibt, so komme ich doch mit weißer Weste wieder raus!"

Unlauterer Wettbewerb

(Jos. Sauer)



„Was, de Meißnersche had sich lädzd'n Sondach v'rlobd?" — „Tschä, des raffinierde Lud'r is egal nur mid'n Bisd'nhald'r bad'n gewäs'n!"

Lieber Simplicissimus!

Es war in einem kleinen schummerigen Lokal. Ich döste sachte für mich hin. Da wetzte plötzlich eine ältliche Dame herein und bot mir ziemlich unvermittelt fromme Traktätchen an. Ich dankte höflich. Sie aber ließ nicht locker. Bis ich ihr deutlich zu verstehen gab, daß ich in der hier vertretenen Form nicht an den lieben Gott zu glauben vermöge. Sie sah mich erschreckt an. Eine Kummerfalte ward sichtbar. „Da tun Sie mir aber leid", sagte sie betrübt, „— und Sie sehen erst so anständig aus!"

*

Frau Kächele versprach sich viel von ihrem Landaufenthalt. Selig lag sie am ersten Abend in dem bunt gewürfelten Bett, von allem restlos begeistert.
„Weißt du", sagte sie zu ihrem Gemahl, „ich bin jetzt schon ein ganz anderer Mensch. All das Dumpfe und Schwere des Großstadtalltags ist weg. Eine unendliche Melodie erfüllt mich. Um mich klingt es wie Sphärenmusik . . ."
„Das sind die verdammten Schnaken", sagte ihr Gatte und zerquetschte eines der munteren Tierchen an der Wand.

*

Vor einigen Wochen hielt ich mich auf meiner Rückreise aus den Bergen auch ein paar Tage in Stuttgart auf. In einer kleineren Kunsthandlung hörte ich da eine Dame zum Verkäufer sagen: „Ich möcht was Asiatisches! Des icht ja wirklich Mode. Was könne Se mr denn da empfehle?"
„Ha", sagt jener verbindlich, „vielleicht nemme Se a kloi's Buddhäle."

*

Ein kleiner Schüler einer Dorfschule begreift im Rechnen das Überschreiten des Zehners nicht. Da im benachbarten Städtchen gerade Jahrmarkt ist, benutzt der Lehrer dieses sehr aktuelle Ereignis, um dem Jungen am anschaulichen Beispiel diese Überschreitung deutlich und leicht zu machen. „Du gehst doch einmal auf den Jahrmarkt?" Ein freudiges „Ja" ist die Antwort. „Nun paß auf! Damit du Geld hast, gibt dir deine Mutter acht Pfennige und dein Vater noch sieben Pfennige. Wieviel hast du denn dann Geld für den Jahrmarkt?" Der Kleine versucht krampfhaft mit und ohne Finger zu einem Ergebnis zu kommen, aber es gelingt nicht. „Nun?" ermuntert ihn der Lehrer. Da bekommt er einen ganz roten Kopf und sprudelt hervor: „Da geh'ch liewer gar nich off'n Jahrmarkt."

*

Ein Gewitter tobt draußen. Ich stehe unter der Haustür und genieße das Schauspiel. Da ruft mein Jüngster aus der Tiefe des Hausflurs ängstlich: „Vater, komm rein, laß dich nicht vollblitzen!"

Morgenandacht

Von Fred Endrikat

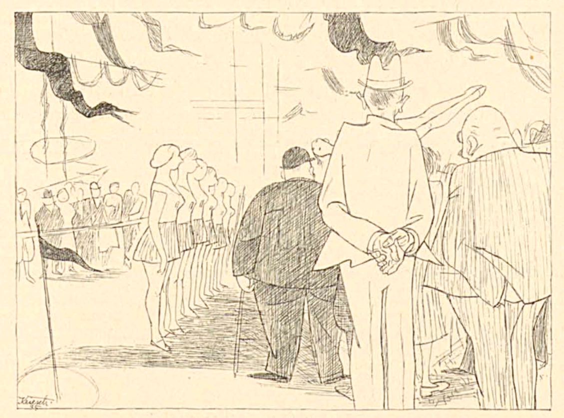
Es windet mir ein frischer Ost
ein bläulich Band um meine Nase.
Ein Brief kam mit der Morgenpost
und weht mir Blumen in die Vase.

Das wird fürwahr ein schöner Tag.
Mein Herz erfüllt ein frohes Ahnen
mit Wachtelsang und Finkenschlag.
Am Himmel flattern goldne Fahnen.

Die Lerche schwingt sich zum Zenit.
Der See glänzt morgendlich gerötet.
Vor einem Gänseblümchen kniet
ein Elefant im Gras — und betet.

Die Sportler

(R. Kriesch)

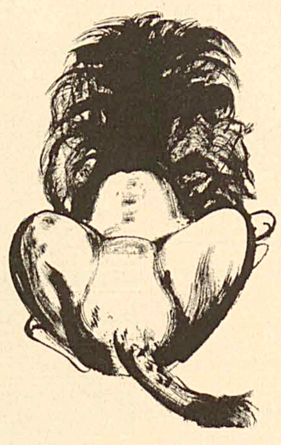


„Jaja, der Sport, sog i, der Sport, des is mei' Leid'nschaft!" — „Recht ham S', Herr Nachbar, i schaug' aa jed'n Sonntag zua!"

Sommermelodien / Von W. Holbrook

Jetzt, in der Jahreszeit der offenen Fenster, wird es immer unverkennbarer, daß wir vor dem Anbruch eines neuen goldenen Zeitalters der Musik stehen.
Vor nicht allzu langer Zeit sagte man voraus, daß das Grammophon die Lust zum Musizieren beeinträchtigen würde, und dann gab das Radio zu ähnlichen Prophezeiungen Anlaß. Warum sollte jemand im Schweiße seines Angesichts ein Musikinstrument spielen lernen, wenn er doch nur eine Scheibe drehen oder auf einen Knopf drücken mußte, um andere auf diesem Instrument künstlerische Musik hervorbringen zu hören?
Zu Beginn unseres Jahrhunderts war das Klavier im Salon das unerläßliche Sinnbild der Vornehmheit, ebenso unentbehrlich wie die Quasten am Sofa in der guten Stube. Prozessionen von Kindern wanderten zum Klavierlehrer, Prozessionen von Klavierlehrern zu den Kindern, und mehr als ein Kind gelobte sich damals insgeheim: „Ich werde meine Kinder nie zur Musik zwingen!"
Es ist zwar richtig, daß man das Klavierspiel auch ohne Lehrer erlernen kann. Dies ist das System meiner Cousine Agnes. Sie ist sehr gewissenhaft, und jedesmal, wenn sie die falsche Note anschlägt, kehrt sie zum Anfang zurück und fängt wieder von vorne an. Im Laufe der Jahre ist sie auf diese Weise schon bis zum „Gebet einer Jungfrau" vorgeschritten. „Klavierspielen", so pflegt man zu sagen, „ist nicht sehr verschieden vom Maschinenschreiben, nur daß man keinen Radiergummi hat, um seine Fehler auszuradieren."
Das Klavier gehört zu jenen Musikinstrumenten, die allein gut klingen. Aber wie wenige Leute bringen die Selbstzucht auf, es auch allein zu lassen. Wo immer sich ein Klavier befindet, mangelt es nicht an Menschen, die es zu wilder Wut aufstacheln.
Glücklicherweise sind Klaviere zu groß für die durchschnittliche moderne Wohnung und zu kostspielig für das durchschnittliche moderne Portemonnaie. Aber es gibt genügend viele kleinere und schrillere Musikinstrumente, die eine geradezu schmerzhafte Volkstümlichkeit erlangt haben. Die Pikkoloflöte, das Waldhorn, die Zither, die Harfe und sogar die musikalische Säge werden abgestaubt und vom Dachboden heruntergeholt.
Die Lieblingswaffe des Amateurmusikers ist jedoch die Mundharmonika. Sie ist billig, ausdauernd und nur allzu handlich. Ein Klavierspieler kann einen, wenn es gut geht, bis zur Haustür begleiten, aber der Mundharmonikaspieler kann einen wohin immer es ihm beliebt begleiten. Darüberhinaus ist die Mundharmonika so gut wie unzerstörbar; sie wird in fünfzig Jahren noch ebensogut wie heute sein — was allerdings ein zweifelhaftes Lob ist.
Doch inmitten all dieses Tirilierens, das den Sommerabend erfüllt, leuchtet ein Hoffnungsstrahl. Wenn unsere Amateurmusiker ihre Übungen im gegenwärtigen Tempo fortsetzen, werden sie bald eine solche Fertigkeit erlangt haben, daß die Radiogesellschaften sich beeilen werden, sie für Konzerte zu verpflichten. Dann — o Augenblick der Genugtuung! — wird es möglich sein, sie durch Drehung einer Scheibe vollständig zum Schweigen zu bringen. Die Technik wird wieder einmal der leidenden Menschheit zu Hilfe gekommen sein.
Aber bis zu diesem fernen Tag werde ich unbekümmert meine Übungen mit dem schottischen Dudelsack fortsetzen. Angriff ist die beste Verteidigung. Und wenn ich Angriff sage, drücke ich es noch sehr milde aus. Sie sollten hören, wie es meine Nachbarn nennen! (Autorisierte Übersetzung)

(J. Hegenbarth)



Fundstück

Aus dem „Deutschen Wörterbuch" von Dr. H. Friedrich, S. 67/68: Erz, Vorsilbe ... Erzbischof, Erzengel, Erzpriester. Hieher gehören auch: Erzhalunke, Erzschelm.

Lieber Simplicissimus!

Der Bezirksschulrat hat in dem Odenwalddörfchen U. die achte Klasse geprüft. Die Prüfung ist zu seiner Zufriedenheit ausgefallen, und der Müllerssohn Karl hat ob seiner klugen Antworten sogar ein besonderes Lob erhalten.
Des Nachmittags befindet sich der Inspektor, ein großer breiter Mann von nahezu zwei Zentner Gewicht, auf dem Weg zur nächsten Bahnstation. Karl, der in dem Städtchen Besorgungen hat, überholt ihn unterwegs. Offenbar denkt er nun, daß eine Gefälligkeit die andere wert sei.
„Herr Bezirksschulrat", sagt er höflich und steigt vom Rad, „wenn Sie fahre wolle, so dürfe Sie gern hinte aufstehe."

Die Geschäftsfrau

Ein Freund von mir hat in ein „gutgehendes Geschäft" eingeheiratet. Es klappt aber nicht recht. Er entwickelt offensichtlich nicht jenes Maß geschäftlicher Fähigkeiten, das seine Frau bei ihm vorausgesetzt hat, und es gibt deshalb viel Krach und Stunk.
Bei einer solchen Auseinandersetzung suchte nun mein Freund seiner Frau unter anderem darzulegen, daß er sie nicht des Geschäftes wegen geheiratet habe, sondern rein aus Liebe.
„Ich hab mrs halbe denkt", ruft daraufhin die Frau empört und entwetzt resolut in den Laden, in den eben ein Kunde eingetreten ist.

Abwehr

Quellwasser hat einen Nachbarn. Dieser Nachbar ist ihm äußerst unsympathisch. Quellwasser macht auch keinen Hehl daraus.
Neulich trifft ihn der Nachbar auf der Treppe: „In meiner Wohnung riecht es furchtbar nach Gas!"
Knurrt Quellwasser: „Wieso, wollen Sie vielleicht behaupten, daß ich es gewesen bin?"

Aus Schwaben

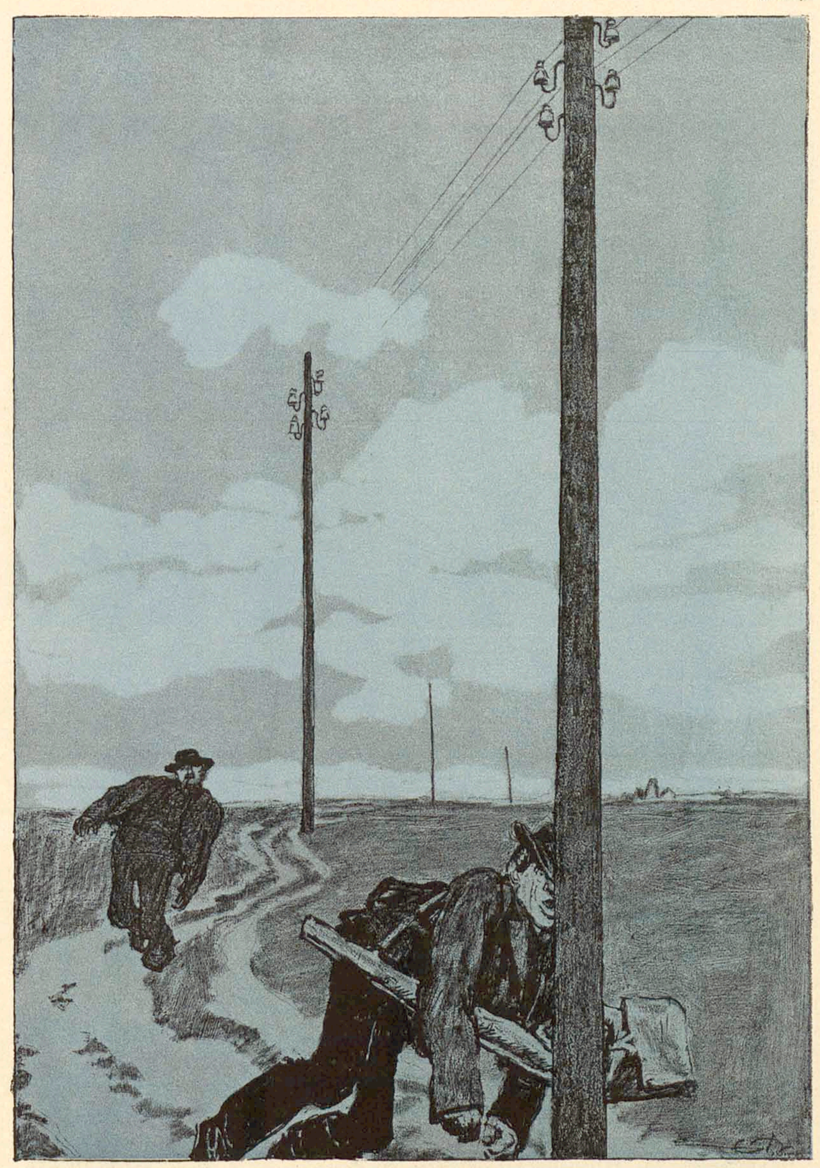
Der Frieder war einst der strammste Bursch im ganzen Flecken. Dessen war er sich wohl bewußt. Er hatte es nicht nötig, um die Mädchen herumzuscharwenzeln, sie stellten gewöhnlich schon von weitem die Augen, wenn sie seiner ansichtig wurden.
Nun ist er schon längst verheiratet und hat bereits eine stattliche Anzahl Buben. Da er mit Gütern nicht allzu reich gesegnet ist, hegt sein Schwiegervater die Befürchtung, die Familie könne — wenn das so weitergehe — vielleicht doch ein wenig zu groß werden. Aber dem Frieder sind seine Buben alles. Er sieht in ihnen den getreuen Abklatsch seiner eigenen Vortrefflichkeit und sagt deshalb selbstbewußt: „Wenn älle so Kerle werdet wie i, ischt koi oinziger zuviel."

Film

Knöppchen trifft Bollmann.
„Wie geht's denn dem Meier?" fragt Knöppchen.
„Dem Tonfilm-Meier? Nun, der hat doch geheiratet."
„Ah", sagt Knöppchen, „da haben wir's ja: ‚Ein blonder Traum'!"
„Nö", grinst Bollmann, „bei dem war's ‚Die Liebe und — die höchste Eisenbahn'!"

Heimkehr vom Schützenfest

(E. Thöny)



„Loß da nur Zeit, Girgl! 's dauert nimmer lang, mir san glei' aus 'm Holz draußt . . ."

Antlitz des Knaben / Von Anton Schnack

Vieles war in ihm vergraben:
Demut, Scheuheit, Trotz und Wildes.
Wie die Biene in den Waben
Konnte es auch Süßes haben,
Mädchenhaftes, Apfelmildes.

Auf der Stirne kochten Pläne:
Und dann war das Antlitz dunkel,
Und es blitzten scharf die Zähne,
Und die Pläne raubten Kähne
Und durchfuhren schwarze Dschungel.

Manchmal war es schmal und eckig,
Ganz gespannt und straff gezogen,
Manchmal war es fieberfleckig,
Schweißverronnen, straßendreckig,
Haarverflattert, staubbeflogen.

In ihm ruhte auch Verträumtes,
Glänzte Blaues, Wasserklares,
Brauste Stolzes, Aufgebäumtes,
Lächelte auch gern Versäumtes,
Kluges, Sanftes, Wunderbares.

Ungefüg wuchs es ins Lange
Und verließ das Kinderweiche,
In den Ausdruck kam das Bange,
Stieg der Stoß von einem Drange,
Kam das Grüblerische, Bleiche.

Und es war gequält von Bildern,
Nackten Träumen, schwülen Dingen.
Und es fing an zu verwildern,
Keine Süße tat es mildern,
Tief stand in ihm Angst und Ringen.

Und es war nicht zu erraten,
Welche Männer in ihm waren:
Ging es zu den Diplomaten,
Würde es zum Kriegssoldaten
Oder auf den Meeren fahren?

Würde es einst herrlich reifen,
Kühn, bezwingend, erzgegossen,
Wonach Ruhm und Frauen greifen.
Würde es ins Laster schweifen,
Würde es vergrämt, verschlossen?

Würde es von Geld besessen
Oder allen Armen dienen,
Oder buch- und traumvergessen?
Niemand konnte das ermessen:
Rätsel schliefen in den Mienen.

Der Lotteriehof

Von

Edmund Hoehne

Eine bleierne Schwüle lag über dem Bauernhof Herzgerode. Die Sonne brannte sich mit glühender Schere flammende Locken für den Kreissommerball der freiwilligen Ortsfeuerwehren; es roch hornig nach versengtem Flaum. In der Ferne donnerte es, als fällten Riesen vor Asgard ungeheure Bäume Schlag auf Schlag, als gelte es, in drohender Eile Stämme zu einer gigantischen Wikingerflotte mit dunklen Segeln zu gewinnen, als krache Hieb für Hieb Holz gegen Holz in besinnungslos raschem Raubbau, als knatterten schon die Drachentücher im schlagenden Wind. Der Hitzschlag bot sich an. Die Hofsassen schwiegen bedrückt unter seiner gezückten Stechnadel, sahen stumm auf das Schwarz, das früher Himmel gewesen war, und dann zum Hausherrn. „Das Gewitter zieht vorüber, tobt anderswo", sagte und hoffte er, denn die Ernte lag noch ungeborgen auf den Feldern. Er war ein „lateinischer" Bauer, wie die Dorfleute sagten; er kam von der Provinzschule für Landwirtschaftskunde, war sehr eifrig, aber etwas unsicher. Der Hof war durch einen blinden Zufall in seine Hand gefallen, als er auf einer Tier- und Fruchtschau bald nach dem Kriege das rechte Los erworben hatte. Verwandte, welche sich für die teure Gegenwart und die ungewisse Zukunft eine Dauerversorgung mit Speck und billigem Ferienaufenthalt sichern wollten, hatten für das Hetzstudium und den geldhungrigen Beginn zusammengelegt. Er war arbeitslos gewesen, hatte die letzten fünfzig Pfennige für das glückhafte Los voll Verzweiflung gewagt, halb verrückt durch jahrelange Not, in hintersinnigem Spleen. Eine Klausel verhinderte den Verkauf des Gewinns — was blieb ihm übrig, als den eßlustigen Familienvertrag zu unterzeichnen.

Was er vorfand, war in schlechter Verfassung. Eine alte preußische Domäne lohnte sich nicht mehr für staatliche Bewirtschaftung, noch ließ sie sich verkaufen. Oft wechselnde Pächter oder Verwalter versagten, weil die paragraphenmäßige Zuteilung zu kurz befristet oder gehemmt wurde für wirklich gründliche Aufarbeitung nach dem schematischen Notanbau im Kriege. Also entschlug man sich der Last und nannte das Landhilfe. Ein Fanfarentusch begrüßte den Sieger auf der Ausstellungstribüne mit ironischem Kickser, die Fahnen blähten sich; aus vielen Fräcken kamen viele Beglückwünschungshände hervor; Grünröcke standen Spalier; es duftete nach Milch, Süßmost und Dung. Ein naher Jahrmarkt dudelte die Begleitung zu einer unaufrichtigen Ansprache; die Reporter photographierten und interviewten die gezogene Nummer, und da er wie die meisten Städter einen bäuerlichen Großvater hatte, schrieben die liberalistischen Generalanzeiger: „Zurück zur Scholle!" Acht Tage später lobten sie eine Glasfabrik, welche die Tagelöhner aus dem Wald in die Kultur der Metropole führe, wie's grad republikanisch daherkam.

Der Bauernneuling erinnerte sich noch recht gut an die Preisverteilung vor ausgerichteten Bier- und Kaffeezelten, zwischen blumengeschmückten Paradeochsen, als jetzt die springenden Gewitterwindstöße Luftseile voll Laub und Sand drehten und mit leise orgelndem Gurgeln die damalige Festmusik nachäfften. Aber der Unterkiefer des fliegenden Höhentiers war jetzt schlaff auf die Erde gefallen; die Ferne war ein finsterer Rachen hinter dem Atemdampf eines Fenriswolfs. Die Krume begann zu kochen wie geschwefelter Most, der sich klar toben will und den hitzigen Teufelsrausch lockt. Schon sprangen die ersten Regentropfen wie übergroße Trauben, deren hauchdünne Schale zerriß und kleine Pfützen weißen Wolkenweins ausspie, auf den Boden und hüpften, zu moussierenden, glitzernden Gärperlen gespalten, wieder hoch. Vom Horizont her jagte ein ungeheurer Besen aus metallisch funkelndem Geflecht heran; eine asiatische Höllenfratze führte ihn. Wer jetzt dort hinten über freies Land ging, watete durch ein gelbes Meer und rang ertrinkend nach Luft.

„Ins Haus! Alle Fenster und Türen schließen!" befahl der Beinahbauer. Die Knechte, vorgefundene und neue, tuschelten in den Dielenwinkeln, einige hämisch, andere in Sorge um den Herrn und die Brotstätte. „Wenn de Blitz üm sin Hus seilt, klappt em de Storm dat latinsche Lehrbok vor sin Näs to", höhnte ein alter zahnloser Dauerlöhner aus dem Dunkel hinter dem Hofwirt her, sah sich jedoch dabei duckmäuserig nach den Werkgenossen um. Beklommene Stille schlich in den erstickend heißen Brodem der leeren Ställe und dachte ans gefährdete Wiesenvieh.

Der Afterbauer ging in seine frauenlose Stube und starrte auf sieben Goldschnittbände Landwirtschaftskunde. Darin standen sehr viele richtige Sachen; nützten sie nichts, schadeten sie nur wenig. Seine Weiden grünten besser als die der Nachbarn, seine Kornfelder reiften schlechter. In einigem hatte er Glück, auch wenn man Fehlschlag prophezeite; manches wieder mißlang, wie bei andern auch. Die Gesamtlage war schlecht; Schulden nisteten sich

(Toni Bichl)



Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— ● Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile RM —.20 ● Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Gaishauser, München ● Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● DA. 12979 I. Vj. ● Erfüllungsort München ● Postscheck München 5802 ● Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Sommerabend

(O. Nückel)



ein. Ein Brief eines Verwandten forderte Mettwürste; ein Vetter lud sich ein; Geldgeber mahnten um Zinsen; ein Gutachten sprach sich lobend über den Klee aus. Das alles war so bedeutungslos. Draußen wirbelte der Föhn die Welt wie die Zettel in einem Glücksrad durcheinander; Papierfetzen tanzten wie durcheinandergemischte Marken hinterm Fensterglas; der Regen schnarrte wie rollendes Lotterietrommelräderwerk; Blitze explodierten gleich Raketen eines Monstrefeuerwerks anläßlich einer vorlauten „Grünen Woche" von Parlaments Gnaden. Dies Gewitter war die zweite Ziehung, welche die erste bestätigen mußte. Wer gewinnt zweimal hintereinander? Besorgt fragte ein lieber Urlaubsgast gleichen Namens nach der Gefahr; dem Meldeschein nach war er ein Halbbruder, ein abgefundener Polizeiwachtmeister, der heimlich spekulierte, wie der Hof sein eigen würde. Schwelende Spannung ballte sich über den Bäumen; Geisterfinger tasteten gespenstisch in ihre Kronen; der Wind pfiff johlend zu erbärmlichem Theater. Eine lauernde Urkatze blinzelte aus bunten Phosphoraugen aus dem Oben herab und spielte mordlustig krallend mit der kleinen, kranken Maus Herzgerode.

Da kam die Spielerfurcht, die tragische Erwerbslosenangst, der Trotz gegen sich selbst über den Zwangssiedler: Ein Hasardeur muß einen neuen Einsatz wagen, weil Gott Revanche mit gleichen Chancen fordert. Er fragt zuerst die Leute: „Wer von euch hat eine halbe Mark für mich?" Keiner; das Gut liegt so einsam, daß sich für keinen Krämer eine Handelsfahrt lohnt! Ihr Sold wird auf eine Zahlstelle im Flecken überwiesen; sie lassen dort den Betrag für Schnaps und Sonntagstabak abschreiben; bares Geld kommt nie in ihre Finger.

Er wendet sich an den Bruder. „Bargeld? Mein Anteil am Acker ist fünfundzwanzig Mark. Wann krieg ich die wieder?" — „Du hast längst das Zehnfache abgefressen." — „Ich hab' kein Geld." — „Eine halbe Mark!" — „Und wenn? Was krieg' ich dafür?"

Ein Blitz fährt in die Scheune; eine Flamme züngelt hoch, doch verlöscht sie für diesmal in der Regenflut. Die beiden feilschen. Der Polizist erkennt den verzehrenden Aberglauben beim gehetzten Pflüger, nutzt die Minute, fordert mehr und mehr. Ein neuer Strahl in die Toreiche hilft ihm voran. Zuletzt hat er den halben Hof: „Hilfe, alter Junge! Für einen allein ist das zu schwer. Das ist dein Linsengericht, lieber Esau. Die halbe Portion mit Fleischeinlage kostet fünfzig Pfennige. Da sind sie." Er kramt in den Joppentaschen, findet schließlich neben der Rückfahrkarte vier Groschen, sieben Kupferstücke und eine Dreier-Briefmarke.

Der Unbauer nimmt den Bettelschatz, öffnet eine Luke und wirft ihn in den Wasserwind. „Bist du verrückt?" — „Abwarten, Herr Wachtmeister!"

Das Unwetter verzieht. „Die Fenster auf!" Süße, kalte Luft fällt sprühend herein wie gespritzter Sorbet von Gottes Bartisch. Er hat wieder mal lateinisches Glück gehabt, denkt das Gesinde. Freilich ist ein Knecht in der Kuhhütte draußen erschlagen. „War er wohl untreu?", forscht der Bestätigte. „Bildet sich der Kerl ein, Gott tät ausgerechnet für ihn Bütteldienste", murrt man. Der zahnlose, schnüffelnde Alte erspäht die Gelegenheit. „Ja, er hat Eier gestohlen, auch mal Wurst —." — „Da habt ihr's. Laßt das eure Warnung sein. Wenn einer Gaunern gut auf die Finger sieht, gedeiht der Hof. Der Graukopf wird Vormelker. Übrigens, mein Bruder bleibt ganz hier, ist Mitbesitzer."

Die Lachen funkeln wie flüssiges Gold und betören. „Ich werde den Polizeibeamtenbund fragen, ob er sich für die Flur als Urlaubsheim interessiert. Das bringt was ein. Was wollen wir hier hocken? Vergiß nicht, wegen des Toten zu telephonieren."

Am nächsten Tag findet der beförderte Schicksalsdeuter fünfunddreißig Pfennige im zerflossenen, wieder zusammengeschwemmten, ausgelaugten Mist. Er trank dafür später zwei Doppelkümmel.

Am 17. Juli 1931 kamen die Polizeivereinsvorsitzenden und kauften den Hof auf. Flaggenhissungsfinale.

Bagatellen

Wähl' nie der anderen Profile
zu deines losen Spottes Ziele.
Laß ab vom Werfen eines Steines.
Auch du hast eines . . .

*

Die Zunge, wenn sie lebt und spricht,
schätzt mancher wenig oder nicht.
Geräuchert schmeckt sie jedem gut.
— Was doch der Rauch für Wunder tut!

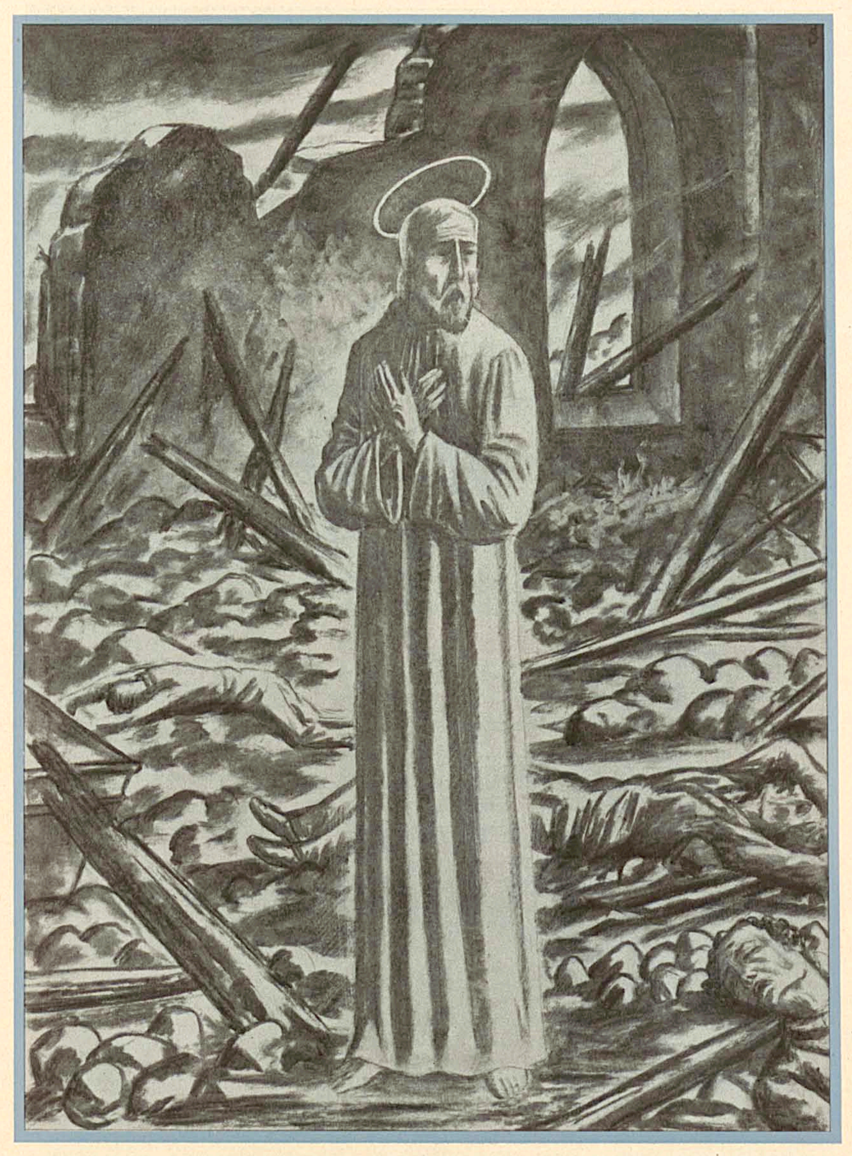
*

Ich muß — weil's Gottes Wille ist.
Das weiß ich als Determinist.
Du aber willst: ich soll . . . Nanu?
Wie kommst denn grade du dazu?

Ratatöskr

Religionskämpfe in Irland

(E. Schilling)



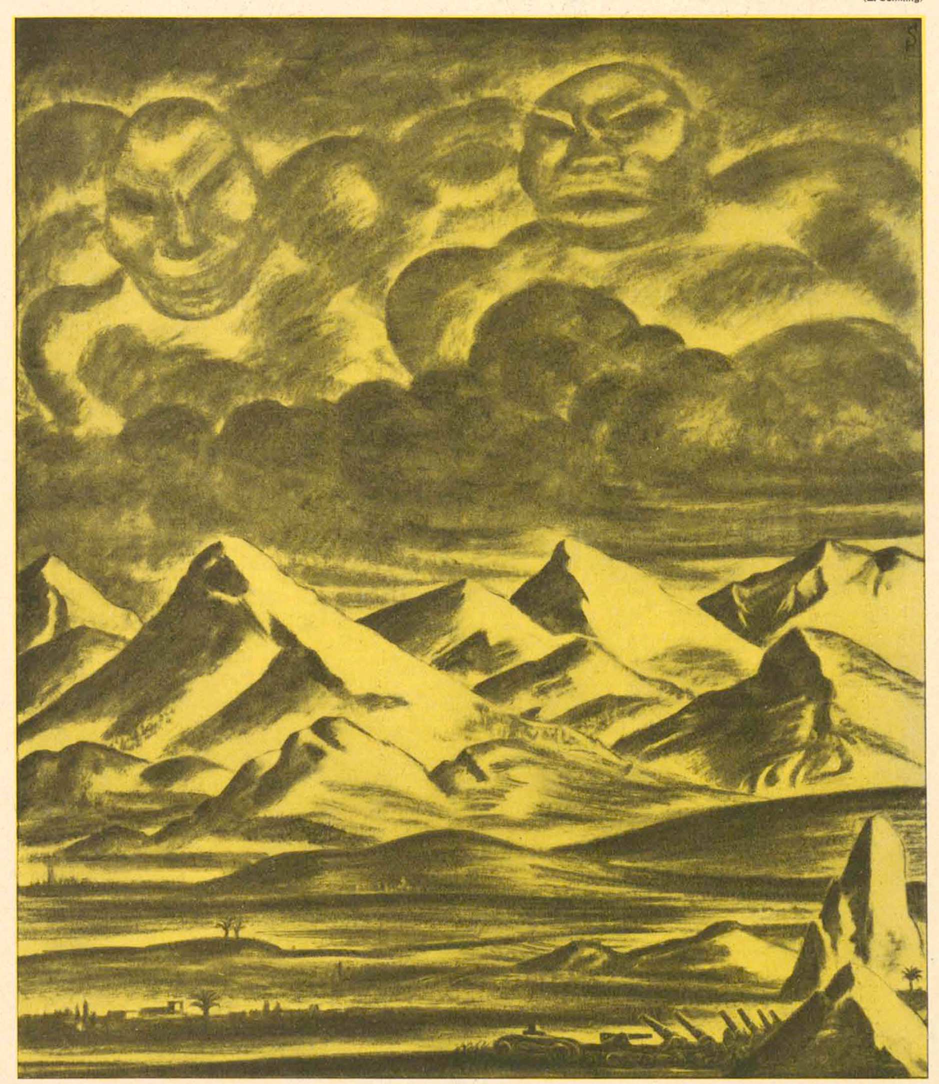
„Und das geschieht in meinem Namen . . !“

München, 25. August 1935 **Preis 60 Pfennig** 40. Jahrgang Nr. 22

SIMPLICISSIMUS

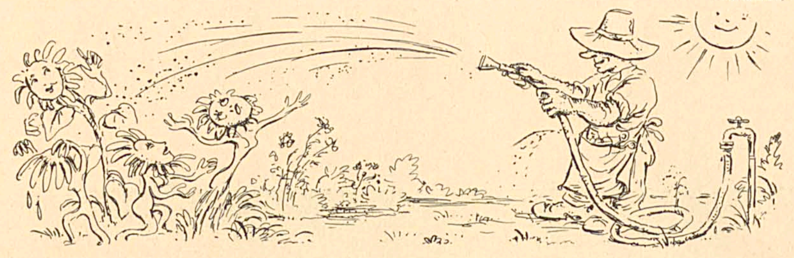
Abessinien

(E. Schilling)



Der Himmel über Ostafrika weist merkwürdige Wolkenbildungen auf, die dazu angetan sind, die politischen Meteorologen nachdenklich zu stimmen.

(Hilla Osswald)



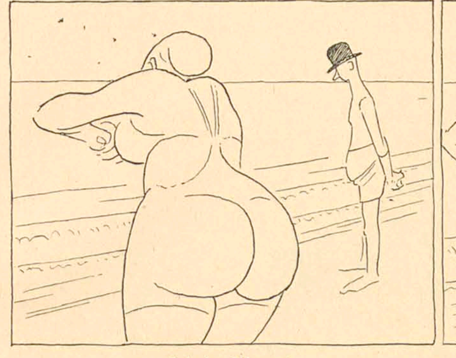
Der Manntiger / Von Heinz Weis

Wer zu bemerken gehabt hätte, was Mutter Hoy auszeichnete, wäre sehr in Verlegenheit geraten, denn ihre Besonderheit bestand nicht im Nennbaren, sondern war versteckter, sublimer Art. Ihr war nur auf Umwegen beizukommen, indem man etwa sagte: Mutter Hoy ist Lehrmeisterin von etwa zwanzig jungen Gärtnerinnen. Sie ist zugleich die Mutter dieser jungen Mädchen, ja, sie ist die Mutter aller jungen Gärtnerinnen auf der ganzen Welt.
Die jungen Mädchen kommen meist aus Patrizierhäusern, lassen ihr Gepäck am Bahnhof zurück und stolzieren in hohen Schuhen und langgeschwänzten Röcken den Hügel hinan, den Mutter Hoy besiedelt.
Mutter Hoy war schon immer und ohne Zutun sehr blond. Mit ihren hellen, sicheren Augen sucht sie die Augen der Ankömmlinge, die braunen, die grauen, die blauen, und nimmt ihre scheuen Blicke sozusagen an die Hand, streichelt kurz darüber, einmal, zweimal, und läßt sie wieder los. Sie spricht mit einer Stimme, die hoch und tief zugleich, die ein wenig verschleiert und sehr weiblich ist und trifft mit dem, was sie sagt, stets den Nagel auf den Kopf.
Die Mädchen kommen sich dann meist wie Kinder vor, die man in lange Röcke wie zum Scherz vermummte, sie schieben das Handtäschchen von einem Arm unter den andern und knüllen die kostbaren Handschuhe in den kleinen Fäusten.
Auf ihrem Zimmer angelangt, werfen sie dann beides anfallartig in den Kleiderschrank und machen sich auf die Suche nach dem kahlköpfigen Bamm, damit er ihnen das Gepäck besorge. Und, weiß Gott, ein jedes Mädchen führt in weiser Voraussicht und im Koffer wenigstens ein Kleid und eine Sandale im Stile des Hügels mit.
Der Akt des Umkleidens, bei dem die Mädchen ein über das andere Mal erröten, wird zu einem scheuen Akte der Frömmigkeit.
Abends im Garten, erweckt vom Klopfen des Heimwehs, besinnen sich ihre Seelen und rufen die Neigungen und die frühen Erlebnisse zurück. Sie erinnern sich an Küsse, an Berührungen. Ihre Erinnerungen messen sich mit dem Blühen und Duften, von dem der ganze Hügel befallen ist.
Und so kam es, daß ich nachts einmal, als das Korn in Hocken stand und die ersten Äpfel reif vom Zweige fielen, eines dieser Mädchen weinen hörte. Der Ton, der durch die Büsche drang, sagte es deutlich und verriet so viel, daß er mich nicht mehr schlafen ließ. Als ich aber nach einigen Tagen dem Mädchen begegnete, trug es selbstsicher eine Jugend, eine eigene, höchst persönliche, makellose Jugend zur Schau, so daß ich Zug um Zug mein nächtliches Erlebnis widerrief.
Daß dem so wurde (es steckt einer der subtilsten Vorgänge der Erziehung dahinter), ist alles Mutter Hoy und ihrem ersten Gärtner (dem lieben Gott) zugute zu halten. Die beiden arbeiten Hand in Hand. Wenn Mutter Hoy einmal stirbt, wird auch der liebe Gott seine besonderen Bemühungen um ihren Hügel einstellen. Und wo Tulpen, Rosen, Rittersporn und Astern blühten, wird er dann Gras wachsen lassen wie auf allen anderen Hügeln. Die Mädchen werden wieder — fast fürchte ich es — die hohen Schuhe und die langgeschwänzten Röcke tragen und sich zerstreuen und verlieren.
Das also ist (endlich kommen wir dahinter) Mutter Hoys Besonderheit: sie hat Blühen und Duften aus erster Hand, — denn sie hat den lieben Gott zum Kompagnon.
Und so wundert es eigentlich, daß Mutter Hoy in der Erziehung ihres einzigen leiblichen Kindes versagte. Als sich diese Geschichte zutrug, stand der junge Hans Georg Hoy im zwölften Lebensjahr. Er ging nicht zur Schule, da seine Mutter berechtigt war, ihn zu unterrichten. Und so strolchte er denn im Garten umher, tat und ließ, was er wollte, und war auf dem besten Wege, ein Taugenichts zu werden, als Mutter Hoy endlich einen Entschluß faßte: Der Junge muß weg von hier, er muß auf die höhere Schule und seinem Alter entsprechend etwa in die Quarta. Dazu wird eine gewissenhafte, strenge Vorbereitung nötig sein. Mutter Hoy erinnerte sich ihres Schwagers, des jüngsten Bruders ihres verstorbenen Mannes, und schrieb ihm einen Brief.
Als der Kandidat der Theologie Eberhard Hoy, ein dunkelhaariger, dunkeläugiger, feingliedriger Jüngling, eines Tages gemessen und voll Würde den Hügel hinanstieg, um die Vorbereitung seines Neffen in die Hand zu nehmen, trug er Sandalen, lange schwarze Strümpfe, eine schwarze Sammethose und eine graue Kletterweste. Die jungen Gärtnerinnen, als sie ihn sahen, stießen sich kichernd an und nannten ihn (der Vorschlag kam übereinstimmend von allen Seiten) den Prinzen.
Der Prinz nahm seine Sache gewaltig ernst und begann gleich nach dem Mittagessen den Unterricht. Onkel und Neffe begaben sich dazu in den Garten, zogen ihre Hemden aus, breiteten sie im Grase aus, legten sich rücklings darauf und schoben sich die Bücher ins Genick.
„Genau so schlafen die Wilden", begann Hans Georg. „Sie schieben sich ein Brettchen ins Genick, der Kopf ragt frei darüber hinaus."
„Wer sagt das?"
„Alette hat es mir erzählt, meine Freundin Alette! Du mußt sie kennenlernen, sie lebte lange auf den Südseeinseln. Alette hat auch eine Haifischklapper. Weißt du, was eine Haifischklapper ist?" — Der Prinz verneinte.
Im Schweigen, das nun folgte, ließ der Junge seinen Lehrmeister fühlen, daß er noch manches lernen müsse.
„Ich finde, Onkel", fing er wieder an, „du mußt dich in die Sonne legen, damit du braun wirst. Du siehst ja ekelhaft weiß aus. Damit kannst du dich hier nicht sehen lassen. Die Mädchen werden dich auslachen. Aber vielleicht ist das krankhaft bei dir und du wirst überhaupt nicht braun. Sage, bist du nicht nierenleidend? Ja, doch, du bist nierenleidend, sonst wärest du schon lange braun." Der Neffe mußte dem Onkel ein Quentchen Wahrheit gesagt haben, denn der Prinz, merklich beunruhigt, erhob sich sogleich, rückte sein Hemd in die Sonne und legte sich wieder darauf. Erst bäuchlings, dann rücklings. Er kniff die Augen zu und schwitzte dicke Tropfen.
„Onkel, du machst es falsch", begann Hans Georg nach einer Weile wieder, „ich weiß nicht, du liegst wie eine Mumie da. Du mußt dich natürlich bewegen, sonst bekommst du Sonnenbrand. Die Beine mußt du hochheben! So! Ja! Und nun radfahren!"
Als Mutter Hoy hinzutrat, lagen Lehrer und Schüler Seite an Seite auf dem Rücken, streckten ihre Beine in die Luft und radelten auf unwirklichen Rädern über die sengende Höhe des Himmels. — Da war es ihr nicht möglich, jene Frage nach dem Ergebnis der Lateinstunde zu stellen, die ihr auf den Lippen lag.
Am Abend stellte sich beim Prinzen Fieber ein, den nächsten Tag verbrachte er mit einem schweren Sonnenbrand im verdunkelten Zimmer.
Hans Georg setzte sich zu dem Leidenden. „Hast du schon vom Manntiger gehört?" fragte er den Onkel. Der Prinz war grauenhaft unwissend, er hatte noch nie vom Manntiger gehört. „Ich werde dir von ihm vorlesen." Hans Georg enteilte nach einem Buch und kam erst nach längerer Zeit wieder. In seiner Rechten schwang er zwar nicht das verheißene Buch, wohl aber den fast meterlangen, fellbehaarten, schwarzen Schwanz eines Klammeraffen.
„Das ist vom Puma", schrie er begeistert den Prinzen an. „Morgen werden wir Puma spielen! Tut dein Rücken eigentlich noch weh?" Und damit klemmte er dem Prinzen den Schwanz zwischen die Beine, so daß er nach hinten hinausragte. „Du wirst ein fabelhafter Puma sein und auf den Mangobaum steigen, und ich werde die Anakonda sein und mich an dich heranschlängeln. Und dann werden wir kämpfen. Du mußt wissen, daß die Anakonda immer siegt."
Am nächsten Tage krochen Onkel und Neffe auf allen Vieren durch den Garten, schlängelten sich zur Übung zwischen den Stangen eines Bohnenbeetes hindurch, erkletterten Bäume, miauten, knurrten, fauchten und zischten. Die Eingeborenenweiber (die jungen Gärtnerinnen) schrieen zuweilen erschrocken auf, wenn ihnen die Anakonda nach den Beinen fuhr. Der Puma hielt sich scheu im Hinterhalt.
Als der Abend anbrach und das Abendbrot gegessen war, zogen sich die beiden Bestien auf ihre Mansarde zurück und schauten gemeinsam aus dem Fenster. Sie setzten sich dazu auf die Fensterbank, legten die Beine auf das Dach hinaus und stellten die Füße in die Dachrinne. Der Fahnenmast vor ihrem Fenster federte im Abendwind kaum merklich hin und her.
Aus dem Garten herauf drang das Lied der Mädchen. Ich weiß noch heute, was die Mädchen sangen. Es war ein Lied, das kam auf starken Gerüchen über den blühenden Hügel gezogen. Es schien nicht enden zu wollen. Und indem alle sangen, war doch jede Stimme zu hören und zu erkennen.
Der Gesang übte auf den Prinzen eine merkwürdige Wirkung. Er wiegte zunächst den Kopf im Rhythmus des Liedes, dann schloß er die Augen und sog den Gesang heftig durch Nase und Mund. Zuweilen stöhnte er tief und gequält. Plötzlich erhob er sich mit einem Ruck, schlug groß die Augen auf und schwang wie ein Springer die Arme nach vorn.
Jäh schrie der Junge auf: „Onkel, du fällst!" Der Gesang riß ab.

(Schluß auf Seite 257)

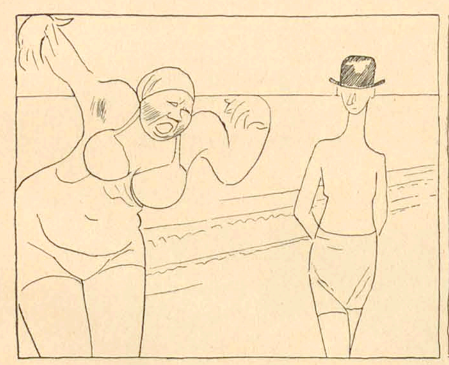
Am einsamen Strand von Hankö

(Olaf Gulbransson)

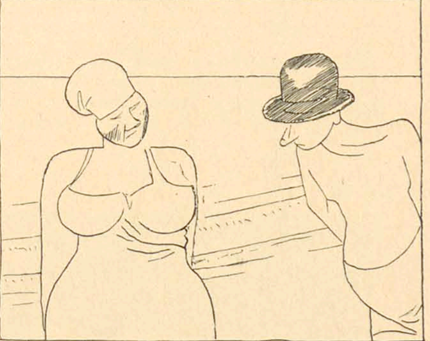


„Puh, 'ne Wespe!

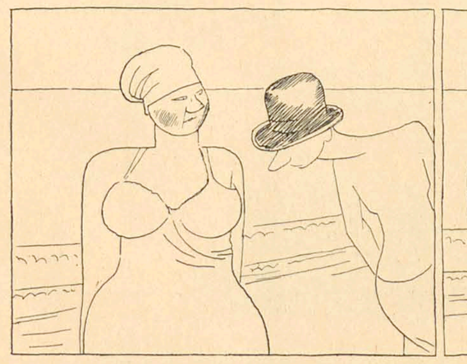
. . . Läßt mich nicht in Ruh!



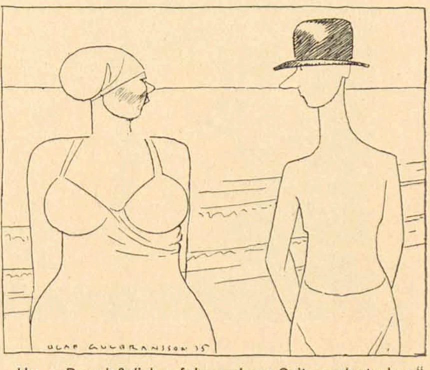
Hiiiih! Sie hat mich gestochen! Männe, schnell!"



„Nanana, Kindchen, beruhige dich! Das wird wieder gut."



„So, wird gut? Und die Schönheitskonkurrenz morgen?"



„Hm . . . Dann laß dich auf der anderen Seite auch stechen."

Gestörte Marsbewohner

(Karl Arnold)



„Laß das Nacktbaden, Creszentia! Von der Funkausstellung in Berlin kann man fernsehen."

Der Manntiger

(Schluß von Seite 254)

Aufs tiefste erschrocken schwiegen alle und sahen zum Prinzen auf, sahen, wie er in einem Zustande wilder Verzückung sich vornüberneigte, wie sein Körper zum Fall in die Tiefe überging . . . doch ehe er abstürzte, stieß er sich mit den Füßen mächtig von der Rinne ab — der Fall wurde zu einem jähen Sprung nach der Fahnenstange.

Ihr Holz knirschte und drohte zu bersten. Mit ihrer Überlast auf halber Höhe schwang sie hin und her. Krampfhaft, mit Armen und Beinen, ein dunkles Knäuel, klammerte sich der Prinz an die schwankende Stange. Sein Gesicht war fahl, seine Augen irre, der Schwanz, der schwarze, fellhaarige Schwanz des Puma pendelte kraftlos ins Leere.

In diesem Augenblick rann statt des Liedes das Grauen durch den Garten. Für Sekunden war niemand eines Wortes oder eines Schrittes mächtig. Dann wandten sich einige der jungen Mädchen zur Flucht. Sie entwichen rückwärts, auf den Fußspitzen, und ließen dabei den Prinzen nicht aus den Augen.

Mutter Hoy allein trat näher. Sie stellte sich unter die Fahnenstange und sah dem Prinzen ins Gesicht. Mutter Hoy wollte sprechen. Als sie aber den irren Augen des Prinzen begegnete, wußte sie, daß Worte unnütz waren.

Und so begann sie in der heißen Angst ihres Herzens den Prinzen auf eine seltsame Weise anzureden: sie lockte ihn. „Komm!“, rief sie zärtlich, „komm, komm!“ Sie lockte unsagbar zärtlich, wie man etwa um ein sehr scheues Tier wirbt, — um einen Hund, von dem man nicht weiß . . .

Und siehe, der Prinz verließ seinen Platz, sehr vorsichtig, sehr mißtrauisch, sehr scheu. Am Fuße der Fahnenstange — als hätte ihn die Berührung mit der Erde entzaubert — verließ ihn der Krampf und auch die Kraft. Der Prinz begann am ganzen Leibe zu zittern, blieb jedoch unnahbar wie zuvor.

„Du mußt zum Arzt“, meinte mit erzwungener Leichtigkeit Mutter Hoy, aber der Prinz lehnte es eisern ab, ein Auto zu besteigen. Und da Mutter Hoy nicht wollte, daß man ihn mit Gewalt hinwegführte, blieb ihr nur eine Möglichkeit: sie legte ihm den rechten Arm um die Schulter und ging mit ihm Schritt für Schritt über staubige, dürre Feldwege durch die sinkende Nacht der nahen Stadt zu, dem Krankenhause zu, das indessen unterrichtet worden war.

Der Prinz kehrte nicht wieder. Hans Georg Hoy verließ einige Tage später das Haus. Er trat in ein Internat ein, das einer höheren Schule angegliedert war. Mutter Hoy verkaufte kurz darauf Garten und Haus an eine Obergärtnerin. Diese Gärtnerin war so klug, daß sie die Säfte steigen, die Früchte reifen und die Humus bildenden Bakterien bei ihrer Arbeit knistern hörte. Infolge dieser Hellhörigkeit und weil sie einen tiefen Groll gegen die Männer hegte, geriet sie mehr und mehr in einen Zwiespalt mit dem obersten aller Gärtner und aller Gartenkünste, mit Mutter Hoys Kompagnon, dem lieben Gott. Nach Ablauf seiner Langmut, von der der liebe Gott ein unerschöpfliches Maß besitzt, kündigte er ebenfalls seine Teilhaberschaft und zog sich zurück.

Als ich gestern über Mutter Hoys Hügel ging, wehten darauf sanfte Gräser. Eine Hühnerschar badete sich unter einem Holunderbusch im dürren Staube. Die Obstbäume trugen keine Früchte. Traurig und gebeugt über diese Wandlung hatten sie im Frühjahr das Blühen unterlassen.

Spätsommer

Im Garten flammt der letzte Phlox.
Im Keller aber, klug erwogen,
befindet sich bereits der Koks,
zu sommerlichem Preis bezogen.

Der Fall ist demgemäß geklärt,
wenn's plötzlich kühler wird und feuchter.
Maria, die gen Himmel fährt,
tut sich ja diesbezüglich leichter.

Jetzt naht so allgemach die Zeit,
wo man, sein Essen intus habend,
sich wehmutsvoll der Einsicht weiht:
Herrjeh, wie früh kommt schon der Abend!

Man teilt's dem lieben Nachbarn mit.
Auch dieser kann sich's nicht verhehlen.
Und so ergibt sich, Schritt vor Schritt,
die schönste Harmonie der Seelen.

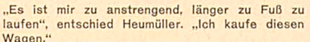
Ratatöskr

Das Opfer

(Toni Bichl)



„Sixt, Resl, boß zweg'n dir trink i no' a Halbe!“ — „Ja, wer's glaubt, bei Eahnerm Durscht is dös leicht g'sagt!“



Der Wohltäter / Von German Gerhold

„Es ist mir zu anstrengend, länger zu Fuß zu laufen", entschied Heumüller. „Ich kaufe diesen Wagen."

„Und wie wäre Ihr Vorschlag hinsichtlich der Zahlungsweise?" fragte der Autohändler.

Heumüller schob die Zigarrenspitze in den Mundwinkel. „Ich zahle bar", erwiderte er etwas gelangweilt. „Es macht mir sonst zuviel Umstände."

Der Autohändler verneigte sich ehrfurchtsvoll.

Draußen traf er einen Bekannten.

„Sie kommen von Heumüller?" fragte dieser.

„Ja, er kaufte einen Wagen", erwiderte der Händler. „Ein erstklassiges Fahrzeug, an dem ich etwas verdiene. Und bar Kasse."

„Alles, was recht ist", meinte der Bekannte, „aber dieser Heumüller ist kein Mann, der auf seinem Geld sitzt."

„Haben Sie auch schon für ihn gearbeitet?"

„Ja, gewiß. Gerade als ich knapp bei Kasse war, ließ er sich von mir eine vollkommen neue Lichtanlage legen. Die alte war ihm zu unbequem. Ein wahrer Wohltäter, dieser Heumüller, möchte man sagen."

Der Autohändler nickte und dachte an seine Provision.

*

„Sie bauen mir ein Glasdach, von dieser Tür bis an die Straße. Ich habe keine Lust, vom Auto bis zum Hause naß zu werden. Oder gar noch einen Schirm aufzuspannen! Das wäre mir denn doch zu unbequem."

Der Dachdeckermeister stimmte hocherfreut zu, und daheim sprach er zu seinem Weib: „Ein patenter Mann, dieser Heumüller. Der hat ein Herz für uns arme Handwerker."

*

„Ich höre, Sie haben eine neue, elektrische und vollkommen geräuschlose Schreibmaschine?" fragte Heumüller den Vertreter, und dieser bejahte freudig.

„Ich kaufe sie", erklärte Heumüller. „Gesegnet der Tag, an dem ich dieses lästige Geräusch nicht mehr höre."

Der Vertreter verneigte sich tief und war ebenso hocherfreut wie alle die Vielen, die jahraus, jahrein für Heumüller arbeiteten und lieferten, um sein Leben bequem zu machen.

*

Heumüllers Lob sangen auch die Armen, für welche er ein für allemal durch eine Stiftung gesorgt hatte, weil es ihm viel zu beschwerlich war, sich mit Einzelheiten aufzuhalten. In gleicher Weise verfügte sein Sekretär über eine Kasse, aus welcher jeder bettelnde Verein ohne weiteres einen feststehenden Betrag erhielt.

*

Dann waren da die Arbeiter und Angestellten der Heumüllerwerke, die sich im Lob ihres Chefs restlos einig waren. Er zahlte stets von sich aus den besten Tariflohn, weil er alle Lohnstreitigkeiten und Verhandlungen haßte. Er gewährte, längst ehe es allgemein üblich war, Achtstundentag und ausreichende Ferien, weil es ihm peinlich war, abgehetzten Menschen zu begegnen. Und weil ausgeruhte und zufriedene Leute auch bessere Arbeit liefern.

*

Aber nicht nur die, welche Geld von ihm bezogen, sangen sein Lob, sondern auch viele von denen, welche ihm Mark um Mark seine Bankkonten füllten.

Er ließ aus Schlemmkreide, Glyzerin und etwas Pfefferminzöl Zahnpasta herstellen, die als äußerst nützlich gelobt wurde, wie viele tausend Dankschreiben bewiesen.

*

Und endlich war da noch seine Frau, aus deren Mund nie etwas anderes als Lob über den vortrefflichen Gatten klang. Heumüller verabscheute jeden Streit, ging nie aus, belastete sich mit keinerlei Vereinspflichten oder dergleichen, und nie hörte man von Seitensprüngen oder Liebeleien mit anderen. Er fand dergleichen höchst unmoralisch und im stillen herzlich unbequem und nicht einer Mühe wert.

*

So konnte es denn nicht ausbleiben, daß Heumüller an seinem fünfzigsten Geburtstag sich von allen Seiten mit Lob und Dank förmlich überhäuft sah.

Er wurde Ehrenbürger der Stadt, und alle Zeitungen nah und fern feierten ihn als einen Wohltäter der Menschheit.

*

Nur ein Mensch wunderte sich über alles das. Und das war Heumüller selbst.

„Weiß Gott", sprach er zu sich. „All meiner Lebtag habe ich nur an mich, an meinen Vorteil und meine Bequemlichkeit gedacht und an nichts anderes. Stets hatte ich mich im Verdacht, ein reinblütiger Egoist zu sein und hatte immer ein etwas schlechtes Gewissen deswegen. Nun also stellt sich einwandfrei heraus, daß ich ein Wohltäter, ein Altruist bin —?"

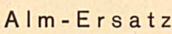
Kopfschüttelnd stieg er ins Bett und schlief gleich ein. Denn es war ihm viel zu unbequem, noch länger darüber zu grübeln.

Seriös

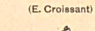
(Toni Bichl)



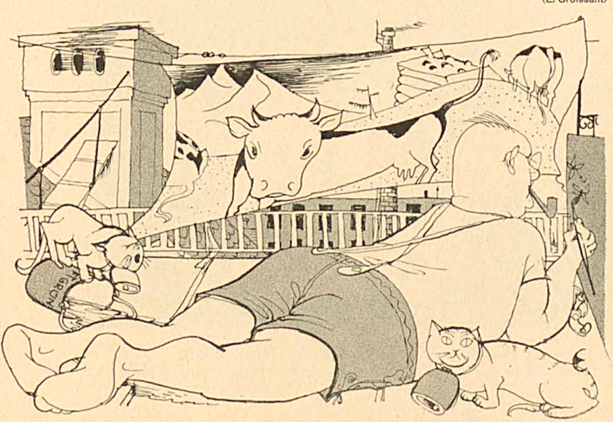
„Du, frag doch deinen Freund, ob wir ihn mal besuchen könnten." — „Das geht auf keinen Fall, er wohnt ja hauptpostlagernd!"



Alm-Ersatz



(E. Croissant)



Bosheiten

Auf einer Gesellschaft des Fürsten Talleyrand war die Marquise de Cadignan zugegen, eine schon ältere Frau, ehemals eine berühmte Schönheit. Sie hatte das Mißgeschick, im Laufe des Abends einen künstlichen Zahn zu verlieren. Einige Tage später schrieb ihr Talleyrand, man habe den Zahn glücklicherweise gefunden, und hatte die Bosheit, ihr einen Pferdezahn zuzuschicken. Die Marquise bedankte sich mit folgenden Zeilen:

Mein lieber Fürst!

Wir, die wir das Glück haben, noch aus den schönen Zeiten vor der Revolution zu stammen, wissen, was Höflichkeit und was Liebenswürdigkeit ist. Aber daß Sie es sogar fertig brachten sich einen Zahn ziehen zu lassen und ihn mir als Ersatz zu schicken, — das ist mehr als Liebenswürdigkeit, das ist die vorbildliche Opferfreude eines Kavaliers von bestem Stil, und ich danke Ihnen mit bewegtem Herzen für diesen Edelsinn.

Mit der Versicherung meiner unwandelbaren Zuneigung

Eleonore de Cadignan.

Fundstück

Aus dem „Hamburger Anzeiger" vom 26. Juni 1935:

Witwer, Ende 30er, Zimmermann, sucht Lebenskameraden. Hausstand vorhanden. Diskredition zugesichert.

Loochigg

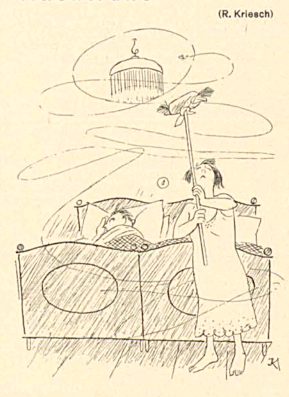
Ein Sachse sitzt in der Eisenbahn und liest einen Kriminalroman.
Ein zweiter Sachse steigt zu und möchte gern ein Gespräch anfangen.
Dem ersten Sachsen paßt das nicht, er interessiert sich augenblicklich viel mehr für den Kriminalroman.
Folgendes Gespräch entwickelt sich:
„Das Weddr siehd nach Reejn aus."
„W a s siehd nach Reejn aus?"
„Das Weddr."
„Bleedsinn!"
„Na erlaubense mal! Das is doch gein Bleedsinn! Guggnse doch mal zum Fensdr naus, da gennen Sie 's ja sähn!"
„Was gann ich da sähn?"
„Daß das Weddr nach Reejn aussiehd!"
„So? Hm. . . . Na, ich gugge nu schon änne ganze Minude zum Fensdr naus, aber das, was Sie behaubdn, gann ich nich enddeggn!"
„Na, heernse, der ganze Himmel is doch schwarz!"
„Schdimmd!"
„Na also!"
„Na also, w a s?"
„Himmeldonnrweddr, sind Sie aber schwerfällich! Ich meine nadierlich, na also siehd das Weddr nach Reejn aus!"
„Das glauben Sie ja selber nich."
„Na, Sie habens doch eben selber zugegeben, daß das Weddr nach Reejn aussiehd!"
Da klappt der andere seufzend seinen Kriminalroman zu und sagt: „Was Ihnen fehld, is für fünf Fennje Loochigg! Ich habe lediglich zugegeben, daß der Himmel schwarz is, aber ich habe niemals zugegeben, daß das Weddr nach Reejn aussiehd! Das Weddr gann nämlich garnich nach Reejn aussähn!"
„Aber es siehd doch nach Reejn aus! Guggnse doch bloß zum Fensdr naus!"
„Das Weddr gann überhaubd nich aussähn! Weil nämlich das Weddr ä Zuschdand is und geine Sache. Das Weddr is der Zuschdand von Lufd, Wärme, Admosfäre und so weidr. Sie solldn nich über Dinge reden, von denen Sie geine Ahnung haben!"
Der Sachse nimmt seinen Kriminalroman wieder auf und liest weiter.
Der andere ist eine ganze Weile sprachlos.
Dann tippt er mit dem Finger an den Hut: „Verzeihen Sie!"
„Bidde?"
„Därfde ich wohl das Fensdr zumachen? Der Zuschdand von Lufd, Wärme, Admosfäre und so weidr siehd nämlich genau so aus, als ob es gleich ins Gubbe reejnen wirde . . !"

Lieber Simplicissimus!

Ein Bekannter von mir ist ein leidenschaftlicher und erfolgreicher Taubenzüchter. Besonders seine pommerschen Kröpfer sind prachtvoll. Eines Tages kommt Besuch, dem wie üblich auch die Tauben gezeigt werden. Dabei fällt vor allem ein stolz paradierender Täuberich in die Augen. „Was für ein schönes Tier!" ruft der Besuch begeistert aus. „Schade, daß es einen Kropf hat!"

Nachtruhe

(R. Kriesch)



Die beschwingte Gefahr

Von Weare Holbrook

Naturwissenschaftler haben allen Ernstes prophezeit, daß Insekten dereinst das Erbe des Menschen in der Beherrschung des Planeten Erde antreten werden, und sie verfügen auch über statistische Daten, um ihre Behauptung zu beweisen.

Eine Stubenfliege kann, wenn wir sie vom Frühjahr an den ganzen Sommer hindurch unbelästigt lassen, am 30. September bereits stolz auf eine Nachkommenschaft von 5 598 720 000 000 Stubenfliegen herunterblicken. Und die Gattung der Stubenfliege stellt nur eine einzige von den 300 000 Insektengattungen dar, die man bis jetzt katalogisiert und beschrieben hat.

Diese Prophezeiung ist also durchaus nicht so phantastisch, wie sie sich auf den ersten Blick ausnimmt. Jeder Amateurgärtner weiß, daß Insekten solange sich vermehren und gedeihen, solange sie ein Stückchen Grün zum Essen haben.

Die Radieschenpflanzer-Vereinigung von Katzelshausen hat ihren Feldzug gegen die Insektenwelt auf dem Grundsatze aufgebaut, daß diese ohne frisches Grün nicht leben kann. Jedes Mitglied verpflichtete sich, mehrere Radieschen aus Papiermaché in seinem Garten anzubauen; man glaubte nämlich, daß die Insekten, einmal oder zweimal durch die künstlichen Radieschen irregeführt, allen Radieschen gegenüber mißtrauisch werden und sie künftighin in Ruhe lassen würden.

Die Spinatpflanzer hingegen wollen von der Anwendung solch unwürdiger List nichts wissen. Sie pflanzen nur echten Spinat und lassen die Natur ihren Lauf nehmen. Man hat heranwachsende Kinder sich in der Dunkelheit an den Spinat heranschleichen und hoffnungsfroh Raupen auf die Spinatstauden streuen gesehen. Dennoch scheint bis nun keine Spinatknappheit eingetreten zu sein. Die Insekten haben offenbar auch ihre Abneigungen gegenüber gewissen Speisen.

Auch ich habe das Meinige getan, um die Parade der Insekten von meinem kleinen Garten fernzuhalten. Aber jedesmal, wenn ein Insekt starb, kam eine ganze Horde seiner Verwandten und Bekannten zum Begräbnis und blieb unendlich lange. Von allen Pflanzen, die ich setzte, blieb lediglich „Liebling", der niedliche Storchschnabel, erhalten. Seine Blätter sind dick, schwammig und unappetitlich — aber wahrscheinlich werden die Motten hereinkommen, bevor der Sommer zu Ende ist.

So habe ich den Spaten mit dem Mikroskop vertauscht und bin Insektenforscher geworden. Und ich habe bereits beträchtliche Fortschritte gemacht. So hat man zum Beispiel geschätzt, daß es etwa 1 000 000 Arten parasitischer Hautflügler gibt, von denen nur 195 000 bis nun benannt worden sind. Nun, ich habe auch den andern 805 000 Namen gegeben. Da diese Zeitschrift auch Kindern in die Hand kommen könnte, kann ich die von mir gebrauchten Bezeichnungen hier nicht veröffentlichen. Aber ich bin bereit, vor einem öffentlichen Notar zu beeiden, daß meine Bezeichnungen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen.

Einige meiner wissenschaftlichen Leistungen sind allerdings, wie ich zugeben muß, nicht meinem eigenen Kopf entsprungen. Vergangene Woche zum Beispiel entdeckte ich eine neue Gattung Brummfliegen. Sie besaß ein hervorragendes Bauchrednertalent: sie brummte diminuendo, als zöge sie sich in die gegenüberliegende Zimmerecke zurück, während sie sich in Wirklichkeit auf meinem linken Ohrläppchen niederließ. Im Geiste echter Naturwissenschaft gab ich dem kleinen Wesen, sobald ich es entdeckt hatte, einen ordentlichen Namen und klassifizierte es. Der Name nun war nicht meine eigene Erfindung; ein Fachmann für amerikanische Flüche hatte ihn mir erst kürzlich gelehrt.

Nach dem Gemüsegarten stellt ein Freilufttheater das ergiebigste Betätigungsfeld für den Insektenforscher dar. Das Freilufttheater von Katzelshausen hat die Form eines Hufeisens, und man sitzt dort auch ungefähr so bequem wie auf einem solchen. Wenn Sie es besuchen, um sich zu unterhalten, werden Sie arg enttäuscht sein; aber wenn Sie es als Laboratorium betrachten, wird es Ihnen reiche Möglichkeiten wissenschaftlicher Forschung darbieten. Es ist eine Wallfahrtsstätte für alle Insekten der Umgebung. Sobald der Vorhang aufgeht, umfliegen sie in Wolken die Rampenlichter.

Insekten sind unparteiisch. Sie wenden ihre Aufmerksamkeit den Darstellern und den Zuschauern in gleichem Maße zu. So manche unschuldige Naive verbeugte sich bei ihrem ersten Auftreten geschmeichelt wieder und wieder, weil sie die kräftigen, vom Publikum mit der flachen Hand gegen die andringenden Stechmücken geführten Schläge für lebhaften Applaus hielt.

Lange hat die Direktion des Freilufttheaters den Insekten getrotzt. Aber bald wird sie ins Lager des Feindes übergehen. Die nächste Saison wird sie mit einem Theaterstück eröffnen, in dem alle Hauptrollen von Insekten besetzt sein werden.

Lieber Simplicissimus!

Die Frau Oberoffizial ist empört.

Läßt sich das Mädel, die Martha, mit einem Fremden ein. Mit einem Durchreisenden, mit einem Menschen, von dem man gar nicht weiß, woher und wohin.

„Martha", schreit sie die Tochter an, „das ist ja ein Skandal . . . So eine Schande . . . So eine Schande . . . Im dunkelsten Stadtpark hat man euch gesehen . . . Auf einer Bank . . !" Die Frau Oberoffizial ringt die Hände. „Hat man so etwas je erlebt? . . . Sich mit einem Reisenden, mit einem wildfremden Menschen einzulassen . . . In meiner Jugend wäre das unmöglich gewesen . . . Damals prüfte man den Mann monate- und jahrelang — ehe man ihm nur eine Fingerspitze reichte, und du — heute lernst du ihn kennen, und schon — — — ja sag' mir nur, wie kann man so rasch —"

„Rasch?" zuckt Martha die Achseln, „komische Frage, Mama . . . Was hätte ich denn tun sollen? . . . Du darfst nicht vergessen, daß er nur zwei Tage hier bleiben konnte!"

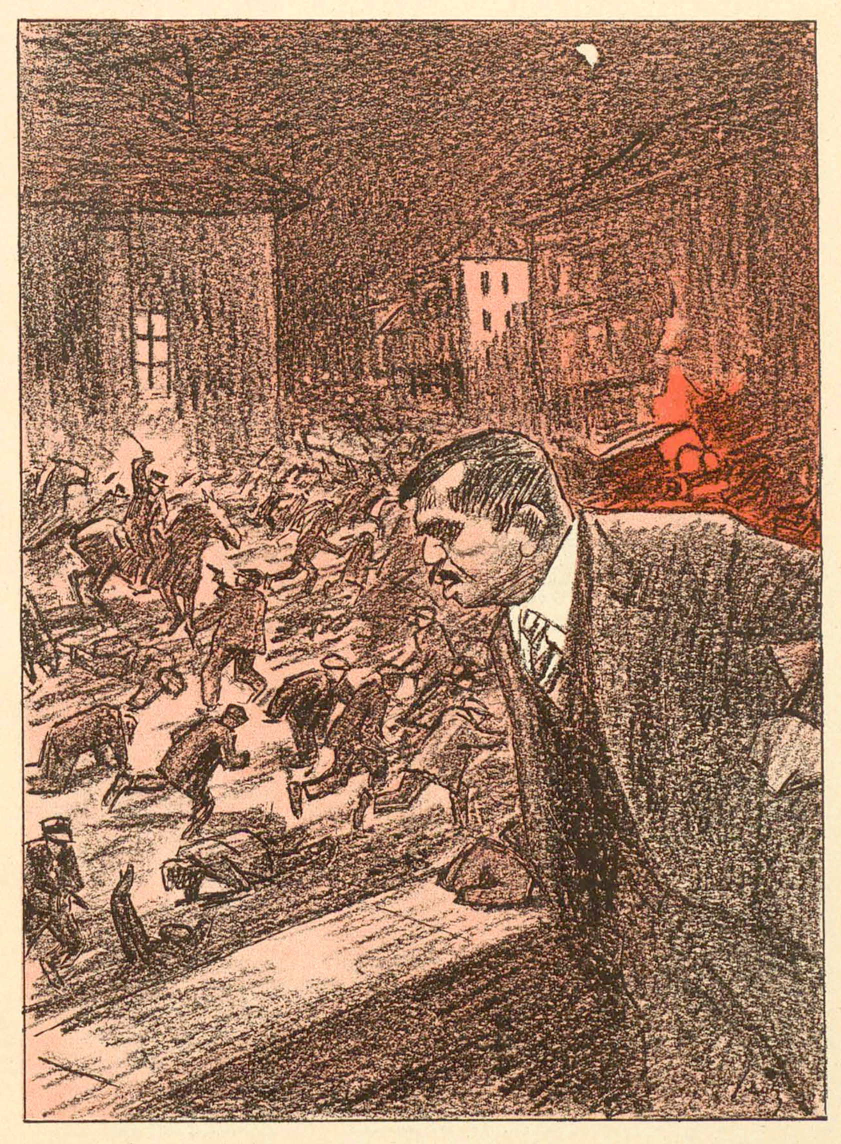
Der Wasserspiegel

(Hilla Osswald)



Es gärt in Frankreich

(Wilhelm Schulz)



Die Konflikte der fremden Völker lassen sich vertagen, Monsieur Laval — die des eigenen Volkes leider nicht.

Flug-Snobs

(Jos. Sauer)



„Fatal, so 'ne Zwischenlandung, wat?" – „Tja, man hat so'n richtig unsicheres Jefühl uff'm Erdbod'n!"

Sonderbare Himmelfahrt / Von Günter Weisenborn

Das ältere Ehepaar Schultz saß auf einer Wolke.

Es war etwas rasch gegangen, und nun stiegen Schultzens zum Himmel empor. Ringsum strahlte sonnenblauer Azur, endlos und totenstill, und hoch über den beiden Frisuren klirrte der silbrige Zirrhus. Hand in Hand saß das Ehepaar in der Luft, drei Schweißtropfen standen auf des Mannes Glatze, und am Rosenmunde Katharinas klebte noch etwas Eigelb. Auch das Eigelb stieg zum Himmel hinauf, denn es ist nichts zu gering für den Weg nach oben.

Herr Schultz zog seine gelbe Uhr aus dem Bauch und sagte: „Ich hatte mir das etwas rascher vorgestellt." Katharina seufzte, denn sie litt an den Beinen und hatte heimlich ihre Halbschuhe abgestreift. Nun waren sie unter ihr verschwunden, und sie traute sich nicht aufzustehen. Darum angelte sie mißtrauisch mit den Beinen, an denen sie litt, und sie seufzte zum zweitenmal. Dann antwortete sie: „Vielleicht haben wir Verspätung", denn sie war eine Frau, die sich im Leben auskannte. Dieses beruhigte den Mann, und er setzte seinen Hut auf, der neben ihm gelegen hatte. Es war eine Melone, und ihr Schatten verbarg den kalten Verdruß in Herrn Schultzens eisblauen Augen. Es waren Augen schmal wie Knopflöcher und unten ein Kinn wie eine Pflugschar. Ein Kneifer hing auch noch in diesem Gesicht, und darunter steckte eine halbe Zigarre, deren blauer Rauch wie eine luftige Wendeltreppe für Elfen von Herrn Schultz emporstieg.

Katharinas Gesicht war grau wie das Handtuch für Herren, das man um Mitternacht in Bierlokalen vorfindet. Unter dem Kinn gab es faltige Hautbehänge, gelb und welk, die auf dem grünen Chiffon ihrer Bluse endeten. Katharinas Augen jedoch gingen über, denn ihr schwindelte leicht.

Auf Erden sah man tief unten die Quadrate der Äcker, waldige Gebirge, schimmernde Städte. Durch ein Dorf gingen Menschen, man erkannte sie als Punkte, die sich ruckartig vorwärts bewegten. Über eine grüne Wiese wirbelten wie eine Handvoll Schneeflocken spielende Kinder; Rote Hausdächer leuchteten herauf, und sieben zarte Rauchbäume stiegen aus ihren Kaminen und lehnten sich leise in den blauen Sommerwind.

Das Ehepaar Schultz blickte gespannt hinab: Braune gleitende Walzen, das mußten Pferde sein. Wäsche flatterte blinkend an der Leine. Ein glitzernder Fluß lag im Gras wie das verlorene Halsband einer Riesin. Es fiel Schultzens auf, daß es so viel Land gab, was sie als Stadtleute nie geahnt hatten. Gewiß, sie hatten gedacht: zwischen den großen Städten liegt natürlich ein bißchen Landschaft, und nun waren sie ziemlich verdutzt. Es gab nichts anderes als Landschaft unter ihnen, soweit das Auge reichte, von Horizont zu Horizont. Und wenn schon einmal eine mächtige, berühmte Stadt auftauchte, so wirkte sie von hoch oben derart hilflos und rührend, daß man sich genierte. Sonderbar . . .

Schultzens blickten sich nachdenklich an,

Letzter Sommer / Von Gottfried Kölwel

Noch ist die Welt durchstrahlt vom Licht,
der See weiß kaum das Blau zu fassen,
die Silberwolke rührt sich nicht,
kein Schattenbild zu hinterlassen.

So wie die Welle fiebernd glüht,
gefüllt von Glanz zum Überschäumen,
am Ufer noch die Blume blüht,
sie kann die Farben kaum mehr zäumen.

Ein Falter, blau und lichtumschwemmt,
vertaumelt haltlos, wie geblendet,
indes ein Segel, ungehemmt,
sich trunken bläht und weiß verschwendet.

Versonnener nur steht ein Baum,
sein grünes Laub fängt an zu zittern,
wie bald wird dieser goldne Traum
verwittern, ach, verwittern!

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM –.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM –.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2M,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● DA. 12979 I. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

und an diesem Blick muß es gelegen haben, denn Katharina kreischte urplötzlich auf und starrte Herrn Schultz an.
Also doch, dachte Herr Schultz blitzschnell. Die Rätsel der Luft, der vielstimmigen, verwilderten Luft hier oben, standen unversehens auf, und Herr Schultz erschrak tief. Er erhob sich und schwankte wie ein Papierdrachen. Plötzlich öffneten sich hier also doch wilde Geheimnisse im Zenit. Es gab also doch hier oben Unmenschliches, Geisterhaftes, Tolles! Er hatte es sofort gesagt, daß dieses Unternehmen Gefahren barg, als er sich auf den Rat Katharinas dazu entschloß. Er war zum Äußersten bereit, er ballte die Fäuste und blickte sich um. Wo war die Gefahr?
„Am Hut . . am Hut! . . .", schrie Katharina schrill. Ihre Augen waren weiß vor Entsetzen, sie stand vornübergebeugt, und ihr Zeigefinger zeigte auf Schultzens Melone. Herr Schultz riß rasch den Hut vom Kopf, und dann erkannte er das Unheil.
Ein Unheil kann als Nickelstahlpatrone nahen, als Schlaganfall oder als Tiger. Dieses Unheil hier jedoch auf dem Rande des Hutes war klein, braun und verängstigt. Herr Schultz lächelte. Es war nur eine Hummel, es war eigentlich gar kein Unheil, stellte Herr Schultz fest, trotzdem Katharina ihn immer noch entsetzt anstarrte.
Herr Schultz wollte das Fenster öffnen, um die Hummel hinauszusetzen, aber es war verschlossen. Da setzte der brave Herr Schultz das kleine Unheil auf das Gepäcknetz, wo es flink verschwand.
Denn es ist Zeit, zu beteuern, daß Schultzens nicht direkt mit ihren achtbaren Hosenböden auf der Wolke saßen. Nein, es befand sich ein Ledersessel dazwischen, der auf einem Metallboden stand. Und beides gehörte zum fahrplanmäßigen Flugzeug 43, das Schultzens voller Aufregung bestiegen hatten und das sicher und rasch durch den Azur schwebte, metallener Aar für das Publikum.
Die Hummel blieb das einzige Abenteuer, das Schultzens in der Luft erlebten. Nach kurzer Zeit entstiegen sie mit geschwellter Brust der Kabine und sagten laut, daß sie auch auf dem Rückweg fliegen würden, wobei sie sich majestätisch umblickten und das Eigelb am Munde Katharinas entschlossen bebte.

Verkehrserziehung

Nach der Straßenverkehrsordnung ist es bekanntlich verboten, mit Fahrzeugen (ausgenommen Kinderwagen und Krankenfahrstühle) auf der Gehbahn zu fahren. — In der Sonnenstraße sehe ich da neulich eine schlichte Frau, die einen kleinen Leiterwagen auf der Gehbahn sorglos zwischen den zahlreichen „Wegebenutzern" dahinzieht. An der Ecke am Karlsplatz hat sie schon der Verkehrsschutzmann erspäht, der sie also kurz anspricht: „Frau Nachbarin, mit dem Wagerl müssen S' fei auf der Fahrbahn bleiben, gell, bitte!"
Die schlichte Frau: „Ja, jetzt sowas, gibts jiatzt dees aa! Zwegn dem kloan Wagerl do, geh, do heert sich doch olles auf..."
Dem Schutzmann ist die lange Rede der Frau sichtlich peinlich, schon wegen der Kleinigkeit der Übertretung; er wird barsch: „Nacha tuan S' wenigstens a Kind nei ins Wagerl, nacha sagt ma ja so nix."
Und wendet sich wieder dem großen Verkehr zu.

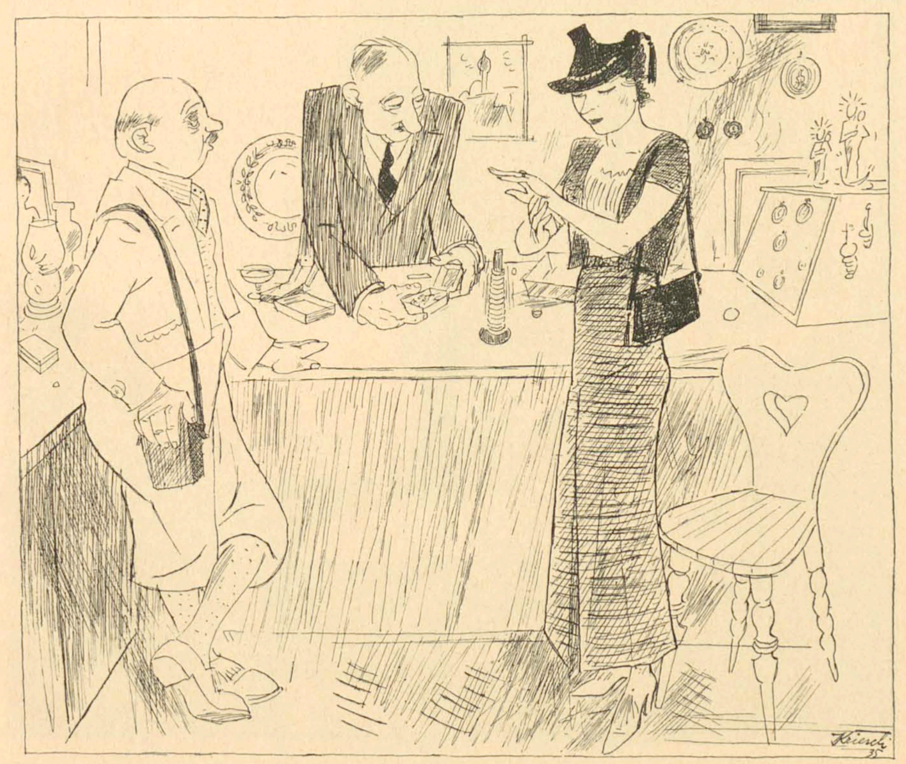
Redaktionelle Mitteilung!

Die „Nordische Geschichte II" in Nr. 21 wurde versehentlich nicht signiert. Zeichnungen und Text sind von Professor Olaf Gulbransson.

Simplicissimus.

Finale

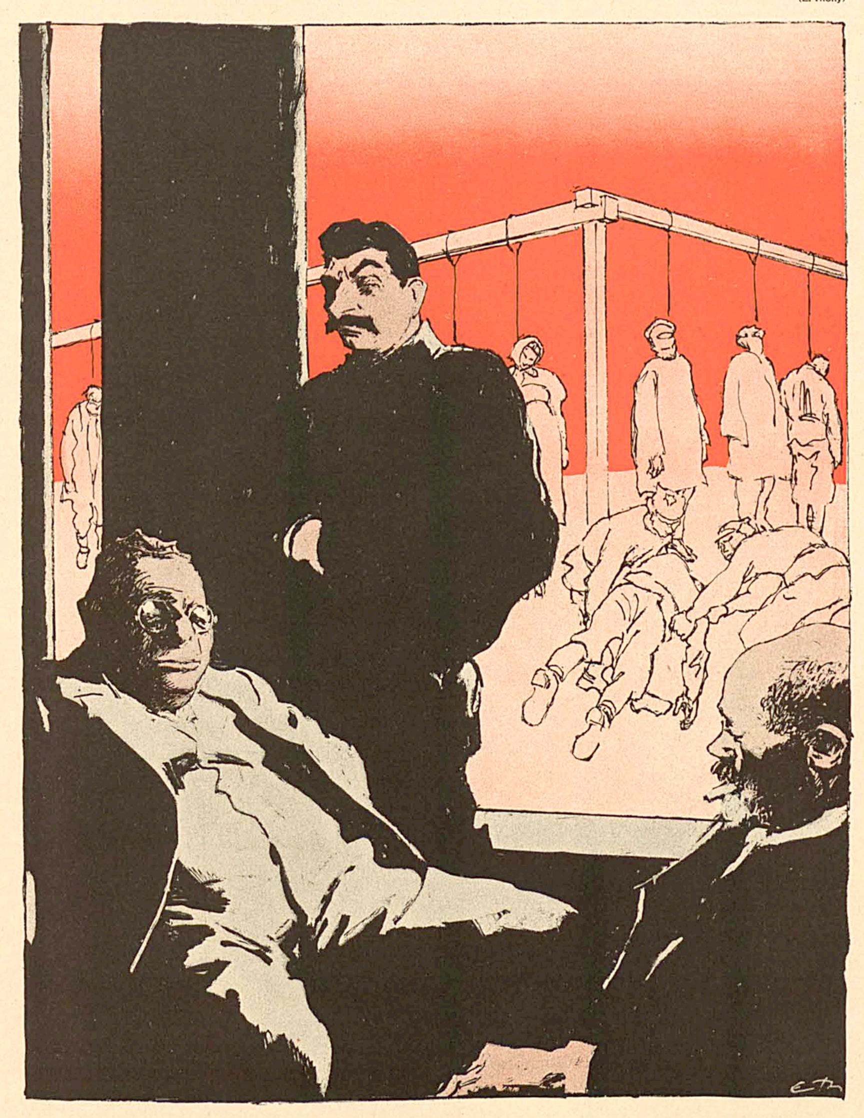
(Rudolf Kriesch)



„Sie werden sehen, mein Herr, Sie schenken mit dem Ring ein ewiges Andenken." — „Nunnun — es waren ja nur drei Tage."

Abschiedsvorstellung für die Komintern

(E. Thöny)



„Ihr seht, Genossen, daß trotz unseres Eintritts in den Völkerbund von einer Verbürgerlichung des Bolschewismus nicht die Rede sein kann!“

München, 1. September 1935 Preis 60 Pfennig 40. Jahrgang Nr. 23

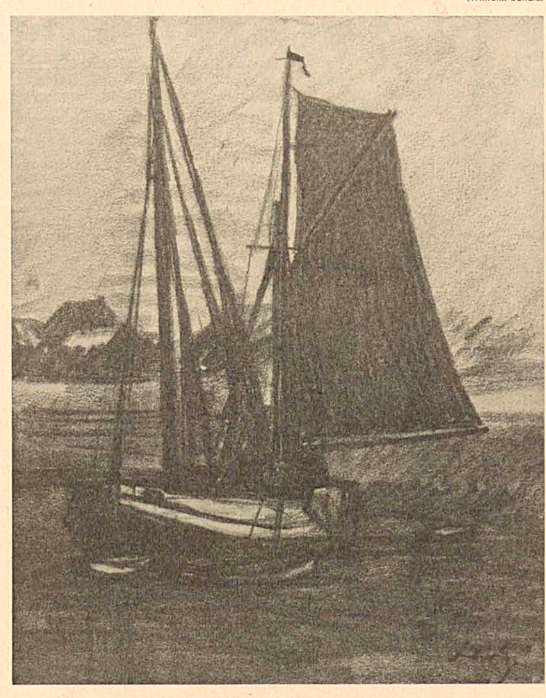
SIMPLICISSIMUS

Sehnsucht



„Gott, bin ich in das Meer verliebt! Und kein Mann weit und breit, den man damit eifersüchtig machen könnte!“

(Wilhelm Schulz)



Der Mann mit dem Backenbart

Von Katarina Botsky

Die Nachmittagssonne suchte ihn im Zimmer. Er stand vor dem Spiegel, der groß und staubblind an der Wand hing und kritzelte mit dem Zeigefinger auf die graue Fläche: Hans Korallus, Drogist, fünfzig Jahre alt, groß und stattlich, seit drei Monaten verwitwet. Sie war zehn Jahre älter als ich, darum trug ich immer einen Backenbart. Soll ich ihn mir jetzt abnehmen lassen?

Es war Sommer; drückend warm. Korallus warf mißmutig den Rock ab. Jetzt war er frei, jawohl! Aber — alles so still, so leer, so verstaubt —! Verzogenen Gesichts kritzelte er weiter: Ich liebte sie nicht, doch ich hatte sie gern, denn sie war gut und tüchtig. Ihr gehörte auch die Drogerie. Es war ganz nett, zehn Jahre jünger zu sein. Und doch wäre es vielleicht auch hübsch — — — Er wußte nicht recht weiter.

Sinnend trat er ans Fenster und blickte auf den Hof, wo sein kleiner Warenschuppen stand, freundlich blau und rot gestrichen, daneben eine niedrige Mauer, auf der er schon alle Farben, die er führte, ausprobiert hatte. Dadurch war eine Art Landschaft auf der Mauer entstanden. Wenn man durchaus wollte, waren die Kleckse blaurote Berge um ein lichtgelbes Meer, davor so etwas wie ein felsiges, begrüntes Ufer mit bunten Flecken, die man sich als Fischerhütten denken konnte. Korallus nannte das ganze seine „Lofotenlandschaft", denn er hatte einmal etwas ähnliches, also benannt, in einer Zeitschrift gesehen. Jetzt, wie er frei war, entzündete sich seine Sehnsucht an dieser Landschaft allmählich zu dem Wunsch, nach den Lofoten zu reisen. Überhaupt überfielen ihn jetzt Wünsche, die sehr über seine Verhältnisse gingen.

Er aß im Restaurant, weil das Mädchen seinen Sommerurlaub angetreten hatte. Der Mond schien, als er in seine Wohnung zurückkehrte. Hier empfing ihn wieder die Stille und die Leere. Auf dem Wandspiegel flimmerten seine Kritzeleien. Ohne Licht zu machen wanderte Korallus ziellos hin und her. Einmal setzte er dem Spiegel die Faust auf die Brust, bezwang sich aber und zertrümmerte ihn nicht. Was konnte der alte Spiegel seiner verstorbenen Frau dafür, daß er, Korallus, sich scheußlich einsam fühlte?! Daß er nach den Lofoten wollte und sonst noch allerhand?! Seufzend begab er sich ins Eßzimmer und trank Kognak. Mit der Zeit leerte er fast die ganze Flasche, obgleich er kein Trinker war, denn mit jedem Kognak wurde ihm leichter zumute. Als er genug hatte, warf er sich in den bequemen Fensterstuhl der Verstorbenen.

Sein Blick ging über die Straße zu dem großen Schulgebäude mit den hohen Fahnenstangen, an denen heute die roten Flaggen hingen. Geruhsam sah er zu, wie der Nachtwind sie zierlich tanzen ließ. Eigentlich bin ich jetzt schläfrig, stellte Korallus fest. Oder betrunken?? Denn im Nebenzimmer, wo der Mond, spukhaft, sein Wesen trieb, sah er plötzlich eine Frau; eine Dame in frühlingsgrüner Seide mit einem leuchtenden Gefäß in der Hand. Im Nebenzimmer um den Tisch saßen jetzt lauter weißgekleidete Mädels. Es sah genau so aus. Alle, die Frau wie die Mädels, hatten das gleiche flimmernde honiggelbe Haar, sahen wie Mutter und Töchter aus. Die Mutter — sie mochte weit über zehn Jahre jünger als er sein — schwebte anmutig um den Tisch herum und schien den Töchtern ein Getränk einzugießen, das wohl diesen plötzlichen Jasminduft verbreitete. „Mir auch —!" flüsterte der Betrunkene. Die Töchter wiegten sich hin und her mit der Fülle ihrer goldenen Haare, und manchmal nickten sie ihm zu, und manchmal schienen sie sich vor Lachen zu biegen. Vielleicht wegen seines Backenbarts. Korallus starrte hingerissen auf das Bild. Herrlich mußte es sein, eine so schöne Frau und sechs nicht minder schöne, weißgekleidete Töchter zu haben. Ein bißchen teuer natürlich, wahrscheinlich zu teuer für ihn, dafür aber auch ein großer Genuß. Begehrlich streckte er die Hand aus, da wurde es schon dunkel nebenan, das Mondlicht erlosch; die graue Stille und die graue Leere hockten jetzt wieder am Tisch. Korallus kniff fest die Augen zu, denn es graute ihm vor diesen beiden. Trotz der geschlossenen Augen sah er nun einen steilen Hügel, schon mehr einen Berg, von dem ein häßliches Pferd mit einem leichten Wagen herunterraste. Ein Wagen ohne Kutscher, und das Pferd ging durch. Und im Wagen saß er selbst, er, Korallus, den Mund groß aufgerissen, als ob er um Hilfe schrie und die Arme wild erhoben. Er fühlte, wie es bergab ging, unaufhaltsam bergab ... Der Betrunkene ahnte nicht, daß er vom Stuhl rutschte.

Seitdem Korallus „das Glück" gesehen hatte, wollte er es auch haben. Ganz groß schrieb er auf den Spiegel: Der Bart muß — muß fallen und das bald!! Er sah ja mit dem Bart aus wie —? Wie Michael Kohlhaas. Ja, so konnte der ausgesehen haben. Nicht Hans Korallus, sondern „Michael Kohlhaas" sollte auf seiner Tür stehen. „Du — Kohlhaas!" schrie er sich selber an. „Du glaubst doch wohl nicht, daß eine Frau, die der grünen Monddame gleicht, einen Mann mit einer Gorillagarnitur am Kinn heiraten würde?!" Wie jemand, der Zahnschmerzen hat, wankte er ein Weilchen, stöhnend, hin und her. „Gorillagarnitur", wiederholte er grimmig, denn er fühlte, daß er seinen Bart liebgewonnen hatte. Und schließlich war so ein schöner brauner Vollbart keine ganz kleine Gabe Gottes. Und diese nicht ganz kleine Gabe, die ihm so mollig am Kinn hing, wollte er nun schnöde abschaben lassen?! „Du — Kohlhaas, wenn das nur gut ausgeht —!"

(Schluß auf Seite 269)

Unerwünschte Auskunft

Der Dichter Fritz, als er mich sah,
sprach: „Setzen wir den Fall, ich würde
unsterblich — denkbar ist das ja —,
ertrüg' ich wohl die schwere Bürde?

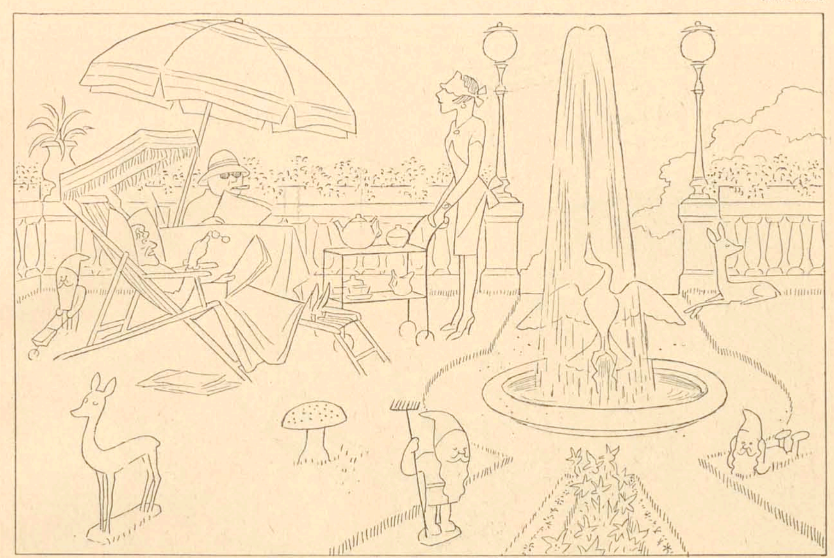
Mir graut vor der Unsterblichkeit!
— „Wieso?" beruhigte ich Fritzen.
„Du brauchst die Riesenmenge Zeit
ja nicht persönlich abzusitzen."

... Er kriegte Augen, tellergroß,
und eilte sich, mir zu entwandeln,
indem er bei sich selbst beschloß,
nie mehr mit so wem anzubandeln.

Ratatösker

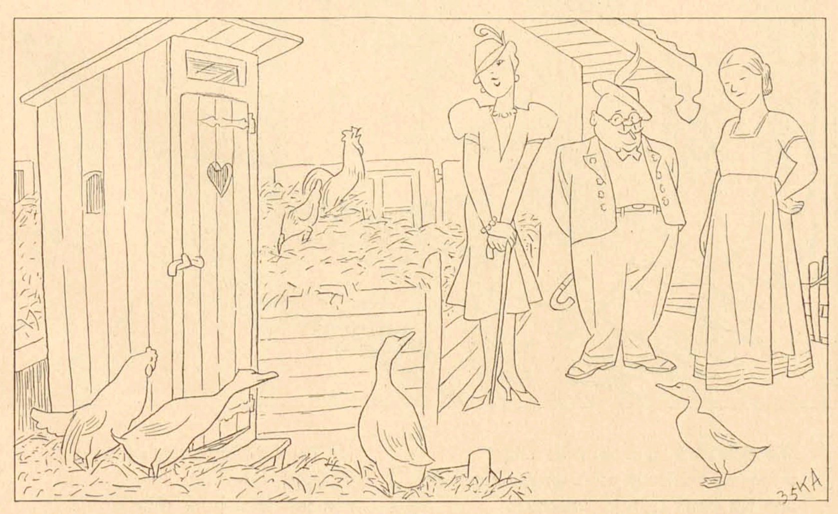
Das vornehme Landhaus

(Karl Arnold)



„Sehen Sie nicht, Hilde, wie die bösen Vögel unsere Figuren bekleckert haben? Sagen Sie mal dem Gärtner, er soll die Zwerge und Rehe gut abwaschen."

Die Unschuld von der Stadt



„Huch! Sieh mal, Fredi, dies entzückend niedliche Weekendhäuschen!" — „Ja mei, gnä Frau, a dös muaß sei."

Sankt Weißenberg

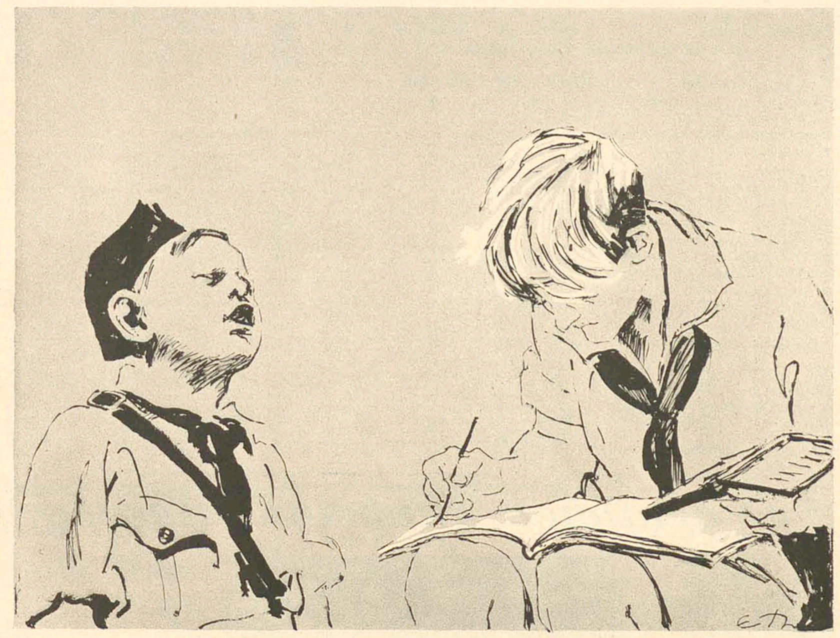
(Wilhelm Schulz)



Die Heiligkeit taugt meistens nischt,
wenn sie der Mensch mit Schnaps vermischt
und sich dann reichlich ungeniert
für kleine Mädchen int'ressiert.
O Josef, lüderlicher Greis,
nun setzt man deine Glut auf Eis!

Unter Pimpfen

(E. Thöny)



„Wie alt ist denn euer Zugführer?“ – „Neunzehneinhalb.“ – „Wat? So 'n ollen O'pa haben wir nich!“

Der Mann mit dem Backenbart

(Schluß von Seite 266)

Im selben Augenblick fuhr er zusammen, gellende Töne schlugen an sein Ohr. Auf dem Hof sang wieder einmal die bunte Zigeunerin, so schrill, so klagend, ihre Waren aus. Sie ließ die Augen spielen und schrie geradezu das Haus an. Sie schleuderte ihm ihr Lied mit fanatischer Ausdauer in die Fenster; es war Geldgier, Hohn und Klage zugleich.

„Bettvorleger???
Tischdecken!!!
Kohlrabi!!! . . .“

Dann schien es eine fremde Sprache zu werden, ihre Sprache. Immer trauriger klang das Lied — und vertröpfelte wehmütig im Torweg.
Soll ich sie mal heraufholen und mir die Zukunft von ihr — — —? Nein, so etwas tat kein Mann, der einen Backenbart trug. Trotzdem war er schon im Flur, lief die Treppe herunter . . . aber das braune Weib war nicht mehr zu sehen.
Ins Geschäft ging er jetzt nur wenig, überließ alles seinem jungen Mann. Da die Zigeunerin weg war, schlenderte er auf den Hof und stellte sich, die Hände in den Taschen, vor „seine Lofotenlandschaft“. Sollte er nicht lieber gleich zum Barbier gehen und — — —? Nun leierte die Zigeunerin in der Ferne und es kam ihm vor, als läge etwas Drohendes für ihn in ihrer klagenden Stimme. Der kalte Wind schob immer wieder Regenwolken über den Himmel. Korallus seufzte tiefsinnig.
Im Schuppen hantierte sein Lehrling mit Benzin. Plötzlich dort ein Knall, zugleich schien es sehr hell im Schuppen zu werden. Korallus lief hin und sah drinnen eine bleiche Flamme emporwachsen und rasch an Farbe zunehmen. Sie bog sich wie eine Tänzerin und langte mit ihren Zungen nach allen Seiten. Der Drogist sprang auf sie zu und bemühte sich, entsetzt, das Feuer zu ersticken. „Ihr Bart, Herr Korallus!“ schrie der Lehrling auf. Ehe der Drogist die Warnung noch ganz begriffen hatte, war sein Bart schon einem leckenden Flammenzünglein zum Opfer gefallen. Mit einem Heulen schlug er das Gesicht ins Taschentuch. Sie mußten aus dem brennenden Schuppen heraus. „Feuer! Feuer!“ kreischte der geisterbleiche Lehrling.
Der ganze Schuppen brannte herunter, trotz der Hilfe der Feuerwehr. Korallus flüchtete sich mit seinem verbrannten Gesicht in seine Wohnung hinauf und sah von dort aus, starräugig, zu. Auch seine Hände waren verbrannt, seine Warenvorräte verbrannten. Alles löste sich in Rauch auf, auch die Reise nach den Lofoten und das Glück in grün; denn er war nur mangelhaft versichert. Seine Brandwunden verboten ihm, Kognak zu trinken, sonst — — —
Es ging bergab mit ihm, seitdem seine Frau tot war. In seinem Gedächtnis tauchte eine häßliche Vision auf: er sah sich wieder in einem leichten Wagen, den ein durchgehendes Pferd zog, einen Berg heruntersausen. Sein Mund schrie, seine Arme suchten einen Halt — in der Luft. Ähnlich stand es jetzt in Wirklichkeit um ihn, wenn es ihm nicht gelang, seine tollen Wünsche zu zügeln. Mit sich selbst redend bepflasterte er sich das verbrannte Gesicht vor dem verstaubten Spiegel. „Soll ich ihn mir jetzt abnehmen lassen?“ stand noch immer darauf. Grimmig strich er die Frage durch, fühlte sich jedoch wie aufgeweckt durch den wüsten Zugriff der Flamme. Das schrille Klingeln, mit dem die Feuerwehr jetzt abrückte, verstärkte noch dieses Empfinden. Schließlich ging er noch einmal nach unten.
Der Brandgestank schlängelte sich ihm entgegen. Es wurde schon dunkel. Der Drogist trat an die Glasscheibe der Hintertür seines bereits geschlossenen Ladens und blickte hindurch. Fast sah es so aus, als ob es auch im Laden gebrannt hätte, so düster sah es dort aus. Vor der Ladentür, auf der Straße, standen noch Kopf an Kopf Neugierige, obgleich das Feuer doch aus war. Die Gaffer rührten sich nicht vom Fleck. Vielleicht wollten sie „den Mann ohne Backenbart“ sehen. Korallus seufzte schmerzlich. Jetzt, jetzt entdeckten sie ihn, vielmehr sein arg bepflastertes Gesicht, hinter der Glasscheibe. Sie lachten, sie lachten wahrhaftig — nicht laut: sie verzogen nur immer breiter die Münder in der aschgrauen Abendbeleuchtung. Korallus wurde von einer seltsamen Schwäche befallen; er konnte nicht vom Fleck, er mußte stehen und sich begrinsen lassen. Alles Strafe —!
Er wollte nach den Lofoten — wo liegen die? übersetzte er sich das Grinsen. Er träumte von einer grünen Mondfrau und sechs weißgekleideten Töchtern . . . Du — Kohlhaas, wo ist dein Bart? . . . Man muß sich das Glück nach seiner Decke bauen, Korallus, sonst saust die Karre mit einem bergab.
In der Ferne schien immer noch die Zigeunerin zu lamentieren. Oder war es der Abendwind, was so klagend flüsterte? Sie schien dem „Mann ohne Backenbart“ aus der Ferne wahrzusagen und er bemühte sich, sie recht zu verstehen. „Das Glück, Korallus, kommt nur einmal, wenn im Mondlicht rote Fahnen wehen. Sonst — — — Bettvorleger . . . Tischdecken . . . Kohlrabi —: der Alltag — die Pflichten . . .“

Sehnsucht

Von Wilhelm Pleyer

Ein Mädchenarm, der sich nach Wolken dehnt
Metallisch braun, so fest wie schwebend-selig . . .
Perlende Töne eines Menuetts,
Zu denen keiner tanzt . . . Purren und Klingeln
Des Vogelflugs im Herbste über Land . . .
Der Abendhorizont, gülden gerändert,
Darin der Aeroplan berauscht verschwimmt . . .
Kniekehlen einer Garbenrafferin,
Und elfenbeinern eine bloße Schulter
Über des Abendkleides schwarzer Seide,
Duftend von Heliotrop . . . Verlor'ner Schlag der
Turmuhr um Mitternacht, wenn Wolken schäumen
Vom Sturm getrieben an die goldne Schale
Des Frühlingsmondes . . . Brust der jungen Mutter,
Von schwerer Milch gezogen, da mit Lachen
Sie sich dem Kinde neigt . . . Brauende See,
Wellen aufwühlend aus gewaltiger Tiefe,
Antollend an den Bug, den Arm voll Tang . . .
Umflortes Violett noch fremder Wälder . . .
Und eines Mädchens, das die Hüften hält,
Weil es die Schlankheit schmerzt, träumender Sang . . .

Nicht von den Klingen, die mich tags umklirren,
Nicht von der Liebe, die zur Nacht mich lädt,
Und nicht vom Werk, dem meine Kräfte keuchen, —
Von jenen andren Dingen bebt mein Sein.

O wie erduftet ungetrunkener Wein —

Wunschtraum groß und Wunschtraum klein

Von Fritz A. Mende

Manchmal wird ein Wunschtraum Wirklichkeit — tatsächlich, das gibt es. Nur pflegt es meistens so zu gehen, daß der eine den Wunschtraum hat, und irgend ein anderer hat die Wirklichkeit.
Inhaber des Wunschtraums „Holzhaus im Gebirge" war ein junger Mann. Inhaber der Wirklichkeit „Holzhaus im Gebirge" waren seine Eltern. Die Eltern wohnten seit zehn Tagen in jenem Haus, einem eben fertiggestellten Neubau. Der junge Mann wohnte seit zehn Stunden in einem Schnellzug, denn er hatte Urlaub. Schon zehn Stunden lang fuhr er der Erfüllung seines großen Traumes entgegen, und wenn das Haus nicht seinen Eltern gehört hätte, sondern ihm selber, dann wäre es wahrhaftig wie im Märchen gewesen. Es war aber keineswegs wie im Märchen, sondern wie im Leben, und der junge Mann tröstete sich damit, daß es immerhin ein günstiger Fall von „Wie im Leben" war. Eltern sind stets „günstiger Fall" . . .
Nach zwölf Stunden stieg der junge Mann aus dem Schnellzug in ein Postauto. An der Endstation empfing ihn sein Vater. Die Koffer wurden in einen kleinen Wagen gelegt. Vorn zog ihn ein junges Dienstmädchen, hinten schob der junge Mann, der das Dienstmädchen durchaus enttäuschend fand. Nun hatte er keineswegs eine Venus erwartet, so eine junge Dame, eine Pseudo-Hausangestellte, wie es sie im Film gibt. Aber er hatte gehofft, daß das neue Mädchen doch ein wenig hübscher sein würde, als die, die er früher bei seinen Eltern erlebt hatte. Hinter dieser seiner Hoffnung hatte es übrigens keinerlei dunkle Absicht gegeben, denn der junge Mann war noch nie ein Küchen-Schürzenjäger gewesen, aber er hatte es einfach als selbstverständlich angenommen, daß ein Wunschtraum nur von wohlgebildeten und auch sonst ansprechenden Menschen bevölkert sein würde.
Unterdessen langten sie bei dem Holzhaus an. Der junge Mann war fassungslos. Ja, so und nicht anders hatte er es sich vorgestellt. Und es war garnicht vom Himmel gefallen, sondern richtig gebaut worden, wie ihm sein Vater an Hand verschiedener Photos bewies.
In den nächsten Tagen war der junge Mann nur mit dem Haus beschäftigt. Er stieg in den Keller, er stieg unters Dach, er stand in dem mit Holz vertäfelten Wohnraum, und dann streichelte er häufig ein rot lackiertes Treppengeländer, das steil und leicht wie eine Lerche geradewegs vom Parterre in den oberen Stock führte.
Nach einer Woche ging der junge Mann zum erstenmal ins nahe Dorf. Es war kein Wunschtraum-Dorf, sondern bestand größtenteils aus Sommerfrischlern. Aber die Art der Erholung suchenden Städter verursachte in dem jungen Mann einiges Staunen, denn es schienen allesamt Menschen zu sein, die bereits bergab lebten. Das war kein Dorf, das war ein Altersheim! Und was den jungen Mann besonders schmerzlich berührte: er traf zwar viele Frauen, aber jede von ihnen war prinzipiell über fünfzig.
Verwirrt kehrte er nach Hause zurück. Als er durch die Tür trat, kam gerade das Dienstmädchen die schmale Treppe (jene mit dem unwahrscheinlichen und geradezu zwitschernden Geländer) herab. Er sah ihre junge Gestalt auf sich zukommen, und als er ihr Gesicht betrachtete, fand er es zwar nicht schöner geformt als vorher, aber er entdeckte doch Züge daran, die das Derbe zärtlich zu verwischen suchten.
„Eine nette Figur hat sie," dachte er noch, ohne sich etwas dabei zu denken, und ging vorbei.
In der folgenden Woche stieg der junge Mann täglich hinauf ins Gebirge, er spazierte nicht gemächlich, nein, man darf sagen: er tobte über die Gipfel. Er marschierte und sprang und kletterte, und wenn er auch die gebahnten Wege keineswegs mied, so traf er doch höchstens Holzfäller oder Beeren suchende Dörfler.
Auf einer solchen Wanderung überfiel er sich plötzlich selber mit der Frage: „Wie sieht eigentlich ein hübsches, junges Mädchen aus?" Diese

Frage hatte seiner Seele schon eine ganze Weile auf der Zunge gelegen, aber er hatte sich gezwungen, sie nicht zu beachten und mit äußerster Anstrengung versucht, alles, was damit zusammenhing, zu bekämpfen, niederzuknüppeln, es auszuschwitzen . . . Denn es war ja fast eine Unvollkommenheit, die dem Haus im Gebirge anhaftete, nein, das durfte es ja nicht geben, einen erfüllten Wunschtraum, der eine dunkle Stelle aufwies. Aber nun war es doch stärker gewesen. „Wie sieht ein hübsches, junges Mädchen aus?" dachte der junge Mann und setzte sich auf einen Baumstumpf am Wege.

Ja, wie? Der junge Mann bekam Falten in die Stirn vor lauter Nachdenken. Er konzentrierte sich, aber er hatte wohl vor lauter Eifer das Falsche bekämpft, niedergeknüppelt, ausgeschwitzt: sein Gedächtnis nämlich! Da fand er nur Nebel und nirgends das Bild eines jungen Mädchens.

„Ach, Unsinn!" sagte er deutlich. Aber da war es mit seinem Widerstand vorbei. Er stand auf und ging dorthin, wohin es ihn mit aller Macht zog. Er ging ins Dorf.

Nun, er war nicht mehr so stolz wie vor einer Woche. Dennoch: Altersheim! Wie alte, naß gewordene Hühner kamen ihm die Frauen vor, die er traf. Keine zierliche, wippende Bachstelze fand er darunter, so sehr er auch seine suchenden Augen anstrengte.

Früher als sonst kam er nach Hause. Die Frage, die er sich nicht hatte beantworten können, drückte auf seine Laune.

Zuletzt hatte er noch ganz unsinnige Hoffnungen gehabt, beispielsweise, daß ein Mädchen aus dem Walde treten würde, nein, kein Mädchen, sondern etwas zwischen Fee und Prinzessin. Aber das geschah natürlich nicht.

Man hatte ihn wohl um diese Zeit noch nicht zurück erwartet. Seine Eltern waren allem Anschein nach noch auf einem Spaziergang. Müde und zerknirscht trat der junge Mann in den Hausflur. Plötzlich hob er den Kopf — nein, etwas riß ihm den Kopf hoch, etwas, ein kleines Lied, das jemand leise für sich sang.

Behutsam zog sich der junge Mann am Treppengeländer empor, ohne im Augenblick auf dessen eleganten Schwung zu achten.

Die Tür zum Mädchenzimmer stand offen. Das Zimmer aber floß über von der untergehenden Sonne. Und angelehnt an die Sonnenstrahlen erblickte der junge Mann ein Mädchen, das sich allein glaubte.

So sieht ein hübsches junges Mädchen aus! dachte er noch. Ja, er war wohl früher anderer Meinung gewesen, aber „früher", das gehörte zu etwas, was er nicht mehr besaß, zu seinem Gedächtnis.

Manchmal wird ein Wunschtraum Wirklichkeit — tatsächlich, das gibt es. Es muß ja nicht immer gleich ein Holzhaus im Gebirge sein . . .

Strandbad

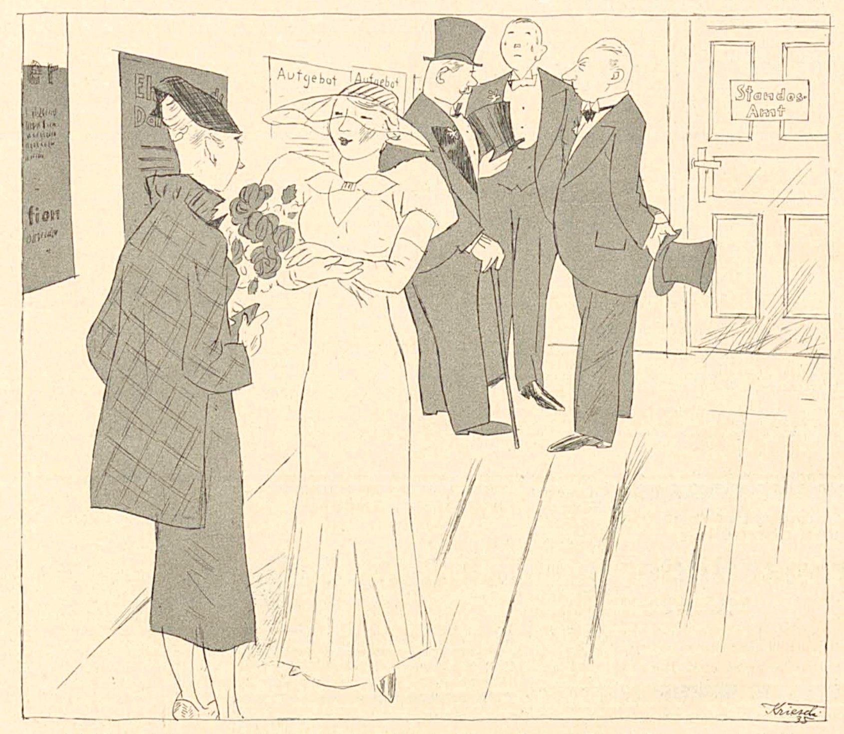
Gestern ging ich, wie jeden Tag, mit meinem fünfjährigen Töchterchen ins Ammerländer Strandbad. Ich hatte tausend andere Dinge im Kopf und starre ganz in Gedanken versunken und mit mir selbst beschäftigt auf eine junge Dame im Badeanzug neben mir.

Plötzlich stupst mich meine Kleine: „Obacht, Papa — Mama kommt!"




Schwerer Gang

(R. Kriesch)



„Welcher ist denn nun eigentlich dein Bräutigam?" — „Dumme Frage! Der, der schwitzt."

Nur so / Von Hans Duis

Die Sonne stand schon hoch, mein Magen knurrte, die Füße fingen an zu brennen — das war die richtige Zeit, um sich von der Landstraße weg einen ruhigen Waldplatz auszusuchen, zu essen und ein wenig zu träumen. Aber erst wollte ich noch das Gehöft dort hinter mir haben. Wenn man ruht, ist es gut, keine Menschenseele in der Nähe zu wissen.
Kaum war ich an dem Gehöft vorbei, drang von dort ein jämmerliches Hundegeheul an mein Ohr. Wie immer, wenn ich solch eine Quälerei mit ansehen oder anhören muß, stieg auch jetzt eine atemraubende Wut in mir hoch. Herrgott, ich bin gewiß gutmütig, aber in solchen Augenblicken könnte ich ohne weiteres morden. Es ist nicht einmal nur Mitleid mit dem Schmerz des Tieres, sondern vor allem die sinnlose Dummheit des Peinigers, die mich so in Zorn geraten läßt.
Glücklicherweise hörte das Geheul sofort wieder auf, und da sah ich auch schon den Hund mit eingezogenem Schwanz in langen Sätzen querfeldein jagen. Nachdem er einige hundert Meter gelaufen war, blieb er stehen und sah sich bekümmert und mißtrauisch um. Er war jetzt ziemlich in meiner Nähe, bemerkte mich auch, aber obgleich ich ihn mit allen Künsten anzulocken versuchte, nahm er doch weiter keine Notiz von mir. Seine ganze Haltung drückte unendliche Traurigkeit aus, er war sicherlich noch mit all seinem Gefühl bei der bitteren Geschichte, die ihm eben passiert war.
Der Fall mußte wohl ziemlich hoffnungslos sein, denn nun kam er doch auf mich, den wildfremden Menschen, losgetrabt und ließ sich ohne weiteres streicheln. Ich setzte mich an den Straßenrand, zog ihn neben mich, klopfte sein Fell und kraulte seinen Kopf. Und weil Tiere zwar nicht unsere Worte, wohl aber unseren Tonfall verstehen, redete ich auch mit ihm: „Siehst du wohl, du dummes Hundevieh", sagte ich mit tiefer, tröstender Stimme, als wären es lauter Koseworte, die da über meine Lippen kamen, „das hast du nun von deiner dämlichen Treue. Für das bißchen tägliche Fressen mußt du dich verprügeln lassen. Aber nun bist du natürlich schlau geworden, mein kleines Hundchen, jetzt ziehst du mit mir los. Da kriegst du auch dein Fressen und zwar ganz ohne Prügel. Und wenn wir mal beide nichts zu beißen haben, mein Gott, so leicht stirbt es sich nicht. Sollte ich aber doch unter die Räder geraten, schön, dann findet sich schon ein anderer guter Geselle, der mit dir durch die Welt zieht. Ja, ja, du bist mein gutes Hundchen, du machst es nicht wie die kleine dumme, ängstliche Maria, die lieber in das sichere Unglück mit dem bösen Boll rannte, als mit mir das unsichere Glück zu versuchen."
Ich hätte dem armen Köter noch viel erzählen können, aber da tönte ein scharfer Pfiff vom Gehöft her. Schnell wollte ich ihm die Ohren zuhalten, aber er war schon aufgesprungen und losgestürmt. Mit wedelnder Rute. Und ich stand wieder allein auf der Landstraße. „Hund bleibt Hund," dachte ich noch, als ich weitermarschierte, aber damit ist wohl niemandem gedient. Ich habe das ja auch nur so erzählt.

Verwarnt

In der Kunsthalle saß ein junges Mädchen vor einer Staffelei und kopierte das Bild eines alten Meisters. Ein Mann trat näher, schaute eine Weile zu und sagte dann: „Fräulein, plag'n S' eahna net, der Schwindel kimmt ja do auf!"

Aufgehellter Himmel

Das Pflaster glänzt: gesalbt, geölt, geteert.
Eine blaue Hand hat dem Regen gewehrt.
Nun läuft ein Wind, glashell, glasklar,
Und trocknet den Bäumen das nasse Haar.
Die Stadt ist aus Glas geschnitten.
Aus dem Himmel niederfährt
Silbern ein Blitz am Turm der Karmeliten.

Georg Britting

Elbeschiffahrtstag

(E. Thöny)



„Wat de Mittellandkanal bedüt', Jungs? Mit een Word dat ganze Wunner: Landratt'n könn'n ok swümm'n!"

Erziehung

(Jos. Sauer)



„Laß doch den Schbrachführ'r, d'r Gondoliähre schbricht rechd guhd deidsch!" — „Äb'n! D'r soll ruhich seine Muhdd'rschbrache pfläch'n!"

Die Kuh als Kunstkritikerin / Von Weare Holbrook

Meine künstlerische Laufbahn begann vor drei Monaten damit, daß ich eine Staffelei aus zweiter Hand — ein kleines, dreibeiniges, schüchternes Wesen kaufte. Bis heute hat sie ihre nervöse Gewohnheit nicht abgelegt, sich plötzlich nach vorne zu neigen, wobei sie ihren Hinterfuß in die Luft reckt, so daß meine schwungvollsten Pinselstriche eigentlich unbeabsichtigt zustandekamen, wenn ich die Leinwand davon abhalten wollte, auf mich zu fallen.

Hiezu kommt noch, daß meine Frau meinem künstlerischen Schaffen kein Vertrauen entgegenbringt. An Stelle von Ermutigung oder aufbauender Kritik höre ich von ihr stets die Frage: „Was ist das?"

Wenn ich ihr kurz und bündig antworte: „Das ist eine Kuh," wird sie sofort mißtrauisch und sagt: „Wo sind die Füße?", oder „sie hat doch nur ein Auge." Daß es sich um eine einäugige Kuh, die bis zu den Füßen im Klee steht, handeln könnte, auf diesen Gedanken kommt sie nie!

Selbstverständlich beschränkt sich meine künstlerische Tätigkeit nicht auf Kühe. Ich begann, wie es jeder Anfänger tun sollte, mit Stilleben. Mein erstes Gemälde betitelte sich „Griechische Vase im Nebel". Der Nebel kam ganz ohne meine Absicht auf die Leinwand. Mein nächstes Werk hieß „Altes Buch bergabwärts gleitend". Wie immer ich auch das Buch darstellte, immer hatte es Ähnlichkeit mit einem Schlitten. Ich zeichnete es aufgeschlagen. Ich zeichnete es gegen mein Tintenfaß gelehnt, um den Eindruck der Standfestigkeit zu erwecken. Aber stets hatte es den Anschein, als ob es bergabwärts gleiten wollte, und man hatte das Gefühl, daß es sich durch nichts in der Welt zurückhalten ließe; so kam es zu seinem Namen.

„Warum malst du keine Landschaften?", sagte meine Frau, nachdem wir aufs Land gezogen waren. „Einer Wiese schaden Farbflecke weniger als Teppichen und Vorhängen."

So nahm ich Staffelei, Palette, Farben und Klappstuhl und flüchtete in die Natur. Weiße Wolken auf blauem Himmel über einem senfgelben Feld, das war gerade, was ich suchte. Es war herrlich! Zum erstenmal im Leben malte ich eine Landschaft in Öl, schwelgte ich in Öl wie eine norwegische Sardine.

Ein kleiner Unfall ereignete sich, als bereits der blaue Himmel und das gelbe Feld von der Leinwand leuchteten. Ein hellgrüner Streifen erschien auf dem Horizont und es blieb nichts anderes übrig, als ihn zu einem fernen Wald auszugestalten. Dann bemerkte ich, daß auf dem blauen Himmel einige Vögel sichtbar waren. Es waren keine wirklichen Vögel, sondern Mücken, die in die frische Ölfarbe geraten waren. Ich entfernte sie, wobei ein unregelmäßiges Muster von weißen Flecken, an einen Schneesturm gemahnend, zurückblieb.

Während ich gerade nachdachte, ob ich nicht mein Gemälde in eine Winterlandschaft umwandeln sollte, betrat eine rote Kuh das gelbe Feld. Ich hatte noch etwas Zinnoberrot auf der Palette; so beschloß ich, mich eingehend mit der Kuh zu beschäftigen.

Aber auch die Kuh beschäftigte sich offenbar eingehend mit mir. Ich begann, sie etwa fünfzig Schritte entfernt zu malen, aber in entschlossener Haltung näherte sie sich mir immer mehr, so daß ich mich im Interesse der richtigen Perspektive stets weiter zurückziehen mußte. Nach drei Rückzügen sah ich mich gegen einen Stacheldraht gedrängt, während mein Modell sich noch immer mit gesenktem Haupt und schnuppernden Nüstern näherte.

Indem ich meine Staffelei als Schild benützte, nahm ich eine Terpentinflasche und schleuderte sie dem Untier entgegen. Doch dieses beachtete sie kaum. Dann erinnerte ich mich, daß die wichtigste Regel des Landschaftsmalers die Beachtung des Fluchtpunktes ist. Und dieser fiel mit meinem Standort zusammen. Ich ließ die Staffelei fallen und floh, nur ein Stückchen Stoff auf dem Stacheldraht zurücklassend.

Als ich nach Einbruch der Dunkelheit auf die Wiese zurückkehrte, mußte ich feststellen, daß die Kuh die ganze Farbe von der Leinwand abgeleckt hatte. Sie war wieder sauber und unberührt und harrte der Pinselstriche des Meisters. War die Kuh von meiner Kunst so begeistert, daß sie sie buchstäblich verschlang, oder handelte es sich um eine allzu drastische Kritik? Von der Kuh war keine Erklärung zu erwarten.

Mein Erlebnis erschütterte mich so, daß ich nur mehr zu Hause schaffe. Aber auch das Atelier hat seine Tücken. Letzte Woche, zum Beispiel, als ich die „Geburt der Venus" kopierte, nahm ich versehentlich eine Tube Rasierkreme statt einer Tube weißer Farbe und das Ergebnis war ein solches, wie es Botticelli nie erträumt hätte. Anstelle der aus dem Schaum aufsteigenden Aphrodite erzielte ich aus der Aphrodite aufsteigenden Schaum! Es war fast so erschütternd wie damals, als meine Frau sich ihre Zähne mit Preußischblau putzte.

Aber solche Zwischenfälle sind im Künstlerleben unvermeidlich und ich kann meine Frau nicht dazu bringen, sie gelassen aufzunehmen. Sie nimmt nach wie vor meinen künstlerischen Bemühungen gegenüber eine feindselige Haltung ein. Immer noch fragt sie, wenn sie eines meiner Gemälde sieht: „Was ist das?" und bedenkt nicht, daß solche Fragen den Künstler in die Arme des Kubismus treiben.

Kurz, Anne ist durchaus nicht die ideale Malersgattin. Vielleicht liegt es aber auch daran, daß ich nicht der ideale Maler bin. Wer weiß? Nur die Kuh könnte Antwort geben.

Lieber Simplicissimus!

Als ein beglückender Beweis dafür, daß auch heute noch unter uns edle Frauen wandeln, bei denen genau zu erfahren ist, was sich ziemt, darf das folgende Geschehnis gelten: Der Student L. hatte ein Zimmer bei Fräulein v. B. gemietet. Er war eben dabei, die Koffer auszupacken, als ihm das Dienstmädchen einen kunstvoll gefalteten Zettel überbrachte. Auf dem Zettel stand zu lesen:

> Geehrter Herr, in Ergänzung unserer mündlichen Abmachung teile ich Ihnen mit, daß sich das WC auf halber Treppe befindet. Der Schlüssel hängt rechts neben der Korridortür. In einer halben Stunde werde ich denselben zwecks Anfertigung eines zweiten Exemplars zum Schlosser bringen lassen. Das für Sie bestimmte Duplikat wird durch ein blaues Bändchen kenntlich gemacht werden. Elisabeth v. B.

Vom nächsten Tage an hingen zwei Schlüssel einträchtig nebeneinander; der eine mit einem blauen, der andere mit einem rosa Bändchen . . .

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile RM —.20 • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2M,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München. DA. 12979 I. Vj. • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Morgendliches Dorf

Von Karl Martin Schiller

Es hob sich aus dem Dunkeln
des Dorfes blasses Angesicht.
Im ersten Morgenlicht
begann ein Dach zu funkeln,
wie weißer Vögel Flügelkranz
aus Grau geballter Wolken bricht.

Dann sprengte mit Frohlocken
der erste Schimmer Sonnenschein
ein Fensterlid aus Porphyrstein.
Das ganze Dorf erschrocken
schlug da die vielen Augen auf
und staunte in das Licht hinein.

Und wie so schön zu reden
nach langer Nächte dunklem Bann
fing's dann mit allen Glocken an.
Die Wälderwipfel wehten.
Die Straßen liefen hurtig her.
Die weiße Wolke flog heran.

Elly Beinhorn

(E. Schilling)



„Hier, Elly, dir gehört die Palme! Du bist in der friedlichen Annäherung der Völker weiter gekommen als ich.“

Rekorde

(Kurt Heiligenstaedt)



„Gestern habe ich die Reifen in zwölf Sekunden gewechselt." — „Auf der Avus?" — „Nee, Standesamt."

München, 8. September 1935 Preis 60 Pfennig 40. Jahrgang Nr. 24

SIMPLICISSIMUS

Das Genfer Konzilium

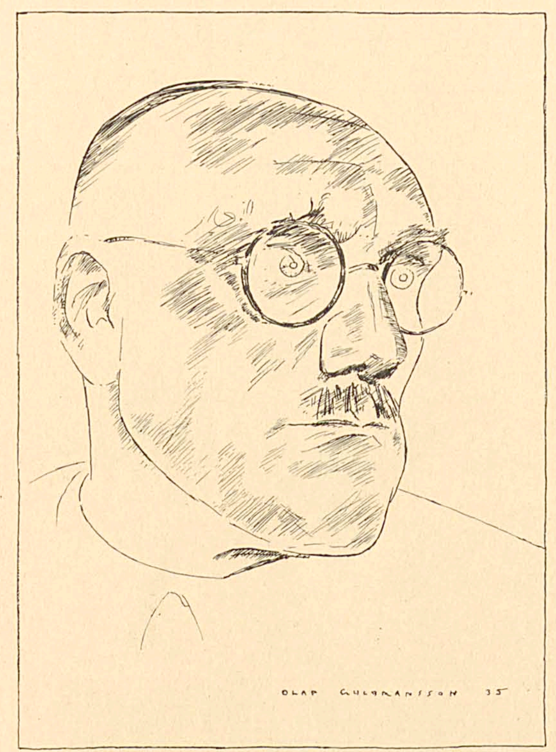
(E. Thöny)



„Glückliches Abessinien! Du bist dazu ausersehen, dein gutes Blut herzugeben, damit der Völkerbund am Leben erhalten bleibe!“

Sauerbruch

(Olaf Gulbransson)



Ein Traum / Von Paul Heinkel

Ein fahlblaues Licht umfloß mich geisterhaft. Laue Wellen gingen in sanften Strudeln über mich hinweg. Ich plätscherte teilnahmlos dahin. Ein fernes Summen war da wie von Bienen oder Dynamos. Es roch nach Äther und Mandeln.
„Süßer als der Tod", dachte ich und sah über mir ein engelsmildes Gesicht, das in bleichem Nebel jählings zerfloß.
Wo war ich?
War ich auf der Schwelle? Sank ich ins Wesenlose?
Ich kicherte in mich hinein. „Seit wann kommen dir so geschwollene Phrasen?" dachte ich.
Das heißt: nicht ich dachte — Es dachte wohl in mir. Oder täuschte ich mich?
Ich wurde nicht klug daraus!
Unsicherheit erfaßte mich plötzlich. Eine unsagbare Angst kroch auf mich zu. Nahm Besitz von mir. Ich suchte nach einem Halt. Ergriff eine Hand.
Sie war kalt wie der Tod!
Mein Gott! War ich nicht mehr? War ich vielleicht nur noch eine blasse Erinnerung meiner selbst?
Ich schrie! Ich schrie!
Aber eine Stimme sprach: „Dieser Schrei ist nicht recht verständlich."
„Wieso nicht verständlich?" fragte ich zitternd und ergriff abermals die Hand. „Wieso nicht verständlich?"
„Wir haben Sie", sagte der, der neben mir im ungewissen Dämmerlicht stand, „völlig auseinandergenommen: Ihr Leben in seine Teile zerlegt; es ist nicht ersichtlich, woher Ihre Lebensangst kommt."
Er sagte es leicht strafenden Tones und sah mich streng und prüfend an.
Aber wenn er es nicht wußte, woher sollte ich es wissen? Vielleicht war jener Schrei nur ein letztes Bedauern gewesen, das über meinen irdischen Resten schwebte. Vielleicht kam er gar nicht von mir. „Vielleicht", sagte ich dunkel, „schrie das Leben selbst!"
„Die letzte Bemerkung bitte zu den Akten", sagte die Stimme kalt und nüchtern.
Mich fröstelte. „Mein Gott", dachte ich bei mir, „was für ein Experiment!"
Aber zugleich erwachte so etwas wie Neugier in mir. Ich wandte mich an den, der neben mir im Dunkel stand und fragte: „Kann ich mich sehen? Kann ich alles sehen, was auf Erden an mir wesentlich war?"
Ich bereute die Frage sofort. Denn die Stimme erwiderte mit einer Eiseskälte, die mich frieren machte: „Wir treiben hier keinen populären Aufkläricht, sondern ernsthafte wissenschaftliche Studien."
Du lieber Himmel: wer trieb hier eigentlich Studien? Wer maßte sich an, Menschen wie mich zum Studienobjekt zu erniedrigen?
Empörung stieg in mir hoch. Ich war entschlossen, alles zu wagen.
„Gerade dann", sagte ich — und in meiner Stimme lag schneidende Schärfe —, „gerade dann, wenn Sie ernsthafte Studien zu treiben vorgeben, müßte meine Frage Ihr größtes Interesse hervorrufen!"
„Allerdings", sagte der im Dunkel, und seine Stimme verlor, wie mir schien, etwas von ihrer erhabenen Unnahbarkeit. „Theoretisch ist Ihr ganzes Gehaben ein Unding. Denn Sie sind nicht mehr."
„Sie haben mich in meine Teile zerlegt?" fragte ich und zwang mich zu einer kühlsachlichen Interessiertheit.
„Gewiß!"
„Was haben Sie", fragte ich leicht zitternd, „dabei gefunden?"
„Wir haben allerhand gefunden", sagte er ausweichend.
„Was zum Beispiel?" fragte ich kühn.
Er antwortete mir nicht.
Statt dessen ward im Dämmerlicht plötzlich eine riesige Phiole sichtbar. Dichte Schwaden wallten in ihr wolkig durcheinander.
„Ein Teil Ihrer Gefühle", erklärte eine Stimme.
Ich betrachtete sie lange. Mir war nicht wohl dabei. „Ich hätte sie", sagte ich endlich etwas bedrückt, „für substanzierter gehalten."
Er lachte!
Ein sehr unangenehmes, widerwärtiges Lachen, das mich über die Maßen irritierte.
Was berechtigte ihn eigentlich dazu?
Meine Gefühle mochten gewesen sein wie sie wollten, auf jeden Fall waren sie echt. Von den erhabenen Gefühlen, die mich mein ganzes Leben lang immer wieder erfüllt hatten, ganz zu schweigen.
„Gerade Ihre erhabenen Gefühle", sagte er nachsichtig, „haben bei der Analyse miserabel abgeschnitten. Ein Teil davon war überhaupt nicht faßbar."
Das war denn doch zu stark! Ich gestattete mir ein verzeihendes Lächeln.
Ich ließ ihn geradezu fühlen, daß gelinde Zweifel in die Brauchbarkeit seiner wissenschaftlichen Methode in mir erwacht waren.
„Da werden Sie ja auch mit meinen Idealen nicht viel Glück haben", sagte ich malitiös.
Er seufzte.
„Nun?" fragte ich übermütig. „Wie steht es damit? Was haben Sie da ausgeknobelt?"
Ich sagte bewußt „ausgeknobelt".
Statt einer Antwort präsentierte man mir ein Präparat, das, ehrlich gesagt, nicht sehr vorteilhaft aussah. Um ein paar winzige Kerne, die einen frischen und lebendigen Eindruck machten, lagerten sich unheimlich geschwollene, krebsartige Wucherungen.
Ich erschrak! Wie hatten sich die Ideale verändert, mit denen ich einst ins Leben hinausgezogen war! Sie waren zum Teil nicht wieder zu erkennen.
„Die Dinger haben durch ihr gesteigertes Volumen Ihren Wirklichkeitssinn völlig verkümmern lassen", sagte der im Dunkel mild und nachsichtig und stocherte mit einer Pinzette in der schwammigen Masse herum.
Mir wurde beinahe übel.
„Sehen Sie her, da ist er", sagte er und zeigte mir ein recht kümmerliches, knorpeliges Gebilde.
„Ich dachte, er sei größer", stotterte ich verwirrt.
Er legte meine Ideale beiseite und diktierte rückwärts etwas „für die Akten". Es war irgendein medizinischer Fachausdruck.
„Wie kannst du", sagte ich zu mir selbst, „nach dem allen jemals wieder in ein rechtes Verhältnis zu deinen Idealen kommen?"
„Können nicht wenigstens die tollsten Wucherungen beseitigt werden?" fragte ich müde.
„Ein operativer Eingriff ist bei Ihrer Konstitution so gut wie zwecklos", antwortete der andere. „Das Zeug würde alsbald weiterwuchern."
Er hatte „das Zeug" gesagt!
Durfte ich dulden, daß er meine Ideale „Zeug" nannte?
„Ich gebe zu", sagte ich scharf, „daß meine Ideale ungesund sind, aber ich würde mich selbst aufgeben, wenn ich sie in dieser Weise herabsetzen ließe. Sie mögen geschwollen sein wie sie wollen —

(Schluß auf Seite 281)

Die Brücke

Von Anton Schnack

Es war die Brücke, schwarzbestaubt,
Es war die Brücke, pappelblattbelaubt,
Es war die Brücke, mit dem Heiligenhaupt.
Das Wasser floß durch Sinterbögen grün,
Es schoß der Hecht darunter raubfischkühn,
Wer nachts dort ging, sah Feuerschuppen glüh'n.

Es war die Brücke, regengußbenäßt,
Es lag die Brücke voller Baumgeäst,
Kam Sturmgeheul aus brütendem Südwest.
Das Heu verlor die hohe Bauernfuhr,
Im Staub blieb eine Wagenspur,
Zertreten war die Handwerksburschenschnur.

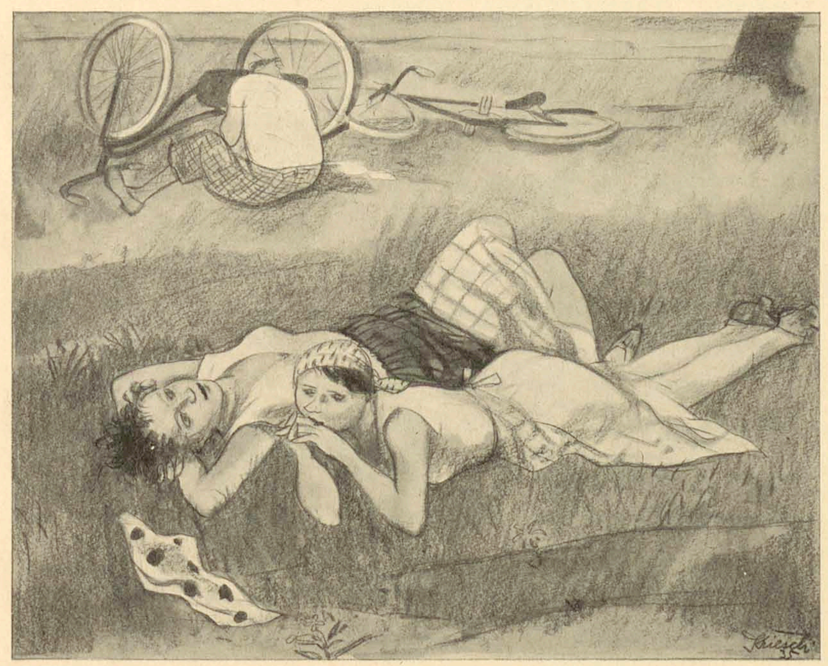
Es triefte auf sie die Novemberregennacht,
Das trübe Brückenlicht vom Windstoß ausgemacht.
Es hat hier mancher an das Meer gedacht.
In ihrer Mauer war ein Römerstein,
Er war blutrot, verrufen und gemein,
Verwettert war sein Opfertischlatein.

Es war die Brücke, vogelkalkbedeckt,
Die Weidenreuse war am Grund versteckt,
Hochwasserzunge hat sie jedes Jahr beleckt.
Es schattete in ihr ein Mauerspalt,
Von Wassergurgeln muschelhohl durchschallt,
Die Fledermaus hing in ihm steinverkrallt.

Es war die Brücke, blasenweiß umschäumt,
Von Schilfgewirr und Weidenbusch gesäumt,
Wer hat hier nicht gelegen und geträumt?
Es war die Brücke einer Liebesnot,
Die Herzverstörte sprang in ihren Tod,
Der Spiegel färbte sich im Abendrot.

Enttäuschung

(R. Kriesch)



„Das kommt davon, wenn man zu zweit mit 'nem Mann Ausflüge macht! Passiert wirklich was, dann kümmert er sich nur ums Rad!"

Träume des Todes

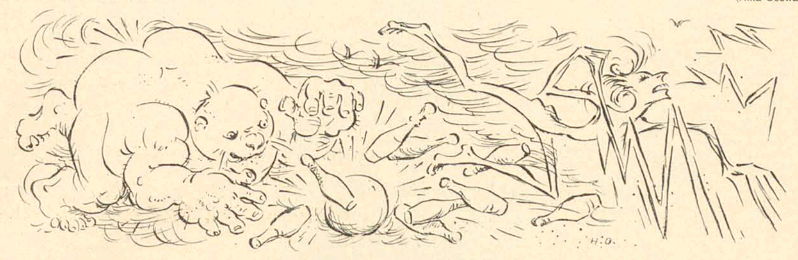
(E. Schilling)



„Den größten Erfolg in der ostafrikanischen Kolonisation werde i c h haben."

Das Gewitter

(Hilla Osswald)



Ein Traum

(Schluß von Seite 278)

mein ideales Streben bleibt trotzdem unantastbar und deshalb menschlich wertvoll."

„Mit derartigen Wertungen", sagte er kühl, „kann hier nicht gearbeitet werden. Wir haben es hier lediglich mit nüchternen Feststellungen zu tun."

„Nun gut", antwortete ich, „dann bitte ich rein sachlich die Tugenden zu registrieren, die ich infolge meiner . . ."

Er ließ mich nicht weiterreden. Unterbrach mich in einer ungehobelten und beleidigenden Art. „Die Analyse hat ergeben", sagte er spitz, „daß fünfundneunzig Prozent Ihrer sogenannten Tugenden der Abwesenheit jeglichen Temperaments und dem Mangel an passender Gelegenheit zuzuschreiben sind; die übrigen fünf Prozent sind leider durch Moralin zersetzt und deswegen so gut wie wertlos."

„Wertlos?" schrie ich, „was sagen Sie da? Wertlos?" Ich rang nach Luft, wollte aufspringen. Aber eine kühle Hand drückte mich nieder. Rote Ringe bildeten sich mir vor den Augen. Ein fernes Summen war da wie von Bienen oder Dynamos. Ich hörte noch eine Stimme sagen: „Der nächste Fall bitte!"

Dann erwachte ich.

Herrlicher Frühlingssonnenschein erfüllte mein Zimmer. Draußen absolvierten die Vögelein ihr munteres Kiwitt und Trilili. Ich wechselte rasch das Hemd.

Mr. Smith besucht Venedig / Von Heinz Rein

Mr. John Smith aus Sidney besitzt zwar einige hunderttausend Schafe, aber nur ein Dutzend Bücher und steht allen Dingen, die nichts mit Schafschur und Wollexport zu tun haben, mit einer gewissen gutmütigen Skepsis gegenüber. Er läßt sie zwar mit einem innerlichen Achselzucken gelten, hat aber keinerlei Beziehungen zu ihnen und auch nicht die Absicht, solche aufzunehmen. Dem Bildungsbedürfnis der Mrs. Mabel Smith steht er ablehnend gegenüber und hat auch nie den Wunsch gehabt, zu reisen, wenn man von geschäftlichen Reisen nach Melbourne und Auckland absieht.

Um so verwunderlicher ist es daher, daß es Mrs. Smith doch gelungen ist, ihn zu einer Reise nach Italien zu bewegen, welche von den Mssrs. Thos. Cook and Son veranstaltet wird. Mr. Smith wohnt im Danieli und nimmt gewissenhaft und mit gründlichem Ernst an allen Rundfahrten, Besichtigungen und Ausflügen teil, badet am Lido, starrt von der Rialtobrücke in das Wasser des Canale Grande und füttert die unverschämt zudringlichen Tauben auf San Marco, läßt sich willig durch die Accademia di Belli Arti schleifen und bewundert befehlsgemäß den Campanile und diverse Palazzi, deren Namen er nach fünf Minuten bereits wieder vergessen hat.

Am wohlsten fühlt sich Mr. Smith, wenn die offiziellen Veranstaltungen beendet sind und die Mssrs. Thos. Cook and Son ihm gnädigst die weitere Verfügung über seine Zeit überlassen. Dann setzt er sich in ein Café an irgendeinem Piazza oder, wenn er ganz allein ist, in eine kleine Osteria, besieht sich die Menschen und freut sich, wenn er australischen Slang hört, versucht die Automobilmarken zu erraten und die Namen der Vaporetti zu entziffern. Aber leider hat Mr. Smith in seinen Ferien nur wenig freie Zeit.

Nach einigen Tagen jedoch vermag Mr. Smith sich beim besten Willen kein „Wonderful" und kein „Very nice" mehr zu entringen. Er kann die geistige Überfütterung einfach nicht länger ertragen und ist ernstlich gewillt, zur guten, einfachen Hausmannskost zurückzukehren. Er findet — und wird daher als Ketzer verschrien —, daß die Bilder in den Gallerias einander ähneln wie sehr nahe Verwandte, und daß eine Chiesa der anderen und ein Palazzo dem nächsten gleichen wie Geschwister, die nur wenige Jahre auseinander sind. Mr. Smith ist so abgekämpft, daß er die Überlegenheit der italienischen Kultur bedingungslos anerkennt und seine eigene kulturelle Minderwertigkeit ohne weiteres zugibt.

Die vielen Kirchen, die immer offen sind und jederzeit besichtigt werden können, die Gondolieri, die mit schluchzenden Kehllauten und willkürlichen Fermaten „Santa Lucia" und „Funiculi-Funicula" singen, die zahllosen Palazzi mit ihren übertrieben prächtigen Balkonen und riesigen Hallen, die zahllosen Kanäle mit ihrem erstaunlich blauen Wasser erwecken in Mr. Smith schließlich den Eindruck, daß Venedig keinesfalls eine menschliche Siedlung, sondern lediglich eine, allerdings großartige Ausstellung ist, die eigens zu dem Zwecke errichtet wurde, traditionslosen Überseern zu imponieren und ihnen die Dollars und Pfunde aus der Tasche zu holen.

Um so erstaunter ist Mr. Smith, als er eines Morgens in aller Frühe durch die Stadt bummelt und allerlei Individuen begegnet, die zweifellos zu irgendeiner Arbeit gehen, die nicht singen, und aus deren Augen die Müdigkeit noch nicht gewichen ist. Die Männer sind auch nicht romantisch gekleidet, und ihre Bewegungen sind alles andere als lebhaft.

Da Mr. Smith gewohnt ist, allen Dingen auf den Grund zu gehen, hält er einen der Männer an und fragt ihn: „Wo gehen Sie hin?"

Der Mann blickt ihn erstaunt an. „Zur Arbeit, Signore!"

Mr. Smith ist womöglich noch erstaunter. „Zur Arbeit? Was sind Sie von Beruf?"

„Chemiearbeiter, Signore!"

Andere haben sich zu ihnen gesellt und das Gespräch mitangehört. Mr. Smith will Klarheit haben und fragt weiter: „Und was sind Sie von Beruf?"

„Glasarbeiter, Signore!"

„Und Sie?"

„Buchhalter, Signore!"

„Und Sie?"

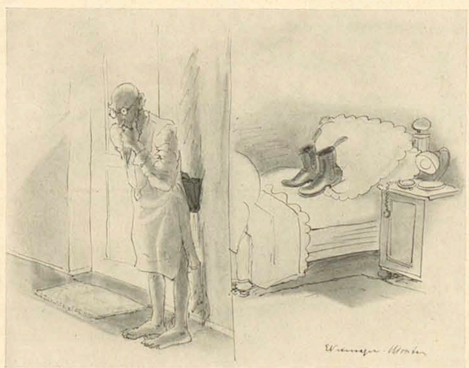
„Elektro-Techniker, Signore!"

Mr. Smith ist fassungslos. Bisher hat er geglaubt, in der Ausstellung Venedig leben nur Hotelangestellte, Cicerones, Gondolieri, Vaporetti-Führer, Nonzoli und ähnliche Leute, und muß jetzt erfahren, daß es hier die gleichen Berufe gibt wie in Sidney.

Von diesem Tage an befreit sich Mr. Smith von der Diktatur der Mssrs. Thos. Cook and Son, die fühlbarer ist als die des Signore Mussolini, und begibt sich in Straßen und Häuser, die nicht im Pauschalpreis einbegriffen

Der Professor auf Reisen

(E. Niemeyer-Moxter)



„Etwas stimmt nicht — — —"

sind. Er lernt, daß es in Venedig Maschinenfabriken, Werften, Glasbläsereien, Spinnereien und Webereien gibt, daß abseits vom Fremdenstrome ein fleißiges Volk wohnt, und er sieht seine keineswegs romantischen Wohnungen. Er hört die Leute von ihren täglichen Sorgen sprechen, die überall die gleichen sind, sieht sie mit Centesimi rechnen und sehr eifrig ihre Lohntüten nachprüfen. Der Gondolieri, der auf dem Canale Grande sein schmachtendes Lied singt, ist nichts anderes als ein Taxichauffeur, der hart um seine Existenz kämpft, nur daß er kein Auto, sondern eine Gondel lenkt.
Mr. Smith läßt sich durch den ewig blauen Himmel und das immerwährend plätschernde Wasser nicht mehr täuschen. Er ist nur ein einfacher australischer Geschäftsmann, aber er führt die Dinge auf ihr richtiges Maß zurück. Er lernt, daß das Leben allerorts aus Arbeit besteht und gelebt werden muß, und daß die Dinge überall gleich und nur ihre äußeren Formen verschieden sind. Und so nimmt Mr. Smith eine tiefere Erkenntnis mit nach Hause, als wenn er mit den Mssrs. Thos. Cook and Son noch einige Kirchen und Paläste mehr besucht hätte.

Brennende Liebe

Handlung einer idealen Kalendergeschichte

Von Wilhelm Pleyer

Ein Bursche liebt glühend ein Mädchen, die einzige Tochter eines reichen Besitzers. Er selber ist zur Vorsicht auch reich. Die Liebe wird aber nicht erwidert; vor allem bringt das reiche Mädchen den Gedanken nicht los, der Sohn des geldstolzen und geldgierigen Berghofer habe es nur auf ihren Reichtum abgesehen. Das vernimmt der Bursche, und da faßt er einen Plan, dessen psychologische Voraussetzungen der Kalendermann balladesk mittels dreier Sterndeln verschweigt.

* * *

In einer stockfinsteren Nacht gellt es „Feuer!! Feuer!!!" durch das entlegene Bergtal. „Beim Goldleitner brennt's!!" Der stattliche, jedoch unversicherte Holzbau steht in Flammen. Die Regie klappt. Die Vroni liegt wahrscheinlich bewußtlos



IV/12

in ihrer Kammer. Wer ist da und springt in die Flammen? Der junge Berghofer. Er bringt die Vroni aus der Kammer. „Gerettet!" jubelt alles, da bricht der historische Balken zusammen und haut im letzten Augenblick den jungen Berghofer auf den Schädel. Sterndeln vor seinen Augen, drei Sterndeln im Kalender. Tiefste Bewußtlosigkeit.

* * *

Dann ein Bild: das Bett mit dem Nachtkastel auf dem Berghof, wo es wirklich sehr vornehm sein muß; der schwergeschlagene junge Berghofer, und als Pflegerin die Vroni, die hier zugleich ein Obdach gefunden hat.
Der junge Berghofer liegt im Sterben. Vroni schluchzt. Jetzt fühlt sie, wie sehr sie ihn schon immer geliebt hat. Und wie groß muß seine Liebe gewesen sein!
Der weißhaarige Priester erscheint. (Junge Priester kommen ja in Kalendergeschichten für gewöhnlich nur dann vor, wenn sie nicht ganz glücklich in ihrem Stande sind.) Der junge Berghofer beichtet. Lange verweilt der Priester bei ihm. Die Folge ist, daß der Sünder hernach auch der Vroni beichtet. Er hat nämlich den Hof auf der Hofleiten selber angezündet, um der Vroni zeigen zu können, daß er sie auch ohne Reichtum mag, und ihr womöglich das Leben zu retten.
„Das hast 'tan, Peter?!" schreit die Vroni auf. Ein Sturm der Gefühle schüttelt sie in der Stube umher. Fürs Leben gern tät jetzt der Kalendermann drei Sterndeln setzen, aber es geht beim besten Willen nicht. Da läßt er die Vroni sich kurzerhand an das Bett werfen, daß ihr die Kniescheiben krachen. Sie ist nämlich überwältigt von so viel Liebe und fühlt sich ob ihres Trotzes schuld an dem tödlichen Unglück. Ein herzzerbrechendes Schluchzen über dem stöhnenden jungen Berghofer. Draußen stehen in voller Unerbittlichkeit die Sterne über den Graten und Zinnen. Und drei Sterndeln im Kalender.

* * *

Letzter Abschnitt. Hier kommt der Kalendermann, bevor er endgültig zum Schwanz übergeht, noch einmal auf den Kopf zurück. Das Geschlecht der Berghofer hat seit je feste Schädeldecken. Der Ähnl, dem der Peter halt gar so viel nachgeraten ist, hat in einem Steinschlag gehen können wie in einem Maienregen. Und so klaubt sich auch unter den flehenden Händen der Vroni Peters Schädel wieder zusammen. Abermals tritt der weißhaarige Priester in Aktion und segnet das stattliche Paar. Soweit es das Beichtgeheimnis erlaubt, fließt dabei ein schelmisches Lächeln um die feierlich rasierten Lippen. Und nach knappen neun Monaten ist seine zitterige Hand in der angenehmen Lage, dem Stammhalter vom Berghof das Taufwasser über die vorderhand noch weiche Schädeldecke zu gießen.
Das ist das

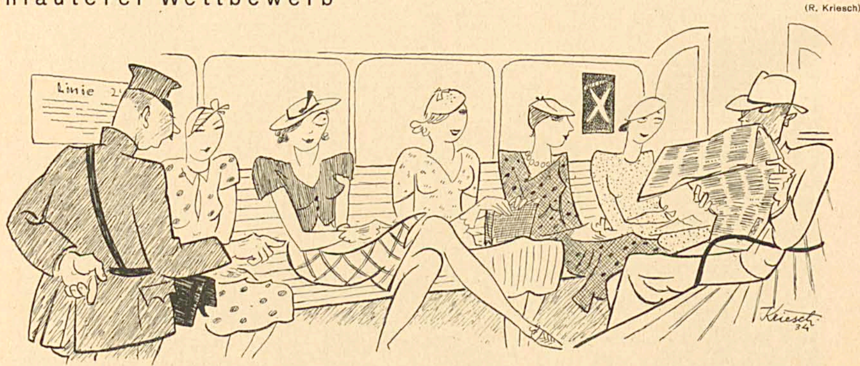
Ende

der idealen Kalendergeschichte.

Der gespannte Leser atmet auf und wirft allenfalls noch einen Blick auf das Berghof-Bett mit seinen wechselvollen Schicksalen.

Unlauterer Wettbewerb

(R. Kriesch)



„Sie, Fräulein, tean S' d' Hax'n runter, Sie verstoßen gegen das Werbegesetz!"

(Aus den Simplicissimus-Sammelheften)

Abessinien

Der Fall Abessinien wird zum Kernpunkt unzähliger Konferenzen. Alle großen Staaten mischen sich ein, geben Ratschläge, machen Vorschläge, verlangen einmal von Abessinien Konzessionen, und dann wieder Konzessionen von Abessinien. Der Kaiser von Abessinien schüttelte auf alle Vorschläge den Kopf.

„Ich verstehe Sie nicht, Majestät", meinte der englische Botschafter, „wir geben uns alle Mühe, Ihnen zu helfen, was wollen Sie denn eigentlich?"

Der Negus lächelte höflich: „Abessinien, meine Herren", sagte er.

Lieber Simplicissimus!

Tips fuhr gestern nacht mit Sozia von Frankfurt nach dem Bodensee. Non stop! Nur einmal aus Reservekanne getankt. Dreihundertsechzig Kilometer in knapp sechs Stunden.

„In der Nacht?" frage ich laienhaft. „Da haben Sie ja nichts von der Fahrt gehabt!"

„Nichts von der Fahrt gehabt!! —", entfuhr es Tips fuchsteufelswild. Sie meinen vielleicht von wegen der dämlichen Landschaft. — Kniff! Nachts ist's egal, ob Stuttgart oder Hinterpommern. Man wird nicht dauernd von der Sozia-Aussicht irritiert: „Tips, sieh mal hier! Tips, sieh mal da! Tips, o wie goldig! Zudem" (und er legte mir überlegen die Hand auf die Schulter) „fährt man nachts viel sicherer."

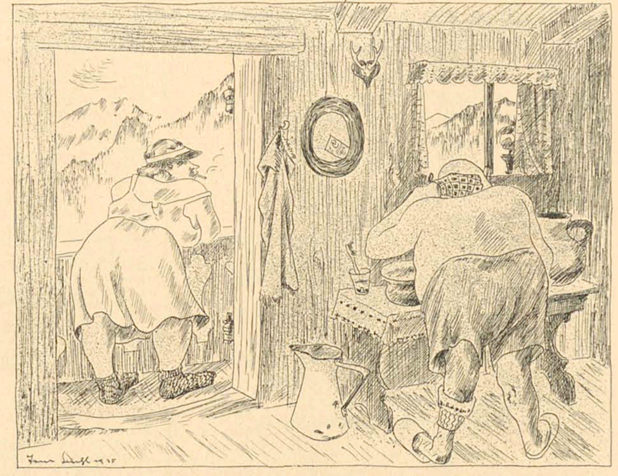
„Sie fuhren doch zum Vergnügen an den Bodensee", taste ich vorsichtig.

„Ja! Doch! Gewiß! Um Land und Leute kennenzulernen!"

Und mit einem furchtbaren Seitenblick nach mir: „— — — oder zweifeln Sie etwa daran!!"

Der Grobian

(Toni Bichl)



„Du, Xaver, ich möcht' halt gar zu gern a Sennerin sei'!" — „Wär net schlecht! Dann gäb's auf der Alm ganz gewiß koa Sünd'!"

Die heilige Taufe

Willis Vater ist katholisch, die Mutter evangelisch. Die Eltern konnten sich über die Konfession des Kindes lange nicht einigen. So wurde Willi fünf Jahre alt, bevor er die Taufe empfing. Seinem vorgerückten Alter Rechnung tragend, versuchte der Herr Pfarrer, ihm den Sinn des Sakramentes an einem Gleichnis klarzumachen. „Wenn du dir beim Spielen die Hände beschmutzt hast, Willi, was tust du dann?" — „Waschen." — „Siehst du, und genau so ist es mit deinem Herzen. Auch das ist unrein geworden durch die Sünde. Und das Wasser der heiligen Taufe wäscht dein Herz wieder rein."

Einige Tage später überrascht die Mutter Willi und seinen Freund Rudi beim „Taufespielen". Rudi steht auf einem Stuhl, Willi kniet davor und faltet die Hände. Beide sind sehr ernst und artig. „Was tust du, wenn dein Herz unrein ist?" fragt Rudi feierlich.

Antwort: „Dann wasch' i ma d' Händ'."

Der kleine Unterschied

Von Ratatöskr

Vor alter Zeit im Paradies
der Adam in den Apfel biß
mit starken, resoluten Zähnen,
worauf ihn alsbald Gott verstieß,
trotz Wehgeschrei und Reuetränen.

Die erste Sünde war getan.
So fing der „Lebenswandel" an
und hat — wenn jeweils auch betrauert —
gleichwohl bis dato angedauert.

Tjaja, es ist ein altes Lied.
Nur mit dem kleinen Unterschied:
Das Beiß- und Zahngehege jetzt
scheint nachgerade abgewetzt;
drum müssen wir es uns versagen,
die rohen Äpfel anzunagen.
Das ist riskant und schafft Verdruß.

Wir halten uns ans Apfelmus.

Die Ente / Von German Gerhold

Es ist ja möglich, daß ich in dem Ruderboot eingeschlafen war.
Jedenfalls sagte die Ente zu mir: „Sie! Zu was machen Sie das da?"
Ich sah sie erstaunt an. „Was?" fragte ich.
Sie gab sich einen kleinen Ruck in den Flügeln. „Nun, das mit diesem Brettertrog hier und den zwei Knüppeln. Zu was rühren Sie mit den Knüppeln im Wasser herum, meine ich?"
Etwas indigniert legte ich mich wieder zurück. „Das nennt man Rudern", erklärte ich sachlich. „Das tut man zur Ertüchtigung seiner Muskeln. Und dann auch zum Vergnügen."
Die Ente verschluckte sich fast an einer Wasserlinse. „Vergnügen?" fragte sie ungläubig. „Das nennt man Vergnügen?"
Ich nickte. „Unter solchen Umständen, wie es hier auf diesem Teich betrieben wird, nennt man es Vergnügen."
Sie fand es verwunderlich. „Ja wie", sagte sie. „Dann treibe ich also tagaus, tagein nichts als Vergnügen?"
Nachdenkend wiegte ich den Kopf. „Eigentlich wohl nicht. Sie sind ja kein Amateur, sondern Professional. Berufsruderer sozusagen. Außerdem bezahlen Sie ja nichts dafür. Dann ist es kein Vergnügen. — Oder was haben Sie für eine Ansicht, warum Sie es tun?"
Den Kopf anziehend überlegte sie. „Ich tue es hauptsächlich, um meine Nahrung zu finden," sagte sie dann.
„Sehen Sie?" erwiderte ich und hob den Finger. „Also Beruf."
„So? Das nennt man dann Beruf?" nahm sie zur Kenntnis. „Und was treiben Sie, um Ihre Nahrung zu finden? Was haben Sie für einen Beruf?"
„Ich bin dort drüben in der Fabrik tätig," sagte ich und deutete auf einen Schornstein am Horizont. „In diesem Gebäude bin ich Heizer. Ich werfe von morgens bis abends schwarze Steine ins Feuer."
Sie schüttelte sich leicht. „Das möchte ich nicht tun."
„Ich auch nicht," erwiderte ich. „Ich möchte weit lieber hier leben und auf dem Teich umherrudern. Haben Sie eigentlich jemals Sorgen?"
Verneinend bewegte sie den Kopf. „Kaum. Zu essen habe ich für mich und eventuelle Kinder hier in Hülle und Fülle. Wohnung wird mir von den Menschen gestellt, aber ohnedem ginge es auch. Baumaterial ist ja überall vorhanden. Und wenn es mir hier nicht gefallen sollte, nun, so brauche ich ja nur woanders hinzufliegen."
„Fliegen —!" ich seufzte unwillkürlich auf. „Womöglich im Winter nach dem Süden reisen —! Sie haben es gut. Wer es doch auch einmal so haben könnte!"
„Also, ich wundere mich etwas," meinte die Ente. „Wir sind hier der Ansicht, daß ihr Menschen doch sozusagen die Krone der Schöpfung und die Herren der Erde seid! Und da geht es euch schlechter als uns?"
„Das kann man wohl sagen," erwiderte ich aus Herzensgrund. „Wachsen mir die Kleider am Leibe? Ist für mich überall der Tisch kostenlos gedeckt? Kann ich umsonst wohnen oder gar nach Belieben reisen und fliegen?"
Sie staunte zusehends mehr. „Und bloß alle Tage schwarze Steine ins Feuer werfen?" vergewisserte sie sich.
Ich nickte. „Jahraus, jahrein. Und wenn ich mich weigern würde, hätte ich weder Wohnung, noch Essen, noch sonst etwas."
„Und ich habe die Menschen beneidet!" sagte sie. „Ich war oft traurig darüber, daß ich kein Mensch geworden bin. Aber wenn das so ist —? Sie tun mir leid, lieber Junge. Schade, daß ich Sie nicht einmal auf ein paar Wochen einladen kann."
Ich nickte bedauernd.
Dann gellte ein Pfiff über das Wasser und ich fuhr empor.
Der Bootsverleiher winkte mit der Uhr herüber. Meine Zeit war abgelaufen.
Noch einmal nickte mir die Ente bedauernd zu. Dann ruderte sie davon.

Der Woffenpoß

Im alten Österreich. Ich wohne etwas entlegen und habe mir einen Revolver angeschafft, teils aus kleinen Sicherheitsgründen und teils nur so. Im Lauf der Zeit drückt mich aber das staatsbürgerliche Gewissen und ich beschließe, mir einen Waffenpaß zu besorgen.
Im Toreingang zum Magistrat steht der alte Portier.
„Guten Morgen. Wo krieg' ich denn hier einen Waffenpaß für einen Revolver?"
„An Woffnpoß? Den kriegn S' — wortn S' mol, den kriegn S' gleich do untn im Pateerr. — Hier in dem Gang, die sechste, siebnte, — die achte Tür rechts. Bittschön." —
„Guten Morgen. Ich möcht' gern einen Waffenpaß haben, für einen Revolver."
„An Woffnpoß? Für an Revoiver? — Den kriegn S' do net; mir hom hier nur Jagdzertifikate, für Gewehre wissn S'. Für an Woffnpoß müssn S' in'n zweiten Stoock nauf gehn. Dort kriegn S' an Woffnpoß für eine Handfeuerwaffe. (Handfeuerwaffe wird hochdeutsch ausgesprochen.) Habidiehre."
Im zweiten Stock. „Guten Morgen." Siehe oben.
„An Woffnpoß? — Naa, naa, die hom mir hier net. Do gengan S' am besten zur Schandarmrie, die gebn Ihnan an Woffnpoß, wann S' an kriegn. Woffnpäß' die hom mir net. — Zur Schandarmrie, — habidiehre!"
Im Parterre steht noch mein alter Portier. „Na, hom S' Ihrn Woffnpoß?"
„Leider nein. Das scheint hier so seine Schwierigkeiten zu haben."
„Sso, sso. — Überhaupt, schaun S' her, i wer' Ihnan wos sogn, z'wos brauchen Sie überhaupt an Woffnpoß! Wann S' ong'folln wern und Sie schieaßn in der Notwehr, passiert Ihnan eh' nix. Und wann S' so schieaßn, nachher wern S' holt b'stroft. Z'wos brauchn S' do an Woffnpoß? — I bitt' Sie." — H. B.

Lieber Simplicissimus!

Mein Freund Robert und ich wandelten eines Abends einen schönen Höhenweg entlang, von dem man eine wunderbare Übersicht über die Stadt hat. Direkt unter uns präsentierte sich das umfangreiche, erst kürzlich beträchtlich erweiterte Bräuhaus einer unserer Großbrauereien.
„Es ist tragisch", seufzt da Robert, der in seinem Leben schon ziemlich viel Bier vertilgt hat, „die Bräuhäuser werden immer größer und die Nieren immer empfindlicher — wie soll man da nachkommen!"

(J. Hegenbarth)

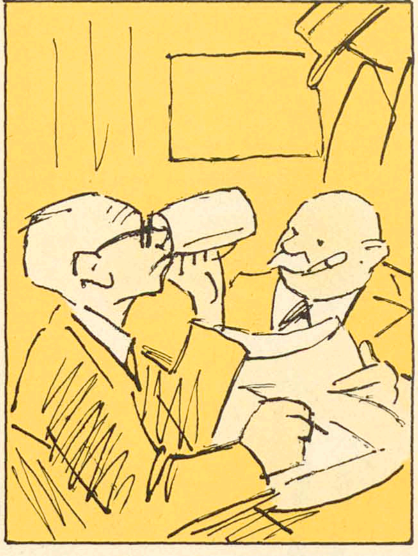


Im Rausch des Schaffens

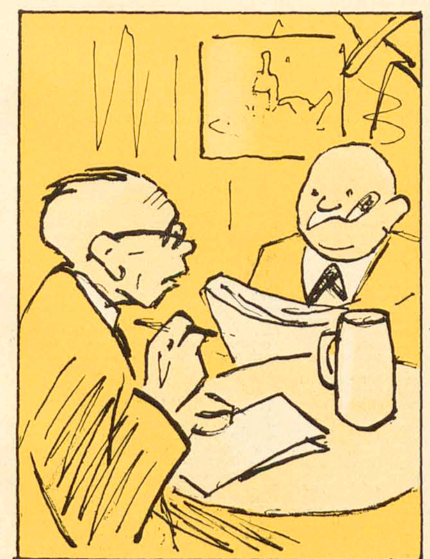
(Wilhelm Schulz)



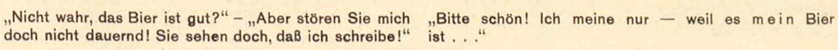
– –



„Schmeckt Ihnen das Bier?“





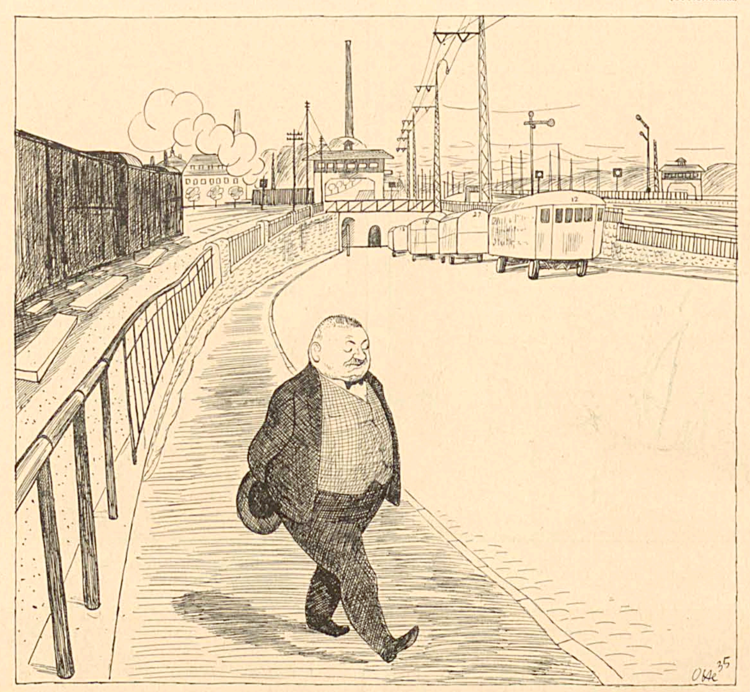


„Nicht wahr, das Bier ist gut?“ – „Aber stören Sie mich doch nicht dauernd! Sie sehen doch, daß ich schreibe!“

„Bitte schön! Ich meine nur — weil es m e i n Bier ist . . .“

Reminiszenz

(O. Herrmann)



„Zwei Stunden warte ich jetzt! Wenn es nicht ein Rendezvous mit dem Spediteur wäre, käm ich mir als Trottel, aber auch um zwanzig Jahre jünger vor!"

Das Tor zur Ewigkeit

Im Basar hatte ein Kunstschlosser seine Werkstatt. Er arbeitete Tag und Nacht und lebte dennoch in dürftigen Verhältnissen. Hin und wieder erschien er vor seiner Werkstatt, besuchte auch manchmal Geschäftsleute, um eine kleine Arbeit, etwa eine Türklinke, ein Schloß, auch nur eine Schlüsselverzierung zu verkaufen. Dann tauchte er in seine Werkstatt wieder unter.

Die Leute, vor allem aber die Mitglieder der Zunft im Basar, schüttelten über den Mann den Kopf. Seine Arbeiten waren ja nicht übel. Aber er kam nur immer mit solch kleinen Sachen daher, während die anderen Meister großartige Werke ausstellten und zum Verkauf boten: Leuchter mit fabelhaften Schnörkeleien, so daß kaum das Licht zur Geltung kam, Türklopfer mit so mannigfaltigen Verzierungen, daß es nicht möglich war, sich damit bemerkbar zu machen, und andere Dinge, nett zu betrachten und zu nichts zu gebrauchen.

So vergingen viele Jahre und der Meister wurde in Einsamkeit und Arbeit alt. Und eines Tages ließ er den Rat der Stadt kommen, führte ihn in seine Werkstatt und sprach: „Seht, dies ist mein Lebenswerk, bestimmt für alle Zeiten."

Und sie standen vor einem gewaltigen, prachtvoll aus Eisen und Bronze geschmiedeten Tor. Die Männer waren voller Bewunderung und riefen erstaunt aus: „Meister, wie war es möglich, daß uns dein Genie bis heute unbekannt blieb? Daß wir nur Dinge aus deiner Hand zu sehen bekamen, die jeder Geselle zu arbeiten versteht?"

Darauf entgegnete der Meister: „Ich brachte kleine Arbeiten zum Verkauf, um die Mittel zur Vollendung dieses Werks zu erhalten. Sie verletzten nie das Auge und erfüllten gänzlich den Zweck, für den sie bestimmt waren. Sie besaßen immer noch mehr Wert, als der Plunder, mit dem die Auslagen bedeckt sind, und den die Leute in der ersten Laune kaufen und in der zweiten wegwerfen. Dafür hätte man mich am liebsten verachtet, indessen man andere verherrlichte. Hier ist nun mein Werk — wer ist aber doch euer Günstling?"

Und der Meister wurde krank und starb. Sein Werk jedoch wurde am Ende des Basars aufgestellt und man nannte es: „Tor zur Ewigkeit".

Das ist schon viele Jahre her. Der Schlüssel aber ist noch derselbe, und er schließt noch heute. (Aus dem Lesghischen von Scharfenberg)

Der hohe Mond

Schwingt der Mond auf Wolkenflügeln
sich herauf, verklärt und rund,
rührt sich unter ihm die Tiefe,
wird der See zum Silbermund.

Was da flüstert, was da redet,
ist es Sehnsucht, ungehört?
Aus dem schwarzen Grunde springen
dunkle Fische, lichtbetört.

Keinem leiht er seine Schwingen,
reglos geht er seinen Lauf,
liebend in die Silberflügel
nimmt er nur die Sterne auf.

Gottfried Kölwel

Fundstück

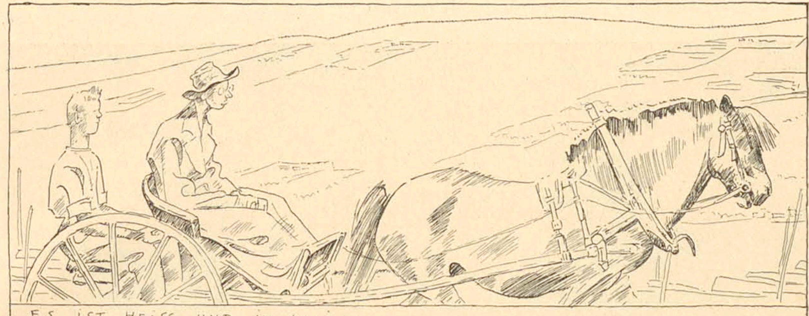
Im Jahre 1903 besprach das „Magazin für Literatur", Leipzig, den Novellenband „Der niegeküßte Mund" von Jakob Wassermann folgendermaßen:

„Zwei wunderfeine Novellen. Viel zu fein für das Publikum. Sie müßten in einem Exemplar gedruckt sein. In scharlachroten Buchstaben auf hellgelber Seide. Und der Einband wäre getriebenes Silber, aus dem sich ein sinnvoller, seltsam süßer Mädchenkopf heben würde mit vollen allerfreulichen Lippen aus heiligem Rubin, und Amethyste, unergründliche Amethyste, und Perlen, köstlich wehmütige Perlen, wären eingelegt in das begeisternd matte Silber. Es sind wirklich zu feine Novellen. So unaussprechlich müd und schön!"

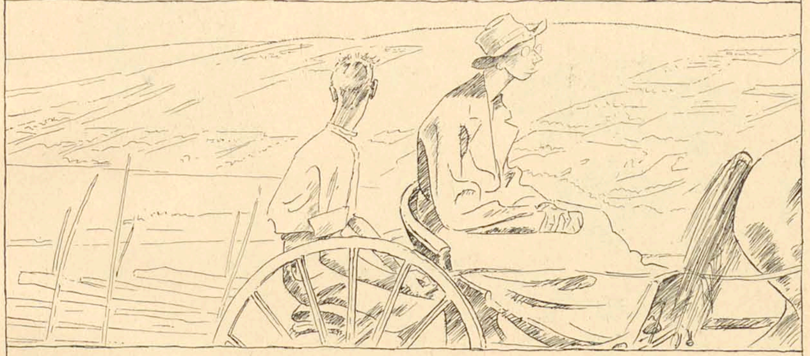
Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 12979 I. Vj. Pl. 3 ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

NORDISCHE GESCHICHTEN III

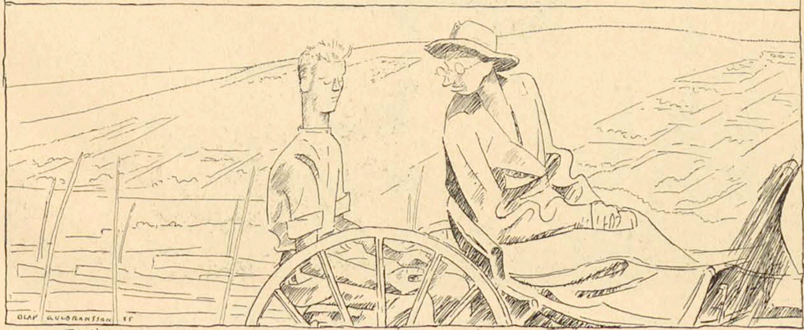
(Olaf Gulbransson)



ES IST HEISS UND IM JULI.
EIN NORWEGISCHER KARJOL RÜTTELT LANGSAM DIE LANDSTRASSE ENTLANG. DRIN SITZT EIN STADTFRÄULEIN, HINTEN DRAUF EIN 16 JÄHRIGER FUHRMANNSBUB, DER OLA.



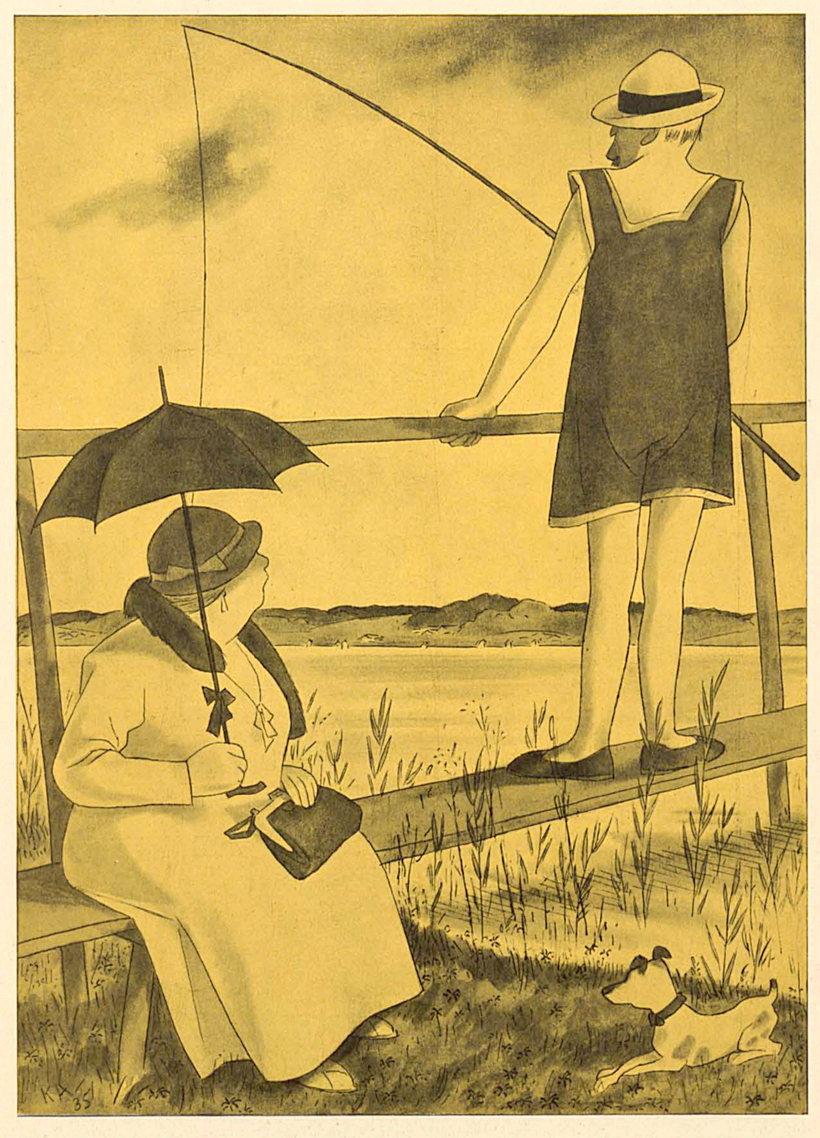
AUF EINMAL SAGT DER OLA: „DORT LIEGT DER ROSMARIHOF."
DAS FRÄULEIN IST MÜD UND ANTWORTET NICHT.
„DORT LIEGT DER HEUSTADEL ZUM ROSMARIHOF" — — — — — —
„UND DORT IST DER BRUNNEN VOR ROSMARIHOF." — — — — —
„JETZT KÖNNEN WIR DEN ROSMARIHOF NICHT MEHR SEHEN."



DAS FRÄULEIN DREHT SICH ENDLICH UM UND FRAGT:
„WAS IST DENN MIT DEM ROSMARIHOF?"
DER OLA WIRD ÜBER UND ÜBER ROT UND SAGT:
„JCH MAG DAS MÄDEL DORT."

Am Ammersee

(Karl Arnold)



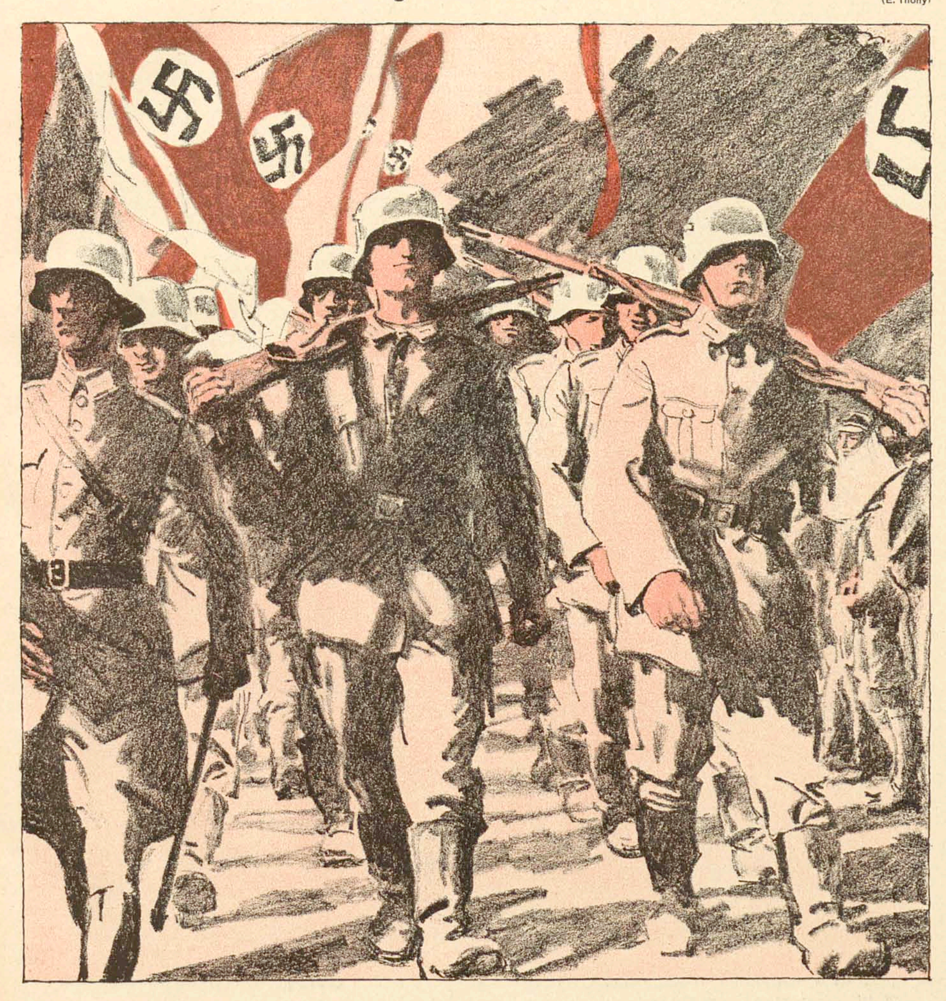
„Beißen s' oo, Girgl?" — „Naa, d' Fischerln san allesamt krank, seit d' Weiber dös Wasser vamanscht ham mit eahnara Schmink'n und Sunnafett'n."

München, 15. September 1935 **Preis 60 Pfennig** 40. Jahrgang Nr. 25

SIMPLICISSIMUS

Zum Tag der Wehrmacht

(E. Thöny)



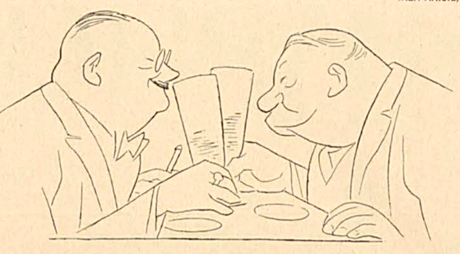
Nichtswürdig ist die Nation,
die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!

Beim Bier

(Karl Arnold)



„Fragt mi' oana, was i liaba hab, a Forell'n oder a Renk'n, na muaß i sag'n: A Kalbshax'n."



„Seit s' nimmer von d' Mainlinie red'n, kummt ma d'hinter, daß d' Preiß'n a Leit san."

„Uir haben gehabt die Prohibischn, es war furchtbarlich." — „Dös glaab i gern, Herr Nachbar. A Inflation laßt si' überleb'n, aber a Prohibition wirft 's stärkste Volk um."

„Bildung, meine Herren, ist ein relativer Begriff." — „Na und wos hoaßt nacha relativ?" — „Das zu wissen ist eben Bildungssache."

„I sag bloß dös: Mancher is in jeder Beziehung a Rindviech!" — „Sag' ma glei: A Rindviech is a jeder in mancher Beziehung."

„Leerst so a sechs volle Maß, wirst voll — bist voll, wirst leer."

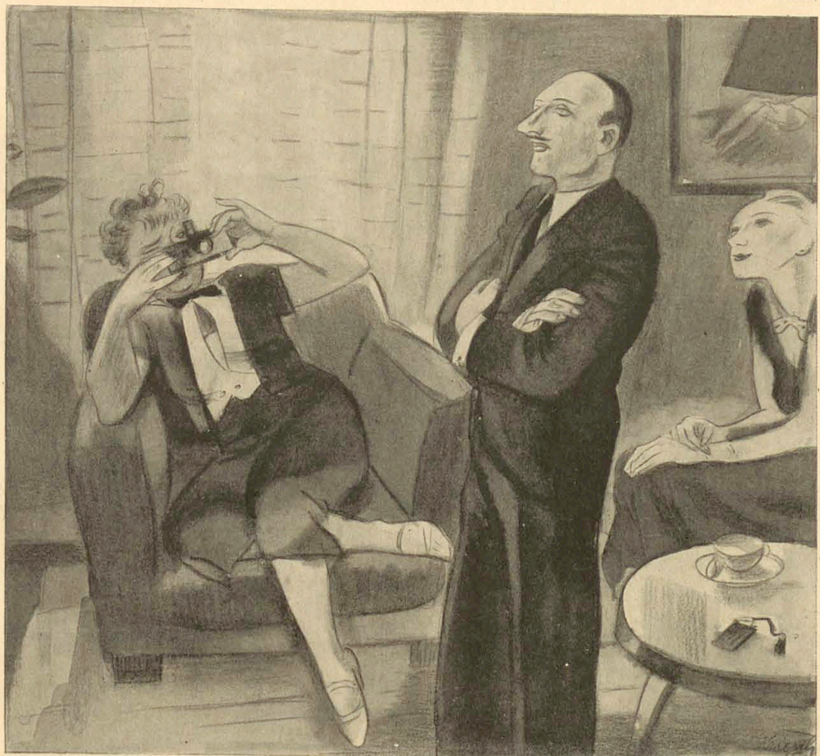
Das Erbe im Süden / Von Harold Theile

„Wir haben selbst keine Streichhölzer", rief die Herzogin und schlug das Küchenfenster wieder zu.
Herzog Filiberto blickte vom Spinatputzen auf, entblößte die runden Augen von der Sonnenbrille und sagte treuherzig: „Doch, Teresa, ich habe noch drei."
Die Herzogin (zweiundzwanzig Jahre) stemmte die kleinen Fäuste in die Hüften, von denen ein schottisches Röckchen bis zu den Knien herabhing.
„Wer verfügt hier über die Streichhölzer, du oder ich? Wer soll den Kram zusammenhalten? Du vielleicht? Madonna mia!"
„Drei Streichhölzer sind doch schließlich kein Grund, um zu . . .", murmelte Herzog Filiberto (dreiundzwanzig Jahre) und warf verwirrt die Stiele statt der Spinatblätter in einen zerbrochenen Blumentopf, der als Schüssel diente.
„E, e, e!" rief die Herzogin, um Zeit zu gewinnen. „E, e, e! Graf San Felice hat sich erst gestern von der Marchesa Bordighera zehn Lire geliehen, und da schickt er zu uns nach Streichhölzern? Du solltest deine Freunde besser erziehen."
„E vero", sagte Andrea laut, „stimmt." Andrea, der Dorfidiot und Sommerferiendiener (einundzwanzig Jahre) lag tief vergraben in dem einzig vorhandenen Sessel und stierte buchstabierend in die Zeitung.
Der Herzog errötete. „Es ist Zeit, daß der Hund rauskommt", sagte er.
Andrea gähnte laut und steckte die Zeitung unter den Sessel. „Pasqualina", rief er, „Pasqualina!"
Pasqualina (eineinhalb Jahre) stürmte herein. Sie stemmte die abgesägten Beine bremsend gegen die Fliesen, ließ aus dem spitzen Maul die herzogliche Zahnbürste fallen und verbellte sie mit steifen Ohren.
Andrea nahm die Zahnbürste, hielt sie unter seine lange Nase, machte „tü, tü, tü" darauf und warf sie in eine Ecke. Pasqualina, kugelnd vor Wonne, tobte hinterher.
Der Herzog lachte scheppernd, die Herzogin stürzte sich auf den Gemahl.
„Filiberto, wie oft habe ich dir gesagt, du sollst die Zahnbürste auf den Kleiderschrank legen. Das Tier kann nicht wissen, was es darf und was nicht."
„Auf dem Schrank liegt zuviel Staub", sagte Herzog Filiberto würdevoll. „Aber ich habe mir etwas anderes ausgedacht. Wenn ich die Rolle von der Zisterne an der Zimmerdecke festmache, eine Schnur darüberlege und die Zahnbürste nach Gebrauch hochziehe, kann Pasqualina nicht ran."
Herzog Filiberto blickte träumerisch zur Decke. Die Herzogin preßte verzweifelt alle zehn Fingerspitzen gegen ihr rosa Stirnband.
„Die Rolle von der Zisterne", jammerte sie. „Und wie soll ich Wasser ziehen?"
Der Herzog schob die Sonnenbrille herauf und herunter.
„Vielleicht geht es auch mit einer Rolle aus dem Toilettepapier", meditierte er.
„Erstens ist kein Toilettepapier mehr da, und zweitens habe ich einen Idioten geheiratet!" erklärte Herzogin Teresa abschließend.

(Schluß auf Seite 293)

Motivjagd

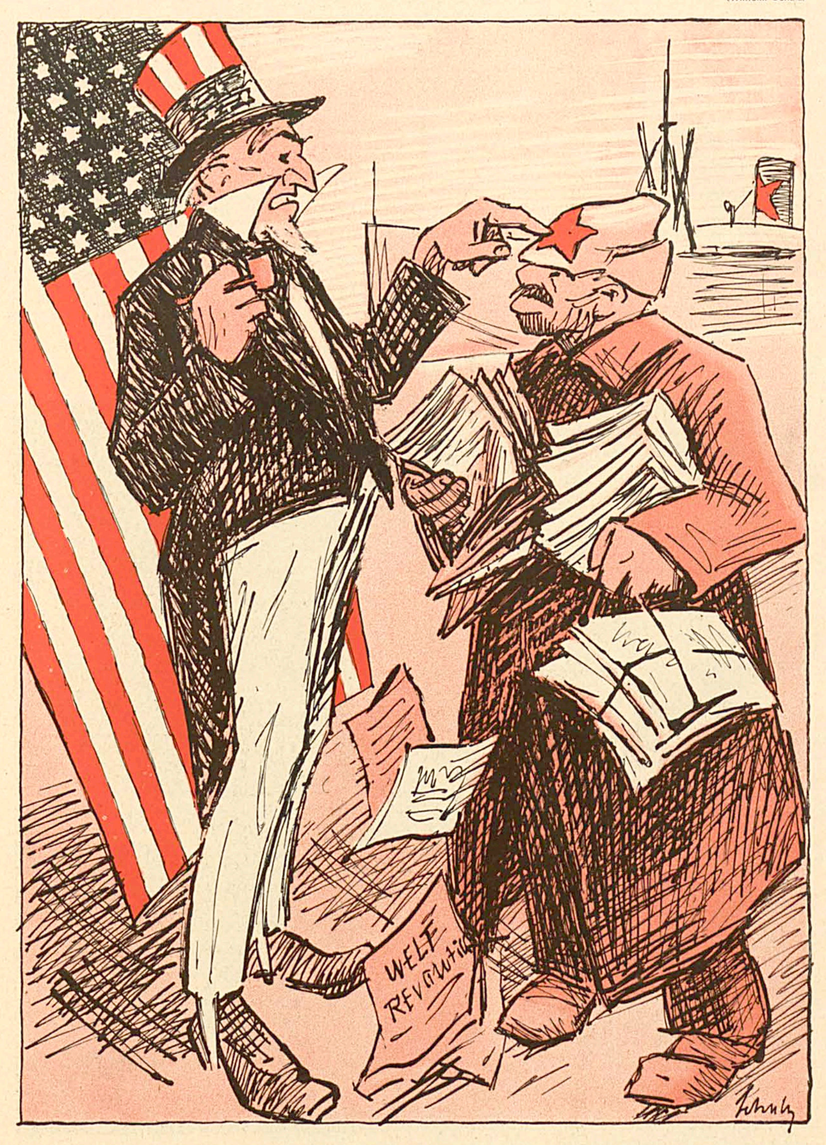
(R. Kriesch)



„Paßt auf, Kinder, das wird eine ganz moderne Aufnahme! Mehr als Egons Nase krieg' ich nämlich nicht ins Objektiv!"

Onkel Sam protestiert

(Wilhelm Schulz)



„Hände weg! Unser Sternenbanner ist nicht dazu da, daß du ihm nun heimlich auch noch deinen Sowjetstern anflickst!“

Das Erbe im Süden

(Schluß von Seite 291)

Herzog Filiberto beugte sich wieder über den Spinat. Von der Terrasse klang Gebell und Gebrüll herein, die Begleitmusik zum fröhlichen Spiel mit der Zahnbürste.

„Ich möchte wissen, wozu wir den Andrea haben", revoltierte Herzog Filiberto ruckartig.

„Das möchtest du wissen? Das möchtest du wissen?!" Herzogin Teresa schrie es. „Wer soll denn die Einkäufe machen, e? Du bist zu feige dazu, und ich habe wirklich keine Lust, mich in blamabler Weise mahnen zu lassen."

„Post!" rief eine geborstene Stimme.

Draußen stand der Briefträger und zerfloß in der Sonne. Frau und Tochter umringten ihn assistierend. Der Portalettere wischte sich mit einem getupften Tuch umständlich den Schweiß, kramte sein Häuflein Briefe dreimal Stück für Stück durch und fischte schließlich zwei heraus.

Herzog Filiberto durchsuchte die Taschen seiner kurzen Hose vergebens nach Trinkgeld und drückte dem Mann herzlich die Hand.

„Von der Steuer", sagte er zur Herzogin, ließ den diesbezüglichen Brief uneröffnet in den Eimer fallen und vertiefte sich in den anderen. Herzogin Teresa sah neugierig herüber.

Plötzlich warf Herzog Filiberto die Brille fort und setzte sich. Er las murmelnd. Dann sagte er deutlich: „Schwer erkrankt." Er schlug sich auf den Schenkel. „Schwer erkrankt." Verhaltener Jubel kam in seine Stimme. „Im Krankenhaus."

„Wer?" fragte Herzogin Teresa ängstlich.

„Mit ihrem Ableben muß gerechnet werden!" Der Herzog rief es begeistert. „Wörtlich, Teresa, wörtlich. Mit ihrem Ableben muß gerechnet werden!"

Die Herzogin rüttelte ihn an den Schultern. „Hast du den Sonnenstich, oder was?"

„Darmbluten!" schrie Herzog Filiberto glücklich und sprang auf. „Tante Filomena stirbt. Mit achtundachtzig Jahren hält man das nicht mehr aus. Bei Darmbluten? Ausgeschlossen. Terem temtem . . ."

Herzog Filiberto tanzte. Dann hielt er inne und verneigte sich.

„Madame, ich bin ein Erbe: achttausend Lire. Aber da ist noch so ein dämliches Fremdwort, „Re . . . Retro . . . Rektoskopie. Wo ist das Lexikon? Rekta . . . Rekti . . . Rektum . . . steht nicht drin. Muß ein Heilverfahren sein, oder so. Das könnte, schreiben sie, vielleicht noch helfen."

„Womöglich eine kostspielige Behandlung?" meinte die Herzogin mißtrauisch und nahm den Brief.

Der Herzog runzelte die Stirn.

„Ich hoffe, man wird mein Geld nicht in eine so aussichtslose Sache stecken."

„Mensch", jauchzte die Herzogin, „Mensch, sie ist ja schon tot! Hast du das PS. nicht gelesen?" Sie deklamierte: „In diesem Augenblick erhalten wir die traurige Gewißheit, daß Tante Filomena bereits das Zeitliche gesegnet hat."

Zwei Stunden später wußten es alle im Ort: Herzog Filiberto hatte „achthunderttausend" Lire geerbt!

Die Gratulanten drängten durch die Tür. Kinder der Gläubiger kamen mit Blumensträußen. Der Kolonialwarenhändler schickte Gänseleberpastete und alten Vermouth zur Ansicht. Die Mitglieder der Malerkolonie boten Grammophone und Paddelboote zum Kauf an; ein völlig verzweifelter offerierte die eigenen Bilder.

Die Frau des Bürgermeisters (seit drei Jahren neunundzwanzig) kam ganz, ganz zufällig vorbei. Sie flötete: „Das Glück kommt über Nacht", worauf Marchesa Bordighera (über jedes Alter längst hinaus), die die landfremde, aus kleinen Verhältnissen stammende Bürgermeisterin innerlich „eine Person" nannte, mit Bärenstimme zum Fenster hinaussprach: „Ja, ja! Das Glück kommt beim Übernachten!"

In einer Ecke beriet Herzog Filiberto mit dem Architekten den Bau eines Sommerhauses „mit eigenem Strand". In einer anderen erhitzte sich Herzogin Teresa mit den Schneiderinnen. Zwischendurch hatte sie den großartigen Einfall, dem Grafen San Felice eine Schachtel Streichhölzer zu schicken, mit vielen Entschuldigungen für das „Mißverständnis". Andrea kaufte alle erreichbaren Feuerwerkskörper zusammen und entledigte sich summarisch des Auftrags, jedermann unverzüglich einzuladen.

Die Bläserkapelle des benachbarten Städtchens war im Anmarsch. Der Bürgermeister, der an einem heftigen Sprachfehler laborierte, beschwor den Arzt mit flehenden Gebärden, ihm die Festrede abzunehmen. Fünf Grammophone waren bereits in Tätigkeit, und die Maler hatten sich, ehe der Wein eintraf, vorsorglich aller Gläser bemächtigt.

Das Fest entwickelte sich spontan. Die Blechmusik im Garten spielte nach maßgeblicher Aussage des Dirigenten, eines verstockten Greises, Verdi; ununterbrochen Verdi. Die Maler aber tranken in unvergleichlich rascherem Tempo. Die Einheimischen aßen die Gänseleber. Der Doktor, eine Flasche alten Vermouths in der Faust, bemühte sich vergeblich, die Skizze seiner Rede zu entziffern. Andrea brannte Raketen ab und verletzte sich, einen Bäcker, sowie den Amtsschreiber leicht.

Schon waren die Dinge so weit gediehen, daß eine anwesende Amerikanerin Betty einen dionysischen Anfall erlitt, als Herzog Filiberto ein inneres Rühren verspürte. Er hatte zuviel durcheinander genossen. Auf gut Glück fischte er ein Papier aus dem Kücheneimer und begab sich ans Ende des Ganges.

In der Stille des Ortes erwies es sich, daß er den Brief der Steuer in Händen hielt. Der Herzog erbrach ihn. Vor seinen seligen Blicken formierten sich die Buchstaben allmählich zu Worten, und die Worte zu einem Sinn. Dieser Sinn besagte:

„In Anbetracht Ihrer seit zwei Jahren straffälligen Steuerschuld, sowie in Ansehung des Umstandes, daß Sie im Sinne der Reputation Ihrer Familie zweifelsohne den Wunsch hegen, die charitativen Bestrebungen zu unterstützen, werden wir den nach Abzug der anfallenden Beträge verbleibenden Rest Ihres Erbteils der Erziehungsbeihilfe für Waisenknaben zuteilen."

In diesem Augenblick intonierte die Musik einen brausenden Tusch, und die frohe Menge der Gläubiger brach in den Jubelruf aus: „Es lebe der Herzog!"

Betrübt verließ Herzog Filiberto eine Stätte, an der er den Anspruch auf achttausend Lire hatte fallen lassen.

Am andern Morgen klopfte Andrea beim Grafen San Felice mit schönen Grüßen von der Herzogin Teresa. Ob er die geliehenen Streichhölzer wieder mitnehmen könnte.

Die Rache

(R. Kriesch)



„Daß i zuhaus bleib'n muaß, macht nix, daß i di' o'ziahg'n muaß, aa net; und um wiaviel Uhr daß d' hoamkimmst, is mir aa gleich — aber oans sag i dir: ausziahg'n muaßt di selber!"

Insulinde / Von Hans Leip

Viele Inseln liegen im Winde
hinter Donda Head gegen Osten.
Viele Schiffe fahren gen Insulinde,
und wer Glück hat, kommt auf seine Kosten.

Kam einer von Bord und ging vorbei,
summte von Schnee und Hamburger Bier,
stieg aufwärts im Urwald und sah mancherlei
an Landschaft, Bauwerk, Mensch und Getier.

Schwül sind die Nächte am Tobasee.
Es sang eine junge Bataffrau
sonderbarer als die schöne Lilofee.
Am Morgen fuhr sie zurück mit der Prau.

Marga, so heißt die geheiligte Sippe,
mild ist dagegen alles Gebot der Küste.
Manche morgenprahlende Lippe
schweigt noch vor der Sonnenrüste.

Zu Penang grinste ein gelbes Gesicht,
blau stand der Schatten der Hafenposten,
Silber klirrte, Schnaps glitzte im Licht,
ein Dampfer schrie und fuhr weiter nach Osten.

Ob es Sumatra oder sonstwo war,
zwischen Südsee und Singapur strähnt
der Monsun manch helles und dunkles Haar.
Das Schönste bleibt, daß man sich sehnt.

Helgoland-Vision / Von Edmund Hoehne

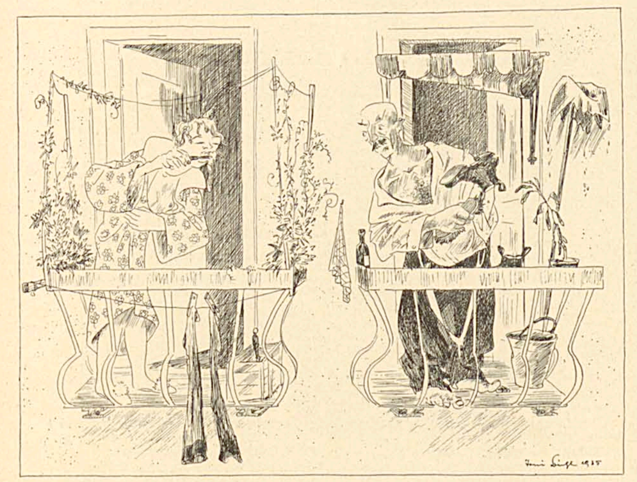
Und plötzlich stockt das Schiff in lauter Quallen.
Wo sonst ein Meer war, schwappt ein dichter Brei
von Gallertglocken, zäh wie Wasserglas.
Sie waren immer da, unangenehm,
doch nie so frech und nie in solchen Massen.
Die Schraube steht, soviel sie auch zerfetzt,
zuletzt gehemmt in dem lebend'gen Schleim;
die Flügel sind umstrickt von Ruderarmen,
der Achsengang schrammt fest im Fangbarthaar
der tausend Toten dieses Quallensiegs.
Welch wild Frohlocken ihrer Puddingseelen!
Vor uns der Fels; doch geht die Fahrt nicht weiter.
Wir taumeln wie die Fliege auf dem Honig,
die ihre Füße nicht genug bedachte.
Das drängt und schiebt – und plötzlich, o Entsetzen,
schnellt sich solch Auchtier in die Lüfte hoch,
klebt sich an unsres schönen Schiffes Bord
und rutscht in seiner eignen Schneckenspur
zu uns auf Deck. Vielhundert gleiche folgen,
dazu Polype, Seestern, Egelbrut und Meermolch
samt Nesselwalze, Katzenhai und Sandbutt,
der, kaum auf Holz, sehr rasch die Farbe wechselt
und Maserung markiert auf seiner Haut,
danach den Stuhlsamt und das Teppichmuster.
Das Protoplasma züngelt urwelthungrig
Tentakel, Lappenschirm und Fadennetz
und mischt sich selbst zum wimmelnden Salat.
„Wir tun euch nichts", krächzt rauh ein Rochenmaul,
„doch wünschen wir von euch bedient zu werden,
wo's uns behagt und was die Küche bietet."
Da tanzt ein Weichtier naß auf unserm Tisch;
es trieft das Tuch von seinem Wasserlassen.
Ein Riesenscheusal langt ins Barschrankfach
und schwenkt in achtzehn Greifern Sektpokale,
dieweil sein Kauwerk braunes Beafsteak malmt,
das er mit dieser Flut will bauchwärts spülen.
Ein Hohlvieh saugt sich über alle Schüsseln
und strudelt Wein und Speise in sein Innres.
Dort liegt es, sichtbar wie durch Fensterscheiben,
als widerlicher Mischmasch seines Magens.
An der Kalfaterung nagt, pflückt ein Krebs.
Sie hängen sich die Shawls und Mützen an
und meinen Mensch zu sein und bleiben Larven.
Stabaugen tasten über Buch und Zeitung
und funkeln äußerst schlau bei Telegrammen.
Sie stelzen, schleichen über alle Treppen
und speicheln sich durch Rauchsalon und Kojen.
Sie knabbern Kekse, Birnen und Bananen
und schlürfen Kaffee, Cognak, Himbeerbrause.
Und faulig stinkt das Schiff voll Unholdatem
nach Algen, Schlamm, nach Tang und Dickdarmdünsten
wie ein Aquarium voll Wogenfauna.
Die Masten blühn wie Urwaldwunderbäume,
da Klippenblumen in die Rahen klettern;
sie glühen rot und grün auf Back- und Steuerbord.
Felsanemonen ranken sich ums Steuer.
Klar Wasser jetzt? Ach nein, ein Bruchteil nur
der feuchten Herden hockt auf unserm Dampfer.
Die andern starren neidisch auf den Freitisch,
und immer neue strömen zu der Beute,
zerquetschen ihre Leiber an den Planken
und zerren ringend sich an allen Gliedern,
sich beißend, jagend, schluckend und zerschneidend.
Und drüben ruft der deutsche Fels: „Wo bleibt ihr? Landet!"

*

Da kommt ein Wind auf; ein Gewitter funkelt,
haushohe Flut zerteilt den steifen Lakskaus,
der uns belagert und in Haß erstickt.
Ein Sturmwindregen fegt das Schiffsdeck frei.
Und ich erwache froh auf Heiligland.
Trank ich zuviel des Grogs? Was quälte mich?

Leben ohne Geheimnis

(Toni Bichl)



„So, Herr Waggerl, iatz woll'n ma halt sehgn, was der neue Tag alles bringt!" — „Ja mei, i woaß 's eh scho', Fräul'n Mizzi — i bin verheirat't!"

Eine Frau mit Geist

Von Hans Bauer

„Frauen mit Geist . . .", sagte der Apotheker skeptisch. „Es ist eine heikle Sache darum, und da nun einmal das Gespräch darauf gekommen ist, glaube auch ich eine kleine, aber charakteristische Geschichte zum besten geben zu können. Die Sache spielt in meiner Don-Juan-Zeit. Vor zwanzig Jahren vielleicht. Damals, als ich auf Frauen einen begehrenswerteren Eindruck gemacht haben dürfte als heute, und als auch umgekehrt schöne Frauen mich noch stark beunruhigten.

Ich machte also damals irgendwann und irgendwo die Gelegenheitsbekanntschaft eines jungen Mädchens. Sie war reizvoll: jedoch vielleicht nicht reizvoller als manches andere junge Mädchen, das ich kennengelernt hatte; wodurch sie sich aber zweifellos vor anderen auszeichnete, das war ihre höhere Intelligenz. Ich umwarb sie und strebte jenem Ziel zu, das jungen Männern nun einmal so verheißungsvoll erscheint.

Es gibt sehr viele Nuancen, in denen Frauen auf die Liebeswünsche der Männer reagieren. Diese Frau reagierte besonders eigenartig. ‚Ich bin bereit, Ihrem Wunsche zu willfahren', sagte sie. ‚Aber der Mann, dem ich gehöre, muß ein Mann sein, dem ich Achtung entgegenbringe, und Achtung entgegenbringen kann ich nur Menschen mit Geist.'

Ich sagte in aller Bescheidenheit, daß ich mich nicht für übertrieben dumm halte. Aber leider könne man den Geist ja nicht nach Metern und Zentimetern messen . . .'

Immerhin gebe es Kriterien, warf meine Partnerin ein. ‚Beispielsweise: Spielen Sie Schach?'

Schach war mein Lieblingsspiel, und ich bejahte. ‚Großartig', sagte das Fräulein. ‚Schach ist der geborene Prüfstein des Geistes. Beim Schach kann man nicht mit Ausflüchten kommen und sich nicht auf unglückliche Zufälle und Böswilligkeit der Umwelt herausreden.'

Wir kamen also überein — unsere Unterhaltung fand in einem Kaffeehaus statt — eine Partie Schach zu spielen, und sie ließ erkennen, daß ich im Falle des Gewinnens auf ihre Gunst rechnen könne.

Wir ließen ein Brett kommen. Das Spiel begann. Ich merkte nach den ersten Zügen: sie ist eine starke Spielerin. Es stellte sich dann immer mehr heraus, daß ich ihr, trotz meiner sicherlich vorhandenen Spielkraft, kaum gewachsen war. Ich kam in Bedrängnis. Sie schaute mich mit selbstzufriedenem Lächeln an. Die Situation war für mich reichlich peinlich. Ein Mann, der einer Frau offensichtlich geistig unterlegen ist, macht ihr gegenüber immer eine komische Figur: um wieviel mehr in diesem außergewöhnlichen Falle, in dem es um einen so seltsamen Einsatz ging.

Ich machte verzweifelte Versuche, mich aus der Umklammerung zu befreien, in die sie mich mit ihren Figuren manövriert hatte. All mein männliches Selbstgefühl empörte sich dagegen, als der Schwächere entlarvt zu werden. Ich riß mein ganzes Schachkönnen zusammen. Es nützte nichts. Der Kordon, den sie um meinen König zog, ward enger und enger. Sie bevorzugte eine seltsame Spielmethode. Sie kapselte einen Offizier nach dem andern ein. Die Luft fing an, mir auszugehen. Es war eine Art Erstickungstod, dem ich ins Auge sah.

Schon sah ich mein klägliches Ende gekommen, als ihr ein Fehler unterlief, ein schwerer Fehler, der ihr einen Turm kostete und die Lage mit einem Schlage ausgesprochen zu meinen Gunsten verwandelte.

Ich bot ihr an, den Unglückszug zurückzunehmen. Sie lehnte ab. Es gehe gegen ihre Schachehre, Nachsicht mit sich üben zu lassen. Wer etwas versehen habe, müsse für die Folgen geradestehen.

Das Spiel ging weiter und endete, wie es nunmehr nicht anders enden konnte: ich gewann.

In ihrem Gesicht stand ein bittersüßes Lächeln. Sie nahm die Gebärde eines Menschen an, dem etwas leid tut, der sich aber höchst bereitwillig in sein Mißgeschick fügt.

Es lag bei mir, jetzt auf dem Preis zu bestehen.

Er stand mir nach der Vereinbarung zu. Aber wenn nie sonst in meinem Leben, diesmal hatte ich unüberwindliche Hemmungen. ‚Fräulein‘, sagte ich, ‚Sie haben durch ein Versehen verloren. Es widerstrebt mir, einen Lapsus auszunützen.‘

‚Einen Lapsus‘, sagte sie mit instinktiver Abwehr. ‚Glauben Sie ernstlich, daß ich nicht konzentriert genug denken kann, um einen so blödsinnigen Zug zu unterlassen . . .‘ “

Der Apotheker machte eine Pause. „Ich weiß heute noch nicht“, fuhr er dann fort, „ob unter den gegebenen Umständen diese Worte eine Schmeichelei oder eine Herabsetzung für mich bedeuten sollten. Es ist ja auch im Rahmen unseres Problems gleichgültig, wie unsere Affäre nun tatsächlich ausging. Ich wollte nur sagen: Es ist eine merkwürdige Sache um Frauen mit Geist. Er kleidet sie nicht immer, und es ist dann mühevoll genug für sie, ihn zu ignorieren.“

Zwetschgenzeit

Wie? Du schleichst mit krummem Rücken
lendenlahm durchs Herbstgefild?
Geh, verkneif' dir deine Nücken.
Laß uns lieber Zwetschgen pflücken,
die so blau sind und so mild.

Allerdings — betreffend Milde
wird man manchmal überrascht,
wenn man Wirkungen erzielte,
die . . . Du bist wohl schon im Bilde,
kaum daß du davon genascht?

Sieh mal an: motorische Kräfte
wachen plötzlich in dir auf.
Unverschiebliche Geschäfte,
angeregt durch Pflanzensäfte,
zwingen dich zum Dauerlauf.

Ratatöskr

Spiel mit dem Feuer

„Ich meine es ja sooo gut mit dir!“
Dieser Satz kann Schüttelfrost auslösen — auch bei 39 Grad im Schatten.
Wie gut meint es Italien mit Abessinien! Italien, das Land der Antike, ist bereit, Abessinien von seiner Kultur abzugeben. Und — wie komisch — Abessinien will diese Kultur gar nicht haben. Dabei meint es Italien doch „sooo gut“.
Das erinnert mich an einen Streitfall.
Frau Lambrecht hat einen elektrischen Kochherd auf vierundzwanzig Monatsraten; Frau Schultze benutzt noch einen Petroleumkocher, der den Vorzug hat, bezahlt zu sein.
Frau Lambrecht hat das Bedürfnis, Frau Schultze von den Vorzügen dieses Kulturfortschritts zu überzeugen.
Frau Schultze schwört aber auf Petroleum.
Der Konflikt ist da!
Die temperamentvolle Frau Lambrecht meint es „sooo gut“, daß unter ihren beredten Händen der friedliche Petroleumkocher in tausend Stücke geht.
Die kulturfremde Frau Schultze behält als Erinnerung an diesen historischen Augenblick eine Handvoll Locken der Frau Lambrecht und eine Narbe über dem linken Auge.
Der Streitfall endet mit zwei Neuaufnahmen im Krankenhaus. Die anschließende Erholung wird durch eine Gerichtsverhandlung gefördert; Frau Lambrecht muß die Arztrechnung bezahlen, und ihr werden die Kosten des Verfahrens auferlegt.
Der Petroleumkocher liegt auf dem Schutthaufen. — Frau Schultze ist heute — Rohköstlerin.
„Ich meine es ja sooo gut!“ — Nur vergißt man leicht:

Worauf du auch kochst, das ist ganz egal;
ein Spiel mit dem Feuer ist's allemal!

Kleine Bemerkung

Ein Gewissen ist nicht darnach zu beurteilen, wann es schlägt, sondern wann es nicht schlägt.

oha


(R. Kriesch)

Lieber Simplicissimus!

Der katholische Geistliche unseres Dorfes ist streng dahinter her, daß die ihm botmäßige Schuljugend nach Geschlechtern getrennt im Mühlweiher badet.
Eines Tages, als sich etliche Kinder, Buben und Mädchen, froh und munter, wie sie Gott erschaffen hat, in dem niederen Wasser tummeln, bricht er urplötzlich aus einem Maisfeld hervor. Alle raffen sie bei seinem Anblick ihre Kleider zusammen und nehmen schleunigst Reißaus. Nur ein Mädchen von etwa fünf Jahren bleibt zurück. Schwer schnaufend erreicht es der Seelenhirte.
„Sag' mir, Kleine“, fragt er das Kind, „waren es Buben und Mädchen, die eben gebadet haben?“
„Ei, das weiß i nit“, ist die ein wenig verschüchterte Antwort, „sie ware doch all' ausgezoge.“

Der harmlose Zwischenhandel



„Habe keine Ahnung, wie so'n Wellblech aussieht — aber Geschäfte macht man damit, Junge, Junge!"

Fernöstliches

Das ereignete sich im Fernen Osten, der, als Lemberg noch in unserm Besitz war, zu Österreich gehörte.
Kommt ein Herr in ein Restaurant.
„Was bedarf es zu sein?" legt der Kellner die Speisekarte auf den Tisch. „Ein frisches Gansl —"
„Hm", meint der Herr, „viel Auswahl haben Sie nicht!"
„Warum sollen wir keine Auswahl haben? . . . Gansl ist da — ein junges Gansl — und ein schöner Rindskamm —"
„Das ist aber auch alles!" brummt der hungrige Gast. „Also bringen Sie mir einmal Rindskamm —"
„Nicht schlecht . . . So ein saftiger Rindskamm . . . Mit Kompoh vielleicht — Kompoh ist gut —"
„Ja — ja — meinetwegen mit Kompott — aber rasch!"
Der Kellner schlurft in die Küche, der Herr wartet, reklamiert, wartet wieder, und endlich reißt ihm die Geduld.
„Sie, Kellner, was ist mit meinem Rindskamm?"
„Oi weh", kratzt sich der Kellner mit der Speisekarte hinter den Ohren. „Der Herr werd doch ein Gansl nehmen müssen!"
„Erlauben Sie", fährt der Herr auf, „wozu steht denn der Rindskamm auf der Karte, wenn keiner da ist?"
Sagt der Kellner höflich: „Ich bitt' Sie — e Restaurant ohne Auswahl?!"

Schöne Äpfel —

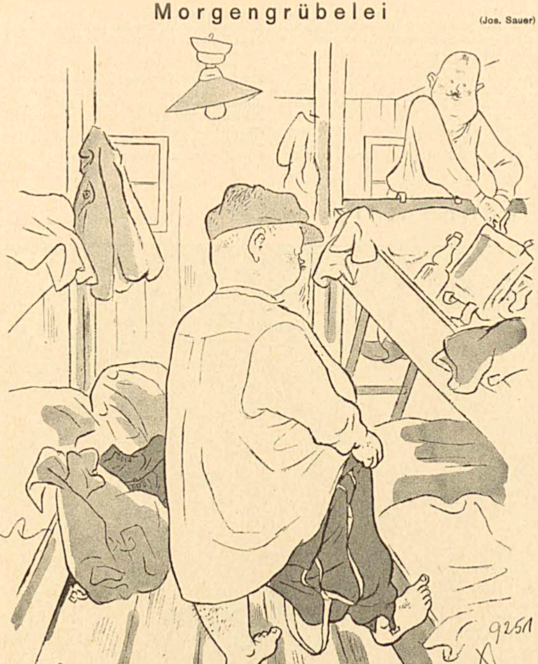
(Olaf Gulbransson)



— und ein tüchtiger Flurschütz, der sie bewacht.

Morgengrübelei

(Jos. Sauer)



„Ich verschdeh nich, daß de Glohsd'rbrüd'r imm'r Devis'n schieb'n! 's Einschberr'n sinn die ja gewöhnd, ahw'r so Leide griehch'n doch Gewiss'nsbisse!"

Der Grashalm

oder: Der merkwürdige und symbolhafte Tod des Professors Meyer

Vor einiger Zeit erregte der Freitod des Professors Emanuel Meyer gewaltiges Aufsehen, nicht allein durch die seltsame Art der Durchführung, sondern auch durch das Fehlen jeglichen Motivs.

Professor M., der rühmlichst bekannte Naturforscher und Chemiker, war bekanntlich schon in jungen Jahren zu hohen und höchsten wissenschaftlichen Ehren gelangt. Er war Nobelpreisträger und Mitglied der Akademien und wissenschaftlichen Gesellschaften aller Kulturstaaten. Außerdem hatte er sich bekanntlich erst vor kurzem mit einer entzückenden jungen Dame der Gesellschaft verlobt.

Wie man sich entsinnen wird, hatte Meyer seinen Körper durch Einschaltung einer in langwieriger Arbeit ersonnenen und konstruierten Apparatur mit einem Schlage in seine sämtlichen chemischen Bestandteile zerlegt. Das Werk elektrischer und chemischer Wirkungen war so gut gelungen, daß man in seinem Laboratorium, fein säuberlich geschieden in Tiegeln, Retorten und Kolben, in fester, gasförmiger und flüssiger Form alles fand, was von Rechts und Wissenschafts wegen zu dem Körper eines homo sapiens gehört, bis auf den soundsovielten Millionenbruchteil des seltenen Elementes Radium.

Wir sind nun in der Lage, an Hand von neuerdings gefundenen Aufzeichnungen des Verblichenen seine Motive aufzuklären.

Mit einem Wort: Der ausgezeichnete Gelehrte hatte sein natürliches Gesicht verloren. Er konnte z. B. seine oben erwähnte Braut nicht mehr ansehen, ohne zu berechnen, wieviel Milligramm Blei sich wohl aus der jungen Dame herstellen ließe.

Diese Vorstellungen quälten den Professor unablässig, so daß es nur eines kleinen Anstoßes bedurfte, um ihn zu seiner grauenhaften Selbstentleibung zu treiben.

Auf dem Wege zu seinem letzten bahnbrechenden Vortrag über die von ihm endlich erfundenen Todesstrahlen, sah er im Universitätspark einen kleinen Jungen, der einen langen Grashalm in der Hand hatte und sich anscheinend kindlich über das schöne, leuchtende Grün freute. Meyer verstand die Freude nicht. Er wußte: „Die Farbe beruht auf dem Blattgrün, das die und die chemische Formel hat und diese und jene interessante Atomkonstruktion. Darüber hat der Kollege Schulze in Berlin erschöpfend geschrieben."

Auf einmal kam es Meyer mit erschrekkender Deutlichkeit zum Bewußtsein: „Ich kann keinen Grashalm mehr sehen!"

Er ging hin, baute seine Todesapparatur und setzte sie in Tätigkeit. Seine Aufzeichnungen schließen mit den Worten: „Ich kann nicht mehr leben, weil ich keinen Grashalm mehr sehen kann."

Pessimisten meinen, daß sich schließlich der Tod der gesamten Menschheit nach Ursache und Wirkung in ähnlicher Form abspielen wird wie der Tod des Professors Meyer.

Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß die Rechnung Meyers doch nicht ganz aufgegangen war. Bei seiner chemisch-elektrischen Zersetzung war ein seltsames Etwas übrig geblieben. Ein bläuliches, gasförmiges Fluidum, das im Laboratorium herumgeisterte. Man fing es auf. Gewisse Kreise wollten es schon als die Seele identifizieren. Zur Beruhigung der Öffentlichkeit kann jedoch mitgeteilt werden, daß der Schüler Meyers, Professor Schmidt, der den verwaisten Lehrstuhl mit so großem Erfolg betreut, folgendes festgestellt hat:

Es handelt sich um ein bisher unbekanntes Element, das zu Ehren des Mannes, der noch durch seinen Tod das menschliche Wissen vermehrt hat, den Namen „Meyerium" erhalten soll.

G. P.

Lieber Simplicissimus!

Ein junger Bauer in Untergrainau im Loisachtale mäht das Gras, das am Weg außerhalb des Wiesenzaunes wächst. In seiner Nähe steht im tadellosen Salontirolerdreß ein Kurgast aus der Berliner Gegend.

Ich belausche folgende Unterhaltung:

„Wat machen Se 'n da?"

„Ha? . . ."

„Wat Se da mähn?"

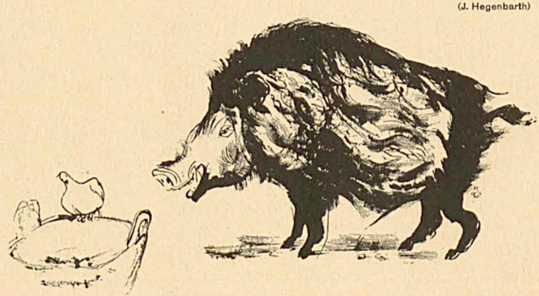
„Noa, Groas" . . .

Der Berliner hebt ein großes Blatt vom Kerbel auf, der weißblühend die ganze Wiese bedeckt, hält es pendelnd zwischen zwei Fingern und sagt: „Det nennen Se Jras? Na, ich danke!"

„Sö brauchen's joa net z' fresse, dö andern Ochsen werden's scho möage!"

Als der also Abgeführte an mir vorbeikommt, sagt er: „Nervös sind die Leute hier . . ."

(J. Hegenbarth)



Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 12979 I. Vj. Pl. 3 ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Schwäbisches

Lina, die frühere Hausgehilfin vom Herrn Stadtschultheiß X., wird bei Gericht über ihre, von bösen Zungen behaupteten guten Beziehungen zu ihrem ehemaligen Brotherrn ausgehorcht. Der Amtsrichter fragt: „Lina, was hat denn der Herr Stadtschultheiß mit Ihne g'habt?" Da rückt die Lina endlich mit der Sprache raus und sagt: „Ha no, auf de Hintere hot er me tätschlet, und was die Mannsbilder halt sonst no dond!"

*

In einem Allgäuzügle fahren zwei Frauen vom Markt aus der Stadt nach Hause. Vorausschauend werden die Sorgen im kommenden Winter begutachtet. Abschließend stellt die eine fest: „Onser Herrgott hat no koin verrecka laun; bei de Preißa doba jo scho, aber bei ons honda it!"

*

Dem Waldarbeiter U., der eine zahlreiche Familie hat, fällt sein jüngster Bub in den Bach. Der kleine Mann kann nach einstündigen Belebungsversuchen wieder zum Leben gebracht werden. Am Samstag darauf wird der Unglücksfall in der Dorfwirtschaft besprochen. Der Vater U., der dabei sitzt, beteiligt sich nicht am Gespräch. Zuletzt verrät er aber sein Innenleben mit den Worten: „Er hätt mi scho schtark g'reut, der Schorsch'l!"
Der Schorsch'l aber scheint in puncto Gefühlsathletik von seinem Vater her erblich belastet zu sein. Als er von einem Sommerfrischler gefragt wurde, wo denn sein Schwesterchen sei, das er im vorigen Sommer bekommen habe, sagte er: „Des isch ons über de Winter hinwora!"

Lieber Simplicissimus!

Sedlmayr ist Kohlenhändler „en gros". Er empfängt und verschickt seine Ladungen teils direkt mit der Eisenbahn, teils im kombinierten Bahn-Wasserverkehr über die Rhein- und Mainhäfen. Ein Geschäftsfreund macht ihn darauf aufmerksam, daß die Reichsbahn für Sendungen der letzteren Art unter bestimmten Voraussetzungen eine Frachtermäßigung gewährt. Man müsse nur einen Schein ausfüllen, alles Nähere stünde im Tarif.
Sedlmayr kauft sich den Tarif und liest: „Der Ausnahmetarif wird nur dann gewährt, wenn sich der Verfrachter selbst oder für ihn ein anderer nach dem Wortlaut der nachstehend im Abschnitt C wiedergegebenen Verpflichtungserklärung der Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft — vertreten durch die Reichsbahndirektion Köln — gegenüber verpflichtet hat, innerhalb eines bestimmten Zeitraumes mindestens die gleichen Mengen Kohlen, Koks und Brikette zwecks Weiterbeförderung auf dem Wasserwege nach den im Abschnitt IV genannten Häfen auf einer deutschen Eisenbahn nach einem Binnenrheinhafen zu verfrachten, die innerhalb des gleichen Zeitraumes von den im Abschnitt IV genannten Häfen mit der Reichsbahn abbefördert werden."
Sedlmayr ist ein biederer Kohlenhändler. Er liest noch einmal. Er liest zum dritten- und viertenmal. Dann wischt er sich den Schweiß von der Stirn — und verzichtet.

(R. Spemann)



Am Abend in der Welt

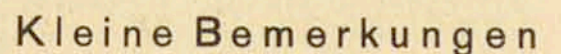
An den Abenden werden Lichter in der Welt,
damit Einsame wissen, daß sie einsam sind,
damit sie wissen, daß niemand sie hält,
daß über sie räuberisch fällt: Wind.

An den Abenden werden Lichter in der Welt,
damit die zu zweit wissen, daß sie nicht verloren sind,
damit sie wissen, daß sie zu zweit,
daß alles sie hält,
daß über sie wunderbar wie Regen fällt: Wind.

Walter Bauer

Der Komponist

Weil es wieder Sommer war, ging der Komponist wieder in seine geliebten bayrischen Berge. Beim Bäcker Baptist Berger nahm er Quartier.
„Was seids denn Ös dahoam?"
„Komponist."
„Han?"
„Komponist."
„Ja so — na alsdann gehts ja — was is denn dös — Komponist?"
„Ich schreibe Lieder und Märsche."
„Die was ma pfeifen kann?"
„Ja."
„Geht's Euch wohl manchmal hart an, das Komponieren, han?"
Der große Musiker lächelte: „Das ist nicht so schlimm, Bergerbäck — man trinkt ein gutes Glaserl Wein und da fällt einem schon was ein."
„Aaha — naja — muß ja alles seins haben, wos herkimmt —"
Aber dem Bergerbäck ließ die Unterredung keine Ruhe. Was der Stadtfrack mit seinem Wein konnte, mußte er doch auch können. Lange dachte er darüber nach. Bis es Winter wurde. Bis die Fremden wieder heimgingen und die Arbeit rar war. Da setzte sich der Berger eines Tages ins Wirtshaus, bestellte ein Glas Wein und wartete, daß ihm eine schöne Musik einfiele. Aber ihm fiel nichts ein. Auch nach dem zweiten und dem dritten Glas nicht. Er trank weiter. Und so geschah es, daß der Bergerbäck wohl nicht zu einem musikalischen Einfall, wohl aber zu einem Mordsrausch kam. Nach Mitternacht wankte er heim, kaum trugen ihn seine Beine, nein, so einen Mordsrausch, so einen hundsviechischschönen hatte er sein Lebtag noch nicht gehabt. Ja, ja, dös Komponieren! Und während er so denkt und vorwärtswankt, stößt er plötzlich mit einem anderen Betrunkenen zusammen. Krachbum, liegen beide auf der Straße.
„Ja, gibts denn dös nacher a, der Schuasterfranzl!" sagt da unser Baptist verwundert, „hast vielleicht a komponiert, han?"



Kleine Bemerkungen

Die einen streben darnach, gut zu sein; die andern begnügen sich damit, gute Referenzen zu haben.

*

Für den geistigen Spülicht sind immer noch keine brauchbaren Kläranlagen erfunden.

oha

Im Kampf um Abessinien

(E. Schilling)



„Maledetto! Und ich glaubte an die Jungfräulichkeit Abessiniens!“

München, 22. September 1935 Preis 60 Pfennig 40. Jahrgang Nr. 26

SIMPLICISSIMUS

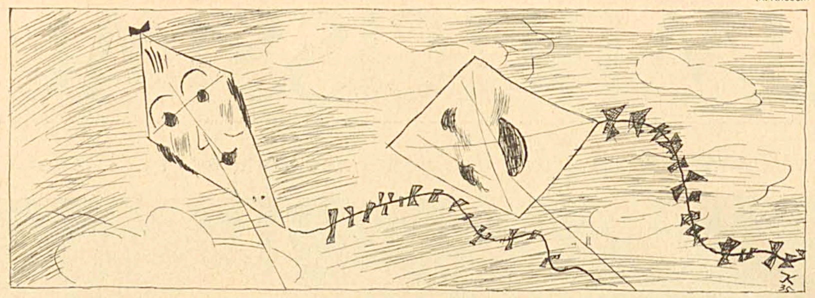
Allgemeines, gleiches und geheimes Wahlrecht in Litauen

(Karl Arnold)



„Nun wähle, Memeldeutscher!“

(R. Kriesch)



September / Von Ratatöskr

Ein bunter Drache taumelt hoch im Wind,
wo weiße Wolken sanft beisammen sind.

Er höhnt voll Übermut die stille Schar:
„Wie lendenlahm ihr seid! Ihr schlaft wohl gar?

Seht her: ich bin ein Kerl mit Temp'rament
und obendrein mit einem Schwanz am End'!

Ihr Nebelsäcke — oder seid ihr mehr? —
wo leitet ihr das Existenzrecht her?"

— Die guten Wolken wahren das Gesicht.
Nur eine etwas angegraute spricht:

„Wir kommen und vergehn nach Gottes Rat.
Dich zerrt ein kleines Knäblein am Spagat."

Whistler malt Goethe / Von Edmund Hoehne

1874 trifft der Maler Whistler den großen Sozialphilosophen Thomas Carlyle auf einer Straße Londons und sagt: „Sie sind ja auch ein berühmter Mann, Carlyle. Ich muß Sie malen." — „Richtet sich Ihr Kunstempfinden nach der Berühmtheit Ihrer Modelle?" fragt der große Schotte unwillig. „Ach was", erwidert der begabte Windhund, „ich habe mich mit allzuviel Berühmtheiten verkracht, mit John Ruskin, mit Oskar Wilde, mit Swinburne und mit wem nicht? Ich muß mich einmal wieder mit dem hohen England gut stellen, sonst bin ich erschossen. Ich bin auf dem toten Punkt angelangt. Läßt sich Carlyle von mir malen, komm' ich drüber hinweg." — „Wenn ich Ihnen helfen kann, so ist es natürlich etwas anderes. Stammen Sie nicht aus Amerika, lieber Freund?" — „Texas, Wildwest", lacht der Yankee. „Man merkt's", sagt Carlyle trokken. „Wohin soll ich kommen?" — „Nach Chelsea, Tite Street —, ein finsterer Vorort mit allerlei Plebs, aber Malerkolonie an der Grenze von Licht, Luft und Sonne. In den feudalen Vierteln erstickt man an den Nebeln von heuchlerischer Wohlanständigkeit und Geld." — „Ich bin auf dem Wege nach Chelsea", antwortet der Priester der Arbeit. „Ich will sehn, wie unsere Tagelöhner wohnen und wo sie auf ein redliches Stück Geld für redlichen Handschlag warten. Ich werde mir dort ein Häuschen suchen. Wer von der Arbeit reden will, soll bei der Arbeit wohnen und nicht in der Parkvilla." — „Fahren wir", sagt Whistler und winkt nach einem Cab. Ein Arbeitsloser öffnet den Schlag, nimmt schweigend des Malers Sixpencestück und hockt wieder am Straßenrand nieder. „Ein Mann, der gern arbeiten möchte und keine Arbeit finden kann, ist wohl der traurigste Anblick, den uns die Ungleichheit des Glückes unter der Sonne sehen läßt", knurrt Carlyle. „Die Chartisten haben recht. Aber sie leugnen zugleich den Adel der Arbeit und die Persönlichkeit."

„Wollen Sie das Volk heben?" Whistler flötet, wie's sein Name fordert. „Hoffentlich nicht auch zu den Höhen der Kunst. Kunst ist für Künstler. Nie gab es ein kunstliebendes Volk, weder zu Perikles', noch zu Ruskins Zeit. Nur Schönheit begreift das Schöne, nur der Adel der Menschheit." — „Es gibt nur einen Adel: Arbeit! In dem Maße, als Kunst Arbeit ist, sie ist es sehr stark, hat sie Anteil am Adel der Menschheit."

Whistler flötet, wirft im Atelier die Jacke ab und sieht sich um: „Eigentlich müßte ich Sie mit Ihren Orden malen — das imponiert dem niedern und hohen Pöbel, und ich nehme Anteil an Ihrem Ruhm. Die ‚Times' schreibt, daß Bismarck Ihnen den Pour le mérite aus Berlin geschickt hat. Wofür?" — „Weil 1871 ganz England für Frankreich Partei nahm und ich allein auf die Blutszusammenhänge mit dem Lande Goethes hinwies. Aber ich trage nie einen Orden." — „Dann setzen Sie sich auf den Stuhl dicht an die Wand", befahl mit Achselzucken der Maler. Carlyle gehorchte, legte Radmantel und Schlapphut aufs Knie und wartete geduldig.

„Ich wiederhole ein Arrangement in Schwarz und Grau wie beim Bild meiner Mutter, das Paris ankaufen möchte. Für mich ist es meine Mutter; für die Unbeteiligten kann's doch nur eine Farbenangelegenheit sein, daher mein Titel", brummt Whistler. „Das Kolorit der beleuchteten Wand war doch nicht ganz getroffen. Und das Schwarz Ihres Anzugs wirft Gott sei Dank die gleichen Reflexe." — „Sehr schmeichelhaft", lächelt Carlyle. „Da auch meine Haare grau sind wie die Ihrer Mutter, werden die Reflexe für Ihre Wand noch ähnlicher sein. Sitzen und Sinnen habe ich gelernt." — „Säßen Sie lieber am Schreibtisch?" Der Pinsel färbte bereits die Leinwand. „Nein. Es ist überall genug geschrieben und geredet worden. Künftig wird man noch dahin kommen, Schriftsteller nach dem Maße dessen, was sie *nicht* schreiben, *nicht* reden, zu bezahlen. Schweigen ist tief wie die Ewigkeit. Reden seicht wie die Zeit." — „Soll ich's Maul halten?" — „Wozu, lieber Meister? Plaudern wir; wir haben Zeit."

Whistler aber malte den Kopf des alten Rufers, die fast übersenkrechte Stirn, die erhabene Gelassenheit, die überwältigende Ruhe und Schlichtheit und warf nur ab und zu Schwarz auf den Rock, Braun auf den Boden, Grün auf die Wand, um den Farbenakkord anklingen zu lassen. „Woran denken Sie?" fragte er den Träumenden. „Daß es doch schön ist, von einem großen Maler konterfeit zu werden! ‚Das Porträt ist die Rechtfertigung des Lebens durch die Kunst', sagt Schopenhauer. Dann ruht zwischen den beiden Polen des Schweigens verdichtetes Dasein." — „Welche Pole?" — „Oben die Sterne, unten die Gräber. Aber das sagt Goethe." — „Schopenhauer — Goethe — Goethe: Sind Sie der Deutschen Assistenzarzt?" — „Es gibt nichts Höheres, als großen Männern folgen zu dürfen, sie zu bewundern, Helden zu verehren." — „Helden? Gibt es welche?" — „Wenn wir selbst Knechte sind, so gibt es keine Helden für uns. Wir halten dann des Charlatans Befehl für recht. In dieser Sintflut von Demokratie, Chartismus, Parlamentsgeschwätz und sonstiger Nutznießung alter Versündigung an der Heiligkeit des Schaffens verlernten wir das Soldatentum der Arbeit. Menschen, nicht Theorien oder vergilbte Dokumente machen Geschichte." — „Arbeit? Die Arbeit des Künstlers riecht nicht nach Schweiß, mahnt nicht an Anstrengung. Das Bild soll dem Maler erscheinen wie eine Blume, vollkommen in der Knospe wie im Kelch, ohne erklärbaren Daseinsgrund, ein schönes Wunder. Verwechselt nicht Schönheit mit Zweck und Tugend. Ruhen wir, dankbar für ihren Zauber, an den Stufen des Parthenon, am Fuße des Fujiyama, einzeln — mir ist so, als hätte Ihr Goethe auch davon geredet, von froher Schau, von göttlichem Lachen —"

Carlyle biß die Lippen zusammen, der Schnurrbart sträubte sich trotzig. Der alte Puritaner ahnte die Lücke in seinem Leben. Aber dann huschte ein Sonnenstrahl durchs Fenster; sein Gesicht wurde still und heiter. Whistler malte Licht, und es wurde Verklärung; er malte lange Stunden.

Carlyle rang schweigend nach neuer Formel fürs Rittertum der Fabrikherren, für Gebot und Gehorsam im Heere der Arbeit, für Verpflichtung vor Gott, für Wirken und nicht Verzweifeln. (Schluß auf Seite 305)

Letzte Rettung

(E. Schilling)



„Der Völkerbund hat wieder versagt! Lieber Petrus, laß es doch wenigstens in Abessinien weiter regnen!“

Kurswechsel

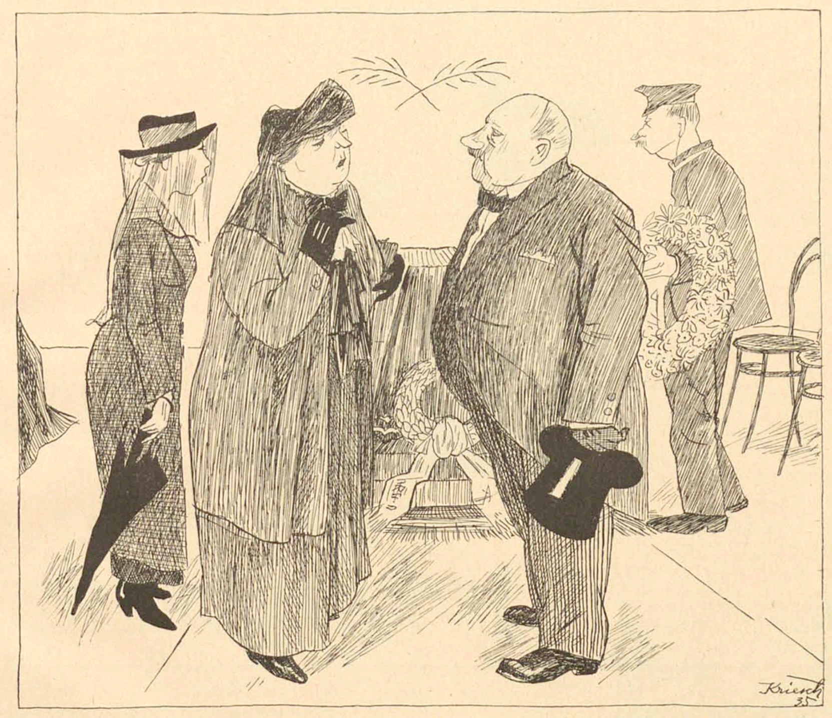
(Kurt Heiligenstaedt)



„Denken Sie nur, Herr Doktor, auf diesem Schiff haben sich alle meine drei Schwestern verlobt!" – „Donnerwetter! Da heißt's aber gleich aussteigen!"

Im Krematorium

(Rudolf Kriesch)



„Ach, sehen Sie doch bitte ja zu, Herr Inspektor, daß mein Mann auch recht hübsch verbrennt, gelt!"

Whistler malt Goethe

(Schluß von Seite 302)

„Ich bin fertig", sagte Whistler. „Ich habe meine Mutter noch einmal gemalt, die Stille im Tun, das Herz, die Nacht."
Carlyle sah stumm auf das Bild, diese Apotheose genialer Schlichtheit in Schwarz und Grau, der weiten, trächtigen Gedanken eines schweigenden Herrschers.
„Sie haben nicht nur Ihre Mutter gemalt, Meister", sagte er. „Sie haben jene Mütter gemalt, zu denen Goethe hinabstieg, die ihm Hoffnung, Tat und Erlösung gaben. Sie haben Goethe, nicht den Famulus Carlyle gemalt. Entfalten Sie daher wieder das rote Tuch vor dem ungebärdigen Publikum und nennen das Bild ‚Nocturno' und nicht ‚Carlyle'. Mein Name bleibe ungenannt."

Zwillinge / Von Görge Spervogel

Ich für mein Teil, ich liebe Zwillinge nicht. Sie können zu leicht davon, wenn sie etwas angerichtet haben. Sie sind es nie gewesen, immer der andere Zwilling. Und der war es auch nicht. Wer also war es am Ende? Ein armer Einling.
Schon in der Schule ging der ewige Ärger mit den Zwillingen an. In Mathematik. Paule konnte keine Mathematik, ich auch nicht. Paule hatte einen Zwilling in Untersekunda, ich nicht. Wenn wir eine Klassenarbeit schrieben, kam Paules Zwilling Peter zu Beginn der Stunde herein, schrieb und rechnete die Aufgaben, war fertig und ging hinaus. Paule, der inzwischen Peter vertrat — und dabei den Professor ob seiner Antworten zu der festen Meinung brachte, Peter leide an zeitweiligen Geistesstörungen — Paule ging eben einmal aus der Untersekunda heraus und kam in unsere Obertertia zurück, setzte sich nieder mit einem wahren Schafsgesicht und hatte als erster die Aufgaben fertig und machte eine dicke Eins. Ich für mein Teil, ich hatte keinen Zwilling und machte eine fette Fünf. Nicht einmal abschreiben ließ der Kerl, der Zwilling!
Zu allen unverdienten Vorzügen solche Charakterfehler! Da soll man als derart schwer behinderter Einling nicht die Wut über kriegen?

*

Natürlich, sie konnten immer lachen und Scherze machen.
Paule und Peter zogen sich ganz gleich an, so daß sie selbst nicht mehr wußten, wer Paule und wer Peter war. Paule stieg in die Straßenbahn, Peter eine Haltestelle später, stellte sich unbewegten Gesichtes neben Paule und trat ihn auf den Fuß. „Verzeihung, bitte", sagte er und schwenkte auffällig den Hut. „Bitte", erwiderte Paule und schwenkte den seinigen auf die gleiche Weise.
Die Menschen in der Straßenbahn, alles arme Einlinge, wurden schwach um das Herz herum. Waren das z w e i Menschen? Zwei so ganz und gar gleiche Menschen — und einander völlig fremd? Nein. Es ist e i n Mensch, und sie sehen ihn doppelt. Die Fahrgäste zupfen sich an den Nasen und kneifen sich schmerzhaft in den Arm. Der Schaffner vergißt zu läuten und das Fahrgeld einzusammeln. Die beiden Ebenbilder stehen nebeneinander, wie zwei Menschen nebeneinander stehen, die sich nie, nie, nie gesehen haben und einander völlig gleichgültig sind. Und dabei hat der eine den andern auf den Fuß getreten...
Eine freundliche alte Dame kann es nicht mehr mit ansehen. Sie erhebt sich mühevoll, tritt an Peter — oder Paule? — heran und fragt ihn, indem sie auf Paule — oder Peter? — weist: „Verzeihung, mein Herr... meine Herren ... kennen Sie einander

(Schluß auf Seite 306)

Zwillinge

(Schluß von Seite 305)

denn gar nicht? Sind Sie in gar keiner Weise miteinander verwandt?" Gleichgültige Blicke von Peter zu Paule und Paule zu Peter. „Aber Sie sehen ja ganz gleich aus!" bringt sie ganz verzweifelt vor. Paule verläßt ohne weiteres das Innere des Wagens und bleibt auf der Plattform stehen, um auszusteigen. „Dieser Herr da", sagt Peter, wobei wenig Zweifel herrscht, daß Paule ihn genau verstehen muß, „hat, wie Sie sehen, X-Beine, eine schiefe Schulter und ist mindestens zwanzig Jahre älter als ich. Ich weiß nicht, wo Sie da eine Ähnlichkeit feststellen können."

Ich drängte an Peter und Paule vorbei, um das Freie zu gewinnen. Mein Blick prallte an ihnen wirkungslos ab. Wenig nur, und ich wäre geborsten oder straffällig geworden. — Zwillinge!

*

Heinie war damals mein bester Freund, und Heinie liebte Gertie. Gertie aber liebte Heinie wenig, mehr dagegen Paule. Es war ein Jammer mit Heinie, und er war mein bester Freund. Paule sammelte Briefmarken, und wenn Gertie ihm nicht immer welche von ihrem Vater gegeben hätte, würde er ihr kein Wort von Liebe gesagt haben. Heinie liebte Gertie nicht um der Briefmarken willen, und so führte ich Gertie — wie gern, und doch wie ungern! Konnte ich anders, als sie auch lieben? — in ein Lichtspiel, wo Paules Zwilling Peter mit seiner Gretie anzutreffen war. Ich hatte es gewußt . . . und nun wußte es auch Gertie, daß Paule sie nicht liebte.

Er liebte sie ja doch auch in Wirklichkeit nicht! Aber muß ich mich entschuldigen? Am Ende liebte Gertie Heinie, und Paule war nur der Briefmarken wegen böse.

*

Um gerecht zu sein: so überaus große Vorteile das Leben dem Zwilling bietet — vor allem, wenn er, nein: beide fröhlichen Gemütes sind, nicht allzu bösartig und auch ein wenig auf die Erheiterung der gewöhnlichen Einlinge bedacht — so große Nachteile birgt es auch für sie, und je mehr ich darüber nachdenke, um so größer, zahlreicher und gewichtiger erscheinen sie mir. Wenn ich nur die Möglichkeit annehme, die doch ganz wahrscheinlich und einleuchtend ist, daß einem Zwilling von seinem Weibe ein Sohn geboren wird — muß der Junge seinen Vater nicht über kurz oder lang mit Onkel anreden?

Schon dieser Gedanke läßt mich die Zwillinge bemitleiden. Aber lieben, nein, lieben werde ich sie nie. Daran sind Paules dicke Einser in Mathematik schuld.

Nein, nein und nein, ich kann und will das nicht vergessen.

Lied des Genesenden

Die Sonne blendet mir ins Herz.
Es schmilzt das Grauen, schweigt der Schmerz.
Gedankenschnellen, steilen Flugs
ein Vogel aus dem Mund mir fliegt
und sich im Laub des Baumes wiegt,
der grün aus meinem Herzen wuchs.
Die Quelle schimmert, unversiegt!
Es rauscht der Regen, quillt die Frucht,
es strahlt der See, es lockt die Bucht.
Das Wasser wäscht die Augen klar.
Vom Scheitel tropft das feuchte Haar.
Mich spiegelt tausendfach die Luft.
Der Mond mich meint, der Wind mich ruft.
Die Sonne leiht die neue Zeit:
zwölf Stunden voller Ewigkeit!

Rolf Grashey

Lieber Simplicissimus!

In einer kleinen Amtsstadt des Elsaß war ein Handwerksmeister, der jeden Morgen nach dem Frühstück eine Weile aus dem Fenster seiner Werkstatt schaute. Dabei zeigte er immer ein heiteres, zufriedenes Gesicht, musterte die Vorübergehenden und lächelte sie vergnüglich an.

Das wurde dem Advokaten Zänglein endlich lästig. Täglich ging er mit einem dicken Aktenbündel vorbei zum Gericht. Er bezog die frohe Miene und das Lachen des biederen Handwerkers auf seine Person. Und allmählich brachte es ihn in einen solchen Ärger, daß er den Mann verklagte.

Bei der Verhandlung fuhr der Richter den Meister hart an: „Hier, der Advokat Zänglein belangt Sie, weil Sie lachen, wenn er an Ihnen vorbeigeht." Der Handwerksmeister aber erwiderte: „Das is net wahr, Herr Adjunkt: der Herr Doktor geht immer vorbei, wenn ich lach'!" — Die Verhandlung war zu Ende.

*

Es gibt Leute, die sind so ungeschickt und vom Pech verfolgt, daß sich unter ihren Händen alles in Unglück verwandelt.

Von einem solchen hörte ich neulich sagen: „Wenn der Hutmacher worden wär', kämen die Leut' ohne Köpf auf die Welt."

Kinderherbst

In den Septembern der Kindheit
waren Feuer auf den Feldern,
und wir lagen im letzten,
im gilbenden Kraut unterm violetten Himmel,
brieten Kartoffeln in der Asche
und sprachen von neuen Kriegszügen,
denn die Irokesen
waren über den South Fork gekommen.
O braunes kindliches Glück!
War es nicht in den Septembern,
daß wir
unsere Kriegsbeile begruben
und mußten um sechs schon nach Haus,
denn unser Häuptling
hatte einen Zettel bekommen,
daß er nicht versetzt würde,
und wir hatten keinen Führer, o Trauer.
Und dann verbrannten wir
die hochbugigen schönen Schiffe
unserer Phantasie
und schrien den Vögeln nach
und gingen heim.

Walter Bauer

Paktitis

Meldung aus Paris

Nachdem in Mittelasien der Kriegszustand eingetreten ist, sieht sich die französische Regierung gezwungen, in Erfüllung ihrer Verpflichtung durch die §§ 4 und 11 des „Rückwirkungs-Südnordpaktes", die §§ 21 und 42a der „Internationalen Verständigungskonferenz" und der Bestimmung L. 241 der „Einheitsquerfrontverpflichtung", des „Viermächte-Luftlocarno" und des „Neunmächte-Landstresa", ferner in Erfüllung ihrer Verpflichtung durch Absatz 7a—m des „Kollektiven Sicherheitsvertrages", des „Französisch-englisch-serbischen Gedankenaustausches vom August 1921", der Vereinbarung 91—o der „Randstaaten-Friedensorganisation", der Flottenklausel A. B. Z. des „Flottenpaktes" und der Einschränkung Nr. 29/II des „Initiativverspruchs" vom 11. September 1929, die das „Washingtoner-Abkommen" außer Kraft setzt, hingegen den Vorbehalt 67 der „General-Rückversicherung zur Anwendung bringt und auch dem Abschnitt 2a des „Neutralitätsbündnisses" und der Präambel des „Ostpaktes" unter Ausschluß der Kavalierbesprechungen vom 5. Mai 1920 über die „Unteilbarkeit der Sicherheits- und Rüstungsverträge" internationales Recht verleiht, ferner in Erfüllung ihrer Verpflichtung durch die Stücke 3—7 des „Moskau-Prag-Rom-Kommuniqué" und die Bindungen 19 und 20 der „Internationalen Zusammenkunft der Friedensgüter" vom 7. Januar 1930, in sinngemäßer Auslegung der Gesamtpunktation des „Donau- und Orinokopaktes", der „Wien-Rom-Paris-Timbuktu-Unabhängigkeitsgarantie", und ganz besonders durch die Erläuterung 214, Kommentar 94 der „Bindenden Beschlüsse der Festländischen Staatsmänner", die vom Geiste der „Union gegenseitiger Grenzgaranten" sowie der „Liga der Seemächte" durchdrungen sind — — — sich selbst den Krieg zu erklären.

Wenn die Soldaten . . .

Die Manöver sind vorüber.
Rekrut Plümke will seine Braut Frieda besuchen.
Madam öffnet selbst die Tür.
„Die Frieda ist am Ersten gegangen. Wir haben eine neue Köchin."
„So?" sagt Plümke. „Kann ick mir die vielleicht mal ansehen?"

Die starke Köchin

(R. Grieß)



„Ihren Verkehr mit diesem Soldaten kann ich auf keinen Fall dulden, Anna!" — „Dann muß ick zum Ersten jehen, 'ne neue Jnädije finde ick alle Tage, aber keenen neuen Soldaten!"

Ratgeber

Eines Tages heiratete er. Ein einfaches junges Mädel aus dem Volk. Annemarie hieß sie und hatte nicht einen Groschen.
Die guten Freunde kamen.
„Warum hast du nicht lieber die reiche Kitty geheiratet?"
„Ich wollte nicht."
„Oder wenigstens die Marianne von Hamblochs, die Leute haben die besten Beziehungen und hätten dir sehr nützen können."
„Ich wollte nicht."
„Und wenn du dich angestrengt hättest, wäre dir auch die Edith Komminik nicht abgeneigt gewesen, das Mädel kriegt ihre baren zweihunderttausend mit, dann hättest du für dein ganzes Leben ausgesorgt gehabt —"
„Ich wollte nicht."
„Aber die Annemarie, das arme Luder —"
„Ja, die wollte ich."
„Warum?"
„Wieso warum?"
„Was hast du jetzt davon?"
Er lächelte: „Glücklich, sehr glücklich bin ich mit ihr."
Die anderen schauten verwundert: „Glücklich? Na, wenn schon!"

In Weimar

Von Wilhelm Pleyer

Weimar ist ein schönes Städtchen,
Gerne geht man da allein,
Sieht die vielen hübschen Mädchen
Und das Haus der Frau von Stein.

Mit erhabenem Vergnügen
Schreit' auch ich die Gassen ab,
Suchend stets nach Goethes Zügen,
Die er etwa weitergab.

Wie ich müde Trambahn fahre,
Lautet mir der Fahrschein so:
„Kommet auch im Goethejahre
Neunzehnhundertdreißigzwo!"

Doch die Zeit rennt viel zu fleißig,
Welche Wolkenbrüche schwitzt:
Neunzehnhundertfünfunddreißig
Und nicht weniger schreibt man itzt.

Wenn auch manches ewig waltet
In der Dioskurenstadt —
Daß ein Fahrschein leicht veraltet,
Zeigt mir dieses kleine Blatt.

Wehmut möchte mich umfangen,
Da die Zeit derart vergeht, —
Doch ist viel zu Recht vergangen.
Und es blüht, was eh' gesät.

Tuend, was auch Goethe täte,
Staun' ich dieser schönsten Maid;
Vor drei Jahren, Niezuspäte,
Warst du gar noch nicht so weit!

(J. Hegenbarth)



Lieber Simplicissimus!

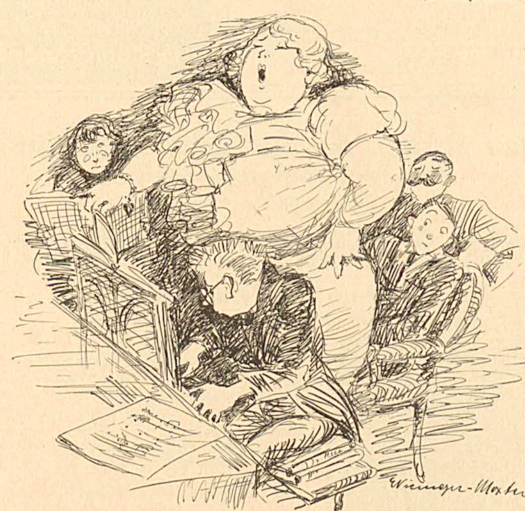
Der kleine Rainer hätte gerne einen Hund, und zwar einen Wolf oder Bernhardiner. Ein Wunsch, der ihm strikte versagt wird.
Eines Tages geschieht es seiner Mutter, daß sie, als sie die Suppe vom Herd wegnehmen will, mit dem Topflappen hängen bleibt und die köstliche Flüssigkeit auf den Boden gießt. Sie verbrennt sich dabei heftig die rechte Hand, die sie rasch in die Mehlschüssel steckt. Als der Rainer auf ihr verhaltenes Gejammer hin in die Küche kommt, schaut er sie verwundert an; wie er aber die grüne Erbsensuppe auf den Fliesen liegen sieht, hält es ihn nicht länger.
„Siggscht, Muda", sagt er, indem er auf die ausgeschüttete Suppe deutet, und beweist die Rechtmäßigkeit seiner Forderung, „siggscht, jetzert könnt' ma ganz gut än Hund gebrauche."

*

Meinen Freund Hans packt zuweilen die Eifersucht. So neulich auf einem Gartenfest. Sein munteres Frauchen bewegt sich auf dunklen Seitenwegen in angeregtem Disput mit einem jungen Ingenieur. Schwarze Gedanken steigen bedrohlich in Hans hoch. Aber er versucht sich zu beherrschen. Wie er jedoch die zwei in einer Laube verschwinden sieht, ist es um ihn geschehen. Vorsichtig pirscht er hinüber, sich die Szene in dunkelsten Farben ausmalend. Hinter einem nahen Gebüsch versteckt, spitzt er zunächst die Ohren. Da hört er sein Frauchen sagen: „Sie werden es mir nicht glauben: aber gerade auf dieser so unübersichtlichen Strecke habe ich annähernd neunzig Kilometer draufgehabt . . ."

Hausmusik

(E. Niemeyer-Moxter)



„Gott, ist die Begleitung schwach!" — „Kein Wunder, ihr Mann ist selbst am Klavier."

Der Realist

Die Kameraden hänseln Artur. Artur ist ziemlich klein und unansehnlich.
Jakob nimmt ihn in Schutz: „Wenn unser Artur auch klein ist — er hat mehr Seelengröße als ihr alle zusammen!"
Da sagt Fritz: „Ich möcht bloß wissen, was der mit seiner Seelengröße anfängt, wenn er nächsten Sonntag beim Fußballspiel einen von den hinteren Stehplätzen hat?"

Heiratsanzeige

Ein Junggeselle, nebenbei leidenschaftlicher Zigarettenraucher, entschloß sich eines Tages, in den Ehestand zu treten.
In der Heiratsanzeige, die er losließ, standen nur spärliche Angaben über seine eigene Person; dagegen war über seine Ansprüche zu lesen: „In Betracht kommt nur blonde Dreißigerin, milde Sorte, unparfümiert, elegantes Format, ohne Mundstück."
Außer Empfehlungen von Zigarettenfabriken hat er kein Angebot erhalten.

Karl Spitzweg

zum 50. Todestag am 23. September 1935

(Wilhelm Schulz)



Es war schon immer so wie heut',
Daß es gab wunderliche Leut',
Die mancher hielt weit von sich fern;
Der alte Spitzweg sah sie gern.
Hat oft sie liebreich hingestellt
In seine eig'ne stille Welt.

Wilhelm Schulz

Annermol / Von Willfried Tollhaus

Peter Langloh ist schon mit vier Jahren ein Philosoph gewesen. Da hatte er nämlich bereits heraus, daß es sehr töricht von den Menschen wäre, bestimmte Forderungen an das Schicksal zu stellen und von deren unverzüglicher Erfüllung ihr Glück abhängig zu machen. Für ihn waren die Möglichkeiten des Lebens unerschöpflich, und was das eine Mal nicht gelang, brauchte darum nicht für alle Zeit unmöglich zu sein. Mußte er auf irgend etwas verzichten, so tröstete er sich kurz mit einem ausgesprochenen oder auch nur gedachten: „Annermol!"

So kam er bereits als Kind zu dem Spitznamen „Annermol", der ihm sein ganzes Leben treu geblieben ist.

„Annermol", sagte er, wenn ihm ein Spielkamerad beim Balgen über war. Er hatte dies Zauberwort auch zur Hand, als er durchs Abiturium fiel, und behielt sogar sehr recht damit, denn der Krieg brach kurz darauf aus, und die Examina verloren mit einem Mal ihre Schrecken.

Als er an der Somme eine Kugel bekam, nickte er freundlich zur feindlichen Stellung hinüber und brachte noch „Annermol!" heraus, ehe es ihm schwarz vor den Augen wurde.

Studieren wollte er nicht. Er ging in seines Vaters Firma und handelte mit Tuchen. Dabei sah er das Familienvermögen in der Inflation erst in die Billionen steigen und dann in Luft zerplatzen. Mit „Annermol" fing er von neuem an.

Damals lernte er Lore Everling kennen, fand, daß sie die Frau sei, auf die er gewartet hatte. Heiratete im Mai 25 und bekam in den folgenden Jahren alles an Glück nachbezahlt, was ihm bisher vorenthalten gewesen war. Er hatte immer angenommen, es käme auch in dieser Beziehung noch einmal alles in Ordnung, weil es so etwas wie eine ausgleichende Gerechtigkeit gäbe.

Zwei Buben und zwei Mädel sahen ihn mit seinen Augen an, hatten Lores Lächeln und schienen überhaupt das Beste von Vater und Mutter geerbt zu haben.

Peter sagte jetzt gar nicht mehr „Annermol".

Als sein Ältester schon so weit war, daß er sich eigene Gedanken machte, wollte er wissen, warum manche von den Onkels von ihm als dem kleinen „Annermol" sprachen. Da gab sich denn Peter viel Mühe, ihm verständlich zu machen, wie er zu diesem Spitznamen gekommen sei. Dabei kam es ihm selbst höchst unverständlich vor, daß ein Mensch mit seinem Leben fertig werden könne, ohne nicht Tag für Tag irgend etwas Mißglücktes in der Zukunft besser machen zu wollen.

Fast wurde er über solchen Gedanken mißtrauisch gegen sein eigenes Glück.

Er sprach mit Lore darüber. Sie griff ihm fest in seine wuscheligen Haare, schüttelte ihn und riet ihm, sich in „Diesmol" umtaufen zu lassen.

Das wollte ihm durchaus nicht eingehen. So ist er denn gar nicht unglücklich darüber gewesen, daß es bald im Geschäft allerlei Sorgen gab. Man mußte sich im Haushalt mehr einschränken, was ja das Schlimmste noch lange nicht war. Als auch eine große Ferienreise hinfällig wurde, sagte er zum erstenmal wieder „Annermol" und lächelte seine Frau so freundlich dabei an, daß sie gar nicht mehr traurig über den Verzicht sein konnte.

Und nun lernten die Kinder auch begreifen, was sich vertrösten und was „Annermol" heißt. Peter verfolgte ganz genau, wie es ihnen zuerst schwer fiel und daß es dann doch ganz gut ging, vor allem, als sie zu verstehen anfingen, daß es wundervoll ist, sich auf recht viel freuen zu können, das noch kommen muß.

Eines Tages aber wurde Peter auf die härteste Probe seines Lebens gestellt. Frau Lore brachte die Grippe ins Haus. Auch die beiden Jungen wurden angesteckt. Das Mädchen gab man rasch zu Freunden.

Wie er zwischen den Betten einherging, angstvoll, ob das Fieber gestiegen wäre oder das Herz eines seiner Patienten Schwierigkeiten machte, da wußte er, daß jetzt in „Annermol!" keine rechte Hilfe mehr zu finden war, denn das, was er Glück nannte, war doch ganz im Diesseitigen.

Diese Erkenntnis verließ ihn auch nicht, als es besser in seiner Krankenstube ging und schließlich die Genesung bei allen da war. So kam es, daß er nach religiösen Schriften griff, in der Bibel zu lesen begann, in die Kirche ging und der Meinung wurde, es sei doch nichts Rechtes mit einem Glück, das ganz an die Erde gebunden sei.

Darüber gab es viel Tränen und Traurigkeit im Haus. Lore warf ihm vor, er versündige sich an ihr und den Kindern, wenn er sich um seine alte Fröhlichkeit bringe. Das hörte er sich bekümmert an und konnte es doch nicht ändern.

Eines Sonntags sollte ein Familienausflug gemacht werden, für den Peter viel gute Vorsätze gefaßt hatte. Er hoffte, alles würde ganz so sein, wie es Lore wünschte. Und so wurde es auch. Sie trieben sich den ganzen Tag im Grünen herum, spielten Ball, sangen, lachten und wurden von allen, die sie sahen, mit Recht für glückliche Menschen gehalten. Auf dem Heimweg blieb bei einem Straßenübergang die Kleine etwas hinter den Eltern. Im gleichen Augenblick sauste ein Auto um die Ecke. Aber Peter sah es noch rechtzeitig, sprang blitzschnell zurück, ergriff das Kind und riß es zur Seite. Dabei wurde er freilich selbst erwischt und wenn auch nicht überfahren, so doch mit furchtbarer Wucht gegen den Kantstein geschleudert, wovon er selber nicht mehr viel merkte.

Was nun kam, vollzog sich sehr eilig. Es dauerte kaum fünf Minuten, und er lag auf einer Bahre, die in ein Sanitätsauto geschoben wurde. Als er aufwachte, roch es nach Krankenhaus. Eine weiße Schwester beugte sich über ihn und machte ihm begreiflich, er dürfe sich nicht bewegen. Als er sprechen wollte, merkte er, daß er Schwierigkeiten damit hatte. Auch mit dem Denken. Er war unendlich müde. Schließlich aber erinnerte er sich doch an das, was hinter ihm lag. Er fragte nach der Kleinen. Als er hörte, sie sei wohlauf, lächelte er.

Immer wieder kam der Arzt, fühlte seinen Puls und legte ihm etwas Kühles auf das Herz. Dann stand plötzlich Lore am Bett. Sie weinte.

Mit einemmal wußte er, warum sie so traurig war.

Da lief ein Glücksgefühl, wie er es noch nie gespürt hatte, durch ihn. Es machte seinen Leib ganz leicht. Von Schmerzen war nichts mehr zu spüren.

„Nicht weinen", sagte er, wie man mit einem Kind spricht, und seine Augen waren ganz groß dabei.

„Annermol!, Lore."

Darin war alles beschlossen, was noch wichtig war, ehe das Licht ausging, auf das er sein Vertrauen nicht einzig und allein hatte setzen wollen.

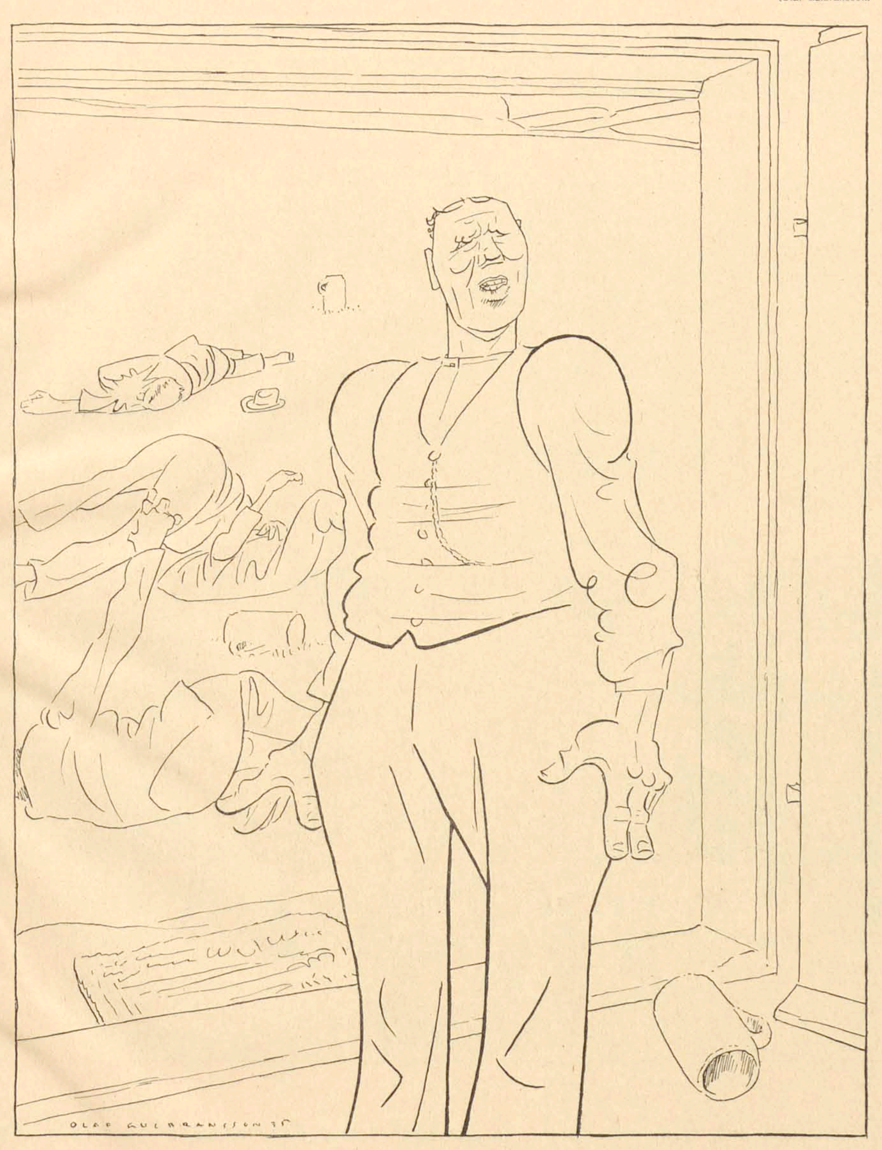
(Toni Bichl)



Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— • Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile RM —.20 • Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Gaishauser, München • Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 12979 I. Vj. Pl. 3 • Erfüllungsort München • Postscheck München 5802 • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Priorität

(Olaf Gulbransson)



„Laßt's mi aus mit dem Dünnbeil! Bei mir ham scho' mehra durch Muskelkraft 's Fliag'n g'lernt."

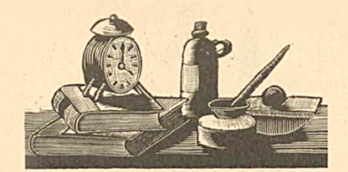
Im Manöver

(E. Thöny)



„Bemühen Sie sich nicht, Herr Major, es gibt noch keinen Feldstecher, der unsere motorisierten Truppen im Gelände entdeckt!"

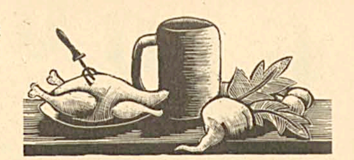

Oktoberfest
125
KA 35
MÜNCHEN
1·X·35
40·JAHRGANG No 27
PREIS 60 ₰
SIMPLICISSIMUS



Das Oktoberfestherz

von

Frz. J. Biersack



Schnitte von Otto Nückel

Balthasar Fiedelaus, der vor vielen Jahren etwas hinter Welt, nämlich in Unterfuchshausen, als Schulgehilfe hauste, wäre längst und für immer vergessen, hätte er



nicht einmal im schönsten Oktober jenen seligen Sprung in die weite Welt gewagt, der freilich kläglich mißlang.

Selbst nach Unterfuchshausen drang damals die Kunde von einem Fest in der Herzstadt des Landes, die berauschende Kunde von farbigen Zelten und bauchigen Musikanten, von taufrischen Maßkrügen und menschenfressenden Völkerstämmen. Und sie traf das gespitzte Ohr des Balthasar Fiedelaus so sehr, daß seine Träume gleich Luftballonen aus der nächtlichen Kammer stiegen; denn er hatte ein Herz, blümelrot wie ein Kinderwiegelein.

Zwar hatte auch dort hinten in Unterfuchshausen die Woche ihren Sonntag, aber für den Balthasar Fiedelaus nicht, der auch an diesem Tage in der Schulstube stehen mußte und nirgends ein Loch fand, durch das er entschlüpfen hätte können zu Füßen der Bavaria.

Aber sein Herz war stärker als der ganze Mann. So sprach er eines Tages zu seinem Amtsbruder. „Meine Großmutter", sprach er, „die gute Haut, liegt mit argem Wehdam in den letzten Zügen. Laßt mich alsogleich zu ihr reisen — und nehmt Euch morgen meiner Einmaleinsbamsen gütig an!"

Mit seiner ganzen Oktoberpracht stieg sodann der Tag herauf, als Balthasar Fiedelaus Unterfuchshausen den Rücken kehrte und den langen Weg durch Wiese und Wald zur Bahn einschlug. Oh, wie schön war der Morgen! Wie Baßgeigen hingen die Frühwolken am Himmel. Wie knusperige Steckerlfische lehnten die Zaunspreißel an den Bauerngärten. Erst der Himmel! War er nicht wie ein blaues Festzelt über ihn gespannt? Die Sonne prangte wie ein blitzender Orden darin. Wie eine Ziehharmonika zwitscherte sein Herz: „Oktoberfest!" Das Sträßlein zog ihn wie ein Rennrößlein dahin; die Waldbäume, die föhrenen, streckten ihm die krummastigen Arme entgegen, von den ewigen Walzbrüdern, den Straßenbäumen, gar nicht zu reden, wie sie mit ihren grünen Rucksäcken dahinhumpelten. „Oh, wie himmelsüß schmeckt die Luft!" sprach Balthasar Fiedelaus zu sich selber und warf sein Hütlein in den Himmel.

Als er aber aus dem Wald trat, in die Wiese, ward mit eins sein Herz traurig wie ein frischgemähtes Feld. Im Nu fielen alle Baßgeigen vom Himmel, und die Sonne blitzte nur mehr aus einer Brille, die auf einer harten Nase saß und dem Kreisschulinspektor selber gehörte, der ein strenger Mann war und das Herz in der Ledertasche trug, weil er ein böses Weib daheim in der Stube hatte. Eine Weile war Balthasar Fiedelaus sterbenstraurig, aber nicht lange, denn alsbald lachte sein Herz dem gestrengen Vollbart vogelheiter entgegen.

„Hm . . . Hm . . .", schnaufte dieser. „Hier ist er . . ?"

„Ja", lachte Balthasar, „Herr, hier ist er!"

„Fiedelaus!!"

„Hahaaa . . . Fiedelaus, jawohl, Fiedelaus . . . Fiedelaus, all mein Lebtag Fiedelaus . . !"

„Hat er keine Schule?"

„Ach", tat Fiedelaus erstaunt, „schon wieder einer! Jetzt geht mir erst ein Lichtlein auf! Balthasar Fiedelaus? Das ist ja mein Bruder —"

„Sein Bruder?"

„Schon einundzwanzig Jahre! Der sitzt in der Schul' wie's Tüpfelchen auf dem i! Grad komm' ich her von ihm!"

„Hm . . !"

„Ja, Herr, und wie ein Ei dem andern sehen wir uns ähnlich. Das kommt — weil wir die gleiche Mutter und den gleichen Vater gehabt haben, sagen die Leute!"

Da ging die Brille weiter.

Balthasar Fiedelaus aber pfiff in den Wald hinein. Kaum war er drinnen, lief er über Stock und Stein, was er nur konnte. Als die Brille in die Schule trat, stand er an der Tafel und rechnete, daß die Kreide kreischte. Später erzählte ihm der Inspektor, daß er auch seinen Bruder getroffen habe. „Jaja, der gute Nepomuk!" warf Balthasar hin und dachte dabei an seinen Ichbruder, der sumsend in die Welt springen wollte, weil er ein richtiges Oktoberfestherz hatte.



Guter Anfang

(E. Thöny)



„Da herausd san halt allweil d' G'wehr recht schlecht!“ — „Bravo, jetz' druck' ab, d' Ausred' is scho da!“

Oktoberwiese × 125 / *Von Fred Endrikat*

Festlich breitet der perlmütterliche Himmel
seinen Ehrenbogen über diese Märchenwiese.
Ringsum hört man lustiges Gedudel und Gebimmel,
sieht man buntes, tausendköpfiges Gewimmel,
riecht man Bratenduft gleich Weihrauch aus dem Paradiese.
Hundertfünfundzwanzig Jahre sind indes entschloffen.
Wieviel Seufzer, Rülpse hörte man gen Himmel wehn?
„Fräulein, bringen S' mir noch einen Maßkrug, bitte schön.“
„Prosit.“ „Gsuffa.“ Weißt du, wieviel Sternlein stehn?

All die Bratochsen seh ich vorbeimarschieren,
knusprig und in überlebensgroßer Pracht.
All die Herden Bratwürstln auf allen Vieren,
all die Riesendamen vor mir paradieren,
Alles offenbart sich mir verhundertfünfundzwanzigfacht.
Millionen Brathendln flattern in Scharen
mit mir berg- und talwärts auf der Achterbahn.
„Fräulein, eine Maß und einen großen Enzian.“
Die Bavaria seh ich Schiffschaukel fahren.
Ja, ein voller Maßkrug ist fürwahr kein leerer Wahn.

Wie ein Bilderbuch mit hundertfünfundzwanzig Blättern
kommt mir heuer die Oktoberwiese vor.
Ich studiere in den farbenfrohen Lettern,
und vor lauter Freude möcht' ich klettern
wie ein Eichkatz an dem „Hau den Lukas“ hoch empor.
So sitz ich im Bierzelt, in Gedanken mich vergrabend.
Ringsum werden schon die Lampen ausgedreht.
Vor mir leer ein schwergeprüfter Maßkrug steht.
Hundertfünfundzwanzig Jahre — und schon wieder Feierabend.
Kinder, Kinder — — — wie die Zeit vergeht!

Lieber Simplicissimus!

Vor der Schiffschaukel steht ein molletes Fräulein und sieht ihrem kurz vorher erworbenen „Bräutigam“ zu, wie er sich da oben im Schweiß seines Angesichtes abmüht, bei ihr Eindruck zu schinden. Der Xaver benützt indessen die Gelegenheit und macht sich an das Fräulein heran, sich neben ein paar derben Witzen auch ziemlich handgreifliche Annäherungen erlaubend. „Gehn S' weita!“ flötet daraufhin das Fräulein, nicht gerade sehr empört. Aber der Xaver wehrt gutmütig ab: „Naa, dös laß i fei bleiben“, sagt er, „bal ma weita geht, kimmt ma leicht aufs Standesamt.“

Die beleidigte Leberwurscht

(Wilhelm Schulz)



„I g'freu mi ja bloß auf die Hendln, die 's auf der Wies'n gibt!" — „So, und auf den Gockl net, der s' zahlt?"

Die ältesten Wiesenbesucher



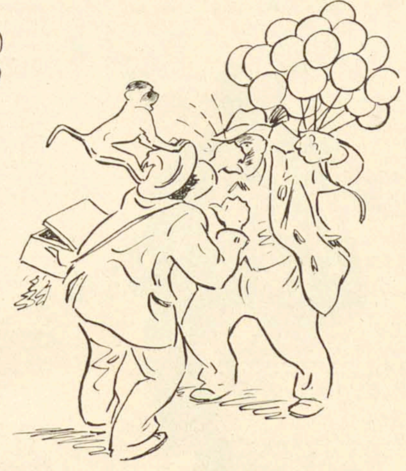
„Alles genau wie zu unserer Zeit, Vater, gell! Bloß das Tempo is ein anderes." — „No ja — bis d' Wies'nkinder auf d' Welt kemma, werd 's allaweil no Juni-Juli."

Die Platzfrage

(C. O. Petersen)



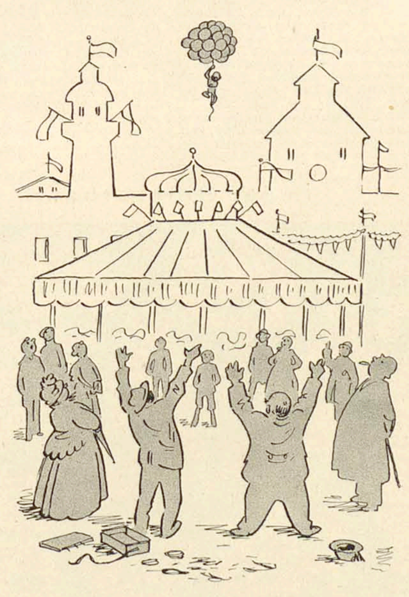
„Der Platz g'hört mir!" — „Nein, mir!!" — „Naa, mir!!!"
Verwundert schaut das Affentier.



Schon werden beide handgemein.
— Wie kann man nur so hitzig sein!

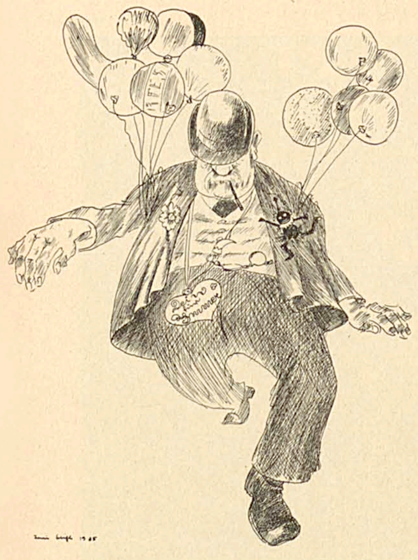


Der Affe flüchtet, eh 's zu spat,
zum Luftballon-Konglomerat.



Das nimmt gen Himmel seinen Flug.
Da hat's für alle Platz genug.

Anzensbergers Wiesenzauber / Von Ernst Hoferichter



Weil ihm am vorigjährigen Oktoberfest die Kellnerin aus Versehen den Bierwärmer in die frische Wiesenmaß steckte, darum hatte Josef Anzensberger geschworen, sein Lebtag lang die Festwiese nicht mehr zu betreten.
Herr Anzensberger war als waschechter Münchner ein Mann von eisernen Grundsätzen. Was er sich einmal gelobt hatte, das hielt er und wenn dadurch eine erste Hypothek zum Teufel ging.
Und es herbstelte wiederum. Auf den Obstkarren lagen die Zwetschgen mit angehauchtem Reif, die Hausfrauen hängten die Winterfenster ein, und aus dem Grasboden der Theresienwiese wuchsen die Buden, Zelte und Stände hervor.
Am Stammtisch des Herrn Anzensberger, im Augustiner, ging es in Erwartung des Festes wild auf. Der Mildenberger wußte schon von den neuesten Attraktionen, Straubinger kannte bereits das Ausmaß der „Größten Schlange der Welt", und der Selzle und Lützel stritten sich, wo es die molligsten Wiesenhasen zu erlegen gab.
Nur Herr Anzensberger sprach kein Wort. Er fieselte an seiner abgebräunten Kalbshaxe herum, als ob das Oktoberfest heuer am Ende der Welt gefeiert würde.
„Geh, so red' halt aa was . . . Du wirst dich doch net ausschließen, wenn's am Samstag aufgeht . . !"
„Naa, laßt 's mir mei Ruah . . . i hab's g'schworen, a Gelübde hab i g'macht . . . aus is und gar is . . . Und dö ganze Wiesn kann mir am Buckl aufi steig'n . . !"
„. . . A Bierwärmer macht noch koan Sommer, und der Mensch muaß aa was vergessen können . . ."
„A Schand und a Blamage war's . . . Und dös arbeit't heut noch in mir . . ."
„. . . Es werd no a größeres Unglück geben, als wia das — — —"
„Kann sei . . . aber i hab's amal g'schworen . . . Und was wärat dann aus dem Schwur, wenn i doch auf d' Wiesen gang . . ?"
Nach innen tat er sich schlag'n . . . a böse Krankheit kannt i krieg'n . . . Seuchen täten in mir ausbrecha . . . dö ägyptische Finsternis könnt' sich verbreiten — — —
„Paß auf, aber onschaug'n . . . nur onschaug'n . . . kannst du dö Wiesn doch . . . deswegen wärast net meineidig . . . han . . ?"
„. . . Nur onschaug'n, moanst . . ?"
„. . . Freilich, nur a Viertelstund unter dö Bavaria hinstelln und abi schaug'n — — —"
„. . . und dann wieder hoamgeh'n . . . ja, dös war koa Sünd . . . Aber — — —?"
„Nix aber . . ! Mitgehst und schaugst zua, wia — — —!"
„Guat, aber nur a Viertelstund . . ."
— — — — — — — — — — — — — — —
Am nächsten Samstag, drei Stunden nach der feierlichen Eröffnung des Münchener Oktoberfestes, stand der Stammtisch vom Augustiner vollzählig auf dem welligen Höhenrand der Festwiese und schaute auf das Fahnenwehen, erwartende Gedränge, Brodeln und Dampfen, Musizieren, Krachen und Pfeifen hinab . . .
„Siehgst, da steht wieder die Ochsenbraterei . . ."
„Dö brauch i gar net sehg'n, dö riech i . . ."
„Hörst d' as . . ? Beim Schottenhammel werd grad onzapft . . !"
„I hör's schon . . . i bin ja a no a Mensch . . .", knurrte Herr Anzensberger mißmutig und trat von einem Fuß auf den anderen.
„Da schaug hin, Anzensberger . . . bei der Vroni werd'n grad d' Steckerlfisch aufg'steckt . . . Naa, dös siehgst du net . . ."
„Kruzifix . . . laß ma mei Ruah . . . all's siehg i — — —"
„I moan nur, weilst nix red'st und nix deut'st . . ."
„— — — aber 's Bier soll heuer net so süffig sei . . ."
„Wer sagt dös, Anzensberger . . ? Wer? Den möcht i kenna . . ?"
„I hab's g'hört . . . a so halt hab i 's g'hört, daß — — —", stichelte Anzensberger.
„Dös is ja dö reinste Verleumdung . . . Dös werd'n mir jetzt glei sehg'n, ob dös Bier — — —"
„A Blembl soll's heuer sein . . . Was wett'st . . ?" ereiferte sich jetzt der Anzensberger.
„Mit dir kann ma ja net wetten, indem weil du ja glei wieder hoamgehst — z'wegn deim Schwur, net wahr . . ? Nur onschaug'n — hast g'sagt."
„Naa, weg'n der Wett' gang i schon eini — auf a oanzige Maß . . ."
„Goi, Anzensberger, aber mir woll'n fei koa Schuld hab'n, wenn du an dir quasi meineidi wirst . . !"
„Mi bekümmert nur dös zweng dem, weil der betreffende Herr g'sagt hat, daß heuer auf der Wiesn — — —", sprach Anzensberger erleichtert und ließ sich den Abhang hinabziehen.
— — — — — — — — — — — — — — —
Vom Musikpodium herab schmetterten Fanfaren, Märsche rissen mit, Walzer wirbelten Wände, Tische und Herzen durcheinander. Die Luft war so dick, daß man sie wie Limburger in Stücke schneiden konnte. In ihr trafen sich die Gerüche aus Tannengrün, Schweinswürstel am Rost, Salzheringe, Honigkuchen und verschüttetem Bier. Das Allerwelts-Oktoberfest-Parfüm lag zum Einatmen bereit und ergab nach etlichen Lungenzügen die schönste Narkose auf dem ganzen Erdenrund.
Draußen tanzten die Lichter der Karussells bis zu den Sternen hinauf. Die Schießstände wackelten vor Treffern. Die Ausrufer der Weltsensationen ließen ihre Kehlköpfe Purzelbäume schlagen, und die silbernen Geschirre der Bräurösser klingelten und läuteten die Gassen der Brezelstände entlang . . .
Herr Anzensberger hörte alles, obwohl er schon die dritte Maß ausprobiert hatte. Und gerade weil alles so himmelherrgottsakramentsschön war, darum — — —
Es war schon zehn Minuten nach Polizeistunde, als Anzensberger an der Schenke vergebens um die vierte Maß kämpfte.
„Sepp . . . jetzt wird ganga . . . geh her zu deine Freund . . !"
„Grad zünfti is, und grad noch schöner soll's werd'n . . !" schrie Anzensberger und lief der nächsten Schenke zu.
„Zuadraht is . . .", riefen ihm die Schenkkellner, schwitzend vor Überarbeitung, entgegen.
„. . . jetzt, wo 's so grüabi is, daß höher nimmer geht — da kriag i koa Bier nimmer . . ?" fragte Anzensberger kleinlaut und sah mit heraushängenden Augäpfeln den abrollenden leeren Fässern nach.
„. . . dö Wiesn muß g'feiert werd'n . . .", schrie er sich selbst vor, rannte die Tische entlang und trank die Neigerl aus den verlassenen Krügen.
Am Saalausgang saßen noch zwei Damen aus Hannover um den halbgefüllten Maßkrug herum. Sie quälten sich seit zwei Stunden mit seiner Fülle ab und konnten ihrer trotz aller Einfühlung nicht Herr werden.
Anzensberger erspähte diesen Tatbestand, stürzte sich, eingeladen, auf das tönerne Gefäß — und schluckte ohne Unterlaß.
„Herr Nachbar . . . saufen S' mir nur an Bierwärmer net aa no mit . . !" rief die Kellnerin, die ihre Tische abzuräumen begann.
„Wa—as . . ? Was soll i net . . ?"
„Tean S' ihn her, sonst dersticka S' ma no dran . . .", und sie zog den Bierwärmer, der durch

In der Geisterbahn

(Hilla Osswald)



„Autsch! Warst du das, Mäxchen?" — „Naa, dös war a Bußl vo so am ausg'schamten Geist!"

Zum Wiesen-Jubelfest / Von Eugen Roth

Es geht durch Stuttgart, Breslau, Köln und Danzig
Durchs ganze Reich, einschließlich Groß-Berlin,
Die Meldung, daß zu hundertfünfundzwanzig
Festjahren unsre Wies'n nun gediehn.

Wer könnte das Geheimnis uns entschleiern,
Was eigentlich just das Oktoberfest
Und ausgerechnet hier im Land der Bayern
Zu solchem Ruhmesglanze wachsen läßt?

Gar mancher meint beim ersten Wiesenbummel,
Eh er begriffen dieses Festes Geist,
Es sei halt auch nur so ein Riesenrummel,
Wie der ihn häufig sieht, der viel gereist.

Jedoch, er irrt und übersieht die tiefern,
Die unversiegten Quellen unserer Kraft,
Die uns den Strom des echten Lebens liefern:
Die Wiesen ist ein Fest der Landwirtschaft.

Oft schimpfte man uns Münchner halbe Bauern;
Daß wir's noch sind, wir freu'n uns herzlich dran,
Denn nur das Bodenständige wird dauern,
Was man beim Rindvieh auch bemerken kann.

Es gibt entschieden weibliche Gestalten
Von höherm Reiz als jene, welche hier
Die Bretzen, Radi, Wurst entgegenhalten
Und einen Busen, schaumumwogt von Bier.

Auch was in Buden sonst die Leut' begaffen,
Siehst du so anderswo oft haargenau,
Dieselben Zwerge, Flöhe, Hunde, Affen,
Das Marsweib und die Sieben-Zentner-Frau.

Und doch! Schweigt mir von andern Paradiesen,
Wo bloß der Ulk und fauler Zauber blüht,
Es gibt ein München nur, nur eine Wiesen,
Denn hier vergoldet alles das Gemüt!

So laßt denn wieder die Gerüche brodeln
Von Hendl, Schweinswurst, Ochs und Steckerlfisch,
Laßt Blechmusiken dröhnen, Preußen jodeln,
Setzt euch gemütlich mit an jeden Tisch!

Genießt nur den Zusammenprall der Welten,
Seid zwischen Trug und Wahrheit froher Gast,
Wie sie sich bieten in den Wunderzelten,
Im feenhaft umstrahlten Bierpalast!

Mild lacht die Sonne vom Septemberhimmel
(Vorausgesetzt, daß es nicht stürmt und schneit),
Das Jubiläums-Riesenvolksgewimmel
Wogt durch die Straßen, wälzt sich wiesenweit!

Und was begonnen unsre Urgroßväter
An jenem Herbsttag achtzehnhundertzehn,
Mag noch den Enkeln, ein Jahrhundert später,
So frisch wie heut im Saft des Lebens stehn!

Überholt

(Jos. Sauer)

„Der schönste Festabschluß, mein Herr, ist eine Photographie der Dame!" — „Ja, was net gar? Mir hat s' scho vui was Schöner's versprocha!"

Kleine Geschichten

Der Schorschl ging grantig von Bude zu Bude. Ihm konnte heute gar nichts imponieren. Nicht einmal die Riesendame, deren Reize in den höchsten Tonlagen angepriesen wurden. Selbst die Hose der Dame, die am Eingang wie ein pralles Segel lustig im Winde flatterte, beachtete er nicht — denn er hatte Liebeskummer. Sein Freund versuchte, ihn zu erheitern. „Was moanst", rief er, „dös Trumm Speck in der Hosn drin!?"
„So a Trumm Speck im Kraut war ma liaba", brummte der Schorschl und verzog sich.

*

An einer der Zufahrtsstraßen saß ein Leierkastenmann und orgelte mit jämmerlich falschen Tönen immerzu dieselben Melodien. Der Wastel war der letzte, der sich durch solche Darbietungen verleiten ließ, ein paar Pfennige zu opfern. Aber der Mann hob ziemlich deutlich die Mütze unter die Nase, und so konnte er nicht umhin, wenigstens einen Witz von sich zu geben. „Nix zu machen", schrie er und zwinkerte mit seinen listigen Äuglein zu seiner wacker neben ihm herwetzenden Alten hinüber, „i hob mein eigenen Leierkasten mitbrocht."

*

Auf den Plakaten lockte „Amanda", die von Kopf bis Fuß restlos tätowierte, auf Weltausstellungen preisgekrönte Schönheit, und der Herr an der Kasse erzählte mit überschnappendem Organ von den hochkünstlerisch ausgeführten Wundern, die auf den diversen Körperteilen der Dame um ein Zehnerl „Angtree" zu sehen seien. Er schilderte in glühenden Farben, was den Rücken entlang bestaunt werden könne und was sich an Armen und Beinen offenbare; die Brust der Dame ziere außerdem eine paradiesische Landschaft mit lieblichen Engeln und allem sonstigen in himmlischen Gefilden üblichen Drum und Dran.
„Was moanst, Alte", sagte der Nusser von Hinterhofen, nicht übel gelaunt, da hineinzutreten, zu seinem Weib, „soll i's riskiern? Oan Blick auf das Herz der Dame — und i bi im Himmel!"
„Und oa Watsch'n vo mir, und du bist wieda auf da Erden", maulte die Nusserin und zog ihn zu der minder gefährlichen Schiffschaukel.

falsche Behandlung vom Krugrand bis auf den Boden abgerutscht war, aus dem Gefäß hervor. „. . . Jessas, und ausg'ronnen is er aa noch . . .", stellte sie fest und entschwebte kopfschüttelnd zur Schenke.
Der Stammtisch stand aufbruchbereit in der Ecke, war Zeuge dieser Szene geworden, rang nach Luft und schrie: „. . . Anzensberger, jetzt schwör wieder, daß d' nimmer auf d' Wiesn gehst, sonst g'wöhnst dich so ans warme Wasser, daß dir vor a frischen Festmaß graust — — —!"
Herr Anzensberger hörte ihr Lachen nicht. Er war zum Karussell geworden und entrollte als Achterbahn.
„. . . dabei hat er gar net viel trunken . . .", meinte der Straubinger. Und der Mildenberger setzte hinzu: „. . . Naa — den hat dö Wiesn alloa schon b'suffa g'macht . . !" — — —

Die Sensation

Mein alter Spezl Neubauer hat sich die Gruppen aus „lebendem Marmor" angesehen. Als er wieder herauskam zu uns, war er nicht übermäßig begeistert. „Woaßt", sagte er endlich, „i hob scho vui Marmor g'sehgn, italienischen und deutschen, ganz weißen und solchen mit farbigen Adern; aber ein' mit Krampfadern — dös hob i no net g'sehgn."

Stimmen aus dem Publikum

(R. Kriesch)



„Schaug nur nauf, wia 's de zwoa Madln umeinandertreibt, is iatz sowas a Vergnüg'n?" — „No, 's Zuaschaug'n scho'!"

Der Kraftmensch

Der Schnackerl stand schwer schnaufend unter einem Haufen junger Burschen beim „Lukas". Er hatte ihn erstaunlich oft hochgetrieben und mit seiner Leistung alle in den Schatten gestellt. Das etwas zierlich geratene Mädel, das er bei sich hatte, bewunderte ihn sehr und befühlte mit Wonnegruseln seine Muskeln. Dabei ließ sie nebenbei durchblicken, daß sie unter Umständen durchaus gewillt wäre, mit so einem Prachtexemplar von einem Mannsbild in den Ehestand hineinzutreten. Aber der Schnackerl wehrte ab: „Mei Großvatta hot den Lukas am öftesten hochtrieben, meinen Vatta hot koana in Schatten gstöllt, was i kann, host grad gsehgn; moanst, i möcht späta vo dir so an schiachen Bankert, der an Lukas kaum dreimol in d' Höh bringt?"

Flieger-Karussell

Von Fritz A. Mende

Oben Mädchen, welche schweben —
Unten schauen Blick an Blick
Männer, die am Boden kleben,
nach den Röcken, die sich heben,
mit den Köpfen im Genick.

Zuzuschaun ist nicht verboten,
denn wer zuschaut, sündigt nicht —
Mädchen fliegen gleich Piloten
über tausend Männer-Pfoten,
über *einem* Mannsgesicht.

Männer, die in Wünschen wühlen,
(in den Röcken wühlt der Wind),
stehen stundenlang im Kühlen,
denn sie neigen zu Gefühlen,
die durchaus erwärmend sind.

Wärme läßt noch wärmer hoffen,
jedes Auge wird zum Stiel —
Spielt der Wind in Kleiderstoffen,
zeigt er dies und jenes offen,
aber leider nie zuviel . . .

Lieber Simplicissimus!

Dem Niedermaier hatte es die „Dame ohne Unterleib" angetan. Von Haus aus mit einer üppig wuchernden Phantasie begabt, produzierte er angesichts dieses höchst eigentümlichen Jahrmarktphänomens die unmöglichsten Witze, die zum größten Teil einer handgreiflichen Erotik nicht entbehrten. Bis die Dame, am Ende ihrer ohnedies arg beanspruchten Geduld, sich zu jener klassischen Aufforderung hinreißen ließ, die sich im Bayrischen gut anhört.

Das kam Niedermaier völlig unerwartet. „Ja mei!", rief er erstaunt aus, „bal dös mögli is, kann's mit Eahna aa sonst net gar so schlecht g'stellt sei!"

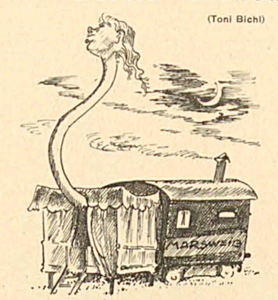
Das gute Kind

(E. Thöny)



„Na, Kleene, wann kommt nu eigentlich dein Schatz?“ — „I woaß net, aber bleib'n nur Sie net da, bis er kimmt!“

Berlin — München — Worschester / Von Hans Lachmann



(Toni Bichl)

Wenn ick sahre Dämonie, . . .
— Prost! Neunemeyer ist mein Name . . .
. . . sahre Dämonie, beste Dame, denn heeßt det for mir so viel wie Vollmensch. Mit animalisch hat det an sich noch jarnischt zu tun. Un uff die Jefahr hin, Ihrn Taktjefühl zu nahe zu treten, sahr ick Ihn': so lange Sie mit keen' Droppen Dämonie jesalbt sin, so lange sin Sie ehmt, rein weltanschaulich jesehn, porös uff de Plauze, paddong, aba diß is de nacklichte Wahrheit. — Pröstachen! —
Ick bin keen Höllenbaubau, un Neunemeya weeß jenau, wat Anstand is un det der Kompoh in Brusthöhe jejessen wird. Seit szwei Stunden sitz ick nu schon an Ihrn liemnswüchdijen Tisch, Herrschaften, aba ha ick destawejen schon een' Menschen beleidijt, wa? Sons nehm' Se jetrost 'n Holzhamma un haun Se Neunemeyan uff'n Hut, det a Plattbeene . . .
— Spessielles! —
. . . tja. Aba in filisofischen Frahrn bin ick nu ma prinszipiell veranlahrt. Det muß entweda so in meine Natua liejen, oda et kommt von Charakta. Wat meine Olle is, die meint imma: Neunemeya, warum biste keen Professa jeworn? Anna, sahr ick, laß man, wenn ick ooch keen Professa bin un nur 'n kleena Jeschäftsmann, destawejen wird aus meine Bücha ooch keena schlau. Tja, also, wat det rein Vastandesmäßije anjeht, beste Dame, da bin ick Schampiong, mecht ick sprechen. Aba fällt Ihn' dabei eijentlich nischt uff, wa? Nöö? Na, is et denn nich komisch, Herrschaften, det 'n Mann mit een Kopp als wie icke, der mißte doch dastehen, soooooo, der mißte uff'n jrienen Aste sitzen un mit de Hände schnippelt a Kupongs, un de Beene stippt a in' Lido, wa? So mißte det sint! Un wie is et würklich? So rein würtschaftlich jesehn hängt Neunemeya da wie der Affe uff de Eichel-Neune. Ick ha'n kleen' Kinpott, draußen Richtung Kietz, Spessialität Spitzenfülme, un et jeht ja ooch janz jut. Aba Lido? Knapp Wannsee.
Sehr Jeschätztes! —
Da ha ick nu 'n Freund, un der meint imma, wenn un du willst Erfolj hamn, meint a, denn mußt du ooch mit dein' Flimmabumms hinsichtlich deine Jedanken un Pläne so mehr schöpfarisch sint. Ick sahre, willst du mir for dumm verkoofen, Karel? Nee, meint a, du bist 'n jescheitet Aas, aba wat dir fehlt, det is ehmt so'n Leffel voll Dämonie. Karel, sahr ick, jetzt weeß ick endlich, wat mir jefehlt hat, du hast det Wocht for meine heimliche Sehnsucht jefunden, denn an sich bin ick 'n Mensch mit 'n starken Plih for det Übasinnliche. — Prost! — Dämonie, Herrschaften, sehn Se, die jedeiht bei uns nich so recht, det jibt et hechstens profat, un denn artet et jewehnlich in Moabit aus. Aba als Janzes, um nich zu sahrn tutti quanti? Dämonie? Entfesselung? Bejeisterung, jewißdoch, jewißdoch, aba so, also ick ha da ma eine Dame . . . — Prost, Blume! — . . . Tja, un destawejen bin ick nu hier runtajekommen. Nich wejen Alkohol, un wejen Mächens schon jar nich, denn erschtens is meine Olle mit, wat an sich for Dämonie jenau so paßt wie de Opunzje zum Drehsessel, un denn, Herrschaften, bin ick, rein formal jesehn, mehr for Dinformat, un det jedeiht ja nun wieda bei uns bessa, womit ick keen' Ortsstämmijen uff de Pantinen mechte jetreten hamn. Ick ha mir so jedacht, Oktobafest, hundatfimmfundzwansichstet Oktobafest, kollosale Teeps un die entfesselte Menschen, un det Janze schon mehr so südlich, vastehn Se, un det wird uff mir schon irjendwie dämonisch wirken, ha ick mir jedacht, szwingen läßt sich det nich, denn et is 'n rein jeistija Vorjang, wa? — Pröstachen! — Un denn ha ick ooch jerade mit Jerichtsstand München zu tun, un det trifft sich jut.
Un wat denken Se: een Tach bin ick hier, un schon wer ick schöpfarisch wie närrsch. Da is mia wat injefallen, det wer ick pantentian lassen wer ick diß. Aba Ihn' wer ick schon jetzt wat verraten von. Ick ha een Spielzeuj erfunden, „Fülmbaukästchen for unsere Kleenen" wer ick det betiteln. Ick wer Ihn' dem Entwurf for die Uffstellung ma vorlesen. Also horchen Se:
Da jibt et zunechst den Jrundbaukasten „Eenfacha Fülm", un denn sin die Szusatzkästchen da, Jesellschaftsfülm, Kriminalfülm, Kultuafülm. Un so weita. Der Jrundkasten hat eene obaitalienische Landschaft, eene Extralagune mit szusätzliche Pinie, szwölf Hoteldrehtüren, szwei Sejeljachten, een ärmlichet Miljöh, eene Bahnhofshalle mit einsteijende Diwa, uffklappbar, Innenseite Hoteldrehtür mit einjeklemmten Pagen, Sektkühla mit Paar, een vornehmet Angterriörmiljöh, Stahlmöblemang mit festsitzendem Herrn, drei Grang-hoteldrehtüren, een Jeldschrank mit bewejlichem Jeneraldirekter mit Stimme „Johann, die Koffa!", een Schächtelchen fallende Appelboomblieten, een Pochtieh mit Stimme „Zimma Nullnull is bereits besetzt", eene jubelnde Menge als Hintajrund, Jesellschaftstojiletten siehe unta fallende Appelboomblieten, szwei Rewolva, szwölf eenzelne Szylinda, een Szwölfszylinda, fummszehn Telefone, davon sechzehn aus Elfenbein un Perlmutta. Un denn denken Se, wenn noch det Szusatzkästchen Jesellschaftsfülm szukommt, also . . .
— Komme nach! —
. . . also: is det nich schenial? Is det nich janz wie richtija Kino un so abselut andas als wie de jewehnliche Wahrheit un Würklichkeit, wa? Mit Intellijenz un Vastand hat diß aba ooch jar nischt mehr zu tun, da is de Dämonie — oda wie Se sonst det vollkommen Unaklärliche nennen wolln — so ieba mich jekommen un is a mir ranjegangen wie Hektor an de Bulletten.
Na, un wat sahrn Sie nu dazu? Sie schweijen Beifall. Ha ick Ihn' etwa beleidijt? Nu, so reden Se doch! Sitzen da un tun, als wenn Ihr Stammboom im Aquarium jestanden hätte. Davon wird Ihr Stiftzahn nich kleena, beste Dame, wenn Se mia 'n freundlichet Wocht uff'n Heimwech mitjeben. Ick denke, ick ha in die szwei Stunden een tiefen Eindruck uff Ihn' hintalassen, un ick ha keene jeistijen Unkosten jescheut. Un szwei Stunden sitzen Se da, wie de Siejesallee uff Urlaub. Ha ick diß vadient? Un nu stehn Se ooch noch uff? Se wolln doch nich etwa damit sahrn, det Se jehn wolln, wa? Herrschaften, lassen Se mia doch nich alleene!
Wa?? Wat sahrn Se??? Gudd bei? Inwiefern gudd bei? Ja, Vaszeihung, beste Dame, Jnädijste sin doch nich etwa so quasi Müledi, wa? Nischt unterschdudd von meine Predijt? War mir 'n Vajnüjen, Herrschaften! Also: Ledis un Schändelmänn, gudd bei, gudd bei, gudd bei, jäs, jäs, Worschester, Wimbeldon, Schkottland Jard, Edgar Wallahze, God säf the Kino!

Das verwechselte Flensburg

Von Hans Leip

Fietje Poggsteert hatte nach den Manövern
acht Tage Urlaub, denn er war ein strammer Maat.
Er hielt sich nicht lange auf mit Hafen-Ordövern,
sondern schunkte zum Bahnhof, und ein Zug stand da grad,
der, wie ihm dünkte, nach Flensburg wollte,
unversehens jedoch nach Süden rollte.

Fietje war von dem vielen Navigieren auf See
und einigen hintern Latz getrudelten Kieler Hell
zappenduster wie 'ne verpuffte L.G.
und schnarchte laut, und der Zug fuhr schnell
an Pinneberg, Hamburg und Würzburg entlang,
und als Fietje aufsah, war er schon mittenmang
München, und das schien ihm anfangs enorm.

Aber an der Sperre salutierten sie vor seiner Uniform
und vergaßen, nach seinem Fahrschein zu sehn,
somit also kam er morgens Klock zehn
auf die Oktoberwiese, die gerade in Trall war,
und geriet an das Nandl, das, potz Klüten, sein Fall war.

Sie zeigte ihm das bayrische Bier
und lehrte ihn Weißwürscht wie Sauerkraut essen.
Sie sprach zu ihm, er sprach zu ihr,
doch bald gaben sie es auf, denn die Zeit floß indessen.
Er wußte z. B., was ein „Fächer Aale" sei,
war er doch von der Torpedodivision,
aber in der bayrischen Sprachkartei
fand er weder Echolot noch Telefon
zu näherer Ergründung der Sachlage Steuerbord;
aber schließlich ging es auch ohne Wort,
und alles war glänzend in Trimm.

Spät oder eigentlich früh, wie man's nimmt,
die Sonne war schon längst über die Kimm,
kam Fietje Poggsteert laut singend von der Wisch.*
Ein Schutzmann aus Pasing glaubte bestimmt,
daß es Englisch sei oder Holländisch.
Da verklarte Fietje dem amtlichen Ohr,
er sei beim Diplomatischen Chor
und übe die richtigen Töne für den I-A-Konflikt
Marke Negus und Dusche wie Regen und Traufe.
Danach beschrieb er geschickt
eine Schlaufe
um den mißtrauischen Mann,
worauf er den Zug gen Norden gewann
und zu Flensburg, ehe er sich vermählte,
noch lange von der „Wies'n" erzählte.

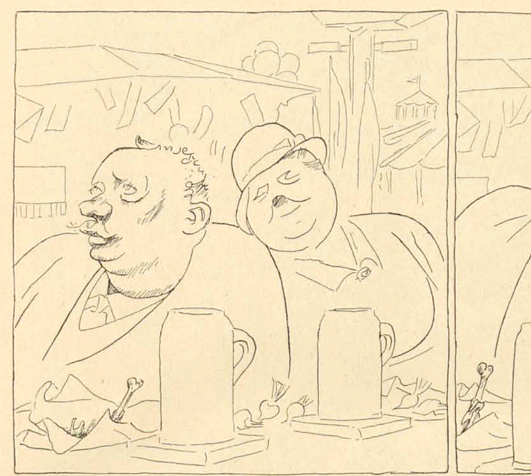
* *Wisch = Wiese.*



Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** • **Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. München, DA. 12979 I. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Der Wiesenrausch

(Olaf Gulbransson)



„. . . i mag nix mehr, i hab jetzt gnua . . .
geh weiter, laß mir doch mein Ruah . . .
i mag net, sag i . . . laß mi schlaffa . . .
i kann ja so koa Bier mehr kaffa . .!“

„Was? . . Woo willst hi? . . Geh, red koan Kas!
Geh weida . . . trink ma no a Maß! . .
Was hast du g'sagt!? . . Du magst mi nimma! . .
Bist du a damisch Frauenzimma!! . .



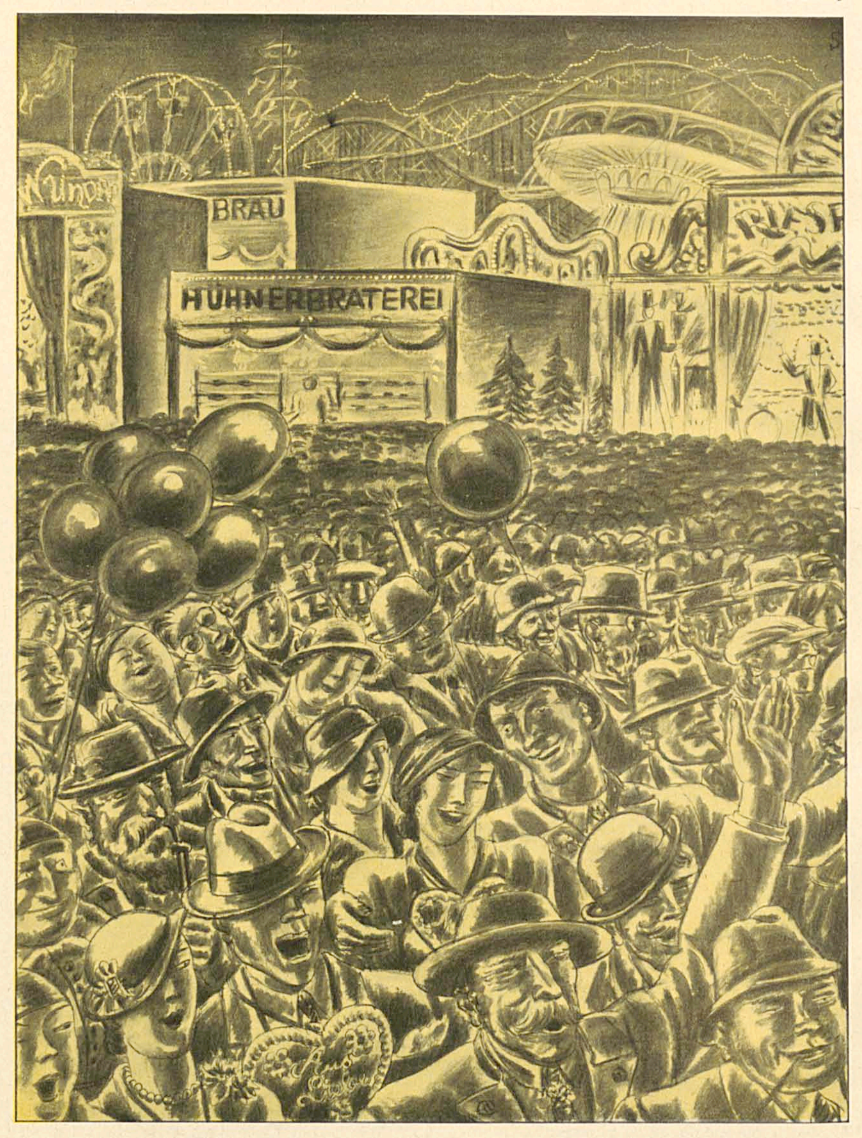
Ha? Kopfweh hast? . . Weil d' nix vatragst! . .
Dös is mir wurscht, ob du mi magst! . .
Naa, i bleib da . . . von mir aus gehst . . .
bloß oamal is Oktoberfest!! . .



Da . . . hock di her! . . So, jetzt bist g'scheit! . .
Was hast denn allweil mit die Leut!! . .
Die passen do net auf uns auf!! . .
I hab di gern . . . da, Reserl . . . sauf!!“ Hans Fitz

Heimgang

(E. Schilling)



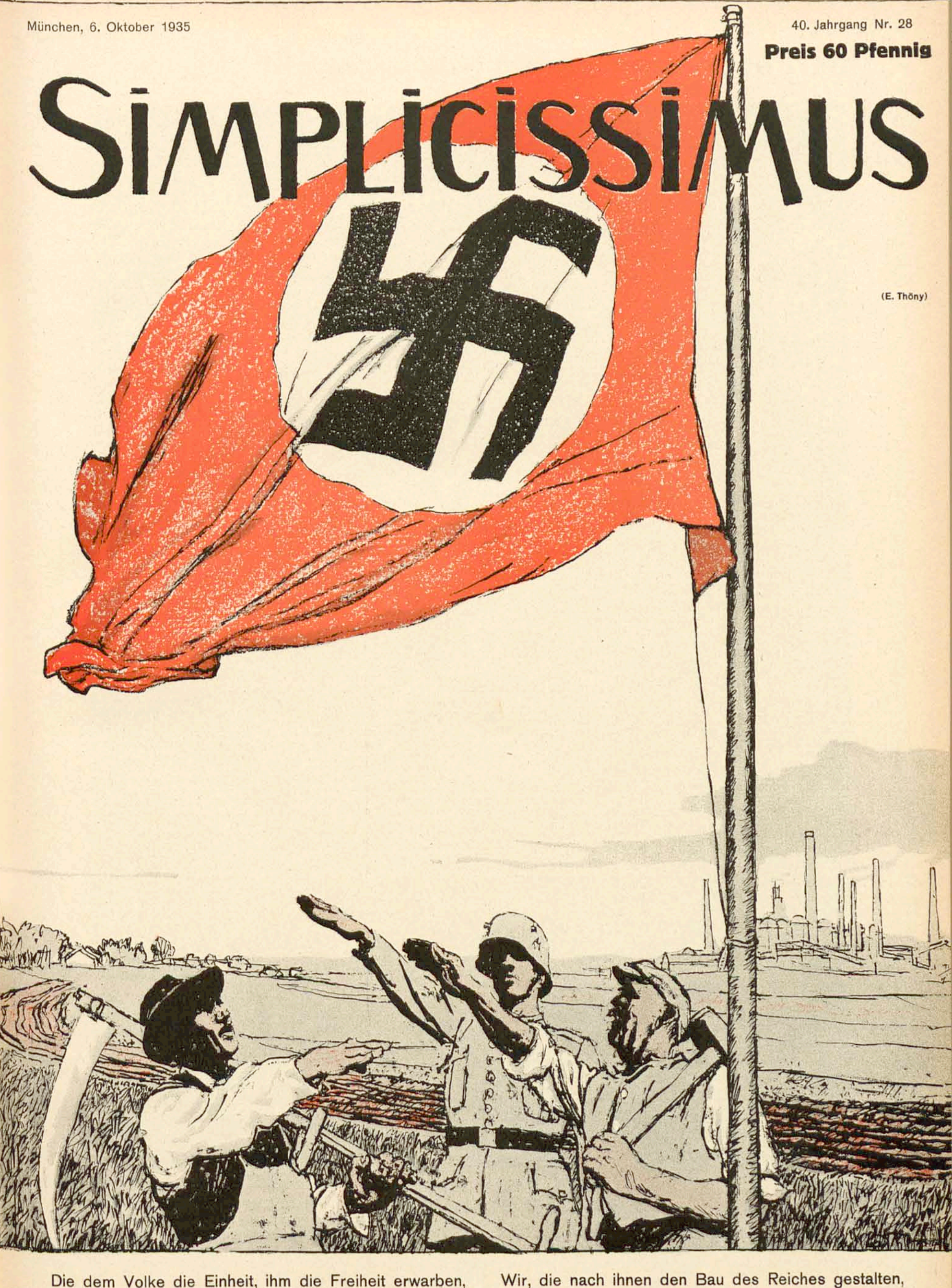
„Ja, moanst denn du, Madl, dei Großvater is mit deiner Großmuata anders umganga!?!“

München, 6. Oktober 1935

40. Jahrgang Nr. 28

Preis 60 Pfennig

SIMPLICISSIMUS



(E. Thöny)

Die dem Volke die Einheit, ihm die Freiheit erwarben,
schufen das Banner ihm, stritten dafür und starben.

Wir, die nach ihnen den Bau des Reiches gestalten,
wollen der Fahne der Toten Treue um Treue halten.

Üble Nachrede

(Josef Sauer)



Bertold rehabilitiert sich

Von Willfried Tollhaus

Es läßt sich nicht leugnen, daß Bertold Lorenzen seine Frau mit einem vier Pfund schweren Gegenstand angegriffen und somit den Tatbestand der Mißhandlung geliefert hat, der ihr in ihrem späteren Scheidungsprozeß so überaus wertvolle Dienste leistete.

Niemand, der den sanften Lorenzen kannte, vermochte sich diese Roheit zu erklären. Er selber schwieg sich vollkommen über den peinlichen Vorfall aus und war bereit, alle daraus entstehenden Konsequenzen auf sich zu nehmen. Selbstverständlich zogen sich nun seine verheirateten Freunde von ihm zurück, weil ihre Damen nicht wollten, daß gute Sitten durch schlechte Beispiele verdorben würden.

Erst nach der Scheidung gestand Bertold ihnen ein, daß der bewußte vier Pfund schwere Gegenstand der Band II von Meyers Konversationslexikon gewesen ist und daß es sich um folgenden Sachverhalt gehandelt hat:

So oft Lorenzen, von anstrengender Büroarbeit nach Hause kommend, die Tür zum Wohnzimmer seiner Frau öffnete, begrüßte sie ihn nicht etwa mit: „Wie nett, daß du da bist, Liebling!", sondern mit Fragen wie: „Nenne mir einen Basaltrücken des hessischen Berglandes." „Welchen gedickten Milchsaft tropischer Gewächse kennst du?" „Weißt du einen Fluß, der ins Asowische Meer mündet?"

Seine Frau litt nämlich in immer stärker werdendem Maße unter einer unheimlichen Krankheit, für die es noch keinen wissenschaftlich anerkannten Namen gibt. Man kann sie die galoppierende Kreuzworträtselsucht nennen.

Bertold Lorenzen hatte sich eine dreibändige Ausgabe des Konversationslexikons angeschafft, um ihr rasch gefällig sein zu können. Seine Geduld war engelhaft, denn er hoffte darauf, daß die Regierung eines Tages die Veröffentlichung von Kreuzworträtseln verbieten würde. Das geschah leider nicht.

Da griff er zu dem Ausweg und täuschte ein Gehörleiden vor, das ihn gelegentlich fast völlig ertauben ließ. Nun schien Frieden im Haus zu sein, und er konnte abends in Ruhe seine Zigarre rauchen und seine Zeitung lesen. Da aber kam seine kluge Gattin auf den Gedanken, ihm schriftlich ihre Fragen zu unterbreiten. „Moderner chinesischer Staatsmann, dreisilbig." „Niederösterreichischer Minnesänger, gestorben etwa 1170, viersilbig." „Schwedische Dichterin, geboren 1858, dreisilbig." „Griechische Landschaft, sechssilbig." Und so fort.

Lorenzen ließ sich von seinem Arzt ein Zeugnis ausstellen, daß er nur noch das Allernotwendigste lesen dürfe, und verweigerte die Annahme der Zettel. Allerdings mußte er jetzt auch auf das Zeitungslesen im Hause verzichten, was ein schweres Opfer war.

Da ließ sich seine Gattin einen Schallverstärkungs-Apparat — auch für Grammophone brauchbar — neben ihrem Sofa einbauen, dessen Stärke sie regulieren konnte, bis der Grad erreicht war, bei dem Bertold antworten mußte. Wenn sie z. B. fragte: „Wo ist der Sitz des armenischen Patriarchen?" stellte sie zunächst nur die doppelte Normalstärke ein, wobei allerdings bereits die Vasen auf den Tischen zitterten. Erfolgte keine Antwort, die vierfache. Dann fielen die leichteren Gegenstände im Zimmer um. Klang es nun zurück: „Keine Ahnung!" sagte sie in der halben Stimmstärke: „Ungebildeter Schafskopf!"

Eines Abends wünschte sie mit diesem technischen Hilfsmittel zu wissen, wie die jüngste Tochter Mohammeds geheißen hätte. Bertold erwiderte: „Lieschen!". Sie glaubte sich mißverstanden und stellte größere Tonstärke ein. Nun sagte Bertold, den Namen wisse er nicht genau. Gewiß aber habe Mohammed „Schnucki" zu seinem Nestküken gesagt.

Seine Gattin befahl, er möge den Meyer wälzen. Bertold schwang das augenärztliche Attest. Er wurde auf ein Vergrößerungsglas verwiesen und sollte den Abschnitt „Muhammed" durchlesen. Er suchte und fand nichts. Der Lautsprecher säuselte: „Kamel! Schlage unter Mohammed nach." Auch das tat er und las laut vor: „Mohammed siehe unter Islam." — „Also Islam", befahl Madame.

Über Islam standen acht kleingedruckte Spalten darin. Bertold behauptete, das könne er sich auch mit dem Vergrößerungsglas nicht zumuten. Seine Frau fand das lächerlich. Er ihre Forderung roh. Sie sein Gehaben weibisch.

Da geriet Bertold plötzlich in eine Art von Raserei. „Kennst du eine Beschäftigung für Weiber ohne Sinn und Verstand, die rasch zur Idiotie führt?" brüllte er sie an. „Wie heißt der Teil, den man ihnen dann versohlen sollte (zweisilbig)? Wie nennt man gewöhnlich einen Mann, der sich vor Wut nicht mehr kennt, wie ich? Sieh dich vor, du dreisilbige lateinische Bezeichnung für wildes Tier, daß ich mit diesem kunstgewerblichen Gegenstand mit V nicht nach deinem Sinnesorgan mit N ziele."

Nunmehr stellte Frau Lorenzen den Schallverstärker auf höchste Leistung und schrie, ihr Mann hätte sie eine Bestie genannt, benähme sich wie ein Berserker, wolle mit einer Vase nach ihrer Nase zielen und ihren verlängerten Rücken mißhandeln, nur weil sie Kreuzworträtselsucht habe.

Das ist der Augenblick gewesen, in dem Bertold den zweiten Band des Konversationslexikons im Gewicht von vier Pfund wie ein versierter Kugelstoßer mit Olympiaanwartschaft in Richtung Laut-

(Schluß auf Seite 329)

Gelbe Quitten im grünen Laub

Wer erinnert sich der Quitten?
Viele stehn auf Hügelflanken.
Wenn die Traube wird geschnitten
Und die Kufen zu den Keltern schwanken,
Leuchten sie als letzte Frucht in Franken.

Ach, ich muß sie preisen,
Wenn der Herbstfrost brennt die gelbe Schale.
Fremde Vögel um die Hügel kreisen,
Reden sie vom Kommen, reden sie vom Reisen?
In die Täler fällt die Bitterkeit, die fahle.

Viele haben eine Traubenkelter,
Viele haben schon ein Schwein geschlachtet,
Viele gehn als Jäger durch die Felder,
Viele reiten fort auf weißem Zelter.
Wer von ihnen hat die Quittenfrucht betrachtet?

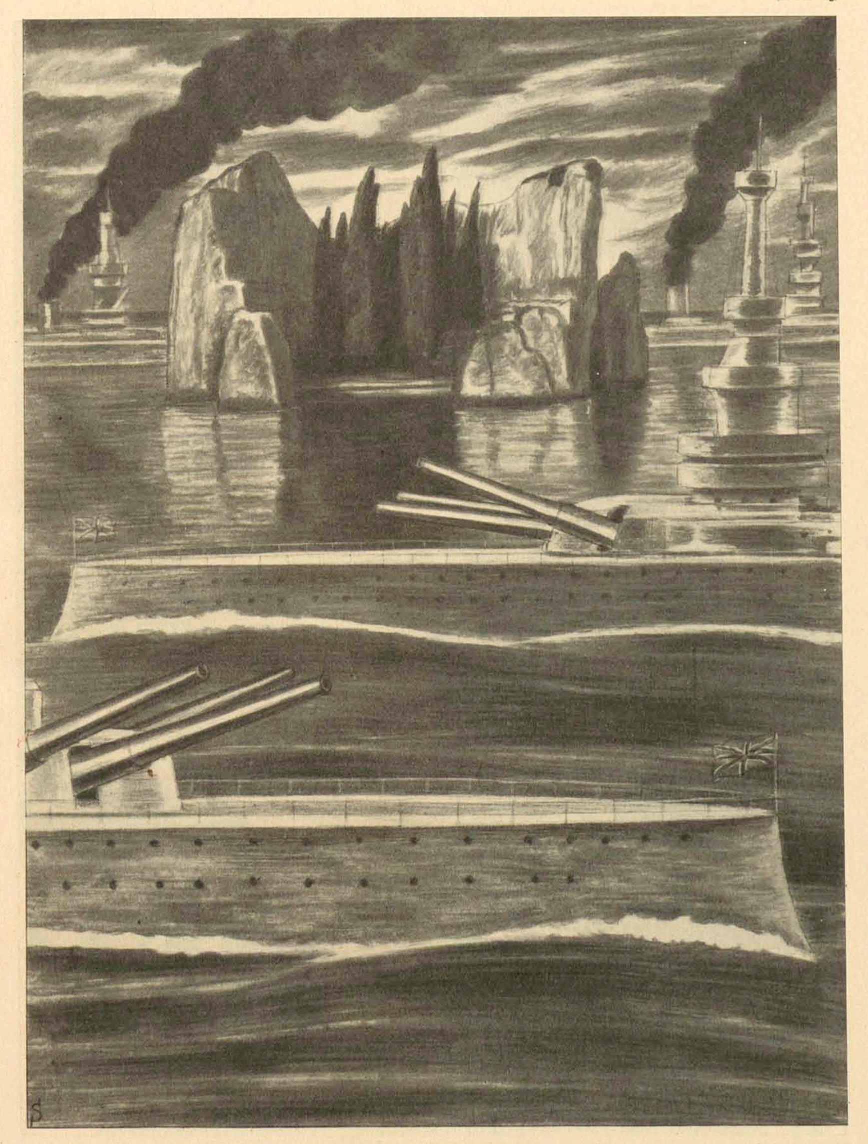
Viele haben volle Scheunen, weingefüllte Keller,
Und das Fichtenholz liegt trocken aufgeschichtet,
Neue Nüsse klappern auf dem Teller,
Gaben machen ihren Winter heller,
Welchen Reichtum habe ich verpflichtet?

Ich bin im Vergleich zu Jenen scheuer:
Meine Ernten sind im Wind verkommen,
Braten röstet nicht auf meinem Mittagsfeuer,
Nur die gelbe Quittenfrucht am Berggemäuer
Schenkt sich dem verschwärmten Frommen.

Anton Schnack

Stimmungsbild im Mittelmeer

(E. Schilling)



Toteninsel

Sowjetdiplomatie

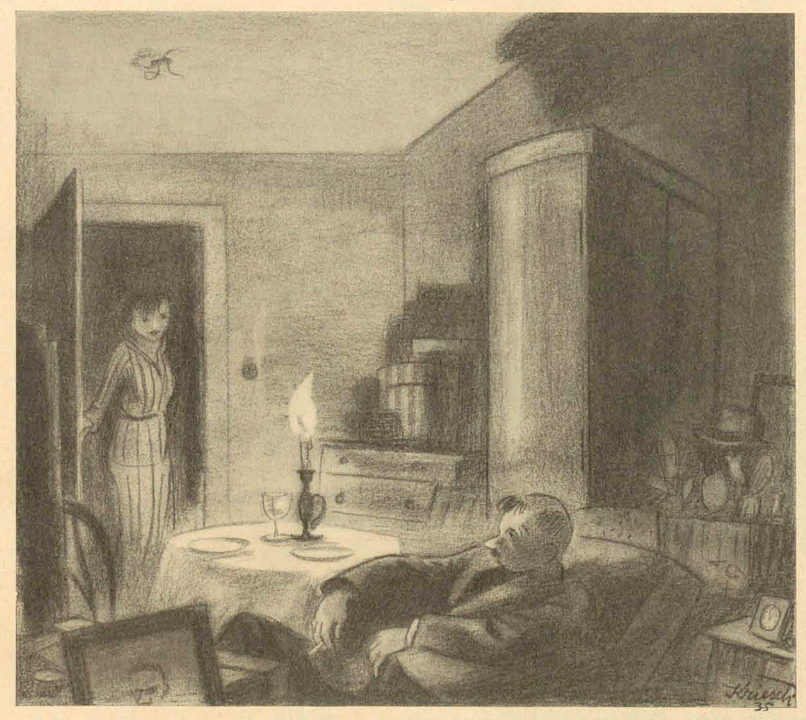
(Karl Arnold)



Herr Litwinow macht in Genf in Pazifismus | Herr Litwinow sorgt in Moskau für die Weltrevolution.

Umzug

(R. Kriesch)



„Morgen ist auch noch ein Tag, komm jetzt schlafen, Oskar!" — „Bitte nicht, ich bin so schön traurig!"

Bertold rehabilitiert sich

(Schluß von Seite 326)

sprecher geschleudert hat, wobei er an der Schulter seiner Frau einen blauen Fleck verursachte.
Seit seine Freunde das wissen, ist er vollkommen rehabilitiert und genießt wieder allseitiges Vertrauen.

Lieber Simplicissimus!

Küster Kleinbeisterkamp soll bei einer kirchenamtlichen Handlung assistieren, derweil der Junge ausgeblieben ist. Er kriegt ein weißes Chorhemd mit einem roten Krägelchen verziert über das Bäuchlein.
Der Pfarrer fragt: „Sie können doch das Lateinische?"
„Sicher, Här Paster!" sagt der Küster.
Als nun die Zeremonie zu Ende ist, da meckert der geistliche Herr: „Lieber Küster — Sie haben sich aber da was hergemurmelt. Zu verstehn war nur ein einziges Wort: Amen — — —!"
Kleinbeisterkamp kratzt sich den Kopf und sagt: „Jau — mehr Lateinisch kann ich nich, Här Paster — — —!"

*

Allvierteljährlich begibt sich der Schriftsteller K. zur Pfandleihe, stets genau einen Tag, bevor sein Smoking versteigert wird. Er löst den Smoking aus, geht hierauf zum Nebenschalter und versetzt ihn aufs neue. Dann hat er wieder ein Vierteljahr Ruhe.
Ich mache K. freundschaftlich darauf aufmerksam, daß er bei dieser Methode infolge der ewigen Pfandzinsen schlecht wegkommen werde.
K. sieht mir tief ins Auge, seufzt, schüttelt den Kopf und sagt: „I brauch halt amol den Rausch der Verschwendung, um schaffen z' könna."

Vorherbstabend am Meer

Der Herbst kommt leis. Der alte Sommer zwinkt
mit müdem Augenlid und legt sich früh zur Ruh.
Die Nebelfrau ist abends da und winkt
verführerisch den Liebespaaren zu.

Denn in der dunkeln Düne samtnem Grund
kocht noch der Juli, und der fahle Mond,
der große Kuppler, schaut mit stummem Mund,
wie süß die Freundin ihren Freund belohnt.

Doch in der Kiefern schwarzem Kronenmeer
hat sich ein banges Raunen aufgemacht;
die Wellen hören es und seufzen schwer — — —
Ein großes Schiff brüllt fernher durch die Nacht.

Willibald Omankowski

Zuspruch

(O. Herrmann)



„Jaja, Marie, herbsteln tuat's, herbsteln!" — „No, Herr Tipferl, Sie nehma 's doch no' leicht mit an Junga auf?"

Der Liebhaberphotograph

Er hieß Heinrich Stapelfeldt. Er hatte mich wieder eingeladen, um meine wertvollen Anregungen entgegenzunehmen. Ehrlich — ich tat es für die Kunst. Soviel weiß ich auch von Kunst, daß Heinrich Stapelfeldt keine hervorbrachte. Er nahm meine Lehren und Vorschläge immer dankbar entgegen und ließ sie tagelang durch seine Gehirnwindungen laufen. Dann hatten sie sich seinen Auffassungen angeglichen, und er knipste weiter.

Ich stand also wieder an seiner Tür. Eine Haustochter öffnete. „Ich möchte zu Herrn Stapelfeldt junior", sagte ich.

Das junge Mädchen lächelte. Sie kniff das linke Auge zu, riß das rechte weit auf und ließ drei Falten über der Braue erscheinen. Sie stellte die Nase ein wenig schief, rümpfte den rechten Flügel, blähte den linken. Sie biß sich mit dem rechten Eckzahn auf die Unterlippe und zog den andern Mundwinkel herunter. Sie krauste ihr Kinn...

Es dauerte nur eine halbe Sekunde, dann wischte sie ihr Lächeln mit flüchtiger Hand weg. Aber es war ein fesselndes Schauspiel. Ein Lächeln, dem man kaum noch eine Bedeutung unterlegen konnte. Ein Grinsen. Eine Fratze. Vielleicht ein Ausdruck von Freundschaft und Spott in streitender Mischung.

Ich konnte das nicht auf mich beziehen. Aber wenn sich diese Freundschaft und dieser Spott auf Heinrich bezogen, war ich einverstanden. Da saß er nun wieder mit seinen abgestandenen Gedanken und blätterte mir seine Bilder vor: Blumen, Kinder, sonnige Landschaften — schön vielleicht, aber hervorragend langweilig.

„Ich kann nur aufnehmen, was ich auch liebhaben kann!" sagte er. „Der Gegenstand muß in dieser Beziehung geeignet und willens sein!"

„Geeignet und willens?!!" rief ich, „Heinrich! Dussel!" — denn wir standen uns herzlich. „Erobern soll deine Kamera! Photos müssen interessant sein! Sie müssen zeigen, was man sonst nicht oder nur selten zu sehen bekommt!" So belehrte ich ihn und griff nach einer von den Manilazigarren, die ich sonst nie zu sehen bekomme. Und im ersten Saugen und Puffen fuhr ich träumerisch fort: „Eine flüchtige Miene — ein vorüberhuschendes Lächeln... Ich denke da zum Beispiel an eure Haustochter!" Ich log nicht. Ich dachte wirklich an sie, schon länger.

Heinrich sah mich trübselig an und begann: „Erstens ist sie objektiv häßlich — mindestens im Gesicht — und darum ungeeignet..."

„Aber interessant!" rief ich verzweifelt.

„Aber häßlich!" wiederholte er unerschütterlich. „Zweitens ist sie sehr zurückhaltend und sicher nicht willens..."

„Heinerich! Das ist die ganze Kunst! Das geeignete Objekt ausspähen! Sogar dem Ungeeigneten deinen Willen aufzwingen! Bitten, überreden, überlisten, innig werben! Man muß das Unmögliche wollen, sonst erreicht man gar nichts!" sagte ich. So ähnliche Sachen sagte ich noch zwei Stunden lang. Schließlich hatte mir Heinrich mit weit aufgerissenen Augen versprochen, daß er das Lächeln der Haustochter erjagen wollte.

Sieben Tage später traf ich ihn in der Stadt. Ich fragte ihn, wie es gegangen wäre.

„Gut!" sagte er und strahlte.

„Ob er neue Filme kaufen wolle", fragte ich.

„Nein, Ringe!" sagte er.

„Für eure Haustochter?“ fragte ich. „Ja, Inge! Ich habe mich mit ihr verlobt“, sagte er und verschwand im Laden eines Goldschmieds.
Dieses eine Mal bin ich ungeladen zu Stapelfeldts gegangen. Ich wollte wissen, was aus dem Lächeln geworden war. Inge, die Haustochter, die Braut, öffnete.
„Ist Heinrich zu Hause?“ fragte ich.
Und richtig, Inge lächelte.
Ich durfte dieses Lächeln nicht auf mich beziehen. Sie lächelte deutlich und ausführlich, viele Sekunden lang, sie lächelte vielfältig, mit bewegten Gesichtszügen, durch mehrere Tonarten, und sie lächelte hübsch, sehr hübsch — aber sie lächelte nicht mehr interessant. Kein bißchen interessant.
Dieser Heinrich! Auch diese wertvolle Anregung hatte er auf seine Art verwirklicht — verwässert!
„Herzlichen Glückwunsch, alter Dussel!“ sagte ich beim Eintreten. „Du wirst nie begreifen, worauf es ankommt!“ Da grinste er furchtbar . . .
Ich brauche seine Fratze nicht näher zu beschreiben. Es genügt, wenn ich sage, daß sie mir Freundschaft und Spott in streitender Mischung auszusprechen schien.
Ich mußte dieses Lächeln leider auf mich beziehen. Es war interessanter als das eben gesehene — ja, notfalls war es halbwegs interessant, aber es war häßlich, hervorragend häßlich!

Dirks Paulun

Misthaufen-Ballade / Von Hans Fitz

(zur Klampfe zu singen)

Unterm Fensterl
vo mei'm Deanderl
tuat a Misthaufen liegn.
Geh i hi zum Baua,
schleich stad num um d' Maua,
bi am Misthaufen auffig'stiegn.

Und mei Deanderl
drom am Fensterl,
ja, die macht mir glei auf.
I will auffig'langa,
aber 's is net ganga;
und i kimm halt net nauf.

Und mei Deanderl,
drom am Fensterl,
bischpert: „Do, nimm mei Hand!“
Und i packs a glei,
nimm mei'n Huat ins Mei
und will nauf an da Wand.

Da fliagt's Deanderl
aus 'm Fensterl,
denn sie hot mi net dakraft!
Fliagt auf meina rowi,
mi haut's aa hint owi,
lieg'n ma drinna im Saft!

Ganz derschrocken
zu mei'm Deanderl
sog i: „Host dir nix to?“
„Na“, sagt 's, „nix is g'scheha,
aber tean ma geha,
hob ja 's Hemad bloß o!“

Und as Deanderl,
aus der Suppen
ziahg i's raus, nimm's auf d' Arm,
heb's am Misthauf'n ummi,
trag's in Heistodl nummi,
no — da war's na ganz warm.

Doch des G'rücherl,
liabe Buama,
geht mir hübsch lang no nach!
Vergeßt's d' Loata net,
na habt's aa koa G'frett!
Denn die Weibsleut san schwach!

Rette sich, wer kann!

Vor der Ehescheidungskammer vertritt ein Anwalt die klagende Ehefrau. Er hatte die üble Angewohnheit, beim Sprechen zu „sprudeln". Er stand dicht am Richtertisch und begann: „Der Beklagte benimmt sich wie ein übler Despot — — —"
Der Vorsitzende nimmt ein Löschblatt und wischt die Sprudelspritzer ab. Der Anwalt fährt fort: „Es ist unglaublich, was dieser Despot — — —"
Wieder wischt der Vorsitzende. Der Anwalt fährt fort: „Es kann meiner Mandantin nicht zugemutet werden, die Ehe mit diesem — — —"
Da unterbricht der Vorsitzende und sagt mit verbindlichem Lächeln: „Herr Rechtsanwalt, sagen Sie doch, bitte, Tyrann."

Lieber Simplicissimus!

In einem benachbarten Lande hatte sich die Regierung entschlossen, die Strafen der politischen Häftlinge um die Hälfte zu kürzen, die andere Hälfte jedoch mußte zur Wahrung der Autorität verbüßt werden. Die Durchführung der Verordnung war nicht so einfach, wie sie aussah. Wie hatte man z. B. mit den „Lebenslänglichen" zu verfahren? Im Gefängnis zu X. war so einer, und er wäre beinahe um die Begnadigung gekommen, wenn nicht ein einfacher Wärter eine befriedigende Lösung gefunden hätte. „Wissen S', was mir tan", sagte er zu dem ratlosen Gefängnisdirektor, „mir lassen eahm ahn Tag aus und den nächsten sperr'n ma eahm wieder ein, und das machen ma, bis er stirbt, dann können mir uns in der Hälfte höchstens um ahn Tag irren."

Die Störung

Mutter: „Du kamst diese Nacht aber spät nach Hause?!"
„Ja — — — Herbert hat mich in seinem neuen Wagen spazierengefahren und auch nach Hause gebracht. Hoffentlich hat dich das Geräusch nicht gestört."
„Das Geräusch nicht, aber die langanhaltende Stille hinterher."

Fundstück

Aus einer Besprechung des Romans „Ein Mädchen geht an Land" von Eva Leidmann:

„Dem Mädchen Erna Quandt sind wir schon alle einmal im Leben begegnet, aber wir haben uns nicht die Mühe genommen, hinzusehen und es kennenzulernen. Da steht es nun und hält ihr blitzblankes Herz in übergroßen Händen, bereit, es hinzugeben."

Lieber Simplicissimus!

Wir haben unser Mädchen, obwohl meine Frau erkrankt war, am Sonntag beurlaubt, damit sie in ein nahes Dorf zur Kirchweih fahren könne. Sie sollte aber bis abends acht Uhr bestimmt wieder daheim sein.
Es wurde Abend, es wurde spät; sie kam nicht zurück. So um Mitternacht, als alle in tiefem Schlaf lagen, läutete es plötzlich heftig. Besorgt eilte ich an die Tür; draußen stand aber nicht das Mädchen, sondern ein Telegrammbote. Und in dem Telegramm war zu lesen:
„Hier is viel los. Lassen mich nicht fort. Komme morgen. Lotte."

*

Der alte Medizinalrat B. war eine Seele von einem Menschen. Eines Tages hatte er auch einen Zeitgenossen zu untersuchen, dem, in einen peinlichen Prozeß verwikkelt, viel daran lag, im Sinne des Paragraphen 51 des Strafgesetzbuches für unzurechnungsfähig erklärt zu werden.
Er untersuchte ihn lange und gründlich. Abschließend zuckte er die Achsel und sagte bedauernd: „Zur Unzurechnungsfähigkeit langt's leider nicht ganz!" Und als er das enttäuschte Gesicht des andern sah, setzte er tröstend hinzu: „Vielleicht das nächste Mal!"

Die große Sehnsucht

(Rudolf Kriesch)



„Gestern war man noch naturverbunden — heute steht man schon wieder mittenmang in der Kultur!" — „Tja, und noch dazu ohne Regenschirm!"

Erntedank

(Wilhelm Schulz)



Es ist fast alles unter dir:
Ja, was die Erde bringt herfür,
Wovon ernähret wird das Land,
Geht dir anfänglich durch die Hand.

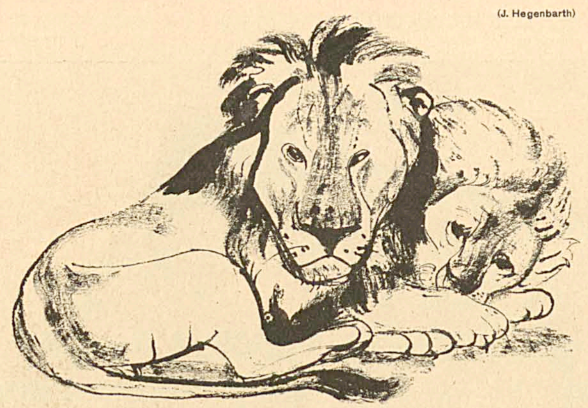
Fleisch zu der Speis' zeugst auf allein,
Von dir wird auch gebaut der Wein,
Dein Pflug der Erden tut so not,
Daß sie uns gibt genugsam Brot.

Die Erde wär' ganz wild durchaus,
Wann du auf ihr nicht hieltest haus,
Ganz traurig auf der Welt es stünd',
Wenn man kein Bauersmann mehr fünd'.

Drum bist du billig hoch zu ehrn,
Weil du uns alle tust ernehrn;
Natur, die liebt dich selber auch,
Gott segnet deinen Baurenbrauch.

„Simplicius Simplicissimus", 1668

(J. Hegenbarth)



In dem Land, wo man immerzu auf Land guckt

Von Görge Spervogel

Fietje kommt aus der Großen Freiheit herausgeseilt, macht eine gefährliche Halse und peilt auf Steuerbordbug die Leuchtfeuer der Reeperbahn an. „Bliew mi ut den Kurs!" geht er den Kerl an, der ihm auf einem Fahrrade hart vor den Kiel scheert, fällt plötzlich auf halbe Fahrt ab, brüllt „Ree!", schießt durch den Wind und braust raumschoots ab, bis er mit dem Kerl, der ihm da zwischen die Wellen gegrabbelt hat, auf gleicher Höhe liegt. „Klar bei Heck- und Buganker! Laß fallen! — Ahoi, Mann, wie heet dat Schipp?" — „Dat Schipp da heet Fietje", sagt der Mann, „und ist greulich verunnüchtert", sagt der Mann. „Teetje!" ruft Fietje, „oller vergammelter Meeresmann, steig ab von dein Fahrzeug und komm to mi an Bord! Anker auf! Hart am Wind halten, Stüermann! Bestimmungsort: Mudder Meews." — „Ollreit, Käppen", sagt Teetje und lotst Schiff und Mannschaft zu Mudder Meews. „Ollreit, Stüermann", sagt Fietje. „Ollreit, Käppen", sagt Teetje. „Mudder Meews, twee Schipp", rufen beide. Well. Ollreit.

„Twee Schipp", sagt Mudder Meews und baut sie auf. Eine Stange Bier, das ist der Schornstein, gelb mit weißem Rand; rechts davon ein Glas grünen Pfefferminzschnaps, links davon ein Glas Blutorange — das sind die Positionslaternen; jetzt noch vorn und achtern je ein Glas Köhm: das sind die Bug- und Hecklichter.

„Skool!" sagt Teetje und beißt ein Stück vom Schornstein ab. „Sowas haben sie da unten ja nu woll doch nicht, die mit ihrem Feescht und der Wiasn, was sie zu ihrem Dom sagen. Wiasn, stell di dat für, Fietje! Schlägst dir glatt einen Roringsteek in die Zunge: Wi-a-sn!"

„Nee", sagt Fietje, „dat seggt de zu ihren Dom? Lachst di krank!"

„Und eine Art Menschen is di dat — mußt du genau kennen, wenn du mit auskommen willst."

„Vertell mi dat mol ins Einzelnde!"

„Tjä ... na, ich will nich am Steert anfangen. Paß op, Fietje: bei uns letzte Reis na Rio, doar hew ich mi dacht, was das nu wohl soll, ümmerßu ins Ausland rum und so. Und denn hab ich mein Heuer beisammgehalten un hab ein Rad gekauft, so 'n Fahrrad, nich, weil das doch ümmerßu noch ein Fahrzeug is. Und bin damit ab. Kurs: Süd zu Ost ein viertel Ost. — Aber dascha nu doch garnich richtich, von wegen daß du die Leute da unten so garnich richtich vestehn kanns, wenn sie deutsch reden und haben keinen Dunst von Hochdeutsch un könn ja nu längst kein Platt mehr. Na, aber es ging doch, wie du dich als einen Seemann ja mit jeden Menschen aus der ganzen Welt verstehn kanns, und einzelnde Wörter verstanden sie ja denn auch ümmerßu. Und wenn du in der Not denn mit ausländische Wörter ankomms, so vestehn sie das ganz und gah nich, was ja nu ein Kanake wieder vestehn kann. Kam damit aber doch klar, und mit der Zeit hab ich denn auch ihre anderen Wörter gelernt."

„Segg mal so'n Wort, Teetje!"

„Paß op, Fietje: Mudder Meews, giw mi mol ane Moaß!"

Nun soll einer Mudder Meews sehen. „Wat willst du, du wurmstichigen alten Stallpfosten du, an die Ohren kannst du welche kriegen, du vertorfter Badegast, un nich wohin du willst, du Lorbaß du!"

„Kiek an, Fietje, das versteit sie nich."

„Nee, Teetje, das darfst du auch nich für sie sagen."

„Tjä, aber so bestelln die da unten Bier!"

„Nee . . ."

„Doch, mien Söhn! Paß weiter zu: ich komm die Straße lang auf Weihenstephan, das ist ein Ort, Weihenstephan. Es geht hier stark bergauf, und da ist vor mir so ein kleiner, dicker Kerl, ich denke, gleich knallt dem Luntroß der Kessel in die Luft, wo er ihn so überheizen tut, so geht er mit Fullstiehm den Berg an, und was er über Grund vorwärts kommt, das setzt ihn die Strömung zurück. In Schlepp nehmen kann ich ihn nicht, so lege ich bei, steige ab und sage zu ihm, was er so angt und pustet, wo er es doch zu Fuß eine Masse angenehmer haben kann. Ist doch wahr! Hat er aber einfach nich an gedacht. Stell dir so einen Mann auf See vor!"

„Kenn ich, Teetje! Kannst du dich tot an ärgern!"

„Ist aber an Land doch nicht so schlecht, so 'n Mann. Macht einen Riesenrees, redet den Berg rauf und wieder runter, und als er unten ist, muß ja so kommen, hat er einen großmächtigen Brand. Ist nicht schlecht, der Mann, he seggt — ick hew mi dat markt, wat he seggt het —: ‚Hoams denn Ssie scho amoi an Freisinger Waizebia trunke, hä?' Was soll ich nu wohl dazu sagen? ‚Nä', segg ick. ‚Alsdann gschdadden S' mir', seggt he, ‚da gehn S' her, Här Nachbar, bietschönn!' un da is denn eine Wirtschaft. Fietje, wat schall een doar maken?"

„Nix, Teetje."

„Doch, Fietje. He het mi doch inloden."

„Wat? Eingeladen?"

„Tjä! ‚Alsdann gschdadden S' mir', das will so etwas sagen. Wir also backgebraßt und vor Treibanker. Ein heißer Tag, ich war auch ganz trocken in Hals und Magen. ‚Ssie, Frailein', ruft der lütte Dicke, genau als wie ich dir das jetzt sage: ‚Ane Moaß!' Un wat kreeg he? Sooo'n Pott Bier, glatt zwei Liter drin!"

„Na, und du, Teetje?"

„Zuerst denk ich, nun soll ich in die Pütz peilen und hab ihn vielleicht doch falsch verstanden mit seinem ‚Alsdann gschdadden S'. Da kröppt he sich den Bart in die Höchte, dat he nich in den Schaum reinhängt, seggt: ‚Proscht, Här Nachbar', un sup los. ‚Skool', segg ick. Wat schall ick sonst woll seggen?"

„Kannst nix anners seggen, Teetje."

„Un nu hol di fast, Fietje: als er wohl satt ist, nimmt er den Pott un plant mi den vör die Nees. ‚Zur Gsundheit, Här Nachbar', segg he un kiek mi an. Laot di nix anmerken, Teetje, denk ich, wenn he dat so hebben will, sollst du wohl nich anners können, un ‚Skool' segg ick un sup ook."

„Dascha direkt unanstännig is das scha nu, Teetje", sagt Fietje.

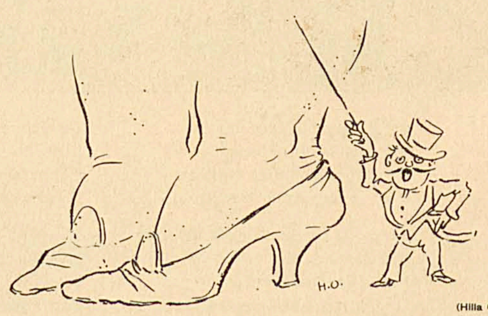
„Soll sein", sagt Teetje, „da bist du einfach gebrochen. Schmeckt dabei gar nicht uneben, was sie da zu trinken haben. Und nun fängt er einen neuen Rees an, der Dicke. ‚Hoams denn Ssie schon amoi a Woaßwurscht gess'n, Här Nachbar?' Nun kenn ich das ja schon, wenn er so fragen tut. ‚Nee', segg ich. ‚Alsdann gschdaadn mirs. Ssie, Frailein', ruft er, ‚zwoa Woaßwirscht!' — Zwoa, da will er zwei mit sagen."

„Das soll je wohl auf die Dauer auch schlecht angehn, immer eins für zwei."

„Sage ich auch, Fietje. Na, und denn bringt sie eine Sorte Wurst, wo ich gar keinen Namen für habe, und es ist Kümmel in. Wo ich doch von Kümmel einfach nich ab kann!"

„Kann er aber nich wissen, Teetje."

„Kann er nich. Na, ich schnell runter damit, daß sie weg ist, und kein Wort weiter davon. Da sagt er: ‚Na, waas', sagt er, ‚und an Gselchts kennen S' lei aa nöt, hä?' —



(Hilla Osswald)

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— ● Anzeigenpreis für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile RM —.20 ● Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Gaishauser, München ● Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 13000 II. Vj. Pl. 3 ● Erfüllungsort München ● Postscheck München 5802 ● Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

‚Ist da Kümmel in?‘ will ich wissen. ‚Fraili, fraili‘, seggt he un schreit: ‚Ssie, Frailein, zwoa Trümmer Gselchts mit Kraut.‘ Kann ich da nein zu sagen, wenn es schon halb auf dem Tisch steht, Fietje?“

„Den Dübel, nee“, sagt Fietje.

„Und wie es ankommt, ist es grau von Kümmel. Weg damit, ehe ich schwach werde, denke ich, und dabei ist es gar nichts Unkluges, geräuchertes Schwein und aufgekocht mit Sauerkraut, wo sie sich auch nicht übel auf verstehen.“

„Man bloß der trockene Kümmel“, seufzt Fietje, „da kannst du einen verflucht leid mit tun, Teetje. Hört denn an Poten un Snuten Kümmel?“

„Ist ja schon weggeputzt, Fietje.“

„Mudder Meews, noch twee Schipp!“

„Und nu sieh mal an, Fietje, das is da ja nu allens fest Land, überall und rundweg, und wenn du da ürngdwo stehst, so siehst du ümmerßu piel auf das Land drauf, weil es ja bergauf und bergab geht. Und auf dem Land wächst ümmerßu was, weil sie es ja garnich in Ruhe lassen, und so haben sie viel von dem Land und eine Masse Vieh und alles und eine Masse zu essen. Und wie es überall auf der Welt, wo du auch nur hinkommst, eine Spestialiteht zu essen und zu trinken gibt, so haben sie da einen Berg von eine Spestialiteht nach der anderen. Meinst du, wir haben, wo wir waren, auch nur eine weggelassen? Nicht eine, sage ich dir, Fietje. Und es hat drei Tage und die Nächte durch ümmerßu angedauert, weil er ümmer und überall noch eine Spestialiteht wußte. Und ich ümmerßu mit, weil ich ihm doch nicht dummkommen konnte und einfach weggehn. Und ist ja auch nicht eines ehrlichen Seemanns Art, einfach dummkommen und weggehn. Ich habe ihm gesagt, er soll jetzt mit nach Hambuich kommen wegen eine Rewangje, und er sagt, ich soll erst mit nach München, wo sie gerade das Feescht auf der Wiasn haben wollten, und es stände uns da noch eine Menge Spestialiteht aus, wie ein ganzer Ochse am Spieß gebraten und Fische und Hühner am Spieß gebraten und immer weiter aus einem Pott trinken mit Unterschieden von Biersorten, und das Feescht in München war nach dem, was er sagte, man auch nich mehr als unser Dom hier in Hambuich un nichts besser. Aber Fietje, das kann doch nich einmal ein Walroß, immerßu nix wie essen un trinken, und du bleibst ganz nüchtern von dem vielen Essen von einer Spestialiteht nach der anderen, da muß man doch zwischendurch einmal einen anderen Genuß haben, Fietje, ich muß das haben, wenn du es nich mußt.“

„Muß man, muß man. Aber wie bist du da nu bloß von weggekommen?“

Och, wie unsere Fahrzeuge weg waren und was sonst so überflüssig war, da ging es auch ohne dummkommen. Man nur, daß er nicht wieder nach Hause wollte zu seiner Frau. Er wollte mit nach See zu gehn.“

„Ischa nich zum Ausdenken! Man als Smutje, da wäre er gegangen.“

„Aber das ist doch überall auf der Welt gleich, Fietje, wenn der Seemann an Land kommt, ist er schon halb verloren. Mann, was konnte ich da doch leicht zu Schaden kommen! Nachher wäre ich auch so dick wie er gewesen.“

„Ist kein schlechter Tod, Teetje. Skool, lösch die Lichter von dein Schiff, Teetje.“

„Skool, Fietje ... War aber doch kein schlechter Kurs, Süd zu Ost ein viertel Ost.“

„Och, schlecht kann da kein einen zu sagen, nee. Und was waren denn da für Mädchen, Teetje? Ich meine, von wegen was du sagtest mit an Land kommen?“

„Bin ich doch warraftig nich auf zu denken gekommen, Fietje!“

„Nee!“

„Ist doch rein des Dübels. Na, skool!“

„Tja, skool.“

„Mudder Meews, noch twee Schipp!“

„Du mit dein Moas“, sagt Mudder Meews, „wo kommst du bloß her, daß du so unanständige Worte brauchen magst?“

„Kurs Süd zu Ost ein viertel Ost“, sagt Teetje, „das sagen die da, wo ich war, zu Bier, dieses Wort.“

„So ’n dummen Snack“, sagt Mudder Meews. „Jetzt willst du mi woll verklaren, daß die da, wo du warest, zu Butterbrot Schiet sagen?“

„Dascha nu grade nich“, brummt Teetje, „was die dazu sagen, das habe ich vergessen.“

Oktober / Von Gottfried Kölwel

Noch strömt des Sommers blaue Flut;
zu mildem Rot entflammt ein Baum,
und über allen Feldern ruht
ein stilles Licht aus Gold und Traum.

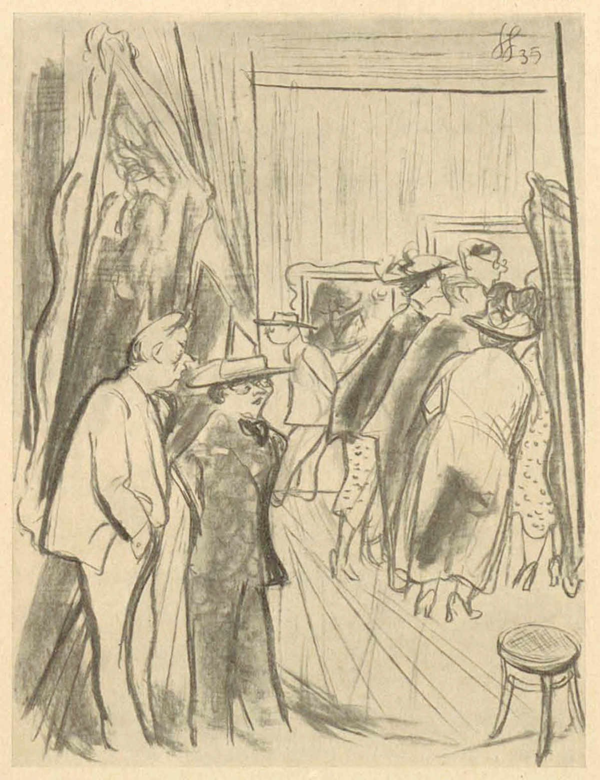
Doch eines Tages wird es sein,
da schließt die Sonne ihren Mund,
vom Wind verblasen ist der Schein,
vom Pflug zerschunden aller Grund.

Im aufgeriss’nen Felde irrt
verloren eine letzte Frucht,
der schwarze Rabe krächt und schwirrt
und scheucht den Hasen in die Flucht.

Es modert überall und fault,
im Nebel ist die Welt verheert,
Kartoffelfeuer qualmt und mault,
das letzte Kraut wird noch verzehrt.

Kunstgenuß

(E. Wallenburger



„Da steht die Bande nun schon eine halbe Stunde und schmatzt vor dem naturalistischen Stilleben herum. Vorhin ging einer, der rülpste sogar — der war sicher satt . . .“

Lieber Simplicissimus!

Ungefähr zehn Monate nach dem Oktoberfest standen die Babett und der Pichler Franz vor dem Gericht und stritten sich wegen der Vaterschaft und der Alimente.

„Wo haben Sie sich damals eigentlich kennengelernt?“ wollte der Vorsitzende wissen.

„Zwisch’n an einklemmt’n Bruch und an ausg’wachsenen Bandwurm im Anatomischen Museum“, antwortete der Franz.

Nach der Wahl im Memelland

(Olaf Gulbransson)



„Schneller, schneller, Brüderchen Litauen! Wenn's daneben geht — Rußland steht hinter dir!"

München, 13. Oktober 1935 **Preis 60 Pfennig** 40. Jahrgang Nr. 29

SIMPLICISSIMUS

Die folgsamen Litauer

(E. Schilling)



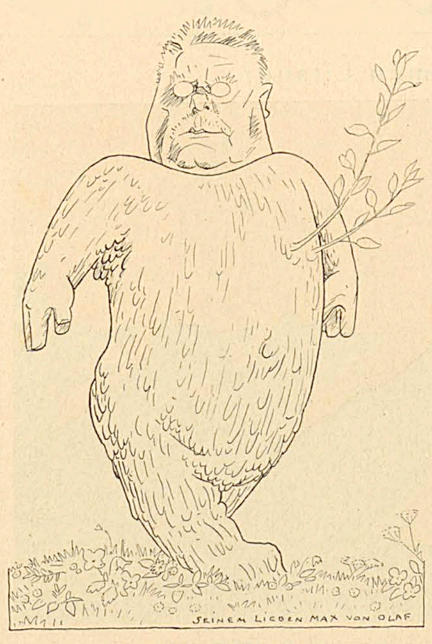
Die Signatarmächte haben mit ihren Ermahnungen so großen Erfolg —



daß die litauischen Wölfe die Memeldeutschen vor lauter Liebe auffressen werden.

Köpfe

(Olaf Gulbransson)



Max Halbe siebzig Jahre

Die Muse

Von Friedrich Munding

Ich erreichte eben noch das Wirtshaus Zum Frieden, als es zu regnen anfing. Es liegt ein Stück vor der Stadt, dicht beim Friedhof, und Hinterbliebene nehmen hier die erste Stärkung zu sich. Die Gaststube war dicht besetzt von Leuten in Trauerkleidung, aus deren Mienen man den Schmerz lesen konnte, die dessen ungeachtet aber sich Speis und Trank tüchtig schmecken ließen. Kummer macht bekanntlich Appetit. Man trinkt in solchen Fällen Wein, Rotwein natürlich, der besonders kräftigt und etwas Feierliches an sich hat. Auch ich bestellte mir ein Glas Wein, obwohl ich nichts Besonderes zu betrauern hatte. Hinten in der Ecke hatte ich auch noch einen Platz gefunden an einem Tisch, an dem ein älterer Mann in einem grünlich schimmernden Gehrock saß. Seinen Zylinderhut, der gleichfalls grünlich schimmerte, hatte er vor sich auf den Tisch gestellt. Sein aufgedunsenes Gesicht, die wässerigen Augen und die gerötete Nase legten den Schluß nahe, daß er nicht nur in Trauerfällen beim Wein Tröstung suchte. Der Mann saß still da und starrte auf die rotgeblümte Tischdecke. Von Zeit zu Zeit zog er ein gelbes Taschentuch aus der Hosentasche und betupfte seine Augen. Als ich nach meinem Glas langte, um zu trinken, ergriff auch er das seine und sagte: „Zum Wohlsein, Herr Nachbar!" Dann trank er es in einem Zug leer und winkte der Kellnerin, um sich einen weiteren halben Liter zu bestellen.

Nachdem er sich geräuschvoll geschneuzt hatte, wandte er sich wieder an mich: „Ein schlechtes Wetter heute! Ein trauriges Wetter."

„Jaja, ein schlechtes Wetter", sagte ich.

Jetzt kam der Wein, und er schenkte sich gleich ein Glas ein.

„Ein trauriges Wetter . . . Es paßt gerade noch dazu . . .", fuhr er nachdenklich fort, nachdem er noch einmal getrunken hatte. „Schön hat er gesprochen, der Herr Pfarrer. Wunderschön!"

„Ja", sagte ich, um irgend etwas zu sagen, da mich der gebrochene Mensch erbarmte, „in einem solchen Falle gehen uns die Worte besonders zu Herzen."

„Ja, das tun sie!" antwortete der Mann mit der roten Nase eifrig und rückte näher. Er war sichtlich froh, sprechen zu können. „Aber wissen Sie, was mir besonders zu Herzen ging?" fuhr er fort. „Als er sagte, ihr Geist nahm einen hohen Flug, aber ihr Leben war keine Erfüllung, es war ein Sehnen ohne Erfüllen. ‚Und Ihr, die Ihr am Grabe steht, Euch frage ich: Habt Ihr das Eure getan, damit dieses Leben erfüllet werde?' Das sagte er, der Herr Pfarrer, und es ging mir dabei durch Mark und Bein. Am liebsten hätte ich laut herausgeheult, Herr Nachbar! Was gehen mich die Menschen an? dachte ich. Mögen sie herschauen!"

Der Mann betupfte wieder die Augen und trank darauf sein Glas aus. Als er wieder eine Weile auf das rotgeblümte Tischtuch gestarrt hatte, kam er mir ganz nahe und sagte halblaut: „Es war auf mich gemünzt, was der Pfarrer da sagte. Ich habe es gefühlt!"

Der Jammer ging mir zu Herzen. Um ihn zu trösten, sagte ich: „Fassen Sie sich, lieber Mann! Es ist nie zu spät."

„Gott sei Lob und Dank!" gab er eifrig zur Antwort. „Es ist nie zu spät! Das fühle ich jetzt deutlich, und es ist mir wie eine Erlösung. Ich mußte damit ins reine kommen, keine zehn Pferde hätten mich heute ins Geschäft zurückgebracht. Zum Wohlsein! Herr Nachbar. Ich bin nämlich in meinem bürgerlichen Beruf Buchhalter, und ich wollte um fünf Uhr im Büro sein. Aber es gibt wichtigere Sachen. Stellen Sie sich vor, Herr Nachbar: dreißig Jahre von einer schweren Schuld bedrückt dahinzuleben, dreißig Jahre einen Ausweg zu suchen, zermartert von Selbstvorwürfen. Mit Verlaub, Herr Nachbar, das können Sie sich nicht vorstellen!"

Nachdem er sein Glas noch einmal ausgetrunken hatte, fuhr er fort: „Es sind nämlich jetzt gerade dreißig Jahre her, seit ich sie kennenlernte. Meine Frau nämlich, meine liebe Hildegard. Es war am Stiftungsfest des Kaufmännischen Vereins. Ich hatte ein Festspiel verfaßt, das einen ganz großen Erfolg hatte. Die ganze Stadt sprach davon. Die Zeitung schrieb, hier höre die Gelegenheitsdichtung auf, hier stehe man vor dem Werk des berufenen Dichters. Und bei der Aufführung fiel mir Hildegard vor allen Leuten um den Hals und sagte: ‚Karl, du bist ein Dichter!' Denken Sie nicht, daß Hildegard die Nächstbeste sei! O nein! Ihre Eltern waren einfache, aber hochgebildete Leute. Und sie? Ein edler, ein stolzer Mensch, zu dem ich nur ganz von ferne aufgeblickt hatte. Ja, ich höre es noch: ‚Karl, du bist ein Dichter!' Ich war wie in einem Rausch. Und es fiel wie Schuppen von meinen Augen, daß ich etwas ganz anderes sei als Handlungsgehilfe. Irgendwie hatte ich es immer gefühlt, aber, so wahr mir Gott helfe, ich wäre nie darauf gekommen, wenn mir nicht Hildegard die Augen geöffnet hätte. ‚Warte nur', sagte ich zu ihr, ‚ich komme noch mit ganz anderen Sachen!' Da schaute sie mich mit einem feierlichen Blick an, mit einem Blick, sage ich Ihnen, den ich heute noch fühle, und sagte: ‚Karl, ich glaube an dich!' Und als ich dann die Buchhalterstelle bekam, heirateten wir. ‚Den Dichter heirate ich', sagte sie. ‚Ihm allein weihe ich mein Leben. Bleib bei der Buchhaltung, bis du durch bist. Wir werden zusammen kämpfen und dann vors Volk treten.' Ihr Vater sagte: ‚Halte dich brav bei der Buchhaltung, das ist das Wichtigste.' Sie schaute ihn aber nur schweigend an, und da wurde er ganz still. Es war ein guter, aber kein großer Mann, ihr Vater."

Der wunderliche Mann tupfte wieder seine Augen und trank sein Glas leer. Er mußte sich schon wieder einen halben Liter kommen lassen. Nachdem er wieder eine Zeitlang auf das Tischtuch gestarrt hatte, fuhr er fort: „Ja, so war es damals mit meiner Hildegard. Ich sagte Ihnen schon, Herr Nachbar, es war nicht die Nächstbeste! O nein! Sie war ein stolzes Mädchen. Und überall sprach man von ihren Kenntnissen und von ihrem Geist. Sie war acht Jahre älter als ich und wußte mehr von unseren höheren Bestimmungen als ich. ‚Ich bin deine Muse!' sagte sie zu mir. Eine herrliche Frau!, sage ich Ihnen. Groß, stolz, streng, wie eine Griechin. Zur Muse wie geschaffen . . ."

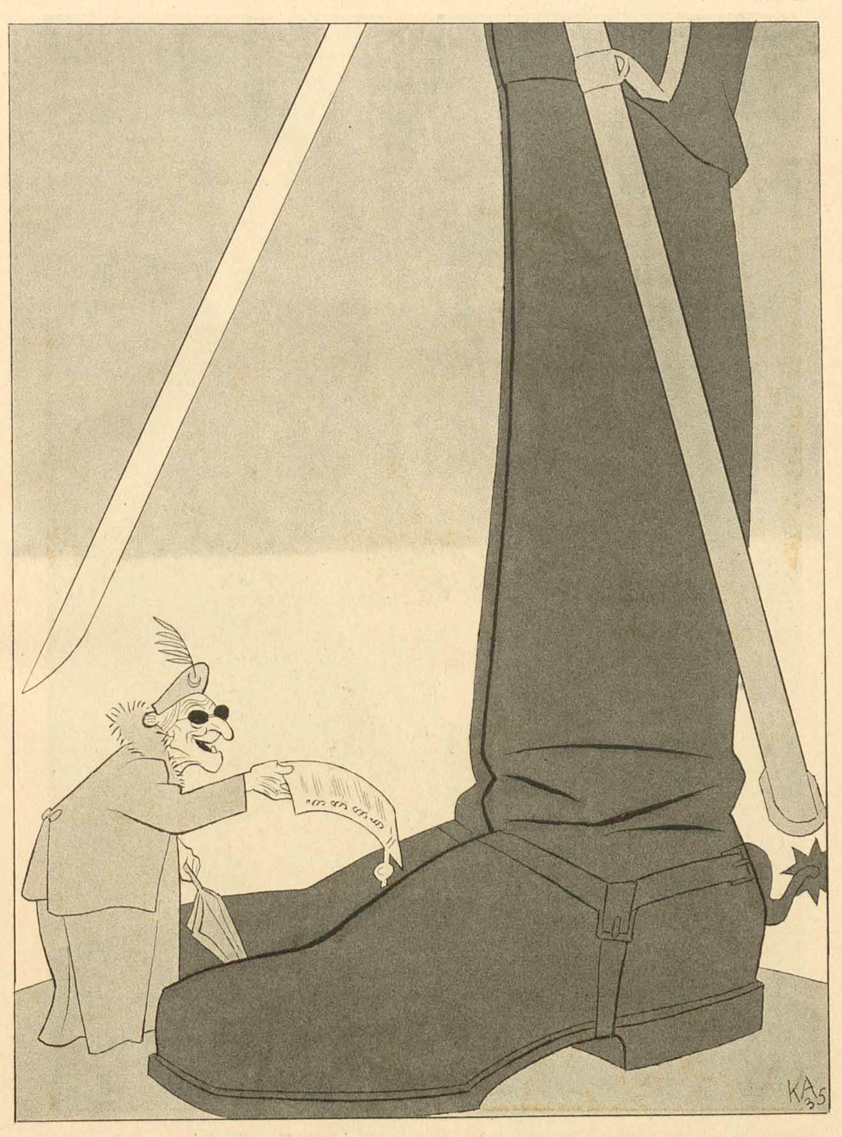
Ich war nun neugierig geworden und fragte: „Wie ist denn die Sache weitergegangen? Ist Ihnen der große Wurf gelungen?"

„Das ist's ja eben", erwiderte der Mann mit der roten Nase. „Bis heute ist er nicht gelungen. Bis heute, sage ich!" Und er trank wieder sein Glas aus. „Hildegard war sich ihrer hohen Aufgabe stets bewußt. Sie duldete es schon nicht, daß ich mich dem Taumel unseres jungen Glücks hingab. ‚Denk an dein Werk!' sagte sie und schloß mich ein. Ich habe es auch an nichts fehlen lassen, Herr Nachbar, so wahr mir Gott helfe, ich habe es an nichts fehlen lassen. Aber ich konnte einfach auf den großen Gedanken nicht kommen, den ich brauchte, den Hildegard verlangte. Als sie im Kaufmännischen Verein an meinem Weihnachtsmärchen herumnörgelten, verbot sie mir, weiter für den Verein zu schreiben. ‚Geh unter die Künstler!' sagte sie, ‚trink ein Glas Wein, und da muß dir ein großer, herrlicher Gedanke kommen, auf den du dein Werk baust.' Das hätte sie vielleicht nicht sagen sollen. Aber sie dachte eben groß von mir, ganz groß. Es wurde kein fruchtbarer Umgang mit den Künstlern. Namentlich der frühere Schauspieler, der in ein Zigarrengeschäft geheiratet hat, übte keinen günstigen Einfluß aus. Ich saß unter den Leuten, trank ein Glas Wein oder auch zwei und hatte Angst,

(Fortsetzung auf Seite 341)

Kraftprobe

(Karl Arnold)



Der Völkerbund erinnert ein Mitglied an seine Pflichten.

Das Orakel

(Kurt Heiligenstaedt)



„Stell dir vor, die Wahrsagerin behauptet, ein Mann laufe mir über den Weg und das gäbe ein großes Glück!" — „Hm, die weiß halt nicht, daß du 'n Auto hast!"

Die Muse

(Fortsetzung von Seite 338)

nach Hause zu gehen. Hier empfing mich Hildegard jedesmal mit der Frage: ‚Hast du den großen Gedanken?' Und ich belog sie, ja, Herr Nachbar, ich belog sie! Ich sei auf dem besten Weg, sagte ich, und sie möge mir Zeit lassen, alles sei im Werden. Und dann kam der schreckliche Auftritt! Die Künstler hatten ihre Zeche auf meinen Namen schreiben lassen, und es war eine große Rechnung, die man mir ins Haus geschickt hatte. Als ich nach Hause kam, saß sie hochaufgerichtet im Bett und sagte: ‚Du hast mich betrogen! Du bist ein Trinker und kein Dichter'! Und von der Stunde an sprach sie niemals mehr von dem großen Gedanken und vom Ruhm der Dichter und vom glänzenden Leben. Es hat mir weh getan, Herr Nachbar, als ich meine Haare schneiden lassen mußte. Damit ich aussehe wie ein Buchhalter, sagte sie. Ich sah, wie sie litt, wenn sie auch kein Wort mehr darüber sagte. Ihr Leben war verpfuscht, und wer war schuld? Ich, ich allein war schuld! Ich getraute mich nicht mehr, ihr in die Augen zu sehen. Zuerst wußte ich nicht mehr ein und aus, alles war in mir in ein Durcheinander geraten. Und ich konnte nichts mehr in Ordnung bringen. Da ging ich wieder zum Wein, und langsam bekam ich mich wieder in die Hand. Ich brauchte ihn jetzt, den Wein, mehr als früher, aber er half mir, er hat mich davor bewahrt, den Glauben an mich zu verlieren. ‚Du darfst diese herrliche Frau nicht täuschen!' sagte ich mir. ‚Beweise ihr, daß sie nicht umsonst gehofft und vertraut hat! Deine Stunde wird kommen, sie wird ganz plötzlich kommen, und dann mußt du bereit sein', sagte ich zu mir. Manchmal übermannte mich der Zweifel, aber wenn ich abends beim Wein saß, fühlte ich, wie ich mich von dem erbärmlichen Alltag erhob und wie es in mir frei wurde. Ich fühlte auch, daß es nicht zu spät sei, daß ich Hildegard noch aufs herrlichste überraschen würde, daß ich mich ihrer noch einmal wert zeigen würde. Das fühlte

(Schluß auf Seite 342)

Insektenfabeln

Von Wilhelm Pleyer

Zum Kamm Theo sprach die Laus Marlene
Ektoparasitenmäßig dreist:
„Ja, Sie haben viele große Zähne,
Unsereine aber beißt!"

*

Menschen lobten die Biene.
Sie lauschte mit trüber,
Gar nicht eitler Miene . . .:
„Mein Honig wär' mir lieber."

*

In die neuere Literaturgeschichte
Wollte unbedingt eine Wespe;
Ihr Anspruch fußte auf einem Gedichte:
Sie reimte sich auf Espe.

Kleine Bemerkungen

Wenn einer schon geistig schläft, soll er wenigstens nicht so laut schnarchen.

*

Die einzige Möglichkeit, sich näher zu kommen, besteht manchmal darin, Abstand zu halten. oha

Der Stärkere

(R. Kriesch)



„Franzl, wenn du nicht nachgibst und wieder nett bist, dann lauf ich jetzt davon!" — „Mach koane Sprüch' — i hab ja d' Rückfahrkart'n!"

Die Muse

(Schluß von Seite 341)

ich, aber es war, als könnte ich die Flügel nicht heben. Ja, so war es, Herr Nachbar! Als könnte ich die Flügel nicht heben. Die Stunde war noch nicht gekommen. Jetzt aber, Herr Nachbar, jetzt weiß ich, daß sie gekommen ist! Jetzt ist sie da, ich fühle es, und nichts kann mir die Gewißheit nehmen!"

Der Mann war jetzt ganz verklärt. Seine jämmerliche Miene war verschwunden, seine Nase schien noch röter geworden zu sein. In seinen Augen standen Tränen.

In diesem Augenblick ging die Tür auf, und eine knochige ältere Frau wurde sichtbar. Mit einem wahren Adlerblick überflog sie das Lokal. „Das ist sie, meine Hildegard . . .!" wisperte der Mann neben mir und drückte mir heftig den Arm.

Ich war höchst erstaunt. „Ich dachte, Sie hätten sie heute begraben?" sagte ich.

„Begraben?" erwiderte er erschreckt. „Hildegard, meine Hildegard begraben? Um Gottes willen, was sagen Sie da! Die alte Tante haben sie begraben. Aber Hildegard — um Gottes willen! Was sollte aus mir werden?"

Da tönte es schneidend von der Tür: „Karl . . !" Der Mann fuhr ängstlich zusammen. Als er sich nicht sogleich erhob, kam Hildegard mit raschen Schritten heran, stülpte ihm den Zylinderhut derb auf den Kopf und sagte: „Hast du wieder einen neuen Saufkumpan gefunden?"

Verblüfft sah ich darauf das seltsame Paar abziehen, sie, die Muse, stark, groß, mit festem Griff den schwankenden Mann, ihren Dichter, der mit nassen Augen zu ihr aufschaute, zum Ausgang bugsierend.

Was man an Merkwürdigem doch in einer halben Stunde erfahren kann, dachte ich, zahlte und ging. Es hatte zu regnen aufgehört.

Nach den Manövern

Der Gefreite Hanke war bei einer Witwe einquartiert gewesen. Morgens auf dem Sammelplatz verabschiedete sie sich so herzlich von Hanke, daß der Unteroffizier drohte: „Mensch, Hanke, wenn . . ."

„Nee, nee", sagte Hanke, „ihren ollen Radio habe ich heilmachen müssen!"

Der Unterschied

„Gimpel", sagte der Unteroffizier, „Sie sind mir viel zu langsam!"

„Gimpel", meinte der Feldwebel, „Sie laufen mir nicht schnell genug!"

„Ja, ja", meinte Gimpel ergeben, „jeder sieht eben die Dinge mit seinen Augen an!"

Lieber Simplicissimus!

Karlchen geht vier Wochen zur Schule. Die Mutter fragt ihn: „No, Karlche, wie gefällt dersch dann in der Schul?"

„Gar net. Mer muß immer ruhig dositze, mer derf sei Brot net esse, mer derf nix redde, der Lehrer babbelt als fort. Mudder, wann komm i widder aus der Schul?"

„Ja, mei liewer Bub, des dauert no acht Johr!"

„Och, Mudder, hätte mer doch de Krom nur net aagefange!" sagt Karlchen.

*

Ein alteingesessener Münchner Taxichauffeur bekam von der Polizeidirektion eine Vorladung wegen eines Vergehens seines jungen Chauffeurs. Es stellte sich heraus, daß von einer alten Dame, die mit einem kleinen Kind fuhr, eine Gepäckgebühr verlangt wurde, obwohl sie keines bei sich führte. Daheim wollte nun der Autodroschkenbesitzer wissen, warum und wieso. Da sagte der junge Mann: „Ja, mei, i fahr 's erstemoi, da will ma do a Geld zambringa, und da steht in unserm Tarif: Gepäck oder Kleintiere, no, da hab i halt des Kind unta de Kleintiere verrechnet!"

*

Amalie ist nun schon drei Jahre mit dem Postsekretär verheiratet, und nicht das kleinste Zerwürfnis hat bis jetzt die eheliche Harmonie getrübt. Es ist wahrhaft verwunderlich. Und die Schwiegermutter vernimmt bei ihrem Besuch erneut aus Amaliens Mund, daß sie beide ja sooo glücklich seien.

Mißtrauisch schüttelt da die alte Frau den Kopf und sagt: „Wenn ihr euch bloß nicht täuscht!"

Abend am Wasser

Von Fred Endrikat

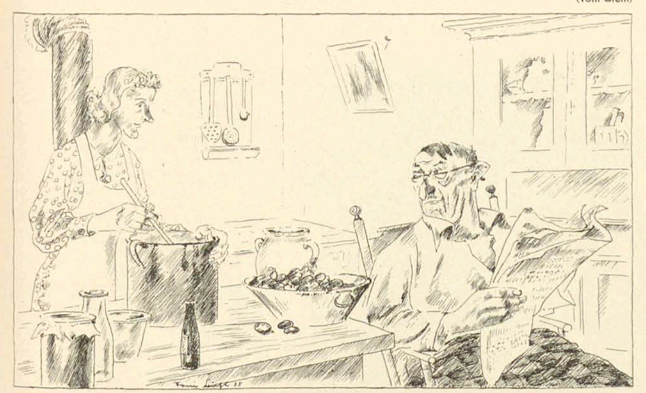
Gütig streicht der Abendwind
übers Schilf, — liebkost die Wellen.
Fischlein schon zu Bette sind.
Friedlich schlummern die Libellen.

Schläfrig läßt der Weidenbaum
seine müden Zweige hangen.
Binsen wiegen sich im Traum,
und der Mond ist aufgegangen.

Nur ein Wassernixlein froh
schaukelt auf dem Wasserröslein,
sucht nach einem Wasserfloh
in dem nassen Wasserhöslein.

Resultate

(Toni Bichl)



„Erstaunlich, wie sich das zusammenkocht! Diese Riesenarbeit und dann bleibt so wenig übrig!" – „Tröste dich, Amanda, das kann mit Abessinien genau so kommen!"

Geschäftstrick

Vor dem kleinen Wirtshause in der X-straße, zwischen Mietshäusern eingezwängt, stehen drei Kastanienbäume und unter ihrem Schatten drei Tische und einige Stühle, wie jeder durch den Lattenzaun sehen kann. In weiter Umgebung gibt es kein grünes Fleckchen außer diesen drei Bäumen. Ich fragte den Wirt, warum zum Teufel er denn am Zaune noch ein großmächtiges Schild mit der Aufschrift „Garten" angebracht habe, die Bäume sähe doch jeder. „Ja, scho", sagte er, „aber die Leut san heutzutag so mißtrauisch und vawöhnt, und wissn S', a bißl Reklame muaß ma scho macha!"

Aus Marienbad

Litwinow verließ das Bad der Dicken,
Marienbad, mit größtem Entzücken;
Als „Michael Lotte aus Moskau" gekommen,
Hat er hier zehn Kilo abgenommen.

Sei ihm herzlich vergönnt! Das ist ja auch
Wirklich kein potemkinscher Bauch;
Der Speck, streng volkskommissarisch verdaut,
Gelangte vorbildlich unter die Haut.

Seine Proletarier sind meist Vegetarier,
Aber Finkelstein ist ja kein Arier.
In diesem Sinne dankt „Michael Lotte
Aus Moskau" seinem geleugneten Gotte.

Manche wollen etwas nicht glauben,
Indem sie sich einzuwenden erlauben:
Die Kuckuckseier, die er ließ liegen,
Müssen doch schwerer als zehn Kilo wiegen!

till

Der Glückspilz

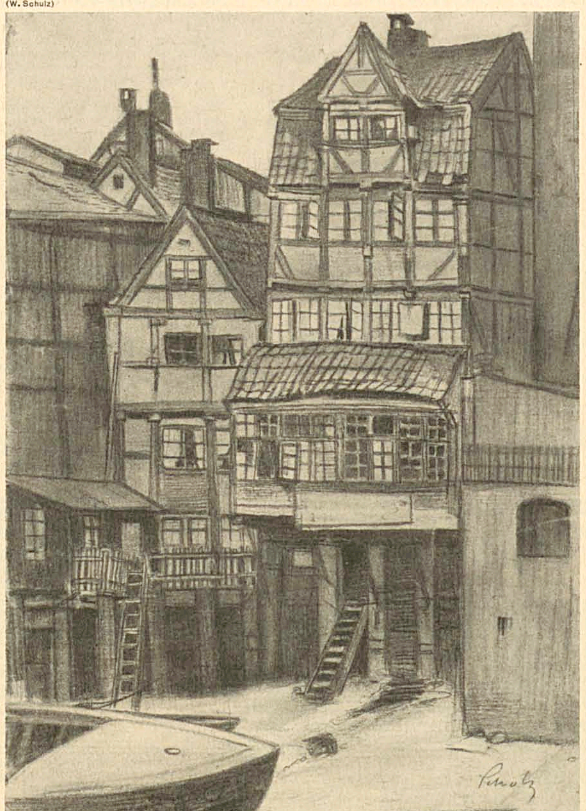
Bei Freund Gründobel laufen alle Angelegenheiten günstiger aus als bei anderen Leuten. Er hat auch in den bedenklichsten Situationen stets noch irgendwie Glück.

Neulich nun schien es ihn einmal verlassen zu haben. Freunde berichteten, er sei an einer sehr belebten Straßenecke unter ein Auto gekommen. „Das ist leider richtig", sagte ein Augenzeuge, „aber es war glücklicherweise ein unbesetztes Krankenauto."

Kleines Städtchen — kleines Mädchen

Von Heinz Weis



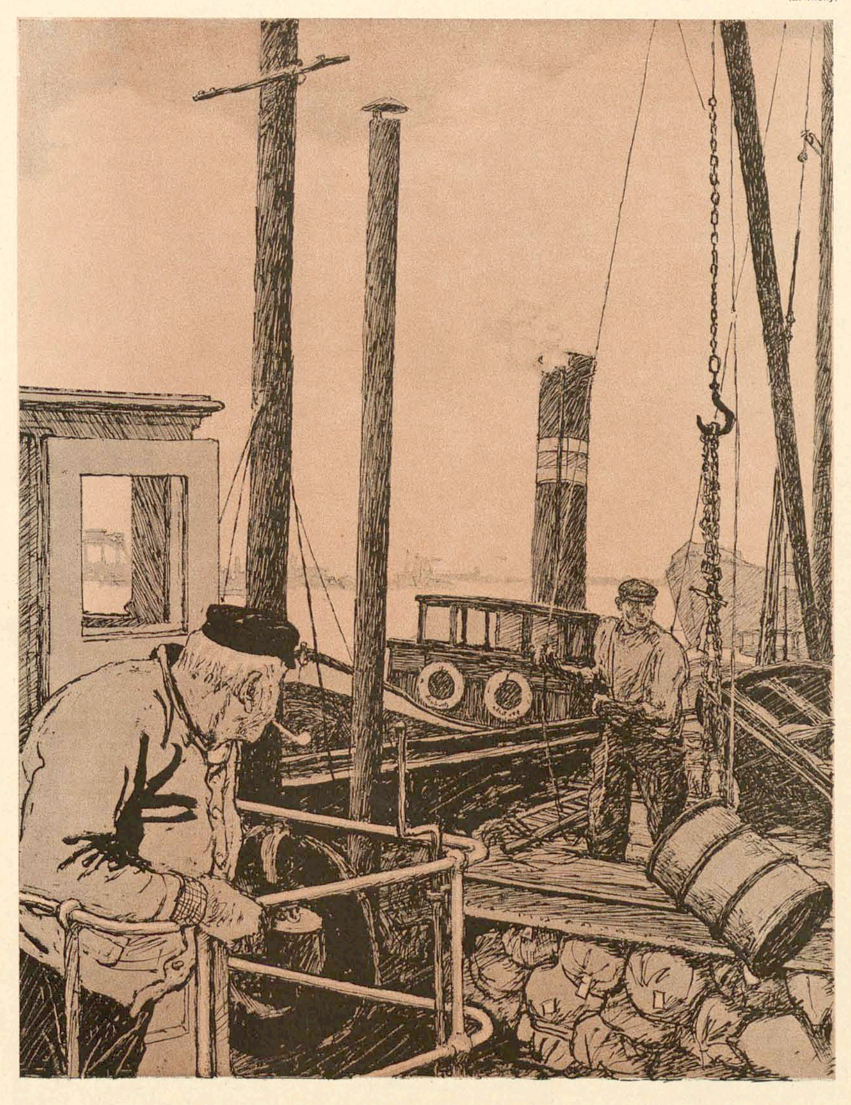


Der Oktober ist schuld daran und die Reichsbahn, die ihren Fahrplan änderte, — daß ich in dem kleinen Städtchen einen unerwarteten, zweistündigen Aufenthalt bekomme.
Der Bahnhof starrt mich aus rußigen Augen an, in den Wartesälen gähnt die Leere, und so schlendere ich denn, den Rücken von einer späten Sonne milde erwärmt, auf das unbekannte Städtchen zu, das mir, ich weiß nicht warum, eine Überraschung verheißt. Mein Weg führt mich nach einer Birkenallee, und diese hebt mich sanft zum Städtchen empor und zwingt mich zuletzt, indem sie keinen anderen Ausweg läßt, in ein enges Gäßchen einzutreten.
Wäre ich nicht ein so windiger Geselle, so fürchtete ich, in diesem Gäßchen stecken zu bleiben. Denn es ist im Grunde nichts anderes als eine enge, tiefe, winkelige Schlucht. Bald neigt sich sein Pflaster zu einer Toreinfahrt hinunter, bald drängt ein Prellstein vor, jetzt springt es ganz und gar in eine andere Richtung um, und hier wuchert eine wilde Rebe an der Mauer hoch und umspinnt einen eisernen Arm, der frei über die Gasse hinausragt. Ein halb vergoldetes, halb verrostetes Schild pendelt daran im Wind. „Zur Linde" steht darauf, aber die Linde, die einmal im winzigen Vorgärtchen stand, ist nur als Baumstumpf noch vorhanden. Ein Zuber lehnt daran, ein Zuber, in dem sich etwas Waschbrühe befindet und drei welke, rote Blätter.
Es ist Freitag. Aber da die Abendsonne der ganzen Länge nach und warm ins Gäßchen scheint, sieht es recht eigentlich nach Sonntag aus. Das Gäßchen, ein nervöses, quecksilbriges Ding, macht wieder eine Biegung. Das nächste Haus liegt schon im Schatten, aber seine Blumenfenster mit ziegelroten, brennenden Begonien werden gerade noch und grell von letzter Sonne gestreift, — so ist es möglich, daß in mir plötzlich heiß und grundlos der Wunsch ausbricht: Hier möchte ich wohnen! Kein Mensch wird dich hier finden, sage ich zu mir und empfinde eine unsagbare, durch nichts als durch diesen Gedanken gerechtfertigte Freude, so daß ich wiederhole: kein Teufel wird dich hier finden. Und selbst der Tod wird dich vergessen.
Ich gehe noch einige Schritte, ganz in Glück und Geborgenheit versunken, und will nun zurückblicken nach meinen Blumenfenstern, — da stößt mich, ich möchte es wehren, das Gäßchen aus. Ich bin auf den Marktplatz geraten, und vor mir liegt eine weite öffentliche Welt.
Diese Welt hat die Form eines Rechtecks und senkt sich ihrer Länge nach in stetigem Gefälle nach einer sanften Tiefe hin. Zwei Reihen Bäume mit gichtigen, zitterigen Ästen zerteilen den Platz in drei lange, schmale, absinkende Felder, die wiederum von einem Kranz enggeschmiegter Häuser zusammengefügt und gehalten werden. Es sind freundliche Bürgerbauten des vorvergangenen Jahrhunderts.
An der tiefsten Stelle des Platzes fließen nach rechts und links zwei Straßen ab. Dort zieht der Verkehr vorbei, dort streichen die blauen und grauen Wagen vorüber, dort quirlt ein Brunnen über, dort dehnt sich behäbig ein altes Fachwerkhaus und eine Apotheke. Dort unten ist das Pflaster abgewetzt, während hier oben um mich her kurzes, hellgrünes Gras aus den Zwischenräumen der Pflastersteine sproßt und das niederrieselnde Laub locker und krümelig und knisternd liegen bleibt, unberührt und wie fernab auf unbegangenen Pfaden.
Es beginnt zu dunkeln. Aus der Höhe hinter mir schlägt eine Uhr. Sie nimmt sich Zeit dazu, holt zweimal aus, der ganze Platz gehört dem Schlage. Ich wende mich um und entdecke zwei Treppen zu einem düsteren Portal.
In einem der Bürgerhäuser gehen im Erdgeschoß die Lichter an: da sehe ich, daß sich dort ein kleiner Laden befindet. Hinter dem winzigen Fenster eines ehemaligen Wohnraumes liegen die Waren aus: kleine Ballen Landbutter, Eier, Endiviensalat, Kartoffeln, Äpfel und Tomaten. Ein Kind zottelt die Stufen zum Laden empor. Die Schelle bimmelt so traurig und kläglich, als ob eine alte Geiß meckerte.
Lautlos und mit gedämpften Lichtern schweben jetzt große, schöne Wagen über die Sohle des Platzes. Diese Wagen wissen nichts von alledem. Sie tauchen auf und verschwinden und verschwenden nicht einen Blick . . .
In der rechten oberen Ecke des Marktplatzes steht ein hohes, feingliedriges Haus. Durch einen schmiedeeisernen Zierat, der einen überschäumenden Pokal gegen den Himmel hält, gibt es sich als Gasthaus zu erkennen.
Ich steige die steinernen Stufen empor und drücke auf den Türgriff: die Türe ist verschlossen. Aber schon nähern sich hinter der Türe Schritte. Ein Mädchen öffnet.
„Ihr seid mir sonderbare Leute", sage ich, „Ihr schließt ja schon bei Tag die Türe zu."
„Ich bin allein", erwidert sanft das Mädchen. —
Keine Drohung, keine Überlegenheit hat mich jemals tiefer eingeschüchtert als dieses Geständnis. — Ich trete ein, aber ich weiß nichts zu entgegnen. Meine Selbstsicherheit zersprang. Ich bin befangen. Das Mädchen hat etwas aufgerichtet zwischen sich und mir. Ich setze mich in die dunkelste Ecke, an einen runden Tisch. Mein Rücken streift warme Kacheln.
„Einen Wein, bitte!"
Bevor das Mädchen den Wein bringt, schaltet es das Licht über meinem Tische ein. Ich möchte es gerne wehren, aber schon ist das Mädchen auf dem Wege zu mir. Es hat das Glas zu voll gemacht, nun rinnt der Wein auf seine Hand und tröpfelt auf den Boden. Die Kleine bleibt einen Augenblick stehen, dann nimmt sie noch die andere Hand zu Hilfe und bringt mir das Glas, — so, wie man einen Kelch bringt.
Bevor sie meinen Tisch erreicht, sieht sie vom Glase auf und her zu mir.
„Sie hätten ein Schlückchen davon trinken müssen, dann hätte es keine Not", sage ich, als das Mädchen das Glas aufsetzt.
Meine Worte machen es erröten. Verlegen bleibt das Mädchen stehen. Es ist etwa vierzehnjährig, schlank und groß. Sein Haar ist seidig und dunkel und von Natur kraus. Seine Augen sind blau. Mit diesen Augen blickt es unentwegt in meine Augen.
„Haben Sie etwas zu essen", frage ich freundlich; da sehe ich wiederum eine Blutwelle über Hals und Antlitz fliehen, und mir ahnt, daß es meine Anrede ist, die dieses Kind verwirrt.
Das Mädchen bringt die Karte und bleibt abwartend stehen, während ich die handgeschriebenen Seiten wende.
„Ich hätte gerne ein Schinkenbrot."
„Hab' ich mir's doch gleich gedacht", fährt mir die Kleine gekränkt ins Wort, „weil ich den Schinken akkurat nicht schneiden kann!"
Ihre Worte fallen wie Pistolenschüsse, ruck, zuck! Mir stockt der Atem. Ihre feuchten Augen schimmern tödlich. Weh zuckt ihr Mund.

(Schluß auf Seite 346)

Ein Genießer

(E. Thöny)



„He, Jung, 'n büschn fixer kann et woll gahn?!" — „Lat man, et is ja so schön, wedder Arbeit to hebbn."

Pause

(E. Wallenburger)



„Reden wir nicht über das Stück, ein Schinkenbrot ist geistreicher!“

Kleines Städtchen – kleines Mädchen

(Schluß von Seite 344)

Aber jäh, wie mich der Schreck überfiel, übermannt mich nun ein gütiges Gelächter. „Ist's nur das Schneiden?“ Und mit einem Male ist der Bann gebrochen. „Geh!“ erwidere ich, ahnend, welch seltener und beachteter Gast ich hier bin, „geh und bring nur gleich den ganzen Schinken her! Und Brot! Und Butter!“ — Seitdem ich das „Du“ gebrauche, besteht keine Schwierigkeit mehr zwischen uns. Wie durch ein Wunder fühle ich mich zu Hause.

Das Mädchen trägt Schinken, Brot und Butter auf und setzt sich zu mir an den Tisch. Während ich mich mit dem Schinken abmühe, bestreicht es die Brotschnitte mit Butter. Dann wirft es einen vollen, kritischen Blick auf meine Arbeit: „So hätte ich es auch gekonnt! Bei Ihnen gibt es auch nur lauter Fetzen!“ — Im Plappern des Mädchens schwingt die Freude mit.

Nun hat es mein Butterbrot dicht mit Schinken gepflastert. Die letzten Scheiben steckt es in den eigenen Mund. Ich erstaune über diese Unbekümmertheit. Schinken und Mund sind von demselben brennenden Rot, und die Zähne, die es zeigt, untadelig. Das Mädchen lacht über mein Erstaunen, es lacht, und sogleich bilden sich Grübchen in seinen Wangen.

„Du bist mir eine hübsche Kröte“, sage ich langsam, bewundernd und halb scherzend, — aber schon reut mich mein Wort. Auf dem Antlitz des Kindes erlischt die Unbefangenheit.

Es erwidert altklug: „Die Mama hat gesagt, ich soll mich vor Herren in acht nehmen, die Komplimente machen. So finge es gewöhnlich an.“

Ich sitze wie ein ertappter Sünder hinter meinem Schinkenbrot und erröte hilflos. Der kleine Teufel triumphiert mit den Augen und genießt für einen Augenblick seine Überlegenheit.

Nach einer fühlbaren Weile des Schweigens antworte ich endlich deutlich und mit betonter Zurückhaltung: „Es war kein Kompliment.“

„Was denn anderes?“ Und ich höre aus diesem Fragen eine bange Erschrockenheit, darüber wohl, daß ich gekränkt sein könnte.

„Es war schon die Wahrheit, — aber sie war nicht ganz am Platze.“

Ich merke, ich habe noch einmal gewonnen, aber nicht das Vertrauen des Kindes, sondern ein anderes, — ein Vertrauen jenseits der Kindheit, ein Vertrauen, das älter ist als vierzehn Jahre, das ganz stille macht, sanft, abwartend, — erwartend, daß ich weiter spreche. Das Mädchen, das ein wenig verlegen vor mir steht, ist jetzt siebzehnjährig und sehr schön. Seine Augen haben einen glücklichen Glanz, sein brennroter Mund ist ein wenig geöffnet, und ich glaube seinen Atem zu vernehmen; seine Hände ruhen auf der Lehne eines Stuhls. Das Mädchen sieht mich an. Aber sein Blick dringt nun nicht mehr auf den Grund meiner Augen. Er ruht auf meinen Händen, auf den blau-weißen Würfeln der Tischdecke, er ruht in sich selbst.

Ich höre das Herz des Mädchens klopfen.

Und da ich Grund habe, meinen Worten zu mißtrauen, hebe ich mein Glas, — das Mädchen folgt mit den Augen, und so führe ich behutsam seinen Blick zu meinem Munde.

Ich trinke der heftig Errötenden zu . . .

Eine Türe klirrt in unser Schweigen. Vom Felde heimgekehrt, tritt die Mutter ein. Sie hat ihre schmutzigen Schuhe im Hausflur abgestreift und geht in Socken einher.

„Es regnet.“ Und zu mir gewendet und im Tone der Selbstverständlichkeit: „Hat meine Kleine ihre Sache gut gemacht?“

Die Kleine steht im Schatten. Ich kann ihr Gesicht nicht sehen. Sie blickt unter sich. Aber das ist auf diese Frage hin nur natürlich, für die Mutter sowohl, als auch für mich.

Als ich das gastliche Haus verlasse, schirrt der Vater in der Dunkelheit die Kühe aus. Ein zweites Tor hat sich im Haus noch aufgetan. Aus der Öffnung atmet ein warmer Stall.

Es regnet. Das schöne, lockere Laub liegt nun erbarmungslos auf dem Platze hingestreckt. Der Regen hat es auf das grobe Pflaster geklebt. Die schwarze Nässe spiegelt stumpfe Lichter. Ich habe Mühe, nicht auszugleiten auf diesem schwarzen, geheimnisvollen Grund.

Die Birne „Gute Luise von Avranches“

Jägerschüsse rollen aus den Nebeln der Täler.
Der Garten stirbt demütig im weißen Frost.
Die Hecken werden entlaubter und schmäler.
Die Blätter leuchten wie Rost.

Auch dieser Herbst gibt den Küchen Süße,
Auch diesmal stehen die Mütter am Herde,
Auch diesmal fällt die Frucht vor die Füße,
Auch diesmal beschenkt uns die Erde.

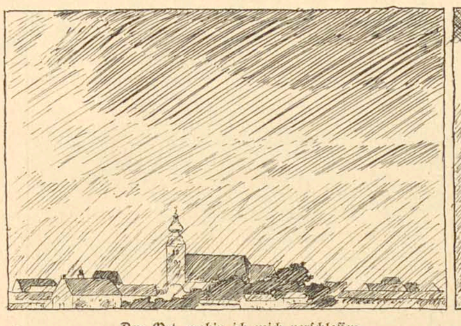
Auch diesmal tropft von den Knabenzähnen
Der Obstsaft der „Guten Luise“,
Auch diesmal segeln mit bunten Mähnen
Die Drachen über der Wiese.

Anton Schnack

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11 Fernsprecher 296456, 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● DA. 13000 II. Vj. Pl. 3 ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

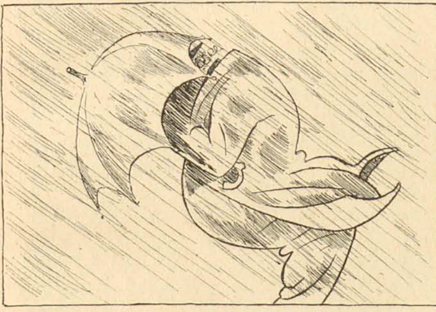
In der Herbstfrische

(Olaf Gulbransson)

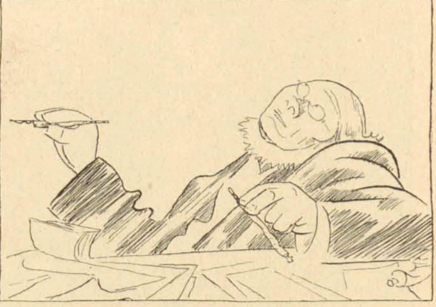


Den Ort, wohin ich mich verschloffen,
hat Gott mit seinem Zorn getroffen,
indem er auf das brave Nest
beständig Wasser fallen läßt.

Wo sind die Berge und die Hänge?
Der Regen nahm sie in die Fänge
und trug sie fort, wer weiß wohin.
Jetzt sitzt man in der Patsche drin.



Kaum kann man durch das Nebelbrauen
die nächste Gastwirtschaft erschauen.
Die Pfütze hemmt des Pilgers Fuß,
wenn er zum Essen gehen muß.



Vom Versemachen ganz zu schweigen,
wozu ja manche Leute neigen:
kein Reim entquillt dem Hirnverlies,
der Rhythmus kriegt den Rheumatis.

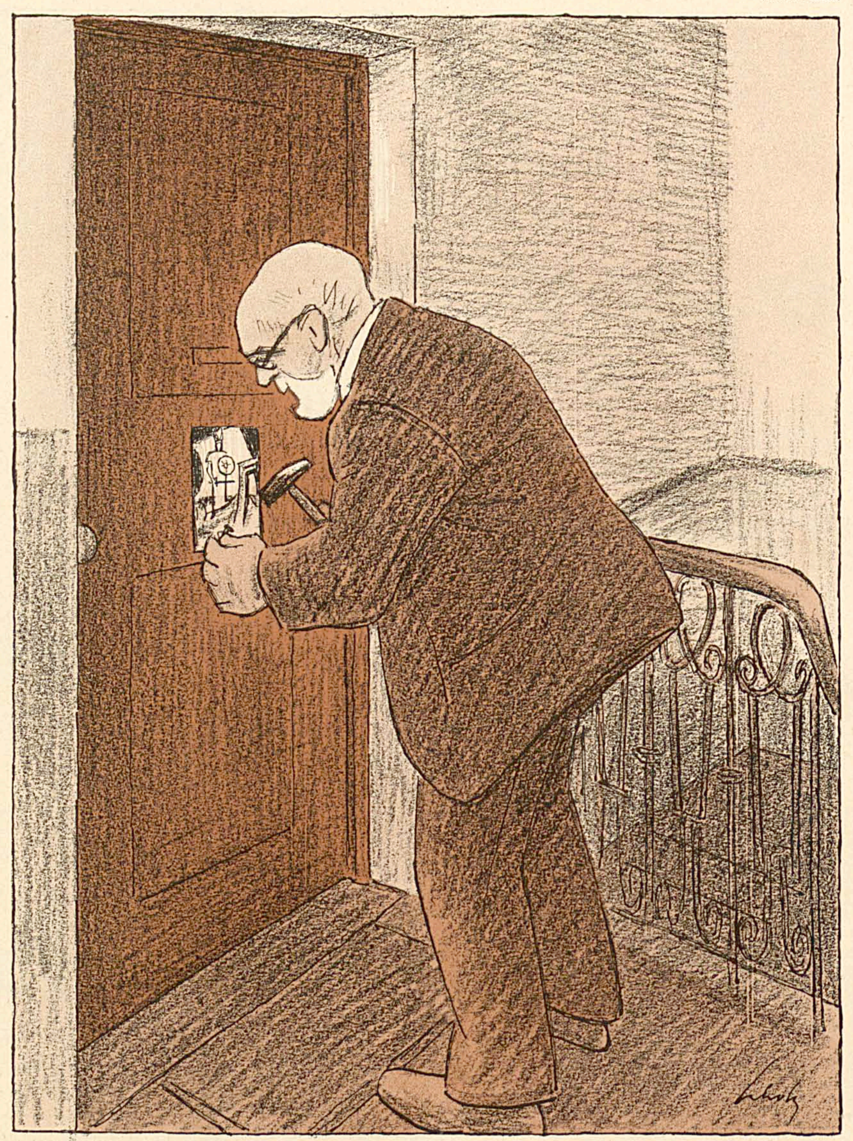


Was bleibt, als stumm in sich versinken
und roten Vierunddreiß'ger trinken,
inbrünstig und proportional
dem Pegelstand der Seelenqual?

Ratatöskr

Eröffnung des Winterhilfswerkes

(Wilhelm Schulz)



„‚Klopf leise‘, hat meine Frau gemeint – nee, ick klopfe laut, daß es auch alle hören!“

München, 20. Oktober 1935 **Preis 60 Pfennig** 40. Jahrgang Nr. 30

SIMPLICISSIMUS

Kirchweih

(E. Thöny)



„Du, frog an Pfarrer, wia lang er no bleibn tuat! Sogst: jetzt kimmt der weltliche Teil."

Worte vom Wein / Von Anton Schnack

Mancher Wein stand vor mir ganz allein.
Wo und wann? Die Stunden waren bitter,
Leben schien Gefangenschaft und Gitter,
Und es ging ein Wind vor einem Nachtgewitter.
Langsam schwanden Sorgen, Last und Pein.
Bleiern stach der Blick ins Leere,
Doch es löste sich die dumpfe Schwere,
Und ich dachte an die großen Meere.

Teuren Wein trank ich bei reichem Fest,
Auf den Tellern lagen Speisehaufen,
Und ich hörte fette Männer schnaufen,
Und ich war verwirrt vom Reden, Lachen, Saufen,
Und mein Herz war traurig, still, gepreßt.
Und ich hatte Sehnsucht, irgendwo zu gehen,
Irgendwo bei einem Kind zu stehen,
Irgendwo in ein geliebtes Angesicht zu sehen.

Mancher Wein schoß heiß ins Blut,
Wein von meinen Eltern,
Wein aus alten Frankenkeltern.
Und er roch nach Rebhuhnjagd und Feldern,
Golden war es, voll und honiggut.
In ihm steckten viele Wonnen,
Krumme Gassen, Julisonnen,
Bauernjuchzer, Mainmadonnen.

Mancher Wein hielt uns des Abends wach
In den Stuben bei den kleinen Wirten,
Wo die Augen nach vergilbten Jägerbildern irrten,
Wo die Fliegen schwarz am Lichte schwirrten.
Und wir saßen da und dachten nach:
Dachten an den Fluß der Knabenjahre,
Dachten an den Glanz der Mädchenhaare,
Dachten einfach an das Wunderbare.

Der heilige Hain

Von Edmund Hoehne

Oft schien es, als sei es der Antichrist selbst, der das gigantische Weltfilmunternehmen gegründet hatte. Die eigenwüchsigen nationalen Kulturen wurden in ihm zermahlen, ausgelaugt, gemixt, zu chemisch gefärbten Puddings umgekocht. Dann wurden sie ihren Völkern wieder vorgesetzt. Sie fraßen den Mischmasch seit Jahrzehnten in sich hinein. Sie hielten längst den Film-Homunculus für die Fleisch gewordene Seele ihres Volkes.

Es wurde systematisch gearbeitet. Ein Kulturbüro ordnete National-Nuancen in eine riesige Kartothek, griffbereit für jede künftige Kinoidee. Das geschah nach folgendem Plan, für den z. B. „Spanien" kennzeichnend sein mag:

Es wurden die populären Assoziationen notiert, die im Publikum beim Nennen dieses Namens auftauchten: Stierkampf, Wein, Tarantella, Kastagnetten, Sevilla, Alhambra. Man prüfte Sommerromane, Reisepostkarten, Backfisch-Tagebücher auf solche „Spanien"-Valeurs hin. Man beschäftigte einen Psychoanalytiker von Rang. Es wurde notiert, verglichen, zusammengefaßt, bis das unglückliche Land als Filmbegriff feststand.

Dann erst setzte die exakte Kulturforschung ein. Auch für sie wurden keine Kosten gespart. Erstklassige Folkloristen und Kunsthistoriker, berühmte Photographen, Maler und Reisejournalisten widmeten sich begeistert der Aufgabe, die Pyrenäenkultur zu erforschen. In allen Städten zwischen La Coruña und Gibraltar saßen hochgebildete Spanier voll Vaterlandsstolz und sammelten Goldkörner ihres nationalen Wesens für die ferne Filmhölle.

Alles war hochwillkommen — je echter, je lieber. Unsummen gingen hin für den Ankauf alter Stiche, wertvoller Schals und Krüge. Und die begeisterten Mitarbeiter vermeinten, aus all diesen Teilen forme sich in den Karteien jenseits der Meere jenes Spanien, das dem Wissen und der Forschung der Kenner entsprach, soweit menschliche Arbeit Gottes Schöpfung zu erfassen vermag.

Nein — sie wurden nur verwertet, soweit sie sich dem längst feststehenden Idol des Zwischen-Spanien, das durch die Gehirne der albernen Menge schlich wie eine Lustseuche, einfügen ließen. Waren sie dazu zu starr, zu spröde, bog man sie um bis zur Verzerrung oder ließ sie fallen.

So wurde die ganze Welt zu einer Filmfarce, einem Kinokarneval. Der australische Farmer besah seinen Kontinent im Movie von Sidney. Scheute sein Denken vor Widersprüchen zurück, lullte ein Liebeslied des Buschtenors es wieder ein; ruhig trottete es der Regie wieder nach ins Ozeanien der großen Kartothek.

— „Wir müssen Abteilung II b überholen", sagte ein eleganter Unterteufel zum Direktor. „Deutschland —", er blätterte nach, „Alt-Heidelberg, Münchner Hofbräu, Tempelhofer Paradefeld, Heurigenkneipe — im großen und ganzen ist alles in Ordnung, aber die Nuancen müssen neu retuschiert werden. Das ‚Sauerkraut' wird gestrichen. Aber die ‚Disziplin' ist von Dr. Ugutiaz doch detaillierter festgelegt worden; er hat hochinteressante Tabellen aufgestellt — in Buenos Aires —"

„Engagieren Sie einen Deutschen, der das exakte Material sammelt", sagte der Antichrist. Lassen Sie Deutschland von oben und unten photographieren: Burgruinen, Zunftschilder, Wikingerboote, Weinkrüge, friderizianische Uniformen, Lutherbibeln, Schwarzwalduhren, Dome, Bierseidel, Leibniz' Monaden, der kategorische Imperativ, Cheruskerhelme, alles muß teuflisch echt zur Hand sein, wenn gedreht wird. Irgendein Literat von leidlicher Prominenz, der für das Manuskript eintritt, wird aufzutreiben sein."

Der Nuancenhauptmann war bald gefunden; ein Stab war emsig am Sammeln. Kam zu einigen der Zweifel, warf ihn der Hunger vor die Tür. Aus lauter Wahrheiten wurde die gigantische Lüge: „Germany". Sie sog Leben aus deutschem Blut, mästete sich, schwoll an, blähte sich vorm schnarrenden Kurbelkasten im heiligen Hain des Satans. Ausländer, Halbdeutsche, Abenteurer, Profitjäger entwickelten ein Zelluloiddeutschland in der Dunkelkammer mit Säure und Fixierbad. Bald flimmerte es vor der Welt. Der Reklamechef wies Propagandagelder an; die Zeitungsannoncen lockten.

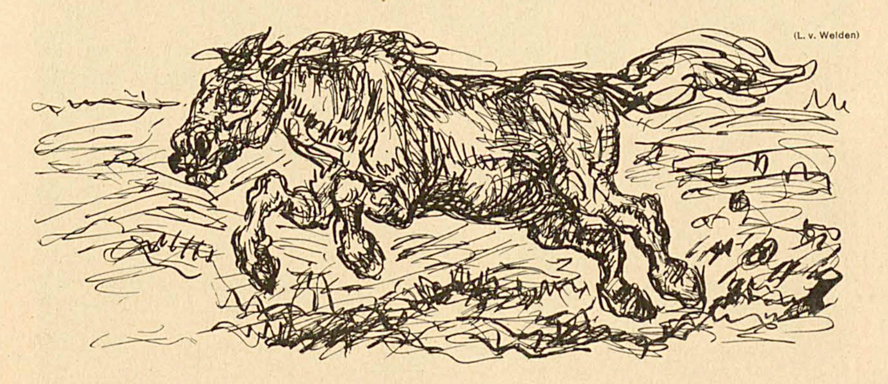
Und dann kam russischer Barock an die Reihe, Südchina und die Blumenboote, Marokko und seine Rifkabylen, der Amazonenstrom, Finnland und Schweden. Kein edles Nationalerbgut wurde verschont von dieser Lobpreisung. Eine Japanerin gab sich gegen Geld für „Japan" her; Echtheit hurra!

Ein Italiener spielte die Hauptrolle im „Ende der Mafia"; Genua und Venedig staunten über soviel Italien.

Da erhob sich ein ehemaliger Ungarnleutnant, warf dem Regisseur die Tokaierflasche vor die Füße und weigerte sich, in „Verrat in der Pußta" weiter zu mimen. In seiner letzten Konsequenz sei der Film eine Beleidigung seines Volkes. Über die Aufforderung, sich zu duellieren, lachte der Kinogeneral nur. Als aber der Offizier seine Landsleute bewegen wollte, mit ihm fortzugehn, ließ er ihn als Streikagenten und Landfriedensstörer verhaften.

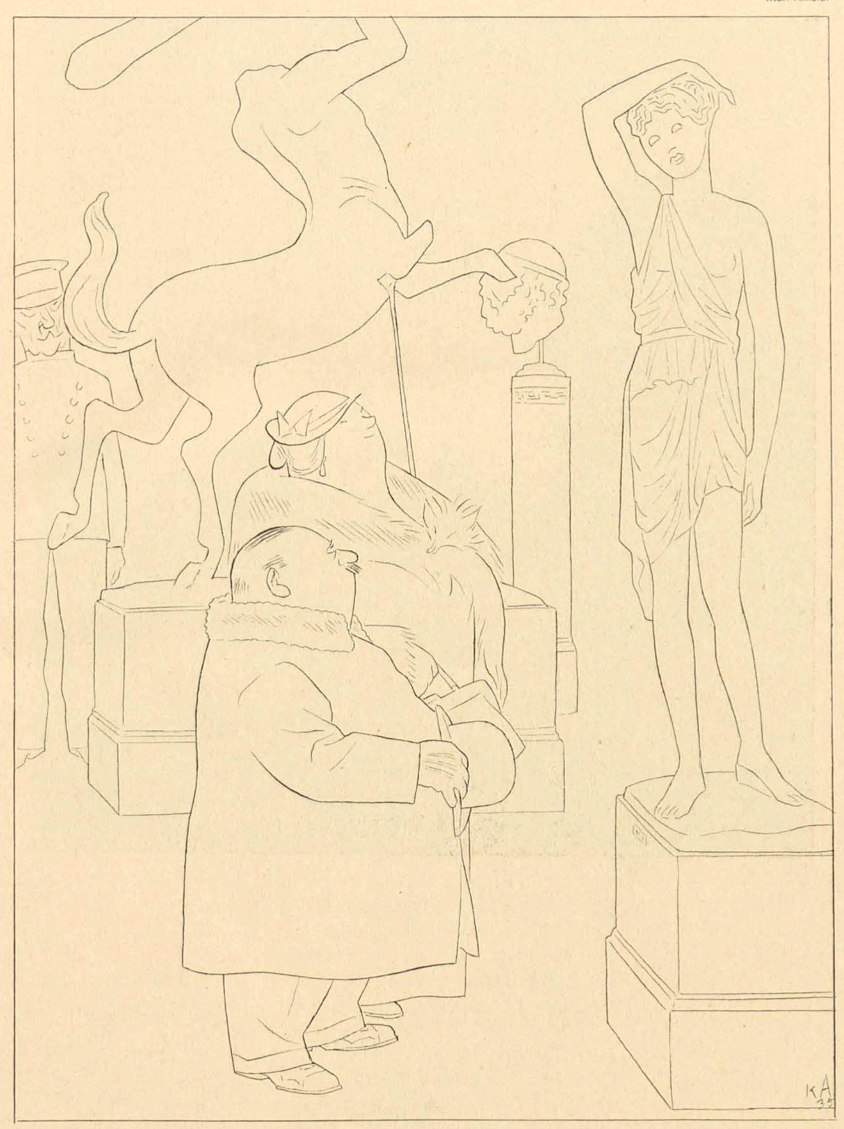
Zum Prozeß kam es nicht. Die verarmte Wüstenstadt, die ihre Einwohner auf telephonischen Anruf hin bald als Trapper, bald als Indianer oder Kulis zur Verfügung stellte, sandte eine Patrouille, welche das Gefängnis stürmte und den Leutnant lynchte. Er bedrohte ja ihr Statistenbrot. Die Leiche baumelte an einem Ast des Gehölzes und wurde für alle Fälle gefilmt, da sie so echt hin und her schwankte, viel besser als eine Puppe.

Der Gouverneur verurteilte den Mord mit sehr heftigen Worten. Dann wurde der Pußtafilm zu Ende gespielt.


(L. v. Welden)

Im Museum

(Karl Arnold)



„Ja, gibt's denn dös aa?!" — „In Gips scho!"

Oktober

(Rud. Sieck)



Grüne Heimat — wie lange noch grün?
Die blassen Herbstzeitlosen blühn.
Schwalben und Stare sind weit verflogen.
Höhnisch und kühn
dräut des Gebirges verdunkelter Bogen.

Aecker, Wälder und Wiesen ruhn.
Kein Herdenläuten, kein dumpfes Muh'n . . .
Morgen weiden vielleicht schon Lemuren
in nebligen Schuh'n,
morgen vielleicht schon, auf fröstelnden Fluren.

Dr. Owlglaß

Afrikanische Elegie

Man kann nunmehr Kriegsschauplatzfähnchen stecken
und Aufmarschstrategie-Ideen entwickeln
beim Bier, in seinen Bräuhausstammtischecken
und an der Hand von seinen Vollbartzwickeln.

Je weiter weg man für Etappennahrung
geputzt des Korpsschreibstubenhengstes Zähne,
je lauter tönt man von der Fronterfahrung
und kritisiert die Generalstabspläne;

man zeichnet Fronten an der Berge Rand
und Nachschubstraßen durch den Wüstensand.
So tut man's kühn in London, in Berlin,
in Rom, Paris, in Warschau und in Wien.

Und nur die „Tapfern", die durch Nachkriegstaten
sich selber zum Etappenschwein erniedrigt,
sind von dem Afrikakonflikt befriedigt.
Wir andern – bleiben weiterhin Soldaten.

E. H.

Stilblüte

Vortragsanzeige des Bundes für naturgemäße Heil- und Lebensweise, Wien:

„Der Tod sitzt im Darm." Gäste willkommen.

Fundstück

Aus dem „Hamburger Fremdenblatt" vom 10. September 1935:

Der große dänische Autoklub wendet sich mit einer ernsten Warnung an seine Mitglieder. Nachdem besonders in letzter Zeit vom Höchsten Gericht sehr empfindliche Strafen für solche Autoführer festgesetzt sind, die nur ein ganz geringes Quantum Alkohol genossen hatten, bevor sie sich ans Steuer setzten, fordert der Klub seine Mitglieder auf, beim Autofahren sich vollständigen Alkoholgenusses zu befleißigen.

Östlich von Wien

Voriges Jahr war ich in Rumänien. Ich stand neben einem alten Bauern auf dem Feld, bei dem ich mich einquartiert hatte. Ein eleganter Wagen fuhr vorüber und hielt an.

„Euer Hafer steht ja dieses Jahr ganz gut, Bauer, was? Seid's zufrieden?"

„Wann's a Hafer wär!"

Der Herr im Wagen lächelte nervös: „Naja — ich hab mich halt versprochen — sieht ja jeder, daß des a Weizen is!"

„Is a ka Weizen, Herr — is Brotroggen."

Der Herr im Wagen schüttelte den Kopf: „Richtig — Roggen — ich hab so viel Sachen im Kopf — bleibt sich ja auch gleich — Hackfrucht bleibt Hackfrucht! Gott befohlen!" Und dann fuhr er schnell weiter.

„Wer war denn der komische Herr?" fragte ich.

Der Bauer kratzte sich den Kopf: „A gewichtiger Herr — der Direktor von der Landwirtschaftsschule in Bukarest."

„Panta rhei"

Jedwedes Ding auf Erden tritt
In eine andre Phase.
Die Fliege, die durchs Blaue glitt,
Liegt meist darnach im Grase.

Der Dichter, gestern noch geehrt,
Wird morgen ausgepfiffen;
Auch mancher Denker hochgelehrt
Sei hier nicht ausbegriffen.

Des Eises Zapfen, der mit Glanz
Geprahlt im goldnen Frühlicht,
Tropft mittags schon zu Heringsschwanz,
Kartoffelhaut und Spülicht.

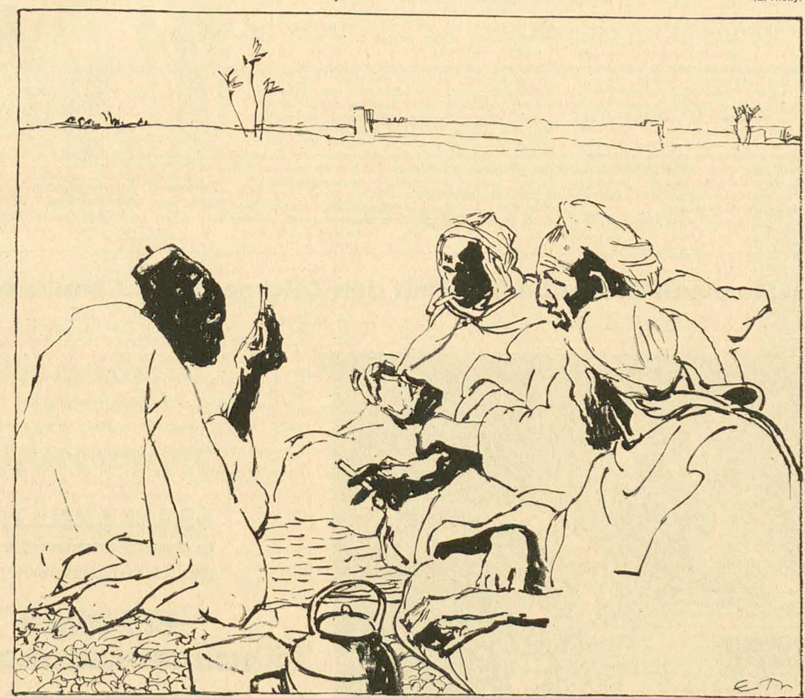
Verwandtes konstatieret man
Auch bei dem grünen Laube:
Es nimmt verschiedne Farben an
Und torkelt zu dem Staube.

Jedwedes Ding tritt allgemach
In eine andre Phase.
„Ja, alles fließt", der Weise sprach
Und wischte sich die Nase.

till

Der Prophet in der Wüste

(E. Thöny)



„Bei Allah! Der Völkerbund wird den Krieg bald beenden: er wird nach Abessinien kein Petroleum und nach Italien keinen Chianti hereinlassen!"

Der Sündenbock

(R. Kriesch)



„Hör' doch auf zu rauchen, Emil! Meine Gardinen!"

Aufopferung

Ist kein Geld im Haus, werden die letzten Groschen gezählt, so weise ich auf einige Bierflaschen hin, die in der Ecke stehn, und sage zu meiner Frau, mildes Verzeihen in der Stimme: „Da hast du es! Für jede Flasche gibt es zehn Pfennig Pfand. Ich werde jetzt gleich zum Krämer gehn und mir das Geld geben lassen, dann ist dir geholfen. Spare in der Zeit, so hast du in der Not. Aber das willst du nie einsehn, wenn ich mir mal eine Flasche Bier raufhole. Weibergehirn! Jetzt bin ich gerechtfertigt, ich habe eben weiter gesehn als du, als es uns gut ging. Da steht unsere Reserve, unser Notgroschen."
Meine Frau wirft mir dann nur einen Blick zu. Aber manchmal sagt sie auch, daß ein derartiger Weitblick eines sorgsamen Hausvaters uns noch an den Rand des Ruins brächte.
Es kommt aber auch vor, daß entweder gar keine Flaschen im Hause sind, oder daß das Pfandgeld nicht ausreicht. Dann muß man einen Schritt weiter gehn und sich aufopfern. Folgende Kombination kommt zustande: Unser Krämer wird von demselben Bierverlag mit Flaschen beliefert wie unser Gemüsehändler. Bei letzterem habe ich Kredit. Ich gehe also wie zufällig am Laden vorbei, dann wie in Dichtergedanken verloren hinein und murmle: „Ach, was mir einfällt, ich bekomme heute abend Besuch von Kollegen, schicken Sie mir doch zehn Flaschen Bier rauf!" — „Aber gewiß doch", sagt der Mann. Eine halbe Stunde später leuchten zehn braune Glasröhren vom Küchentisch und funkeln mich an. Noch leuchtender funkelt mich meine Frau an.
Zehn Flaschen Bier! Für einen zuviel! Ich rufe einen Freund an: „Komm rüber! Interessieren wir uns einmal für einen Bierverlag statt für die unverständigen Theater- und Buchverläge." Dann antwortete er: „Deine Werke sind so, daß sie überhaupt nur für einen Bierverlag in Frage kommen", erscheint aber, um mein Bier zu trinken und seine letzten Gedichte vorzulesen. Auch das muß ich mit in Kauf nehmen. Eine Stunde später schicke ich ein Nachbarskind zum Krämer: Es hätten sich wieder allerlei Flaschen angehäuft, er möchte das Pfandgeld rausrücken.
Dann übergebe ich meiner Frau eine Mark, eine runde Mark. Sie sagt kein Wort, setzt das Hütchen auf und holt Kindergrieß für unser Töchterchen oder Schwarzbrot, Schmalz und Rettich. Drinnen in der Stube singt mein Freund unmögliche Lieder, trank er doch fünf Flaschen Exportbier.
Aber soll ich die zehn Flaschen allein austrinken? Kann man dagegen an? Ist das solide, ist das kameradschaftlich? So opfert man sich auf. Was tut die Frau? Ist sie etwa dankbar? Bewundert sie männliche Kombinationsfähigkeit, Strategie und Taktik? Nichts von alledem. Alles, was sie sagt, ist, daß ich ein Trottel wäre. Der Krämer hätte neulich schon gebrummt, er müsse mehr Flaschen einlösen, als er je an uns verkauft habe.
Ist das logisch? Bekommt der Mann nicht Flasche für Flasche, die er abliefert, vom Bierverlag ersetzt? Hat nicht alles seine rechnerische Richtigkeit, wird nicht der Gemüsehändler bezahlt, wenn es an der Zeit ist? Man bleibt allein mit seinen Gedanken. Man muß wissen, daß man für Weib und Kind strebt, selbst wenn man einsam und unverstanden dasteht. Ich werde mich nicht beirren lassen und weiter meine Pflicht tun. Schlaf, Töchterchen, schlaf! Dein Vater sorgt für dich, daß du immer Grieß und Milch hast! Die Mutter kann eben nicht rechnen! Ho.

Lieber Simplicissimus!

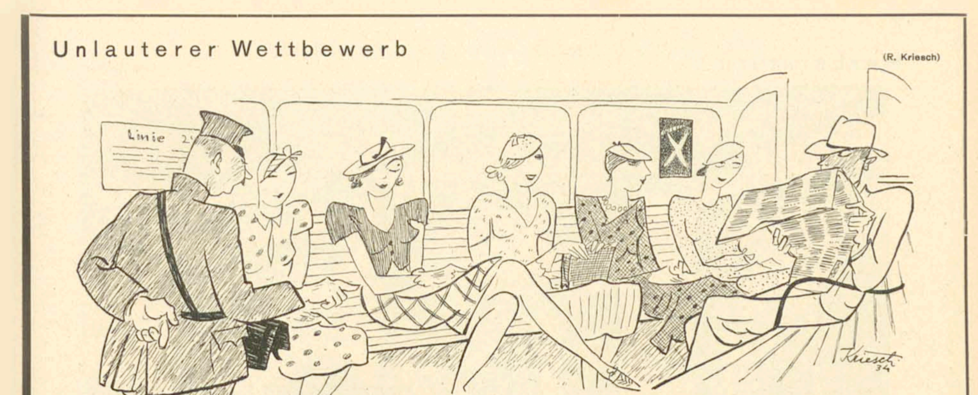
Der Lautsprecher des anderen erfreute mich jeglichen Tag, Stunde um Stunde. Ich ging zu dem Radiofreund, kam aber schön an!
„Wenn Ihnen mein Lautsprecher nicht paßt, ziehen Sie doch in die Nebenstraße!" sagte er.
Ich seufzte ergeben: „Ich wohne ja schon in der Nebenstraße!" und ging.

Schlimmes Omen

(Toni Bichl)



„Denken S' Ihnen nur, mei Mo trinkt auf d' Nacht jetzt allweil an Tee." — „Wos? Ja, da tät i doch amal den Dokter hol'n!"



„Sie, Fräulein, tean S' d' Hax'n runter, Sie verstoßen gegen das Werbegesetz!"

Lieber Simplicissimus!

In der Ehe meines Vetters ist ewiger Streit. Er beklagt sich zuweilen bitter darüber und schiebt dabei natürlich die Schuld auf seine Frau.

Neulich konnte ich mich nicht enthalten, ihm zu sagen, daß er meines Erachtens genau so rechthaberisch sei wie seine Frau.

Er nahm es mir wider Erwarten nicht übel. Aber er machte mich auf einen kleinen Unterschied aufmerksam. „Ich bemühe mich", sagte er, „bei diesen Auseinandersetzungen stets gewissenhaft, recht zu haben; aber sie ist nur darauf aus, recht zu behalten."

*

Herbststürme

(Hilla Osswald)



Ein Mensch

Von Eugen Roth

Ein Mensch grüßt, als ein Mann von Welt,
Wen man ihm einmal vorgestellt.
Er trifft denselben äußerst spärlich,
Wenn's hochkommt, drei- bis viermal jährlich.
Und man begrinst sich, hohl und heiter,
Und geht dann seines Weges weiter.
Doch einmal kommt ein schlechter Tag,
Wo just der Mensch nicht grinsen mag,
Und er geht stumm und starr vorbei,
Als ob er ganz wer andrer sei.
Doch solche Unart rächt sich kläglich:
Von Stund an trifft er jenen täglich.

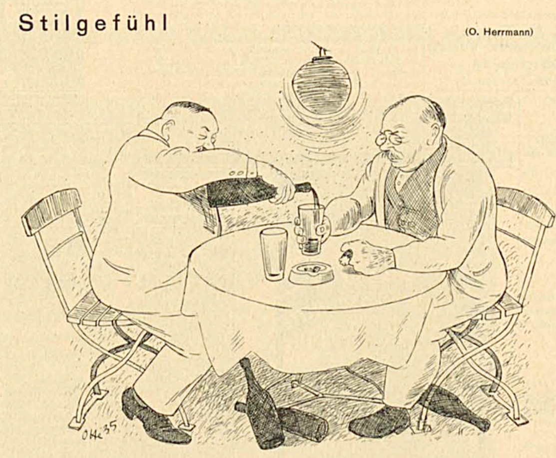
Die Galosche

Von Michaíl Soschtschenko

In der Moskauer Trambahn eine Galosche zu verlieren kann einem natürlich sehr leicht passieren. Besonders wenn von der Seite jemand herdrückt und einem gleichzeitig von hinten irgendein Flegel auf die Ferse steigt,—schon ist die Galosche weg.
Eine Galosche verlieren — wirklich eine Kleinigkeit.
Meine Galosche war weg auf eins, zwei, schneller als bis ich „ach" sagen konnte. Wie ich in die Trambahn einstieg, waren beide Galoschen noch an ihrem Platz, ich weiß es noch wie eben. Als ich absprang, hab' ich sogar noch mit der Hand nachgefühlt, ob ich beide hatte.
Wie ich aussteige, seh' ich: die eine Galosche, die liebe, ist noch da, aber die andere ist weg. Der Stiefel ist da, auch der Socken, seh ich, ist noch da, und die Unterhose ist an ihrem Platz. Aber die Galosche ist weg.
Der Trambahn kann man natürlich nicht nachlaufen. Ich wickelte die übriggebliebene Galosche in eine Zeitung und ging so. Nach der Arbeit, dachte ich, mach ich mich auf die Suche. Nur ja keine Ware verlieren! Irgendwo wird sie schon zum Vorschein kommen.
Nach meiner Arbeit begann ich mit dem Suchen. Als erstes beriet ich mich mit einem Trambahnwagenführer, den ich kannte. Der hat mir schon solche Hoffnung gemacht! „Du kannst von Glück reden", sagte er, „daß du's in der Trambahn verloren hast. Da hast du schon Dusel gehabt", sagte er, „daß du's ausgerechnet in der Trambahn verloren hast. An einem andern öffentlichen Platz würd' ich nicht garantieren, aber in der Trambahn was verlieren — eine heiligsichere Sache! Wir haben ein eigenes Fundbüro. Da gehst du hin und holst dir's. Heiligsichere Sache!"
„Heißen Dank", sagte ich. „Mir fällt wirklich ein Stein vom Herzen. Die Galosche ist nämlich noch fast ganz neu. Ich trage sie erst das dritte Jahr."
Am nächsten Tag ging ich zum Fundbüro.
„Brüderchen", sag ich, „kann ich nicht meine Galosche wieder haben? In der Trambahn haben sie sie mir runtergetreten."
„Möglich", sagen sie. „Was für eine Galosche?"
„Eine ganz gewöhnliche", sag ich. „Nummer zwölf."
„Von Nummer zwölf", sagen sie, „haben wir ungefähr zwölftausend. Was für Merkmale?"
„Ganz gewöhnliche Merkmale", sag ich. „Die Ferse ist natürlich zerfetzt, und innen ist kein Filz mehr, der ist schon weggewetzt."
„Solche Galoschen", sagen sie, „haben wir immer noch mehr als tausend. Gibt's keine besonderen Kennzeichen?"
„Doch", sag ich, „besondere Kennzeichen gibt's auch. Die Kappe, die ist gewissermaßen ganz weggerissen, die hängt grade noch so dran. Absatz ist fast keiner mehr da", sag ich, „der Absatz, der ist abgelaufen. Aber die Seitenteile sind noch gar nicht schlimm, die halten noch eine Zeitlang."
„Setz dich dort hin", sagen sie. „Gleich wird nachgeschaut."
Und plötzlich bringt man meine Galosche daher! Da hab' ich mich also wahnsinnig gefreut! Direkt gerührt war ich. Fabelhaft, dachte ich, wie der Apparat arbeitet. Was für ideenreiche Menschen! Wieviel Mühe haben sie sich gemacht wegen der einen Galosche!
Ich sage zu ihnen: „Meine Freunde", sag ich, „ich danke euch bis ans Grab. Gebt sie mir nur her, ich will sie gleich anziehen. Herzlichen Dank!"
„Nein", sagen sie, „werter Genosse, hergeben können wir sie nicht. Wir wissen ja gar nicht, vielleicht haben's nicht Sie verloren."
„Freilich", sag ich, „hab' ich's verloren. Seid ihr wahnsinnig geworden?"
Sie sagen: „Wir wollen's ja glauben, und haben auch volles Verständnis dafür, es ist sehr wahrscheinlich, daß du diese Galosche verloren hast. Aber hergeben können wir sie nicht. Bring eine Bestätigung, daß du wirklich die Galosche verloren hast. Deine Hausverwaltung soll diese Tatsache bescheinigen, dann werden wir dir ohne weitere Umstände aushändigen, was du gesetzlich verloren hast."
„Brüderchen", sag ich, „teuerste Genossen! In meinem Haus hat doch davon niemand eine Ahnung! So ein Papier wird man mir sicher nicht geben."
„Werden's dir schon geben", sagen sie. „Das ist ihre Sache, dazu sind sie ja da."
Ich warf noch einen Blick auf meine Galosche und ging. (Schluß auf Seite 358)

Stilgefühl

(O. Herrmann)



„Eigentlich paßt die Italienische Nacht gar net zum deutschen Mosel." — „Naa, weil's bald Tag werd!"

Annäherung um jeden Preis

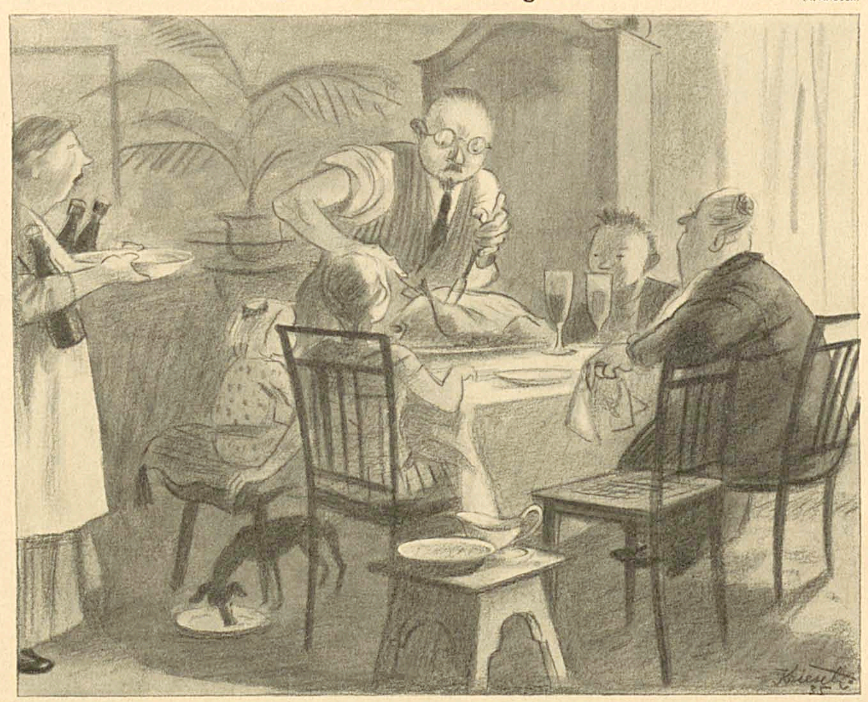
(E. Schilling)



„Es gibt nur zwei Fronten: Demokratie und Faschismus!" — „Ach ja, nenne mich deine Demokratie, süßer Herriot!"

Die Kirchweihgans

(R. Kriesch)



„Schlau ist das schon eingerichtet: wer tät' denn an Kirchweih denken, wenn's kein Ganserl gäb!" — „Nun, diesen Obolus kann man gern der Kirche zollen, vorausgesetzt, die Gans ist jung."

Die Galosche

(Schluß von Seite 356)

Am nächsten Tag ging ich zu unserm Hausvorstand. „Gib mir das Papier", sag ich. „Meine Galosche geht zugrunde."

„Hast du sie auch wirklich verloren?" sagt er. „Oder schwindelst du? Du willst dir wohl fremdes Volksgut aneignen?"

„Weiß Gott", sag ich, „ich hab' sie wirklich verloren."

„Dann schreib eine Erklärung", sagt er.

Ich sage: „Was soll ich denn schreiben?"

Er sagt: „Schreib: Am soundsovielten verlor ich eine Galosche. Und so weiter."

Ich schrieb die Erklärung. Einen Tag später erhielt ich die formelle Beglaubigung.

Mit dieser Beglaubigung ging ich zum Fundbüro. Und dort wurde mir, stellt euch vor, ohne Zaudern, ohne alle Scherereien meine Galosche herausgegeben. Als ich hineinschlüpfte, geriet ich in vollständige Rührung. Das ist ein Betrieb, dachte ich, wie der arbeitet! An welcher andern Stelle hätte man soviel Zeit verwendet auf meine Galosche! Andre hätten sie einfach runtergeworfen von der Trambahn und aus. Hier aber — eine ganze Woche hatte ich nicht mehr nachgefragt, und nun gibt man sie mir heraus. Das nenn ich Organisation!

Es war nur schade, daß ich inzwischen, während dieser Formalitäten, die andere Galosche verloren hatte. Ich hatte sie immer unterm Arm als Paket mit herumgetragen, und nun weiß ich nicht mehr, wo ich sie liegen ließ. Aber leider offenbar nicht in der Trambahn. Und wenn nicht in der Trambahn, dann ist es so gut wie aussichtslos. Wo sollte ich sie suchen?

Dafür blieb mir aber die eine Galosche. Ich stellte sie auf meine Kommode. Wenn ich mal schlechter Laune bin — einen Blick auf die Galosche, und mir wird leicht und froh ums Herz.

Vielleicht hätte ich diese Geschichte nicht erzählen sollen. Jetzt werden am Ende die Trambahner böse auf mich sein. Aber warum sollten sie? Sicher sind alle ihre Mängel inzwischen behoben worden, und jetzt werden bei ihnen die Galoschen wohl noch rascher herausgegeben. Übrigens habe ich schon lange nichts mehr verloren, so daß ich in dieser Hinsicht eure Neugier leider nicht befriedigen kann.

(Aus dem Russischen übertragen von Rolf Grashey)

Waldesfrieden

Von Arnold Krieger

Ging in den Wald, dort Frieden zu suchen,
aber mein Auge war allzu gewetzt:
sah dort den Lichtkampf hungernder Buchen,
zärtliche Birken von Milben bekrätzt.

Krebsige Schwären am Mark einer Kiefer,
Rabenbrut, johlend nach Fraß, im Geheck,
Moder und Mulm, durchtickt von Geziefer,
pendelnd im Grün eines Schädels Gebleck!

Raupen im Leimring; Schmarotzergewächse:
fand keine Elfe, auch keine Fee,
fand eine Fährte rotrauchender Kleckse,
rüdenumgiert ein verblutendes Reh.

Aus Gerichtsakten

Außer einem Bruche des linken Ober- und Unterarmes, der beiden Beine, einer Zertrümmerung der Schädeldecke und abgesehen von zahlreichen Quetschungen konnte der Kreisarzt Verletzungen an dem verunglückten Motorradfahrer nicht feststellen.

*

Ich als Hausherr ermahnte die zwei streitenden Mieter, sich ruhig zu verhalten, sonst werde die Polizei herbeigeholt und hinausgeworfen.

*

Die siebzehnjährige Tochter badete mit ihrem Vater, der bedeutend jünger aussieht, und noch dazu an einem verbotenen Platze.

In Rixdorf war Musike . . .

erzählt das „B. T." vom 10. 9. Den Bericht über das Fest beschließt der Satz: „Und Bruno Fritz, ein Aasager von Format, gab zu allem seinen stürmisch belachten Senf dazu."

Kleine Bemerkungen

Man sollte primitive Anschauungen nicht ohne weiteres für gesund halten.

*

Die beliebtesten Treffpunkte sind die Gemeinplätze.

oha

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11 Fernsprecher 296456, 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • DA. 13000 II. Vj. Fl. 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Fortschritt in Rußland

(Olaf Gulbransson)



„Sonderbar, als wir noch mit dem einfachen Pflug pflügten, hatten wir Brot . . .“

Das gute Weinjahr

(Wilhelm Schulz)



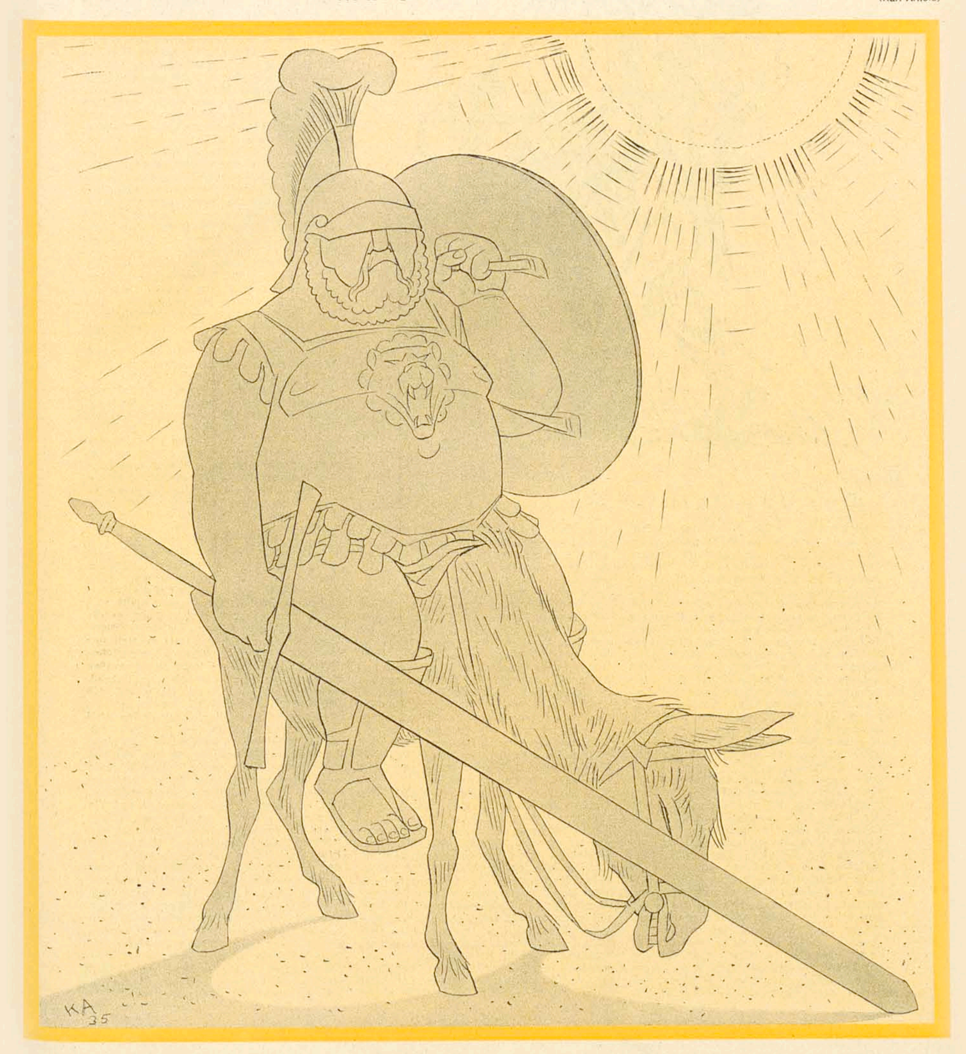
„Jaja, Sonne, du hast dir leicht getan — ich habe die Arbeit!“

München, 27. Oktober 1935 Preis 60 Pfennig 40. Jahrgang Nr. 31

SIMPLICISSIMUS

Mars in der Wüste

(Karl Arnold)



„Die Frage ist, wer am längsten schwitzt: ich hier oder die Diplomaten in Genf."

Musikanten

(L. v. Welden)



Der Überfall / Von Julius Lothar Schücking

François Villon, müde des Umherstreifens auf allen Landstraßen Frankreichs, voller Reue über manches lasterhaft vertane Jahr, ein wenig Angst auch im Nacken spürend bei dem Gedanken, daß er die Welt werde verlassen müssen, ohne für das Jenseits vorbereitet zu sein, beschloß, sich von den Genossen seiner Fahrten, den Vaganten und Scholaren, von den Dieben und Bettlern in der Hauptstadt, den Hehlern und den schlechten Mädchen zu scheiden. In die Heimat begab er sich deshalb, in eine kleine Stadt der Grafschaft Poitou, und fand dort bei seinen Verwandten nicht gerade freundliche Aufnahme. Aber das kümmerte ihn wenig, war er doch froh, ein Dach über seiner Glatze zu wissen und vor einem Tisch zu sitzen, unter den er die mageren Beine ausstrecken konnte.

Bald kam ihm die Lust zu neuen Versen. Aber nicht das Haar und die Haut gefälliger Frauen und nicht der flinke Witz der Habenichtse spornten ihn nun, mit der Feder einen Streifen Papiers zu bekritzeln. Nein, zur Ehre des Herrgotts, den sich geneigt zu machen jetzt höchste Zeit wurde, verfaßte er ein Spiel vom Leiden Christi in der Mundart seiner Heimat Poitou. Oftmals in Paris hatte er den Aufführungen solcher Schaustücke beigewohnt. Seine Berichte von diesen setzten die braven Bürger der Stadt in Erstaunen. Die Angesehensten versammelte er im Hause der Verwandten, die ihn plötzlich mit Achtung zu behandeln begannen. Und ihnen las er seine Dichtung vor. Man begeisterte sich daran. Man willigte ein, unter seiner Leitung eine Darstellung der heiligen Ereignisse zu wagen. Die Frauen freuten sich auf das Gepränge, das dabei entfaltet werden sollte. Die Männer berechneten im stillen, daß dieser und jener aus der Nachbarschaft sich neugierig einfinden und manches Silberstück dalassen werde.

Fieberhaft begann der Dichter mit der Arbeit. Jedem einzelnen sagte er seinen Anteil an den frommen Reden so lange vor, bis er ihn fest dem Gedächtnis eingeprägt hatte. Er ordnete die Aufzüge und Reigen. Er bestimmte die Gesänge und die Musik, welche erklingen sollte. Er gab an, wo und nach welchen Maßen das Brettergerüst aufzuschlagen sei. Er kümmerte sich endlich auch um die Kleider, die ein jeder anziehen mußte. Endlich fehlte nichts mehr als die Kutte oder das Meßgewand für den alten Nagelschmidt, welcher Gott den Vater vorzustellen hatte.

Viel Mühsal nahm François all diese Wochen hindurch auf sich. Viel Verdruß schluckte er hinunter. Dummheit und Hochmut ertrug er gelassen lächelnd. Nun also war er gar noch gezwungen, dem Abt Tappecoue einen Besuch abzustatten, um von ihm die fehlenden Gewänder zu erbitten. Das war ein harter Gang für den alten Mann. Tappecoue, er kannte ihn nur zu gut, war sein Spielgesell in der Knabenzeit gewesen, ein selbstgerechter dünkelhafter Bube, den er schon damals nie hatte leiden können. Aber voll der besten Vorsätze, demütig zu sein, und mit berechnend freundlicher Miene zog der Dichter die Glocke des Klosters, das eine halbe Stunde vor der Stadt auf einem Berge gelegen war. Man führte ihn zu dem Abt, der satt und behaglich in seinem Armstuhl saß, vor sich einen Tisch, beladen mit köstlichen Speisen. François machte eine Verbeugung und brachte sein Anliegen vor. Tappecoue ging gar nicht darauf ein, sondern redete salbungsvoll von Menschen, die ihr Leben in sündiger Lust vergeudeten, und anderen, die auf dem schmalen Pfade der Tugend geradewegs auf die Pforte des Paradieses zu wanderten, wobei seine dicken Finger die verlockend duftende Bratensauce mit einer feinen weißen Semmel behutsam auftunkten. Der Dichter versuchte, die Worte des Abtes gar nicht zu hören, ließ seine Augen über das Essen schweifen und dann, da ihm nichts angeboten wurde, durch das Zimmer, das mit allerlei Zierat prächtig ausstaffiert war. Der Abt befahl endlich den Tisch abzuräumen, wischte seinen fettigen Mund mit einem Tuche sauber, erhob sich und sagte, es könne natürlich gar keine Rede davon sein, daß ein geistliches Gewand für ein Possenspiel auf dem Markt hergeliehen würde. François versicherte, es handele sich ja nicht um eine Fastnachtsmummerei oder liederliche Schaustellung, sondern um ein Unternehmen zur Ehre des Höchsten, und in Paris geschähe immer, worum er bitte. Tappecoue jedoch erwiderte, das sei ihm unbekannt, und in Paris geschähe überhaupt mancherlei, wovon ein gottesfürchtiges Herz nichts wisse.

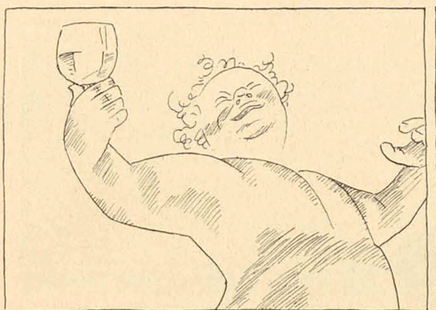
Unverrichteter Dinge also mußte der Bittsteller heimkehren. Ohnmächtiger Zorn ergriff ihn und eine tiefe Trauer: Denn die Himmelstür, die er sich durch sein dem Herrn wohlgefälliges Werk schon beinahe geöffnet hatte, schien ihm nun fester verschlossen denn ehemals. Alles war bereitet, sollte der große Plan allein an dem Mangel eines einzigen notwendigen Kleides scheitern? Grübelnd betrachtete er die Teufelsmaske, die er mit eigenen Fingern kunstreich aus Holz geschnitzt hatte für jenen Bäckergesellen, der den Fürsten der Hölle spielen sollte. Plötzlich kam ihm ein Einfall. Frohlockend warf er Groll und Schmerz von seinem Gemüt. Und als gerade in diesem Augenblick die Tochter des Nagelschmidts erschien, um nach der Kutte zu fragen, sagte er, am Morgen des Tages der Aufführung werde eine solche ganz bestimmt vorhanden sein.

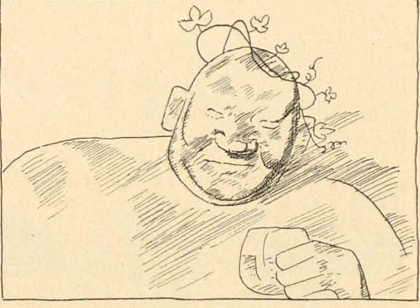
François wußte, der Abt ritt regelmäßig am Sonnabend auf der Klosterstute nach Saint-Ligaire, um Almosen zu sammeln, und kam erst in der Dämmerung zurück. Er verschaffte sich das Fell eines Ochsen von einem Metzgermeister und hüllte sich darin ein. Vor sein Gesicht band er die Teufelsmaske mit den großen Hörnern. Dann nahm er Pech und Harz zu sich, das in Brand gesteckt einen abscheulichen Geruch verbreitet, und legte sich dermaßen ausgerüstet, neben dem Weg nach Saint-Ligaire auf die Lauer. Selig will ich sterben, den Himmel mir erwerben . . ., die Melodie des alten Kinderliedes pfiff er vor sich hin, als ihm die Zeit lang wurde, während er im Graben lag. Wenn er in dieser Verkleidung vor den Abt trat und dessen Kutte forderte, gewiß würde der furchtsame sie dem Satan nicht verweigern, die Aufführung konnte stattfinden, und François durfte, vertrauend auf die Gnade des Höchsten, der Auflösung seines Fleisches entgegensehen. Da trottete das Rößlein des Abtes heran. Hoch sprang François, zündete das mitgebrachte Pech an, schwang eine Forke drohend in der Faust und stellte sich grimmig prustend und schnaufend dem Abt in den Weg. Der aber, von fürchterlichem Entsetzen gepackt, stieß die unbewehrten Hacken seinem Tiere in die Seiten, schrie jämmerlich und rief alle Heiligen zu Hilfe. Der Gaul, durch den Gestank, den sonderbaren Fremdling und das Geschrei des Reiters völlig verwirrt, raste im Galopp quer feldein, so daß der Abt aus dem Sattel

(Schluß auf Seite 365)

Vom Alten zum Neuen

(Olaf Gulbransson)





Der Alte ist noch lang nicht aus,
da stürmt der Neue schon ins Haus:
er sei viel süffiger und besser!
. . . Schon recht. Jedoch — wo sind die Fässer?

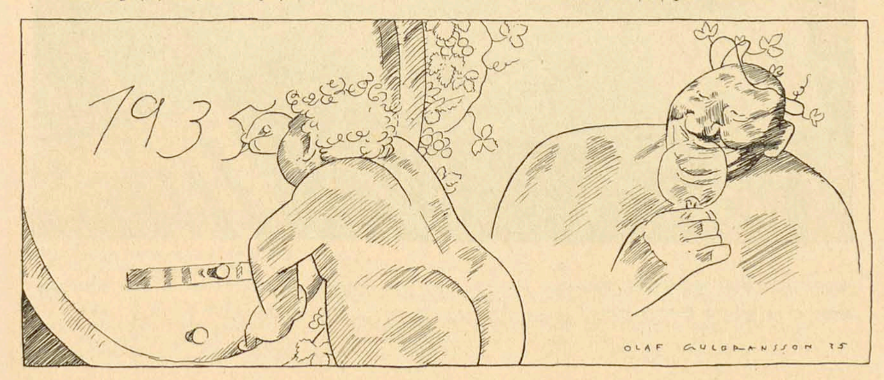
Wie wird am pfiffigsten ersetzt
der Wein von einst durch den von jetzt?
Mich dünkt, wir dürfen nicht versäumen,
die Restbestände wegzuräumen.





Der Modus, wie man dieses macht,
erfreut sich, weil althergebracht,
der allgemeinsten Sympathieen
und läßt sich mühelos vollziehen.

Ein Mißverständnis gibt's da kaum.
Drum nutzt die Zeit, so schafft ihr Raum!
Und schreibt mit Kreide drauf als Datum:
Eins neun drei fünf post Christum natum!



Nach dem Sturm

(E. Thöny)



„Nun, wie haben Sie es überstanden, Herr Pastor?" — „Danke, es geht — — — aber man war beinahe zu sehr in Gottes Hand!"

Der Überfall

(Schluß von Seite 362)

stürzte. François lief zu ihm. Tappecoue aber hatte das Genick gebrochen. Der feiste Kamerad aus der Knabenzeit dauerte ihn. Zugleich aber fühlte er Ärger und Unwillen. Das Ochsenfell riß er sich vom Leibe, und die Larve warf er in das Gras, das der Abendtau bereits genäßt hatte. Dem Toten durfte er die Kutte nicht fortnehmen, und in die Stadt konnte er nicht zurück. Man hätte ihn dort für einen Mörder gehalten. Alle Mühseligkeit der vergangenen Woche, jeder demütige Bückling vor der Bürger Türen war umsonst gewesen. Der Herrgott wollte sein Opfer nicht.

François richtete sich auf und sah zum Firmament empor, das mit Sternen spärlich erst besetzt war. Ein kühler Wind fuhr über seinen Schädel. Ihn fror. Er zog seine Mütze aus dem Wams und begann dann langsam zur Landstraße zurück zu stapfen. Recht hat er, der da oben, zog es ihm durch den Sinn. Nicht allwissend wäre er, wenn er meine Komödie ernst genommen hätte, und mir stünde es übel an, seine Gunst durch ein listiges Gaukelspiel zu erschleichen. Ja, ich verstehe dich wohl. Wie einer gelebt hat, so soll er sterben! Und er beschleunigte den Schritt, um sich warm zu laufen, und spitzte die Lippen zu einem jener Liedlein, die sein Andenken bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Ein Mensch

Von Eugen Roth

Ein Mensch wollt' sich ein Weib erringen,
Doch leider konnt's ihm nicht gelingen.
Er ließ sich drum vor weitern Taten
Von Frau'n und Männern wohl beraten:
„Nur nicht gleich küssen, tätscheln, tappen!"
„Greif herzhaft zu, dann muß es schnappen!"
„Laß deine ernste Absicht spüren!"
„Sei leicht und wahllos im Verführen!"
„Der Seele Reichtum lege bloß!"
„Sei scheinbar kalt und rücksichtslos!"
Der Mensch hat alles durchgeprobt,
Hat hier sich ehrenhaft verlobt,
Hat dort sich süß herangeplaudert,
Hat zugegriffen und gezaudert,
Hat Furcht und Mitleid auferweckt,
Hat sich verschwiegen, sich entdeckt,
War zärtlich kühn, war reiner Tor,
Doch wie er's machte — er verlor.
Zwar stimmte jeder Rat genau,
Doch jeweils nicht für jede Frau.

Verblichene Sensation

(E. Wallenburger)



„Wozu einen neuen Trick? Wir haben uns doch in die Emigrantenrolle so gut eingespielt?" — „Idiot! Aber es interessiert doch keinen Menschen mehr!"

Fundstück

„Sonntagsgruß" vom 7. Juli 1935 aus W . . .:

Urlaub des Pfarrers: Vom 7. Juli bis 5. August bin ich in Urlaub. Alle Meldungen, Geburten, Taufen, Trauungen, Beerdigungen betreffend, sind an Herrn E . . . (Liebfrauenkirchhof 4) zu richten. Bibelstunden fallen während des Urlaubs aus, desgleichen die evangelischen Jugendstunden. Auch die Arbeit an den Frauen ruht. Die Kindergottesdienste finden regelmäßig im Anschluß an jeden Sonntagsgottesdienst statt.

Der Schein trügt

Brummer raucht dicke Zigarren.
„Mensch, Ihnen muß es aber gut gehen?"
„Nee", sagt Brummer, „wenn Sie wegen der Zigarren meinen? Die hab' ich nämlich in Zahlung nehmen müssen!"

Eifersucht

Max rumorte in der Wohnung umher. Wischte Staub, klopfte Kissen und scheuerte den Fußboden.
„Was machst denn du da?" frug Willi, sein Freund, der ihn besuchen kam.
„Meine Frau kommt von der Reise zurück."
„Ja, da hättest du dir doch für diese Arbeiten eine Aufwartefrau nehmen können?"
„Nee, nee", seufzte Max und griff zum Bohnerlappen, „eine so alte gibt's gar nicht!"

Lieber Simplicissimus!

Aus einem ländlichen Bezirk ging bei einer Behörde auf eine Anfrage bezüglich der Erfüllung der Bestimmungen der Ariergesetzgebung der folgende Bescheid ein: „Großeltern nicht gekannt, beide als Kinder gestorben."

*

Max lernt Erna kennen. Max fährt mit Erna über Land.
Vor einem Dorfwirtshaus machen sie halt. Der Wirt kommt händereibend heraus und tritt freudestrahlend an den Wagen. Dann aber fährt er enttäuscht zurück und wendet sich vorwurfsvoll an Max: „Was, schon wieder 'ne andere?"

Stilblüte

Die „Fränkische Zeitung" (Ansbacher Morgenblatt) schrieb kürzlich:
Der Bauer X. fuhr mit seinem Rade von A. nach B., als sich das Unglück in Form eines am Boden liegenden Brotlaibes nahte.

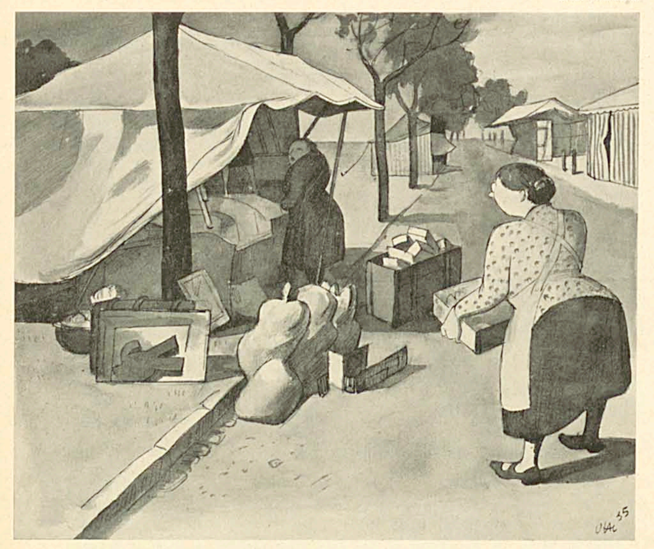
Dialog

Zwei Leipzigerinnen treffen sich morgens vor dem Fischladen:
„Nu, was ham Se denn gegooft?"
„Nu, bloß so e nackchen Beekling!"
„Nu, wenn där so nackch is, denn ziehn Se däm doch änne Padehose an!"

*

Trost

(Otto Herrmann)



„Na, Sie hab'n ooch keen Jeschäft jemacht, wat?" — „Ha' ick gar nich nötig, ick spiele in die Lotterie!"

Die Rache

Von Karl Bahnmüller

Es war damals, als ich noch jung war und grün und westwärts trampte dem Mississippi entgegen, den ich freilich nie erreichte, denn unterwegs traf ich Sten. Es war ein Mann, der mir gleich nicht gefallen wollte, aber zu jener Zeit konnte ich noch nicht nein sagen, und so ging ich mit nach Blacksters Farm, die an einem Hang lag, und man sah über endlose, bräunliche Weiden hinab auf die Stadt Brashville.

Vor Blackster, der uns brummend entgegenkam, wurde mir bang. „Wen hast du denn da mitgebracht?" fragte er und ging prüfend um mich herum, „was für ein Jüngelchen?"

„Er könnte dir helfen."

Blackster lachte, und ich wurde rot dabei. Sten aber sagte: „Was willst du denn, Mann, du kannst nicht allen und jeden nehmen. Der hier ist der Richtige. Ein Prachtkerl." Und dabei deutete er auf mich.

„Na denn", kam es aus Blackster, er wies mich ins Haus, und mir war nicht wohl zumute. Wohin, in aller Welt, war ich geraten? Auf der Farm war freilich nichts weiter zu bemerken, was nicht alle Leute hätte sehen dürfen.

Gleich am zweiten Abend machte ich mich fein und ging in Stens Laden. Der alte Blackster hatte mir Vorschuß gegeben, einen blanken Golddollar, und ich trank wieder mal ein Soda.

„Na, wie gefällt es dir denn da oben", fragte mich Sten. Dann nahm er mein Geldstück, aber er legte es gleich wieder zurück: „Falsch!"

Ich wurde verlegen und sagte, ich hätte es eben bekommen.

„Geben Sie es zurück", riet er mir, und ich ging kleinlaut davon.

Als ich ins Haus eintrat, lag Blackster noch im Schaukelstuhl. Ich erzählte ihm den Vorfall. Er machte ein erstauntes Gesicht und entschuldigte sich dann. Ich legte das Geldstück auf den Tisch und wandte mich um.

„Was ich noch sagen wollte", rief er mir nach, „dies ist eine verdammte Gegend. Es wird viel gestohlen hier, eine Bande treibt sich bei uns herum, die es auf das Vieh abgesehen hat. Sie schlachten es auf der Weide."

„Unerhört", meinte ich.

„Ja", gab er zurück, „aber jetzt haben wir Farmer einen Wachdienst eingerichtet. Heute sind wir an der Reihe. Nach Mitternacht wirst du mich ablösen."

Es mochte gegen zwei Uhr sein, als er mich weckte und mir eine Flinte auflud. Draußen war es stockduster. Es gab keine Sterne, und in den Farmen ringsum schlief man. Ich trippelte hinauf und hinab, an den Zäunen entlang, hörte den Wind im dürren Grase pfeifen, und die Hunde waren unruhig. Niemand kam und vergriff sich an den Kühen, die da weit zerstreut und wie große, schwarze Hügel lagen. Einmal glaubte ich einen Mann zu sehen, aber dann war es nur ein Pfahl. Danach mußte ich mich eine Weile setzen. Später begann ich zu singen. Als dann in der Richtung von Blacksters Haus ein Licht aufglühte, hatte ich Lust, loszurennen. Doch ich blieb, schon darum, weil ich morgen in aller Frühe meinem Freund, dem Seidel Fritz, der drüben über dem großen Wasser noch immer denselben Drehstuhl drückte, eine Karte schreiben wollte. — „Stand auf Posten in dunkler Prärienacht", würde darauf zu lesen sein. Er sollte sich ärgern, der Feigling. Das Licht aber glühte noch immer, und es ließ mir keine Ruhe. Ich ging ihm mit weichen Knieen entgegen. Es war die Lampe in Missis Blacksters Küche.

Ich hörte, wie drinnen geredet wurde. Blackster sagte: „Du hast schlecht geliefert diesmal."

Eine Weile später ging die Tür auf. Es war nicht Blackster, der da heraustrat. Es war Sten. Da, wo aus dem Fenster ein Lichtstrahl brach, blieb er stehen, und sein Gebaren war seltsam. Er drehte eine Münze zwischen seinen Fingern. Dann ließ er sie auf einen Stein fallen, und dann biß er darauf. Ein zischend herausgestoßener Fluch gegen Blackster schlug ans Fenster.

Ich räusperte mich. Blitzschnell fuhr Sten herum, und dann sagte er: „Ach, du bist's, Junge!"

„Was gibt es denn, Mister Sten?" fragte ich.

„Eine Gemeinheit, aber gewissen Leuten werden noch einmal die Augen übergehen."

Ich wußte noch nicht, was ich von all dem halten sollte: „Aber Sie sind doch mit Blackster befreundet!"

„Schöner Freund! Jetzt hat er den falschen Golddollar mir aufgedreht. Was sagst du dazu?"

Ich schüttelte den Kopf.

Am nächsten Morgen mußte ich nach Brashville fahren.

„Sei vorsichtig", brummte Blackster, als wir die Körbe verluden, „es sind Eier darin."

Ich fuhr in tausend Ängsten los, nahm die Ecken in weiten Bogen und kam schweißnaß vor Parkers Hotel an.

„Eier?" fragte der Koch, „Eier haben Sie gebracht?" Sein italienisches Gesicht sah dumm aus, „habe keine Eier bestellt."

„Aber Mister Blackster sagte doch . . ."

„Von Blackster? Das ist etwas anderes. Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?"

Er ließ mir etwas zu trinken geben und befahl einem dicken Iren, meine Fuhre in die Küche zu schaffen. Der griff fest zu. Ich warnte ihn, sagte etwas von viel zuviel Eierkuchen; er jedoch schrie, es gäbe heute Rinderbraten zum Mittagessen. Da ging mir ein Licht auf, und am liebsten wäre ich gleich fortgelaufen. Sten und Blackster sollten ihr Fleischgeschäft nur allein machen. Aber da muß mich der Hafer gestochen haben, ich stieg in den Ford und fuhr zurück nach der Farm.

Etliche Tage später mußte ich wieder die Wache halten, und in der Frühe verluden wir drei Körbe, worin auch diesmal Eier sein sollten. Ich grinste. Unterdessen kam Missis Blackster angelaufen, und sie und Blackster tuschelten miteinander. Dann rannten sie auf die Weide hinter dem Haus. Ich höre noch heute, wie Blackster schimpfte und tobte. Er war wie besessen. Sie aber lachte kreischend. „Du Narr!“ grölte sie, „läßt dir die eigene Kuh verkaufen.“
Mit einem Male erschien er wieder, stürzte sich auf die Körbe und riß einen Deckel auf. Es waren keine Eier darin. Das nicht, sondern die Haut einer Kuh. Blackster bekam keine Luft mehr. Es war wirklich die Haut seiner eigenen Kuh.
Ich lachte schallend. Dies reizte indes Missis Blackster. Sie ging mit ihren Krallen auf mich los: „Wer hat hier Wache gestanden“, schrie sie, „he?“ Da wurde mir bange, und ich verschwand sehr schnell, trampte ostwärts und sehnte mich nach einem Drehstuhl und nach einem Federhalter.

Kleine Bemerkung

Die Geschichte des Menschen beginnt mit einem Feigenblatt und endet mit einem Konfektionsanzug.

oha

Die amerikanische Tante Adelheid

Von Anton Schnack

Die vornehme Mrs. Shining, genannt Tante Adelheid,
Besaß in Montreal große Hotels.
Zu Besuch kam sie, funkelnd in Schmuck und Pelz,
Und erschütterte sehr die ländliche Einfachheit.

Ich wünschte, daß ein Indianer aus den Koffern spränge
Und einen herrlich geschnitzten Bogen spanne,
Aber es quollen heraus nur Kleider und reiches Gepränge.
Und ich wußte: die Indianer sind tot, leer die Savanne.

Was sie zurückließ, waren Betäubung und Unzufriedenheit:
Die Augen des Vaters wurden vor Weltsehnsucht weit,
Der Mutter gefiel nicht mehr ihr wollenes Kleid,
Ich trauerte um das Kanada der grausamen Indianerzeit.

Fundstück

Aus einem Prospekt:

Ruine Leonrod,

ein seit 1651 ruinöses Bauwerk. Hoch ragen alleinstehende Giebelmauern, von malerischen Baumgruppen umgeben, empor, stimmungsvolle Bilder entzaubernd. Versunkene Jahrhunderte kauern in den Winkeln und Ecken der stillen Räume, die den Himmel zur Decke haben. Eine andere Zeit entsteht vor unserem geistigen Auge, wenn man über Steinwerk stolpert und in finsteren Gelassen sucht.

Aus der Schule

Die Kinder haben eine Menge Fragen auf aus dem Katechismus. Die elfjährige Gertrud quält sich tüchtig damit und sagt immer wieder die Fragen und Antworten laut her. Der Mutter aber wird es allmählich zu viel, und sie ruft nervös: „Gertrud, kannst du es denn noch immer nicht?“
„Doch, Mutti“, sagt Gertrud, „alles; bloß mit der Keuschheit hapert's noch.“

*

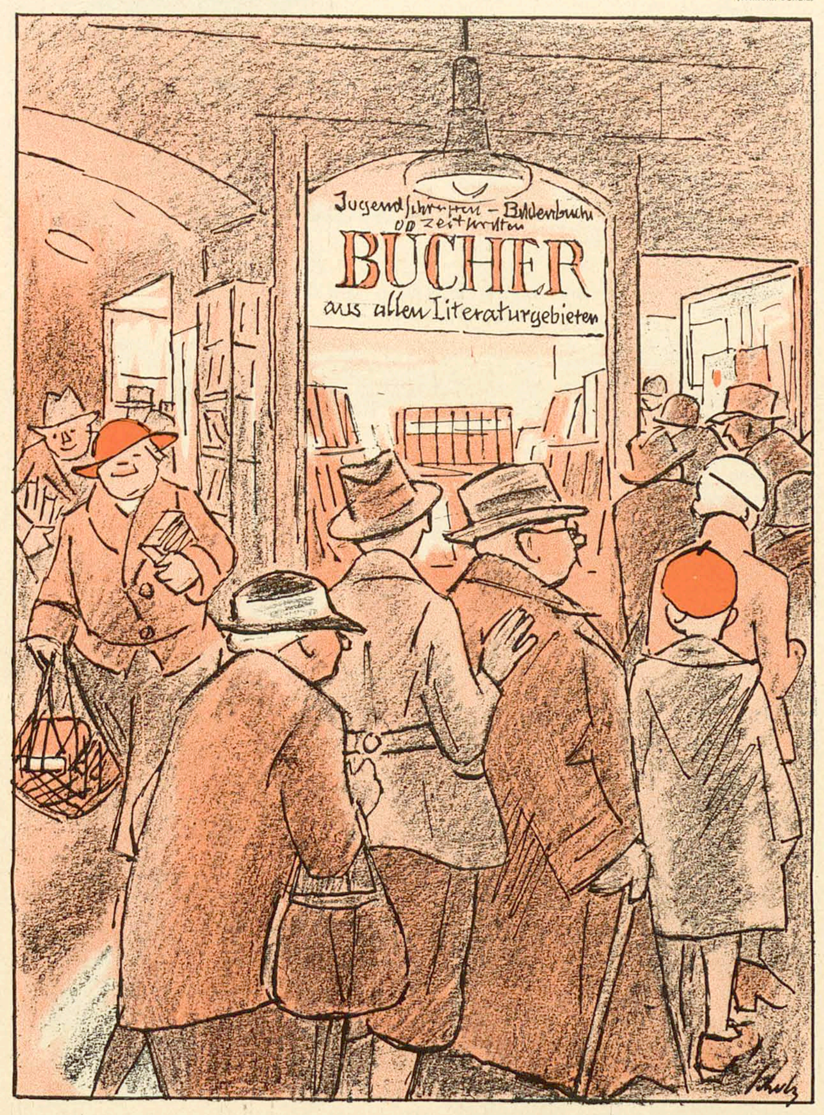
Nach Tisch



„Wahnsinnig, heute noch Walzer zu tanzen!“ — „Picasso soll auch nicht mehr kubisch malen.“ — „Einstein hält fest an seiner Formel.“ — „Aber den Arbeitern sollte man helfen, Vorträge halten und so.“ — „Übrigens, waren Sie bei Rudolf Steiner?“ — „Aber Kinder, zu Dombrowski müßt ihr gehen! Die neuen Sommermodelle: blendend!“ — — —

Der Traum des Dichters

(Wilhelm Schulz)



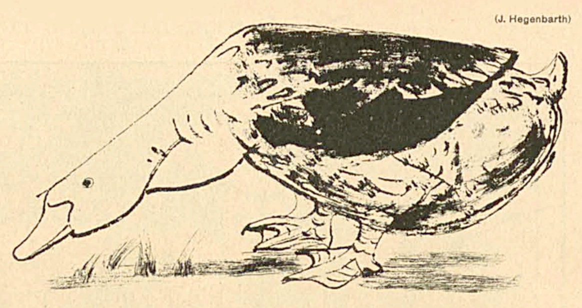
Mit Recht ist man gegen den Unfug der Schlangenbildung vor Buttergeschäften eingeschritten. Die neue Losung: „Hamstert Bücher“ wird allgemein mit stürmischer Begeisterung aufgegriffen.

Für Maßlose

Von Eugen Roth

Ein Mensch, der manches liebe Jahr
Zufrieden mit dem Dasein war,
Kriegt eines Tages einen Koller
Und möchte alles wirkungsvoller.
Auf einmal ist kein Mann ihm klug,
Ist keine Frau ihm schön genug.
Die Träume sollten kühner sein,
Die Bäume sollten grüner sein.
Schal dünkt ihn jede Liebeswonne,
Fahl scheint ihm schließlich selbst die Sonne.
Jedoch die Welt sich ihm verweigert,
Je mehr er seine Wünsche steigert.
Er gibt nicht nach, und er rumort,
Bis er die Daseinsschicht durchbohrt.
Da ist es endlich ihm geglückt —
Doch seitdem ist der Mensch verrückt.

(J. Hegenbarth)



Es wird zu wenig gedichtet!

Von Eligius Döllerer

Es nützt nichts: aber ich muß heute einmal streng sachlich über eine Angelegenheit reden, die mir schon lange am Herzen liegt und mit der ich viel Gutes anzustiften vermeine. Etwa so:

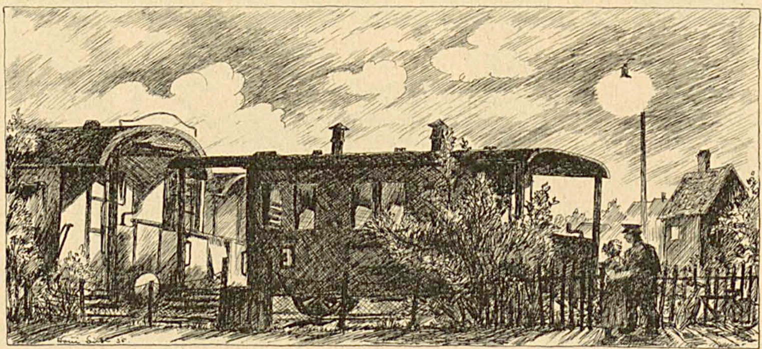
Man spricht und schreibt gerade in unseren Tagen so unendlich viel von der geistigen Neuorientierung, von der Notwendigkeit einer gesteigerten Produktion, von der Vertiefung unseres Innenlebens. Mit vollem Recht. Doch scheitern manch vielverheißende Anläufe dazu an unserer materiellen Hilflosigkeit, am Kostenpunkt. Da möchte ich denn nun eine Beschäftigung empfehlen, die in den letzten Jahrzehnten sehr mit Unrecht außer Übung gekommen ist, den Betrieb der Dichtkunst. Und zwar nicht als Monopol einzelner Bevorzugter — ich denke vielmehr an die Dichtkunst als Gemeingut aller, an ihren Betrieb als Hausindustrie. Gerade heute sind die Voraussetzungen hiefür bei den stets wachsenden Bücherpreisen recht günstige. Die Betriebskosten sind geradezu unbeträchtlich, der Rohstoff steht in unbegrenzter Menge zur Verfügung. Wer da frisch zugreift, wird mit etwas Fleiß und gutem Willen auch bei mäßiger Begabung Stunden reinster Freude erleben. Wir wollen sie also wieder aufleben lassen, die fromme erhebende Sitte unserer Vorfahren, da jeder Onkel, jede Tante zum Amtsjubiläum, beim Geburtstag ihr Gedicht im Topfe hatten. Ich will damit beileibe nicht ankämpfen gegen die Anfertigung von Uhrständern und Photographierahmen und all die andern schönen Erzeugnisse einer laubsägensreichen Tätigkeit. Doch haben diese als Werke der Kunstindustrie mit der wahren Dichtkunst doch nur einen mehr losen Zusammenhang und können bei aller Sparsamkeit besonders heute auch nicht so billig hergestellt werden, wie ein gutes, haltbares Gedicht. Also „dichte dir selbst“ sei förderhin der Wahlspruch jedes guten, sparsamen Bürgerhauses. Man lasse sich, einmal dazu entschlossen, nicht abschrecken durch die veraltete Annahme, als ob das Dichten „schwer“ sei. Man glaube auch nicht der dunklen Versicherung vieler Berufspoeten und abgebrühter Professionals, als ob das Dichten Schmerz bereite, als ob sie darunter litten, wie etwa unter Zahnweh oder Bauchgrimmen. Keine Spur davon. Sonst täten sie's nicht. Und sie sind doch noch immer mit großer Beharrlichkeit dahin zurückgekehrt. Nein! Die das vorgeben, haben, von schnödem Geschäftsneid abgesehen, einfach nicht Selbstlosigkeit genug, auch andere an ihren geheimen Belustigungen teilnehmen zu lassen.

Was soll man dichten? Das ist im allgemeinen nicht so wichtig, das hängt weniger von der Begabung als vom Wunsch oder Zweck oder der Zeit, die man darauf verwenden will, ab. Eine leicht verständliche Anleitung hiezu findet jeder Interessent in meinem Büchlein: „Der kleine Goethe oder Was soll ich dichten? Ein Leitfaden für Anfänger, mit angeschlossenem Reimlexion für die gangbarsten Dichtungsarten“ (Verlag Nirgendwo). Erfahrungsgemäß empfehlen sich vor allem Gedichte zu lokalen Anlässen, Wohltätigkeitsfesten, Vereinsjubiläen, beim Eintritt einer neuen Jahreszeit, zu Ostern, Weihnachten, Neujahr usw.

Um aber auf's Besondere einzugehen, sei vor allem eine Grundregel festgelegt: Das Wichtigste am Gedicht ist der Reim. Die Gedanken finden sich dann leicht nebenbei und wie von selbst. Wem es also nicht möglich ist, meinen oben empfohlenen Leitfaden oder ein anderes praktisch zusammengestelltes Reimlexikon, wie deren jeder Sortimenter in mäßiger Preislage führt, anzuschaffen, der kann aus bereits vorhandenen brauchbaren älteren Gedichten mit Schere und Kleister leicht und billig ein für die ersten Bedürfnisse vollkommen ausreichendes Dichterbuch zusammenstellen. Und gerade den Minderbemittelten habe ich mit meinen Anregungen im Auge. Scheint es ja doch, als ob die Verbindung von Armut und Dichtkunst einen besonders fesselnden Reiz aufs Publikum ausübte.

Immerhin dürften zum Kapitel „Reim“ noch einige besondere Winke willkommen sein, soweit sie nicht ohnehin schon empirisch bekannt sind. Es kommt immer wieder vor, daß zu einem Reim der zweite fehlt. Da

(Toni Bichl)



Das Alibi: „Ob i in Dinglsdorf aa a G'spusi hab? Aber, i bitt di, Staserl, da ham mir doch allweil nur zwoa Minut'n Aufenthalt!“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11 Fernsprecher 296456, 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 13000 II. Vj. Pl. 3 ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

führt denn nun ein kleiner Kunstgriff zum Ziele, der sich mir immer wieder bewährt hat. Man gehe rasch alle gleichklingenden Worte unter beständigem Wechsel der Konsonanten durch und findet auf solche einfache Weise leicht den gesuchten Reim. Dabei kann es allerdings vorkommen, daß man vom gewollten Gedanken abgleitet. Doch das verschlägt nicht. Im Gegenteil; man wird oft froh überrascht sein, welch artige Sachen gerade auf diese Weise zustande kommen. Um mit dem Dichten rascher vorwärtszukommen, bedient man sich seit langem der Versfüße. Deren gibt es kurze und lange. Doch ist die Ansicht, daß man mit letzteren rascher ans Ziel komme, heute wohl völlig unhaltbar. Im Gegenteil wird einem grazievollen Wechsel von langen und kurzen vom Publikum erfahrungsgemäß der Vorzug gegeben.
Wie lang soll nun ein Gedicht sein? Im allgemeinen: je länger, desto besser. Doch hängt dies wohl auch von der verfügbaren Zeit, vom Raum und der Umgebung und anderen — Nebenumständen ab. Denn wenn Zeit und Raum im allgemeinen auch als ewig gelten, so empfiehlt sich doch eine gewisse Beschränkung, der schon die allgemeine Gepflogenheit entgegenkommt. Lyrische Gedichte, Sonette usw. etwa fingerlang, Balladen, patriotische Gedichte etwa spannenlang bis zu einem Viertelmeter (Der Kampf mit dem Drachen u. a.). Das Epos endlich, eine gerade von jungen Dichtern bevorzugte Dichtungsart, bietet eine fast unbegrenzte Möglichkeit zu dichten und kann daher zur gelegentlichen Einübung nur empfohlen werden. Aber im allgemeinen dürften zwei bis drei Seiten für bescheidene Anlässe genügen.
Und noch eins: Es hat sich in letzter Zeit wieder der Unfug eingeschlichen, reimlose Gedichte anzufertigen. Das ist im Grunde nur eine Wiederholung älterer Versuche, zum Beispiel in Klopstocks Oden. Doch stammen diese bekanntlich noch aus einer Zeit, in der die Dichtkunst überhaupt recht im argen lag, das Aufsuchen entsprechender Reime gar sehr umständlich und mühsam und noch lange nicht Gemeingut aller Gebildeten war.
Eine Grundbedingung, deren Erfüllung man unter gar keinen Umständen außer acht lassen soll, ist, daß jedes vollzogene Gedicht alsbald gedruckt werde. Dazu scheue man keinen Weg. Man wende sich auch vertrauensvoll an einen älteren erfahrenen Dichter. Außerdem sind die Kunstreferenten unserer angesehensten Blätter stets hochbeglückt und mit Vergnügen bereit, eingesandte Gedichte stundenlang zu überprüfen, sorgfältig zu feilen, Schreibfehler auszumerzen, ausführliche briefliche Ratschläge zu erteilen und natürlich auch einen seriösen Verleger zu besorgen. Ich selbst bin leider durch meine eigene andauernde Beschäftigung verhindert, mich solch ehrenvollem und auch unterhaltendem Amte . . . zu unterziehen. Sollten sich aber trotz alledem der augenblicklichen Veröffentlichung der angefertigten Gedichte Hindernisse in den Weg stellen, so bietet das Vorlesen eigener Gedichte dem Verfasser wie den Zuhörern erfahrungsgemäß eine Quelle reinsten Genusses. Man lasse sich beileibe nicht abschrecken durch die hämische Angabe einzelner Kunstbanausen, als ob dies nur dem Verfasser ein einseitiges Vergnügen bereite. Und selbst, wenn dem so wäre! Der frenetische Beifall der Verwandten und Untergebenen sei ihm ein froher Ansporn, sich vom einmal betretenen Wege nicht abbringen zu lassen.
Man versäume also nicht den zum Dichten außerordentlich geeigneten Herbst, schneide sich einige Bogen feinen reinen Konzeptpapiers, nehme eine gute, für Lyrik nicht zu harte Feder und fange getrost an. Es geht!

Der Großen Name

Von Fritz Knöller

Lange noch wie der Sonne Haupt im Mittag,
aufrecht flammt der Großen Name.
Aber der Kleinen gedenkt keiner. Rauch ist
ihr Lauf.
Geschlechter stehn auf und vergehn. Tag-
gleich ihr Weg.
Wie Schattenschritt der Nacht. Wie Regen
silbern und der Sonne Goldstab.
Wie Wolken unterm bleiernen Mond.
Doch lange noch hallet der Großen Name
donnerschwer nach!

Der Genießer

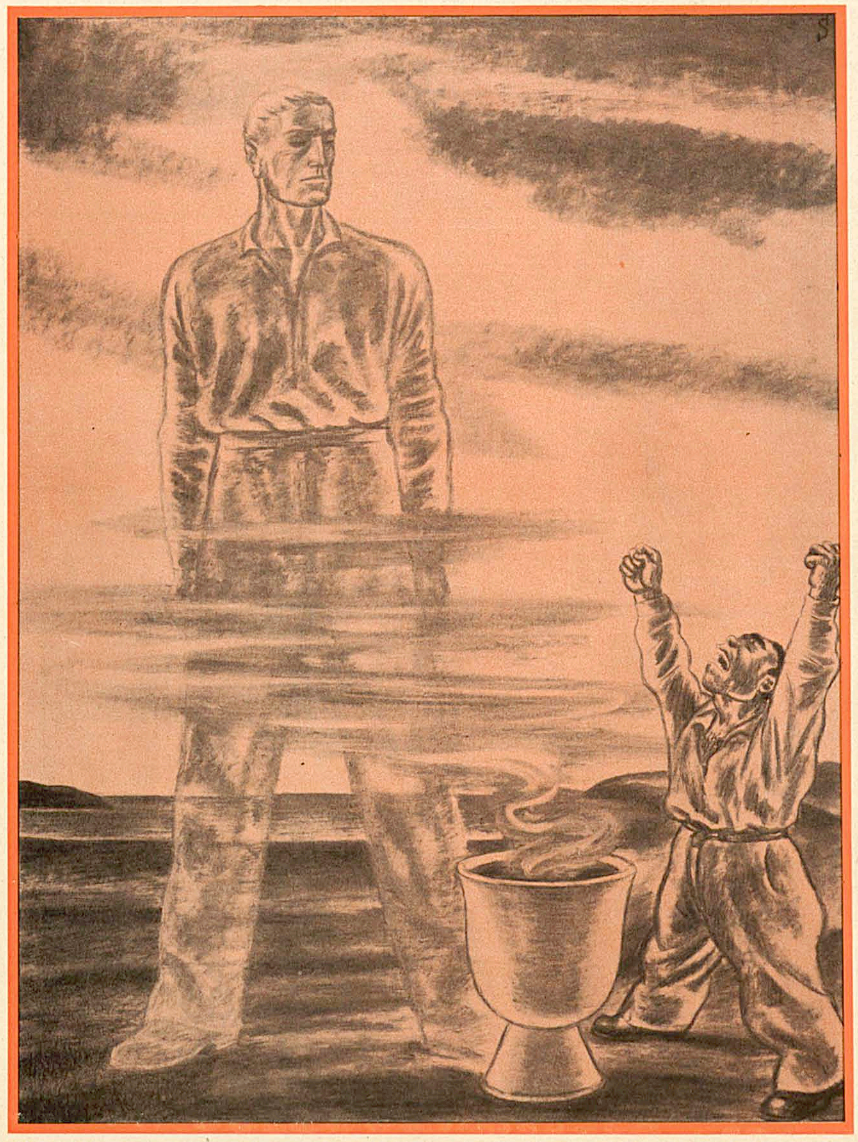
(Rudolf Kriesch)



„So sollte man 's auch sonst machen: jedes Jahr alles durchprobieren und das Beste behalten.“ — „Ha no, was tätet denn do onsere Fraua saga?“

Wahlergebnis im Memelland

(E. Schilling)



„Verflucht, jetzt ist doch wieder der deutsche Geist herausgekommen! Dabei habe ich die stärksten Gifte in der Wahlurne gegen ihn gemischt."

München, 3. November 1935 Preis 60 Pfennig 40. Jahrgang Nr. 32

SIMPLICISSIMUS

Sanktionen

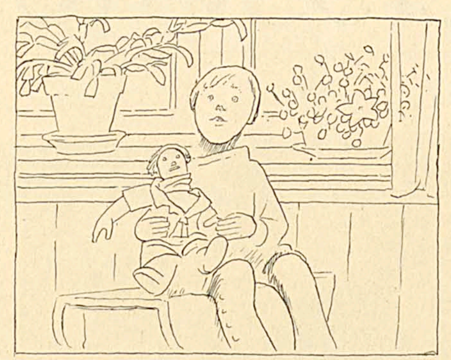
(E. Schilling)



Keine Suppe wird so heiß gegessen, wie sie gekocht wird.

Die Puppe / Von Fritz Knöller

Zeichnungen von Olaf Gulbransson



Karl, der dreijährige Knabe, saß auf seinem Schemel, mit dem Rücken gegen das Fenstersims. Auf den Knieen hatte er Rosa, die Puppe, die er in den Schlaf wiegte. Er sang dabei etwas Unverständliches und schwang den Oberkörper hin und her. Sooft der Oberkörper an das Sims prallte, gab es einen Klatsch. Das war der Takt zu seinem Lied und tat ein bißchen weh. Er war aber ganz unentbehrlich, der Takt; denn er hielt das Lied auf den Beinen und sorgte dafür, daß es nicht stolperte und fiel. Und das Lied wiederum, und allein nur das, vermochte Rosa, die Puppe, einzuschläfern. Alsbald schlief auch Karl ein, und Rosa entglitt seinen Fäusten und neigte den Kopf zum Stubenboden. Aber auch so schien sie recht leidlich zu schlummern.

Fast schämen wir uns, Rosa, die Puppe, den Menschen unserer Tage vorzustellen. Rosa hatte kein Gesicht aus Porzellan, konnte auch nicht die Augen schließen und mit den Deckeln kläppeln, konnte noch weniger „Mama" und „Papa" sagen, Arme und Beine in Kugelgelenken bewegen, geschweige denn echtes Haar aufweisen; gar nicht zu reden von solchen Puppen, die man zunächst für echte Kinder hält. Rosa war nur eine Flickenpuppe, ein aus Stoffresten zusammengestoppeltes Wesen mit Wollhaaren, gesticktem Gesicht und schwarzen Perlaugen, und nach dem Innern durfte man auch nicht allzusehr forschen. Es fühlte sich an wie Sägmehl, Häcksel, Spreu und Hobelspäne, jedenfalls wie etwas gar nicht Feines.

Warum sie Karl gefiel, wissen wir nicht. Wir wissen nur, daß sie schon Mutter und Großmutter gefallen hatte, obwohl sie wie ein Hase mit offenen Augen schlummern mußte. Und ferner können wir bezeugen, daß er die Puppen der Gespielin Helene so gut wie gar nicht beachtete, obgleich die prächtige Geschöpfe waren, von denen eines sogar quer durch die Stube trippeln konnte. Denn einmal mußte man auf ihre seidenen Kleider und Haare achten, daß man die nicht beschmutzte, und dann ließen sie sich kaum anfassen, so bresthaft waren sie. Rosa aber ließ sich nehmen, wo und wie man wollte. An den Armen, an den Beinen, und selbst am schwarzen Schopf ließ sie sich wirbeln, sie brach kein Glied, ihre Gesundheit, gottlob, war immer dieselbe.

Als Karl zur Schule ging, durfte sie an den Hausaufgaben teilnehmen, mit dem Rücken an eine Bücherbeuge gelehnt, und betrug sich auch hier sehr musterhaft. Sie redete nicht drein, sie hatte nicht wie der Lehrer die leidige Sitte zu verbessern, nicht mal die Lippen verzog sie, wenn er etwas Dummes sagte oder ihm rein gar nichts einzufallen schien.

Wie sehr mußte es ihn daher verdrießen, als man dieses gute Einvernehmen mit der Zeit zu trüben suchte. Trudels spöttischen Bemerkungen konnte man mit einem groben Wort begegnen oder dem Dienstmädchen nötigenfalls mit einem Streich aufwarten. Bedenklicher aber wurde es, wenn Vater ihn fragte, wie lange er noch mit Docken spielen wolle, und geradezu unerquicklich, wenn Mutter auf Rosa blickte und schweigend ihm über den Scheitel strich.

Dem abzuhelfen, verbarg er die Puppe in einem Winkel, wo er sie ungestört betrachten konnte. Rosa wußte wohl, warum dies so und nicht anders ging, und tröstete sich damit, des Nachts in aller Heimlichkeit sein Bett zu teilen. Aber nicht lange, und Trudel entdeckte Rosas Versteck und trat die Sache ordentlich breit. Jetzt konnte der Junge nicht anders, er mußte die Puppe in den Wandschrank sperren zu dem Gerümpel, das aus Altersschwäche oder darum, weil der Bub an Jahren zu weit war, nicht mehr zum Spielen taugte.

Es ging aber nicht so leicht, wie Karl in der ersten Wut geglaubt hatte, die Puppe zu verwinden. Sie fiel ihm immer wieder ein, sie machte ihm zum erstenmal in seinen jungen Tagen Kummer, es schlief sich ohne sie nicht gut, und Karl begann Trudel und Eltern zu grollen.

Da, als ihm ganz trostlos zumute war, kam ihm ein feiner Gedanke: Wenn er nun Rosa den Zopf abschnitt, das Kleid wegnahm? Glich sie dann nicht, nackt wie sie war, mit dem zottigen Wuschel, einem Gassenjungen? Und Karl bewahrte die Puppe vor dem Tode des Vergessenseins, indem er ihr Zopf und Gewand entfernte und sie zum Jungen, zum Manne, machte, und da er gerade in einem Buch von König Roderich las, taufte er sie nach dem gewappneten Herrn. Ließ sich jetzt noch was gegen Rosa-Roderich einwenden? Nein, gewiß nicht. Das sahen selbst die Eltern ein. Ja, Mutter ging soweit, Trudel jede Äußerung gegen König Roderich ein für allemal zu untersagen.

Nichts schien Rosa-Roderich fernerem Verbleib im Wege zu stehn, als eines Tages ein Junge namens Paul erschien und Roderichs Laufbahn aufs schwerste gefährdete. Zunächst hatten die Jungen allerhand gespielt, zur Abwechslung und nur zum Scherz ein bißchen gerauft, dann dicke Gesälzbrote verschlungen und hernach sich äußerst stark gefühlt. Da war es, daß Paul den Roderich entdeckte.

„Was ist denn das?" frug er und hielt den Roderich verächtlich zwischen Daumen und Zeigefinger.

Karl wurde blutrot.

„Ich glaub' gar, du spielst noch mit Puppen?!" schrie Paul.

Das war die Stunde, wo Karl den Roderich verleugnete.

„Ich mit Puppen spielen, du Esel! Weißt du, was ich damit tu, mit dem Zeug, mit dem G'lump?! Fußball spielen tu ich damit!"

Karl riß ihm die Puppe aus der Hand und versetzte ihr einen Tritt. Roderich flog an die Decke und dann mit einem Plumps gegen den Ofen, wo er an einer Eisenzacke hängen blieb. Ein bißchen Speis rieselte von der Decke, gerade auf Pauls Gesicht, etwas davon in seinen offenen Mund. Hei, wie lustig das war! Von der Stubendecke regnete es, und der Balg da war ein ganz famoses Leder. Schon hatte ihn Paul zwischen den Fingern und kickte ihn hoch. Karl paßte, und bald war das schönste Spiel im Gange. Die Fenster wetterten, die Möbel schepperten, und wupps! — fuhr die elektrische Birne einer Stehlampe entzwei. Das gab einen Knall und dann eine seltsame Stille.

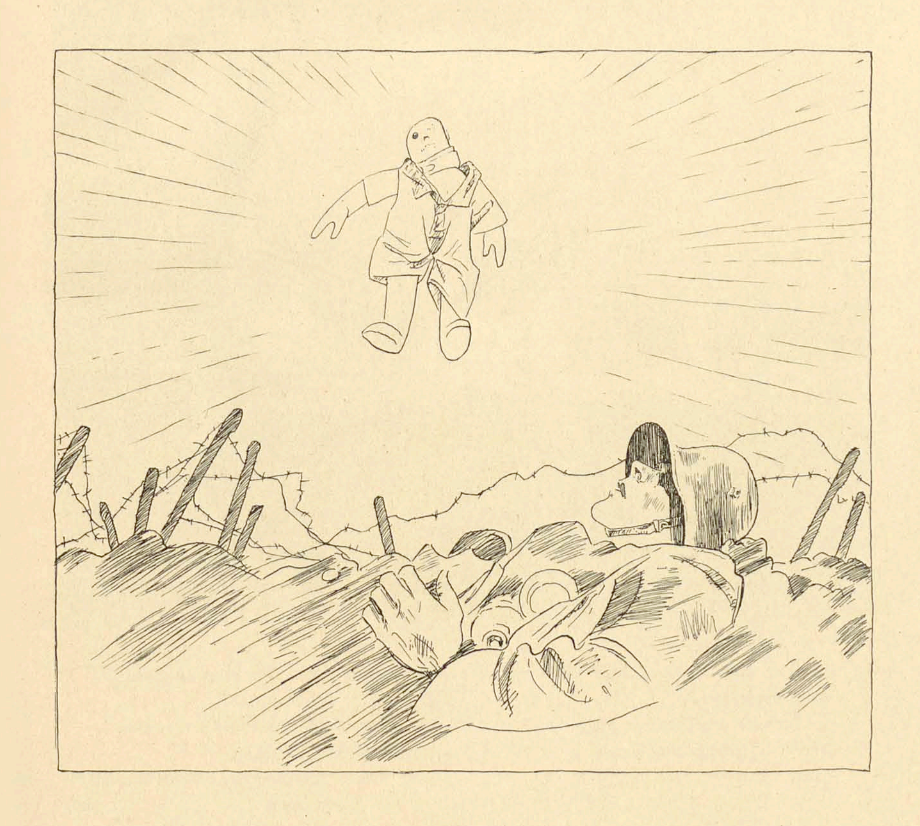
Karl hob den Roderich auf. Er hatte ein Perlauge verloren, und der gestickte Mund war ein bißchen ausgefranst, als wolle er sich zum Flennen schürzen. Zwei Tränen liefen über Pauls Backen, so lachte er. Was hatte aber Karl, der närrische Kauz? Er tat nicht lachen, nein, er ließ den Roderich fallen und hieb dem Paul die Faust ins Gesicht, und obendrein heulte er los. Paul war aber keiner von denen, die sich sanftmütig die Backe entstellen lassen. Er fragte nicht lange, was los war, hieb zurück, saftig zurück, und dann rangen sie, wild und verbissen, und wiewohl eigentlich Paul der stärkere war, kriegte ihn Karl dieses Mal unter und verbleute ihn, bis er greinend davonlief. Roderich, die Puppe, aber steckte er zu hinterst in den Wandschrank.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Viele Jahre waren verflossen, aus Karl war ein Jüngling geworden, ein Soldat in der brüllenden Schlacht. Einmal kam er in Urlaub, mager, verdreckt, bleich und hochbepackt, auf dem Rücken gleichsam die Last des Krieges. Etwas stimmte nicht im Verkehr mit den Eltern. Wohl waren sie bereit, einander nur Gutes zu erweisen, doch siehe, die Drähte waren zerschnitten von unbekannter Hand, vom Kriege wohl. Der Sohn traute sich nicht auszusprechen und die Eltern nicht zu fragen, nachdem sie schon einmal barsch abgefertigt worden waren. Etwas wollte Karl indessen für die Eltern tun. Er wollte photographische Platten aus seiner Kindheit kopieren, die ihn und die Eltern bei mancherlei Anlaß festgehalten hatten.

Karl öffnete den Wandschrank und räumte die Platten hervor. Was war es nun für eine Überraschung, als Roderich, der dort die Jahre über gesessen hatte, vornüberfiel, gerade auf seine Hand, als ob er die küssen wolle! Wahrhaftig, Karl schämte sich, daß er Rosa so lange vergessen konnte, und wie er den Staub aus ihrem Antlitz blies, blies er auch den Staub von der Ver-

gangenheit, und vor ihm schwebte die Jugend wie eine Wasserjungfer, die sich sehr rasch in unendliche Bläue verliert. Und dann entdeckte er wieder, daß Rosa ein Auge eingebüßt hatte und der gestickte Mund ein bißchen aufgesprungen war. Die Stunde, da er die Puppe verleugnet, stand vor ihm, noch immer gleich schmachvoll. Karl schlich mit Rosa auf den Zehen hinaus ins Wohnzimmer, zum Nähkasten der Mutter, holte Nadel und Faden hervor, kramte nach Glasperlen, fand auch welche, aber nur braune. Besser ein Auge als keines, dachte der Soldat und flickte neben dem schwarzen Auge das braune ein, nähte wie ein Arzt einen Verwundeten, vergaß auch nicht den aufgesprungenen Mund, und da er gerade in den Keller mußte zu der während der Knabenzeit eingerichteten Dunkelkammer, um dort die Platten zu kopieren, nahm er in der Tasche Rosa-Roderich mit, setzte sie zu den Entwicklern und Fixierwässern und betrachtete den Wuschelkopf. Deutlich kam hinter dem Roderich die Rosa hervor, die vor sich hin in die Welt blickte, duldsam und klaglos. Karl glaubte sich mit Rosa mannstief unter der Erde, in einem betonierten Unterstand, und ohne eine Silbe mit ihr wechseln zu können, ward er gewahr, daß sie ihn verstand, sein Leid, seinen Kampf, gerade wie damals, als sie seine kleinen Bubenmißgeschicke schweigsam geteilt hatte. Am liebsten hätte er sie mitgenommen, und Rosa hätte nicht mal mit der Wimper gezuckt, wäre mitgegangen, hätte mitertragen, aber vor den Kameraden ging das nicht gut. Karl mußte ohne sie ins Feld.
Bald darauf hatte die Mutter einen seltsamen Traum. Karl öffnete die Tür zum Wohnzimmer, streckte den Kopf herein, er war in blauer schmucker Montur wie damals, als er sein Einjähriges abgedient, und unter dem Arm, sehr unmilitärisch, trug er Rosa eingeklemmt mit dem Wollkopf nach unten. Seinen eigenen Kopf hielt er aber ganz aufrecht, das Gesicht sehr ernst, schwermütig fast, schien es der Mutter, wie zum Abschied, und nicht einen Schritt tat Karl über die Schwelle, nein, so wie er die Tür geöffnet, spaltbreit, und den Kopf hereingesteckt, zog er den Kopf langsam zurück, schloß er langsam die Tür, im Blick die ewige Trennung. Der Mutter schien es gewiß, daß der Sohn nie mehr heimkehren werde, und sie weinte, wie eben eine Mutter um den Sohn weint, und ließ sich ihre Ahnung nicht nehmen. Es dauerte auch kaum vierzehn Tage, als ein Telegramm vom Kompanieführer kam: „Sohn gefallen!“ Jetzt wußte sie die Wahrheit, auf die sie bitter gefaßt war.
Monate vergingen. An den vereinsamten Eltern zog der Herbst vorbei, und zum Zeichen, daß sie als Hausfrau trotz allem ihr Haus reinzuhalten wisse, machte die Mutter mit Trudel, dem Mädchen, alles gründlich. Auch in den Keller stieg man hinab und packte die Dunkelkammer an und fand dort eine Bescherung.
Saß dort nicht Rosa zwischen Entwicklern und Kopierrahmen, saß sie nicht dort, den Rücken an der gekalkten Wand, über die Knie, damit sie nicht friere, sorgsam ein Seidenpapier gebreitet? Staub hatte sich auf ihrem Wollhaar angesetzt, Staub auf den Augenbrauen, Staub auf dem schwarzen, Staub auf dem braunen Auge. Seltsam ergraut war Rosa-Roderich, war zum Greis geworden, zum blinden Greis. War es das Leid um den Herrn? Wußte sie um ihn?



Totenklage

(C. O. Petersen)



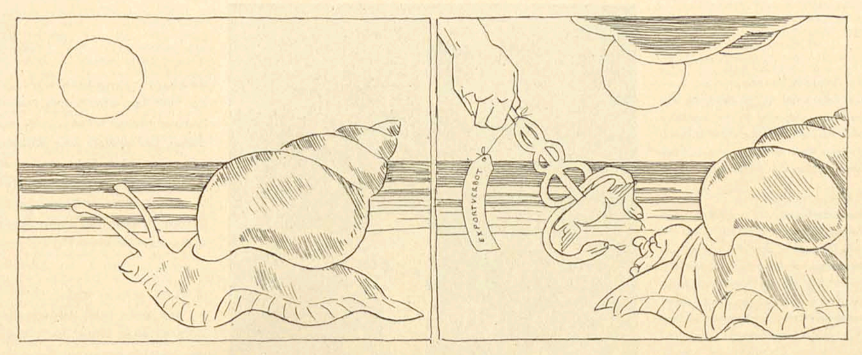
Sie kamen wohl den lieben langen Tag
mit Blumensträußen.
Im Turm die Glocke dröhnte Schlag um Schlag.
Nun, da es dämmer werden mag,
modern wir einsam weiter in morschen Gehäusen.

So war das Leben. So wird es ewig sein.
Wer will drum rechten?
Ein Gruß, ein Händedruck im Sonnenschein —
aber zuletzt doch jeder allein,
jeder allein in den schwarzen, endlosen Nächten.

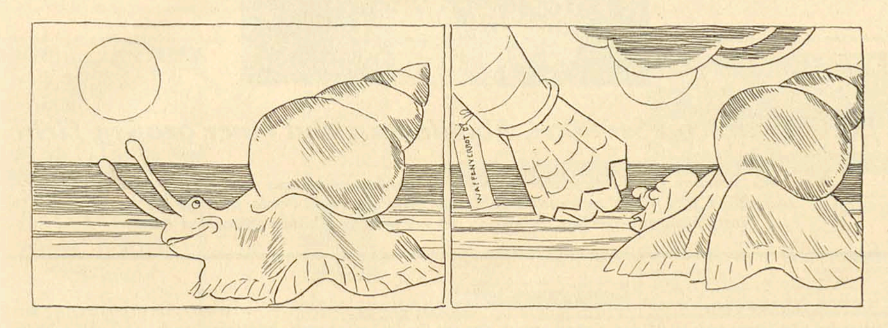
Dr. Owlglaß

Die Genfer Schnecke

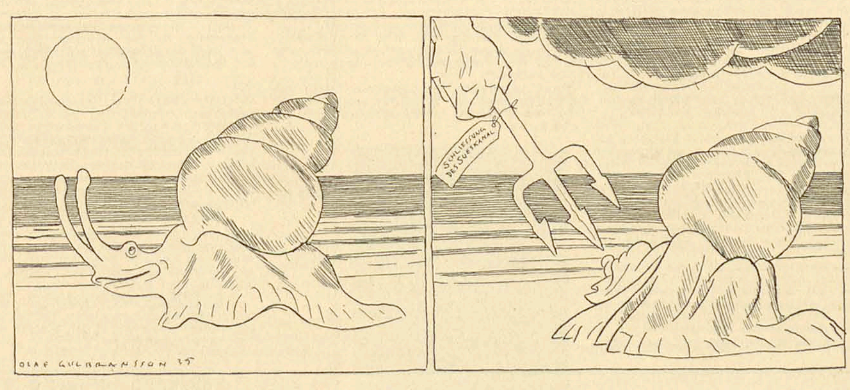
(Olaf Gulbransson)



— erweist sich als solche nicht bloß durch ihr Tempo, sondern auch dadurch, daß sie



jedesmal sofort die Hörner einzieht,



wenn sie auf Widerstände stößt.

Aus Wien

In allernächster Nähe eines hohen staatlichen Amtes befindet sich ein Friseurgeschäft.
Wenn die Akten nicht allzusehr drängen, was selten vorkommt, denn Akten müssen lagern wie junger Wein, macht ab und zu einer der Herren der höheren Rangklassen ein Sprüngerl zum Friseur hinüber und kehrt nach geraumer Weile verjüngt und verschönt an seinen Schreibtisch zurück.
So ist es der Brauch seit undenklichen Zeiten schon.
Unlängst aber, da hatte der Herr Hofrat Semmelberger ein peinliches Erlebnis.
Er betritt den Friseursalon, nimmt Platz, wird eingeseift und wartet kommender köstlicher Erfrischung, als sich, frisch rasiert, scharfgespritzt und gepudert Seine Exzellenz aus einem Frisiermantel schält.
Rat Semmelberger springt auf, macht eine seifenschäumende Verbeugung und haucht devotest: „Meine ergebenste Verehrung, Exzellenz."
Der Minister nickt kurz und sagt scharf betont: „Herr Hofrat, können Sie das nicht außerhalb der Amtsstunden besorgen?"
Rat Semmelberger sinkt wortlos in sich zusammen, begnügt sich mit einer einfachen Rasur, verzichtet auf Ausrasieren, Scharfeinspritzen, Haaresalben, eilt aufgeregt ins Amt zurück, stürzt ins Büro des Ministerialrates Wienerweiß und berichtet außer Atem das unfaßbare Ereignis.
„Was?" meint der Ministerialrat entrüstet, „außerhalb der Amtsstunden? Er war ja selbst während der Amtsstunden dort! Ich bin empört, richtiggehend empört! Gott sei Dank haben wir noch eine Tradition! Sie haben sich den Affront hoffentlich nicht g'fallen lassen, Herr Kollega?"
„Erlauben S' — eine derartige Brüskierung vor dem ganzen Friseurpersonal! Ich hab' natürlich auf der Stell' die Konsequenzen gezogen."
„Das freut mich, das freut mich, Herr Kollega ... Man muß zeigen, daß man noch ein Rückgrat hat.... Und was haben S' ihm denn erwidert, Herr Kollega?"
„Oh, bitte sehr, in aller Liebenswürdigkeit, versteht sich, und mit allem Nachdruck hab' ich dem Friseur erklärt, daß ich sein Geschäft nicht mehr betrete!"

Andere Rangordnung

Von Eugen Roth

Ein Mensch, nicht nach Gebühr geschätzt,
Wird von der Welt zurückgesetzt.
Doch ficht ihn das nicht weiter an:
Glück ist nicht immer vornedran!

Lieber Simplicissimus!

Eine Stuttgarter Gemüsehändlerin war gestorben. Sie war durch ihre Urwüchsigkeit und mehr noch durch die großen Mengen Alkohol bekannt geworden, die sie in ihrem langen Leben täglich zu sich genommen hatte.
In einer kleinen Kneipe gedachte man ihrer am Stammtisch. „Ich hab' ihr", sagt einer, „ein Viertele Heilbronner Riesling aufs Grab gegossen, das hat sie sicher mehr gefreut als ein Kranz."

*

Vor kurzem beging der Gesangverein einer süddeutschen Großstadt sein 50. Stiftungsfest. In der Vortragsfolge des Festkonzerts stand auch Schillers Gedicht „Sehnsucht" in der Vertonung von Franz Schubert; jedoch war es ein „verbesserter" Schiller, der hier zu Worte kam, denn zu Beginn des zweiten Verses stand zu lesen: Harmonium hör ich klingen, Töne süßer Himmelsruh, usw.

*

Lotte hat sich erkältet und muß in der Stunde öfter verschwinden. Nur nach längerem Bitten erlaubt die Lehrerin diese häufigen Störungen. Am nächsten Tage aber legt Lotte der Lehrerin folgenden Brief ihrer Mutter vor:
„Sehr geehrtes Fräulein!
Auf dringenden Wunsch meiner Tochter bitte ich Sie, in den Pausen und in den Stunden öfter die Toilette zu benutzen."

Die Hand der Kirche

Es war auf einer großen Lehrerversammlung der sächsischen Lehrer, einige Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges. Auch auf ihr wurde, wie auf den Lehrerversammlungen so oft, das Verhältnis der Schule zur Kirche erörtert. Denn die Schule stand damals noch unter starker Oberhoheit der Kirche, und die geistliche Schulaufsicht gab immer erneut Anlaß zu Klagen und Reibereien. Eine größere Anzahl von Ehrengästen wohnte den äußerst wichtigen Verhandlungen bei. Unter diesen befand sich auch der liebenswürdige, dabei volkstümliche und sogar als liberal verschrieene Superintendent Kirchenrat Meyer aus Zwickau, der mit sichtlicher Anteilnahme der Aussprache gefolgt war und auch selber das Wort ergriffen hatte.
Nun war die Versammlung zu Ende. Und Superintendent Meyer wollte sich zur Erholung eine Zigarre anstecken. Die Zigarre hatte er dem Etui entnommen und schon in den Mund gesteckt, nun suchte er auf einmal krampfhaft in allen Taschen nach Streichhölzchen, ohne solche zu finden. In dieser Not hilft ihm ein bekannter Lehrer, der auch an der Aussprache beteiligt gewesen war und sich im besonderen mit den Ausführungen des Superintendenten auseinandergesetzt hatte, aus, er zieht seine Streichholzschachtel, zündet ein Streichholz an und überreicht es mit „Hier ist Feuer, bitte!" zuvorkommend dem Kirchenrat, der es liebenswürdig dankend annimmt. Doch in dem Augenblick, wie er es erfaßt und an die Zigarre führen will, geht das flackernde Hölzchen aus. Mit noch größerer Liebenswürdigkeit und einem feinen Lächeln wendet sich der Superintendent an den freundlichen Spender mit den bezeichnenden, auf die Tagung anspielenden Worten: „Das Licht der Schule verlöscht." Worauf ihm der andere ebenso verbindlich entgegnet: „Ja, wenn es die Kirche in die Hand nimmt."

Zusammenstoß

(R. Kriesch)

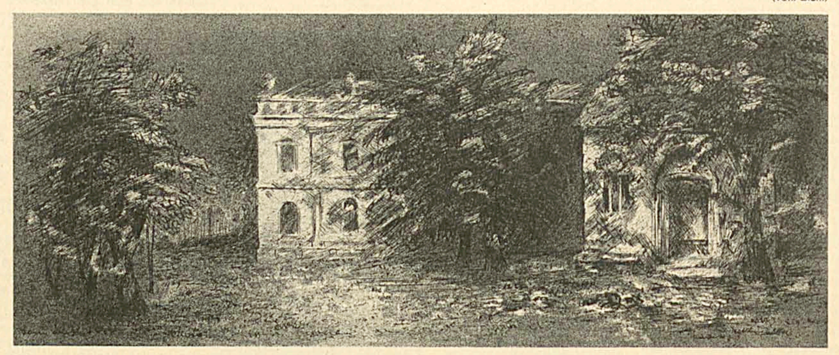


„Sie, Herr, Ihren Schirm müassen S' abgeben!" — „Ja, warum denn?" — „Weil's im Saal net regn't!"

Übler Mißstand

Um 1800 beschwerte sich ein Reisender über die zwischen Köln und Brüssel verkehrenden Postwagen:
„Ein übler Umstand der Kutschen sind die leider nur allzu guten Gesellschaften. Denn die Wagen stecken immer voll schöner, wohlgekleideter Frauenzimmer, welches das Parlament nicht leiden sollte. Die Passagiere sitzen so, daß sie einander ansehen müssen, wodurch nicht allein eine höchst gefährliche Verwirrung der Augen, sondern zuweilen eine höchst schädliche, von beiden Seiten zum Lächeln reizende Verwirrung der Beine und daraus eine oft nicht mehr aufzulösende Verwirrung der Seelen und Gedanken entstanden ist. Schon mancher junge Mensch, der von Köln aus ins Belgische reisen wollte, ist statt dessen zum Teufel gefahren."

(Toni Bichl)



Kleine Schenke

Spät am Abend tret' ich ein:
Lampe blakt und flackert düster,
Schwarzer Schatten mit Geflüster
Gleitet her und bringt den Wein.

Schläfrig hinters Glas gehockt,
Laß ich Stund um Stunde rinnen,
Horche stumm in sanftem Sinnen,
Wie die Zeit vorüberflockt.

Eine Silberröhre stöhnt
Zärtlich meinen Lieblingsschlager;
Meine Seele, dunkler Frager,
Atmet friedvoll und versöhnt.

Vor der Tür im Windgebraus
Summen höhnend die Gespenster.
Immer froher und beglänzter
Trink' ich meine Flasche aus.

Hans Christian Sarrazin

Umwege zur Kunst

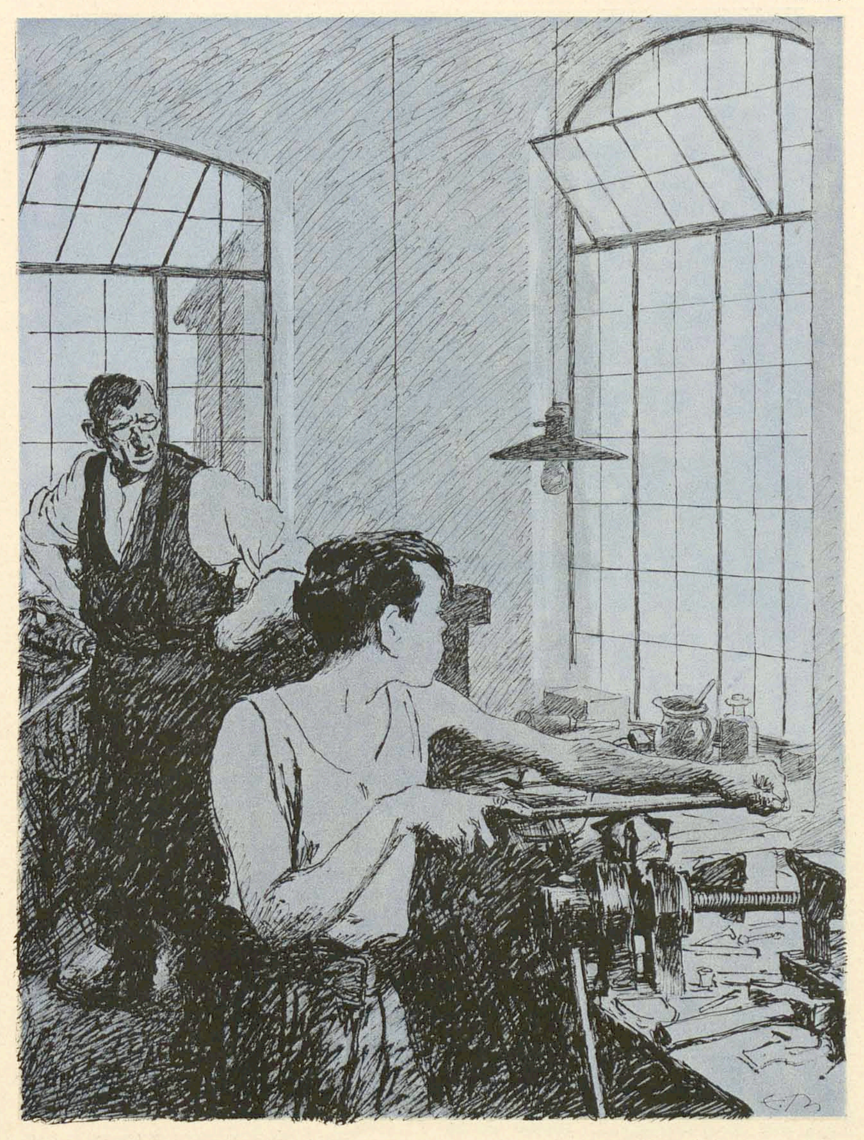
Von W. Holbrook

Wenn unsere Verwandten aus der Provinz ein wenig wehmütig von den Annehmlichkeiten der Großstadt sprechen, verfehlen sie nur selten, die Redewendung von ihren „Theatern, Konzertsälen und Kunstgalerien" zu gebrauchen. Die Kunstgalerien fallen ihnen zuletzt ein, aber sie fallen ihnen ein, und mancher von ihnen malt sich aus, wie er in der Hauptstadt Tag für Tag zwischen Meisterwerken auf einer nie endenden Schönheitssuche umherwandern würde.
Es ist vielleicht am besten, solche Illusionen nicht zu zerstören. Der Provinzler ist sehr oft durch Lektüre und Abbildungen mit der modernen Kunst besser vertraut als der Großstädter. Er erspart sich die Strapazen des Umherschlenderns in Kunstgalerien, das zu den ermüdendsten Formen der Fortbewegung seit der Erfindung des Pferdes gehört.
In den großen Museen gibt es wohl Bänke, auf denen man sich ausruhen und sich der Betrachtung eines Meisterwerks hingeben — oder auch nur sich ausruhen — kann. Aber die kleineren Kunstgalerien, jene, die man einfach besuchen „muß", wenn man mit den zeitgenössischen Kunstströmungen in Fühlung bleiben will, ermangeln oft solcher Ruhestätten. So mancher moderne Maler betreibt ein wenig Plastik im Nebenberuf, und der Raum, der mit bequemen Polsterbänken ausgefüllt sein könnte, wird dann von Skulpturen eingenommen. Man kann leicht aufatmend auf einem Ding Platz nehmen, das sich auf den ersten Blick wie eine merkwürdige Steinbank ausnimmt, um dann erkennen zu müssen, daß man auf der „Jungfrau von Orleans" oder der „Mutter mit ihrem Kind" sitzt.
So bleibt nichts anderes übrig, als vom Anfang bis zum Ende auf seinen Füßen — oder den Füßen der Person gerade hinter uns — zu stehen. Die Wände sind vollständig mit Kunst bedeckt, und, um allen Ausstellungsstücken Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß man sich alle paar Schritte abwechselnd niederkauern oder sich den Hals ausrecken. Und einen ernsten Kunstbeflissenen bringt nichts so sehr aus der Fassung, als von rückwärts gerammt zu werden, während er eine kleine, nahe dem Fußboden aufgehängte Radierung betrachtet.
Manche Kunstenthusiasten lieben es, eine Ausstellung in lotrechter Richtung zu besichtigen, indem sie vor jedem Bild zuerst in die Kniebeuge gehen und sich dann langsam strecken. Andere ziehen eine waagrechte Betrachtungsweise vor; sie durchtrippeln mehrmals die Ausstellung und legen ihre erste Reise auf den Zehenspitzen und ihre letzte auf allen vieren zurück. Beide Systeme führen zu einem Schmerz im Nacken und südlich davon. Die leichteste Methode ist meines Erachtens die, die Ausstellung schnurgerade, weder nach rechts noch nach links blickend, zu durchschreiten. Man nehme geradewegs auf ein besonderes Bild Richtung und stelle sich ihm gegenüber auf. Das wird die Leute glauben machen, daß Sie es schon mehrmals gesehen haben und überhaupt ein gründlicher Kunstkenner sind. Jedes Bild eignet sich übrigens für diesen Zweck — sogar Darstellungen des nackten Körpers.
In den alten vorimpressionistischen Tagen waren solche Bilder für viele von uns ein Problem. Die Bildstudien unverhüllter weiblicher Körperformen schienen fast allzu realistisch, um in einer öffentlichen Galerie zur Schau gestellt zu werden, und stets beunruhigte uns die Frage, wieviel Zeit wir ziemlicher Weise ihrer Betrachtung widmen dürften. Sollten wir ihrer überhaupt nicht achten und zu jenem bezaubernden Stilleben des alten Bohnentopfes im Zwielicht weitereilen? Oder sollten wir vor ihnen verweilen und uns der Gefahr aussetzen, unser Kunstinteresse mißdeutet zu sehen? Es war eine peinliche Situation.
Aber die modernen Darsteller des Nackten entheben uns solcher Bedenken. Sie setzen uns eine Aneinanderreihung von Flächen und Farben vor, die man so leidenschaftslos betrachten kann, als wäre es eine Gemüseplatte. Und bisweilen kann man, wenn man seinen Katalog zu Rate zieht, entdecken, daß es wirklich eine Gemüseplatte ist.
Was aber die Besichtigung von Kunstgalerien heutzutage zu einer verwirrenden Angelegenheit macht, sind nicht die Bilder, sondern die Leute, die man dort trifft. Die kleine Ausstellung, ehemals „intimer Salon" genannt, ist zumeist allzu intim. Besonders wenn man zeitig kommt, findet man sie menschenleer, und die Tritte des Besuchers hallen unheimlich durch den Raum. Die blasse junge Dame, die an einem Tisch beim Eingang sitzt — wahrscheinlich die Schwester des Künstlers — betrachtet, während wir die Bilder betrachten, gespannt unseren Gesichtsausdruck. Wir fühlen, daß wir an den Bildern, die uns nicht interessieren, nicht achtlos vorübergehen können, ohne sie zu kränken, und vor den andern nicht allzu lange verweilen dürfen, ohne falsche Verkaufshoffnungen in ihr zu erregen. Spät am Nachmittag kann es dann der Fall sein, daß wir den kleinen Saal von Ästheten überfüllt finden, die wie Fische in einem übervölkerten Aquarium hin und her schießen.
Der ehrgeizige Besucher von Kunstgalerien muß aber auch gerüstet sein, in jedem Augenblick mit einem abgerundeten Urteil aufzuwarten. Ihm diene zum Trost, daß neun Personen von zehn, die ihn nach seiner Meinung fragen, sich nicht einen Pfifferling darum scheren, was er von einem Bilde denkt, sondern ihm bloß sagen wollen, was sie darüber denken.
Unglückseligerweise beherbergen gerade die kleinsten Kunstgalerien den wildesten Impressionismus. Und Impressionismus kann, wie jedermann weiß, am besten aus der Entfernung beurteilt werden. Er geht von der Theorie aus, daß die Farben, anstatt auf der Palette vom Pinsel des Künstlers gemischt zu werden, auf der Leinwand vom Auge des Betrachters gemischt werden sollten, und daß die einzelnen Farbflächen, aus der richtigen Perspektive betrachtet, sich dann zu einem harmonischen Ganzen

(Schluß auf Seite 382)

Umgangsformen

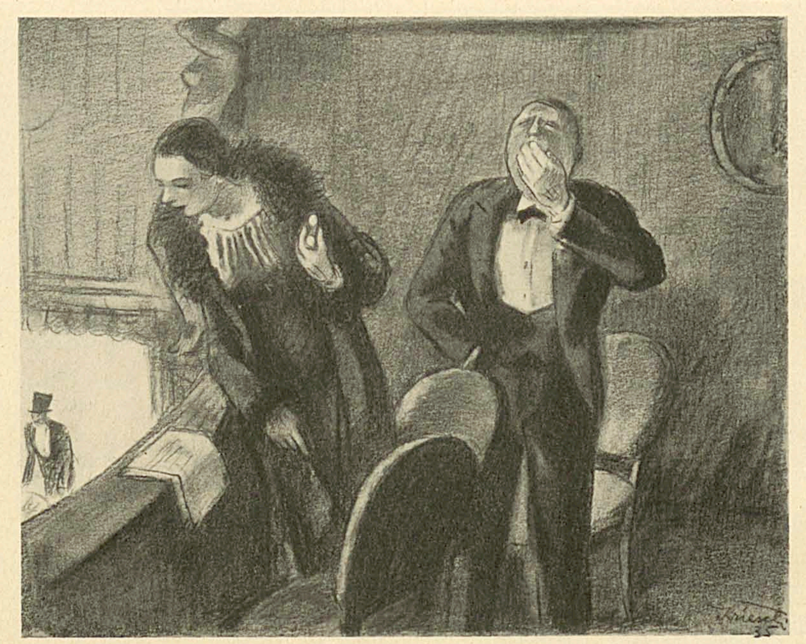
(E. Thöny)



„Du Lausbua, du!!“ — „‚Sie Lausbua‘ müass'n S' sag'n, Moaster!“

Das Für und das Wider

(R. Kriesch)



„Entsetzlich langweilig! Der Autor weiß bestimmt nicht, was Liebe ist." — „Doch, doch! Sonst wär's ein Lustspiel geworden . . ."

Umwege zur Kunst

(Schluß von Seite 380)

verschmelzen. Kurz, ein Impressionist ist ein Mann, der fest überzeugt ist, daß Gehacktes besser als Beefsteak schmeckt.

Die Schwierigkeit in kleinen Ausstellungen besteht nun darin, daß man diese richtige Perspektive nicht erlangen kann, ohne die vierte Dimension zu Hilfe zu rufen. Einige Worte der Anleitung seien darum hier angefügt:

Sie sehen sich zum Beispiel einer abstrakten Studie in Öl, betitelt „Siesta", gegenüber. Es ist ein großes Bild, und auf den ersten Blick nimmt es sich wie die Unterseite eines Bettvorlegers aus. Das ist darauf zurückzuführen, daß Sie allzu nahe stehen. Treten Sie sechs Schritte zurück und versuchen Sie neuerdings! Nun nimmt es sich wie Pflaumenmus aus. Sie sind eben noch immer allzu nahe.

Gehen Sie daher immer weiter und weiter von dem Bilde weg, bis Sie sich aus der Ausstellung zurückgezogen haben und draußen auf der Straße sind. Dann wenden Sie sich nach links und gehen nun vorwärts. Gehen Sie weiter vorwärts, bis Sie zu einem Wirtshaus kommen. Dort treten Sie ein. Wenn Sie Glück haben, ist gerade frisch angezapft worden.

Schließlich behaupten die Psychologen, daß Kunst nur eine Art von Flucht ist. Weshalb sollen wir da lange Zeit vertrödeln?

Insektenfabeln

Von Wilhelm Pleyer

Als der Schillerfalter Kuhmist sog,
Nahm's der Weißling auf der Pfütze schief.
Sprach ein Bläuling, der vorüberflog:
„Der Begriff des Schmants ist relativ."

Die Heuschrecke ward Operettenstar.
Das konnte ihr leicht gelingen:
Sie vermochte nämlich unmittelbar
Mit ihren Beinen zu singen.

Infolge von Fingeranfeuchten geriet
Die Bücherlaus in Mund und Magen.
Sie schrie: „Ob man endlich die Leser erzieht?!
Diese Schweinemode ist nicht zu ertragen!"

Auskunft

Am Biertisch saß mir neulich ein sonderbarer Herr gegenüber, der fortgesetzt in munterer Weise auf mich einsprach; ich wurde nicht ganz klug aus ihm.

Als er ging, sagte ich seufzend zum Wirt: „Ein komischer Knabe!"

„Ach", erwiderte der, „ich kenn' den Mann genau, er ist nicht unrecht — recht ist er allerdings auch net."

*

Kleine Bemerkungen

Die unverzeihlichsten Dinge werden immer von den andern begangen.

*

Nach den Anschauungen gewisser Leute müßte der „liebe Gott" etwa einem ins Unendliche projizierten Stadtmissionar gleichen.

*

Es ist so schwer, andere, und so leicht, sich selbst zu betrügen.

oha

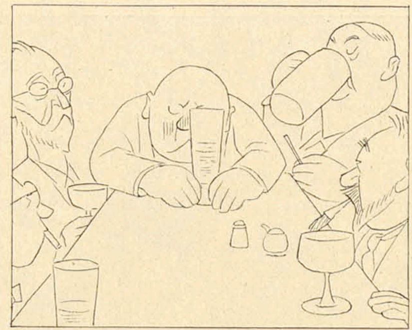
Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11 Fernsprecher 296456, 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 13000 II. Vj. Pl. 3 ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Stammtischstrategen

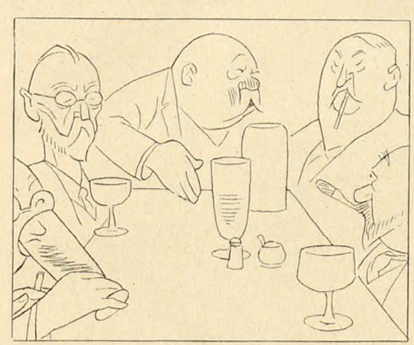
(Karl Arnold)



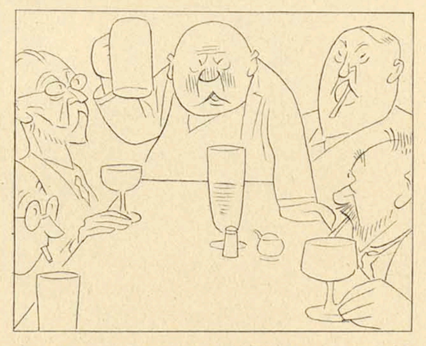
„Die Konstellationa san a so: Dös Salzfaßl, sag'n ma, is Adua. Links, mei Bierkrüagl, san d' Italiäna.



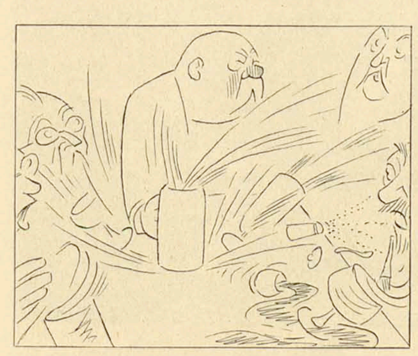
Die schleicha si alsdann schö stad zum Salzfaßl und nehma also Adua.



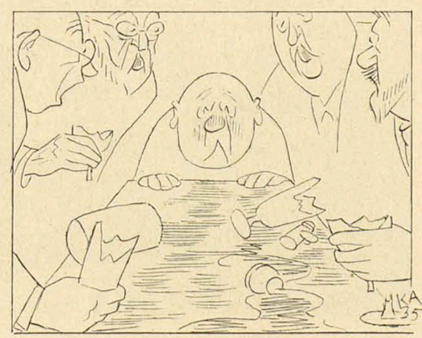
Warum? Weil s' an da link'n Flank'n, sag'n ma da aufs Senfhaferl zua, d' Eis'nbahn braucha. Die muaß hera zum Weg über Harrar nach Addis Abeba hintere.



Jetzt aba kemma — gib amol dein Maßkruag her — d' Abessinier. Also, da Maßkruag vom Niedermeier, sag'n ma, is d' abessinische Armee. Die, nöt faul, druckt hinter 'm Bahndamm rei' — 'rann an den Feind — aber scho a so wuchti',



daß — — — — — — — — — — — — — — — — "



„So, du Depp, da hast dein Kriegsschauplatz! — Und wer hat iatzt nacha g'siegt?"

Niggersongs

(Wilhelm Schulz)



— irrtümlich auf deutsche Welle geraten.

München, 10. November 1935 **Preis 60 Pfennig** 40. Jahrgang Nr. 33

SIMPLICISSIMUS

Die siamesischen Zwillinge John und Marianne

(Karl Arnold)



„. . . Und daß du es nur weißt: nach dem neuesten Stand der Chirurgie kann man uns auch auseinander-operieren!“

Nachträgliches zur Buch- und Weinwoche

Die Endergebnisse der Dichterfeder,
broschiert, in Pappe, Leinwand oder Leder,
stehn wieder einmal da in langen Reih'n,
dem Dienst des Wahren freudig sich zu weih'n.

Zu gleicher Zeit bezwecken viele Flaschen
ein Attentat auf unsre Hosentaschen,
wodurch denn zwischen Hirn- und Rebensaft
ein Konkurrenz- und Seelenzwiespalt klafft.

Wie soll der Mensch im Hinblick auf die beiden
als ernster Wahrheitsucher sich entscheiden,
weil nämlich, daß man a mit b vereint,
aus Gründen des Budgets unmöglich scheint?

In Zweifelsfällen helfen oft Zitate.
Drum ziehn den braven Büchmann wir zu Rate.
Verehrter Freund, sag an: Buch oder Glas?
— Sieh da, hier steht's: in vino veritas!

Ratatöskr

Alte Tapete

Von Katarina Botsky

Das alte Haus an der windigen Straßenecke war abgebrochen worden, nur die eine Seitenmauer stand noch da, weil sie zugleich auch dem Nachbarhaus als solche diente. Die alten Tapeten auf der stehengebliebenen Hauswand schienen sich nun vor Scham zu krümmen unter den Blicken des Himmels und der Vorübergehenden. Wenn in der Gaslaterne an der windigen Straßenecke die blaue Flamme summte, beleuchtete sie so neckisch und spukhaft die altmodischen Tapetenmuster.

Einmal stand abends ein alter Mann vor der Tapetenmauer und starrte sie lange an. Vielleicht las er darauf seine Lebensgeschichte. Es gab noch eine Stubentür mitten in der Leere der Abbruchstelle, nachdem alles andere schon verschwunden war. Ein paar Stufen führten zu der Tür hinauf. Mit unsicheren Schritten stieg sie der Alte empor. Die Tür war zu. Er klopfte. Es war nichts dahinter; aber er klopfte an die Tür. Er probierte es, Vergangenes heraufzubeschwören: etwa eine „Herein!" rufende Stimme, die es nicht mehr gab. Törichter Einfall —! Langsam stieg der Alte die Stufen herunter, umging die Tür und starrte lange in die Leere dahinter. Hier habe ich gelebt in versunkenen Jahren, dachte er, und doch bin ich nicht sicher, daß alles nicht bloß Traum gewesen ist.

Ein blauer Tapetenfetzen, breit wie ein Mantel, hob sich beständig im Winde, als wolle er etwas offenbaren, und sank wieder schlaff herab. Der Alte ließ sich ihn vom Winde in die Hände reichen, besah ihn lange und riß ihn dann ab. Eine noch ältere Tapete kam zum Vorschein. Der Alte nickte schwermütig mit dem Kopf. Wie sehr er sie kannte —! Ungeduldig legte er immer mehr von der noch älteren Tapete frei. Einst vielleicht grellrot gewesen, schwebten lauter spitze Flämmchen in zackigen Kreisen auf ihrem schimmelgrünen Grund. Nun hatte er gefunden, was er suchte: eine Zahl, eine sehr vielstellige Zahl, bei deren Anblick ihm immer noch das Herz erbebte. Sie stand inmitten eines Kreises der spitzen roten Flämmchen, und stand noch einmal und noch einmal in einem solchen Kreis. Dreimal stand sie zwischen den Irrlichtern.

Sie waren wenig glücklich gewesen, er und seine Frau. Immer Sorgen. Ihr einziger Sohn ein Krüppel, ein halber Idiot. Immer hatten sie in der Lotterie gespielt, um des Glückes habhaft zu werden. Die hohe Zahl zwischen den Irrlichtern war die Nummer ihres letzten Lotterieloses gewesen. Auf die hatten sie die tollsten Hoffnungen gesetzt, goldene Berge gebaut, und da — „Vater, du hast gewonnen — die Prämie!" schrie ihm sein Sohn, mißtönend, entgegen, als er eines Herbstabends in die dämmrige Stube trat. „Die Prämie?" Das machte auf seinen Teil fünfundsiebzigtausend Mark. Der Mann fiel wie betrunken auf einen Stuhl und griff sich, sprachlos, ans Herz. Er stammelte: „Zeig — mir das Zeitungsblatt, wo — wo die Nummer steht." Der Sohn reichte es ihm linkisch. Die Zahl stimmte. „Warum springt und singt ihr nicht?" schrie der Vater. Die Mutter sah so sonderbar durchs Fenster. Der glückliche Gewinner riß ihr die Schere aus der Hand und begann wie toll seinen alten Überzieher zu zerschneiden. „Nicht, nicht!" rief die Mutter halb lachend, halb weinend. Der Junge stand am Ofen und lachte stoßweise. „Ist ja nicht wahr!" krähte er, schon ängstlich werdend. „Was nicht wahr? Doch nicht —? Doch nicht?" Die fragende Stimme riß ab, der Frager taumelte. „So etwas lügt man nicht", stammelte er tonlos. Und die Zahl — er riß das Zeitungsblatt vor die Augen — die Zahl stimmte doch?! Der glückliche Gewinner fiel wieder mit der Schere über den Überzieher her, in Strömen lachend. Was fiel seiner Frau ein, zu weinen?! Und warum wimmerte der Junge jetzt hinter dem Ofen?! „Er hat die fehlende Eins im Zeitungsblatt hinzugemalt", flüsterte aufschluchzend die Mutter. Der Mann starrte sie wie aus brechenden Augen an . . .

Der Alte entfernte sich mit schwerfälligen Schritten. Eine Frau trat an die Mauer und besah die alten Tapeten. Überall raschelten lose Fetzen: das schamlos Freigelegte schien fliehen zu wollen. Zweistöckig war das Haus gewesen: unten zwei Stuben, oben zwei Stuben. Vier buntfarbige Wände starrten sprachlos auf die Straße. Die Frau entdeckte bald die vielstellige Zahl auf dem Stück der tiefgelegten grünen Tapete. Und dort und dort stand sie noch einmal. Vielleicht war sie die Nummer eines Lotterieloses gewesen, — das gewonnen hatte, dachte sie gleich. Vielleicht war eines schönen Frühlingsmorgens großer Jubel gewesen angesichts dieser grünen Wand: großer Jubel, großes Glück. Sie dachte es sich so: überall blühender Flieder in der kleinen Wohnung und fröhlich schwatzende Menschen. Und Flaschen, die aufgezogen wurden, und Kuchen, die man hereintrug. Und ein strahlender Mann und eine Frau mit glücksroten Wangen und jubelnde Kinder. Und ein Gerenne und Gespringe, ein Schwatzen und Lachen . . . Aber vielleicht war es auch anders gewesen.

Nachdenklich trat ein Dichter an die Mauer und begann neugierig, auch die grüne Tapete abzureißen, weil es gelb durch ihre Löcher schimmerte. Noch eine saß darunter — wahrhaftig! Und wie altmodisch war erst diese —! Jahrzehnte mochte es her sein, daß jemand dieses Herz hier mit roter Tinte auf ihre semmelgelbe Farbe zeichnete, zwischen diese braunen Gekröse von Arabesken. Zwei Buchstaben beherbergte das Herz, ein O und ein H. „Oh" schien das Herz zu sagen. Es rieselte ein feiner Schneestaub vom Himmel herab. Ab und zu fuhr der Mondkahn in blanker Schönheit aus den grüngrauen Wolkenschleiern. In seinem Geisterlicht spukten ganze Szenen für den Dichter im Muster der uralten gelben Tapete. Er entdeckte darauf die Gestalt einer blassen Frau mit riesiger Antoinettenhaube, einen Strauß semmelgelber Rosen in der Hand, am Arm eines recht kleinen Mannes. Die Gesichter sonderbar gehoben, schritten sie auf großen Schuhen über das Herz, das „oh" sagte. Nicht weit davon tanzte, diabolisch grinsend, ein braungefleckter Hampelmann.

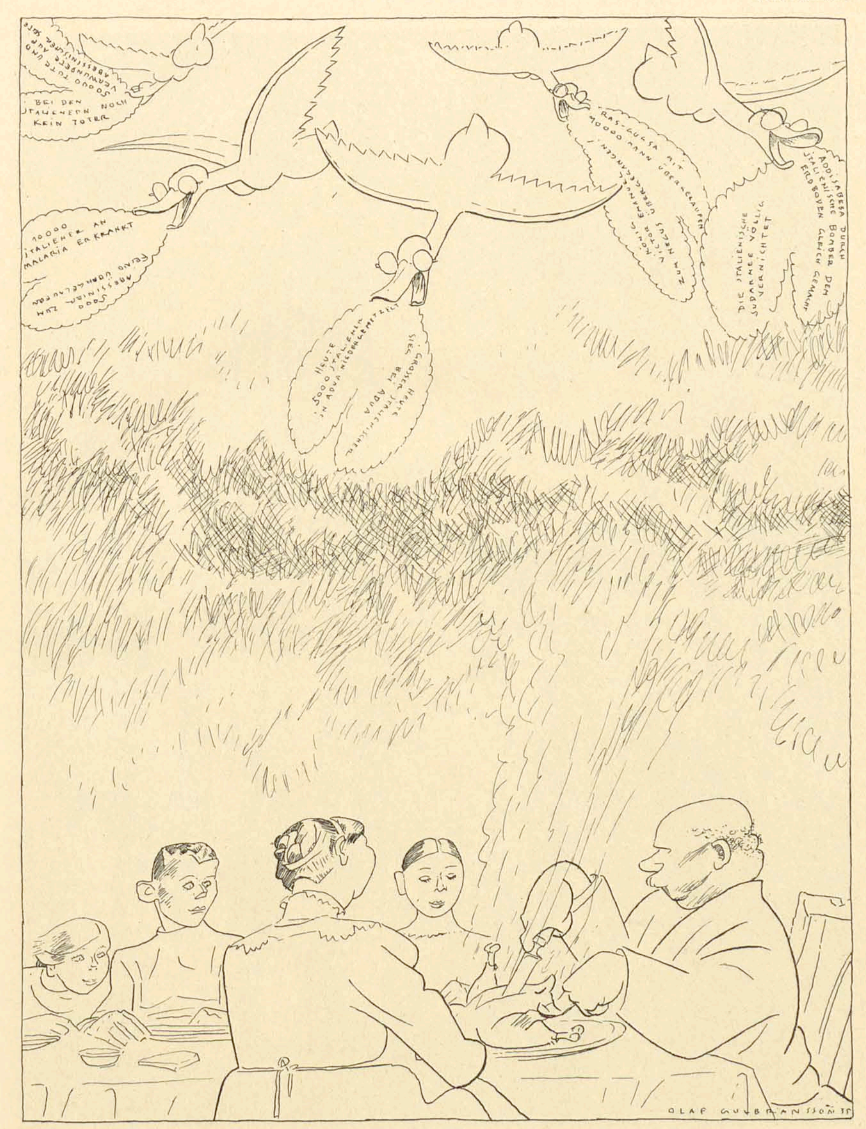
Auch die semmelgelbe Tapete riß der Dichter ab, und — wirklich! — es war noch etwas darunter. Keine Tapete aus Papier, aber ein auf die Wand getünchtes Muster: lauter Kleeblätter auf weißem Grund. Es war dies vielleicht der erste Schmuck der alten Mauer gewesen, als sie ganz jung war. Zwischen diesen kindlich freundlichen Kleeblättern konnten glückliche Menschen gewohnt haben. Die andern Tapeten erzählten alle nicht von Glück, die schimmelgrüne vielleicht am wenigsten. Doch zwischen ihren spitzen Irrlichtern hatte man wohl viel von Glück geträumt; flüsternd verriet es diese dreimal hingesetzte 13333, die vielleicht die Nummer eines Lotterieloses gewesen war.

In den kleinen Wohnungen, die das abgebrochene uralte Haus gehabt hatte, mußte es immer treppauf, treppab von einem Raum in den andern gegangen sein. Überall sah man Treppchen, als das Haus niedergelegt wurde. Nun sah man bloß noch ein Treppchen — das an der einsamen Stubentür. Sie stand ganz frei im Winde, und über die Treppenstufen ging die Erinnerung.

Vor den Mond waren silbergraue Wolkenbären gekrochen, nur etwas grüner Glanz hing, vergessen, über der Erde. Der Dichter stand träumend in der Gewesenheit des abgebrochenen alten Hauses. Weit und breit dachte er sich einsame, zerbröckelnde Mauern mit vermoderten Tapetenfetzen, die im Schneesturm raschelten; weit und breit geborstene Türen vor — dem Nichts; verfallene Treppen, die nirgends hinführten; überall auf der Welt dachte er sich ein ödes, eisiges Eswareinmal. Und nicht nur eine, Tausende von Weltruinen stellte er sich vor im All, beleuchtet vom Spuklicht eines verdunkelten Mondes. Und mehr als Tausende wird es dort geben, die sich, düster und verödet, mit ihrem letzten Mauerwerk um ihre Achse drehen.

Martini

(Olaf Gulbransson)



Im sichern Hort des Vaterlands
verzehr'n wir unsre Martinsgans.

Die andern, welche keine kriegen,
die lassen dafür E n t e n fliegen.

Henderson †

(E. Schilling)



„Wie viele Jahre hab' ich mich auf Erden vergeblich mit der Aufzucht meiner Palme abgeplagt — und hier wachsen sie wild!“

Ein Mensch

Von Eugen Roth

Ein Mensch, der eigentlich nicht könnte,
Kann nur, weil's ihm ein Zufall gönnte,
Sein Dasein bisan leidlich fristen
Mit Hilfe mannigfacher Listen.
Unendlich geht ringsum die Kette,
Daß, wenn der dies, der das nicht hätte
Und sich nicht eins ins andre flöchte,
Nicht einer zu bestehn vermöchte.
Und staunend fragt sich jedermann,
Wieso der Andere leben kann.

Eile mit Weile

Klärchen war ein außerordentlich munteres, gescheites und frühreifes Kind. Sie zahnte, sprach, ging, las, rechnete, stickte, musizierte beachtlich früher als ihre Geschwister und die Kinder der Nachbarschaft. So war es nicht verwunderlich, daß sie sich unter allen ihren Gespielinnen auch am frühesten verlobte.

Als man bei einer Familienzusammenkunft wieder einmal von Klärchen und nur von Klärchen sprach und bereits die Hochzeit erwog (je früher, desto besser), konnte sich Onkel Theodor nicht mehr zurückhalten: „Der Fratz bringt sicher einmal nur Frühgeburten zur Welt", brummte er ärgerlich und entwich in den Garten.

Aus der Schule

Der Lehrer hat die Geschichte von Adam und Eva im Paradies und dem Sündenfall behandelt. Dem kleinen Heinz hat, wie vielen anderen Kindern auch, der wundervolle Apfelbaum mit seinen prächtigen Früchten am meisten imponiert. Er hätte um ihretwillen auch gesündigt! Nun fragt der Lehrer zur Wiederholung: „Wie lange durften Adam und Eva im Paradiese bleiben?" Und im Gedanken an den schönen Apfel antwortet Heinz: „Bis zum Herbst!" Der Lehrer staunt und fragt langgedehnt, als überlege er: „Bis zum Herbst?" — „Ja, Herr Lehrer, eher waren die schönen Äpfel nicht reif", sagte Heinz mit großer Sicherheit.

Lieber Simplicissimus!

Der Gehalt war klein, und man konnte sich neben dem Notwendigsten nur wenig leisten. Deshalb war die Freude groß, als meine beiden Kollegen gleichzeitig eine kleine unerwartete Beförderung erfuhren. Hocherfreut beschloß man, das Ereignis abends mit einer Flasche Wein zu begießen. Man entkorkte sie schon in allerbester Laune, und als man sie bis zur Hälfte geleert hatte, entbehrte die Stimmung einer gewissen Übermütigkeit keineswegs. Aber plötzlich hielt der eine inne, betrachtete die Flasche angestrengt und ernst und sagte dann zum andern: „Du, wenn mr jetzt ufhöre, reicht's am Samstag nochmal a Orgie!"

*

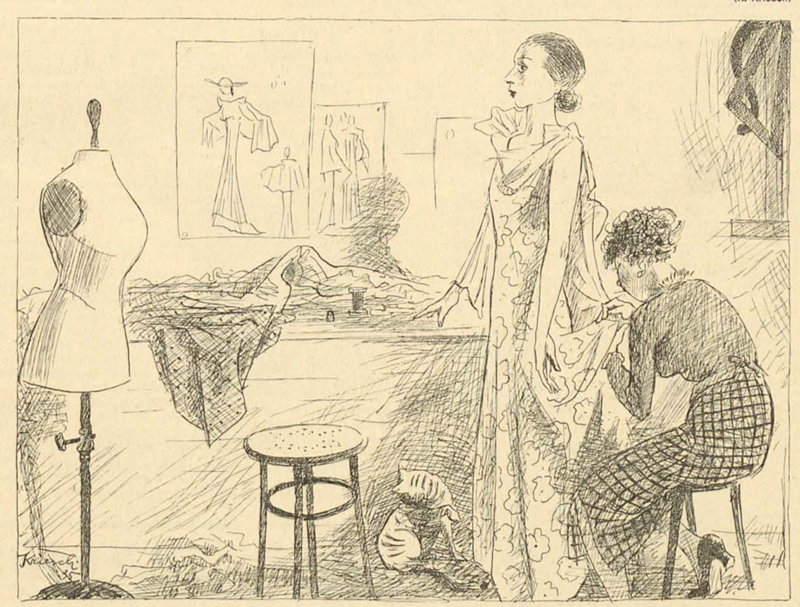
In einer kleinen Universitätsstadt starben in kurzen Zwischenräumen drei berühmte Universitätsprofessoren. Etwa ein Jahr darauf erschienen bereits ihre Biographien, und zwar alle drei von ihren Witwen selber geschrieben. Als die dritte der Biographien herauskam, meinte der alte Professor H. resigniert: „Mir ist jetzt der Sinn aufgegangen für die Wohltat der Witwenverbrennungen in Indien."

Fundstück

Aus einem Prozeßbericht: Das Gericht kam schließlich zu einer Freisprechung des Angeklagten, weil es die Fahrlässigkeit nicht für vorsätzlich hielt.

Die gute Kundschaft

(R. Kriesch)



„Sie wollten mich doch auch Ihren Freundinnen empfehlen?" — „Tja, seitdem ich weiß, daß Sie so gut arbeiten, kann ich Ihre Adresse niemandem verraten."

Piedigrotta-Zwischenspiel

Von Harold Theile

Ein Sterngewebe bunter Glühlampen überwölbt die nächtlichen Straßen am Posilipo. Darunter ist festliches Gewühl. In die verschwimmenden Gesänge hackt das Stakkato fahrender Pianos: ping peringpang, ping pong . . . Überall klingen Gitarren, kreischen Geigen, singen Menschen. Wer nicht singt, bläst in Kindertrompeten, in hunderttausend Trompeten aus Blech und Pappe. Die aus Blech sind um zwei Soldi teurer, aber sie haben die größere Lautstärke.

Dies ist die Nacht des Volkes von Neapel. Piedigrotta, das Fest der Feste. Zwischen den Ufern dichtbesetzter Tischreihen flutet, braust, wirbelt der Strom lachender Menschen. Man schmaust Pizze und Eis, Muscheln und türkischen Honig, Tintenfische und Kakteenfrüchte — alles durcheinander und möglichst ohne Pause. Über den Köpfen wippen tausend farbige Pappkegel an langen Schilfrohren. Die stülpt man einander über, und die jungen Mädchen und Frauen mit den blitzenden Augen und Ohrgehängen haben es nicht leicht.

Das Volk von Neapel ist vor Festesfreude trunken, trunken aus dem Blut, nicht von dem roten Wein. Aus allen Fenstern, von allen Balkonen flattern Papierschlangen, und noch der ärmste unter den Gemüsehändlern läßt das Lackrot seiner Pfefferschoten im Licht elektrischer Birnen erstrahlen.

Durch die Orgie von Lärm und Bewegung schiebt sich überraschend etwas Uniformes, Feierliches heran. Sechs steife, schwarze Hüte, in zwei Reihen geordnet, schweben fremd einher. Sie sitzen auf den Häuptern von Männern, unter deren dunkler Kleidung man kompakte Muskeln ahnt. Niemand in ganz Neapel trägt eine Kopfbedeckung solcher Art. Es sind Hüte aus einem andern Land, korrekt, offiziös, entfernend die Vertraulichkeit. Und so schreiten denn die sechs gleich großbritannischen Gesandtschaftsräten.

Allerdings, das leise Wiegen in der Hüfte, die Art, den Unterschenkel vorzuschwingen, können nicht aus Bond Street stammen. Auch der kühne Schnitt der Flicken auf den Röcken will nicht passen, und was die Filze anbetrifft, so sind sie arg verfilzt. Ferner pflegen britische Diplomaten auf offener Straße keineswegs, selbst nicht von Zeit zu Zeit, in Blechtrompeten zu stoßen. Die sechs Herren tun dies.

Sie wallen durch den Orkan des Getöses zu Santa Maria di Piedigrotta, und ihre schnellen Seitenblicke wachen, ob man soviel Schönheit und Würde inmitten des Getümmels wohl bemerke.

Vor der Pforte der Basilika stecken alle sechs ihre Trompeten ein und nehmen die englischen Hüte in die Fäuste. Mit dem frommen Ausdruck der Kinder eines gläubigen Volkes treten sie ein.

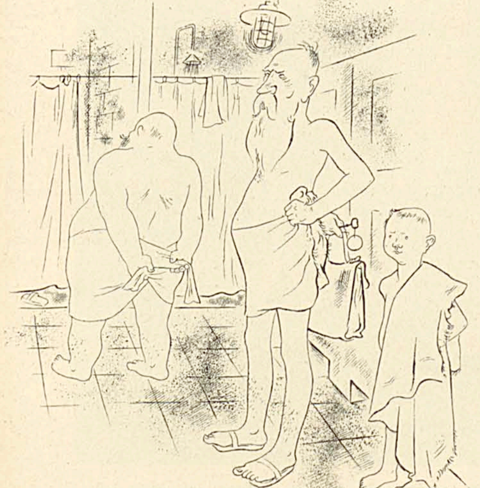
Unter mächtigem Baldachin steht die Madonna von Piedigrotta in blendendem Geleucht. Die sechs drängen mit allem Volk die marmorne Barocktreppe zu ihr hinauf. Scheu gleiten die Augen über den Silberbrokat ihres Kleides und den Glanz des königlichen Schmucks darauf. Dann ist's vorüber.

Im Hinausgehen kauft jeder der sechs ein Bildchen der Maria Santissima de Piedigrotta und birgt es sorglich in der Rocktasche. Draußen, unter der Lichtflut der geschmückten Piazza, formieren sich sechs steife Hüte aufs neue. Die Blechtrompeten kommen zum Vorschein, und wiegenden Schrittes, doch stumm und in Grandezza ziehen die sechs im Tumult der Feststraßen hin und her, hinauf und hinab.

Gegen fünf Uhr morgens, als der Lärm verebbt und die Lampen im Morgen verblassen, marschieren sie durch das schlafende Zentrum Neapels in südlicher Richtung davon. Um sieben sind sie angelangt. Sie legen die geliehenen sechs Hüte behutsam beiseite, lachen mit blanken Gebissen, spucken in die Hände und machen sich wieder ans Steineklopfen.

Gute Lehren

(Josef Sauer)



„Siehste, mein Sohn, die Reinlichkeit muß dir im Leben über alles jeh'n." — „Ja, Opa, ick habe aber gar keen Zipperlein!"

Das Opfer

Kathring ist wirklich eine kreuzbrave Eifeler Bauersfrau, und wenn die Fastenzeit kommt, so wird nicht bloß reell gefastet, sondern sie legt sich darüber hinaus auch noch freiwillig ein kleines Opfer auf. Dem Christian, ihrem Mann, natürlich auch! Aber der will dieses Jahr nicht, macht Ausflüchte. Bis sie eines Tages mit der Nachricht kommt, daß Nachbar Jochen für die ganze Fastenzeit auf den Genuß des Rauchens verzichten will. Da ist Christian besiegt; natürlich will er auch kein schlechterer Christ sein als der „Nobber": „Tja, wat soll ich dann do'n?"

„Loß och et Piefe, Chreß", rät ihm Kathring.

Aber dem Chreß deucht dieses Opfer zu schwer: „Nee, ming Pief moß ich als ha'n!"

Kathring überlegt, überlegt hin und her, bis ihr endlich ein großartiger Gedanke kommt: „Sag, Chreß —!"

„Mmmm —"

„Wie wür' et, wenn wer o's die Faastenzeit enthälte?! Du schliefst ovven open Kamer und ich bliev ongen!"

Chreß wiegt überlegend das Haupt: „Sall mer als räet sin; de Plan es net schläet!", und heimlich denkt er: „Dat Opfer es als net mie esu grueß!"

Also gesagt, getan: mit Beginn der Fastenzeit bezieht Chreß die obere jungfräuliche Kammer, während Kathring die Nächte des Opfers allein in dem bisherigen ehelichen Schlafgemach verbringt. Christian fühlt sich bald da oben sauwohl; diese Ruhe, und gleich ein ganzes Bett für sich und keine Vorhaltungen wegen Kartenspiel, Freunden, Sonntagsschnaps und mangelndem Pflichtgefühl —. Mit einem Seufzer unendlichen Wohlgefühls stellt er eben eines Abends fest, daß die Fastenzeit immerhin noch über drei Wochen währen wird, als sich sachte die Kammertür öffnet und, ein Licht in der Hand, — Kathring im Kleide der Nacht an sein Bett tritt.

„Nanu, Kathring!? — Wat es denn los!?"

Kathring steht zögernd, hustet, dreht den Kerzenleuchter und sucht nach Worten: „Och joo — wat ich deer nerr effens saggen wollt' —: Der Nobber pieft we'r . . ."

Insektenfabeln

Von Wilhelm Pleyer

Es sprach die Goldafter-Puppe
Mit minimaler Gebärde:
„Wurst und piepe. Ejal und schnuppe.
Ick weeß doch jenau, wat ick werde."

*

Die schwarze Küchenschabe fand
Sich in ihrem Ansehn gesunken;
Da hat sie sich Periplaneta genannt
Und auf lateinisch gestunken.

Die guten Freunde

Sie verließen den Friedhof und strebten der Stadt zu. Auf einmal machten sie halt, und Oskar sprach mit ehrfürchtig gedämpfter Stimme zu den andern: „Hier hat der liebe Verstorbene jeden Tag bei einem Glas Wein gesessen!"
Sie gingen infolgedessen hinein. Und Oskar sprach alsbald zu der herbeieilenden Kellnerin: „Bringen Sie den Cannstatter Zuckerle, den hat der Verstorbene immer getrunken!"
Davon tranken sie eine schöne Menge. Und als die Polizeistunde schon erheblich überschritten war, kam der Wirt hinter seinem Schanktisch hervor und sah flüchtigen Blickes unter den Tisch, unter den Oskar ziemlich haltlos gesunken war. Da sprach der Wirt: „Hier is der Verstorbene auch immer gelege!" und begann die Lichter zu löschen.

Heiter ist die Kunst

Der Dichter Poller lustwandelte gedankenverloren im Walde.
Plötzlich trat ein kleiner Junge auf ihn zu: „Sie, Herr Waldwärter . . .", fing er zu plaudern an.
Der Dichter Poller aber schrak hoch: „Ich bin nicht der Waldwärter!"
„Na", sagte der Junge, „solch böses Gesicht machen Sie aber."

Lieber Simplicissimus!

Ich schüttele die Nüsse von meinem Baum im Garten, als der vierjährige Bub der Nachbarsleute hinzukommt.
„Georg", sage ich, „gehe ein bißchen zurück. Die Nüsse sind hart, wenn dir eine auf den Kopf fällt, kann es ein Loch geben."
„Ach", antwortet der Kleine geringschätzig, „ich kann schon stehe bleiwe. Mein Kopp is hart genug, da derfe schon â druff falla."



Fahndung

(Toni Bichl)



„Passen Se man uff, Frau Trillhose, der Vater von Ihrem Enkelkind is bestimmt 'n Sänger jewesen! Det kenn' ick als Opernhausputzfrau sofort." — „Jessmaria! Erkenna S' 'leicht gar no die Stimm'?"

Die Falle / Von Ernst Kreuder

Die meisten von uns schliefen schon, einige lagen auf den Bänken rings an den Wänden des Gartenhauses, auf Kissen am Boden, es war drei Uhr nachts vorbei, die Kerzen in den Lampions waren ausgegangen, Ferdinands Geburtstag war zu Ende. In der Halle, die zum Garten führte, schnarchte einer besonders laut. Zwischen den Schläfern standen gefüllte Weingläser, Zigarrenkisten, riesige Aschenbecher. Die Nacht draußen war nicht dunkel und nicht hell. Wenn es mir gelang, meine Gedanken auf fließendes Wasser zu konzentrieren, mußte ich auf dem Autositzpolster unter dem Steinway-Flügel schon einschlafen können. Als das fließende Wasser nichts half, stellte ich mir deutlich riesige Kornfelder vor, über die der Wind wehte, Getreidewogen, matt silbern schimmernd, aber dann hörte ich Ferdinand im Dunkeln fluchen; er suchte den Kasten mit den Brasilzigarren und stieß eine Flasche um. Es war zum Verzweifeln. Nun hatte er sich eine neue Brasil angesteckt und lag schmauchend in einer Ecke; ich versetzte mich jetzt intensiv auf einen Berggipfel und folgte mit den Blicken einem dicht vor mir in die Tiefe stürzenden Raubvogel, die Sinne vernebelten sich mir, ich rutschte schon in den Schlaf hinüber, da fing Ferdinand mit der amerikanischen Polizei an.

Ich hätte ihm sämtliche Flaschen an den Kopf werfen können, ich vertraute jetzt nur noch auf seine monotone Stimme, die mich vielleicht wieder einschläferte; konnte er seine Freunde nicht endlich schlafen lassen, was ging mich denn die amerikanische Polizei an? Offenbar wollte er sich bloß die Zeit vertreiben, weil er selbst nicht schlafen konnte. Wußte er, daß ich noch wach war? Ich rührte mich jedenfalls nicht.

„Von wegen Tüchtigkeit", hörte ich ihn höhnen, „sieht alles nur so aus. Bluff, Kino, Phototricks. Du weißt, daß ich drüben einen Laden hatte; die berühmten Detektive, ich kann dir sagen, ich hab' mehr als einmal einen von ihnen aus der Falle gezogen. Du kannst sie fragen drüben, alle, wenn sie noch am Leben sind. Bradley ist es noch, er hat mir neulich eine Karte geschrieben. Ich weiß noch genau, wie ich ihn rausgezogen habe, ich war damals mit der kleinen Jane verlobt und wäre beinah zu spät ans Kino gekommen. Pünktlichkeit war ihr nämlich alles, mein Lieber. Um sieben sollte ich sie treffen, und um sechs ging's plötzlich los. Es war schon dämmrig, und ich saß hinten in meinem Kontor und rauchte eine Pfeife, denn ich war schläfrig von dem fetten Essen, Hammel mit Bohnen. Im Laden vorn hörte ich meinen Gehilfen mit einem Kunden reden, der eine alte Schiffslampe haben wollte. Stanley erklärte ihm schon zum drittenmal, daß wir keine alte Schiffslampe hätten. Aber der Mann schien's nicht zu glauben, er fragte, ob wir nicht doch noch eine im Keller hätten? Ob er selbst mal im Keller unter den Altertümern nachsehen könnte? Mir gefiel seine Stimme nicht, es war ein Krächzer, aber wer wird denn gleich was Böses denken? Stanley sagte ihm, was ihn eigentlich unser Keller anginge? Dann war es still. Kann sein, daß es noch ein kleines Geräusch gegeben hat, aber draußen hupte einer wie verrückt, und dann, wie ich dir sagte, war ich wirklich schläfrig. Alte Schiffslampen, was für Sorgen! Überhaupt die Kunden bei diesem Geschäft! Aber jetzt stimmte offenbar draußen doch etwas nicht. Warum machte Stanley die Tür vom Laden zum Kontor zu? Schließt sie auch noch ab. ‚Bist du verrückt, Stanley?' ruf ich. ‚Hör mal zu, Stanley, was ist denn eigentlich los?' Ich kriege keine Antwort, muß also aufstehen. Klopfe gegen die Tür, dann leg' ich ein Ohr ans Holz, nichts zu hören. Jetzt bin ich also eingeschlossen, um sieben soll ich Jane treffen, jetzt ist es sechs, was geht denn hier eigentlich vor? Vorsichtshalber schieb ich erst mal den Riegel von innen vor. Dann klopft es, das kommt aus dem Nebenzimmer, das nur einen Ausgang in den Aufzugsschacht hat. Hinter der Tür zum Kistenaufzug klopft jemand. Ich gehe dicht an die Wand ran und mach vorsichtig die Türklappe auf. Na, nun war also der Held schon da. Bradley, der berühmte Bradley! ‚Mach um Himmels willen auf, Freddy', singt er hinter der Klappe, ‚sie haben alles umstellt!' Feine Sache, jetzt hatte er sicher eine ganze Bande auf dem Hals, einen Gang, der unsichtbar arbeitete. Ich schloß auf, und Bradley stieg aus dem finsteren Warenaufzug, ein Anblick, der seine Dollars wert war. ‚Kann seit einer Stunde nicht mehr auf die Straße kommen', lispelt er, und da fällt schon im Hof eine Kiste um. Das Zimmer ist zwar dunkel, und die Fenster sind vergittert, aber sicher ist sicher; ich legte mich also mal rasch mit Bradley auf den Boden hin. Stell dir vor,

(Schluß auf Seite 394)

Kleine Bemerkungen

Alle Debatten wurzeln in dem Wunsch, seine eigenen Ansichten bestätigt zu finden.

*

Viele Menschen entgehen nur „mangels Masse" dem Bankerott.

*

Die Bretter vor den Gehirnen sind die eigentlichen „Bretter, die die Welt bedeuten".

oha

Sparen!

(Wilhelm Schulz)



„Wat, der Schlagsahneverbrauch soll einjeschränkt werd'n? Da hab' ick 'ne jute Ausrede für mein Kaffeekränzchen!"

Der göttliche Reiter / Von Richard Billinger

Ein Bauernlied zu Leonhardi

Aus Holz, gar grün bemalet,
des Christi Eslein war,
es hat wohl tausend Male
erfreut der Frommen Schar.

Am Palmsonntag ritt auf dem Esel
der göttliche Reitersmann
dreimal um die Kirche, und den Teufel
schlug er in Acht und Bann.

Und als das Eslein zerfallen,
vermorschet, vom Wurme zernagt,
da hat es nimmer gefallen
dem Baur und Knecht und Magd.

Der göttliche Reiter blieb zurücke,
denn er war aus härterem Holz,
und gar vielen Tieren zum Glücke
er kannte nicht Hochmut und Stolz.

War wo ein Vieh erkranket,
eine Ziege, ein Roß oder d' Kuh,
das Vieh dem Reiter es danket,
ließ der Teufel dasselbe in Ruh.

Der Priester eilt zum Altare,
er beuget dort das Knie,
er singt die wunderbare
Litanei fürs kranke Vieh.

Er hebt auf des Tieres Rücken
den Herrn, der reitet herum
dreimal um die Kirche und schaffet
das kranke Vieh gesund.

Die Engel vom Himmel herwallen,
steiget Christ aufs kranke Roß,
die Kirchenorgel muß schallen,
wird Gott des Rosses Genoß.

Gott schenkt ja einen Himmel
und von der Seele den Schein
dem Tier einmal; auf goldenem Schimmel
reitet er selbst in die Ewigkeit ein.

Die Falle

(Schluß von Seite 392)

er glaubte auch noch, er könnte hier seine Abteilung anrufen! Das Kabel ging durch den Laden, da war nicht mehr dran zu denken."

Ferdinand kicherte im Dunkeln, und dann goß er sich aus einer Flasche was ein. Er hatte zwar seine monotone Stimme, aber ich hatte jetzt aufgehört, an Schlaf zu denken, ich war gespannt, wie er aus dem Kontor herauskommen wollte.

„Der große Bradley", fuhr er in der dunklen Ecke fort, „er bildete sich tatsächlich ein, wir kämen noch lebend aus dieser Falle heraus. ‚Mach bloß, daß wir schnell aus der Bude fortkommen', lispelte er. Was soll man da antworten? Mit dem Aufzug war nichts zu machen. Sie brauchten uns nur die Seile durchzuschneiden. Ruhig denken und liegen bleiben. Aha, jetzt wollen sie vom Laden aus rein, rütteln an der Kontortür, der Riegel wird noch einige Zeit halten. Da ist schon der Bohrer, sie bohren den Riegel auf. Sie dürfen keinen Lärm machen, auf der Straße ist noch Verkehr. Jetzt bleibt uns nur noch der Schacht hinterm Kleiderschrank. Ich schob Bradley in den Kleiderschrank, dann kroch ich ins Kontor, schmiß einen Pult um, hob die Falltüre zum Keller auf und warf sie mit Wucht wieder zu. Vielleicht gingen sie auf diesen Leim, der Keller hatte keinen Ausgang. Dann zurück in den Kleiderschrank, sie mußten die Kontortür gleich aufhaben. Ich schiebe also im Schrank hinten die Wand raus und Bradley hinaus auf die feuchte Kellertreppe, dann drück ich die Füllung von den Stufen aus wieder zu. Jetzt schleunigst hinunter. Irgendeiner hatte mal diesen Gang machen lassen, der auch keinen Ausgang hatte. Es war nur ein Kellerloch, und dahinter lagen meine Gewölbe, durch eine Luke konnte man hinübersehen. Wenn sie nun nicht in ihre Falle gingen, waren wir in der unseren dafür, Falle gegen Falle, und alles wegen der Tüchtigkeit. ‚Gehst du mal von der Luke weg, Bradley', sage ich, ‚du hast jetzt ganz auf mich zu hören. Mach die Ohren auf. Da kommt schon drüben einer runter.' Es kamen gleich zwei drüben die lange Leiter runter, mit Blendlichtern, sie gingen in Deckung und leuchteten dann vorsichtig das Terrain ab. Dann rief einer von oben was, sie gaben keine Antwort, und dann kam der dritte auch runter. ‚Jetzt sind sie alle drin', lispelt Bradley. ‚Was', sage ich, ‚es sind nur drei? Und da kommst du zu mir?' Aber dann fällt mir der Krächzer ein, der Kunde, der Vorarbeiter, also vier. Steht einer noch oben. Das riskier ich. ‚Hör zu, Bradley, du machst jetzt etwas Lärm hier, damit sie unten bleiben, ich geh mal rauf.'

Ich stieg also hoch, horchte hinten am Kleiderschrank, alles still. Schiebe die Füllung raus, mach vorn die Tür vorsichtig auf, im Kontor ist auch kein Licht, aber jetzt bewegt sich jemand. Es kommt jemand ins Nebenzimmer, er muß was gehört haben. Ob nur einer hier oben ist? Ich guck mir die Augen aus dem Kopf, kann nicht mal hören, wo er steht, jetzt macht er sich an seiner Tasche zu schaffen, knipst ein Lämpchen an.

Mit zwei Sprüngen war ich hinter ihm, nahm ihn um den Hals und zog ihn in den Kleiderschrank. Tür zu. Das andere war kein Kunststück mehr. Ins Kontor vor, die drei waren noch drunten, suchten wahrscheinlich einen Kanal, wo sie uns zu finden hofften: ich schmiß die Falltür zu und schob den schweren alten Schreibtisch drauf. Im Laden lag Stanley mit Stricken und Knebel. Ich machte sie ihm ab und legte sie dem Mann im Kleiderschrank an, dem Krächzer. Es war zehn vor sieben, um sieben wollte ich Jane treffen. Jetzt schossen sie schon von unten gegen die Falltür. Ich schleppte Stanley auf die Straße und nebenan in Pims Ausschank. Dann trank ich einen Doppelten und rief Bradleys Abteilung an. Ließ mir eine Bürste geben und machte mich ein bißchen ordentlich. Zehn nach sieben war ich am Kino. Jane war schon nervös. ‚Sei nicht bös', sagte ich, ‚mußte mal wieder einem alten Freund aus der Klemme helfen.' Am nächsten Tag große Schlagzeilen: ‚Gangsterfang im Keller! Unser Bradley! Zum Inspektor ernannt!' Du siehst, wie sie's machen, von wegen Tüchtigkeit. Jetzt werd ich mich doch mal aufs Ohr legen. Uaah!"

Kurz darauf hörte ich Ferdinand aus der Ecke schnarchen. Jetzt konnte ich mir wieder endlos fließende Wasser und Kornfelder und stürzende Geier vorstellen, und draußen im Garten wurde es schon hell!

(R. Kriesch)

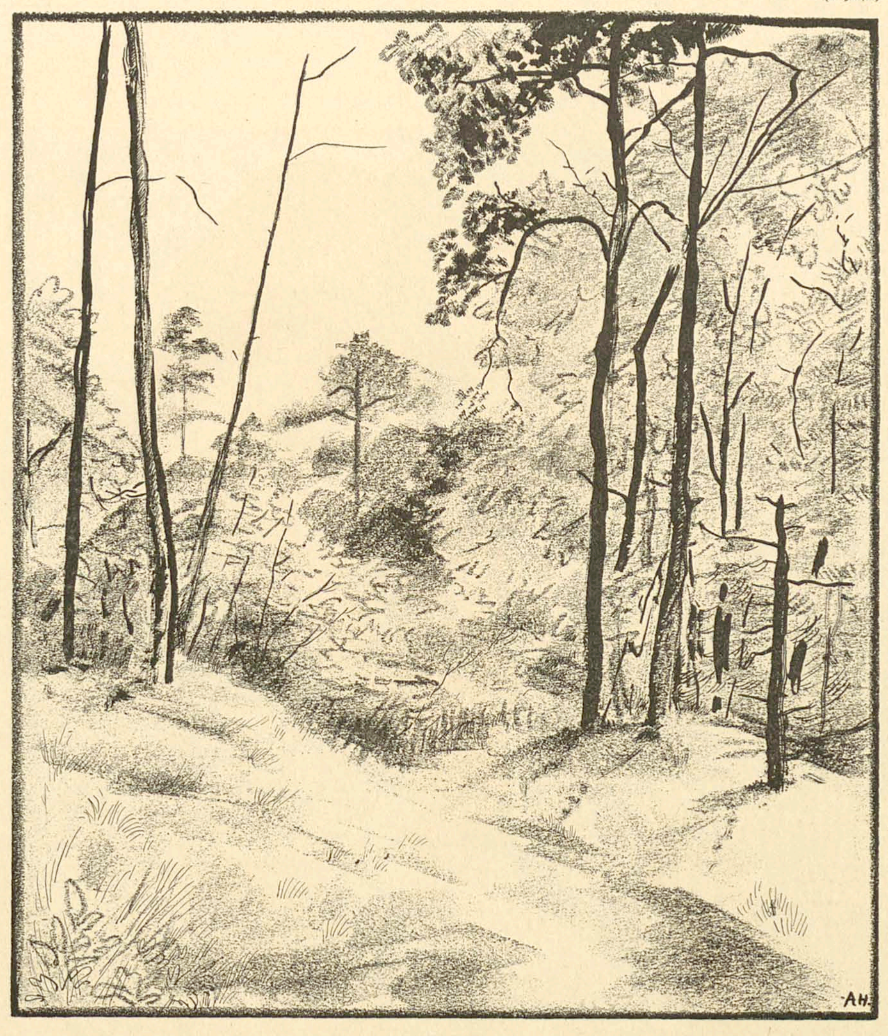


„Bei der Finsternis sollt' i dem Buzi am besten a Katzenaug' ans Schwanzl hängen . . ."

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten sowie der Verlag entgegen ● Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— ● Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile RM —.20 ● Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M, Sparkassenstraße 11 Fernsprecher 296456, 296457 ● Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Gaishauser, München ● Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 13000 II. Vj. Pl. 3 ● Erfüllungsort München ● Postscheck München 5802 ● Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Herbst

(A. Hansen)



Durch Strunk und Stoppel rennt der Wind,
der Nebel steht um Sumpf und Rohr.
Die Sonne tastet müd und blind
sich eben zwischen Wolken vor.

Die Schleier reißen Stück um Stück,
Land leuchtet unaussprechlich klar,
und du empfindest voller Glück
den Sommer nach, der gestern war.

Karl Bröger

Rote Hetzer in Frankreich

(E. Thöny)



„Allons, enfants de la patrie! Ihr braucht wieder eine Revolution!"

München, 17. November 1935 Preis 60 Pfennig 40. Jahrgang Nr. 34

SIMPLICISSIMUS

Russisches Ballett

(Kurt Heiligenstaedt)



„Das Volk soll kein Brot haben, hast du es gehört?" – „Ein Glück, daß wir zu den Propaganda-Puppen der Sowjets zählen und uns nicht von Brot zu nähren brauchen!"

Der Schúdderump

„Er aber rollt weiter durch die Welt . . .“
Raabe

Kennt ihr ihn auch, den gräßlichen Rumpelkarren,
so alt, so alt?
Hörtet ihr je bei Nacht seine Räder knarren
fern hinterm Wald?

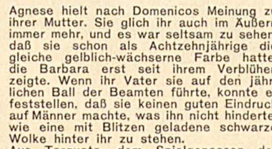
Saht ihr je seinen dräuenden Schatten wanken
durch Luft und Licht?
Ahnt ihr, wie er der Hybris wuchernde Ranken
zu Spreu zerbricht?

Wehrtet ihr euch mit blitzenden Augen und Zähnen
fürs innere Reich? . . .
Es gibt ein Wort vom „Lächeln unter Tränen“.
— Mir ist's zu weich.

Dr. Owlglaß

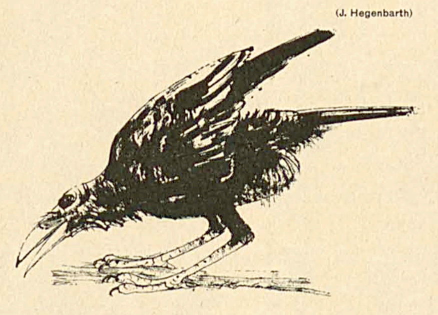
Der Irrtum Domenicos / Von Willfried Tollhaus

Die Via San Giacomo ist eine enge Gasse, die von der in jeder italienischen Stadt üblichen Piazza Vittorio Emanuele abgeht und bescheidenen Bürgern Wohnung gibt. Früher schien dort ein vornehmes Quartier gewesen zu sein, denn ein großes altes Mietshaus heißt noch immer der Palazzo und hat auf der Wand seines stattlichen Hofes ansehnliche Reste einer Malerei, die eine adriatische Küstenlandschaft mit tiefblauem Meer, romantischen Barken und eine Burg über Palmen darzustellen scheint.
Vielleicht war es dieser Ehrentitel „Palazzo“ und die mit ihm verbundene Erinnerung an verblaßte Großartigkeiten, die vor etwa zwanzig Jahren den Sekretär Domenico Giusti veranlaßte, seine Ehe mit der hübschen Barbara in einer im obersten Stockwerk des Hauses gelegenen Dreizimmerwohnung zu beginnen. Eine Ahnung, die beinahe schon Gewißheit für ihn war, veranlaßte ihn bereits damals, Rücksicht auf seine dereinstige hervorragende Stellung in der Stadtverwaltung zu nehmen. Er ernannte eines der nach der Via San Giacomo zu gelegenen Zimmer zum Salon und die Stube mit der Aussicht auf das undeutliche Fresko zum Eßsaal. Diese Bemühungen erwiesen sich im Laufe der Zeit als unnötig, denn Domenico kam über seinen bescheidenen Sekretärposten nicht hinaus.
Vielleicht war das aber auch nicht mehr wichtig für ihn, denn im fünften Jahre seiner bis dahin wohlgeordneten Ehe wurden die Ansprüche, die er an das Leben gestellt hatte, durch ein nach seiner Meinung entscheidendes Ereignis von Grund auf verändert. Es war kurz nach dem Namensfest der heiligen Agnese, der Patronin aller Liebenden, nach der er sein damals dreijähriges Töchterchen genannt hatte, und empfindsame Nasen rochen bereits den Frühling. Der Nachbar von der andern Seite der Via San Giacomo, Francesco Tomasoni, ein geschickter Goldschmied, Domenicos Schulfreund, der nach kurzer Ehe verwitwet war, hatte der kleinen Agnese an ihrem Namenstag ein goldenes Kettchen mit einer frommen Münze umgehängt.
Die erhöhte Freundlichkeit, mit der ihm Barbara begegnete, und die sich vor allem auf sein dreijähriges Söhnchen Torquato bezog, schien er jedoch falsch zu verstehen. Jedenfalls widmete er ihr eine Aufmerksamkeit, die über nachbarliches Wohlgesinntsein hinausging. Er wußte bald, wann Frau Barbara bei der Morgentoilette war, und hatte auch festgestellt, daß Domenico während dieser Zeit das Bologneser Hündchen auf die Straße zu führen pflegte. Sagte Francesco indessen hinter seinem Fensterladen mit zärtlicher Stimme „Guten Morgen“, so hörte es Barbara, denn die Straße war so eng, daß man beinahe von ihrer einen Seite zur andern hätte greifen können. Es blieb ihr also nichts übrig, als Francesco auch einen guten Tag zu wünschen. Das geschah freilich hinter den Fensterläden, die nur ein weißes Blinken durchließen, was die Phantasie des Goldschmiedes sehr erregte. Erfinderisch, wie er war, drehte er in den Stiel eines Besens einen Kleiderhaken, und als ihm eines Morgens das Geplätscher von Wasser verriet, die Gelegenheit sei günstig, riß er damit die nur angelehnten Fensterläden in der Schlafstube Barbaras mit einem jähen Ruck auf.
Das alles ging so blitzschnell vor sich, daß es auf der Gasse unbemerkt blieb und eine Angelegenheit gewesen wäre, die sich allein zwischen Francesco und Barbara abgespielt haben würde, wenn nicht Domenico zufälligerweise mit dem Hündchen nicht auf der Morgenpromenade, sondern im Salon gewesen wäre. Dort hörte er ein helles, sehr vergnügtes Auflachen Barbaras, das ihm so verdächtig vorkam, daß er rasch die Türe öffnete. Als er die Situation erkannte, fühlte er, wie in diesem Augenblick die Weiche seines Schicksals umgestellt wurde.
Mochte Barbara auch behaupten, Tomasoni habe nur die obere Hälfte ihres Nackens sehen können, so stand für Domenico doch fest, daß sie an dem unzüchtigen Verhalten seines Freundes von gestern Vergnügen gehabt hatte. Diese Tatsache drehte und wendete er so lange hin und her, bis kein Zweifel mehr übrig blieb, daß er betrogen sei und Barbara sein Vertrauen nicht verdiente. Noch war er allerdings der Meinung, sie wäre durch Strafe zu bessern. Er ließ durch einen Handwerker die Fensterläden nach der Via San Giacomo zu verschrauben, so daß fortan dort jenes grünliche Zwielicht herrschte, das zu der unfrohen Stimmung der Bewohner dieser Zimmer paßte. Sein Bett brachte er aus dem gemeinsamen Schlafzimmer in den Salon. Die Mahlzeiten wurden schweigend eingenommen.
Hatte Domenico erwartet, Barbara werde ihn eines Tages weinend um Verzeihung bitten, so irrte er sich. Sie behandelte ihn genau so wie er sie. Das hieß nichts anderes, als daß sie seine Überlegenheit nicht anerkannte. Erbittert darüber, tat auch er keinen Schritt zur Begnadigung der Schuldigen. So erstarrte der Zustand, den er selbst nur als vorübergehend gedacht hatte, immer mehr zur Form ihres Lebens, die nur schwierig zu ändern war. Darüber liefen die Jahre wie lautlose graue Katzen vorbei.



Agnese hielt nach Domenicos Meinung zu ihrer Mutter. Sie glich ihr auch im Äußern immer mehr, und es war seltsam zu sehen, daß sie schon als Achtzehnjährige die gleiche gelblich-wächserne Farbe hatte, die Barbara erst seit ihrem Verblühen zeigte. Wenn ihr Vater sie auf den jährlichen Ball der Beamten führte, konnte er feststellen, daß sie keinen guten Eindruck auf Männer machte, was ihn nicht hinderte, wie eine mit Blitzen geladene schwarze Wolke hinter ihr zu stehen.
Aus Torquato, dem Spielgenossen der ersten Jahre Agnesens, war inzwischen ein hübscher Bursche mit schwarzen Locken geworden, der die Jugend der ganzen Straße kommandierte und mit den Mädchen nicht viel Umstände machte. Agnese hörte oft, wenn er diese oder jene beim Namen rief und sie folgsam mit ihm hinter der nachbarlichen Haustür verschwand. Dann klopfte ihr Herz, als geschähe da unten etwas Ungeheuerliches, und sofern es die Umstände erlaubten, drückte sie ihr blasses Gesicht so lange an die Ritzen der Fensterläden, bis die Beneidete wieder sichtbar wurde. Agnese achtete sehr genau darauf, ob ihr Haar verwirrt oder sonst eine Unordentlichkeit an ihr zu entdecken war, durch die sich tatsächliche Unterlagen für die verwirrende Ausdeutung des Geschehenen gewinnen ließen.
In dieser Welt des Halbdunkels, in der zu leben sie verdammt war, gediehen die heißen Träume allzu gut.
Der Vater hatte sich im Laufe der Jahre angewöhnt, ihre Erziehung im Tone kurzgefaßter Verordnungen zu betreiben. Wäre er in der Lage gewesen, die Todesstrafe auf irgend etwas zu setzen, so würde er den Umgang mit Torquato damit bedroht haben. Das gab aber dem Gedanken an den Goldschmiedssohn einen unsagbaren Reiz. Wenn sich Agnese mit geschlossenen Augen vorstellte, er rühre sie an, fühlte sie ein rauschhaftes Entzücken, das plötzlich ihren Wangen Farbe gab und ihren jungen Leib mit einer wundervollen Spannung erfüllte.
Niemand kann sagen, was aus Agnesens Leben geworden wäre, wenn nicht Domenico im achten Monat ihres neunzehnten Lebensjahres auf dem Weg zum Stadthause vom Schlage getroffen und nach wochenlangem Krankenlager im Spital als dauernd Gelähmter in den Palazzo der Via San Giacomo zurückgebracht worden wäre.
Die Frauen besuchten ihn, solange er im Krankenhaus war, täglich machten sie ihm kleine Freuden, die ihn rührten, weil er sie nicht hatte erwarten können, und nötigten ihn, einfache Gespräche mit ihnen zu führen, wie sie seit Jahren zwischen ihnen nicht üblich gewesen waren. Er bemerkte dabei, daß sie leichter und fröhlicher wurden, und es sah aus, als ob Agnese langsam zu der mädchenhaften Straffheit und Frische komme, die ihr bisher gefehlt hatte. Domenico fragte nicht nach den Gründen.
Als man ihn in seine Wohnung zurückbrachte, fand er die Fensterladen nach der Via San Giacomo zu weit geöffnet. Im

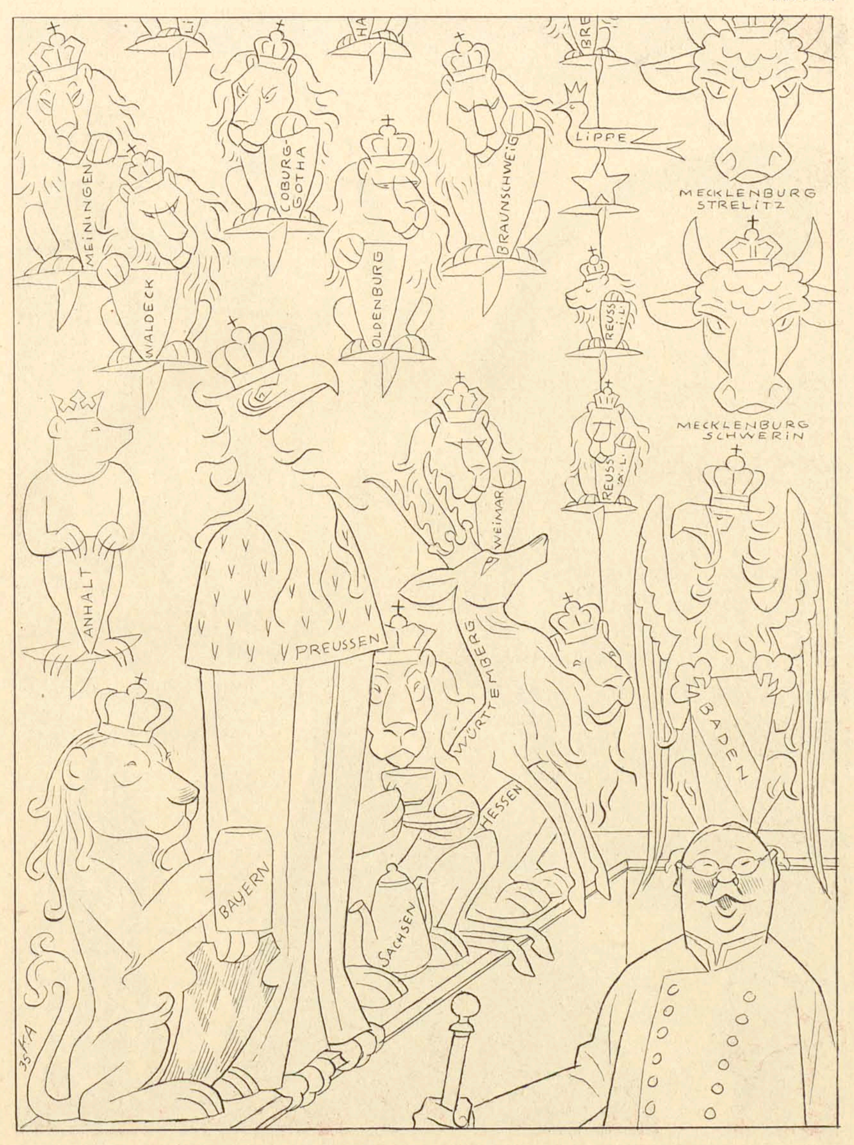
(Schluß auf Seite 401)



(J. Hegenbarth)

Neues Altertumsmuseum

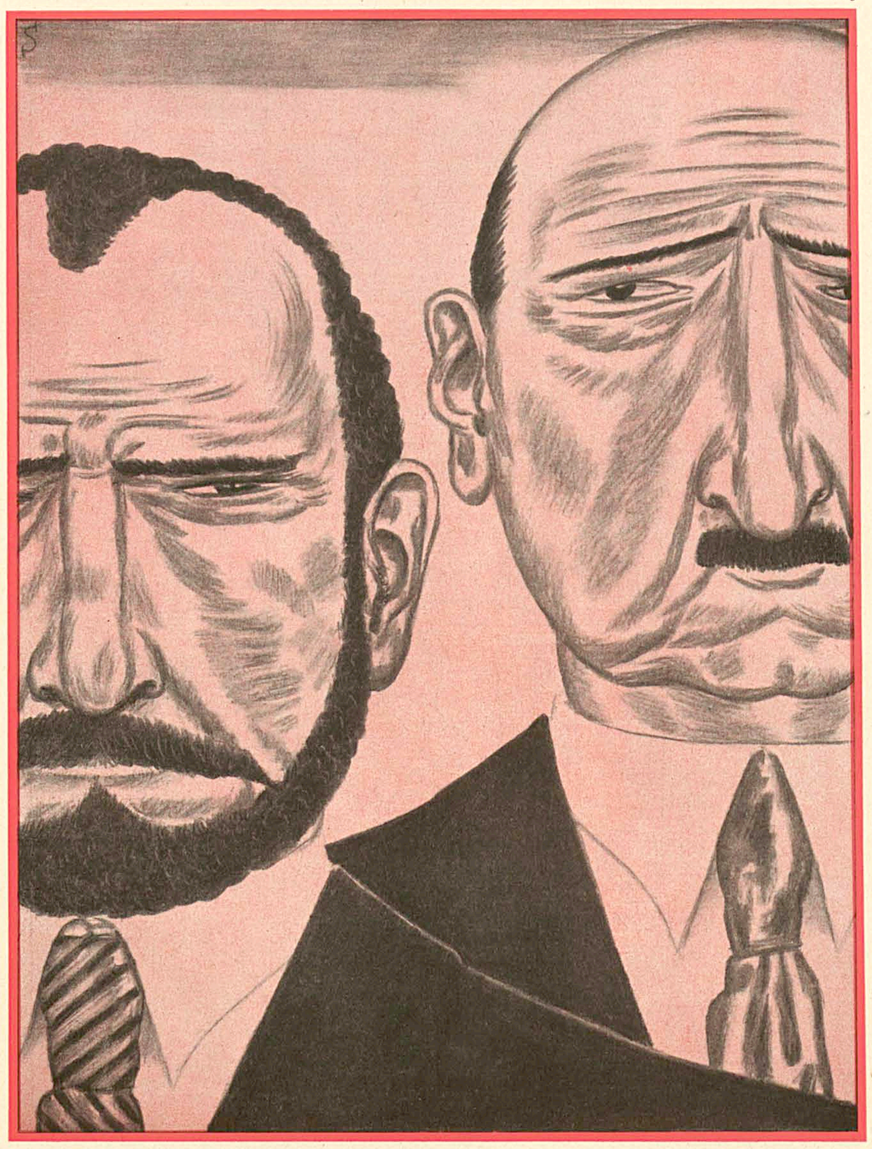
(Karl Arnold)



„Das, meine Herrschaften, waren die Symbole der ehemaligen deutschen Eigenbrötelei."

Völkerbundsschmerz

(E. Schilling)



„Mister Churchill hat recht: Deutschland ist an allem schuld! Durch seinen Austritt aus dem Völkerbund ist es auch schuld daran, daß wir ihm nicht die Schuld an unserer Erfolglosigkeit in die Schuhe schieben können."

Der Irrtum Domenicos

(Schluß von Seite 398)

Schlafzimmer der Frauen sah er einen Tennisschläger und ein hellblaues Turnkleid mit dem Abzeichen eines Sportklubs liegen. Er nahm stumm davon Notiz, und als sich Agnese täglich auf den Sportplatz begab, tat er, als sei alles mit ihm besprochen.

Vielleicht war es Feigheit, daß er sich so verhielt, sofern man die Vorsicht eines Schwachen gegen einen stärkeren Gegner so nennen kann. Ließ sich aber wirklich glauben, daß diese freundliche Demut Barbaras echt war und daß sie ihm ihre Überlegenheit bei einem Widerspruch nicht zeigen würde?

Aus ihren Ersparnissen hatte sie einen sehr angenehmen Rollstuhl beschafft, den er durch einen Hebel bewegen konnte. Sie behauptete, damit werde er bald allein durch die Straße fahren können. An einem warmen Septembertag sollte mit den Ausfahrten begonnen werden. Barbara kündigte ihm an, freundliche Helfer aus der Nachbarschaft trügen ihn die Treppe auf einem Tragstuhl hinunter.

Dann erschien, als sei es ganz selbstverständlich, daß es so war, Torquato mit seinem Vater. Man begrüßte sich, ohne verwundert zu sein. Der Transport vollzog sich so einfach, daß es verständlich schien, wenn Francesco sagte, er und sein Sohn seien jederzeit dafür zur Verfügung.

Wozu sich wehren?, dachte Domenico und begann zu begreifen, daß weder sein noch eines andern Menschen Schicksal von ihm gemeistert werden konnte. Wenn er Barbara in stets gleicher Güte um sich bemüht sah, ja, wenn sie folgsam war, verlangte er irgend etwas anders, als sie es sich gedacht hatte, erschien ihm jetzt manchmal das gemeinsame Leben in den vergangenen fünfzehn Jahren völlig unwirklich. Es war ihm, als habe er in dieser langen Zeit eine Grimasse gemacht, die ganz gegen seine Natur gewesen sei. Einiges Nachdenken belehrte ihn, daß er darüber mit Barbara niemals würde sprechen können, weil sie vielleicht diese Wandlung als eine Politik des Schwachen verstehen und ihn dann geringer achten würde.

Da tat ihm ein gütiges Geschick den Gefallen, das wichtigste Ereignis seines Lebens in einer abgewandelten Form zu wiederholen und ermöglichte ihm so, Barbara seine veränderte Meinung unmißverständlich wissen zu lassen.

An einem Sonntagmorgen, als sie in der Küche das Frühstück bereitete, nachdem er selbst schon festtäglich angezogen im Rollstuhl saß, hörte er nämlich aus der Schlafstube ein Lachen Agnesens, dessen Klang ihm sehr bekannt vorkam. Er stieß seinen Stuhl in der Richtung auf die Tür zu, öffnete sie und sah Torquato von einem Fenster seiner elterlichen Wohnung jenseits der Gasse aus mit einem Besenstiel hantieren, an dessen äußerem Ende ein Kleiderhaken angeschraubt war. Agnese aber stand genau so da wie Barbara vor fünfzehn Jahren, als Francesco Tomasoni mit gleichem Geschick wie jetzt sein Sohn operiert hatte. Sie sah Domenico entsetzt an und erwartete etwas Fürchterliches. Er aber lächelte ihr zu, rief ihre Mutter und sagte: „Spricht es nicht für ihre reine Seele, daß sie einen Scherz so unschuldig hinnehmen kann?“

Da küßte ihn Barbara zum erstenmal wieder mit der ganzen Inbrunst eines liebenden Herzens. Einige Zeit später hörte er von ihr, Agnese habe einen Bewerber. Nicht Torquato — der liebe alle Mädchen der Via San Giacomo und könne noch lange nicht ans Heiraten denken —, sondern einen jungen Anwalt namens Filippo Conti, der nach Familie und Charakter eine gute Partie sei. Domenico streichelte Barbaras Hand und war sehr glücklich über diese gute Nachricht.

„Aber vielleicht“, sagte er, „ist es besser, Filippo die Sache von Torquatos Besenstiel nicht zu erzählen. Männer verstehen eine reine Frauenseele nicht immer leicht.“

Kleine Bemerkungen

Die Nüchternheiten mancher Menschen unterscheiden sich nicht allzusehr von ihren Besoffenheiten.

•

Mangel an Selbsterkenntnis führt leicht zu Selbstbewußtsein.

•

Viele gehen mit Idealen hausieren, aber einige beziehen dabei Provision. oha

Ein Mensch

Von Eugen Roth

Ein Mensch geht, leider ganz allein,
Und kauft sich neues Schuhwerk ein.
Er tritt zu seinem spätern Schaden
Gleich in den nächsten besten Laden,
Wo ihm ein milder Überreder
Die Machart anpreist und das Leder.
Und schwörend, daß der Schuh ihm passe,
Schleppt er sofort ihn an die Kasse.
Leicht ist es, Stiefel sich zu kaufen;
Doch schwer, darin herumzulaufen.

•

Hausbrand

(K. Rössing)



„Daß Sie mir die Kohlen nich herjeb'n, wenn det Fräulein keen Jeld hat!“ — „Ach, Meester, wenn se aber wieder so feurige Blicke wirft?“



„Kiek mal, Dicker, da werden ooch Jedichte von Joethe vorjetragen." — „Na, bei den Weinpreisen kannste auch was Erstklassiges verlangen." (Entnommen aus: Karl Arnold, Berliner Bilder)

Aus Schwaben

Böbbeles Frau hat einen Buben mit in die Ehe gebracht. Eine Zeitlang ist er das, was blinde Mütter und kurzsichtige Tanten „herzig" zu nennen pflegen. Aber dann zeigt er auf einmal minder gute Eigenschaften. Böbbele betrachtet ihn immer mehr mit gemischten Gefühlen. Wie er sich aber in der Lehre zu seinen Streichen hin noch dumm und ungeschickt erweist, seufzt Böbbele eines Abends, indem er einen Vergleich zwischen seinem eigenen und dem übernommenen Sohn anstellt: „Wenn man ebe net alles selber macht, ischt es nix."

*

Knörzle besuchte das neue Lokal gleich um die Ecke. Er war der einzige Gast, und infolgedessen konzentrierte sich die ganze Aufmerksamkeit der Bedienung auf seine werte Person. Als er kaum leer hatte, stürzte sich die Kellnerin mit an sich lobenswertem Eifer auf sein Glas. „Liebes Fräulein", sagte da Knörzle gemütlich, „soo pressiert's net; i breng bis heut abend mei Säure scho no zusamme."

*

Das nicht ganz unerfahrene Gretchen hatte wieder einmal einen neuen Verehrer geangelt. Es war ein schüchterner junger Mann, und als sie eines Abends miteinander ins Grüne gingen, brauchte es allerhand, um ihn etwas zutraulicher zu machen. Aber über ein paar zarte Andeutungen seiner Liebe kam der Jüngling trotz allem nicht hinaus. Als der Weg in den Wald einmündete, übernahm drum Gretchen resolut die Führung und sagte: „Komme Se, gebe Se m'r jetzt glei en Kuß; einmal müsse Se doch damit anfange."

*

(A. Pichl)



Triumph der Eitelkeit

„Und was ist Ihre größte Freude am hundertsten Geburtstag heute?" — „Hähä! Im Vertrauen: ich bin in Wirklichkeit schon um zwei Jahre älter!"

Das System

George Bernard Shaw wurde eines Tages von einer Dame heimgesucht, die sich nicht genug tun konnte, den Einfallsreichtum des bartumsponnenen enfant terrible zu besingen.

„Wie machen Sie es, verehrter Meister, daß Ihnen immer und immer wieder neue Paradoxe und Witze einfallen?" fragte sie.

Shaw antwortete und sprach: „Es ist Ihnen bekannt, daß der Witz eine Erschütterung des Zwerchfelles und der gesamten Bauchmuskulatur bewirkt; zur Produktion eines Witzes bedarf es also nur der Umkehrung dieser psycho-physiologischen Tatsache: ich wackle mit dem Bauch, meine Gnädigste, und sogleich fallen mir einige Witze ein."

Das vergällte Wäldchen

Auf einiges kommt man nur, wenn man Gäste hat. Bei einem Abendspaziergang mit meinem Vetter Ferdinand aus Hannoversch-Münden schlug ich den Weg durch das Wäldchen ein, das hierzustadte „Quellentaler Park“ genannt wird.

„Wohnen hier Bekannte von euch?“ fragte er.

„Nein, das ist ein öffentlicher Park“, sagte ich.

„Na, höre mal!“, sagte er, „ein Park? Er hat ja keine Pforte.“

„Dann ist es eben ein öffentlicher Weg!“ sagte ich und machte ihn auf die schönen alten Buchen aufmerksam.

„Wenn es ein öffentlicher Weg wäre, dann ständen hier Laternen. Und wenn es ein Park wäre, dann müßte er abends geschlossen werden!“

Um die Ehre zu retten, erwähnte ich, daß sich am Talausgang eine Pforte befände, verschwieg aber lieber, daß sie Tag und Nacht auf rostiger Angel unbeweglich halb offen stand. Dazu gab ich noch meiner Vermutung, ja Überzeugung Ausdruck, daß am oberen Ende ein Wächter wohne. Gift hätte ich nicht darauf genommen, aber es mußte wohl so sein, da es ja ein Park war.

„Trotzdem“, lächelte Ferdinand herablassend, „ein Park ist es nicht. Wo sind denn die Verbotstafeln? Etwas Öffentliches ohne Verbote ist ein Ding der Unmöglichkeit — das hat seinen guten Grund und tiefen Sinn!“

Es wollte mir zuerst einleuchten, was Ferdinand sagte, aber dann fand ich doch die Erklärung: „Was soll man hier verbieten, Ferdinand?“ fragte ich, „Rasenflächen, deren Betreten, und Blumen, deren Abpflücken verboten werden könnte, sind nicht vorhanden!“

„Dann hätte man jedenfalls eine Erinnerungstafel an jener verwachsenen Buche angebracht! Vielleicht mit einem Hinweis, daß Schleswig-Holstein meerumschlungen ist!“

„Dazu genügt eine verwachsene Buche nicht“, klärte ich ihn auf, „dazu bedarf es zweier mehr oder weniger umschlungener Eichen.“

„Oder ein reicher Bürger hätte eine Bank gestiftet, mit einem mißglückten Mühlstein als Tisch, und es hieße nun die Senator-Schulze-Anlage mit Pfeilen und Wegweisern von Baum zu Baum!“

„Wir haben hier doch keine Mühlsteinwerke! Und unsere reichen Bürger brauchen keine Reklame im Wald!“

Ferdinand ging über diese Bemerkung mit der Feinheit des Selbstbewußten hinweg und fuhr fort: „Übrigens würde man das Beklettern der Bäume verboten haben — und das Baden in der Quelle!“

„Aber wer soll denn darauf . . . Dadurch käme die Menschheit ja überhaupt erst auf den Gedanken!“ rief ich erschrocken.

„Nun, also!“ sagte Ferdinand in seinem dumpfen Trotz, „dann wäre es eben auch mit gutem Grund verboten!“

Ich habe dieses Gespräch nicht fortgesetzt. Aber meine Seele ist vergiftet. Ich mag nicht mehr durch das Wäldchen gehen. Ich sehe es immer voll von Denkmälern, Ruhebänken, Wegweisern, Mühlsteinen, Wächtern, Laternen, Verbotstafeln und Bedürfnisanstalten.

Wahre Geschichten

Sven Hedin spricht in der Philharmonie.

Er spricht zwei Stunden von den „Acht Jahren Kampf in China“.

Vor mir sitzen zwei alte, nette Dämchen. Sie fiebern vor Interesse.

Sven Hedin hat geendet. Der Beifall prasselt.

Beim Hinausgehen fange ich die Kritik der beiden auf: „Wundervoller Mann!“

„Ers-taunlich! Nur — gern hätt' ich ja einen kleinen Tip für einen ans-tändigen Tee gehabt.“

*

Ein höherer Beamter heiratete eine zum zweitenmal geschiedene junge Frau. Eine Dame seines Bekanntenkreises hörte zufällig von ihrer mitteilungsfrohen „Morgenhilfe“, daß sie eine Zeitlang Hausangestellte bei der jungen Frau gewesen sei. Auf die Frage: „Na, war sie denn nett?“ kommt die Antwort: „Ja, sehr, sie war fast nie zu Hause!“

Das Vaterland und du

Wenn du an den Grenzen Deutschlands stehst,
dann erkennst du erst: es hat kein Ende.
Wenn du fort in fernste Ferne gehst,
wird dein Weg zu einer steten Wende.

Wenn du deine Augen vor ihm schließt,
um auch wieder einmal dich zu sehen,
liegt es weithin in dir da und grüßt
dich mit Wäldern, Strömen und Alleen.

An den Tagen, da du bangst und klagst,
daß es so viel Sorgen dir bereitet,
wirst du plötzlich froh, daß du verzagst,
singt dein Herz auf einmal, daß es leidet . . .

Immer, wenn du dich von ihm entfernst,
ruft es dich aus deinem eigenen Munde,
daß du es am Ende doch noch lernst:
beide seid ihr eins im tiefsten Grunde.

Karl Martin Schiller

Tragödie

Liesel hatte Geburtstag. Man wußte nicht, wo man sich abends treffen könne. „Ich schlage dir die in das an der auf den Theaterplatz einmündenden Allee befindliche Denkmal eingebaute Bank vor", sagte Liesel zu Paul.

Derselbe war voll und ganz damit einverstanden. Aber eine Sorgenfalte, welche eine bedenkliche genannt werden konnte, durchfurchte seine Stirne. Würde seine Liebe zu Liesel groß genug sein, um auf die Dauer solche Satzungeheuer von ihr ertragen zu können? Er neigte dazu, dies in Frage zu stellen. Ging doch kein Tag vorbei, an dem nicht seine reinsten Gefühle für dieselbe durch das mangelnde Sprachgefühl derselben getrübt worden wären. Hatte sie ihn nicht erst gestern auf einer Abendgesellschaft als „imitierten Juwelenhändler" vorgestellt? Es war entsetzlich! Sie war ein so liebes Menschenkind, aber . . .

Lange dachte er über sich beziehungsweise Liesel nach. „Zweifelsohne", sagte er zu sich, „komme ich, wenn ich ganz objektiv alle in Betracht zu ziehenden Faktoren abwäge, bei den diesbezüglichen Fragestellungen zu einem Resultat, das meine Bedenken betreffs einer Verehelichung mit Liesel restlos zerstreut, die gemischten Gefühle, die mich seither hinsichtlich des an und für sich guten Mädchens ab und zu beschlichen, bannt und die bereits stattgefundene Trübung meines Verhältnisses zu ihr beseitigt, nicht."

Er stampfte ärgerlich mit dem Fuß. „Ein Klappsatz, der ihrer würdig wäre!" zischelte er erregt vor sich hin. War es denn schon so weit gekommen mit ihm?

Eine niederdrückende Depression befiel ihn deutlichst. „Früher", murmelte er bitter, „wäre mir auch diese sprachliche Schlamperei nicht passiert; aber ist es denn ein Wunder bei diesem Umgang?"

Er starrte düster vor sich hin. „Sowohl als Juwelenhändler, als auch als Mensch kann sie mir nichts mehr bedeuten", flüsterte er. Ein Moment der Ernüchterung war auf einmal zutiefst bei ihm zutage getreten. Er hatte diesen Geburtstag mit ihr feiern wollen in der Absicht, sie später zu heiraten, aber nun erschien ihm ihre Liebe zu ihm nicht mehr als Garant kommenden Glücks. Er erinnerte sich urplötzlich mancher Augenblicke ihres Zusammenseins, wo sich Liesel, rein subjektiv betrachtet, überwiegend unverständlich benommen hatte. Wie viele vermeidbaren Schludrigkeiten hatte sie sich erlaubt; wie peinlich war nur der seinerzeitige Zwischenfall im Astoria, wo sie ihm die Freude für den ganzen restlichen Abend verdorben hatte! Nein, die Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Charaktere offenbarte sich ihm auf einmal in ihrer ganzen Totalität. Sie hatte denn doch zu oft unter Beweis gestellt, daß sie nicht zu ihm passe. Nun mußte Schluß gemacht werden.

Er ging abends an jene Bank, um den Versuch einer so bald als möglichen Eröffnung seines Entschlusses in die Wege zu leiten. Liesel kam ihm strahlend entgegen. Als sie sein finsteres Gesicht bemerkte, fühlte sie irgendwie, daß in gewisser Hinsicht Bedeutungsvolles in Paul vorgegangen sein mußte. War er im Begriff, ihr eine schonungslose Eröffnung zu machen? Sie zitterte bei dieser Vermutung. Bedrückt blickte sie nach seitwärts, um ihm ihre aufsteigenden Tränen zu verbergen, welche ihn aber nicht rührten.

Kalt und nüchtern unterbreitete er ihr seinen Entschluß und stellte ihr anheim, diesen Abend als den endgültig letzten mit ihm zu verbringen. Das kam ihr nun doch zu unerwartet. Schluchzend warf sie sich an seine Brust und sprach: „Was du auch an mir auszusetzen haben magst, meine Liebe sollte dir höher stehen wie alles andere."

„Als alles andere", korrigierte er sie kühl und löste sich aus ihren Armen. Sie sah ihn wehmutsvoll an. „Was auch kommen mag", flüsterte sie, „meine Liebe wird stets so groß sein als zuvor."

„Man wird es dir nie beibringen", sagte er und bekämpfte eine gewisse Rührung.

„Warum nicht?" meinte sie hoffnungsvoll, „meine Schwester Grete, die von meiner Mutter, welche leider allzufrüh verblichen ist, indem sie sich, weil mein Vater zu wenig verdiente, unter ungünstigen sozialen Verhältnissen ein schweres Lungenleiden zuzog, das zu ihrem baldigen Tode führte, da man das Geld für einen Aufenthalt im Sanatorium nicht erschwingen konnte, mit mir aufgezogen wurde, hat, weil sie einen verständnisvollen Gatten bekam, der sich liebevoll mit ihr abgab, obwohl ihn sein Beruf, der ein recht anstrengender genannt werden kann, voll und ganz in Anspruch nahm, bald ein wundervolles Deutsch gelernt."

Paul sah sie verzweifelt an. Eine Gänsehaut überzog seinen Rücken. Mit den Worten: „Noch ein solcher Schachtelsatz und es gäbe ein Unglück!" stürzte er mit gesträuben Haaren davon, um eine oben vorüberfahrende Straßenbahn zu besteigen.

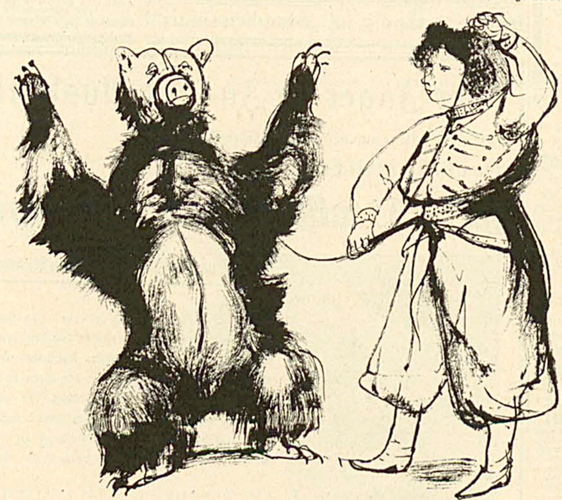
Liesel aber stand ganz entgeistert da. Unsagbares ging in ihrer Seele vor. Sie fühlte dunkel: die höhnisch grinsenden Fittiche trostloser Verlassenheit hatten sie eben in unerbittlicher Tragik umrauscht; ohne sich allerdings bewußt zu werden, daß dieser Satz geradesogut von einer minderbegabten Epigonin der Courths-Mahler hätte stammen können.

Etwas in ihr war entzwei. Innerlich zerrissen und haltlos geworden, trieb es sie mit magischer Gewalt nach dem nahen Wasser zu, wo man zwei Tage darauf ihren Tod amtlicherseits durch Ertrinken feststellte.

oje

Dressur

(J. Hegenbarth)



„Wie sich die Frauen immer über so einen Tanzbären freuen! Dabei brauchen sie bloß zu heiraten, und sie haben einen fürs Leben."

Zu Wilhelm Raabes 25. Todestag

(15. November)

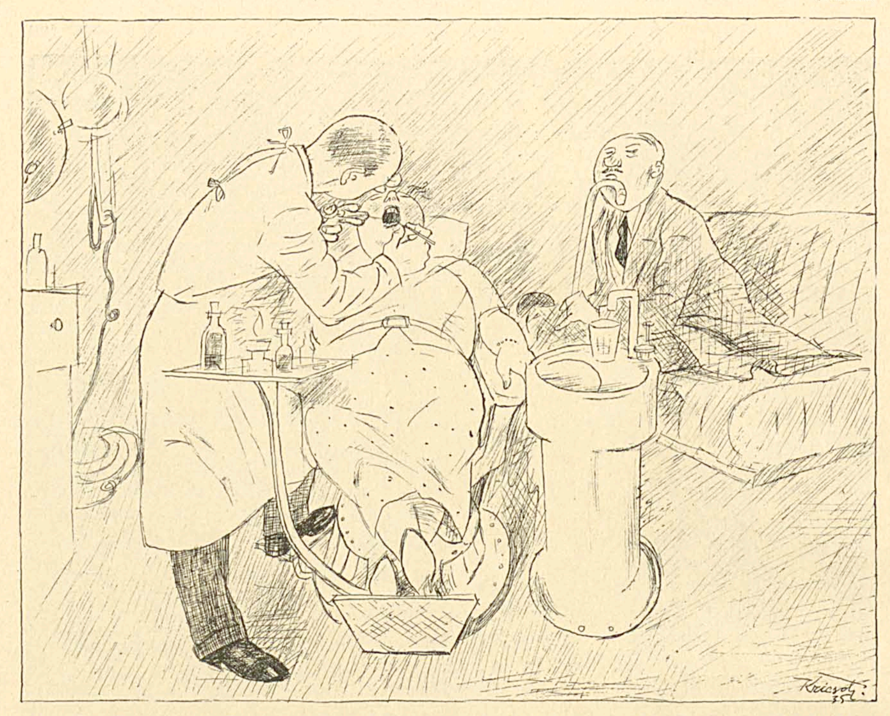
(Wilhelm Schulz)



„Was sind wir alle anders als Boten, die versiegelte Gaben zu unbekannten Leuten tragen? Der alte Botenläufer fragt nicht lange — er tut's gern und freut sich, wenn das, was er den „Leuten" in die Häuser zu tragen hatte, immer zur richtigen Stunde gekommen ist, ihnen in der rechten Weise zu einem Lächeln oder einer Träne verholfen, Freude gemacht und Trost gebracht hat."

Der leidende Teil

(R. Kriesch)



„So, Herr Bacherl, die Schmerzen Ihrer Frau werden bald behoben sein." — „Gott sei Dank, Herr Doktor! Sie glauben gar nicht, was ich dabei ausstehen mußte!"

Die bestochene Trompete

Es war in der Stadt H., als der neue Dirigent sich vorstellte. Die Zuhörer saßen streng und verschlossen auf ihren Plätzen und sahen so musikverständig aus, daß man Angst bekommen konnte.

Nach der Pause kam ich zu spät in den Saal und blieb an der Tür stehen. Neben mir hüpfte ein rundliches Männchen von einem Bein auf das andere. — Endlich einmal ein Genießer! dachte ich bei mir.

Als ich mich anerkennend nach ihm umwandte, sah er mich bedeutungsvoll an und hob einen Finger.

Ich konnte es nicht lassen, ich mußte seine steigende Unruhe beobachten. Jedesmal, wenn er merkte, daß ich ihn anschielte, feixte er mir zu, und als ich endlich genug davon hatte, stellte er sich dicht hinter mich und zupfte mich am Ärmel.

„Passen Sie auf", hauchte er, „jetzt gleich kommt es!"

Trotz meiner Neugier sah ich ihn verweisend an.

„Jetzt!" wisperte er und puffte mich in die Seite, „jetzt! — nein, aber gleich! Die Trompete — jetzt! — na? — aber jetzt gleich!", und ich empfing viele Stöße.

Die Sache wurde mir ungemütlich, und ich ging doch noch vorsichtig an meinen Platz. Ich spähte nach dem Trompeter, aber ich merkte ihm nichts Besonderes an. Daß er einen roten Kopf hatte, war ja nicht ungewöhnlich.

Als das Konzert glatt, also für ortsübliche Begriffe glänzend abgelaufen war, hatte ich den zappelnden Mann vergessen. Aber auf dem Nachhauseweg schoß er aus dem Schatten einer Seitenstraße hervor auf mich zu und raunte: „So ein feiger Kerl!"

„Was war denn eigentlich los?" fragte ich.

„Ich habe vorher lange genug mit ihm verhandelt!" zischte er bösartig, „ich wollte, er sollte mal so recht einen falschen Ton herausstuten, daß das Publikum einmal aufwacht . . ."

„Na, hören Sie mal!" sagte ich, aber ich klappte den Mund schnell zu, sonst hätte ich geprustet.

„Und jetzt hat er doch nicht . . ! Dabei fand er ja selber, daß so etwas mal sein müßte!"

„Was? Wirklich?"

„Er hatte auch schon eine Wut auf das Publikum — er ist nämlich auch nicht von hier! Aber jetzt sagt er, es wäre beim besten Willen nicht gegangen. Können Sie sich das vorstellen? Weil sie so schön im Zug waren, sagt er, und weil alles klappte, und es wäre nun einmal so mit der Musik und der Disziplin und überhaupt . . ."

„Jaja, die Künstler . . !" seufzte ich.

„Unzuverlässige Leute sind das, die Künstler!" brummte er. „S o darf man die Disziplin nun doch nicht mit sich durchgehen lassen!"

Er stieß seinen Schirm auf das Pflaster, warf mir noch einen grimmigen Blick zu, wandte sich ab und stapfte davon.

Dirks Paulun

Schlachtefest

Rührt das Blut, schlagt das Blut!
Daß es nicht gerinnt.
Salz auch in die Schüssel tut!
Daß der Saft nicht spinnt.

War ein saubrer, grader Stich
in den Hals.
Blutrauch strich
um die Tür des Stalls.

In die Mulde jetzt,
in das Borstenbad!
Asche drüber, rackt und wetzt,
macht das Fell ihm glatt!

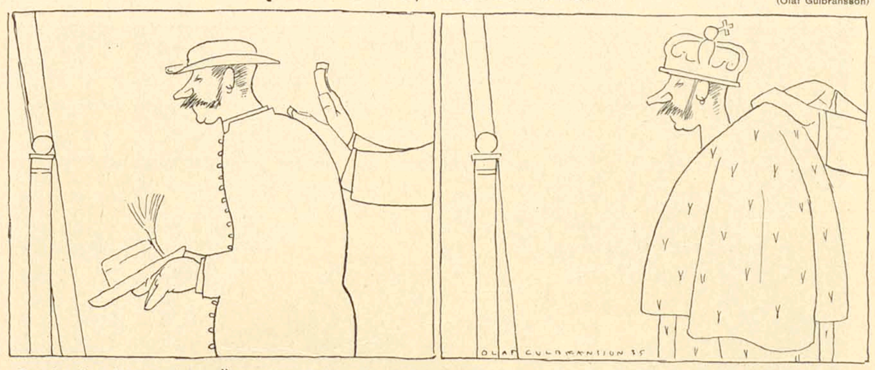
Schabt es mit den Schellen fein!
Brecht die Klauen aus!
Packt die Flechsen! Hoch das Schwein!
Leben soll das Haus!

Arnold Krieger

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 13000 II. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

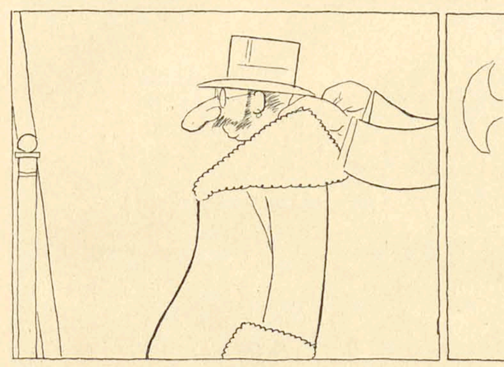
Quo vadis, Österreich?

(Olaf Gulbransson)

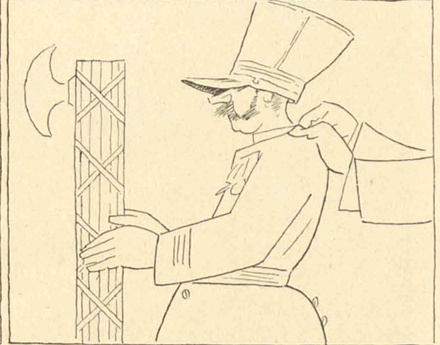


„Das ist das richtige, lieber Österreicher! Oh, wie göttlich steht dir das Kostüm!“

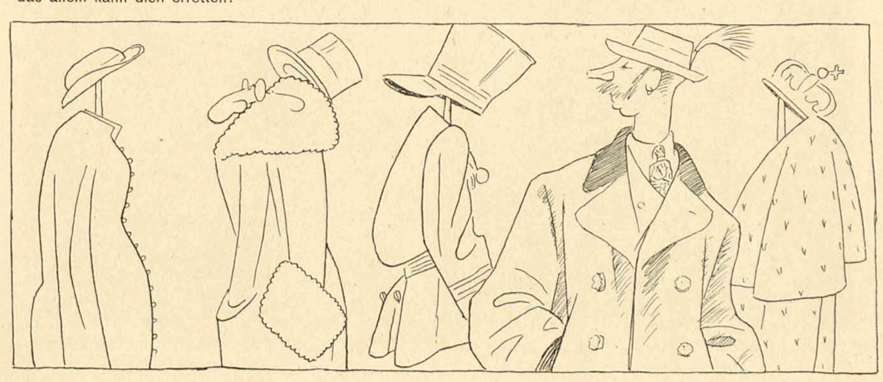
„Ist alles Nonsens. Nur die Krone kann dir helfen!“



„Was is das für 'n Gesaires? Du bist international, und das allein kann dich erretten!“



„Warum nicht gleich diese Uniform? Avanti!“



„I waaß nöt, ob 's nöt dös bessere waar, ma bleibt, was ma is: a Deutsch-Österreicher.“

Die ersten Rekruten rücken ein

(E. Thöny)



„Daß d' ma halt bei dei'm Militärverhältnis dei' Zivilverhältnis net vagißt, Hansl!“

München, 24. November 1935 Preis 60 Pfennig 40. Jahrgang Nr. 35

SIMPLICISSIMUS

Mars diktiert

(Karl Arnold)



„Bitte schreiben Sie, Fräulein Klio:
An den Völkerbund, Genf. Bezugnehmend auf Ihre getätigten Offerten in Ia. Völkerrechten und prima Friedensversicherungen möchte Unterzeichneter Ihnen folgendes mitteilen – Doppelpunkt – Ihr wohlassortiertes Lager an Geheimdokumenten en détail und Ihre bestfabrizierten Paktverträge en gros haben den Weltmarkt für mein anerkannt rücksichtsloses Handwerk bestens vorbereitet. Neuer Absatz. Als Chef der Firma Mars G. m. b. H. möchte ich nicht unterlassen, den geheimen und öffentlich wohlbekannten Herren Diplomaten meine Hochachtung nebst Dankbarkeit für Unterstützung meiner Tätigkeit wissen zu lassen. Punkt. — Ohne mehr für heute, stets gerne zu Ihren Diensten, Ihr ergebener — — —“

Vom Nebel im Spätherbst

Von Ratatösfr

Begreiflicherweise hört man ihn vielfach tadeln,
z. B. von Bronchitikern oder solchen, die radeln.
Aber man sollte darüber doch nicht vergessen,
ihn auch einmal mit der Elle des Gemütes zu messen.

Muß der Mensch denn immer sehnsüchtig nach blauen Fernen fassen,
statt sich behaglich von der Nähe sozusagen einnähen zu lassen?
Ich möchte — in aller Bescheidenheit natürlich — die Behauptung aufstellen,
daß den Nebeltagen manchmal die schönsten Verinnerlichungen entquellen,
deren wir, die wir ständig im Aktuellen angeln,
aus naheliegenden Gründen ja so häufig ermangeln.

Sich selber suchen und vielleicht sogar finden,
zartfingrig des Daseins Rätselknoten entbinden,
den man sonst leider nur zu gern zerfäbelt —
kann man das besser, als wenn es nebelt?

Noch mancherlei anderes ließe sich zu dem Thema erwähnen,
aber — mir war, als hörte ich jemanden gähnen . . .

Selber gähnen ist herrlich, gewiß. Doch schafft es Verdruß,
tut es ein andrer, und wenn man's auf sich beziehen muß.

Perkuhns Auferweckung

Von H. Lindow-Willnow

Wenn Sie Schwester Ernstine nicht kennen, so liegt das lediglich daran, daß Sie nicht aus Klein-Sydow stammen. In Klein-Sydow kennt nämlich jedes Kind und jeder Erwachsene Schwester Ernstine, sind doch von den paar tausend Einwohnern des Nestes mindestens neun Zehntel irgendwann einmal durch ihre Hände gegangen, sei es bei schwereren oder leichteren Krankheitsfällen oder bei dem wichtigen und einschneidenden Vorgang des Lebensanfanges respektive bei seinem ebenso wichtigen und einschneidenden, aber meist anspruchsloseren Gegenteil.
Schwester Ernstine ist Gemeindeschwester in Klein-Sydow seit annähernd einunddreißig Jahren. Sie ist ein wenig das, was man unter einem Original versteht. Schon rein äußerlich ist sie das. Der starke Strich der geraden und fast zusammengewachsenen Brauen, im Verein mit zwei scharfen senkrechten Falten zu beiden Seiten der Nase teilen ihr Gesicht in lauter kubische Gebilde, die sich in ständigem lebhaftem Wechsel verschieben, gemäß der derzeitigen Gemütslage von Schwester Ernstine. Und diese Gemütslage schwankt dauernd zwischen den extremen Polen eines energischen Zornes und einer herzhaften Heiterkeit. Derart ist nun einmal Schwester Ernstines Temperament.
Die Geschichte von Perkuhns Auferweckung durch Schwester Ernstine erzählte sie mir selber bei der fünften Tasse Kaffee.
„Ja, danke, ich nehme noch eine Tasse. Also wie das mit der Auferweckung des alten Perkuhn war, wollen Sie wissen? — Im Grunde war das eine ganz simple Angelegenheit. Der alte Perkuhn nämlich soff wie ein Loch. Er lag der Gemeinde auf der Tasche und dazu in den Rinnsteinen herum. Weiß der Teufel, woher er noch immer den Stoff bekam für so einen ausgewachsenen Rausch! Wie oft hatte ich ihm ins Gewissen geredet und mit ihm gezankt, aber da half nichts mehr. Er taugte nicht viel, der alte Kerl, dabei hatte er eine ordentliche Frau, die ihre liebe Not mit ihm hatte.
Na, eines Tages kommen sie zu mir gelaufen, der alte Perkuhn läge tot im Rinnstein, natürlich totgesoffen. Ich gehe denn auch gleich rüber, und wie ich da bin, kommt gerade Dr. Reinke vorbei. Er fuhr nach Gedau zu einer Entbindung. Die Lieselotte kam damals an. Dr. Reinke springt also vom Wagen und besieht ihn sich und behorcht ihn und meint auch: ‚Aus — aber ich komme nachher noch vor und sehe ihn mir gründlich an — auch wegen des Scheines und so. Kümmern Sie sich inzwischen, Schwester.‘
Ich kümmerte mich denn. Vor allem mal kümmerte ich mich um die Frau. Ich ging mit zu ihrer Wohnung. Zwei Männer brachten den Alten auf einer Trage hinter mir her. Und da kam sie uns auch schon entgegengelaufen. Sie war gerade beim Jäten gewesen in Kantor Leßners Garten, und da hatten es die Jungen ihr über den Zaun gerufen. Das Kopftuch hatte sie verloren, und der Zopf war ihr aufgegangen, so schnell war sie gelaufen. Sie heulte in ihre Schürze.
Ich betröstete sie denn, soviel ich konnte. Und wie wir den Alten dann glücklich zu Hause auf seinem Bett hatten, und wie alle raus waren aus der Stube, da schneuzte sie sich nochmal herzhaft und dann wurde sie ganz vernünftig: ‚Viel hat man ja nich' gehabt von ihm — bloß, daß man nu so allein ist!‘
‚Lassen Sie man, Perkuhnen‘, sage ich, ‚wer den lieben Gott hat, der ist nie allein. Und arbeiten muß man, immer feste arbeiten! — Wie wäre es denn, wollen Sie ihn nicht gleich fertigmachen, ihn waschen und anziehen? Dr. Reinke kommt ja noch mal vor; aber es kann ja nicht schaden, wenn er schon fertig ist vorher. Sie holen ihn dann vielleicht noch heute abend in die Halle.‘
Da fängt mir die Frau doch wieder zu heulen an: ‚Schwester — Schwesterken — nee, det kann ich nu' nich' — nee, det kann ich um mein Leben nich, ihn so anfassen. Und was die Mellerten ist (das war die Leichenfrau), die ist draußen in die Kartoffeln. Nee — ich kann das nich.‘
‚Ist gut, Perkuhnen‘, sage ich, ‚dann werde ich ihn fertigmachen. Geben Sie mir nur die Sachen, die er anbekommen soll.‘
Da hat sie sich richtig gefreut und holte ein reines Hemd aus dem Schrank und seinen Sonntagsanzug. Die Sachen waren ganz ordentlich gehalten. Sie war keine schlechte Frau. Bloß er war so ein mieser Kerl, der zu nichts gut war.
‚Wenn Sie das nu tun wollen, Schwesterken‘, meinte sie ganz glücklich, ‚dann ist hier Wasser und eine Bürste, und grüne Seife steht auf dem Brett. Dann setz' ich derweil das Kaffeewasser auf. Ich hol' noch schnell ein paar Schnecken.‘
Und damit ist sie auch schon raus.
Ich mache mich denn bei meine Arbeit. Eine schöne Arbeit war es nicht, das kann ich Ihnen sagen. Und ich denke noch gerade so, daß es doch manchmal beinah gut ist und wie eine Erlösung, wenn der Herr einen abruft. Da bin ich mit der Bürste gerade an den Füßen. Oben hatte er schon sein reines Hemde an. Da stöhnt doch mit einemmal jemand! Ich kriege, weiß Gott, einen richtigen Schreck. Aber dann hatte ich mich wieder.
Und da richtet sich schon mein Perkuhn in seinem weißen Hemd leibhaftig in die Höhe. ‚Ach Chott, Schwester‘, sagt er ganz gerührt, „was Sie sich für Mühe mit mich machen, mit mich altem Mann — bloß, damit ich wieder bei Besinnung komme. Aber, Schwester, das beste, damit ich wieder ganz bei mich komme, das beste ist — ein ordentlicher Schnaps.‘
Da wußte ich, daß der Perkuhn leibhaftig wieder am Leben war, und seine Frau, die gerade mit der Schneckentüte reinkam, die merkte es auch gleich. Und sie schrie ordentlich auf vor Schreck; aber nicht etwa, weil sie glaubte, es wäre ein Geist. Sondern im Gegenteil. — — — Ja, das war die Sache mit dem alten Perkuhn, wie ich den von den Toten auferweckte. Natürlich hätte es der Doktor nachher auch rausgefunden, daß er noch lebte. Aber merkwürdig war es schon. — Inzwischen ist der alte Perkuhn auch schon lange hinüber. Dasmal hat ihn die Mellerten vorgehabt. Und ich habe seither niemanden mehr von den Toten auferweckt, wenn ich es manchmal auch noch so gern getan hätte . . .“

Kleine Bemerkungen

Gefühl für Sauberkeit hat fast jeder; eine Ahnung von den möglichen Gradunterschieden nur wenige.

*

Die Serienhüte könnte man noch in Kauf nehmen, wenn nur nicht die Serienköpfe wären!

*

Wer unerforschte Gebiete kennenlernen will, gehe in sich. oha

(J. Hegenbarth)



Der schwere Fall

(Olaf Gulbransson)



„Na, Herr Huber, haben Sie sonst irgendwelche Beschwerden?" — „Ja, Herr Professor, 'ne jüngere Pflegerin möchte ich haben!"

Prozeß Stavisky

(E. Schilling)



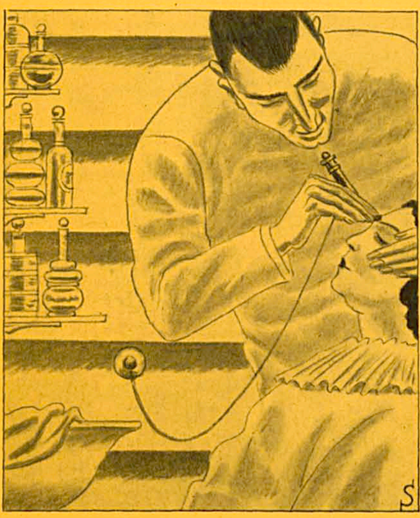
Das Material ist derart angewachsen, daß nichts herauskommen kann.



Als internationale Sachverständige werden die Herren Barmat, Sklarek und Kutisker gebeten.



Laval ersucht die Journalisten, den Prozeß so breit zu behandeln, daß in den Zeitungen für Debatten über Sparmaßnahmen und andere politische Unannehmlichkeiten kein Platz mehr bleibt.



Frau Stavisky läßt sich im Schönheitssalon mildernde Umstände anmassieren.

Lösung der Wirren / Von Ernst Handschuch

Das Haus liegt mitten in einem Garten. Ein mit Kies belegter Weg führt zur Terrasse. An der weißgestrichenen Pforte wachsen zwei Pappelbäume. Die Zypressen, die den grauen Verputz der Wände und die sauberen Ziegelsteine des Fachwerkes nahezu verdecken, sind feierlich grün. Schlicht bleibt die Birke in ihrem Stämmchen.

Es ist ein schönes Haus und ein gepflegter Garten, der es birgt. Die Freundlichkeit lächelt aus allen Fenstern, die blank in ihren roten Rahmen glänzen. Unter dem breiten Nußbaum atmet die Stille in gesunden Zügen.

Aus dem oberen Stockwerk tropfen die Töne eines Klaviers. Ein leichter Traum geht über die Tasten, wie von einem Schlafwandelnden bewegt. Dünn und verloren rinnt die kleine Musik durch die Ritzen des grünen Ladens.

Jetzt müßte ein Hund auf die Terrasse gesprungen kommen. Ein Spitz mit hurtigen Beinen und noch schnellerem Bellen. Ein Vogel müßte singen, und wenn es gar ein Kanarienvogel wäre. So sehr still ist die Stille unter dem Nußbaum. Ein Kind müßte schreien, weil der Friede allzu friedlich herrscht. Maßlos und ausgeliefert müßte es schreien. Aber alles wäre gelöst, wenn eine schwangere Frau sinnend in einem der Zimmer säße, ganz ihrer Hoffnung verloren. Langsamen Schrittes müßte sie von Stufe zu Stufe steigen, behutsam müßte sie auf die Terrasse treten und ein gesegnetes Lächeln zu dem Jüngling knüpfen, der auf dem harten Kies steht. Doch nichts rührt sich, alles ist reglos. Selbst die kleine Musik, die sich hinter dem hölzernen Laden bewegt.

Zögernd klinkt der junge Mensch die Tür zum Haus. Ein dicker Teppich nimmt seine Tritte auf. Er schreitet durch den unteren Stock, hinauf, wo schwach die schwebenden Töne sickern. Er findet die Tür, hinter der es so zaghaft klingt. Er blickt durch das Schlüsselloch und sieht ein Mädchen, das mit großen, dunklen Augen auf ein Notenblatt schaut. Zart sind die Hände, und weiß ist das Gesicht. Es weint. Leise geht der Jüngling wieder nach unten. Er klopft an die Tür, über der ein Kreuz hängt.

Eine gütige Stimme antwortet seinem Klopfen. Die alte nette Frau könnte noch vom vorigen Sonntag hinter dem kleinen Tisch sitzen, der schon für den Kaffee bereitet ist. Sie liest ohne Brille und hält das Buch weit von sich. Ihr Haar ist noch dunkel. Sie lächelt freundlich und bittet den Eintretenden, Platz zu nehmen. Das Mädchen, das er sucht, schläft; auch sie, die Mutter, ist vor wenigen Minuten erst aufgestanden. Sie hat gut geschlafen. Ihr Gesicht ist glatt und leuchtend. Deutlich steht das Erlebnis ihres Traumes in ihm.

Der Tag ist schön, Haus und Hof sind voller Frieden. Stille und Ruhe flüstern sanft und samten in den Zimmern, und es scheint, als saugten sie jeden Wunsch auf. Es ist nicht so. Das dünne Spiel endet, und das Mädchen mit den großen, dunklen Augen steigt die Treppe hinab. Es öffnet die Tür und versucht kaum, die Tränen, die über das bleiche Antlitz rollen, zu trocknen. Das große Kind setzt sich auf den Schoß seiner Mutter und weint noch mehr. Die Mutter lächelt still. Die zweite Tochter tritt in das Zimmer und küßt den jungen Menschen, aber auch ihr fließen die Tränen, so daß der Kuß kaum zu spüren ist. Die alte Frau lächelt unentwegt. Weiß sie um den Schmerz ihrer Kinder? Der Jüngling geht hinaus und macht sich an seiner Mappe zu schaffen. Er schüttelt den Kopf. Wer wollte dieses Weinen anders deuten, als ohne Grund?

Als er wieder in die Stube kommt, scheint die Sonne herein, und mit ihr lächeln auch die beiden Mädchen. Ja, so ist es wohl: die jüngere weinte, weil sie keinen Mann hat, und die ältere, weil sie keinen richtigen Mann hat. Sie lächeln alle drei, und nur der Jüngling ist nachdenklich. Wenn ihn die kleine Schwester schon lieben könnte? Ihr sollte es recht sein, sagt das ältere Mädchen. Aber die Kleine meint, sie wäre ihm nicht gescheit genug. „Wenn es nur daran läge . . .“, sagt der junge Mann verbindlich. Doch da lacht die große Schwester. „Du, du bist ja nichts! Wäre es anders, hätte ich nicht weinen müssen . . .“

Die Stube ist noch voll Traurigkeit. Rastet sie gern an Orten, wo der Frieden vor Ungeduld von einem Bein auf das andere tritt? Die Tränen allerdings sind unter Kuchen und Kaffee verschwunden. Während die Mädchen den Tisch abdecken, winkt die Mutter dem Jüngling. Sie schleichen sich in den Garten und holen die große Leiter. Der Jüngling steigt hinauf ins Geäste, wo die großen gelben Birnen hängen. In wechselndem Spiel wirft er sie in — drei Schürzen. Es ist genug. Die Mutter schält ihr Teil und schneidet kleine Scheiben. Die Mädchen beißen mit vollem Mund in die saftigen Früchte. Wie schöne Raubtiere schauen sie jetzt aus. „Nun habt ihr wenigstens Birnen“, sagt die Mutter. Aber die Kinder waren doch schon immer zufrieden . . .

Der Einsiedler

(A. Kubin)



Ballade vom Heiratsschwindler

Als Emma abends mit dem Hündchen
am Haus entlang spazieren mußt,
da traf im selben Viertelstündchen
sie Amors Pfeil tief in die Brust.

Es war ein Herr in besten Jahren,
nicht schön, hingegen dick und klein.
Doch wirkte er sehr welterfahren
und hakte sich bei Emma ein.

Daß er pensionsberechtigt wäre,
erregte Emmas Sympathie,
auch daß in Kreisen er verkehre,
die nobel seien, glaubte sie.

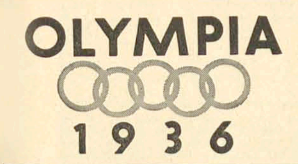
Zwar sei per Zufall er in Nöten
und sozusagen abgebrannt –
doch drückte Emma mit Erröten
ein Fünfmarkstück ihm in die Hand.

Und als er sprach vom Sich-vermählen
und von der Treue bis ans Grab,
da trieb es Emma, zu erzählen:
Gesteh, daß ich ein Sparbuch hab!

Wie wurde seine Liebe stärker . . .
Die Emma war total betört,
bis ihre schönen tausend Märker
auf einmal nicht mehr ihr gehört.

Und mit dem Schwund der tausend Eier
weiß jedermann, was prompt geschah:
Von Emmas Unschuld, Geld und Freier
war außer Emma nichts mehr da!

Fritz A. Mende



Schulfrage

Lord Berkley war außerordentlich stolz auf seine Pünktlichkeit. Eines Tages passierte es ihm dennoch, daß er zu spät zu einer Audienz bei der Königin erschien. Er war für halb zwölf Uhr befohlen, und als er durch den Vorsaal ging, schlug die kleine Porzellanuhr auf dem Kamin in aufdringlicher Weise zwölf. Berkley war so wütend, daß er mit geballter Faust auf die zierliche Uhr losschlug, so daß sie in Trümmer ging. Natürlich wurde der Vorfall der Königin berichtet. Als Lord Berkley das nächstemal zur Audienz kam, fragte ihn die Königin: „Schlagen Sie in Ihrer Wut eigentlich immer auf so unschuldige Sachen los, wie damals auf die Uhr?“
Der Lord entgegnete: „Sie war nicht unschuldig, Majestät, sie hat zuerst geschlagen.“

(Josef Sauer)

Sachkenntnis

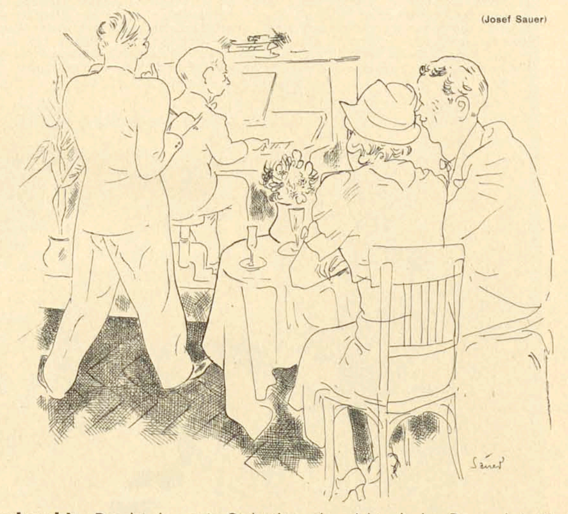
Kreischend umflatterten die Möwen das Schiff. Frau Brummer betrachtete sie lange und interessiert. Dann wandte sie sich an den Kapitän: „Den Taubenschlag haben Sie wohl oben am Mast angebracht?“

Lieber Simplicissimus!

Eva und Ursel wünschen sich noch brennend ein Geschwisterle. Die sanfte Eva möchte ein Schwesterle, die lustige Ursel aber nur ein Brüderle, worauf Eva ganz wegwerfend erklärt: „A Brüderle? Des werdet doch später Männer!“

•

Ein bekannter Schauspieler war gestorben. Alle Künstler, auch viele Kunstfreunde der Stadt beteiligten sich beim Begräbnis.
Der Bassist Bauer ging zu einem theaterfördernden Bürger, um sich den nötigen Frack zu borgen: für ein paar Stunden nur.
Acht Tage waren seitdem vergangen, jedoch den Frack hatte der Eigentümer immer noch nicht zurückerhalten. Im Gegenteil, man sah jeden Tag den Herrn Bauer mit dem feinen, schwarzen Anzug.
Endlich traf der Bürger ihn in einem Gasthaus und bat heimlich und bescheiden um Rückgabe seines Fracks. Aber mit eisern ernstem Gesicht raunte der Bassist dem Bürger ins Ohr: „Sechs Wochen Trauer!“



Standpunkt: „Das ist der erste Stehgeiger, der nicht mit den Damen kokettiert.“ — „Tja — eigentlich frech, was?“

Insektenfabeln / Von Wilhelm Pleyer

Die Schildlaus in dem Himbeerschmaus
Spie einer, weil sie brannte, aus.
Da hielt sie ihren Blick gesenkt:
Nicht innig dankend, nein – gekränkt.

Es kicherte die Drohne:
„So ohne ist's auch nicht ganz ohne!"
Da machte der Herr Befruchtungsrat
Die Rechnung ohne den Bienenstaat.

Der Große Fuchs zum Kleinen Fuchs:
„Ich – Großer Fuchs! Du – Kleiner Fuchs!"
Sprach der, des Hohnes schon gewohnt:
„Nun ja – wie man es halt betont."

Schicksal . . .

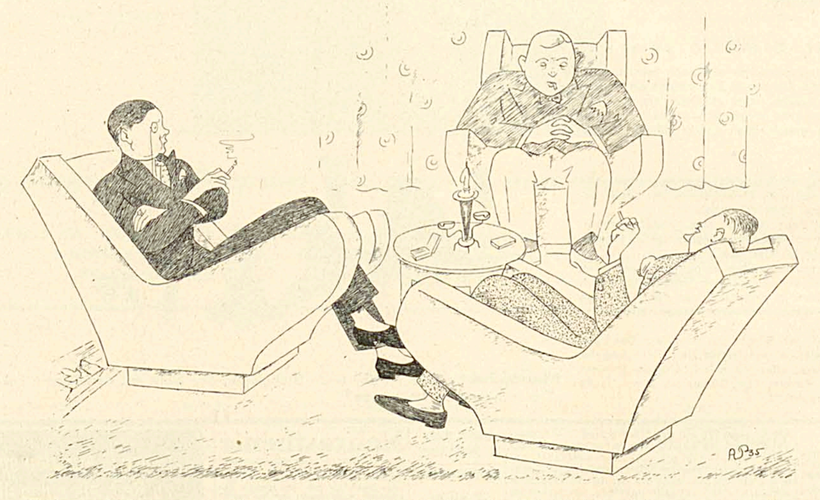
Von Paul Heinkel

In einer unheimlichen Sturmnacht, in der der Regen wild gegen die Fensterscheiben peitschte, erwachte er plötzlich aus sehr verworrenen und schweren Träumen. Erschreckt und benommen fuhr er hoch. Eine geheimnisvolle Stimme hatte in eindringlicher Weise „Sierra Madre" gerufen. Nichts weiter. Nur diese zwei Worte.

Doch wußte er nicht, was es war. Es war ihm, als sei er in eine Strömung geraten, in der er nichts tun konnte, als sich treiben lassen.
Einige Tage später nun, als er planlos durch die Stadt schlenderte, das Bild eines Mannes, der irgendwie sein Ziel verloren hat, blieb er wie von ungefähr vor einem Schaufenster stehen. Seine Augen schweiften über die Auslage hin, ohne eigentlich einen festen Blickpunkt zu gewinnen. Schon hatte er sich wieder der langem Irren im Nebel plötzlich einen Pfad fand.
Es war keine Frage, daß er diesen Pfad gehen mußte. Ohne Zaudern betrat er jenes Geschäft und verlangte eine Fahrkarte zweiter Klasse nach Mexiko, dem Land, das auf jenem Plakat den Reisenden empfohlen ward. Als man ihm bedeutete, der Dampfer „Sierra Madre" fahre schon in wenigen Tagen, war er nicht einmal sehr verwundert. „So bald schon!" flüsterte er nur. Nichts weiter.

Herrenabend

(A. Pichel)



„Kinder, so 'n Ausspannen is ja schön und solid is es auch — das Fatale ist nur, daß es von meiner Frau nie geglaubt wird!"

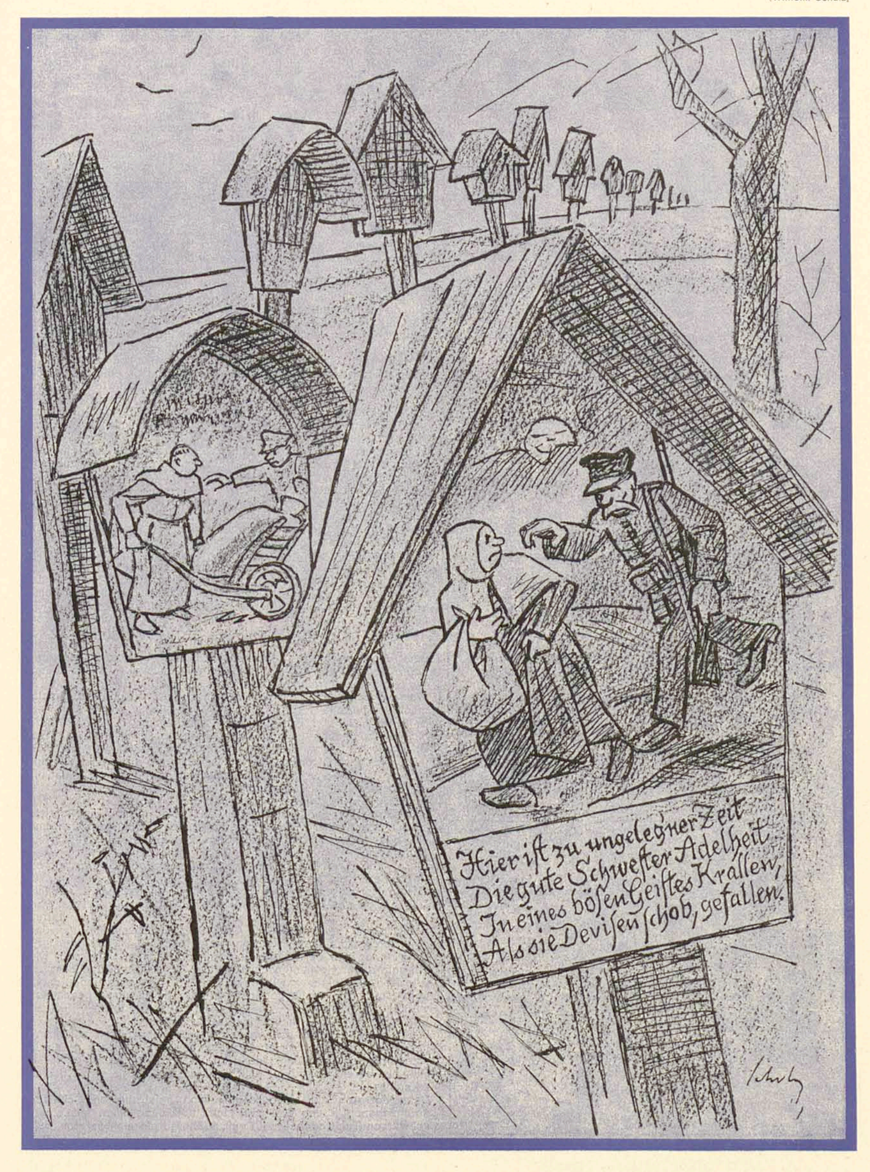
Verwirrt starrte er in das Dunkel. Erwachten die holden Träume seiner Knabenzeit noch einmal? Wurde der wunderliche Karl May wieder lebendig?
Als er an ihn dachte, mußte er lächeln. Wie weit lag doch das alles zurück!
Aber indem er sich schlaftrunken wieder tiefer in die Kissen wühlte, vernahm er zum andernmal deutlich: „Sierra Madre". Es klang wie aus weiter, weiter Ferne, seltsam eindringlichen Tones, in einer betörenden Weise, die irgend etwas in seiner Seele wachrief. Eine lange schlummernde Sehnsucht, die Wirklichkeit werden wollte, einen Impuls, der schicksalhaft nach Erfüllung drängte. Er lauschte diesem Ton, der wie eine unwiderstehliche Lockung nachhallte, willenlos hingegeben. „Sierra Madre" flüsterte er, fast zärtlich, und schlummerte wieder hinüber.
Als er am andern Morgen aufwachte, war ihm eigenartig zumute. Irgendeine Wandlung war diese Nacht in ihm vorgegangen. Straße zugewandt, da war es, als ob eine geheimnisvolle Gewalt ihn noch einmal jenem Schaufenster zutriebe.
Und dann sah man, wie urplötzlich ein Zittern durch seinen ganzen Körper lief. Sein erschreckter Blick war wie gebannt an einem großen und bunten Plakat hängen geblieben, auf dem eine farbenprächtige tropische Landschaft verheißungsvoll lockte; im Vordergrund ein Indio in einer eindrucksvollen, malerischen Tracht, den großen Sombrero keck über das braune, scharfgeschnittene Aztekengesicht gestülpt.
Aber nicht die seltsam stechenden Augen dieses Gesichtes hatten ihn gebannt, sondern zwei Worte, die unten in weithin sichtbaren großen Lettern quer über das Bild gedruckt waren. Die Worte „Sierra Madre".
Als er sie las, fiel plötzlich alles Ungewisse und traumwandlerisch Zaudernde von ihm ab; er glich einem Mann, der nach

Auf dem Schiff nun, als man bereits Kuba hinter sich hatte und sich im Golf von Mexiko dem Ziel näherte, geschah es, daß er in einer unruhig verdämmerten Nacht wiederum wie damals aus dem Schlafe emporfuhr. Wieder war jene Stimme da, die keiner menschlichen Stimme glich und doch viel tiefer und eindringlicher den Menschen ansprach. Und wiederum vernahm er ganz deutlich zwei Worte.
Aber es waren nicht die Worte, die er in der ersten Nacht gehört hatte. Sie waren ihm nicht so vertraut, wie jene andern. Und doch gaben sie ihm eine viel stärkere Gewißheit. Ganz deutlich spürte er jetzt eine vorbestimmte, schicksalhafte Lenkung. Er wußte, daß alles, was ihm noch bevorstand, so kommen mußte. Unabwendbar.
Dies erfüllte ihn mit einer gelassenen Heiterkeit, wie er sie in seinem ganzen Leben bisher nicht gekannt. Er bejahte alles, was auch kommen mochte, weil es gerade so gut war.

(Schluß auf Seite 418)

Marterln —

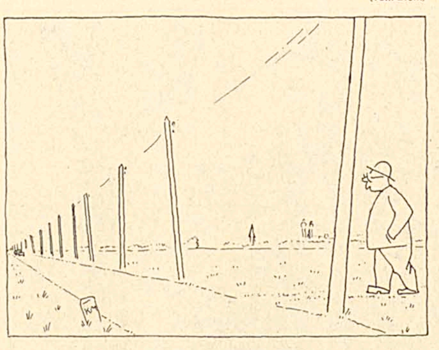
(Wilhelm Schulz)



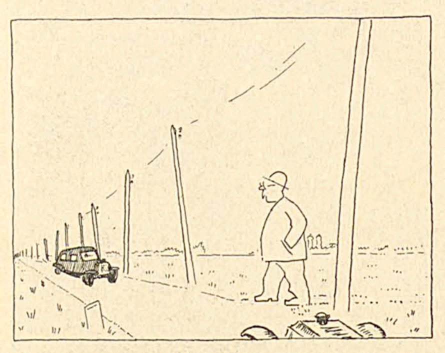
an der holländischen Grenze

S. M. der Fußgänger

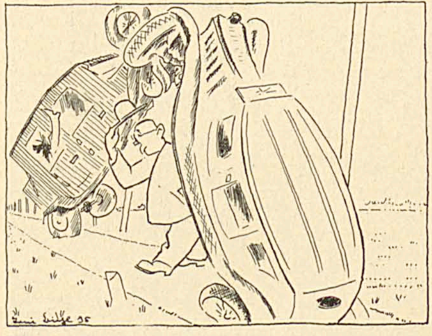
(Toni Bichl)



„So a Sautempo, so a narrisch'!



Jetzt will i grad' amol sehng . . .



Aha, habt's Respekt kriagt!"

Schicksal . . .

(Schluß von Seite 416)

Die zwei Worte aber, die er in dieser Nacht gehört hatte, hießen: „Aguas Calientes".
Aus seiner gläubigen Hingegebenheit heraus fragte er nicht, was er nun eigentlich dort wolle. Er wußte nur, daß nichts in der Welt ihn davon abhalten könne, dorthin zu gelangen. Er wußte sich im Schutze jener geheimnisvollen Macht, die ihn auf diesen Weg getrieben. Auf den Weg nach Aguas Calientes am Fuße der Sierra Madre.
In ihm war eine große Sicherheit und Ruhe.
Er fuhr durch das Land wie einer, für den alle äußeren Ereignisse nur Stationen sind auf dem Weg zu einem großen, unverrückbaren Ziel. Obwohl Land und Leute ihm fremd und reizvoll neu waren, war nichts von der kindlichen Interessiertheit jener Reisenden in ihm, die die Welt für ein Sammelsurium mehr oder weniger geglückter Sehenswürdigkeiten halten. Er zeigte nicht die geringste Lust, im Park von Chapultepec auf den Spuren Montezumas zu wandeln oder in den schwimmenden Gärten von Xochimilco sich von Indios durch die blumenumsäumten Kanäle steuern zu lassen. Ihn lockte weder die sagenhafte Tempelstadt Teotihuacan noch das verehrungswürdige Bild der Mutter Gottes von Guadalupe. Er durchmaß sogar die Hauptstadt mit einer lässigen Gleichgültigkeit, die an einem Fremden auffallen mußte.
Nur als er an dem Palast des Präsidenten vorüberkam, war es, als ob sein verlorener Blick den Bruchteil einer Sekunde sich auf ein festes Ziel sammle.
Dann aber kam jener Abend, als er in Aguas Calientes wie absichtslos die Calle de Lerdo entlangschlenderte. Er kannte diese Straße wohl. Sie war die erste, die ihn nach seiner Ankunft in geheimnisvoller Weise angezogen hatte. Und er spürte deutlich, daß das, was ihm hier begegnen werde, schicksalhafte Bedeutung für ihn haben müsse.
Noch wußte er nicht, was es war. Aber er wußte, daß er zu ihm ohne Zaudern ja sagen werde, ja sagen müsse aus innerer Notwendigkeit. Was es auch sei!
Nun lag die Straße in tiefes Dunkel gehüllt. Aus den Häusern drang ab und zu ein schwacher Lichtstrahl oder das Gequietsch eines Grammophons.
Ein Nachtvogel schrie!
Um eine Ecke huschte eine gespenstische Gestalt. Ein Gesicht starrte ihn an in blinder Gier.
Er beachtete es nicht. Ihn trieb es mit unwiderstehbarer Gewalt vorwärts. Ins rätselhafte Unbekannte.
Vor einem düsteren Gebäude blieb er plötzlich wie gebannt stehen. Sein Puls begann zu hüpfen. Schweiß trat ihm auf die Stirne. Mit instinktiver Sicherheit spürte er das Entscheidende, das sich jetzt gleich zur wesenhaften Erfüllung seines Seins vollziehen werde.
Mechanisch, ohne seinen Willen, tat er an der schweren, verschlossenen Tür ein paar Zeichen. Wie er die Hand hob, spürte er schaudernd das Walten jener unsichtbaren Macht, die ihn aus dem Trott seines verspießerten Daseins herausgerissen und übers Meer gejagt hatte, die ihm in geheimnisvoller Weise seinen Weg durch ein fremdes Land wies.
Was würde die Aufgabe sein, die ihm jetzt von den Schicksalsmächten gestellt wurde?
Er hatte nicht viel Zeit, darüber nachzudenken. Die Tür öffnete sich plötzlich mit einem schauerlich krächzenden Ton. Die Umrisse eines blassen Gesichtes wurden im Dunkel erkennbar. Er hörte sich alsbald einige Worte stammeln, die ihm selbst wie aus großer Ferne kamen und ganz und gar fremd klangen, obwohl es Worte seiner Muttersprache waren.
Aber sie wirkten wie eine Zauberformel.
Man führte ihn einen langen, dunklen Gang entlang. Die Schritte hallten schauerlich wider. Dann wurde eine Tür aufgestoßen, und ein paar Männer wurden sichtbar. Sie brüteten in dumpfem Schweigen.
Als er eintrat, erhoben sie sich müde und schwer. Es war, als ob Untragbares auf ihnen laste!
„Meine Herren", sagte der, der ihn hineingeleitet hatte, endlich, „die Fäden der Vorsehung sind oft schwer entwirrbar und verwunderlich. Aber heute hat sie uns einen Landsmann herangeführt, einen echten, echten Schwaben. Ermessen Sie, was das in unserer trostlosen Situation bedeutet."
Da ging es wie ein Aufatmen durch die Männer. Man sah, wie ein schwacher Hoffnungsschimmer ihre vergrämten Züge belebte. Ergriffen ging einer von ihnen auf ihn zu und sagte bedeutungsvoll: „Ich hatte nicht gedacht, daß es heute noch geschehen würde!"
Und einer sagte voll innerer Unruhe: „Kommen Sie!"
In diesem Augenblick sah er, der in Vorahnung dieser schicksalhaften Stunde wie ein Nachtwandler über weite Meere gefahren war, in voller, schonungsloser Klarheit seine Aufgabe.
„Ich bin bereit!" sagte er fest, und seine Gestalt straffte sich entschlossen.
Dann betraten sie einen kleinen, von geisterhaften Schatten durchzogenen Raum. Bleiches Licht floß über einen mit einem schwarzen Tuch bedeckten Tisch. Während sie sich setzten, war es, als ob die Zeit den Atem anhalte. Aber dann kam plötzlich eine große innere Befreiung über sie. Und einer von ihnen rief aus: „Es ischt mr doch gwä, als ob ich heut no en Bennoggel mache tät!"

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten sowie der Verlag entgegen ● Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— ● Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile RM —.20 ● Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Gaishauser, München ● Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● DA. 13000 II. Vj. Pl. 3 ● Erfüllungsort München ● Postscheck München 5802 ● Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Sportliche Aufklärung

(R. Kriesch)



„Du, Alois, san jetzt dös Kurz- oder Langstreckenläufer?" — „Hm . . . Je nachdem eahna der Schnaufer ausgeht!"

Ein Mensch

Von Eugen Roth

Ein Mensch, der lange krank gewesen,
Und nun seit Jahr und Tag genesen,
Bewegt sich fröhlich in der Stadt,
Darin er viel Bekannte hat.
Doch jedermann, der ihn erblickt,
Ist höchst erstaunt, ja, er erschrickt:
„Was?" ruft er und sucht froh zu scheinen,
„Sie sind schon wieder auf den Beinen?
Ich dachte doch . . . ich hörte neulich . . .
Na, jedenfalles — sehr erfreulich!"
Er zeigt zu Diensten sich erbötig,
Die, Gott sei Dank, jetzt nicht mehr nötig,
Und ärgert sich im tiefsten Grund
Darüber, daß der Mensch gesund,
Statt auszuharren still im Bette,
Bis er — vielleicht — besucht ihn hätte.

Aus der Schule

In einem französischen Satze ist „mein Vater" zu übersetzen. Ein kleiner Bub übersetzt es in größtem Ernste mit „Mon peut-être".

Lieber Simplicissimus!

Ich besuchte im benachbarten W. eine große, weltbekannte Blumenzüchterei. So weit das Auge sah, nichts als Nelken! Ich staunte sehr. Noch mehr aber, als ich im Vorübergehen einen Blick zu der Kuh hineinwarf, die dazu bestimmt ist, für das Personal der Gärtnerei Milch zu spenden. Sie hatte nämlich als Streu eine Menge edelster Nelken um sich herum.
„Wie kann man nur; diese kostbaren Blumen!" rief ich entsetzt aus. „Ach was", antwortete der Gärtnergeselle gleichmütig, „glauben Sie, daß das die einzige Kuh ist, an die solche Blumen verschwendet werden?"

*

Auf dem Heimweg vom Wochenmarkt kehrt eine behäbige Bürgersfrau in einem kleinen Lokal ein, um sich bei einem Glas Wein für den Weitertransport ihrer schweren Last zu stärken. „Wolle Se en alte oder en neue?" fragt die Bedienung.
„Gebe Se mr no en neue", bekommt sie zur Antwort, „en Alte han e drhoim."

*

Im Gasthaus zum Schwanen war Metzelsuppe, und mein Freund Jakob versäumte deswegen einen tiefgründigen religiösen Vortrag, den der Pfarrer im Gemeindehaus abhielt. Anderntags bekam er natürlich sanfte Vorhaltungen. Es sei wahrlich nicht gut um ihn bestellt, wenn er in dieser Weise die leiblichen Bedürfnisse den seelischen voranstelle. „Oh", meinte da der Jakob, „es ischt net bloß das Leibliche; wenn ich so eine Schlachtplatte vor mir hab', da werd' ich auch seelisch wieder munterer."

Fundstück

Aus: Ohlmeier, Theophil, „Was du vom Rauchen wissen mußt", Seite 47/48: „Das sicherste Mittel, vor übermäßigem Tabakgenuß bewahrt zu bleiben, ist die völlige Enthaltung davon." Seite 110/11: „Glaubst du wohl, Christus würde rauchen, wenn er heute wie vor 1900 Jahren auf Erden lebte? Gehe auch einmal alle Heiligen durch, die du kennst. Welche von ihnen kannst du dir mit der Zigarre oder Pfeife im Munde vorstellen?"

Im Mittelmeer

(E. Thöny)



„In London soll nächstens eine Flottenkonferenz tagen." — „Yes, aber nur beratend. Gehandelt wird h i e r."

München, 1. Dezember 1935 **Preis 60 Pfennig** 40. Jahrgang Nr. 36

SIMPLICISSIMUS

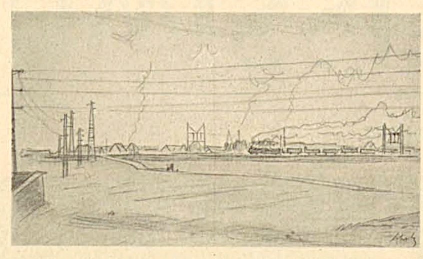
Habsburg

(Karl Arnold)



„Unser Vertrauensmann Nummer drei schreibt: „. . . Und was das österreichische Volk braucht, ist Ruhe und Ordnung.'" — „Siehst du, Mama, sie wollen uns nicht!"

Tulipans Hochzeitsnacht / Von Anton Sailer



(W. Schulz)

„Sehr geehrtes Fräulein!

Anbei ein Brief für Sie, von einem Unbekannten. Aber, wenn Sie über dieses Ereignis vielleicht erstaunt sind, so lassen Sie mich bitte sogleich sagen, daß dasselbe mich selbst glücklich macht. Gewiß, wir haben uns nie gesehen, geschweige denn gesprochen. Doch welch verheißungsvolles Beginnen, in diesen frühen Wintertagen mit einem noch fremden Menschen zu reden! In diesen Wintertagen, die voll von nebliger Nacht uns umgeben; die uns Stunden schenken, die von vagen Schatten, von bizarren Silhouetten durchkreuzt, von dunstigen Lampenkugeln durchsät, von den Skeletten der Bäume gemustert sind. Solche Stunden, wie sind sie voll von Versprechungen, aber auch voll von Traurigkeit . . ! Diese Traurigkeit des Winters, die durch ihre wissende Liebe zur Erde, durch ihre Kraft, dämmerndes Ruhen zu geben und keimendes Mysterium zu zeugen, uns allen fühlbar wird — sie macht uns das Leben gewiß nicht leichter, viel mehr jedoch schöner. Nicht die unbekümmerte Freude, nein — das Gefühl des Unbekannten, aber Gewünschten und umsonst Gesuchten bleibt in uns, hüllt uns ein in einen Mantel von bewußter Melancholie. Doch unter diesem Mantel, der uns mit trostvoller Einsamkeit bedeckt, können wir auch den Glauben an uns selbst wiederfinden. Ein ganz besonderen Glauben, der nichts anderes ist, als tastendes Verstehen . . . Fräulein! Ich sage Ihnen nichts Neues, da es sich doch um Dinge handelt, die jeden einzelnen erwarten — ich möchte Ihnen ja auch etwas ganz anderes sagen. Ich muß es Ihnen sagen . . . Hören Sie! Ich habe nur ein Leben, das ist wenig — aber es kann auch sehr viel sein. Und ich bin bereit, es Ihnen zu geben. Ich liebe Sie! Bitte, nehmen Sie meine Liebe, die für immer sein wird, an! Ihr Tulipan."

Dieser Brief, in der Manteltasche Tulipans ruhend, von der Hand Tulipans immer wieder betastet, war, in einem Umschlag ohne Adresse, dazu bestimmt, einem Mädchen übergeben zu werden. Tulipan hatte ihn ohne böse Hintergedanken geschrieben: er war fest dazu entschlossen, dessen Versprechungen zu halten, und suchte nun die Empfängerin. Doch viel schwerer, als Liebe geben zu wollen, ist es, jemanden zu finden, der sie empfangen soll. Tulipan mußte es erfahren: er suchte lange, lange, und obgleich er viele Gesichter, viele Mädchen sah, zwang ihn eben doch nie das, was er seine „innere Stimme" nannte, dazu, den Brief abzugeben. Er wußte, daß das Gesuchte überall sein konnte. Was tun, was tun? An etwas anderes denken, würde vielleicht das klügste sein. Er versuchte das, so gut es ging; irrte weiter und sah sich plötzlich in einem Untergrundbahnhof. Wie er nun auf einen Zug wartete, kam ein Mädchen, setzte sich neben ihn und lachte ihn an. Lachte so reizend, blickte so ergeben, vertraulich überlegen und gut zugleich, wie nur irgendje eine vollkommene Geliebte. Tulipan sah es mit zitterndem Schreck und griff in die Tasche. „Ja", sagte die kleine Unbekannte im selben Moment, „ja, ich bin nämlich krank! Ich komme aus dem Hospital, und heute muß ich wieder zurück. Diesmal", und sie lächelte in tränenbereitem Schmerz, „diesmal komme ich nicht wieder heraus. Ich bin krank, lungenkrank." Sie hob den Kopf dabei, ein Zug fuhr ein, sie hob den Kopf noch höher, riß ihren Blick von dem seinen und sagte: „Bitte! Steigen Sie ein, bitte!"

Tulipan stieg ein, sie aber blieb. Er glaubte, er müsse einen Blick von ihr erzwingen, preßte sich gegen die Scheiben und starrte zu ihr. Doch unbeweglich ins Leere sehend, wandte sie nicht den Kopf, nicht die Augen. Der Zug fuhr, und Tulipan sah es noch, wie sie tapfer blieb, ihn nicht sehen wollte; sah es noch, wie ihre Tränen rannen. Er begriff, daß das Weinen nicht ihm, daß es einfach dem Leben galt, das mit diesem Zug ihr enteilte. Trotzdem — ich bin zu spät gekommen, dachte er, man hätte den Brief viel, viel früher schreiben sollen! Weitergrübelnd sah er in bitterer Enttäuschung das Mädchen in einem schneeweißen Bett, mit einem schneeweißen Gesicht, sah er zwei Augen, die mit nimmersatter Lebensgier ihn betrachteten. „Nein, nein, nichts denken", sagte er laut, „ich will nichts denken!" Und gerade, als versuche er, sich selber davonzulaufen, verließ er hastig an der nächsten Station den Zug, lief er eilends die Treppen hoch.

Einsame Nacht umgab ihn und Dunkelheit, aus der die schimmernde Weiße einer Kaimauer drang. Deren erste Stufen benutzend, stieg er mutlos hinunter zum Fluß, und dessen nachtschwarze Wellen begleitend, stand er endlich still, nahm den Brief und warf ihn ins Wasser. Der Fluß trug ihn in spielerischer Bereitwilligkeit weiter. Sieh mal an!, dachte Tulipan, jetzt wird der Brief doch noch befördert, und ich werde nie die empfangenden Hände kennen! „Macht nichts, macht gar nichts, was?" sagte er zu einem großen Hund, der seit langem ihn umspielte. Den Arm hebend, auf das schwimmende, weiße Viereck zeigend, erklärte er noch: „Da schwimm ich selbst, verstehst du mich? Ich selbst!" Der Hund aber bellte kurz, sprang ins Wasser, schwamm dem Brief nach, nahm ihn auf und kehrte damit zurück. Wie er jedoch an das Ufer kletterte, ließ ein schriller, kurzer Pfiff ihn unschlüssig stille stehen. Er spitzte die Ohren; der Pfiff kam noch einmal, und da rannte er, den Brief im Maul, wie besessen los. Weiter unten lag ein kleines Schiff, er lief hinüber, und einen Augenblick lang hob sich seine Silhouette klar und deutlich ab. Tulipan ging näher. Totenstill lag ein altes Boot vor ihm. Ein Kajütenbau schaukelte sanft in kompakter, schwarzer Masse, träg lief ein schmales Brett vom Ufer auf das Deck. Unschlüssig und lauschend stand Tulipan lange, endlich nahm er sich vor, im hellen Tageslicht wieder zu kommen.

Als er nun am nächsten Tag zum Kai ging, begegnete ihm ein alter Mann, der eine Plakattafel auf dem Rücken trug. Ein märchenhafter Frauenkopf leuchtete von ihr herab, und unter der rotgelockten Schönheit stand: „Violetta! Die große Pantomime im Zentral-Zirkus!" Der alte Mann schien selber Pantomime zu spielen — er strich immer ganz eng an den Häusern entlang und wischte mit einer Hand über die Mauern, sprang öfter sogar hoch dabei oder bückte sich, und sein weltabgewandtes Treiben erschien Tulipan bedeutsamer als Violetta selbst. Was machte nur der Alte? Er beobachtete ihn näher und sah: der Mann fing Fliegen! Nicht nur das, er zählte sogar die gefangenen Fliegen! Er war ein Virtuos, und das ging wie der Wind, 81, schwupps! 82, 83 — er pflückte fette Fliegen von den sonnenwarmen Mauern wie andere reife Trauben. Tulipan verfiel in eitel Bewunderung und versuchte ebenfalls, Fliegen zu fangen. Aber wenn er endlich eine entdeckte, tappte er ungeschickt daneben. Vor ihm murmelte eine heisere, von Jagdeifer durchglühte Stimme bereits 98, 99 — — — da, auf dem Kandelaber saß eine Fliege! Tulipan versuchte nochmals sein Glück, und — es gelang! Also trat er zu dem Mann, hielt die Faust mit triumphierender Geste und sagte: „Hundert!" Beglückt und geschickt nahm der Alte das Geschenk. „Heißen Dank, junger Herr! Heißen Dank vieltausendmal!" Und in die Tasche greifend, zog er einen gelben Zettel hervor und gab ihn Tulipan. „Bitte, nehmen Sie dafür diese Freikarte! Oder wollen Sie vielleicht zwei? Sie haben sicher eine Freundin, nehmen Sie noch eine Karte dazu!" — „Ich habe keine Freundin!" sagte Tulipan, in plötzlich traurigen Händen die Zettel haltend. Da flüsterte der Alte: „Ich weiß ein wunderbares Mädchen! Wenn Sie es sehen wollen, kommen Sie mit mir! Eine Rothaarige werden Sie sehen, schöner als Violetta! Aber Sie müssen ganz ruhig sein, sie ist so komisch . . ." Tulipan ging lächelnd mit, und sie kamen zum Fluß und zu einem Boot. Ein weißhaariger Mann saß unbeweglich, eine Angel in den Händen, oben. „Euer Gnaden!" rief der Plakatträger zu ihm hinauf, „ich bringe hundert lebende Fliegen!" — „Komm herüber!" — — — Und die Blechbüchse nehmend, fixierte er ihn: „Lügst du auch nicht?" — „Euer Gnaden! Ich schwöre, es sind hundert wohlabgezählte Stück!" — „Julia!" rief der Angler, „Julia, komm heraus und bezahle meinen Fliegenmann!" — „Fliegenmann!"

(Fortsetzung auf Seite 423)

August von Platen

Zum 100. Todestag (5. Dezember)

In glänzenden Gaselen und Sonetten
Den Traum der Schönheit unserer Welt zu retten,

Vor ihrem Bilde selbst als Opfer brennend,
Den bitteren Trug am Ende wohl erkennend,

Empfand er sich Apoll verwandt in Stunden,
Ein armer Marsyas, vom Gott geschunden;

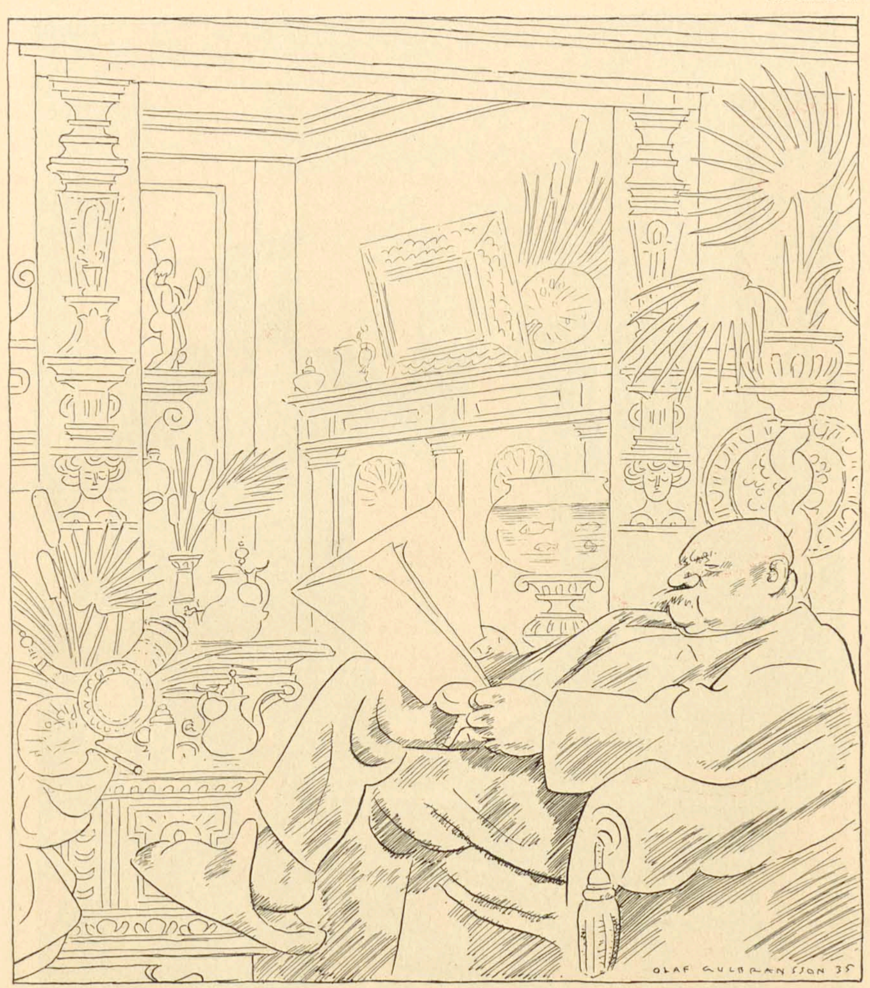
Verschmäht und schmähend, früh in Gram versunken,
Von Versen, Wein und edler Freundschaft trunken,

Im Liebeszorn dem Vaterland entgleitend,
Unsterblich in den Ruhmestempel schreitend.

Georg Schwarz

Begeisterte Unschuld

(Olaf Gulbransson)



„So ist's recht, endlich geht man mal energisch gegen den Kitsch in den Wohnungen vor!"

Tulipans Hochzeitsnacht

(Fortsetzung von Seite 422)

wiederholte der andere und sah geschmeichelt zu Tulipan. Tulipan stand am Ufer und lächelte längst nicht mehr. Das Boot war dasselbe, welches er letzte Nacht gesehen, er starrte es voll Überraschung an, sah plötzlich auch den großen Hund auf dem Dache liegen, sah endlich eine rothaarige Frau aus der Kajüte treten. Sie bezahlte den Fliegenmann, ließ jedoch Tulipan dabei nicht aus den Augen und winkte ihm schließlich auffordernd. Tulipan ging langsam zum Laufbrett, der Fliegenmann war eben herüber balanciert; er gab ihm einen Klaps und sagte: „Ich gratuliere!"

„Sie waren doch gestern nacht hier?" verhörte ihn Julia. „Ich habe Sie gesehen, o ich erkenne Sie wieder! Leugnen Sie nicht!" Und sie lachte: „Sie pflegen ja merkwürdige Briefe zu schreiben, Herr — Herr Tulipan." Sie zog ihn in die Kajüte, zeigte ihm seinen Brief, der auf unordentlichem Tische lag, und, sich an ihm reibend, zeigte sie ihm ihren Mund. „Wie?" flüsterte der Mund, „ist es Ihnen auch wirklich ernst mit dem, was Sie geschrieben?"

(Fortsetzung auf Seite 425)

Der Intimus

(E. Schilling)



„Mister Hoare läßt sich melden, Monsieur Herriot!" — „Bitte, führen Sie ihn ins Zimmer nebenan; ich habe gerade innerpolitische Angelegenheiten zu besprechen."

Tulipans Hochzeitsnacht

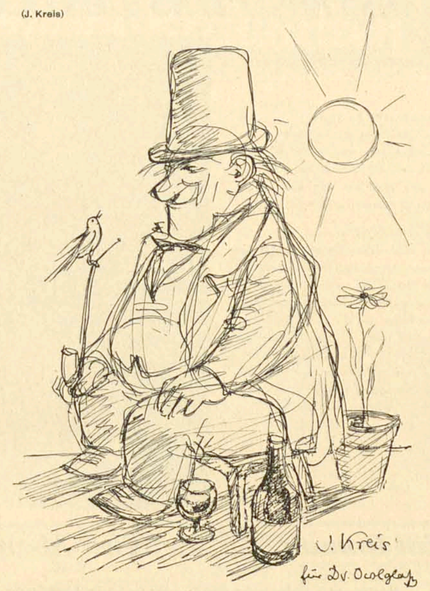
(Fortsetzung von Seite 423)

Tulipan sah sie an und nickte stumm. Sie betrachtete ihn lange, ging im Kreis um ihn, mit spöttischem Lachen plötzlich. Dann lief sie an einen Koffer, kramte darin, zog einige alte Sachen heraus, einen Ball, ein Bilderbuch, einen Kreisel; und das Fenster öffnend, warf sie alles ins Wasser. „Ich brauche meine Spielsachen nicht mehr“, erklärte sie ihm dabei, „ich werde ja ein anderes Spielzeug haben! Sie verstehen?“ Er verstand nicht, und sie deutete lässig in die Ecke: „Bitte, hinter diesem Vorhang können Sie mein neues Spielzeug sehen!“ Das bunte Tuch verschiebend sah Tulipan erschreckte Augen, die in sein eigenes Gesicht gehörten, sah er in einem Spiegel — sich selbst. „Wir werden heute abend Hochzeit feiern!“ fuhr Julia mit singender Stimme fort. „Wir werden trinken und lustig sein, schließlich feiert man nicht alle Tage Hochzeit! Wir werden uns auch feierlich kleiden! Warte, in diesem Koffer muß ein Brautkleid, muß der schwarze Frack meines Vaters sein!“ Sie wühlte in dem riesigen Koffer und fand wirklich hochzeitliche Kleider. Das weiße Brautkleid paßte wunderbar, aber der Anzug für Tulipan war viel zu klein, und er stand da wie ein unartiger Mann, dem man zur Strafe die Hosen unten abgeschnitten hatte. Ganz hilflos sah er aus, und Julia lachte über ihn. Beinahe vor Lachen erstickend, zupfte sie überall an ihm herum und rief: „Das ist mir ein schöner Bräutigam! Das wird eine Hochzeit geben, du liebe Zeit! Was werden wir übrigens anfangen, heute abend? Was können Sie mir überhaupt bieten, mein Herr Bräutigam?“ — „Ich, ich“, stotterte Tulipan, „ich habe — nun, wir können beispielsweise in einen Zirkus gehen!“ Er bekam für diesen Vorschlag von Julia den ersten Kuß. „Ich liebe den Zirkus“, rief sie schallend aus, „prachtvoll! Ganz prachtvoll ist das, Zirkus!“ Begeistert und aufgeregt lief sie umher, buk im Brautschleier Pfannkuchen, entkorkte roten Wein, Zigaretten rauchend und dazwischen ihren Tulipan umarmend. „Wir sind ganz allein“, plapperte sie, „Vater angelt! Er angelt alle Tage bis spät in den Abend — er angelt seit mehr als vierzig Jahren, und denke dir nur: Nie, aber auch niemals hat er auch nur einen Fisch gefangen! Komisch ist das, sehr komisch!“ Den ganzen Nachmittag dann aßen sie Pfannkuchen und tranken roten Wein. Später braute sie einen Grog und war nun erst ganz zufrieden. So wäre es eine richtige Seemannshochzeit, sagte sie; so hätte sie es gerne, und so habe sie sich immer schon ihre Hochzeit vorgestellt.

Berauscht und glücklich brachen sie endlich auf. „Hallo!“ rief Julia zu ihrem Vater, „schau meinen Bräutigam!“ — „Hallo!“ rief Tulipan, „ich weiß, warum Sie umsonst angeln! Sie müssen die Fische rufen, hören Sie! Rufen Sie doch beim Angelauswerfen jedesmal: ‚Fischlein, Fischlein in dem Fluß!‘ Sie werden sehen, Sie werden sehen!“

Im Zirkus hatte die Pantomime „Violetta“ längst begonnen. Unschlüssig standen beide vor dem Vorhang, der zu den Plätzen und in die Arena führte. Indes sie standen, liefen plötzlich sechs Männer, in lange, schwarze Kapuzenmäntel gekleidet, durch den Wandelgang. Sie sahen mit den hohen Zipfelmützen, mit den schmalen Augenschlitzen fremd und unheimlich aus. Hastig eine Tragbahre niederstellend, umringten sie Julia und riefen: „Bitte, bitte, rasch!“ — „Was ist?“ frug Julia, und ein Herr stürzte herbei, mit wehenden Haaren, mit flatterndem Regiebuch. „Aber bitte, die große Ohnmachtsszene, Sie wissen doch? Sie brauchen nichts zu tun, als ganz ruhig zu liegen; los, los!“ Mit sanfter Gewalt wurde sie eilends auf die Bahre gelegt und in die Arena getragen, der nachstürzende Tulipan jedoch fand durch einen weiteren Kapuzenmann den Weg versperrt. Seine Trunkenheit ließ ihn eigensinnig und überraschend handeln, er riß seinem Feind den Umhang herunter und schlüpfte hinein, verwickelte sich aber im Laufen in den überlangen Falten. Er stolperte und stürzte, und als er wieder aufstand, war Leere und Dunkelheit um ihn. Weiterirrend kam er zum zweiten Bühnenausgang, preßte sich durch ein kochendes Durcheinander von kostümierten Menschen und zog in einem Winkel die Kapuze aus. Sie unter den Arm schiebend, raste er dann durch den Wandelgang, sah plötzlich eine Gestalt huschen, torkeln, springen. Erschreckt stand er still, lief weiter, Zahlen klangen an sein Ohr: 21, 22 . . . Gott sei Dank, es war nur der Fliegenmann! In die Vorhalle kommend, keuchte er ein suchendes: „Julia? Julia?“ Doch da stand nur eine verlassene Plakattafel, mit einem Frauenkopf darauf, in weißem Schleier, roten Haaren, ganz wie Julia! Er stürzte verzweifelt hinzu und gewann in plötzlicher Angst den Ausgang — helle Bogenlampen strahlten dort, weißes Geländer wuchs, und Kies bildete in leuchtendem Gelb einen Weg. Die Angst klopfte ihm bis in den Hals herauf, schon wollte sie aus ihm schreien, da, nahe der Straße, an grauer Mauer gelehnt, blickte Julia zu ihm! Über ihr hingen alte Plakate, und in wahrhaft gigantischer Zerfetzung zogen sie einen riesigen, farbverwaschenen Riß durch das Grau der Wand. Die zuckende Spur schien in Julias rotem Haar zu enden — Tulipan stand davor und rief: „Dieser Anblick erscheint mir großartiger als der Ausbruch jeglichen Dramas. Julia! Du veränderst alles! Du machst eine armselige Plakatwand bedeutsam, Julia . . !“ — „Halte den Mund!“ entgegnete Julia, „ich heiße jetzt Violetta!“ Sie erzählte in glücklichster Freude ihr Abenteuer; verlangte, daß er sie nur mehr Violetta nenne, und versank schließlich in Bewunderung für die ungewöhnliche Erscheinung der Kapuzenmänner. Triumphierend zeigte da Tulipan sein schwarzes Bündel vor, sie zog ihm augenblicklich alles an und ging nun selig mit ihrem Kapuzenmann nach Hause.

(J. Kreis)



Elegie

Füglich heißt die Losung: Sparen!
Aber warum bloß mit Waren?
Andres scheint doch auch nicht gut,
wenn man es zu häufig tut.

Ist es wirklich so vonnöten,
daß wir ständig Reime flöten,
Woch' um Woche, Jahr für Jahr?
— Allerdings . . . das Honorar . . .

Hätt' ich hundert braune Lappen,
tät' ich mir das Maul verpappen
bis auf einen schmalen Schlauch
für den Zigarettenrauch.

Ratatöskr

Auf dem Schiff saß ihr Vater, einen Berg von Fischen neben sich. Eben warf er wieder die Angel aus, ein lautes „Fischlein, Fischlein in dem Fluß!“ dabei rufend. Sogleich biß ein Fischlein an, er zog es heraus, blickte auf und sah neben Julia den gespenstischen Tulipan. Vor Schreck fiel ihm beinahe die Angel aus der Hand, und er stammelte: „Der Klabautermann!“ — „Ja, mein Mann ist der Klabautermann“, lachte sie, „aber der gute Klabautermann! Du siehst, wieviel Fische du mit seinem Rat bekommst.“

In der Kajüte zog sie Tulipan zu sich. „Komm her, mein Klabauter-, mein Kapuzenmann! Liebst du mich? Sag, liebst du Violetta? Ich bin Violetta, paß auf, du! Ich werde dir zeigen, wie prachtvoll ich im Zirkus gespielt habe!“ Den riesigen Koffer aufklappend, legte sie sich hinein, und Tulipan mußte sich zu ihren Füßen aufstellen, genau wie die sechs Kapuzenmänner. Und sie redete und erklärte, und plötzlich fiel der Kofferdeckel zu. Tulipan stand erschreckt und wollte öffnen, aber kein Heben und Stoßen half, das Schloß war zugeschnappt. Verzweifelt suchte er den Schlüssel. „Violetta!“ rief er laut, „wo ist der Schlüssel?“ — Nichts antwortete, er rüttelte und schüttelte und sah auf einmal den Schlüssel im Kofferschloß stecken. Tückisch

(Schluß auf Seite 426)

(Schluß von Seite 425)

wie ein Kobold, blinkend in gelbem Metall, stak er dort. Natürlich war er immer schon dort gewesen, doch Tulipan starrte ihn in ungläubigem Nichtbegreifenkönnen an. Aufschließend sah er Violetta unbeweglich innen liegen. Erstickt oder gleich zu Anfang vor Schreck gestorben, lag sie tot vor ihm. Er lief hinaus, packte ihren Vater am Arm: „Violetta ist tot!" — „Ich kenne keine Violetta", sagte der und warf eifrig die Angel aus, ein albernes „Fischlein, Fischlein in dem Fluß!" dazu meckernd. Tulipan kehrte zurück, sah mit heißen Tränen die Tote, ging zum Tisch und schrieb auf die weinbefleckte Papierserviette: „Letzter Wunsch! Bitte den Koffer von sechs schwarzen Kapuzenmännern beerdigen zu lassen!" Warf den Bleistift weg, steckte den Schlüssel in die Tasche, stieg zu Violetta in den Koffer und schlug den Deckel zu.

(Jos. Sauer)

Kreuz und quer durch Deutschland

„Waren Sie mit dem Motorrad schon in Halberstadt?"
„Nein, aber die Würstchen kenn' ich!"

Über Musik

Musik ist das, was zweimal zu lang ist! Ich weiß keine kürzere Definition: vor allem für die ernste.

Blechmusik ist kürzer und daher unterhaltender. Aber Streich! Oder Violine und Klavier! Und von Dilettanten gespielt, die sich doch immer am liebsten an Sachen reiben, deren sie nicht Herr werden. Unlängst sah ich zwei, eine Lehrerin und einen Postbeamten, wie sie sich eben daran machten, dem Publikum eine Sonate von Svendsen zuzufügen. Erst setzten sie scharf und einträchtig ein. Aber bald ging's drunter und drüber. Wie sie hasteten, um auf halsbrecherischen Stegen eins dem andern zuvorzukommen, um gleich wieder eigensinnig, versponnen, mißtönig jedes seiner eigenen Wege zu gehen, als ob sie sich nie gekannt hätten. Doch schien mir das Klavier das Gutmütigere. Aber immer, wenn es zum Ende einlenken wollte, sprang die Geige bissig wieder aus. Bis sie endlich doch endeten, wo sie angefangen, und die Violine mit einem Quicks über alle Saiten schloß. Und das Klavier trippelte bescheiden hinterher, bis es im lauten Applaus versickerte.

Allerdings, einfach ist die Sache nicht. Im Gegenteil: Mir scheint Musikmachen immerhin schwierig. Ich vermute das schon aus den Vorbereitungen, ehe man sich daran macht. So bestreicht der Geiger mit Kolophonium den Bogen seines Gerätes, ehe er die Saiten zu erklimmen gedenkt, so wie bei uns daheim die Buben in die Hände spucken, bevor sie den Maibaum angehen. Aber einmal im Zuge, zeigen sie großen Eifer und eine unbegrenzte Furchtlosigkeit. Sah ich doch unlängst eine schon bejahrte Dame, die des Vormittags ungezählte Male von den höchsten Tonleitern gefallen war, sie nachmittags immer wieder erklettern.

Freilich, bei den eigentlichen Künstlern ist das etwas anderes. In München konnte ich voriges Jahr einem Cellovirtuosen ganz aus der Nähe zusehen. Erst ging's ganz vorzüglich. Das Orchester — Streich — gängelte ihn vergnügt dahin, bis er an die schwerste Stelle kam. Da setzte es plötzlich aus. Wie die Zirkusmusik, wenn der „König der Lüfte" den Todessprung wagt. Und richtig, nach einigen Anläufen geriet er ans Schwerste: Während er mit den Fingern auf den

oberen Saiten klimperte, versuchte er gleichzeitig an den unteren mit dem Bogen zu schaben. „Pizzikato mit Doppelgriffen!" seufzte meine Nachbarin verzückt und drehte die Augen hinten über, bis sie auf der anderen Seite wieder herauskamen. Noch immer schwieg das Orchester betreten, und das Publikum ließ ihn stumm gewähren. Mir wurden die Zähne lang. Endlich, als er's eine geraume Zeit so getrieben, setzte das Orchester wieder ein und begleitete ihn schließlich mit einem Tusch aus der Arena. Das Publikum tobte vor Vergnügen; der Künstler verneigte sich schweißtriefend.
Da lob' ich mir unseren Gesangverein. Da weiß man doch, woran man ist! Was einem gefällt, kennt man schon; und was man nicht kennt, gefällt einem auch nicht. Darnach richtet sich der Chormeister leicht.

Eligius Döllerer

Aus der Schule

„Karl, was ist dein Vater?" fragt der Lehrer.
„Lehrer!" sagt Karl.
„So, a u c h Lehrer? An welcher Schule denn?"
„An keener solchen Schule", sagt Karl geringschätzig, „er is mehr. Er lehrt Autofahren!"

Lieber Simplicissimus!

Neulich hat sich mein Mann vor dem Bettgehen den Kopf gewaschen. Man soll das abends nicht tun, man kann sich zu leicht erkälten. Also, er kam mit ganz nassen Haaren ins Schlafzimmer, und ich sagte zu ihm: „So kannst du unmöglich ins Bett gehen, steck dir doch den Föhn an, er ist im Schrank auf dem Gang." Er ging hinaus, ich hörte ihn draußen rumoren, und es war eine Zeitlang still. Dann brummelte er vor sich hin, wie er es immer macht, wenn er zornig ist. Ich dachte: vielleicht kann er mit dem Föhn nicht umgehen, stand auf und sah nach. Da stand mein lieber Gatte, wie ihn Gott erschaffen hat, und schrie mich an: „Was ist das für ein Blödsinn mit eurer Technik im Haushalt?" Und wissen Sie, was er krampfhaft auf dem Kopf hielt? Den Brotröster.

*

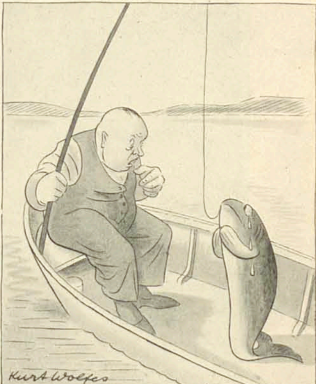
Die Frau meines Nachbarn steht kurz vor der Entbindung. Die Hebamme entfaltet bereits einen lebhaften Umtrieb, und der zukünftige Vater zieht es teils dieserhalb, teils außerdem vor, in das nahe „Weinbeisl" zu verduften. Dort genehmigt er in banger Erwartung eine stattliche Anzahl Viertele. Wie er heimkommt, ist das freudige Ereignis bereits eingetreten. Mit einem leichten Glanz im Gesicht beugt er sich über den Korb und sieht zu seinem Schrecken z w e i rosarote Köpfchen ihm entgegenleuchten. „Hoffentlich bin ich besoffen", sagt der glückliche Vater.

Geiz

„Hast du gesehen, Scettis Anzug war nur auf einer Seite frisch gebügelt." — „Ja, um Gottes willen, was er nur damit will?" — „Nun, er kam vom Photographen und hatte eine Profilaufnahme machen lassen."

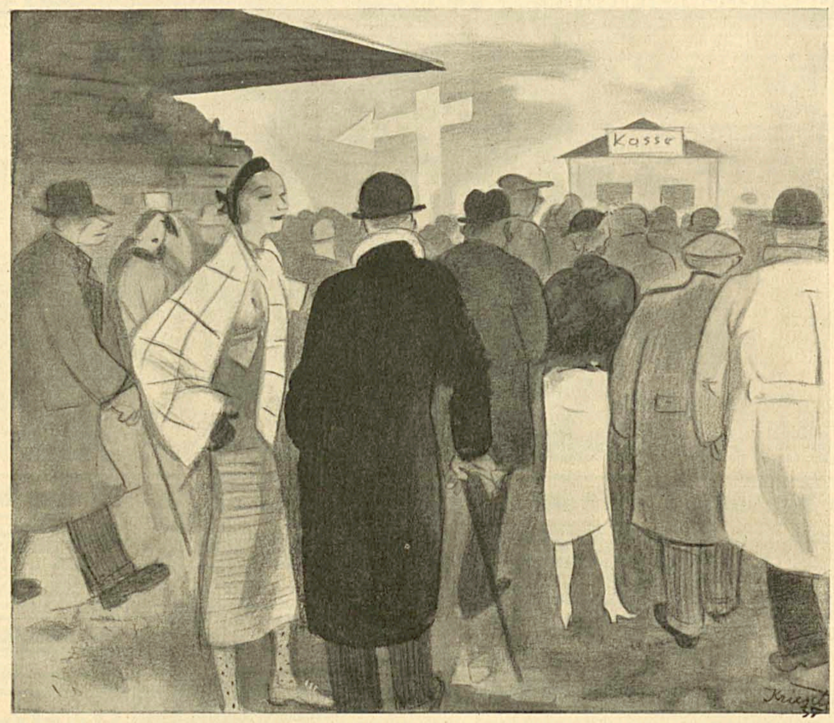
Anglerlatein

(K. Wolfes)



Heroismus

(Rudolf Kriesch)



„Sie sind doch Fachmann, mit welchen Ergebnissen rechnen Sie heute?" — „Ich, für meine Person: mit mindestens vier erfrorenen Zehen!"

Es wird kalt —

Mensch, nu wird et sachte Winta wieda –
und passieat det nu ooch jedet Jahr,
fährt et dir doch mächtich in die Jlieda
und du fühlst dir oft so sonderbar.

Und det is nich nur den Schnuppen wejen,
wo dir eklich in die Neese ziept,
dir jraut nich nur vor den Jraupelrejen,
wo et keene Rettung jejen jibt –:

Nee, dir stechen jetzt die nackten Äste
von die Bööme schmerzlich in det Herz –
rings in die Natur jibt's nischt wie Reste –
letztes Laub fällt leblos erdenwärts – – –

An det Sterben denkste statt an't Leben,
wenn de an die laue Heizung sitzt —
und du möchtst dir selba eene kleben,
weil det Lamentiean ooch nischt nützt!

Darum kann det abends nie zu früh sein,
det de – det de dir nich janz zareibst –
mit een Jrog beziehungsweise Jlühwein
deine Herbst-Melancholie vatreibst!

Jotte, zieht det wohlich durchs Jedärme:
Plötzlich biste wieda janz jefaßt,
und du pfeifst uff äußaliche Wärme,
wennste Sonne in den Maren hast!

Benedikt

Ordnung

Kurt Schneider, Hamburger mit rheinischem Einschlag, Ehemann, Vater von zwei Kindern, steht in einem unbewachten Augenblick vor dem Ofen, neben sich seinen Papierkorb, den er zur größeren Bequemlichkeit auf einen Stuhl gesetzt hat. Er greift hinein und stopft ein Knaul Papier in den Rachen des glasierten Teutonen.

Der Ofen blafft, faucht und saust. Kurt Schneider greift wieder in die schwarze Spanröhre, die sein Papierkorb ist, und bringt jetzt ein leeres Zigarettenpäckchen zutage. Er schiebt die äußere Papierhülse herunter, entnimmt ein Zugabebild und zupft an dem inneren, silberglänzenden Packmaterial, bis sich die Aluminiumfolie vom Papier löst.

Das Metallblättchen fällt zu Boden. Die Papierteile der Packung flattern in den schwarzen Papierkorb zurück. Das Zigarettenbild liegt daneben auf dem Stuhl und zeigt einen lachenden Filmschauspieler.

Kurt Schneider zieht noch viele Zigarettenpäckchen aus dem Makulaturbehälter. Es fliegen viele Silberblätter zu Boden, es fällt viel Papier in den Spankorb zurück, es schichtet sich ein nettes Häufchen Bilder auf dem Stuhl. Zuoberst zeigt sich ein Zuchteber.

Kurt Schneider hat den Papierkorb durch- und durchgewühlt. Es ist nicht das geringste Metallblättchen mehr darin, wirklich nur noch wertloses Abfallpapier. Er wirft es Handvoll um Handvoll in den Ofen. Der Teutone heult begeistert auf.

Die Aluminiumfolien werden zu einem Schneeball zusammengedrückt und auf geradem Weg in den Aschenfall verbracht. (Wenn man sie ins Feuer täte, würden sie den Rost verstopfen.)

Die Zigarettenbilder liegen noch auf dem Stuhl. Jetzt nimmt Kurt Schneider sie in die Hand, klopft sie genießerisch zurecht, als wäre es ein Kartenspiel, und macht ein sehr zufriedenes Gesicht. Dann wirft Kurt Schneider auch die Bilder in den Ofen.

Dirks Paulun

Miesmacher

(Wilhelm Schulz)



Einst hat man ein Gespenst gekannt,
„Aufhocker“ wurde es genannt.
Wer unter alten Bäumen ging,
Der dachte nicht gern an das Ding,
Damit es nicht von oben, schwapp,
Ganz plötzlich sprang auf ihn herab
Und schwer auf seinem Rücken ritt,
Bis müd und müder ward sein Schritt.

Wenn jetzt von dem Gespenst man schweigt —
Das kommt, weil es sich anders zeigt:
Heut' kann ein kluger Mann es sein,
Der unterwegs schwätzt auf dich ein,
So daß zuletzt an Zeit und Welt
Dir alle Freude ist vergällt.
Ging's auch nur die Allee entlang,
Ist hinterdrein dir weh und bang.

Wilhelm Schulz

Tierfabeln / Von Heinrich Gottfr. Gengler

(J. Hegenbarth)

Die Maus, die ihren Jungen das zoologische Museum zeigte

Eine alte Maus, die ihr Heim in einem zoologischen Museum aufgeschlagen hatte, zeigte die Schätze der Sammlungen ihren Jungen, wie sie jedesmal zu tun pflegte, wenn die Kleinen so weit waren, daß man ein Verständnis für diese Dinge voraussetzen konnte.

Zuerst führte sie die unruhige Gesellschaft zum Elefanten. „Dies", sagte sie, „ist der dümmste Kerl, den es unter den Tieren gibt. Er trägt nicht nur einen Menschen auf seinem Rücken herum, wie das Pferd und der dumme Esel, den ich euch gleich zeigen werde, sondern ganze Gesellschaften, drei, vier, ja fünf von dem eklen Geschmeiß.

Dieses da ist der Löwe, der sogenannte König der Tiere, der zwar brüllen kann und das Maul aufreißen, aber noch nie eine Maus gefressen hat, weil ihm dazu die Traute fehlt, dem Maulaufreißer!

Dieses da ist der Schrank mit den Affen. Der Mensch wird wahrscheinlich gerade abgestaubt, weil er nirgends zu blicken ist, denn hierher gehört er.

Und hier sind die Mäuse! Ah, welche Kerle! Diese Schwänze, die Ohren, ah, und welche Zähne, welches Gebiß! So recht zum Nagen, Kinderchen, Kinderchen!"

Als die Rebhühner ein Genie hatten

Ein alter Rebhahn dozierte: „Von alters her ist es so üblich in unserm Geschlecht, den Feind bei der Jagd so nahe wie möglich herankommen zu lassen, dann plötzlich überraschend in einer Kette aufzusteigen und ihn durch das laute Schnurren unserer Flügel zu verwirren. Mit diesem uns überlieferten vortrefflichen Gesetz haben wir die besten Erfahrungen gemacht, und es ist nur zu wünschen, daß auch die Jugend an diesen alten Sitten festhalten möge."

Ein junger Rebhahn, ein außergewöhnlicher Kopf, wie man sagen muß, ließ sich dies durch den Kopf gehen. „Mein Großvater", sagte er sich, „mein Urgroßvater, meine beiden Tanten sind bei der Befolgung dieser Regel zugrunde gegangen, und wo ich hinhöre, sind ähnliche Fälle zu beklagen. Wäre es da nicht besser, wenn wir vielleicht einmal nicht mehr aufflögen, sondern mittels unserer ausgezeichneten Beine vor den Jägern und ihren Hunden herliefen, bis wir ein sicheres Versteck erreicht haben, das uns Schutz vor den Hunden und Schroten gibt?"

Dieser Gedanke war zu gescheit für die Rebhühner. Sie ließen das einzige Genie, das sie bisher gehabt hatten, hinrichten.

Der Schweinefloh

Ein Schweinefloh wurde durch widrige Umstände, die uns unbekannt sind, auf einen Menschen verschlagen, worüber er sehr ungehalten war.

„Wo dort schöne dichte Wälder waren", sagte er zu einem alteingesessenen Menschenfloh, „ist hier dürftige Steppe. Und das Wasser, vielmehr das Blut taugt auch nichts, was ich mir eigentlich hätte denken können; denn macht man vielleicht aus Menschenblut Blutwürste und Pressack wie aus Schweinernem? Nein, es ist nichts hier", sagte der Schweinefloh.

„Der Mensch", antwortete der alteingesessene Floh, „ist das höchste Wesen, auf dem ein Floh leben kann!"

„Das ist mir ganz gleich", sagte der Schweinefloh zornig, „ob ich auf einem Planeten oder einem Fixstern lebe, wenn's nur für mich ein Stern ist!"

(Woraus man ersehen mag, daß die Flöhe die Gefühle, die einen befallen, wenn man von einem Stern zu einem anderen übersiedelt, schon kennen, was uns Menschen leider noch immer versagt ist.)

Im Winternebel

Von Gottfried Kölwel

Die dunkle Erde braut und schnauft,
ums letzte Licht wird da gerauft.
Ihr Hauch mummt alles düster ein
und tilgt den letzten Himmelschein.

Die Föhre steht, vom Rauhreif schwer,
noch zotteliger als ein Bär,
Wacholderbüsche, flammenklein,
sie schrumpfen schwarz zu Gnomen ein.

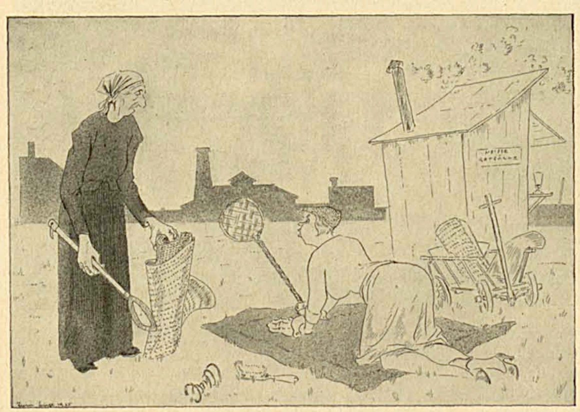
Der Berg, von Schemen dicht beschwert,
vergeblich sich dagegen wehrt,
gleich einem schwarzen Schattenzug
huscht in die Nacht der Rabenflug.

Doch plötzlich keimt ein heller Kern.
Fiel durch das Grau ein goldner Stern?
Auf schnurgerader Silberbahn
zieht es den Wandrer mächtig an.

Es ist ein warmes Lampenlicht,
das strahlend durch den Nebel bricht.
Das hat wohl einer Mutter Hand
für ihre Kinder angebrannt.

Die Hilfe

(Toni Bichl)



„Dös is a Kreuz, daß oam die Mannsbilder gar net helf'n!" — „No, der meinige scho': grad' macht er Brotzeit!"

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten sowie der Verlag entgegen • Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— • Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile RM —.20 • Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Gaishauser, München • Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 13000 II. Vj. Pl. 3 • Erfüllungsort München • Postscheck München 5802 • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Der Gegenwert

(Kurt Heiligenstaedt)



„Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie mich so brav nach Hause bringen würden . . . Nun wollen wir wenigstens die Taxe teilen . . !“

Fundstücke

In einem Aufsatz über den Gotenkönig Alarich schrieb ein Schüler: „. . . und sie hoben am Busento eine Gruft aus und senkten ihren Allerwertesten hinein.“

*

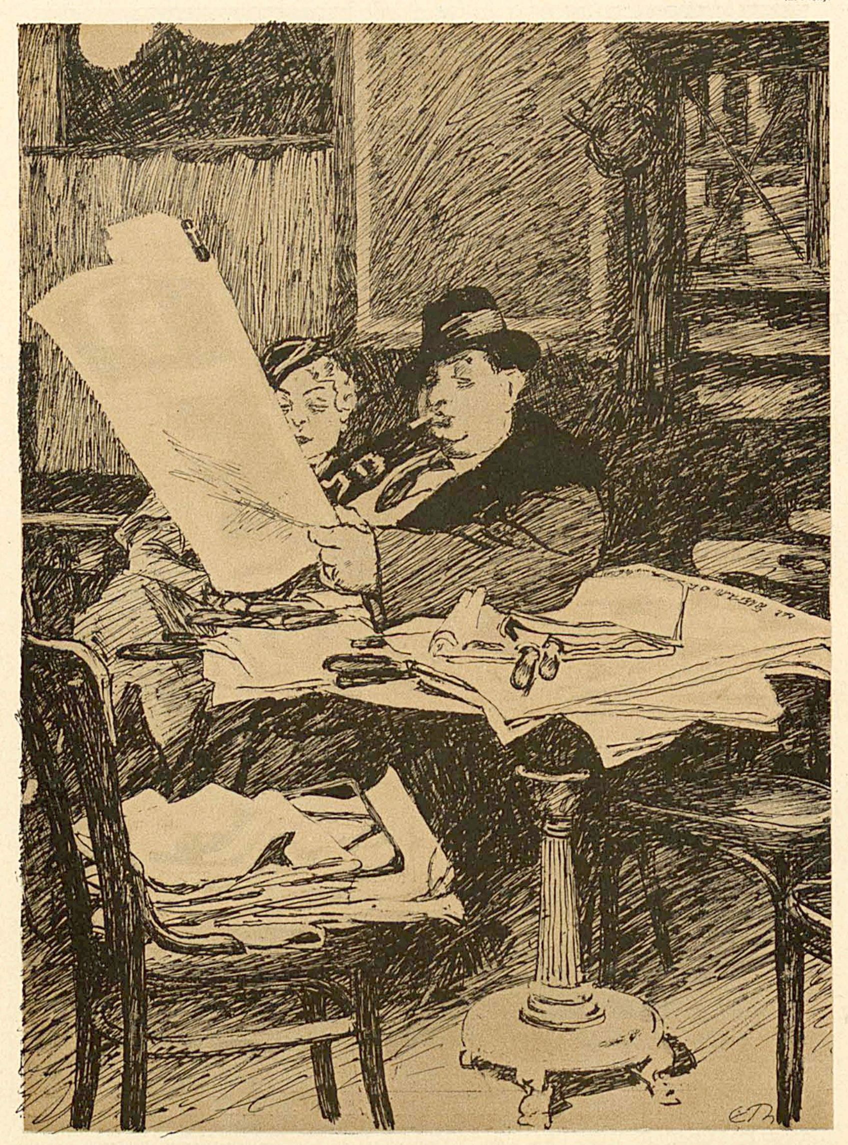
Aus einem Prospekt: „Als Manfred Hausmann gegen Ende des vorigen Jahrhunderts geboren wurde, war es auch mit seiner Seßhaftigkeit vorbei.“

*

Eine Behörde erhielt auf ihre Anfrage bei den Eltern wegen des Berufes des zwanzigjährigen Sohnes den Bescheid: „Er nährte sich bisher nur von den Schweißtropfen seines Vaters.“

Moral eines ehemaligen Drückebergers

(E. Thöny)



„Dieser italienisch-abessinische Krieg ist schon ganz was Ordinäres: da ist ja die Etappe genau so ungesund wie die Front!"

München, 8. Dezember 1935 Preis 60 Pfennig 40. Jahrgang Nr. 37

SIMPLICISSIMUS

England und Ägypten

(E. Schilling)



„Gib keine politischen Rätsel auf, alte Sphinx — die Lösung könnte dir Kopfschmerzen machen!“

Befreiung des Gefangenen / Von Konrad Wilutzky

Zeichnungen von E. Thöny



Das Weib hatte sich in den Gefangenen verliebt, wie die Liebe so einfach hinhaut, wenn sie einmal nichts zu tun hat, und schwer auf einen Menschen fällt. Der Gefangene war der grusinische Fürst Zerstoj, der keinen Wert legte weder auf das Leben noch auf den Tod, und am wenigsten auf die Liebe der Magd Katja, die die Rotgardisten zur Gefangenenaufseherin gemacht hatten.

Den Fürsten hatten die Roten in einem schweren Gefecht bei Jekaterinburg gefangen, in jenem wilden Morden, das um das Leben des Zaren geführt wurde, und an ihm hatte es gewiß nicht gelegen, daß sie ihn lebend bekommen hatten. Er war nach Nowgorod in die Festung gebracht worden, weil er wie ein Rasender gegen den Feind geschlagen hatte, und weil man ihn wegen seines phantastischen Hasses und seiner vornehmen Abkunft auf russisch-tatarische Art erst noch zu schinden gedachte, bevor ihm die Kugel gegeben wurde.

Der Fürst war seinen Peinigern gewachsen, fremd und ohne Gefühl, vergleichbar einem Tiger, gnadelos und nur auf Tod bedacht, und von solcher Verachtung gegen die Feinde, die Menschen da; hinreißend zu Pferde, aber auch noch in Ketten ungebeugt, haßsprühend, ohne Versöhnung, mit dem Herzen des Tigers auch seine kalte, fremdhafte Majestät verbindend.

Und auf diesen Mann war die Liebe Katjas gefallen, Katjas, der Dienstmagd, die sie zur Gefangenenaufseherin gemacht hatten, ein paar Tage vor seiner Hinrichtung. Dieses Weib hatte nur so Männer gesehen, Bolschewiken, Menschewiken, Rotgardisten, wie sie diese Revolution auf die Straße spuckte; aber einen Mann wie den da, den Tiger, dieses glänzende Geschöpf, Herr über sich selbst, allein auf der Welt, gefährlich und doch von weichem Fell, wenn man ihn nur anfassen dürfte, so etwas hatte sie niemals gesehen, und das würde sie auch nie mehr sehen — wer sah so etwas überhaupt? —: dem würde sie den Käfig öffnen, die Freiheit schenken, ja, das stand fest.

Wir wollen nun das Lied singen, wie Katja, die Dienstmagd, den Fürsten Zerstoj befreite, und wie dabei alles so ganz anders wurde, als es der Anfang dieser Geschichte verspricht. Da war zunächst für Katja natürlich gar keine Aussicht und keine Gelegenheit, irgend etwas zur Befreiung des Fürsten zu tun: wie sollte sie den dicken Turm, Mauern und Ketten zerbrechen, wer war sie, was konnte sie tun? Dann war auch ihr Gehirn viel zu klein und ungewandt, um auf eine List zu sinnen und einen Plan zu fädeln; sondern sie konnte nur immer denken, daß sie es auf jeden Fall tun würde im entscheidenden Augenblick.

So aber verlief das einzige Gespräch, das Katja mit dem Fürsten geführt hat. Jetzt nämlich, kurz vor der Exekution, hatten sie die Gefangenen herübergebracht in das Lager, und Katja hatte sich das Recht verschafft, dem Fürsten das Essen in seine Zelle zu bringen, seine Henkersmahlzeit sozusagen. „Oh“, sagt Katja, „hört Ihr das Wimmern und Beten der Gefangenen, stört es Euch?“, und dabei räumt sie an den Schüsseln in der Zelle. „Ich habe“, beginnt sie wieder — fast schämt sie sich vor ihm —, „ich will Euch nämlich retten!“

„He?“ fragt der Fürst; sonst nichts. „Ich habe nämlich gedacht“, sagt Katja, „Ihr würdet sehr gerne leben, wollt doch leben!“ denn sie hat immer das Gefühl, daß das Leben offenbar sein Element ist.

Der Fürst hört auf, herumzugehen, und sitzt auf seiner Pritsche. Katja sagt: „Ich werde also morgen, bei der Exekution, einfach zugreifen; ich nehme Eure Namen, die letzten, aus der Schachtel heraus, dann können Sie Euch nicht erschießen.“

„Nein, Gott behüte, was für ein Plan!“ sagt der Fürst.

Katja ist gekränkt: „Willst du nicht leben?“ fragt sie, und dann: „Bist du fromm?“ — „Leben hier oder dort“, sagt er, „die Kugel, die mich morgen trifft, wird mich auf ein Pferd werfen oder auf eine Wolke oder eine Welle, am liebsten natürlich auf ein Pferd; ich erwarte Großes!“

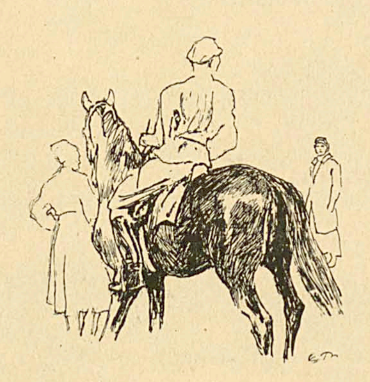
Großes, Größe: das ist das Stichwort! Sie sieht Größe, verkörpert in diesem Mann, sie fühlt sie; soll Größe ihr Leben verwirren, zieht Größe so an?

Da stehen sie also am nächten Morgen, die Weinenden, die Betenden und Wartenden, den Sprung zu tun ins Unbekannte. Mit einem Maschinengewehr sind sie schon niedergeknallt, an die sechzig oder siebzig, hinüber, drüben — aber Katja hat den Griff gewagt, die letzten Zettel hat sie aus der Schachtel gestohlen, einfach hineingegriffen in den Namenkasten, vorhin, sinnlos!

„Was für Lumpen stehen denn dort noch herum?“ schreit jetzt der Offizier, „worauf wartet ihr?“ — „Verwandte“, ruft sie, „Verwandte, werft sie hinaus!“ — So, Katja, also jetzt kommt deine Stunde; bist du durchschaut?

Der Offizier reitet auf den Fürsten zu: „Du, Zerstoj“, höhnt er, „Verwandter, sieh mal an, Väterchen!“ So hält er neben ihm. Der Fürst legt dem Pferde die Hand auf den Hals — du, Pferd! —, gibt einen Stoß unter den Steigbügel, und schon sitzt er im Sattel.

He, Katja, Mütterchen, was machst denn



du unterdessen? Katja versucht mit aller Kraft den Schließbalken der schweren Hoftür hochzuheben. Schon haben die Roten das Maschinengewehr in Position gebracht, sie wissen nur noch nicht recht, auf wen sie schießen sollen, ob auf die Befreiten — „Befreiten!“ befreit wie ein Schaf oder Kalb, das sich auf dem Schlachthof vom Strick gerissen hat, zehn Mann vielleicht, erbärmlich Zagende — oder auf Katja.

Wahrhaftig, Katja hat den Verschlußriegel gelöst; und schon senden sie ihr den eisernen Gruß hinüber. Aber wie ein Blitz, hell und leuchtend den lachenden Schrei erlangter Freiheit auf den Lippen, fliegt der Fürst an ihr vorbei.

Nein, sie wird nichts haben von ihm, das Fell des Tigers nicht berühren, ihm keine jungen Tiger zeugen.

Ach, Katja, nur mit Glück zeugen wir alle aus Geringem ein Größeres. Du aber hast das Große gewollt und ihm die Freiheit gegeben. Ei, du Großes, bist du glücklich auch aus diesem Gemetzel entkommen? Reite um in Rußland, ewig, rüttele und schüttele weiter an der Welt!



Brief an den Mond

Euer Hochwohlgeboren! Sehr geehrte Mondscheibe am Firmamente!
Entschuldigen Sie gütigst, daß ich mich brieflich an Sie wende.

Nämlich ich habe gelesen, ein englischer Astronom,
eine Autorität für den sternebestickten Himmelsdom,
sei bezüglich Ihrer werten Weiterexistenz in große
Sorgen geraten und stelle Ihnen eine schlechte Prognose:
Sie würden sich demnächst in zwei Hälften spalten,
und dann sei ein weiterer Zerfall nicht mehr aufzuhalten.
Und das schließliche, mißliche Endergebnis werde ein
Ringgebilde à la Saturn oder dergleichen sein.

Verehrter Herr Mond, ist das nun wahr oder irrig?
Erwägen Sie, bitte, die Konsequenzen für unsere Lyrik!
Um Gottes willen, Sie werden doch nicht mit solchen tollen
Plänen die Dichter und Dichterinnen brotlos machen wollen?
Was sollen sie tun, wenn man ihnen das wichtigste Requisit
ihres Seelenlebens quasi unter dem Hintern wegzieht?

Im Namen meiner sämtlichen Kollegen möcht' ich Sie darum anflehen,
vor derlei — entschuldigen Sie! — überspannten Ideen abzusehen,
und Sie beschwören, wieder neuen Lebensmut zu fassen
und mich Ihre geschätzte Entscheidung baldigst wissen zu lassen!

In aufrichtiger Wertschätzung und zu Gegendiensten stets bereit
Ihr
Ratatösk r, poëta non laureatus und tief bekümmert zur Zeit.

Die Sehenswürdigkeit

Der einheimische Sepp hatte uns, „d' Herrschaften“, schon gut drei Stunden lang am Seil aufwärts geschleppt, da blieb er plötzlich stehen und zeigte uns ein Kreuz im Felsen. Hier, erklärte er, sei vor zehn Jahren der berühmte Bergsteiger X. abgestürzt. „Aber das muß ein Irrtum sein“, sagte einer von uns, „vor acht Tagen zeigte man mir ein Kreuz auf der anderen Seite des Berges, wo der X. verunglückt sein soll.“ — „Ha“, sagte der Sepp geringschätzig, „das ischt das Krüz gewesen für die Herrschaften, die mit dem Auto kommen!“

Lieber Simplicissimus!

„Muß man halt sein Bier so trinken“, brummelte der Gast mißmutig, „es gibt ja nix mehr in den Wirtschaften, nix Schweinernes und gar nix.“

„Aber freilich gibt's das“, sagte der Wirt, „was wollen Se denn? Schweinebraten mit Salat? Oder schöne Schweinskoteletts? Oder vielleicht Schweineleber gedämpft? Sie können auch Schweinsknöchel mit Sauerkraut haben.“

„Schweinsknöchel kann man auch haben?“

„Ja freilich!“

„Die werden wieder recht fett sein?“

„Es sind auch magere da. Große, kleine, wie Sie wünschen.“

Der Gast besann sich lange. „Wissen Se was“, sagte er dann, „bringen Se einen Emmentaler.“

* * *

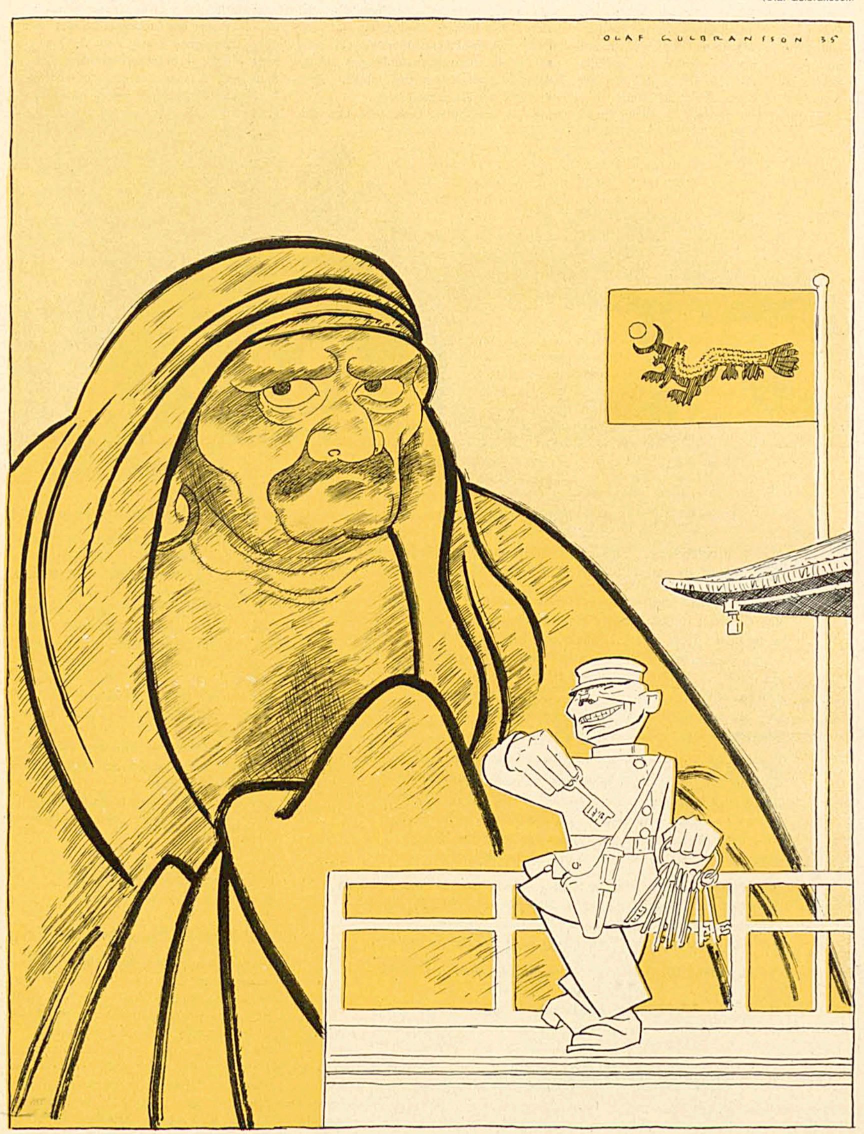
Sächsische Steigerung

In der Hauptstraße einer kleinen sächsischen Stadt lagen sich zwei Kramladen genau gegenüber. Jeder Inhaber wollte natürlich Geschäft machen, und beide überboten sich in den Anpreisungen.

So war einmal auf der Aushängetafel des Ladens rechts unter anderem zu lesen: „Gute Kartoffeln.“ Am nächsten Morgen stand vor dem Laden links eine ähnliche Tafel: „Sehr gute Kartoffeln.“ Aber als in der Frühe des folgenden Tages der Inhaber links vor seine Ladentüre trat, las er drüben groß: „Seelengute Kartoffeln.“

Wach- und Schließgesellschaft Japan

(Olaf Gulbransson)



„Ausgezeichnete Idee, Bruder Nordchinese, daß du dich auf eigene Füße stellen willst! Aber jetzt gib mir nur gleich deinen Hausschlüssel in Verwahrung, damit niemand bei dir einbrechen kann!"

Die Fresser

(J. Kreis)



Erinnerung an einen Wetterbericht

Von Anton Schnack

„Für Südbayern heute noch starker Föhneinfluß, aufheiternd, dann wieder Bewölkungszunahme, Abkühlung und Regenfälle."

In der Erinnerung blieb eine Wolkenfuhr.
Der Stein des Bergs, der graue, ungenaue,
Bekam das Nahgerückte, Gläserne, Schwarzblaue,
Den Kupferstichumriß, die Föhnkontur.

Ein Tor ging auf, ein Kammerladen schlug,
Die junge Magd hat es im Herz gefühlt,
Daß ein Geheimnis unerbittlich wühlt:
In ihren heißen Augen stand Betrug.

Ein Windstoß kam und setzte wieder aus,
Es wurde ein verdorrtes Blatt vom Baum gerissen,
Ein Sonnenstrahl stach durch die Wolkenkissen.
Es war viel Stille vor und in dem Haus.

Die Gärten hatten ungestümen Erdgeruch,
Was hatte denn die schwarze Nacht gebracht?
Die Nacht erklang verstört von einer Vogelfracht.
Sie war schlaflos und hielt am Licht ein Buch.

Schneebläulich trieb im Luftzug ein verlor'ner Flaum,
Verschwunden war das wilde Vogelheer im Paß,
Die Wolke aber schleifte näher ihr gefülltes Faß,
Und guter Regen rauschte über Haus und Baum.

„. . . der läßt sich was erzählen"

Wundersame Reiseabenteuer von Harold Theile

I.
Was denken sich bloß die Leute?

Als mich Mevrouw van den Zuiten zum neunzehnten Male auf dieser Reise gegen ein Bullauge drängte, um endlich herauszubekommen, „wie es im Kriege gewest", schwinge ich mich mit verzweifeltem Satz aus der „Amisia" auf den Kai. Inzwischen geht das Landungsmanöver zu Ende, einsetzendes Gekreisch der Ladebäume überblendet die Schreckensschreie von Mevrouw, und schon pfeife ich mitten in Las Palmas.

Hier bin ich niemandem vorgestellt, und keiner fragt mich was. Statt in die Grätsche, gehen die Beine flott voraus: ins Unbekannte, Unbegrenzte! Aber das hat Balken. Die Balken sind Straßen, beschattet von weißen und rosa Häusern, silbergrünen Oliven, bepuderten Fächern der Palmen. Aus unbändigen Gärten stürzen Blütenkaskaden vor Füße, Hufe, Reifen. Dann offenbart sich vulkanisches Land. Rostbraune Hügel lagern Welle hinter Welle; dazwischen, tief und warm gebettet, stehn die Bananenstauden in Kolonnen.

Ölwälder gibt es auch. Verwunschen liegt sich's unter den alraunigen Stämmen. Durch das Filigran winziger Blätter sieht man geradeswegs in den siebenten Himmel. Das kann man gar nicht lang genug tun: alle sollten es manchmal tun.

Aber auf der „Amisia" wurde immer gegessen. Ich habe alles gekaut, Mevrouw hat alles zerredet. Sie ist's, die dabei zugenommen hat. Was nur die Mediziner wollen? Man soll sich nichts erzählen lassen.

Einem Höhlendorf gegenüber steht ein Haus an der Straße, ein kalkbeworfener Kubus. Darinnen gibt es Spinnweben, Brot, Schmierseife, Wein, Katzen. Ja, sogar Fischkonserven. Ich darf zwischen etwas Hühnerdung Platz nehmen, Einkäufe machen und sie an Ort und Stelle bar verzehren.

Der amtierende Señor, eine Komposition aus Schnurrbart und getupftem Tuch, veranstaltet ein Interview. Vom Kontinent, der Herr? Im Kriege gewesen? Auch bei Düppel? Wohl bös gewesen, da bei Düppel?

Mhmhm?

Er greift erregt in eine Maiskiste und breitet ein vergilbtes Heft vor mir aus, die Erstürmung der Düppeler Schanzen betreffend, illustriert. (Titelblatt und erste Seiten fehlen. Daher wohl der Geschichtsirrtum dieses glücklichen Menschen.)

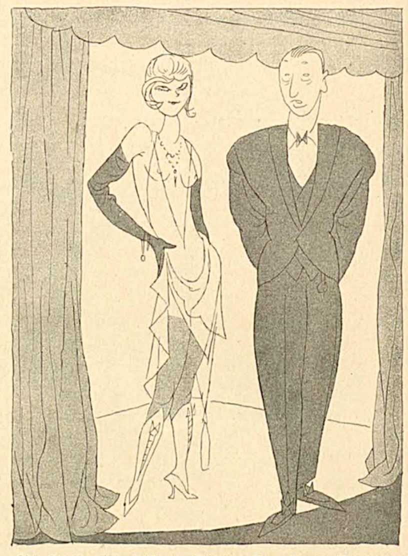
Rollenden Bartes, unter Hinterlassung zahlloser Fingerabdrücke auf allen Druckseiten, entwirft er ein Panorama der modernen Schlacht. Er untermalt es mit strategischen Gesichtspunkten, mit Sandsackbarrikaden und Zündnadelgewehren. Gelegentlich ersucht sein Blick kurz um Bestätigung der Richtigkeit (in meiner Eigenschaft als Überlebender).

Es ist ja doch schön, wenn einer etwas zu erzählen weiß. Man kann dabeisitzen, Brot brechen, eine Büchse Ölsardinen leerkratzen und zwischen allerlei Bombardements den Mund voll spanischen Rotspon nehmen. Hinterher nickt man: Si, Señor.

So trennen wir uns als Freunde, und der Stratege versäumt es nicht, mich auf den Omnibus nach Las Palmas hinzuweisen, den wir einen halben Kilometer entfernt unter Bäumen halten sehen. Linie E.

Eins, zwei, drei, vier — eins, zwei, drei, vier! Im Laufschritt erreiche ich ihn, den Autobus Linie E. Sieh da, er ist noch leer. Seine roten Polstersitze sind aus-

(Schluß auf Seite 440)



„Als Zweites bringt Ihnen Fräulein Lora Laura ‚Wanderers Nachtlied', Worte von Johann Wolfgang von Goethe, Musik von Jona Jonast, Kostüm von Mandelbaum und Schmidt, Schuhe von Herzfelder & Co." (Entnommen aus: Karl Arnold, Berliner Bilder)

Zwischen Film und Leben / *Von Fritz A. Mende*

Ja, das Leben soll manchmal so ungeschickt sein,
daß ein reiches Mädchen sich in einen armen Jüngling verknallte,
denn nicht immer haben reiche Mädchen ein Herz von Stein,
und nicht immer schauen sie nur nach der Bügelfalte!

Doch die Möglichkeit, daß solches geschieht, ist eins zu einer Million,
denn die reichen Erbinnen muß man mit der Laterne suchen,
und wer sie findet, den heiraten sie auch schon,
und das Hochzeitsgeschenk ist ein Scheck, so groß wie ein Pflaumenkuchen.

O weh, so geht es meist nicht und, Gott sei's geklagt,
wir müssen uns zu einer anderen Ansicht bequemen,
denn das Heiraten wird ja den reichen Erbinnen nicht untersagt,
und sie brauchen nicht den ersten besten zu nehmen.

Aber wie sehr hat der Film dies Thema schon ausgeschlachtet,
doch ist wohl der Film eine andre, nicht unsere Welt,
und jeder arme Kerl im Film, der würde verachtet,
bekäm er nicht zum Schluß ein Mädchen mit einem Möbelwagen voll Geld.

Doch sagt man, wenn solches im Leben geschieht: „Wie konnte er das . . .
Wie konnte er sich nur an diese reiche Schlange verkaufen . . .
Und wie häßlich sie ist und dick wie ein Butterfaß . . ."
Und dann gehen sie hin, um sich vor Neid zu besaufen.

Ja, das Leben soll manchmal so ungeschickt sein,
daß es etwas tut, was sonst nur die Filme erlauben.
Man könnte fragen: Fällt denn dem Leben nichts Besseres ein,
als uns die filmischen Illusionen zu rauben?

Ein böswilliger Schuldner

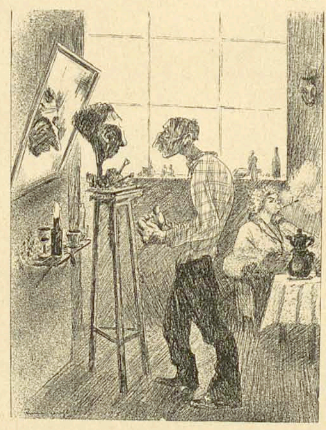
Von Friedrich Hartnagel

Sehr geehrter Herr!

Vor mir liegt ein Bündel sorgfältig geordneter Briefe. Mahnbriefe. Ihre Mahnbriefe. Manchmal, in meinen Mußestunden, blättere ich darin. Wenn mir jemand schreibt: „Bei Durchsicht unserer Bücher stellten wir fest . . .", dann gehe ich über diese mich wenig interessierende Feststellung zur Tagesordnung über. Ich vergesse es, oder bezahle. Je nachdem. Aber Ihre Briefe waren anders, sie fesselten meine Aufmerksamkeit. Mir war, als würden sich in ihnen die Gemütsstimmungen eines ganzen Menschenlebens widerspiegeln. — Gläubige Zuversicht, sehnsüchtiges Hoffen, zähe Verbissenheit, dumpfe Verzweiflung, lodernder Zorn. In Ihrem ersten Brief erinnerten Sie mich so ganz nebenbei an den fälligen Betrag. Gewissermaßen aus Höflichkeit. So wie man jemand auf das Liegenlassen eines Handschuhs in der Straßenbahn aufmerksam macht. Damals waren Sie noch der festen Überzeugung, daß es nur dieses gelegentlichen Hinweises bedürfe, um diese Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Mein Stillschweigen mag Sie stutzig gemacht haben, aber die Hoffnung, nein, die Hoffnung schwand keinen Augenblick! Auch nicht, als auch der nächste Brief erfolglos blieb. Sie fanden tausend Gründe für mein Verhalten. Sie trösteten sich mit meiner Vergeßlichkeit, mit irgendeinem Zufall, der mich abhielt, meine Schuld zu tun. Sie sind eben einer von jenen, die bis zuletzt an das Gute im Menschen glauben. So waren Ihre folgenden Mahnbriefe höflich, bescheiden, diskret. Aber Monate vergingen, und die erwartete Zahlung blieb aus. Mit jeder Woche, die verstrich, steigerte sich in Ihnen die Gewißheit, es hier mit einem hartnäckigen Burschen zu tun zu haben. Nun begannen Sie zäh und verbissen um Ihr Recht zu kämpfen, alle Register Ihres Instrumentes zu ziehen, sorgfältig und systematisch die Psyche Ihres Gegners nach einer Stelle abzutasten, die verwundbar ist. Sie appellierten an meine Einsicht, meinen Gerechtigkeitssinn, meinen Stolz, meine Hilfsbereitschaft, ja sogar an meinen Sinn für Humor. Kurz und gut, Sie ließen nichts unversucht. Diese Gründlichkeit in der Analysierung der menschlichen Psyche, dieser Reichtum an originellen Einfällen hätte manchen Werbefachmann vor Neid erblassen lassen. Hätten Sie gewußt, mit welcher Spannung ich Ihre Briefe erwartete, wie ich darauf brannte zu sehen, was nun kommen würde, an welcher Stelle Sie das nächstemal die Sonde ansetzen würden, Sie hätten, fürchte ich, meinen schöngeistigen Genüssen ein vorschnelles Ende bereitet. Aber nein, Sie wußten es nicht. Und darum machte sich allmählich die Verzweiflung breit. Das war die Zeit, wo ich länger als sonst auf den nächsten Brief warten mußte. Es war eine Zeit der Mutlosigkeit gekommen, der Mutlosigkeit, die bereit ist, zu verzichten. Oder war es nur ein kurzes Atemholen? An dessen Ende sich die Hand zur Faust ballte, um wütend auf den Tisch zu schlagen? Hah, du böswilliger Schuldner! Bist du nicht willig, dann brauch' ich Gewalt! Und diese drohende Faust lag heute morgen, bildlich genommen, auf meinem Schreibtisch. In Form eines kurzen Briefchens mit den dürren Worten „widrigenfalls" und „Rechtsanwalt". Da griff ich denn zum Scheckbuch. Doch während ich meinen Namen schrieb, da war mir, als setzte ich ihn unter den Abschiedsbrief an einen lieben Freund.

Schwankende Werte

(Toni Bichl)



„Ich bin neugierig, was die Kollegen zu dieser Arbeit sagen." — „Hm! Solange sie nicht verkauft ist, finden sie sie sicher gut!"

Das Attest

„Manchmal habe ich Zweifel an Ihrer geistigen Zurechnungsfähigkeit!"
„Wieso Zweifel? Ich hab' das sogar schriftlich vom Arzt!"

Lieber Simplicissimus!

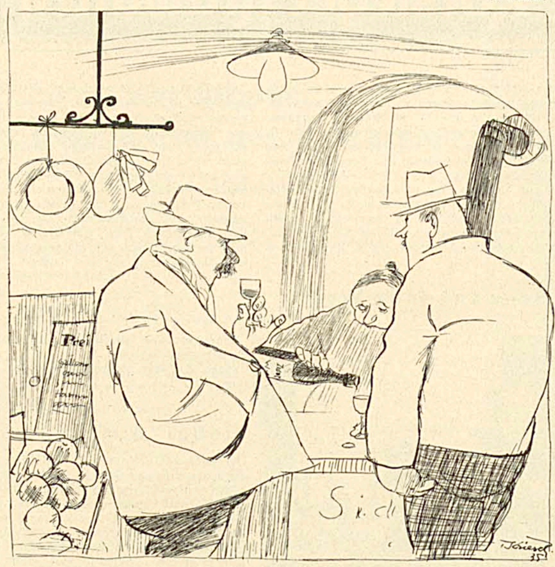
Der gefürchtete Kritiker X. hatte das Erstlingswerk eines jungen Dichters in einer leicht ironischen und malitiösen Weise besprochen, in einem Ton, aus dem herausklang, daß er das Werk noch viel wirkungsvoller hätte erledigen können, wenn es überhaupt einer ernsthaften Würdigung wert erschienen wäre. Am Schlusse seiner Rezension schrieb er dann: „Eines ist trotz allem sicher: es ist ein Buch von bleibendem Wert — wenigstens für den Verlag."

*

Ich hörte, Gustav hat eine blendende Einheirat gemacht, und besuchte ihn deshalb eines Tages in seinem gutgehenden Geschäft. Der Laden gefiel mir sehr, aber über die Frau war ich ehrlich entsetzt. „Mensch", sagte ich zu ihm, als wir durch die Lagerräume schritten, „wie kann man nur so ein altes Semester heiraten?"
Er nahm es mir nicht übel. Gleichmütig meinte er, indem seine Augen über die vollen Regale streiften: „Besser, die Frau ist alt, als das Warenlager."

Der Realist

(R. Kriesch)



„Wos, der Nikolaus kimmt no zu dir? Ja, schamst di net?" — „Naa. Bal i wos kriag, glaub' i aa d'ran!"

„. . . der läßt sich was erzählen" (Schluß von Seite 437)

gesprochen luxuriös. Sorgfältig wähle ich den wohligsten.

Im Schatten eines Hoftores lagern, animalisch gelöst, Schaffner und Chauffeur. Manchmal lassen sie die Blicke freundlich auf mir ruhen. Dann erwärmt sich mein Gemüt, und gern wappnet sich's für eine weitere Langeweile.

Schließlich sinkt die Sonne. Fröstelnd fasse ich mir ein Herz und erkundige mich bei den Señores höflich stotternd nach der Abfahrtszeit.

„Morgen nachmittag, Caballero, morgen nachmittag!" rufen beide begeistert, und der Schaffner naht mit Block, Billettknipser und Wechselgeld.

Ich danke schön. Morgen früh wendet „Amisia" den stolzen Bug gen Teneriffa, das gelobte Ziel.

II.

Aber was lauert überall? Gefahren!

Der Wanderer ist kein Vogel; nein, tun doch dem ersteren die Beine weh.

Eine Fonda winkt mit erleuchteten Gitterfenstern. Wie schön sieht man von der Veranda auf die Hafenlichter. Und der Fondista kocht . . ! Und die Trauben sind fruchtig! Werde hier nun mal ein wenig schlafen. Zimmer 3. Das Mädchen Inés soll mich zeitig wecken. Entzückend, die Inés. Uah . . .

Um drei Uhr morgens wecken mich Schmerzen. Bewußt geworden, steigern sie sich ins Danteske. Sie werfen mich auf den Fußboden aus himmelblauer Majolika. Inés bringt Wärmflaschen und Kamillentee. Die Inés soll der Teufel holen.

Nach vielen Sternjahren steht ein olivenfarbener Arzt neben mir. Es kommt von den Trauben, erklärt er wissenschaftlich. Wenig interessiert mich, woher es kommt: wenn es nur wieder geht (gegen angemessenes Honorar, versteht sich). Und siehe, die Spritze des feierlichen Mannes hilft.

An Aufstehen allerdings ist nicht zu denken. Macht nichts. Die „Amisia" ist weg. Mit Teneriffa ist es aus. Und was habe ich mir dafür vom Munde abgespart? (Ich weiß es nicht mehr.)

Vier Tage lang telephoniert auf Zimmer 2 eine Dame. Sie telephoniert in unternehmendem Französisch gegen einen Herrn Miguel. Wann er käme? Warum denn nicht? Ja, wann denn aber? Aber wieso nicht? Mais . . . écoutez . . .

Davon habe ich das Fieber bekommen.

Am fünften Tage muß die „Amisia" wiederkehren, mich und etliche Bananen kontraktlich heimzubringen. Was soll ich zu Hause erzählen? Also erhebe ich mich am vierten Abend aus dem Kreise meiner Wärmflaschen, während die Dame nebenan mit dem Zeitraffer an der Telephonkurbel dreht (und ihre Rechnung steigt; dieser Miguel!).

Bald sitze ich auf einem albernen Rohrstuhl in der Halle, neben einem Pälmlein, das in riesigem Kanister scheu verendet. Schwach nur protestieren der treubesorgte Fondista und sein weitläufiges Weib gegen meinen unternehmenden Geist.

Da ist er ja, der nette junge Mann mit dem neuen Anzug und dem altgekauften Automobil. Wie alle südlichen jungen Leute mit dem neuen Anzug und dem altgekauften Automobil fährt er voll Schwung, ah! Und voll Temperament, eh!

Wir sind ohne Umschweife Freunde und zünden, des zum Zeichen, Zigaretten an: jene Cigarillos aus Packpapier und dürrem Reisig, von ausgesprochen brandstiftender Tendenz. So gerüstet fahren wir bei der Tankstelle vor.

Mein Freund nimmt selbst den Schlauch. Hoch im Bogen spritzen nun des Kraftstoffs Wogen. Glühende Holzkohlen aus seinem Cigarillo sprühen fesch darüberhin. Der Abendwind bläst.

Weiß Gott, wir fahren wieder! Nach dreihundert Metern atme ich freier.

„Sage mir doch, mein Lieber, ist es nicht verboten, an der Tankstelle Holzkohlen zu rauchen?"

„Zu rauchen? No, no, Señor!" Er weist zum Meer hinunter. „Dort unten in Las Palmas, da ist es verboten. Hier nicht."

„Hm — aber ist das nicht gefährlich? Über dem offenen Benzin?"

„Oh, Señor, muj pericoloso, furchtbar gefährlich! La fuerza!! Diese Gewalt der Explosion!!"

(Dachte ich's doch!)

III.

Und kein einer weiß richtig Bescheid

Es ist dunkel, wir können überall sonst sein zwischen dem dreißigsten und fünfundvierzigsten Breitengrad. Dennoch, schön sind nächtliche Fahrten auf Straßen des Südens. Die Scheinwerfer vorm Wagen reißen Motiv um Motiv aus der Nacht, lassen, kaum berührt, jedes sogleich für immer verschwinden und fügen die Reize scharf umrissener Einzelbilder zu Traumketten. Alles entgleitet dem eiligen Blick: das schwarze Runddach der Pinie, die spitzen Ohren der Esel über tänzerisch zierlichen Beinen, das Profil des Reiters vor der Schenke, die Mädchenhand am Früchtekorb, die heiße Gebärde des Mannes vor der Geliebten Gesicht hinter dem Gitter. Nur von dem, was im Reiseführer steht, ist nichts zu sehen.

Der Mond, mit dem ich ohne Begründung gerechnet habe, versagt. Ich wende mich in dieser Angelegenheit an meinen Freund, den liebenswürdigen jungen Mann mit dem neuen Anzug und dem altgekauften Auto.

„Der Mond?" meint er. „Ich werde gleich nachdenken. Einen Augenblick, Señor. Wie spät ist es jetzt?"

„Halb neun."

„Halb neun? Nun, dann kommt der Mond . . . momento, Señor . . . ja, richtig, er kommt um halb, dreiviertel eins."

In diesem Augenblick biegen wir um eine Kurve. Hinter der schwarzen Kontur eines Hügels eilt blankgeputzt und fahrplanmäßig der volle Mond herauf.

„Oh, Señor", sagt mein Freund und tupft mir erfreut auf den Ärmel. „La luna! Der Mond!!"

Epilog

„So s-chade", begrüßte mich Mevrouw van den Zuiten an Bord und drängte mich gegen ein Rettungsboot, „daß Sie nicht mit auf Teneriffa gewest. Ich hätte soo gern mehr mit Sie diskutiert über den Leben . . . den Lebengefühl von die Primitiven."

Abends gab es Labskaus.

Insektenfabeln

Die Gottesanbeterin hatte
Ihr Männi zum Fressen gern;
Sie schlang eine Portion Gatte
Und lobte mit Rülpsen den Herrn.

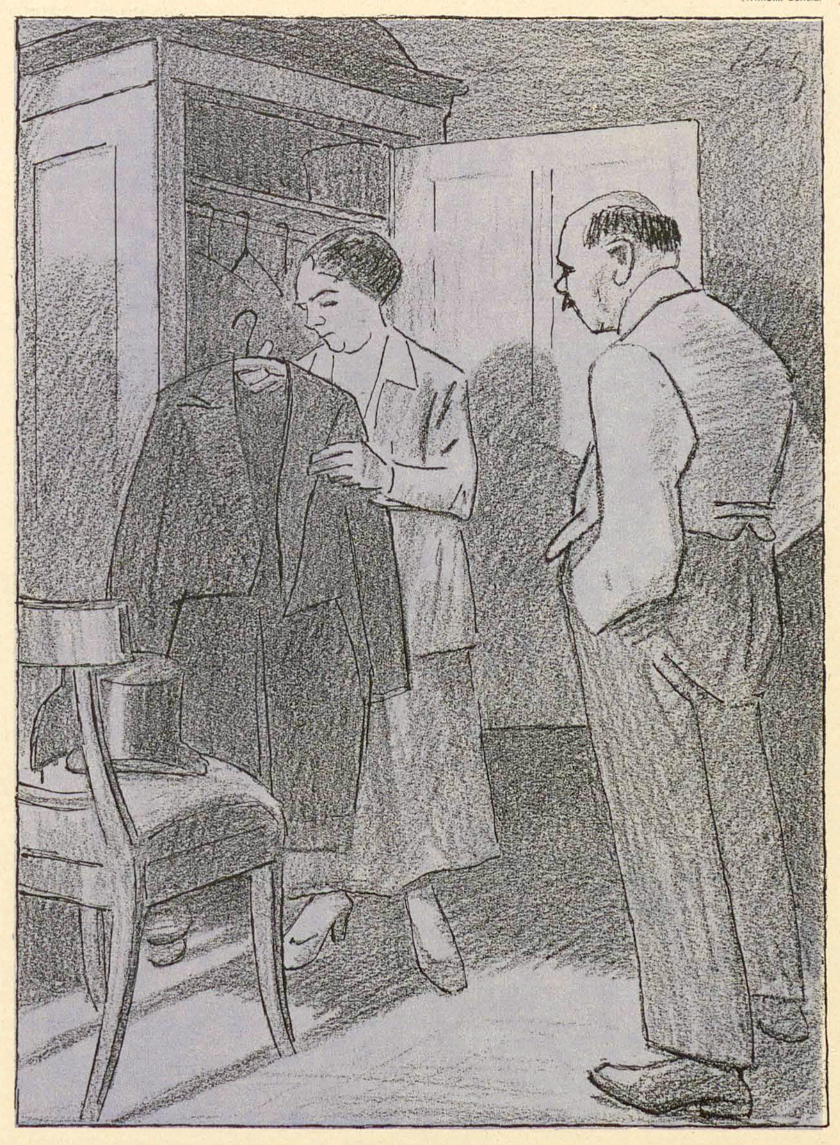
*

Der Laufkäfer fragte die Mücke:
„Verwandt mit Kapitän von Mücke?"
Stramm machend, rief sie empor:
„Jawohl, Herr Major!"

Wilhelm Pleyer

O alte Bourgeois-Herrlichkeit

(Wilhelm Schulz)



„So 'ne Blamage! Nu merken se alle, daß ick mir den Orden nur jekauft habe!" — „Tja. Und det Mottenloch im Frack hat er ooch immer so schön zujedeckt."

Winteranfang

Das Licht, das sich dem offnen Lande mindert,
Es kehre nun in die bereite Seele ein!
Da wachse es und strahle ungehindert
Und hüll all jenes still in seinen warmen Schein,
Was von zu starkem Licht verdunkelt mußte sein!

Wie wir im Sommer oft die Hände heben
Zum Schirm der Augen, daß wir Fernes klarer schaun:
So müssen Schatten streifen unser Leben,
So müssen Wolken die Gestirne uns verbaun,
Daß wir den innern Kräften tiefer noch vertraun.

Denn aus dem Innen baut sich alles Außen.
Heb einen kahlen Rebzweig an dein Ohr!
Hörst du darin den künft'gen Wein schon brausen?
Im Ruhenden bereitet Reifendes sich vor,
Und unterm Schnee übt sich der Frühlingsgeister Chor.

Hermann Sendelbach

Das Schaufenster

(Kurt Heiligenstaedt)



„Sie brauchen mir zum Dekorieren viel zu lang, Fräulein Susi!" — „So, und der Blickfang, den ich biete, ist Ihnen gar nichts wert?"

Das hypermoderne Haus

Ich weiß gar nicht, was meine Bekannten gegen mich haben? Bin ich schuld daran, daß Helene unser Haus von Corbusier entwerfen ließ? Ich habe es nicht gewollt!

Gewiß, ich sagte damals zu Helene: „Deinetwillen will ich alles ertragen: flache Dächer, gleitende Wände, spinatgrüne Plafonds, schwarze Badewannen und ockergelbe Klosettbecken; du kannst deine Salate meinetwegen kubistisch aufbauen oder dadaistisch gruppieren; patze dein Gemüse in der Manier Slevogts oder Corinths auf die Platte, wenn du Lust dazu hast, was kümmert es mich, wenn ich nur dich habe."

Ich hätte das nicht sagen sollen. Nein, ich hätte es nicht sollen! Aber, du lieber Himmel, was sagt man nicht alles, solange man noch nicht verheiratet ist und von Corbusiers Häuserphantasien keine Ahnung hat! Man weiß ja nicht, was einen da erwartet.

In der herkömmlichen Weise ist das alles ja so furchtbar einfach: wenn das Zweimeterzwanzigbüfett und der fabelhafte Diplomatenschreibtisch endlich an der richtigen Stelle ihr Paradedasein beginnen können, flankiert man noch rasch seine Normalbetten mit den obligaten Nachttischchen, stoppt ein paar nicht mehr unterzubringende Wollsocken unten in den schleifgelackten Teewagen und wartet geduldig der Kinder, die da kommen sollen. Wenn vielleicht auch das Stilleben im Speisezimmer anfangs noch fehlt und das Konversationslexikon anderer Anschaffungen halber erst bis zum Bande Ka-Mi gediehen ist, man fühlt sich doch gleich heimelig und geborgen.

Aber unser Haus. Mein Gott! Es war nichts Fertiges. Es lechzte direkt darnach, daß man seine Individualität an ihm ausrase, sublimen Stimmungen in ihm nachjage, innere Gesichte ästhetisch einwandfrei gestalte. Ich hatte törichterweise von einer hemdsärmeligen Gemütlichkeit geträumt und türmte plötzlich tagelang Kubusse zu möbelähnlichen Gebilden, schleppte Stufen, rollte Zwischenwände, schaffte raffinierte Durchblicke, bizarr kontrastierende Farbenzusammenstellungen, ungeahnte Lichtwirkungen.

Es war von jeher mein Vergnügen gewesen, mich abends wohlig in wolkige Plumeaus zu wühlen, nun lag ich malerisch hingegossen auf wundervoll drapierten Mattenlagern, groteske Wollbäusche im Nacken und den Stimmungen unterliegend, die Helene jeweils für unser modernes Eheleben nötig hielt. Sie stellte etwa rote Chrysanthemen gegen knallgelbe Hintergründe, und las dazu aus Rimbauds „Saison in der Hölle"; oder es standen Lotosblumen an meinem Lager, und die urfaden Ergüsse Li-Tai-Pes gaukelten mich in den Schlaf. So ging das wochenlang.

Ich verstand von all dem keinen Deut. Wollte es auch nicht. Ich bedankte mich (innerlich) dafür, mit „Berauschten Gongs" eingelullt zu werden und beim Tee die blasierten, blutarmen Gedichte Rilkes und ähnliches Zeugs versetzt zu bekommen. Es war mir auch egal, ob mein Zahnbürstchen mit der Mundwasserflasche stilvoll harmonierte oder ob meine Schmetterlingssammlung eine „glatte Unmöglichkeit" war oder nicht.

Ich wollte Mensch sein, wie andere auch. Ich aß heimlich warme Würstchen mit Sauerkraut, verschlang im Büro die interessanten Neuerscheinungen einer lei-

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten sowie der Verlag entgegen ● Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— ● Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile RM —.20 ● Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Galshauser, München ● Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 13000 II. Vj. Pl. 3 ● Erfüllungsort München ● Postscheck München 5802 ● Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Geschäftsprinzip

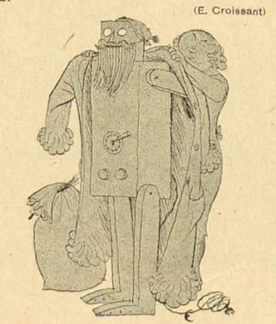
(R. Kriesch)

„Geh, mach koan Krampf und pump ma drei Markl!" – „Naa, i hob an Vertrag mit der Bank: i derf koa Geld ausleih'n und sie derf koane Maroni brat'n!"

stungsfähigen Romanbibliothek und kaufte heimlich „für den Tag" Jägers poröse Normalunterleibchen.
Und dann kam er wirklich. Als sie einmal wieder drinnen sich in endlos eitlem Geschwätz über das Versmaß bei Stefan George unterhielten, zog ich demonstrativ die wunderschön geblumte Perlkrawatte an, die noch von meinem Großpapa stammt, warf die affigen Gummibäume und Kakteen aus dem Wintergarten und schleppte eine Menge simple Geranien herbei, die Helene nicht ausstehen kann. Als ich eben dabei war, zwei allerliebste Rehlein aus Gips im Grün zu gruppieren, kamen die Gäste heraus.
Ihre Gesichter verzogen sich zu maßlos mokanten Grimassen der Verachtung, und sie verabschiedeten sich schnell. Seither hat sich in meinem Haus manches verändert. Wir haben beispielsweise jetzt ein Schlafzimmer Eiche gebeizt. Es paßt zwar weder zu Li-Tai-Pe, noch für die „Saison in der Hölle" — aber zu mir. hm

Das Fagott

Zwei gingen auf feuchter Straße durch zarten Regen. Zwei Männer. In Mänteln. Mit Hüten.
„Ööh!" rief der eine. Und nochmals: „Ööh — ööh" — bald höher, bald tiefer.
„Ich bin ein Fagott!" jubelte er. „Ich bin ein Fagott!" Und tat vor Ergriffenheit hinkende Sprünge.
„Ööh — hör doch!" rief er in seligem Stolz — aber auch dringlich-innige Werbung lag im Tonfall. — „Ich bin ein Fagott — ich bin ein Fagott!"
Und demonstrierte es in allen Tonlagen.
Sein Begleiter sagte streng: „Das lügst du!"



(E. Croissant)

Da lachte das Fagott und verstummte.
Stumm gingen sie weiter auf feuchter Straße durch zarten Regen dahin. In Mänteln. Mit Hüten.
Aus war es mit der Fagottähnlichkeit, für immer. Wehe allen Göttern, die nach Gläubigen fragen! Dirks Paulun

Lieber Simplicissimus!

Ich strebte in Stuttgart dem Landesgewerbemuseum zu, um das dort untergebrachte, rühmlich bekannte Kitschmuseum zu besichtigen. Mit den Örtlichkeiten in der schwäbischen Metropole nur wenig vertraut, fragte ich, während ich bereits dem mit üppigen Verzierungen versehenen Prunkbau gegenüberstand, zur Vorsicht nochmal einen Einheimischen: „Ist das wohl das Kitschmuseum?"
„Se sehet's jo", erwiderte dieser ziemlich malitiös und bog um die Ecke.

Kleine Bemerkungen

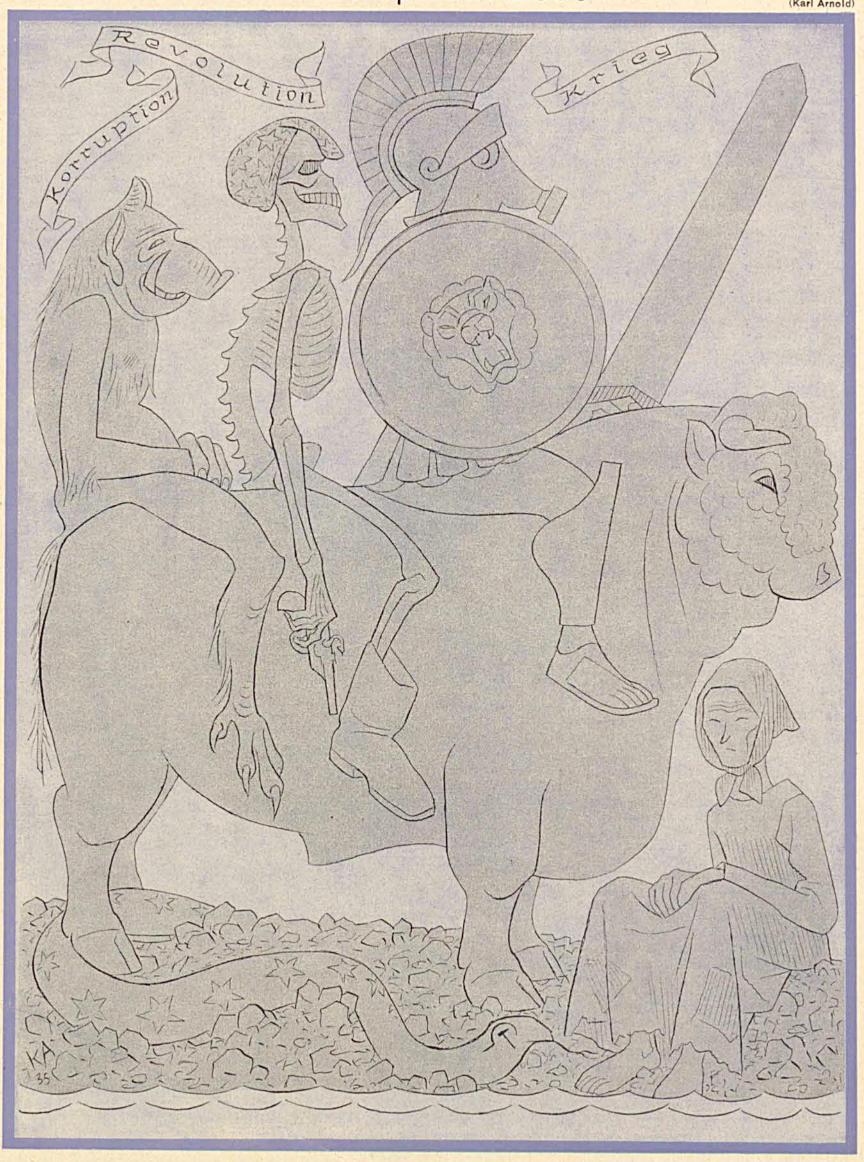
Die Sprache der Liebenden ist am Anfang Mundart und am Ende Juristendeutsch.

*

Wenn wir keine stumpfen Sinne hätten, kämen wir aus dem Staunen über das Leben nicht heraus. oha

Also spricht Zeus

(Karl Arnold)



„Frau Europa selbst kommt gar nicht in Frage. Hauptsache ist, daß ihre heiligsten Güter gerettet werden!"

München, 15. Dezember 1935 Preis 60 Pfennig 40. Jahrgang Nr. 38

SIMPLICISSIMUS

Schutzengel Laval

(Karl Arnold)

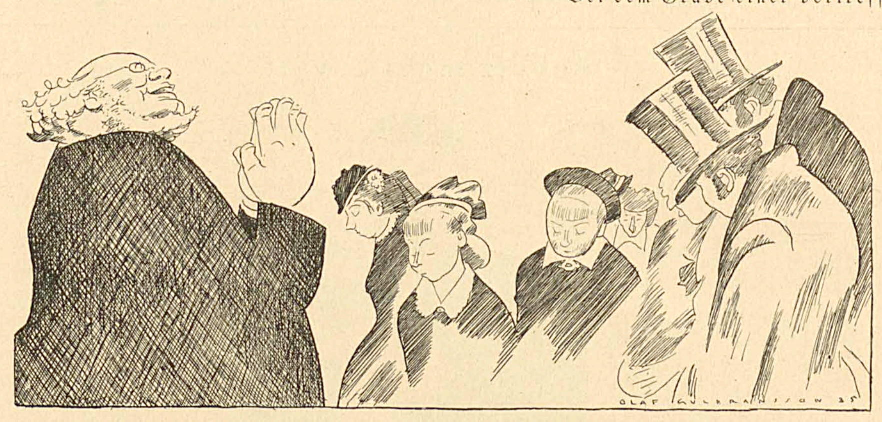


„Minister können fallen – aber unserem Franc darf das nicht passieren!“

Aus den Lebens-, Leidens- und Todesgeschichten / so der hochwürdige Herr Ritter Michael von Jung / weiland
in Verse gebracht und an den Gräbern seiner Pfarrkinder auf wohlbekannte

Das

Bei dem Grabe einer vortrefflichen



Dort modert Rittler Katharine;
Die holde Sängerin entschlief
Mit hochentzückter Engelsmiene,
Als Gottes Vaterstimme rief:
Komm her in meinen Sängerchor
Und sing mir deine Lieder vor!



Sie war die Tochter des gewandten
Schullehrers in dem Orte Pleß,
Des exzellenten Musikanten,
Der gründlich sie gelehret es,
Was Musik ist und Singen heißt
Und was entzückt des Menschen Geist.

Sie hatte eine sanfte Kehle
Und einen reinen Silberton
Und sang entzückt mit Leib und Seele
In ihrer zarten Jugend schon
Und übte fleißig sich darin
Und ward die beste Sängerin.

Sie traf die fernesten Distanzen,
Sang tief hinab und hoch hinauf
Und löste alle Dissonanzen
In schönste Harmonien auf,
Und hörend ihre Arien,
Blieb jedermann bezaubert stehn.

Und wenn in einem Liederkranze
Ihr kräftiger Diskant erscholl,
So übertönte er das Ganze
In weiter Ferne, wie er soll,
Und hielt den ganzen Chor exakt
Im reinsten Ton und strengsten Takt.

Wenn sie mit ihrer sanften Kehle
Gefühlvoll eine Solo sang
Und ihre reingestimmte Seele
Durch alle Töne widerklang,
So lauschte jedes Kennerohr
Von Seligkeit entzückt empor.

Und oh! Ich finde keine Worte,
Zu schildern die Präzision,
Womit sie dem Pianoforte
Entlockte seinen Zauberton.
Und Es und Fis und Moll und Dur
War ihr zum leichten Spiele nur.

Doch es hierin so weit zu bringen,
War es bei ihr Natur und Kunst,
Und ihre Fertigkeit im Singen
Erwarb ihr jedes Kenners Gunst.
Kein Wunder nun, wenn ihr Gesang
Bis in die Residenzstadt drang.

Sie wurde nun dahin berufen,
Vor allen andern auserwählt
Und auf des Hoftheaters Stufen
Als erste Säng'rin angestellt,
Und ihre groke Kunst bezahlt
Mit einem prächtigen Gehalt.

Auf einmal kam mit schwarzem Siegel
Ein Brief bei ihren Eltern an,
Worin sie wie in einem Spiegel
Von außen schon den Inhalt sahn;
Sie öffneten mit Zittern ihn,
Und ach! was lasen sie darin?



Pfarrer in Kirchdorf an der Iller / einem Dorfe in Schwaben\ vor 100 Jahren nach wahrhaftigen Vorfällen
Melodien abgesungen / wobei er sich selbst auf der Gitarre zu begleiten pflegte

I. Stück

Sängerin, die an der Cholera starb

Es habe ihre Katharine
Die Cholera in bester Kraft,
Und trotz der besten Medizine,
In sieben Stunden hingerafft,
Und daß sie sanft in Gott entschlief:
So lasen sie in diesem Brief.

Man denke sich der Eltern Schmerzen
Bei diesem schrecklichen Bericht!
Die Pulse stehn in ihrem Herzen
Vor Schrecken, und ihr Auge bricht
In einem heißen Tränenbach,
Und laut ertönt ihr Weh und Ach!

Allein umsonst sind ihre Klagen;
Es hat ohn' alle Wiederkehr
Der Tochter letzter Puls geschlagen,
Ihr teures Kind, es ist nicht mehr:
Es ist verloren für die Zeit,
Doch nicht auch für die Ewigkeit.

In München liegt ihr Leib begraben,
Jedoch nicht auch zugleich ihr Geist,
Der sich mit allen seinen Gaben
Dem atemlosen Leib entreißt
Und sich, von Gottes Hauch belebt,
Ins Reich der Seligkeit enthebt.

Mag sie daher dem Weltgetümmel
Durch ihren Tod entrissen sein;
Sie lebt dafür im Reich der Himmel
Im ewig seligen Verein,
Von keiner Trennung mehr bedroht,
Mit allen Heiligen und Gott.

Sie hätt' vielleicht auf dem Theater,
Das oft der Sünde Gift versüßt,
Die Herzensunschuld in zu spater
Verzweiflung schmerzlich eingebüßt,
So, daß die Cholera sogar
Für ihre Seele besser war.

Nun ist ihr Geist zu Gott erhoben,
Gezieret mit der Jungfernkron',
Und wird die Liebe Gottes loben
Mit hochentzücktem Jubelton,
Der aus dem eitlen Lebenstanz
Sie flocht in seinen Liederkranz.



Lieber Simplicissimus!

Eines Abends kam der Jakob zur Mina mit einer Leichenbittermiene allerersten Ranges. Sie brachte lange nicht aus ihm heraus, was eigentlich los war. Endlich meinte er ganz bedrückt: „Mir könne einander net heirate, weil i erblich belastet bin."
„Du und erblich belastet?" Mina kugelte sich vor Lachen; er, der strammste Bursch im Dorf und erblich belastet?
„Jawohl, das bin i", sagte er kleinlaut, „mei Vadder hat eine Hypothek auf 'm Haus."

*

Eva ist ungezogen gewesen. Als sie im Bett liegt, sitzt Großmama bei ihr und läßt sie aus erzieherischen Gründen ein Gebet nachsprechen, in dem Eva den lieben Gott bitten muß, ihr ein reines Herzchen zu schenken. Eva spricht alles geduldig nach. Aber am Schluß fügt sie aus eigenem Antriebe schnell hinzu: „Und, lieber Gott, bitte, schenke mir auch ein silbernes Kettchen dazu."

*

Blubber stieg vom Motorrad und lehnte es an die Hauswand. Dann wandte er sich an einen Jungen: „Willst du wohl ein wenig auf mein Rad achtgeben?"
„Will ick woll", sagte der Junge, „aber bloß, wenn Se es nich jrade eben selbst jeklaut ham!"

Politiker

Im Jahre 1911 wandte sich der Polarforscher Scott an den damaligen Kanzler Lloyd George mit der Bitte um finanzielle Unterstützung seiner letzten Südpolfahrt. Der Führer der englischen Liberalen drückte ihm seine Visitenkarte und die Adresse eines steinreichen konservativen Großgrundbesitzers in die Hand, der sich für alle Fragen der Polarforschung lebhaft interessierte. Scott besuchte den Mann und fand sich am nächsten Morgen bei Lloyd George wieder ein.
„Nun", fragte der Kanzler, „hatten Sie Glück?"
Scott lächelte befriedigt. „Tausend Pfund hat er mir gegeben", sagte er, „aber fünfzigtausend soll ich bekommen, wenn ich Sie dazu überreden kann, sich der Expedition anzuschließen. Und wenn ich es so einrichte, daß Sie am Pol zurückbleiben, zahlt er mir eine Million . . ."

*

Rückblick

Etliche Jahre vor dem großen Krieg erhielten die Hohenzollernschen Lande einen neuen Regierungspräsidenten. Wie üblich stammte dieser aus den nördlicheren Bezirken unseres Vaterlandes, und infolge dieses Geburtsfehlers kamen ihm seine mußpreußischen Landeskinder mit vorsichtiger Zurückhaltung entgegen.
Eines Tags nun unternahm der gestrenge Herr in einem Zweispänner, betreut von einem eingeborenen Rosselenker, eine Besichtigungsfahrt durch das ihm anvertraute Gebiet. Gerade wie sie an der preußisch-württembergischen Grenze entlang fuhren, unterbrach der Herr Präsident die Stille mit der Frage: „Sach mal, Johann, wie seid ihr denn mit mir zufrieden?" — „Ha no, i moin, Sia seied schao reacht, aber", er wies dabei nach dem königlich schwäbischen Ländle hinüber, „dene do drüba, dene Württemberger, tätet mir grad so oin gönna, wia Sia send!"
Auf diese Antwort hin wurde die Stille nicht mehr unterbrochen.

*

Das Fremdwort

Im Dorfwirtshaus machte der Herr aus der Stadt bei Gelegenheit auch einige Andeutungen über die seiner Meinung nach komplizierte Erotik der gebildeten städtischen Jugend. „Wie steht es denn damit unter Ihrer Jugend?" fragte er interessiert.
„Erotik", antwortete da ein bedächtiger Alter, „gibt's bei ons net, höchstens ab ond zu ein paar uneheliche Kender."

Sudetendeutscher Advent

(Wilhelm Schulz)



„Hätte unsere liebe Regierung nicht in letzter Stunde das Winterhilfswerk doch noch genehmigt, dann wären wir verhungert. Vielleicht darf jetzt sogar noch das Christkindl zu uns kommen . . .“

Generaldirektor in der Inflation / Von Korfiz Holm

Es war just in der Blütezeit der großen Inflation — etwa im Frühling dreiundzwanzig, wenn mir recht ist —, da ließ sich bei mir im Langenschen Verlag ein wahrhaft „Prominenter" melden: der Generaldirektor einer Filmgesellschaft, die damals ansehnliche Erfolge hatte und nun mit dem Gedanken umging, Ludwig Thomas Komödie „Moral" als Nächstes auf der Flimmerleinwand zu verkitschen. Geschmeichelt dadurch, daß sich der Herr Generaldirektor in der Sache selbst bemühte, ließ ich bitten, und er kam.

Es wunderte mich anfangs, einen für sein hohes Amt noch reichlich jungen Herrn vor mir zu sehen, der von der Natur bescheiden ausgestattet, aber desto prunkvoller „aufgemacht" war: traumhaft geschnittener, wie man in München sagt, „Gehsthintri", auf hochdeutsch Cutaway genannt, natürlich jede Schulter mit einem Viertelzentner Watte unterpolstert, weiß eingerahmter Westenausschnitt, in dem sich eine hellgrauseidene selbstgeschlungene Plastronkrawatte bauschte, die durch eine Nadel mit rosa echter Perle von der Größe eines kleineren Taubeneis in Form gehalten wurde, Hosen, deren Streifenmuster die Plakatwirkung nicht abzustreiten war, und mit deren Bügelfalten sich ein Mann von mittelstarkem Bartwuchs gut und gern hätte rasieren können, weiße Gamaschen, unter denen nashornschnäuzige Lackschuhe hervorsahen, die an Glanz mit den berauschend 'manikürten und gewichsten Fingernägeln und den portugalgetränkten Haaren meines Gastes um die Palme stritten, Uhrkette in Chatelaineform mit einem Anhänger von Mokka-Untertassengröße, auf dem das Monogramm des glücklichen Besitzers in Brillanten funkelte, am linken kleinen Finger ein, wie die Kollegin Heimburg gesagt hätte, „prachtvoller Solitär", am rechten kleinen Finger eine Art Totschläger, bestehend aus einem Saphir-, einem Smaragd- und einem Rubinring, alle drei aus schwerem Gold und jeder mit fünf en capuchon geschliffenen mehrkarätigen Steinen besetzt. Dies Ganze stelle man sich noch in einer Wolke von „Jockey Club" schwimmend vor, und man wird es mir nachfühlen, wie erdrückt ich war.

Mein imposanter Gast aber richtete mich durch Leutseligkeit gleich wieder auf. Nachdem ich ihn in einen Klubsessel (wir wissen, was sich schickt) genötigt hatte, bot er mir zunächst aus seiner goldenen, gleichfalls mit brillantiertem Namenszug versehenen Zigarettendose eine „Bosnia privat" zu fünfzehn Friedenspfennigen an (welch schwindelnden Papierbetrag sie damals kosten mochte, weiß ich nicht). Weil ich ihm mit nichts aufzuwarten hatte, was diesem Kraut auch nur von fern im Dunkeln glich, griff ich entschlossen zu und gab uns Feuer. Dann sagte er: „Wir kennen uns wohl übrigens von früher her."

Ich war schon im Begriff, zu lügen: „Selbstverständlich, ja . . ."

Doch er ersparte mir das gütig und fuhr fort: „Ich habe Anno elf bei der Dumont am Düsseldorfer Schauspielhaus in der Uraufführung Ihres Lustspiels ‚Hundstage' mitgespielt."

Jetzt mußte ich wohl lügen, wenn ich meine gute Kinderstube nicht verleugnen wollte. Also sagte ich: „Ach richtig! Mein Personengedächtnis ist so mangelhaft . . . Aber jetzt weiß ich schon: Sie spielten den . . ." Hier saß ich fest und schaute ihn aufmunternd an.

„Na ja, die Rolle war nicht groß", räumte er ein. „Der Gärtner, wissen Sie."

Da aber vergaß ich vor Erstaunen, was sich schickt, und es schoß mir heraus: „Ach was? Kommt in dem Stück ein Gärtner vor?"

Der Generaldirektor hielt das wohl für einen absichtlichen Witz von mir (mein Ruf ist in der Hinsicht schlecht) und musterte mich leicht befremdet, lenkte jedoch gewandt auf das Geschäft ab, das er mit mir machen wollte. Nur war zu seinem Pech sein Nimbus jetzt für mich zerflattert, und ich hielt die Ohren steif, zumal als ich vernahm, daß in dem Film nach Thomas „Moral" der — Erbprinz die Hauptrolle spielen sollte.

„Ja, aber", wendete ich ein, „der tritt im Stück doch überhaupt nicht auf?"

„Macht nichts", erklärte er gelassen. „Einen in diesen Dingen so erfahrenen Mann wie Sie brauch' ich wohl nicht erst darauf hinzuweisen, daß der Film eine ganz andere Optik als die Bühne hat."

Nun, so erfahren war ich immerhin, um zu verstehn, wohin die „Optik" dieses Prominenten schielte. Fürstlichkeiten zu „veräppeln" war zu jener Zeit die große Mode, und sehr viel Tapferkeit gehörte ja auch nicht dazu. Weil ich mir aber klar darüber war, daß Ludwig Thoma genau gewußt hatte, warum er den Erbprinzen hinter den Kulissen ließ, konnte mich auch die fast astronomisch vielstellige Summe, die uns da geboten wurde, nicht verführen.

Gott sei Dank! Denn bis dies Geld an uns gekommen wäre, hätte es wahrscheinlich doch nur dazu gereicht, das Porto für die Empfangsbestätigung zu bestreiten.

Genügsam

(O. Herrmann)



„Sagen Sie, nachdem Sie tagsüber immer proben und nachts tanzen müssen, bleibt Ihnen ja gar keine Zeit zu Ihrem Privatleben?" — „O doch! Wir haben ja immer mal wieder Pause!"

Daheim / Zwei Skizzen von A. Awertschenko

Aus dem Russischen übersetzt von H. Januszewska

I.

Die Betriebskontrolle

Einer der Ecksteine des zukünftigen Paradieses der dritten Internationale ist die Betriebskontrolle.

Ein Schriftsteller hatte sich soeben an seinem Schreibtisch niedergelassen, als man ihm meldete: „Da sind Arbeiter gekommen . . ."

„Mögen sie eintreten. — Was wünschen Sie, Genossen?"

„Wir sind die Arbeiterkontrolle für die Betriebe. Delegierte."

„Kontrolle? Über welchen Betrieb?"

„Den Ihrigen."

„Was habe ich denn für einen Betrieb? Ich schreibe doch Erzählungen, Feuilletons. Da ist keine Kontrolle möglich."

„Das meinen S i e so! Wir sind die Delegierten der NN-Druckerei und der Genossenschaft der Zeitungsarbeiter, wir müssen Ihre Arbeit kontrollieren."

„Verzeihen Sie . . . wie wollen Sie denn diese Kontrolle ausüben?"

„Sehr einfach. Wir setzen uns neben Sie und . . . was haben Sie vor, zu schreiben?"

„Ich weiß noch nicht: mir ist noch kein Thema eingefallen."

„Dann denken Sie nach . . ."

„Gewiß, wenn Sie fortgegangen sind."

„Nein, diesen alten Trick lassen Sie beiseite, den kennen wir schon! Denken Sie gleich nach!"

„Aber ich kann mich doch nicht konzentrieren, wenn zwei fremde Physiognomien . . ."

„Wir sind keine fremden Physiognomien, sondern die Arbeiterkontrolle für Ihren Betrieb! Nun? . . ."

„Was: ‚nun'?"

„Denken Sie schnell nach!"

„Können Sie denn nicht begreifen, daß jedes Schaffen eine intime Sache . . ."

„Sehen Sie, gerade dieses ‚Intime' soll jetzt nicht mehr sein: alles muß offen und unter Kontrolle vor sich gehen!"

Der Schriftsteller begann nachzudenken.

„Was überlegen Sie so lange, Genosse?"

„Stören Sie mich nicht, ich denke über ein Thema nach."

„Das ist recht. Nur schnell, bitte . . . sind Sie fertig? — Wir sind dazu da, aufzupassen, daß keine Zeit verloren geht; also, schneller, schneller!" Die Arbeitskontrolle betrachtet neugierig und ungeniert das Gesicht des Schriftstellers. Der kratzt sich am Kopf, pfeift leise . . . schaut aus dem Fenster . . . Endlich springt er auf: „Verstehen Sie doch", ruft er verzweifelt, „daß ich nicht nachdenken kann, wenn vier Augen mich anglotzen, wie die Kuh das neue Scheuertor . . ."

Die Arbeiter sehen sich bedeutungsvoll an: „Siehst du, Genosse? Eine richtige Sabotage! Erst darf man nicht sprechen, dann ihn nicht ansehen, zuletzt wird er uns noch verbieten, zu atmen! Als wir nicht da waren, da hast du doch schreiben können? Warum geht's jetzt nicht? Unter Kontrolle ist es also schwer? Öffentlich, ohne Betrug — da arbeitet dein Kopf wohl nicht?! . . . Gut, gut! . . . Wir werden das weitermelden!"

Die Arbeiterkontrolle erhebt sich und verläßt tiefgekränkt und mit den Stiefeln stampfend das Zimmer.

B e m e r k u n g d e s A u t o r s: In der guten alten Zeit endigten derartige Geschichten etwa so: „. . . hier erwachte der Schriftsteller, in kalten Schweiß gebadet . . ." Leider kann ich nicht so endigen: weil wir wohl in kalten Schweiß gebadet sind, schon viele Jahre, aber bis jetzt nicht erwachen . . .

II.

Die Kämpfer

Auf der ersten Organisationsversammlung der „Gesellschaft russischer Bürger zum Kampf gegen die Spekulation" ergriff der Organisationsleiter Goloduchin das Wort: „Bürger! Von jetzt ab soll nicht mehr mit administrativen Maßnahmen allein gegen die Spekulation gekämpft werden —

nein, die Öffentlichkeit selbst muß hier der Regierung zu Hilfe kommen. Seht auf England (alle sahen auf England). Dort hatten die Händler einmal den Butterpreis erhöht, nur zwei Piaster auf das Pfund — und was sahen wir? Ganz England erhob sich wie ein Mann, lehnte es völlig ab, Butter zu essen, die allgemeine Empörung erreichte einen derartigen Grad, daß . . ."
„Verzeihen Sie", verbesserte ihn Ochlopjew, „in England gibt es keine Piaster, sondern Pfund."
„Das ist einerlei. Ich sage dies nur als Beispiel. Wenn Sie auf Deutschland blicken (alle blickten auf Deutschland), dort kostet ein Pfund Radium auf dem Markt . . ."
„Pardon, ich unterbreche Sie", sagte Ochlopjew wieder, „Radium wird nicht in Pfund verkauft."
„Ich wollte sagen: in Piaster . . ."
„Piaster sind kein Maß für Gewicht."
„Einerlei! Ich wollte sagen: wenn wir uns nun zu Rußland wenden (alle wandten sich sofort Rußland zu), was sehen wir da? . . ."
„Nichts Gutes . . .", seufzte Babkin.
„Das ist es gerade: nichts Gutes! Bei uns herrscht die allerzynischste Spekulation, ohne Maß und ohne Grenzen! Und alle schweigen. Warum schweigen wir eigentlich, Bürger? Lassen Sie uns kämpfen, enthüllen... boykottieren..."
„Was ist da viel zu enthüllen, brummt der Skeptiker Turpatschow. — Wir sind selbst alle eine nette Gesellschaft . . ."
„Was wollen Sie damit sagen?"
„Ich meinte nur unseren Kollegen Gadjukin."
„Ja, meine Herrschafften, das ist wirklich ein Schandfleck, den müssen wir mit der Wurzel austilgen. Mir ist folgendes mitgeteilt worden: unser Kollege Gadjukin, den wir abkommandiert hatten zum Ankauf von Papier für die Aufrufe, soll erfahren haben, daß auf drei Papierlagern (die er zuerst wohlweislich übergangen hat) der Preis für Papier 55 000 Rubel betrug; im vierten Lager verlangte man von ihm 41 000. Da kaufte er hier sofort 50 Pud und verkaufte sie an eins der drei ersten für 47 000 Rubel."
„So hat er also die Spekulation bekämpft", seufzte Ochlopjew.
„Geschickt", meinte jemand in der Ecke mit neidischer Stimme.
„Nein, ungeschickt, denn er fiel ja herein . . ."
„Achtung, Bürger", fuhr Goloduchin fort, „ich schlage vor, die Handlungsweise Gadjukins auf der ‚schwarzen Seite' einer einflußreichen Zeitung zu veröffentlichen und ihn selbst dem Ostra . . . Ostrakis . . ."
„Ostrakismus?" half ihm Ochlopjew aus.
„Ja, ja — zu übergeben. Nieder mit den Spekulanten!"
Da erhob sich Ochlopjew: „Meine Herrschaften! Gewiß sollen wir alle Spekulanten, wo sie auch auftauchen, geißeln. Gleichzeitig müssen wir aber auch jenen Händlern unsern Tribut der Achtung zollen, die inmitten des allgemeinen Raubs und der Desorganisation sozusagen die ‚lebendige Seele' bewahrt haben. Ich schlage vor, den Kaufmann Tschurkin zu ehren, welcher eine große Partie kondensierte Milch aus dem Ausland erhalten hat und sie zu 1100 Rubel verkauft, während die anderen Engroshändler schon 1500 fordern."
„Wo wohnt er?" fragte Babkin nachdenklich.
„Wozu wollen Sie das wissen?"
„Nun, ich würde bei Gelegenheit bei ihm vorsprechen, ihm sozusagen danken für seine soziale Handlungsweise."
„Er wohnt in der Domstraße 53, — doch nicht darum handelt es sich . . ."
Turpatschew erhob sich.
„Ich schlage vor, die Versammlung zu unterbrechen, oder sogar . . . sie überhaupt aufzulösen."
„Warum?"
„Es ist so heiß... verlegen wir sie auf morgen!"
„Ja", meinten Gribow, Abramski und Nasanski.
„Wir sind einverstanden."
Die Stimmenmehrheit war für Schließen.

— — — — — — — — —

Am Tor des Hauses 53 in der Domstraße trafen drei zusammen: Gribow, Babkin und Abramski.
„Was machen Sie hier?"
„Und Sie?"
„Ich wollte im Namen unserer Gesellschaft dem Kaufmann Tschurkin, diesem edlen Pionier, diesem wahrhaft sozialen . . ."
„Lassen Sie nur! Sie kommen zu spät."
„Wie . . . zu spät?"
„Dieser Gauner, der Goloduchin — dabei ist er noch unser Vorsitzender!"
„Hat er wirklich schon alles gekauft?"
„Bis auf die letzte Dose. Zu 1100 Rubel! Und ich habe mir nicht einmal Zeit genommen, zu Mittag zu essen, habe den Fuhrmann gejagt . . ."
„Empörend! In unserer Zeit, wo die Öffentlichkeit . . . Wo ist er übrigens?"
„Sie können ihn noch einholen . . ."
Aus der Haustür trat Turpatschew: „Meine Herrschaften, ich schlage vor, diese empörende Handlung unseres Vorsitzenden nicht unbestraft zu lassen. Jetzt, wo unsere Heimat sich in Geburtsqualen windet, wo bereits das schwache Licht eines neuen, glücklicheren Rußland . . ."
„Hören Sie, Turpatschew . . . würde er uns wohl die Dose für 1300 abtreten, was meinen Sie?"
„Kein Gedanke! Ich bot ihm schon 1400 — er lacht nur! Wenn wir, meine Herrschaften, unsere Blicke auf England richten . . ."
Doch niemand hatte mehr Lust, seine Blicke auf England zu richten. —

Insektenfabeln

Die Wanze bat Gott, er möge ihr doch
Ein Flügelpaar verleihen noch.
Der Herr, vorstellend solchen Flug,
Sprach nur ganz wenig: „Nein. Genug."

*

Die Spinne sprach zur Borkenlaus:
„Wer's in sich hat, geht aus sich raus!"
Und ließ sich alsbald munter
An sich selbst herunter.

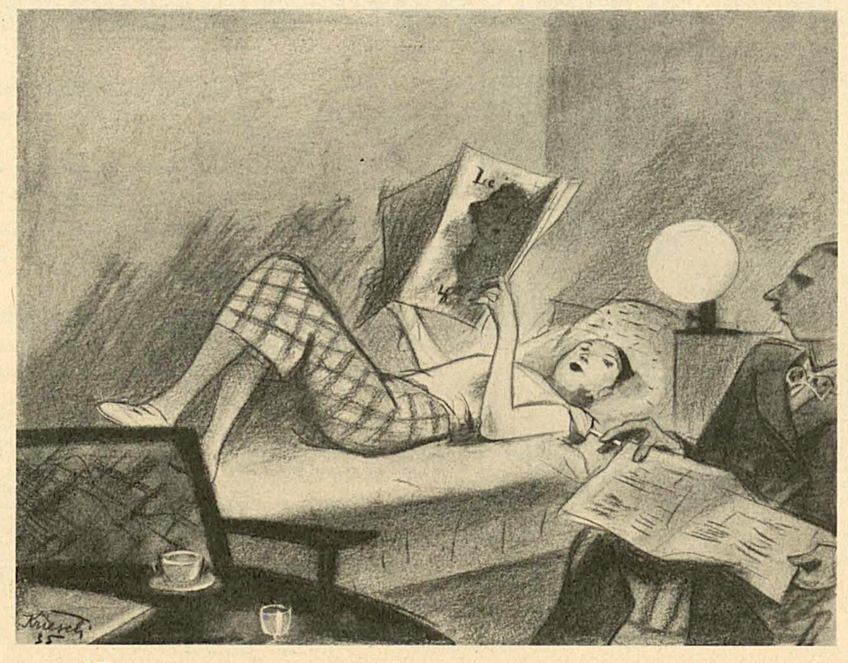
Wilhelm Pleyer



Anzeigenpreis für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile 0.20 Reichsmark • Anzeigen-Annahme F. C. Mayer Verlag München 2 M, Sparkassenstraße 11

Der Nullpunkt

(R. Kriesch)



„Offen gestanden, ich habe mir den Abend anders vorgestellt!" — „Ach, Sie auch?"

Unterwegs

Heut kam ein Dampfer in dem weiten Meer.
Nach Stunden war er uns ganz nah.
Er trug sehr schwer
an seiner Last aus hellem Holz, mit Stämmen war er hoch beladen.
Wir grüßten uns und glitten nah vorbei.

Seltsam, ein Schiff zu sehn . . .
Und wenn ich einen liebte, der dort drüben steht,
wir schwebten wie zwei Sterne unabänderlich vorbei. . .

Da war es mir, ein Duft
kam mit dem Wind vom fremden Schiffe her,
wie ich in all den Wochen ihn nicht spürte,
Geruch von Holz —

ein Wald!
Ein Wald stand plötzlich groß in meinem Heimwehsinn.
Des Meeres starker Ruf ward seine Laubweltstimme,
ich sah ihn, mächtig ausgedehnt, ein grünes Vließ,
der Haut des Landes angelegt,
ich hörte ihn im Rauschen sturmgebeugt, dann still . . .
die Vögel füllten seine dunklen Kronen,
die Tiere hatten ihre Wohnung drin,
der Jäger brach in hellen Jagdruf aus,
und Hunde suchten nach der Perlenschnur verlorenen Blutes. . .

Ich sah im weiten Meer
die schönen Wälder meines Vaterlandes

Walter Bauer

Definition

Eine dänische Zeitung veranstaltete kürzlich ein Preisausschreiben: der Unterschied zwischen dem Wesen eines Politikers und dem eines Staatsmannes war auf eine möglichst kurze, prägnante Formel zu bringen. Der erste Preis fiel auf folgende Lösung:

„Ein Staatsmann will für sein Land etwas tun.
Ein Politiker will, daß sein Land für ihn etwas tue."

Das Rezept

Geheimrat K., Verfasser eines vielbändigen Wörterbuches der deutschen Sprache, wurde von einem Besucher voll Bewunderung gefragt, wie er es denn eigentlich angefangen habe, um solch Riesenwerk zustande zu bringen.

„Ach, das ist ungefähr so", schmunzelte K. und strich sich über den gelichteten Scheitel, „wie wenn man mit seiner Frau eine Auseinandersetzung hat. Da gibt halt ein Wort das andere . . ."

Worauf es ankommt

Eine Dame der Neuyorker Gesellschaft lernte auf einem Bankett den ob seiner bösen Zunge gefürchteten, witzigen Senator Sorghum kennen.

„Ich habe schon viel über Sie gehört", begann sie das Gespräch.

„Möglich", sagte Sorghum lächelnd, „aber Sie können es mir nicht beweisen!"

Vor Sonnenaufgang

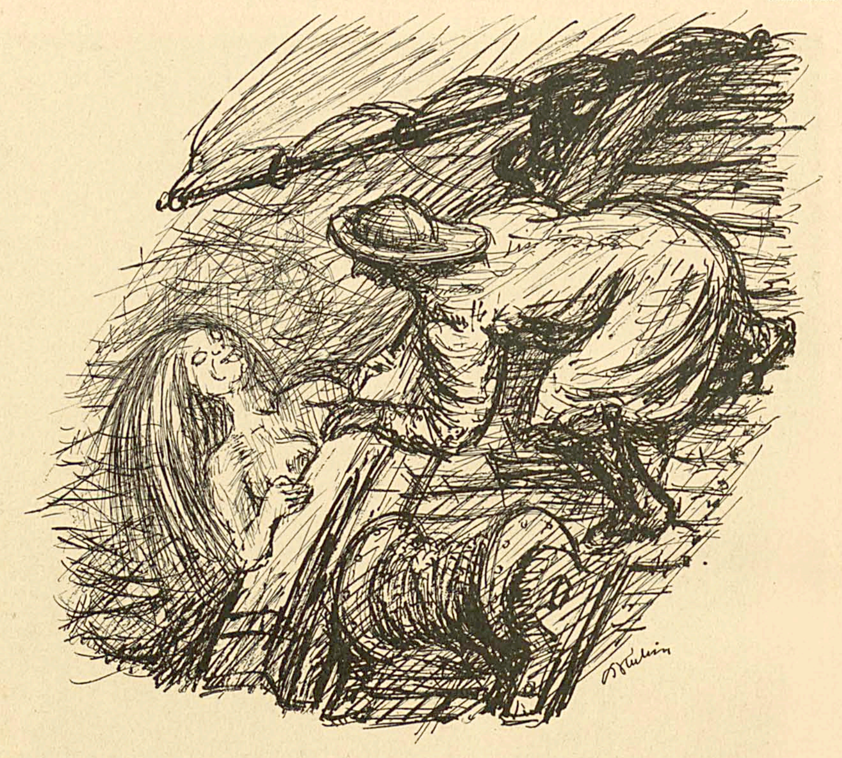
(E. Schilling)



„Du hast das Wort . . .“ — „Nein, du, lieber Hahn!“

Das Meerweib

(Alfred Kubin)



Im Advent / Von Ratatöskr

Das Licht des Tags nimmt täglich abe;
ich merk's, wenn ich den Bart mir schabe.
Und dementsprechend wächst die Nacht . . .
Herrjeh, wer hätte das gedacht!

Gottlob, in zirka einer Wochen
wird dieser Unfug abgebrochen.
Dann geht es wieder umgekehrt,
wie der Kalender uns belehrt.

So pilgern wir denn oder gleiten
durch kosmische Gegebenheiten
in Kurvenform von Fest zu Fest,
wogegen sich nichts machen läßt.

Hauptsache, daß wir selbe feiern:
mit Kerzen oder Ostereiern
und einem eigens zu dem Zweck
jeweils erzeugten Hausgebäck.

Auch scheint es dringend angemessen,
der Flüssigkeit nicht zu vergessen,
die, weil sie unsren Wagen schmiert,
für weitre Kurven garantiert.

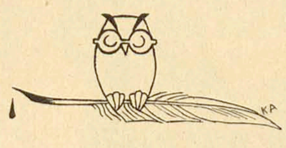
Marie in der Stadt

Von Ilse Molzahn

Sie hatte Glück gehabt, die Marie!
Ihre Leute waren doch auch bloß vom „Hofe", das heißt Deputatempfänger auf der herrschaftlichen Domäne. Aber die Marie war anstellig, kam um Feldarbeit und Stalldienst herum, lernte bei der Gnädigen servieren und bekam dann die gute Stellung bei dem Zahnarzt in der nahen Kleinstadt. Vier Jahre war Marie bereits dort und schon zwei davon verlobt. Ihr August war Lokomotivführer. Marie sparte. Der Tischler im Dorf bekam Auftrag für zwei schöne, polierte Bettstellen, Maries Mutter kaufte bereits alle Federn ringsum auf — da kam das Unglück . . .
Marie erfuhr es am Milchwagen. Der Kutscher hatte auf der Bahn gehört, daß dem August beim Rangieren was passiert wäre. „Ist er denn tot?" schrien die anderen Mädchen, die mit um den Wagen standen. Marie schrie nicht. Aber ihre Hände zitterten. Sie hatte große Mühe, die Kanne Milch nach Haus zu bringen.
„Was ist dir, Marie?" fragten die Kinder. Aber dann kam schon das Telegramm, darin stand, daß August tot sei.
Nun fing Marie an zu schreien. Sie schrie drei Tage, aber sie wußte nachher nichts davon. Zum Begräbnis nahm sie sich Urlaub. Aber als sie wiederkam, war nichts mehr mit ihr los, und die Frau Zahnarzt meinte, es wäre besser, Marie ginge nach Haus. Dort käme sie am ehesten über ihr großes Unglück hinweg.
Acht Tage saß Marie untätig in der Kate. Da klirrte der Vogt über die Schwelle. Es ginge nicht an, daß sie hier herumsäße.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 13000 II. Vj. Pl 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Sie bekämen Deputat, Kartoffeln, Milch und Petroleum. Marie müsse morgen fünf Uhr antreten. Marie trat an mit Kopftuch, Korb und Hacke.
Zwei Jahre waren eine lange Zeit. Henny, die älteste Schwester, war nun schon verlobt. Sie hatte gespart und kaufte Marie die Bettstellen und die Federn ab. Sie heiratete, und Marie war froh, daß sie den Kram los wurde und ihr Sparkassenbuch dadurch wieder eine hübsche Summe aufwies. Heiraten wollte Marie nicht mehr. Es war auch niemand so besonders hinter ihr her. Ihr Wesen war zu ernst, auch hatte sie so eine lange, spitze Nase. Hübsch war nur ihr krauses Haar. Wenn sie im Nebel heuten, war Maries Kopf voll brauner Locken, die sich überall hervordrängten, Ohren, Stirn und Schläfen lebendig machten.
So sah sie die Herrschaft aus Berlin, die im Herbst 1930 nach langen Ferien heimfuhr. Man fragte Marie, ob sie mitkommen wolle.
„Tchä?“ sagte Marie, sehr erstaunt, angeredet zu werden. Gleich wurde sie verbessert, es heißt: „Jawohl, gnädige Frau!“ Marie sprach es errötend nach und hatte damit ihre Zusage gegeben.
Erster Sonntag in Berlin! Die Woche hatte sich für Marie nicht schlecht angelassen, und was der „Hofdienst“ an Patina bei ihr angesetzt, war bald wegpoliert. Man gab ihr den Hausschlüssel mit dem Bemerken, daß sie um zehn Uhr zu Haus sein müsse.
„Jawohl, gnädige Frau!“ kam es geläufig von Maries Lippen. Sie nahm dankend das eingepackte Butterbrot entgegen und entfernte sich. Unten auf der Straße stand sie eine Weile unschlüssig. Der Lärm betäubte sie. Sie streifte neugierig die Schaufenster entlang, aber anstatt modischer Dinge erblickte sie alten, verstaubten Kram. „Antiquitäten“ stand über den Läden. Plötzlich schrie sie auf vor Vergnügen: auf einem silbergestickten Priesterkleide lag eine Katzenmutter, drei Kleine sprangen um die vergoldeten Beine eines Stuhls. Marie begann heftig an die Scheiben zu klopfen. Die Katzen schauten sie alle vier an. Leute, die vorübergingen, lachten. Marie eilte weiter. Als sie ihr Gesicht noch einmal gegen funkelndes Glas preßte, fuhr sie zurück. „Särge von sechzehn Mark an“, hatte sie gelesen und so viele Särge über- und hintereinander gesehen, daß ihr ein Schauder über den Rücken lief.
Jetzt kam sie zu einem Platz, wo ein riesengroßer Brunnen stand. Nackte Männer und Frauen aus Stein wurden von Wasserstrahlen überrieselt. Marie staunte. Sie setzte sich auf eine der Bänke und begann gedankenlos ihr Abendbrot aufzuessen. Danach wurde sie schläfrig. Als sie erwachte, lag rote Glut über dem Platz und hinter den Häusern. Der Brunnen speite nicht mehr. Marie fröstelte und wanderte weiter.
Da war Wasser, und zu beiden Seiten standen Kastanien. Ihre Blätter waren gelb. Ab und zu prasselte es durch die Zweige, wie von kleinen Schüssen. Marie begann, sich eifrig nach den Kastanien zu bücken, bis ihr einfiel, daß ihre Herrschaft kinderlos war. Da warf sie die Kastanien, eine nach der anderen, ins Wasser. Plötzlich hörte sie eine Stimme. Jemand war hinter ihr hergeschlichen. Marie sah ein bleiches Männergesicht. Sofort preßte sie ihre Tasche fester unter den Arm und eilte weiter. Wenige Menschen gingen am Kanal entlang. Brücken, die sich hinüberschwangen, waren nur noch einzeln befahren. Nur auf der letzten brauste und toste es vorüber. Schwere Züge mit mächtigen Lokomotiven, schmale, gleitende Bahnen, die wie helle Schlangen aneinander vorbeischossen. Marie ging unter Bäumen, und es war dort ganz still. Das Wasser neben ihr war schwarz wie Tinte. Ein Schwan tauchte schwerfällig am Ufer auf, nahm den letzten, zugeworfenen Brocken ihres Brotes und plätscherte dann in die Schwärze zurück. Von fern her kamen Schreie. Von Tieren? Marie horchte.
Es klang so fremd, so erschreckend, so durchdringend. Marie begann zu rennen und kam wieder in den Menschenstrom. Sie trieb mit, am Bahnhof vorbei, vorbei an Girlanden aus roten und grünen Lichtern. Vorbei an bunten Plakaten, wo ein Löwe sein gewaltiges Maul aufriß und ein schwarzer Affe Fahrrad fuhr. Marie las: Eintritt Mark 1,—. Sie zögerte und ging dann weiter. Nun blitzte es von Helle, von Lichtern, von Farben. Es tönte von Gelächter und Geschrei, von Pfiffen und Signalen. Es wogte von Gesichtern, Gestalten, Händen. Marie dachte an ihre Tasche, hielt sie fest und ging ruhig und aufrecht dahin. Manch einer schaute ihr ins Gesicht.
Sie bekam brennenden Durst, aber nicht um die Welt hätte sie eines dieser vornehmen Lokale betreten. Zum Glück fand sie eine Trinkbude. Die Frau, die ihr ein Glas Milch einschenkte, sprach ein paar Worte mit Marie: „weshalb so allein?“, und ähnliches. Aber Marie war nun schon müde, bezahlte und fand nach einiger Mühe heim. Es schlug zehn Uhr, als sie im Bett lag.
Weihnachten näherte sich, und man fragte Marie, ob sie sich etwas zur Aussteuer wünsche. Vielleicht Wäsche oder ein Kaffeegeschirr? Aber Marie bat um Geld. Sie dachte nun viel an zu Hause. Henny hatte ihr Erstes bekommen; Marie hatte ihm ein Jäckchen gekauft aus einem teuren Geschäft. Tinchen war noch daheim. Einmal sah Marie in einem der „Trödelgeschäfte“ eine altmodische Puppenküche mit vielen Kasserollen aus Kupfer, messingenen Mörsern, blanken Töpfen und einem Herd. An dem wunderzierlichen Eichentisch saß eine Puppenmutter, ganz in Seide, mit einem Kopf aus feinstem Porzellan. Marie dachte: Tinchen! Sie faßte Mut und ging in den Laden. Fünf Mark wollte sie wohl ausgeben. „Fünfzig Mark!“ sagte der Händler. Das sei eine großherzogliche Puppenküche, aus dem Besitze derer von Sachsen-Meiningen, 1860. Prinzessinnen und Fürstinnen hätten damit gespielt.
„So, tchä!“ sagte Marie und drehte sich schnell hinaus.
Weihnachten kam und ging vorüber. Marie war zufrieden gewesen. Nun wurden die Tage länger. Die Sonne, die niemals in die Wohnung gekommen, begann schüchtern die Tapetenflecke abzutasten. Marie wurde es leichter. Sie freute sich auf den freien Sonntag. Immer ging sie über den Platz, am Kanal entlang, in den Park. Und sie merkte gar bald, daß nach vielem Schnee und großer Kälte die Weiden hellgelbe Ruten bekamen. Und dann fingen auch die Kastanien an, dicke, klebrige Knospen zu zeigen. Die Luft wurde weicher, die Tage immer heller, und der Frühling war da!
Nun saß Marie am Sonntag immer auf einer der vielen Bänke und betrachtete zufrieden die fröhlichen Menschen, die vorübergingen. Der Schwan bekam von ihren Broten. Bunte Enten flogen über das Wasser. Züge rauschten wie Fahnen über die Brücke. Hart und wirbelnd klopften ihre Räder auf den Schienen. Nun hatten die Kastanien schon grüne Finger. Vorsichtig krochen sie aus den aufgeplatzten braunen Handschuhen. Maries Gesicht war rosenrot überhaucht. Sonnenschein umhüllte sie. Luft blies ihr durch den Mantel bis aufs Hemd, schmeichelte um ihre Beine. Ihr war so wunderlich zumut.
Das Wasser war nun nicht mehr braun, sondern fast blau. Viele kleine Wellen hüpften, kicherten. Die Enten hatten bereits Kleine. Sie kugelten hinter der Mutter an der Uferböschung entlang. Marie stieg über das Eisenband und griff nach ihnen. Aber sie bissen zu! Marie lachte, ihre Finger spürten das nicht.
Und dann hörte sie einen Laut und sah das Schiff. Wäsche knatterte im Wind.
Aber vor der Wäsche saß ein junger Mann und starrte auf Marie. Marie wurde rot, dann lächelte sie ernst zurück.
„Warte!“ rief der junge Bursch geheimnisvoll und eilte auf einer schmalen Latte über den Kahn. Es sah aus, als liefe er auf einem Seil zwischen Himmel und Wasser. Als er wiederkam, hatte er einen neuen blauen Anzug an, auch ein blaues Hemd und eine blaue Mütze. Über ihrem Schild saß ein funkelnder Stern. Er ging nun neben Marie und sagte, daß er Puttbrese hieße, und das sei der Kahn von Heinrich Timm aus Stolpmünde. Wo Marie denn her wäre?
„Aus Ostpreußen“, sagte Marie und dachte an ihr Dorf.
An diesem Sonntag lag sie nicht um zehn Uhr im Bett. Da stand sie am Kanal, dort, wo das Schiff lag. Es hatte eine Laterne vorn am Bug und hinten ein rotes Licht. Marie ging mit dem Schiffer Puttbrese. Walter hieß er, auf den Kahn. Aber ehe sie den Laufsteg betraten, hob er sie auf seine Arme; damit der Alte nichts hörte. Marie verstand es anders. Glück überrieselte sie, und ihr Gesicht fiel weich und schwer auf seine Schulter.
Es dämmerte bereits in der stickigen Koje, als Walter Marie weckte. Hastig suchte sie ihre Kleider, während er aus den Kissen zu ihr sprach: „Marie! In einer Woche bin ich wieder hier. Komm du dann her und bring gleich deine Sachen mit. Der Alte hat ja auch ein Weib.“
„Jawohl, gnädige Frau“, murmelte Marie schlaftrunken.
Sie kam am lichten Morgen nach Haus. Zwei rote Flecken brannten auf ihren Wangen. Hastig begann sie aufzuräumen. Aber es war bereits alles entschieden, sie wurde fristlos entlassen.
Es war wie ein Traum. Marie saß in einem kleinen Hotel und wartete. Eine Woche, dachte sie und starrte in den engen Hofschacht. Dann läuteten die Glocken, und es wurde Sonntag. Marie stand eilig auf. Nachher saß sie in der Kirche, mit gefalteten Händen. Orgel und Gesang wiegten sie in einen kurzen Schlaf.
Nachmittags stand sie am Wasser. Kein Schiff! Es war ein trüber Tag, Nebel hing zwischen den Bäumen, Nebel hing in Mariens Haar, und die Locken sprangen ihr ins Gesicht. Marie wartete bis zum Abend.
Sie wartete drei, vier Sonntage. Die Wochentage lag sie meist im Bett und dachte an zu Hause. Nun kam die Zeit, da gingen sie alle miteinander aufs Feld, Kartoffeln stecken, Rüben pflanzen. Es war dunkel in ihrer Kammer. Draußen war heller Tag.
Es kam kein Schiff, und Marie ging es nicht mehr gut. Aber darüber brauchte sie weiter nicht nachzudenken, sie wußte, was mit ihr geschehen war . . .
Das Wasser lockte. Jeden Tag war sie dort. Viele Kähne schleppten vorüber. Aber ihrer war nicht dabei. Marie saß im Schatten. Die schmalen Finger der Kastanien waren große, breite Hände geworden, die alle Sonne fernhielten. Dann kam die Nacht, da war das Wasser leer. Marie stieg über das Eisenband. Ihr Gesicht war sehr bleich, ihre Nase noch spitzer und länger geworden. Schritt für Schritt ging sie auf das Wasser zu. Tief genug würde es ja wohl sein? Sie runzelte die Stirn, preßte die Lippen zusammen, noch ein, zwei Schritte . . . Aber da rührte es sich, plätscherte. Die Entenmutter strich heran, die Kleinen hinter sich in der funkelnden, zitternden Schleppe der Wellen. Sie kamen ans Ufer und standen vor Marie. Die hielt an, atmete auf. Dann bückte sie sich. Sie hatte noch eine trockene Semmel, damit fütterte sie die Kleinen. Sie waren groß geworden, drollige, aufgeplusterte Bälle . . .
Im Mai war Marie wieder daheim und saß in der Kate.
„Tchä, ich bin wieder zurück“, sagte sie, als die Mutter eintrat. Und als Tinchen aus der Stube ging, fragte sie nach der alten Wiege. Nein, Henny hatte sie nicht mitgenommen. Die Mutter rumorte mit den Töpfen. „Kriegst wohl auch was Kleines?“ fragte sie und schaute der Tochter gerade ins Gesicht.
„Ja!“, sagte Marie fest, „alt genug bin ich wohl dazu.“
Am nächsten Morgen um fünf Uhr trat Marie zum Hofdienst an, mit Kopftuch, Korb und Hacke. Und sie strömten auf das Feld, verteilten sich in seiner riesigen Weite, waren winzige Punkte, emsig sich bückend, Schweiß vergießend, gesund und froh.



Kleine Bemerkungen

Was die Menschen unterscheidet, sind weniger Standes- als Rangunterschiede.

*

Wenn es sich um unsere Tugenden handelt, sind wir alle Dekorationskünstler. oha

Gegenmaßnahmen

(E. Thöny)



„Der Podesta hat uns gesagt, wir dürfen nur die Singvögel aus den Sanktionsländern fangen und aufessen!“

40. Jahrgang Nr. 39
München, 22. Dezember 1935

Preis 60 Pfennig

Weihnachten

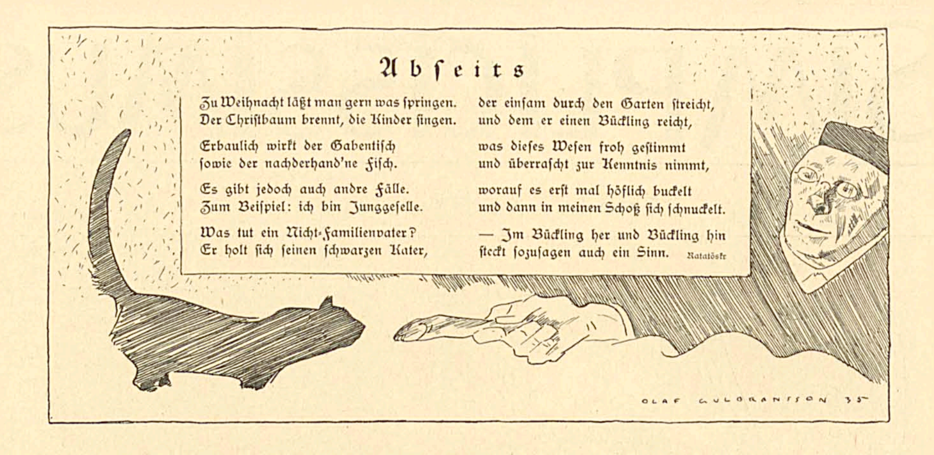
SIMPLICISSIMUS

Friede und Petroleum

(Karl Arnold)



„Und dabei singen diese Idealisten noch ‚Friede auf Erden!'"



Das Marzipanbacken / Von Katarina Botsky

Graudunkel war es noch draußen, denn es schneite, was es konnte. Die Kirchenglocke ließ klangvoll ihre tiefe Stimme ertönen, das bedeutete: halb acht Uhr. Zeitlos strahlte die Hängelampe, goldgelb umschirmt, über dem großen Tisch im Buskeschen Eßzimmer. Um ihn herum saßen die schlanke Frau Buske und ihre beiden zierlichen Töchterlein, die kugelrunde Frau Knospe und ihre beiden gedrungenen Jungen, die kleine braune Tante Emilie — Fräulein Knospe. Ihr breiter Mund stand selten still, und nach jedem Satz, den sie sprach, rieselte ein kleines fettes Lachen aus ihrer hageren Kehle, das so gutartig war wie sie selbst. Frau Buskes Stütze — wer sah ihr die dreißig Jahre an? — war auch dabei.

Die Tür tat sich auf, und die dicke Köchin trat in Erscheinung mit einem Berg gemahlener Mandeln, auch bittere waren darunter. „Augustchen, liebes, Ihre Hände sehen soe — schwärzlich aus“, neckte sie Bruno, der Sekundaner. — „Das schattiert man so —!“ sprach Augustchen bieder.

„Was ich noch erzählen wollte“, hub Tante Emilie an. „Da hat mir doch jemand zum Geburtstag (der vierzigste) eine Karte geschickt, auf der steht oben: ‚Die Knospe dem Knöspchen!‘ Ist das nicht reizend?“ Käthe und Lena, Frau Buskes Töchterlein, wollten sich vor Lachen ausschütten. Beide waren zusammen achtundzwanzig Jahre alt, davon entfielen fünfzehn auf Käthe, dreizehn auf Lena.

„Eigentlich —“, fuhr Tante Emilie fort und verlor ihr kleines Lachen, „eigentlich dürften wir Knospes gar nicht so vergnügt sein, weil doch — ach ja!“ In der zweiten Etage, bei Schumanns, gab es nämlich seit vorgestern ein zwei Stunden altes, totes Zwillingspärchen, das, wie sein Anhang, entfernt mit den Knospes verwandt war. Tante Emilie brachte darum einen kleinen schwarzrandigen Teller zum Vorschein. „Dies Tellerchen stelle ich in die Mitte des Tisches“, sagte sie ernsthaft und hielt heroisch ihr lockeres Lachen zurück. „Auf das lege ich dann zwei Herzen aus Marzipan. Zur Erinnerung!“

„Denkt euch, Kinder“, flüsterte Hans, der Tertianer, kichernd den Mädels zu, „Tante Emilie hat doch die Zwillinge ‚Brunhild‘ und ‚Krimhild‘ getauft.“

„Emilie trauert auch am meisten um sie“, sagte Frau Knospe und sah Frau Buske an, und beide lächelten etwas töricht. — „Ja, du hast Hans und Bruno“, murmelte Emilie, vorwurfsvoll lachend. „Du hast gut reden —!“

Es begann herrlich im Zimmer zu duften. Jeder der um den Tisch Sitzenden hatte ein weißes, zuckerbestreutes Küchenbrett vor sich liegen. Lena, als Jüngste, das kleinste. Als der duftende Teig — aus Mandeln, Puderzucker und etwas Rosenwasser — genügend geknetet war, wurde er ausgerollt. Jeder bekam ein lappiges Stück davon auf sein Brett, und nun ging darauf das Ausstechen mit den Blechformen los.

Lena, „Puckchen“ genannt, hatte bald genug davon. Übermütig schüttelte sie ihre blonden Locken über Stirn und Augen, wie um sich darunter zu verbergen, und dann rief sie neckisch:

„Brünchen, wie macht das Hühnchen,
wenn es ein Eichen legt?“

Bruno schwieg sauersüß, Hans dagegen („Hähnchen“ genannt, weil er krähen konnte) schmetterte vergnügt: „Gluckgluckgluckgleichen —!“

Am meisten lachte natürlich Tante Emilie; am wenigsten Brünchen. Seine Mutter hatte einstmals zu seinem Schaden verraten, daß er in seiner Kindheit auf obige Frage stets ein „süßes Gluckgluckgluckgleichen“ zur Antwort gehabt habe. Man konnte den großen Jungen nun so nett damit necken, was besonders Puckchen gern tat.

Tante Emilie spähte hinaus, ob es noch immer dunkel war (ja, das war es!), und ob nicht der lustige Onkel Buske, den sie so gern heiraten wollte, daherkäme? Er aber wollte sie nicht, er hatte gesagt: das hätte doch „keinen Ze-weck mehr“! Sehnsüchtig blickte sie durchs Schneegestöber — niemand, niemand zu sehen —!

„Oben steigt sie immer aufs Fußbänkchen, um ‚ihn‘ zu erspähen“, flüsterte Bruno der Käthe zu. Alle verstanden es, und schon rann ein halbunterdrücktes Lachen um den Tisch. Tante Emilie blickte sich verloren um, hatte nichts gehört und — lachte mit.

Nun galt es, vom selben Teig, der dazu in fingerbreite Streifen geschnitten wurde, den Rand aufzusetzen auf alle die Herzen, Halbmonde usw., und diesen Rand mit dem Kneifeisen kraus zu machen. Die kugelrunde Frau Knospe stand würdig über eine große Terrine geneigt, in der sie Puderzucker mit Zitronensaft und Rosenwasser zu einem dicken Brei verrührte. „Den gießt man in die Marzipanstücke hinein, nachdem sie gebacken und erkaltet sind“, sprach sie in dozierendem Ton, denn sie war dabei, Frau Buske und ihre Stütze das Marzipanbacken zu lehren. „Und wenn er erstarrt ist“, fuhr sie würdig fort, „dann legt man Früchte darauf.“

„Ich muß mal erzählen, was ich in letzter Nacht geträumt habe“, hub die schlanke Frau Buske an. „Es war ein so seltsamer Traum —: Ich befand mich auf einem Teenachmittag bei Frau Schumann und wußte im Traum nicht mehr, daß sie ihre Enkelchen nach zwei Stunden schon wieder verloren hatte, und die andern Damen hatten es wohl auch vergessen; denn wir wunderten uns alle über ihr niedergeschlagenes Wesen. Noch mehr wunderten wir uns über die große funkelnde Figur aus Rubin, die sie auf der Brust trug. Konnte die echt sein? Doch, würde Frau Schumann Unechtes tragen?! Wir wollten die Figur so gern betrachten; aber sie ließ es nie dazu kommen, hielt sich immer etwas abseits auf. Und eigentlich leuchtete nur ihr riesiger Rubin im Zimmer, so wenig hell brannte die Lampe. So viel sahen wir aber doch: es war eine weibliche Figur, was sie an ihrer Kette trug, und dicht daneben klaffte eine leere Stelle in der Fassung. Etwas war dort herausgefallen. Wußte sie es? fragten wir uns. Machte sie das vielleicht so niedergeschlagen? Dann war der sonderbare Traum zu Ende.“

„Gar nicht sonderbar —!“ sagte altklug die schwarze Käthe. „Die Rubinfigur stellt natürlich Frau Schumanns Tochter vor. Und an der leeren Stelle daneben war der Platz der Zwillinge gewesen.“ Hans und Bruno gerieten ins Grinsen. „Dumme Jungens —!“ knurrte Käthe. „Mutter hatte im Traum vergessen“, fuhr sie unbeirrt fort, „daß die Zwillinge tot sind, und doch wußte sie es — im Unterbewußtsein. Darum sah sie den Verlust auf Frau Schumanns Brust, und ihren Schmerz sah sie auch.“

„Käthchen hat so entzückende Einfälle —!“ rief Tante Emilie begeistert. „Wenn ihr nichts dagegen habt, erzähle ich auch, was ich geträumt habe?!“ — „Aber nicht zu weitschweifig, Emilie!“ sagte trocken die kugelrunde Knospe. — „Nein, nein!“ entgegnete Tante Emilie und lachte schon wieder; aber es klang — ja, klang es nicht ein bißchen traurig?

„Also, ich war wieder ein Backfisch.“ (Die Jungens prusteten los.) „Im Traum natürlich,

Fröhliche Weihnachten, glückliches Neujahr

(R. Kriesch)



„Und was machst du die Feiertage, Lisl?" — „Weihnachten feire ich mit meinem Georg die Scheidung und zu Neujahr mit Franz die Verlobung."

Kinder —! Ach, Puckchen, ist das so komisch?" — „Weiter, weiter!", rief Bruno. „Wahr und wahrhaftig: ich war doch wieder ein Backfisch —!", rief Tante Emilie naiv. Jetzt lachten alle, und Emilie mußte mitlachen, ob sie wollte oder nicht. Unaufhaltbar rann das Lachen aus ihrer Kehle. „Also ich — — — ich war — na ja! und stand mit zwei andern Backfischen, Schulfreundinnen, an einem Brunnen am Schloß. Wir waren dabei, zur Schule zu gehen; aber ich konnte mich doch nicht darauf besinnen, wo die Schule war. Konnte und konnte es nicht —! Und das war mir so schrecklich: denn ich wollte für mein Leben gern wieder zur Schule gehen. Und dann sprang mir noch von irgendwo ein Knopf ab —!", rief sie in komischer Verzweiflung. (Niemand blieb ernst.) „Und die beiden andern wollten weitergehen, und ich wußte doch nicht, wo — — — und sie gingen auch weiter. Und ich saß auf dem Brunnen, weil mir doch der Knopf abgesprungen war —. Ja, ihr lacht —!" (Auch sie tat es in kurzen, fetten Stößen.) „Aber mir wurde ganz traurig zumut, weil ich doch so schrecklich gern zur Schule gehen wollte und auch nicht mehr wußte, wo die Schule war."

Wurde nicht gelacht? Nein! Beglückt nahm Tante Emilie zwei Herzen aus Marzipan und legte sie auf das Tellerchen in der Mitte des Tisches. „Für Brunhild und Krimhild", flüsterte sie kühn. Und es wurde wieder nicht gelacht. Ja, Puckchen tat sogar noch zwei Marzipanbrötchen zu den Herzen.

Bruno hatte auch etwas geträumt, das er zu erzählen wünschte. Er wäre im Traum vor einem ganz fremdartigen Bahnhof gewesen unter einem ganz dunkelblauen Himmel. „Bei Gott, er war ganz dunkelblau —!" beteuerte Brünchen den lachenden Gesichtern. „Und dann kam eine Schar Mädels aus der Halle gelaufen. Ich wollte rasch an ihnen vorbei, denn ich wollte doch nach — aber ich war ja schon in Japan, merkte ich." — „Wie macht dort das Hühnchen?", erkundigte sich Puckchen heiter. Brünchen stellte sich taub. „Eine von den Mädels war hübsch. Die glich — er sah Käte an — und diese, denkt euch doch bloß, diese wollte mir doch beim Vorüberlaufen einen kleinen weißen Zettel auf die Brust heften. Mit einer langen Nadel. Und wie?! Zustoßen wollte sie, die Nadel hereinstoßen." — „Ist ja nicht wahr!" kicherte Käthe. „Bei Gott, sie wollte zustoßen —!" beteuerte Brünchen. „‚Verrückt!' rief ich — und weg war alles."

In diesem Augenblick ging das elektrische Licht aus. „Nanu —?!" sagten alle, außer Hähnchen, der — mit vollen Backen — verschwunden war. Bruno sprang auf und rief schneidig: „Silentium für Brunhild und Krimhild! Die kommen sich jetzt ihren Marzipan holen." Alle verharrten muckemäuschenstill, als erwarteten sie die beiden verblichenen wachsgelben Kleinen über den Tisch laufen zu hören, eingehüllt in die zwei schönen, alten Spitzentaschentücher, die Tante Emilie den nur Zweistundenalten geopfert hatte und ihnen, weinend, umgetan hatte in Form von griechischen Gewändern, anstatt öder und zu großer Hemdchen.

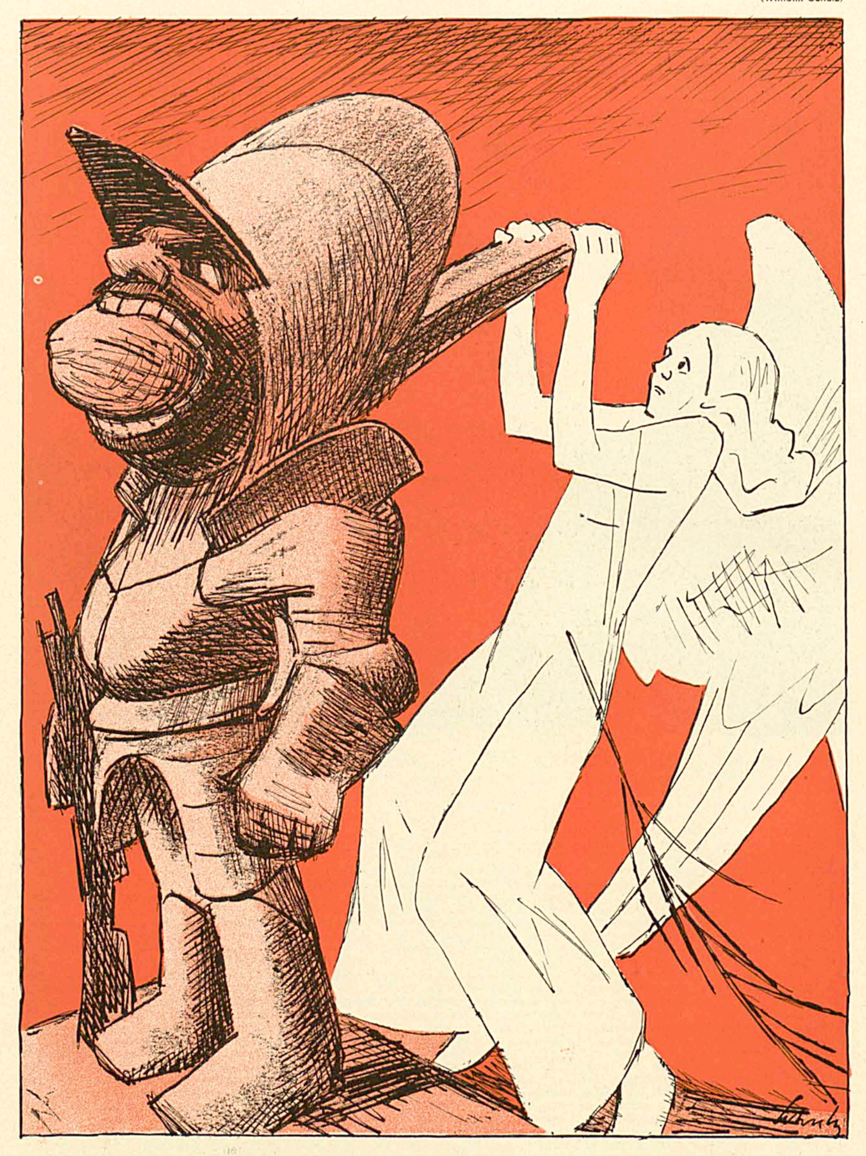
Trippelten jetzt nicht winzige Füße?

Im nächsten Augenblick krähte es schauerlich in der Küche. Tante Emilie ging verstört vom Stuhl in die Höhe. „Natürlich Hähnchen", sagte trocken Mama Knospe.

(Schluß auf Seite 461)

Kernprobleme

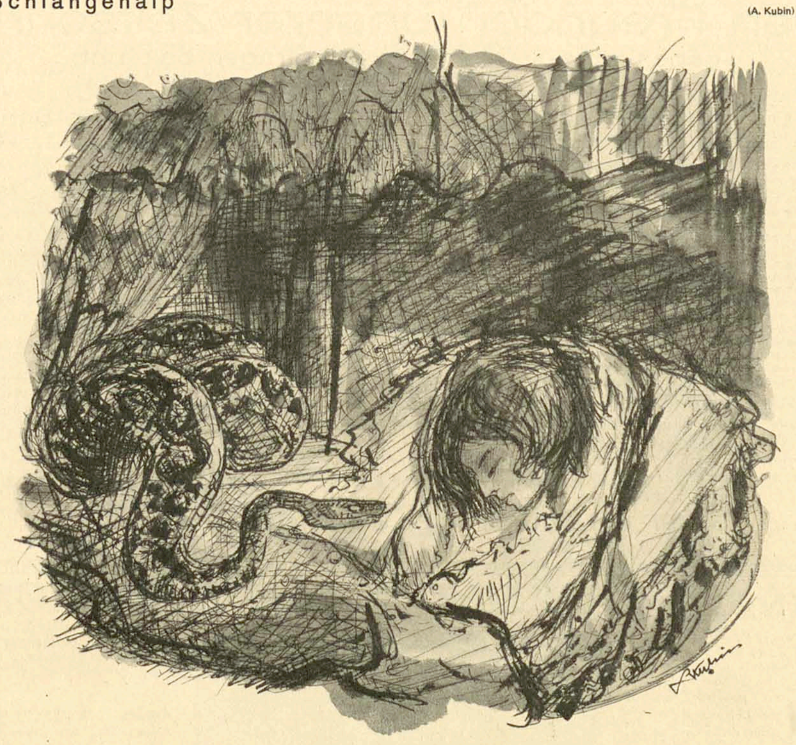
(Wilhelm Schulz)



„Eine verflucht harte Nuß, diese italienisch-abessinische!“

Schlangenalp

(A. Kubin)



Weihnachtsballade

Im Töchterheim am Drosselsee,
da knarrte leis die Stiege —
Zum Gärtner trug die Weihnachtsfee
ein Knäblein in die Wiege.

Es sah so wie ein Christkind aus,
mit rot behauchten Wangen —
Die Rührung nahm im ganzen Haus
wohl Herz um Herz gefangen.

Viel Mädchen dort gewesen sind.
Ihr Sehnen wurde wach —
Sie träumten von dem kleinen Kind
unter demselben Dach.

Das Sehnen wuchs und regte sich.
Im Garten schmolz der Schnee —
Die Heil'ge Nacht, sie legte sich
ums Töchterheim am Drosselsee.

Und als die Mädchen aufgewacht,
da waren sie schon groß —
Und lauschten nun wohl Nacht für Nacht
in ihren jungen Schoß.

Fritz A. Mende

Das Marzipanbacken

(Schluß von Seite 459)

„Der Schlingel hat sicherlich auch das Licht ausgeschaltet." Tante Emilie zerrte nervös die Fenstervorhänge beiseite. Es hatte die ganze Nacht geschneit, und immer noch, immer noch fiel Schnee. „Wie gemütlich —!", lachte die Jugend. „Ich liebe den Schnee nicht mehr —", murmelte, automatisch mitlachend, Emilie.
Das Schneelicht rann grau über den Tisch, über den kleinen, schwarzrandigen Teller mit den zwei Herzen aus Marzipan, die traurig zu warten schienen. Die Zwillinge waren nicht gekommen. Aber die Brötchen fehlten ja —! „Die haben Sie gemaust, Herr Bruno", flüsterte die hübsche Stütze, sich das Lachen verbeißend.
In der Küche hörte man, fauchend und knisternd, ein Feuer brennen; denn die Köchin hatte die Türen offen gelassen, um den Marzipan zum Backen heraustragen zu können; zugleich mit ihr kam eine purpurne Lichtquelle durch den kurzen Korridor ins Eßzimmer. Es duftete herrlich im Zimmer, und draußen war es so weihnachtlich dunkel und still, und aus der Küche der Purpurglanz und das Prasseln des festlichen Backfeuers. Oh, schön zu leben und das Feuer zu hören —!, sagten die frohen Gesichter der Jugend.
„Sie werden nie Marzipan essen", raunte Tante Emilie ins Leere, „und nie einen Weihnachtsbaum sehen —!" Aber ich weiß, wie sie dafür entschädigt wurden, dachte Käthe. Ich habe es ja in der Nacht geträumt. Ich sah sie so selig die Engel küssen hinter einer noch offenstehenden Tür, und vor der Tür stand, lächelnd, ein schwarzer Engel.

Den Freunden unserer Zeitschrift

geben wir auf Grund vieler Anfragen bekannt:

Von

Dr. Owlglaß-Ratatöskr

sind folgende Bücher erschienen:

bei Albert Langen / Georg Müller, München:

Stunde um Stunde. Gedichte.
Lichter und Gelichter. Erzählungen.
Gottes Blasbalg. Verse.
Von Lichtmeß bis Dreikönig. Ein Album mit Bildern von Rudolf Sieck.
Rabelais, Gargantua und Pantagruel. Verdeutscht (mit Hegaur).
Sebastian Sailers biblische und weltliche Komödien.
Alte deutsche Schwänke. Mit Holzschnitten von Max Unold.
Montaigne. Von der Kinderzucht bis zum Sterbenlernen.
Hermann Kurz. Erzählungen und Schwänke.
Cervantes. Schelmen- u. Liebesgeschichten.

bei Eugen Diederichs, Jena:

Aristophanes. Die Vögel (in deutsche Reime gebracht).

bei Strecker und Schröder, Stuttgart:

Käuze. Skizzen und Reime.

bei Alexander Fischer, Tübingen:

Hinter den Sieben Schwaben her. Eine besinnliche Forschungsreise durch Bayerisch-Schwaben.
De Coster, Die Legende vom lustigen Schmied Smetse Smee. Verdeutscht.

bei Curt Pechstein, München:

Allotria. Gedichte.

Von

Prof. Olaf Gulbransson

bei Piper-Verlag, München:

Es war einmal. Ein Lebensbuch mit vielen Zeichnungen.

Von Prof. Olaf Gulbransson illustriert:

bei Albert Langen / Georg Müller, München:

Ludwig Thoma: Tante Frieda.
Ludwig Thoma: Lausbubengeschichten.

Von

Prof. Wilhelm Schulz

bei Albert Langen / Georg Müller, München:

Der Prutzeltopf. Ein Kinderbuch.
Der bunte Kranz. Gedichte m. viel. Zeichnung.
Märchen. Ein Album mit dreißig farb. Bildern.
Alte deutsche Städtchen. Sechs farb. Bilder.

bei Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.:

Die liebe Eisenbahn. Ein Kinderbuch.

Von Professor Wilhelm Schulz illustriert:

bei Albert Langen / Georg Müller, München:

Ludwig Thoma: Heilige Nacht.
Selma Lagerlöf: Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen.
Stijn Streuvels: Das Christkind.

bei Friedr. Andreas Perthes, Stuttgart:

Ina Seidel: Das wunderbare Geißleinbuch.

bei K. Thienemanns Verlag, Stuttgart:

Hebels Schatzkästlein.
G. W. Eberlein: Kapitän Wulf.
G. W. Eberlein: Der Seebär.

Die Redaktion des „Simplicissimus"

In dieser Gasse / Von Wilhelm Pleyer

Ich sehe drei Rekruten lachend taumeln,
Ein Mädel unterm Tor die Lippen färben,
Seh hinter Scheiben einen Popanz baumeln,
Mit Hopsen auf und ab für Spielzeug werben.
In dieser Gasse liegt ein Mensch im Sterben.

Zwei Kinder pressen ihre stumpfen Näschen
Ans Seligkeitenhindernis der Scheibe.
Herr Hübner schrittelt rasch zum Vespergläschen.
Viel Augen wenden sich nach einem derben,
Doch apfeljungen hübschen Bauernweibe.

Wie's halt so ist. Seh jeder, wie er's treibe.
So mancher kann nicht, aber andre können
Sich noch ihr Gläschen an der Sonne gönnen.
In dieser Gasse liegt ein Mensch im Sterben.
Und auf der Gasse rennen seine Erben.

Der Ausweg

„Kaufen Sie doch Ihrer Frau ein Buch zu Weihnachten", sagte ich zu Kufinke, dessen Ehehälfte ein bißchen geistige Aufhellung dringend nötig hätte. „Ausgeschlossen", antworte Kufinke, „ein gutes Buch ihr in die Hand geben, dafür ist mir der Autor zu schad, und ihr ein schlechtes schenken, dafür ist sie mir zu schad. Deshalb werd' ich ihr eine große Flasche Danziger Goldwasser hinstellen. Das trink' ich so gern."

Prognose

Die junge Frau Obersekretär ist furchtbar enttäuscht wegen der schlechten Eigenschaften, die sie nach und nach an ihrem Gatten entdeckt. Sie klagt ihr Leid dem Schwiegervater, mit dem sie sich recht gut versteht: „Du kannst es mir wirklicht glauben", sagt sie weinend, „Willi ist ein wahrer Teufel!"
„Na, ganz so sieht er ja nicht aus", begütigte der Schwiegervater, „und Hörner hat er schließlich auch keine, wie der Teufel."
„Du kannst dich darauf verlassen, die Hörner bekommt er noch!" antwortete die junge Frau im Eifer des Gefechts.

Lieber Simplicissimus!

Das kleine Hänschen muß, vielleicht doch etwas sehr zeitig, das Vaterunser auswendig lernen. So ist es erklärlich, daß er nicht alles versteht und sich selber einen Sinn zurechtzulegen versucht. Und so hört der Lehrer beim Hersagen der fünften Bitte die Worte: „Und vergib uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schullehrern."

*

Der muntere Greis wünschte sich zu Weihnachten unter bedeutsamem Augenzwinkern „etwas fürs Herz". Als er nach den Feiertagen wieder ins Büro kam, fand er auf seinem Pult ein von Damenhand hübsch verschnürtes Päckchen vor. Es enthielt koffeinfreien Kaffee.

*

Auf der Wanderung durch die Läden wollte Peters Frau noch rasch ein Geschenk für den bei ihr wohnenden Vetter einkaufen. Sie wußte nur nicht recht was. „Es sollte eben etwas sein, was seiner Eigenart entspricht", meinte sie unsicher. „Dann nimm etwas, was mehr vorstellt, als es wert ist", antwortete Peter.

*

Man saß nach der Bescherung miteinander in der guten Stube. Fritzchen und Paula spielten, und Vater und Mutter entwickelten eine fast unwahrscheinliche Harmonie. Fritzchen sah einigemal höchst verwundert auf das friedliche Bild; dann sagte er zu Paula, indem er seine Soldaten neu gruppierte: „Weihnachte ischt ähnlich wia em Kriag d'r Waffeschtillschtand."

Schwäbisches

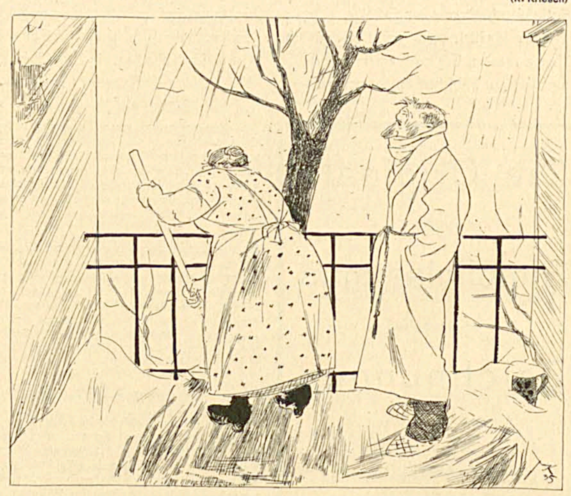
In einem schwäbischen Dorfwirtshaus saß ein Bursche mit seinem Schatz, einem strammen Bauernmädle, das er mit warmen Würsten und Bier traktierte. Zu seinem offenkundigen Mißvergnügen mußte der Liebhaber bemerken, daß „sie" verschwenderischerweise den Würsten die Haut abzog.
„Wer wurd' denn au von ere g'sott'na Wurscht d' Haut raziaga?!"
„Ha woischt, Fritz, dia friß i nochher!" sagte sie darauf.
Der Streitfall war damit zu beiderseitiger Zufriedenheit erledigt.

*

Ein Bauer irgendwo „im Gäu" war auch während des Kriegs glücklicher Besitzer einer stattlichen Gänseherde. Die guten Tiere erfreuten sich trotz aller Futternot einer geradezu aufreizenden Leibesfülle. Der Landjäger des Bezirks hegte den Verdacht, daß der Bauer seine Gänse verbotenerweise mit Welschkorn fettmache, und fragte ihn deshalb eines Tages, wie es komme, daß sein „Ziefer" so gut gerate, er werde doch kein Welschkorn füttern? „Beileib net", meinte der Bauer, „wo sott i au so viel Welschkorn herbringe! I gib meine Gäns' jeden Morge 's Geld, no könnet se sich d'rfür kaufa, was se wellet!"

Entschluß

(R. Kriesch)



„Jetzt geht er ô, der Wintersport!" — „Jawoi, jetzt geht er ô! Heut' no gibt's den erscht'n Glühwein."

Der Streitfriede / Von Edmund Hoehne

Hauptmann Vogelsang war eine biedere Seele, der sich mit seiner Mannschaft gut stand, und der mit seinem Feldwebel gern eine Flasche Bier trank. Nach dem Kriege mußte er sich mit einer unbedeutenden Zivilstellung begnügen. Die Enge seines neuen Daseins war erträglich im Vergleich zu seinem Hauptkummer, zum Zerfall des Familienfriedens. Seine Kinder fügten sich zwar arbeitsam in alle Möglichkeiten, zu verdienen, aber die innere Linie der alten gesellschaftlichen Haltung löste sich auf in ein Gestrichel von Einzelgängerei. Die älteste Tochter, Ulla, heiratete einen Schauspieler, der sie in Bohemekreise zog. Sie versuchte sich selbst auf der Bühne, als die Inflationsehe bald zerbrach. Der älteste Sohn, Alfred, machte einige technische Studien, baute rasch den Dr. rer. pol., der ihm nichts nützte, hatte Tuchfühlung mit wechselnden Parteien und endete bei einer radikal getünchten Technologie für Sonntagnachmittags. In ähnlicher Weise gingen Fritz und Karla durch die unruhige Zeit. Das hätte man hinnehmen können, wenn es nicht das Haus mit ewigem Zank erfüllt hätte. Alfred warf Ulla Zigeunerei vor; sie schalt ihn Gelegenheitsmacher, Windhund und Snob. Man stritt um des Streites willen, weil man sich in tiefster Seele unglücklich fühlte. Der Hauptmann hielt sich die Ohren zu und rannte in seiner hilflosen Not zum pensionierten Divisionspfarrer der verödeten Garnisonstadt.

Der wiegte nachdenklich sein graues Soldatenhaupt und sagte: „Ich bin ein guter altpreußischer Protestant und Kirchenmann, aber wenn ich nirgends Ansetzpunkte sehe, lasse ich um des Evangeliums willen die Bibel zu Hause. Sie werden sich vielleicht über mich wundern, aber ich gebe Ihnen getrost den Rat, zu Rudolf Leitenweg zu gehen, der hier seinen Sitz hat. Heilpraktiker; wie er meint, höherer Art; Pseudo-Anthroposoph; Gesundbeter mit populär-wissenschaftlicher Tarnung."

„Sie scheinen ihn doch selbst für einen Scharlatan zu halten", sagte der Hauptmann verwundert und skeptisch, „warum empfehlen Sie ihn mir?"

„Er kann reden", sagte der Geistliche. „Er ist in Mode, das wird auf Ihre schwankenden, haltsuchenden Kinder Eindruck machen. Stehen ist immer besser als straucheln, wo's auch sei. Ist erst Ruhe in Ihrem Hause, kommt das Denken von selbst hinterher."

Der Eindruck, den Leitenweg auf das einfache Gemüt des Hauptmanns machte, war gar nicht so schlecht. Seinen Anzug mochte er freilich nicht. Dies äußere Habit war das der After-Geistigen von 1910: Hierarchischer Gehrock, Priesterstehkragen, Künstlerschlips, flacher Samthut, Pelerine. Das entsprach durchaus seiner abgestandenen Lehre, die er sich aus den Notizen einiger belauschter Abendvorlesungen der Universität, aus Gesprächen mit Gewerkschaftssekretären, Globetrottern, Okkultisten und Sozialoffizieren einer irregulären Heilsarmee gemacht hatte.

Weil er aber selbst empfand, daß diese Tracht, die er aus vielerlei Gründen beibehalten mußte, eigentlich nicht mehr paßte, gab er sich das innere Habit straffen Soldatentums, das den Hauptmann wieder beruhigte. Der holte ihn in sein Haus, und die müden, zermürbten, arbeitslosen Kinder fielen prompt auf ihn herein.

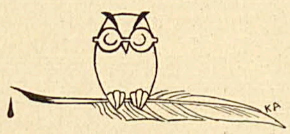
Das Streiten hörte auf. Sanft, ruhig, verzeihend legten sie die Geschwisterhände zusammen. Die alte Offizierspelerine wurde für Alfred dunkelblau à la Leitenweg gefärbt. Ulla führte einen Abendtee aus Alpenkräutern ein, den alle in verbissener Heiterkeit tranken. Die kunstgewerbliche Karla batikte für den Vater einen breiten Verklärungsschlips mit siderischen Zeichen. Das ganze Haus füllte sich mit der dicken Luft ätherischer Freude, erdrückenden Friedens, der mit forscher Kernhaftigkeit auftrat, weil Leitenweg an einer Bücherkarre billig eine Geschichte des Weltkriegs erstanden hatte, Sondergabe einer großen Schrebergarten-Zeitung, damals schlecht verkäuflich.

Eines Tages riß sich der Hauptmann den Schlips der inneren Reife ab und warf ihn mit herzerfrischendem Fluchen dem Divisionspfarrer vor die Füße: „Einen schönen Rat haben Sie mir da gegeben. Diese Verträglichkeit würgt mir die Kehle zu! Ich wollte, die Rasselbande stritte sich wieder! Wenn soviel Zusammenhalten schon alltags tobt, wie soll das erst an hohen Festtagen werden? Leitenweg bastelt an einem neuen Sinn fürs Weihnachtsfest, der den Frieden ins Quadrat erhebt. Ich ertrag das nicht mehr! Es ist zum —, jawohl, es ist zum Kotzen! Wenn Weihnachten solches Familienglück dampft, lauf ich weg, setze mich in die nächste Kutscherkneipe und besaufe mich an ollem, ehrlichem Doppelkümmel!"

„Warten Sie ab. Des Herrn Wege sind wunderbar", sagte der Freund.

Mit ängstlichen Augen sah der Vater auf den Christbaum, als plötzlich Alfred einen ausgependelten Monatsstein aus rosigem Bergkristall von den Zweigen holte und Karla zurückgab. „Laß unsere deutsche Tanne damit in Ruhe." Das war das Signal zu einem neuen Streit. Aber seltsam — es fehlte die frühere Gehässigkeit; alle empfanden die erregten Worte als frischen Wind. Man sagte sich wieder derbe Wahrheiten, deckte aber gemeinsam den Abendtisch, damit die alte Frau, die das Haus rein hielt, früher zu ihren Kindern konnte, und Alfred schenkte ihr die blaue Pelerine, deren Wolle noch gut war. Fassungslos sagte sie zum Herrn: „Ist wieder Streit, Herr Hauptmann? Gerade an Weihnachten?"

„Gott sei Dank", sagte er. „Der Friede kommt bald mit Sanftmut, bald mit Krach, je nachdem, was grad' fehlt. Hör doch genau zu: Das ist nicht mehr die Inflation, sondern die Tradition unter Geschwistern. Es ist wieder gemütlich, und durch den Lärm klingt ein neuer Ton, hoffnungsvoll, das sind wohl die alten Stimmen: ‚Siehe, ich verkündige euch große Freude, denn euch ist heute der Heiland geboren.' Die Rasselbande kommt noch mal mit sich und der Welt zurecht. Lauf zu, Mutter Sonneberg! Hier ist alles in Ordnung!"



Kleine Bemerkungen

Leute, die keine eigene Meinung haben, verteidigen sie am hartnäckigsten.

*

Daß andere auch mies aussehen, ist noch lange kein Grund, sich selbst photographieren zu lassen.

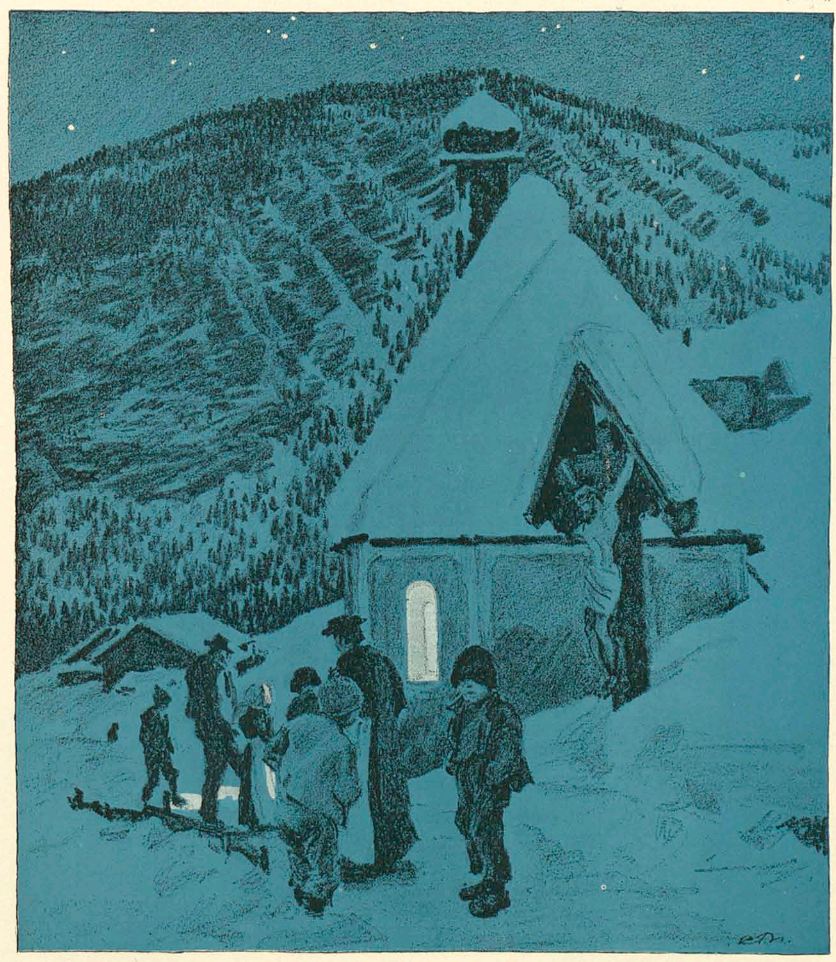
*

Was nützt ein volles Haus, wenn im Publikum gähnende Leere herrscht!

oha

Gang der Bauernkinder zur Christmette

(E. Thöny)



Wir laufen zum Kinde
geschwinde, geschwinde!
Kein Baum kann uns halten,
keine Furchen, keine Spalten!

Dort schau: der Mond,
wie der heute thront!
Er hat die feist Wolken
schon heimlich gemolken,
schickt Jesus, dem Kind,
die Milch jetzt geschwind!

Die Sternfrauen spinnen
das silberschön Linnen
und einen Mantel goldblau
für Maria, die Frau!

Wir laufen zum Kinde
geschwinde, geschwinde!
Kein Zaun kann uns halten
mit des Satans Gewalten!

Dort kommt schon die Kirchen,
schenkt 's goldene Fenster,
verjagt die Gespenster,
lockt die arm' Seel', die gott-teur',
leiht ihr 's Tauhemd fürs Fegfeu'r.

Die Glocke im Turm,
sie läutet im Sturm,
sie pumpert und haut,
tut prunkmäßig laut,
lauft mit klingendem Schuh,
weckt den Schlafbold aus der Ruh.

Zum Kinde, zum Kinde
geschwinde, geschwinde!
Kein Zaun kann uns halten,
keine Furchen, keine Spalten!

Dort liegt's in der Krippen
mit den beerroten Lippen!
Ich möcht's gern anhauchen,
es könnt mich schon brauchen,
doch der Esel, die Kuh,
die lassen's nicht zu!

Richard Billinger

Heimgang

(O. Nückel)



Lynchjustiz

Von Fritz Knöller

Auf einer Tabakpflanzung des südlichen Kentucky zahlte der Buchhalter Hopkins den Wochenlohn aus. Alles ging in Ordnung, bis die Reihe an den Tabakrupfer Ben Armstrong kam. Der Neger war vier Tage im westlichen Louisiana bei seiner Mutter gewesen, die am Skorbut darniedergelegen und in seiner Gegenwart das Zeitliche gesegnet hatte. Mr. Hopkins vertrat nun die Ansicht, Ben Armstrong habe im Grunde die ganze Woche versäumt. Empört lief der Neger zum Chef, der ihn auf den Instanzenweg verwies. Jetzt aber war Hopkins derart ergrimmt, daß er den Aufruhrparagraphen des grünen Kentucky herbeizog und den Nigger auf die Straße setzte.

Lange bevor die blutige Sonne der Ohioniederungen zum Schrecken der Tabakrupfer wird, hing Ben Armstrong das Kreuz der Ehrenlegion an die Brust und trat den Weg nach Paducah an. Dicht vor den ersten Häusern pulverte Hopkins an ihm vorbei und wies ihm die whiskylechzende Zunge.

Als Armstrong beim Friedensrichter erschien, erinnerte den der feiste Rückenfortsatz des Niggers an einen Fußball. Der Ball flog aber nicht weit.

Gar herrlich funktionierten die elektrischen Läutewerke Paducahs, und wer den „Nationalen Radiopastor" William Welfare nicht aus der Nähe kosten konnte, hörte ihn fern als Mitglied einer Viermillionensekte „Eingeschriebener", die sich, ganz gleich, ob Protestanten, Katholiken oder Juden, in den „Churches of Christ in America" vertrustet und getröstet hatten zum Zwecke der reibungslosen Verbreitung allgemein christlicher Erbauung.

Der Neger betrat das Gotteshaus, den mit 25000 Dollar verpflichteten Pastor aus aller Nähe zu sehen, ein Küster hielt ihm den Klingelbeutel entgegen, Armstrong fuhr in seine Tasche, ein Stoß gegen den Magen bewies ihm, daß seine Gegenwart nicht erwünscht sei.

Bald wandelte der „Nationale Radiopastor" dem Mittagstisch zu, umringt von den Säulen seines Heimes, vier hageren Töchtern, gehüllt in eine Wolke „Eingeschriebener", die er mit Briefkastensentenzen ätzte. Armstrong trat vom Bürgersteig herunter und zog seine Mütze. Leider übersah der gute alte Herr die fernen Grüße eines Tabakrupfers aus Kentucky. Armstrong wagte sich näher heran, bettelte leise um Gehör, aber die weißgetünchten weiblichen und die schwarzverkleideten männlichen Säulen sperrten den Zugang ins Allerheiligste.

Plötzlich drang Armstrong gewaltsam durch das engbrüstige Wäldchen vor bis zum Dickicht des radiopastoralen Bauches und rief: „Herr, Herr!"

Stirnrunzelnd wandte sich der Pastor ab, doch der Neger hielt ihn fest an seinem Knopf und schrie: „Herr, Herr! Mir anhören, Herr!"

Mit letzter Kraft entwand sich der Pastor dem Neger und stieß in den Himmel Kentuckys die mannbaren Worte: „Nicht alle, die ‚Herr, Herr' sagen, werden ins Himmelreich kommen!"

In keuscher Genugtuung schlug der Chor von „Eingeschriebenen" die Lider nieder, den Neger aber, wäre er nicht schwarz gewesen, hätte man tiefrot gesehn. Aus voller Kehle spie er auf den spiegelblanken Schuh des geistlichen Herrn.

Das brachte Leben in die stumme Gemeinde. Sie packte den „lausigen Nigger", band ihn an einen Lindenstamm, und während Hochwürden Welfare vor den gefüllten Täubchen Kentuckys über die Verstocktheit eines schwarzen Teufels sann, nährte die Gemeinde ein strammes Feuerlein.

Ben Armstrong fing bereits zu schmoren an, als Mr. Hopkins des Weges kam, schwankend von den Flüsterlokalen Paducahs. „Sieh da", geiferte er, „sieh da, schwarze Kanaille, so geht's den Rebellen Kentuckys!" Wenig später erlosch die schwarze Seele Ben Armstrongs in den feurigen Gluten, welche die eingeschriebenen Lämmer Paducahs auf Scheitel und Sohlen des Niggers gesammelt hatten.

Andantino von Mozart

O milde Trauer, keusch verhaltnes Leid,
das tief im Herzen drinnen kaum noch klagt,
o tapfre Seele, die so unverzagt
sich aufrecht hält in harter, schwerer Zeit

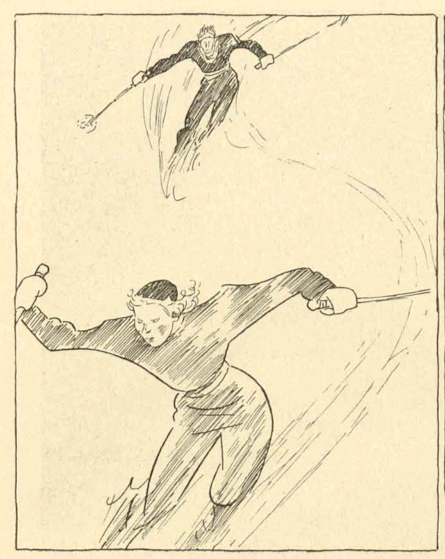
mit heitrem Götterlächeln, kaum gedämpft
von einem Schatten menschlicher Beschwer —
Was auch geschehen mag, den schreckt nichts mehr,
der sich zur letzten Reife durchgekämpft.

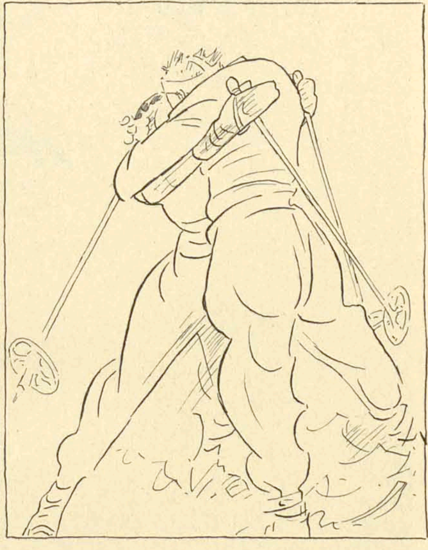
Emil Böhmer

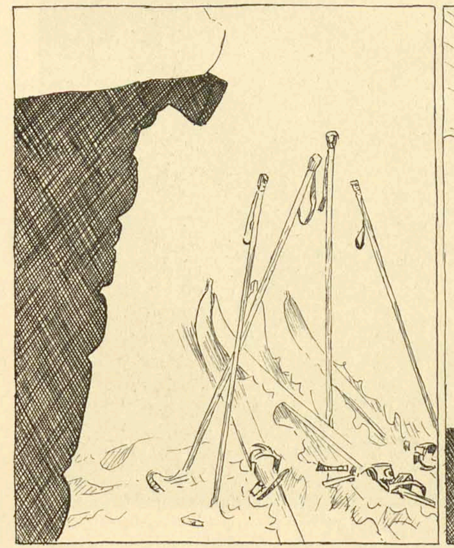
Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten sowie der Verlag entgegen ● Bezugspreise: Die Einzelnummer RM -.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.- ● Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile RM -.20 ● Anzeigenannahme F. C. Mayer Verlag, München 2 M, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Gaishauser, München ● Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● DA. 13000 II. Vj. Pl. 3 ● Erfüllungsort München ● Postscheck München 5802 ● Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

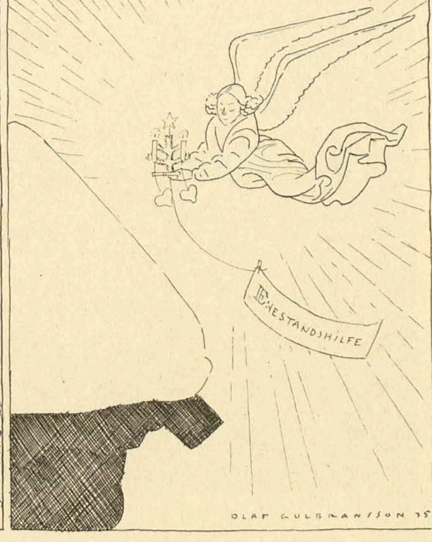
O du fröhliche . . .

(Olaf Gulbransson)









Stille Nacht

(E. Schilling)



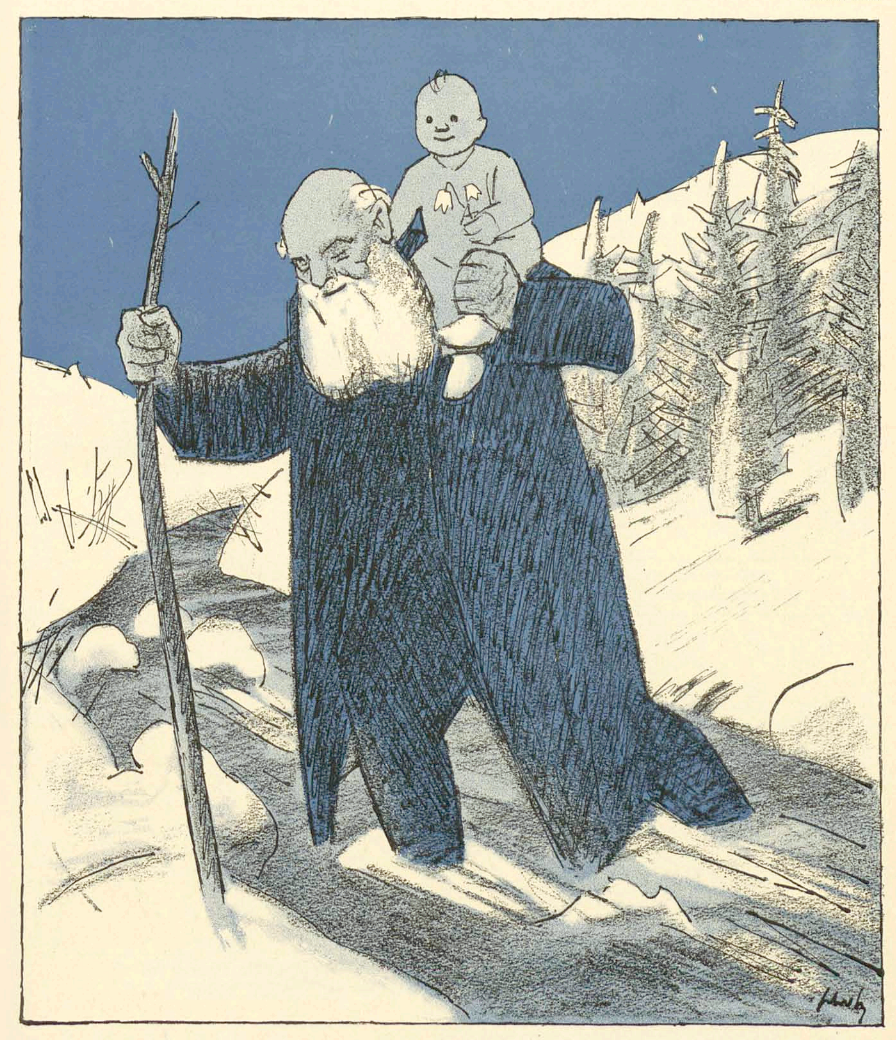
„Ja, früher standen wir in der Kirche, jetzt feiern wir das Fest in der Bibliothek von Kommerzienrat Meyer." — „Tröste dich, Maria, auch er schätzt uns als Ewigkeitswerte."

München, 1. Januar 1936 **Preis 60 Pfennig** 40. Jahrgang Nr. 40

SIMPLICISSIMUS

Das alte zum neuen Jahr

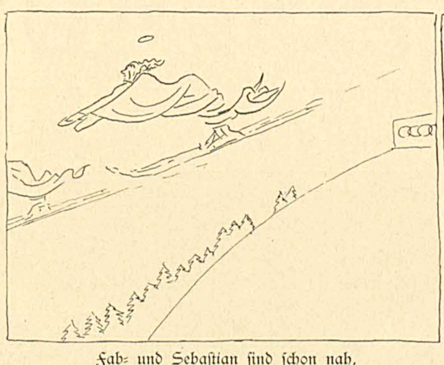
(Wilhelm Schulz)



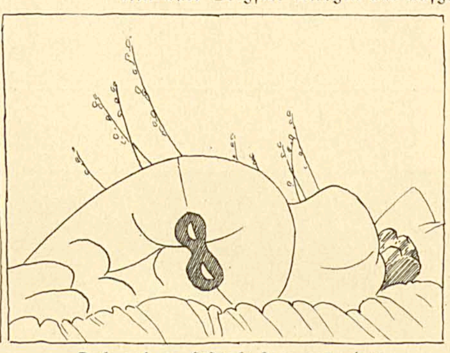
„Du wirst garantiert einen Tag älter als ich! Das ist das Einzige, was man bestimmt voraussagen kann."

Fernseh- und Auguren-Dienst des Simplicissimus für das bis

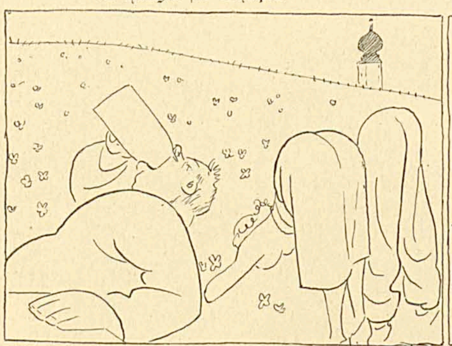
Mit aller Sorgfalt erwogen und aufgezeichnet



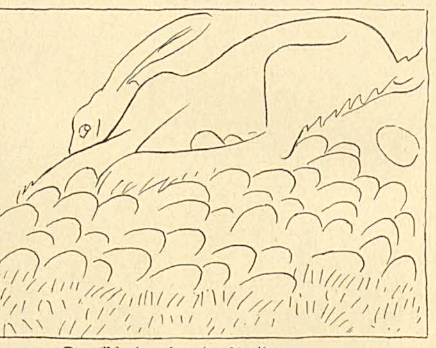
Fab- und Sebastian sind schon nah,
die Heiligen für Olympia.



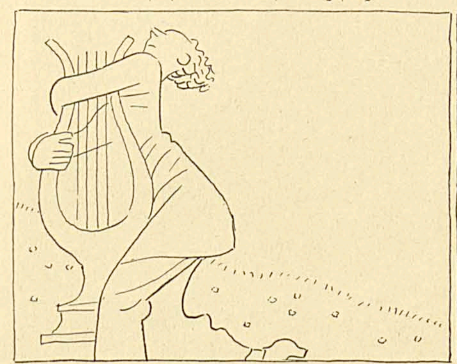
Doch auch an Fastnacht kann man zeigen
die Säfte, so nach oben steigen.



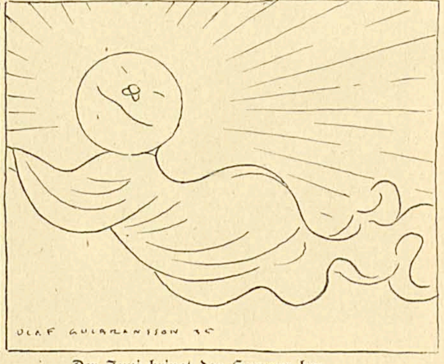
Dann wird das Märzenveilchen fällig.
Man sucht's allein teils, teils gesellig.



Der Osterhas legt im Aprilen
die hochbeliebten Wunderpillen.



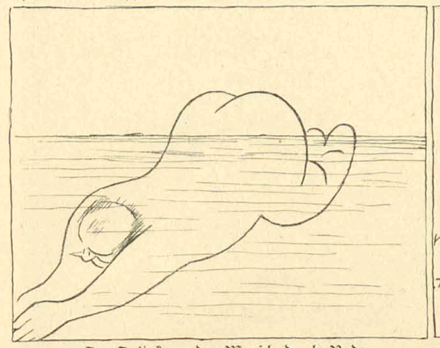
Im Mai sind alle Dichter brünstig.
Für Bowlen scheint das Wetter günstig.



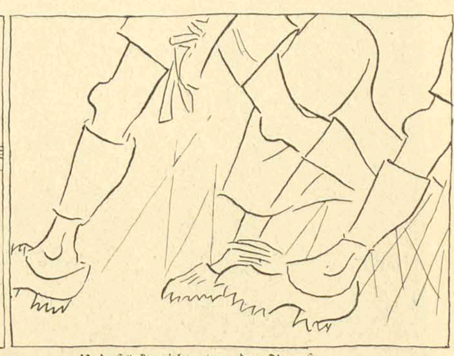
Der Juni bringt den Sommer her.
Wer im Büro sitzt, leidet sehr.

dato schwer durchschaubare Heils- und Schaltjahr 1936

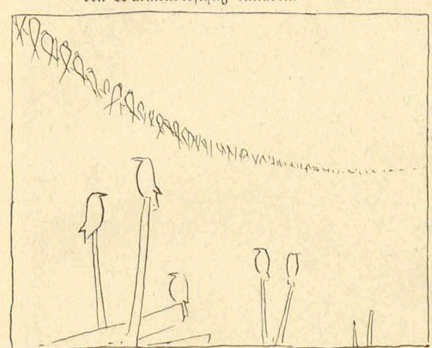
von Olaf Gulbransson und Ratatöskr



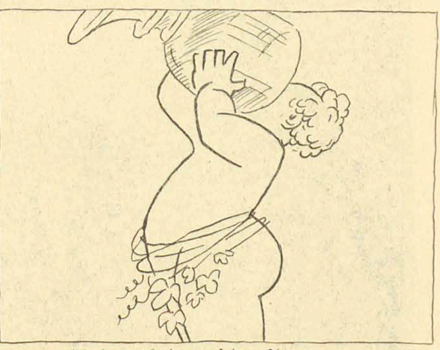
Im Juli kann der Mensch durch Baden
den Wärmeüberschuß entladen.



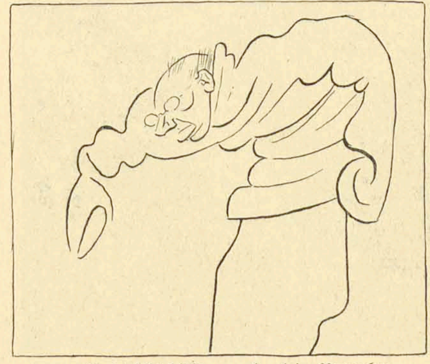
Und stärkt nicht etwa der August
des Kraft-durch-Freudlers Wanderlust?



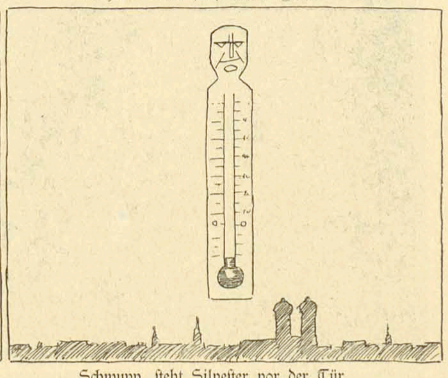
In Schwalben- und auch Starenkreisen
frägt man sich: soll'n wir heuer reisen?



Oktober rückt jetzt auf den Plan,
und jeder Wein sucht seinen Zahn.



Recht kühl bläst's manchmal im November.
Stumm schlupft der Weise in den Jumper.



Schwupp, steht Silvester vor der Tür
und hohnlacht: Was kann ich dafür?!

Parlamentsfriede in Frankreich

(E. Schilling)



„Geben wir die Waffen ab, camarade communiste — aber der Sicherheit halber jeder in seinem Parteibüro!“

Schiebung

(Herbert Lehmann)



„Jetzt is 's schon fimfe früh, Justav, und du wolltest an Neujahr 'n neues Leb'n bejinnen!" — „Na ja, — nächstet Jahr!"

Gullivers letzte Reise

Von Justus Franz Wittkop

Meine Reisen in ferne Länder und die weitläufige Kenntnis der Menschen, die ich auf ihnen erlangt habe, hatten mich zu einem Menschenfeind gemacht. Ich wäre ohne Zweifel zu einem hartherzigen, unnachsichtigen und gallbitteren Sonderling verkümmert, hätte ich nicht aus meiner allerletzten Reise eine Lehre gezogen. Wieder war es ein sehr merkwürdiges Land, in das ich verschlagen ward.

Ich schiffte mich auf der „Raspberry" ein, die nach den südlichen Meeren segelte; auf verschiedenen Inseln luden wir Schildpatt, Papageienfedern und tropische Hölzer. Unterwegs geriet ich oft in Streit mit dem Kapitän Stepson. Er schalt mich einen Lügner, da er mir meine früheren Abenteuer nicht glauben wollte, obwohl der Bericht davon längst im Druck erschienen war. Ich rächte mich, indem ich ihm manchen Schabernack spielte.

Eines Tages geriet die „Raspberry" in eine Meeresströmung, die auf den Seekarten nicht verzeichnet stand. Wir trieben erheblich vom Kurse ab und kamen in eine Weltgegend, wo der Himmel sehr tief zu hängen schien. Eine ständige silberblaue Wolkendecke verbarg uns die Sonne und die Sterne, so daß wir das Besteck nicht mehr zu stellen vermochten. Nachts ging vom Himmel oft ein opalisierendes Leuchten aus, dergleichen ich auf allen sieben Meeren niemals gesehen hatte.

Unerwartet sichteten wir abends backbordvoraus ein ziemlich flaches Eiland. Ich verhöhnte den Kapitän, daß es ihm nicht gelang, unseren Ort zu bestimmen. Stepson geriet in Wut. Ich gebe zu, daß ich es arg trieb. Aber auf die Folgen meiner höhnischen Reden war ich nicht gefaßt. Er ließ mich von den Matrosen überwältigen und in ein Beiboot bringen. Sie ruderten zur Küste und setzten mich dort aus.

Von Bord aus hatte ich erkennen können, daß das Land bis weit ins Innere mit unzähligen Blumen übersät war, von der Farbe der welschen Veilchen. Als wir aber anlegten, waren diese Blumen alle seltsamerweise verwelkt und erfüllten die Luft mit einem sehr süßen, aber leicht fauligen Geruch.

Ich wartete nicht, bis die „Raspberry" meinen Blicken entschwunden war. Ich schüttelte meine Faust nach dem ungastlichen Schiff hinüber und machte mich unverzüglich auf den Weg ins Innere. Nach einem Marsch von einer guten halben Stunde kam ich zu einer Hütte. Die Dämmerung sank bereits. Vor der Tür begegnete ich einer jugendlichen Frau von schönem Wuchs. Sie führte ein etwa dreijähriges Mädchen an der Hand. Es gelang mir nicht, mich ihr verständlich zu machen.

Der seltsam süße Duft, der über dem Land lag, betäubte mich. Ich wurde sehr schläfrig. Auf eine warme Nacht vertrauend, legte ich mich nahe der Hütte ins Gras. Ich erwachte erst wieder, als es schon heller Tag geworden war. Wieder stand das ganze Land in Blüte, und wo am Abend eine Blüte entblättert war, da schoß mit dem Licht des Morgens eine neue leuchtende Knospe hervor und entfaltete sich.

Stutzig wurde ich jedoch erst, als ich in der Hütte das kleine Mädchen wiedersah. Denn heute kam es mir, das mir gestern dreijährig erschienen war, wie eine Sechs- oder gar Achtjährige vor.

Außer dem Kind und der Frau befanden sich noch ein Greis und ein rüstiger Mann in der Hütte, der Vater und der Gatte der Frau, wie ich später erfuhr.

Nach der Mahlzeit, die aus Früchten bestand, nahm der Großvater seine Enkelin zu sich aufs Knie und begann sie zu unterrichten, indem er sich hierbei einer genialen Zeichensprache bediente. Die Leute auf dieser Insel besitzen nämlich keine Stimme; sie verständigen sich durch eindringliche Winke nach einem bewundernswerten System, das mir bald nicht mehr ganz fremd war. Denn indem ich dem Unterricht zusah, machte ich selbst große Fortschritte in ihrer stummen Landessprache. Ich vermochte bald eine Unterhaltung mit den Insulanern anzufangen. Und da erfuhr ich allerdings Dinge, die mich sehr nachdenklich stimmten. Denn mit den Eingeborenen hat es folgende Bewandtnis: Ein Menschenleben dauert auf dieser Insel etwa dreißig Tage. Vier oder fünf Tage währt die Kindheit. In einer so kurzen Spanne haben sich Körper und Geist zum reifen Menschen entwickelt. Dafür beginnen aber am zwanzigsten Tag bereits die Beschwerden des Alters. Und selten erreicht ein Mensch dort den zweiunddreißigsten Lebenstag. Der Großvater selbst, mit dem ich sprach, war einunddreißig Tage alt; ich jedoch hätte ihn auf einen achtzigjährigen Greis geschätzt. Vor seinen lidschweren Augen schien ein ganzes Menschenleben vorübergezogen zu sein, und er sehnte sich in der Tat schon ein wenig nach der Ruhe des Grabes!

„Kann man denn in einunddreißig Tagen ein ganzes Erdendasein ausschöpfen?" rief ich aus, und übersetzte ihm meinen Ausruf, so gut es ging, in seine Sprache. Aber er schien meinen Gedankengang gar nicht einmal zu verstehen. Später habe ich dann bemerkt, daß sie in einer einzigen Sekunde soviel erleben können, wie wir in Monaten nicht. So machen sie an Gutem und Bösem nicht weniger durch in dreißig Tagen als wir in unseren siebzig oder achtzig Jahren! Sie erkennen gar nicht, wie kurz ihre Dauer ist.

Diese Tatsachen, die mich erschütterten, kamen mir erst voll zum Bewußtsein, als ich von einem Spaziergang zurückkam. Ich hatte mich allerdings verirrt, lief den ganzen Nachmittag umher, nächtigte in einem Wald und fand mich erst am nächsten Morgen zur Hütte zurück.

Daß eine einzige Nacht ein Geschöpf so altern lassen kann! Die Frau trat mir entgegen; was mußte sich alles in meiner Abwesenheit ereignet haben! Die Spuren davon las ich auf ihren Zügen. Sie schüttete mir ihr Herz aus wie einem vertrauten Freund. Und nach ihrem Zeitmaß gemessen kannte sie mich ja wirklich schon sehr lange.

Kurz nach meinem Weggang gestern war ihr alter Vater gestorben, und sie hatten ihn bereits beerdigt. Dann war ihr Kind schwer erkrankt, war genesen, war wieder erkrankt und wieder genesen. Ihr Mann aber hatte sie in ihren schweren Sorgen allein gelassen: er war von heftiger Leidenschaft zu einer Zigeunerin ergriffen worden. Drei lange Stunden ihres kurzen Lebens hatte meine Wirtin in qualvoller Eifersucht durchwacht; jetzt aber schien sie bereits stiller geworden zu sein.

Übrigens kam gegen Mittag ihr Gatte zu ihr zurück. Aber er machte den Eindruck eines gebrochenen Mannes. Sie versöhnten sich bald; und doch durchlebten sie in den wenigen Sekunden alle Bitternis und alle Süßigkeit, die in solch einer Versöhnung liegen.

Die Tochter war während meines Ausflugs zu einer Jungfrau gereift; und ich erschrak fast vor ihrer wundersamen Schönheit! Ich alternder Mann verlor mein Herz an sie. Zum erstenmal auf meinen Reisen in die entlegensten Winkel der Welt vergaß ich mein Weib, das in England auf mich wartete. Ich liebte eines dieser Wesen, deren Leben nicht länger dauert als das Blühen einer Blume. Ich wußte, daß sie in wenig mehr als der Frist einer Woche zu verwelken beginnen würde, ich wußte, daß sie vor meinen Augen zur Greisin einschrumpfen und dem Tod anheimfallen würde. Ein grenzenloses Mitleid mit ihr ergriff mich. Ich wurde mir der Verant-

(Schluß auf Seite 476)

Silvester

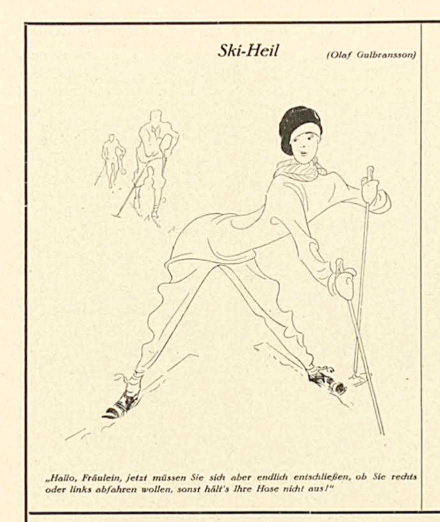
Wie die Rakete steigt,
Fällt und verzischt,
So auch ein Jahr; es blüht,
Welkt und erlischt.

Pandorenbüchsenschreck
Geht von ihm aus;
Was bringst du, neues Jahr,
Uns in das Haus?

Jauchzt, böllert, schießt und knallt!
Ein Purpurstrahl
Verkläre, was uns bleibt:
Nacht, Stadt, und Wald und Tal!

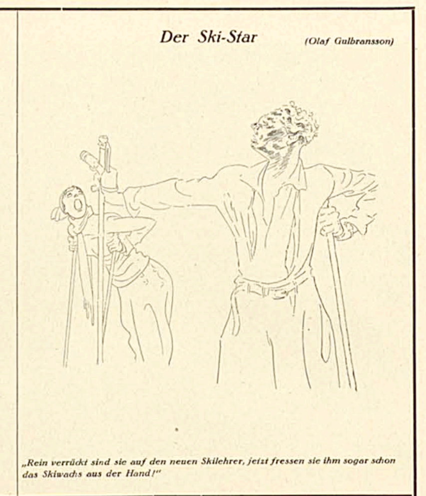
Georg Schwarz

Ski-Heil (Olaf Gulbransson)



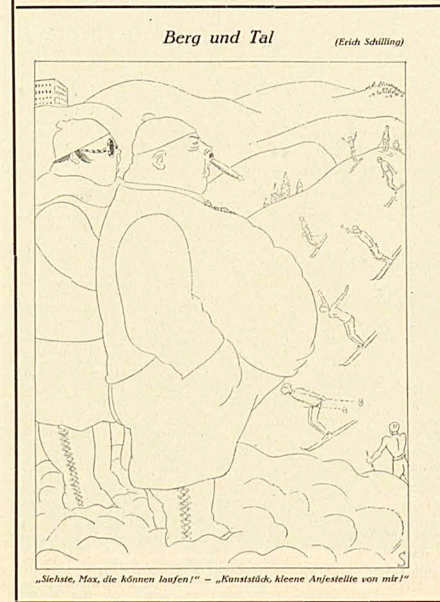
„Hallo, Fräulein, jetzt müssen Sie sich aber endlich entschließen, ob Sie rechts oder links abfahren wollen, sonst hält's Ihre Hose nicht aus!"

Der Ski-Star (Olaf Gulbransson)



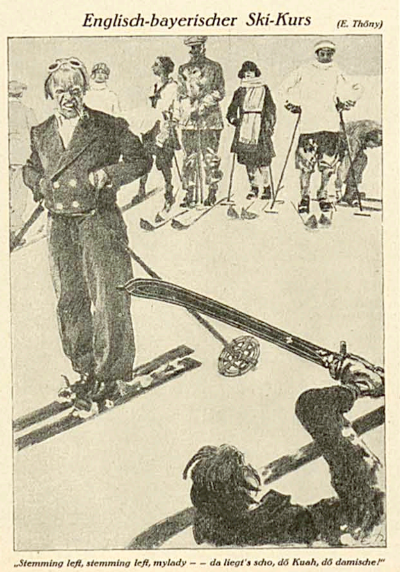
„Rein verrückt sind sie auf den neuen Skilehrer, jetzt fressen sie ihm sogar schon das Skiwachs aus der Hand!"

Berg und Tal (Erich Schilling)



„Siehste, Max, die können laufen!" – „Kunststück, kleene Anjestellte von mir!"

Englisch-bayerischer Ski-Kurs (E. Thöny)



„Stemming left, stemming left, mylady – – da liegt's scho, dö Kuah, dö damische!"

Lieber Simplicissimus!

Der gute Onkel führte den Jungen in ein Spielwarengeschäft. Die Weihnachtsgeschenke sollten umgetauscht werden, da sie dem Jungen alle nicht gefielen.
„Such dir etwas aus, mein Junge“, sagte der gute Onkel.
Und der Junge suchte sich etwas aus.
Zuerst wollte er eine elektrische Eisenbahn sehen. Dann ließ er sich eine Indianerausrüstung aus dem Fenster holen. Dann mußte ihm der Kaufmann einen ganzen Kaufmannsladen aufbauen.
Die Frau des Kaufmanns stand daneben und lobte die Ware.
„Nee — das gefällt mir auch nicht!“, maulte der Junge, „haben Sie nicht ein Marionettentheater?“
„Ja. Auf dem Boden.“
„Holen Sie es doch!“
Und der Kaufmann stieg auf den Boden und holte es. Nachdem sich der Junge ein ganzes Theaterstück hatte vorspielen lassen, gefiel es ihm doch nicht recht.
„Ich hätte lieber einen Wanderzirkus.“
„Ich habe einen im Keller“, seufzte der Kaufmann.
„Kann ich ihn sehen?“
Und der Kaufmann stieg in den Keller und brachte den Wanderzirkus. Er spannte das Zelt, baute die Manege auf, öffnete die Käfige.
Der Junge spielte eine volle Stunde damit. Schon schien es, als wäre es jetzt endlich so weit, da fiel dem Jungen ein: „Haben Sie eine Dampfmaschine?“
„Ja, aber —“
„Nun?“, fragte der gute Onkel.
Die Kaufmannsfrau lächelte sanft: „Ich glaube, das wird für den Buben zu gefährlich.“
„Explodiert sie leicht?“
Die Frau schüttelte den Kopf: „Nein, die Maschine nicht; aber sie steht ganz oben am Regal, und wenn jetzt mein Mann hinaufsteigt und sie herunterholt und der Junge nimmt sie wieder nicht — ich glaube, dann explodiert mein Mann!“

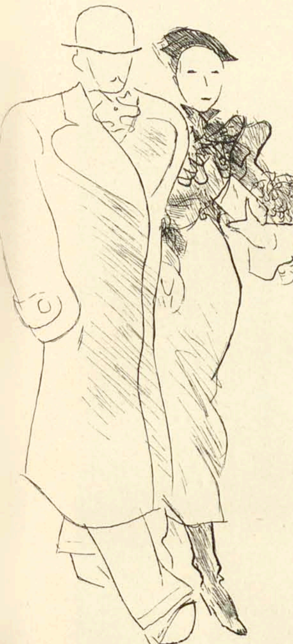
*

Bert steht nicht gerade glänzend. Der Jahreswechsel verleitet ihn deshalb jedesmal zu wehleidigen Reminiszenzen. Als es letztes Jahr zwölf Uhr schlug, hob er das Glas und meinte dumpf: „Schon wieder ein kostbares Jahr meines Lebens unwiederbringlich dahin! Nichts bleibt, als die Erinnerung!“
„Und ein paar prolongierte Wechsel“, meinte sein Freund.

*

Es regnete in Strömen, und der Wind pfiff schauerlich, als ein Trauerzug sich im Friedhof in Bewegung setzte, um einem Toten das Geleite zu geben. Elschen war auch dabei, benahm sich recht manierlich und betete herzhaft. Dann aber, als die Sache doch recht lang dauerte, hielt sie's nicht mehr aus und sagte plötzlich mit ihrer klaren Kinderstimme recht hörbar: „Nein, bei so einem Wetter begraben werden! Ich möcht heut' kei' Leich' sein!“

(R. Kriesch)



Das Haserl. „Also, das Skikostüm können wir gerade noch erschwingen; aber Ski dazu — das wird zu teuer!“ — „Ach, da krieg ich Hildes zerbrochene geliehen, das sieht sehr interessant aus.“

Genügsam

Der Sepp verbrachte die Neujahrsnacht in der Kammer der Marie. Als es zwölf schlug, flüsterte er: „Also, viel Glück und Segen im neuen Jahr.“
„Solang mr net verheirat' sind“, entgegnete Marie, „han e am Glück gnug.“

Fett, laufend

(R. Graef)



„Mach' weiter, Schnucki, mach' weiter! Auf dich warten s' in der Stadt, net auf mich!“

Bleigießen

Die Schüssel steht schon auf dem Tisch,
das Wasser kluckert klar und frisch,
und während andre Neujahr schießen,
gehn wir daran, das Glück zu gießen.

Aus dem bislang genoßnen Punsch
steigt mancher hochgemute Wunsch,
den aus dem Bleiklump zu gestalten
wir tapfer unsren Löffel halten.

Ich tunke kaum den Löffel ein,
da hör ich schon die andern schrein:
„Ein Schiff! . . Daran ist nicht zu tippen,
ein Schiff inmitten vieler Klippen!“

Das Ding ist wunderlich gezackt,
verdrückt, verspliſſen und verzwackt.
Ein Schiff, scheint es den braven Leuten?
Dann soll es gute Fahrt bedeuten.

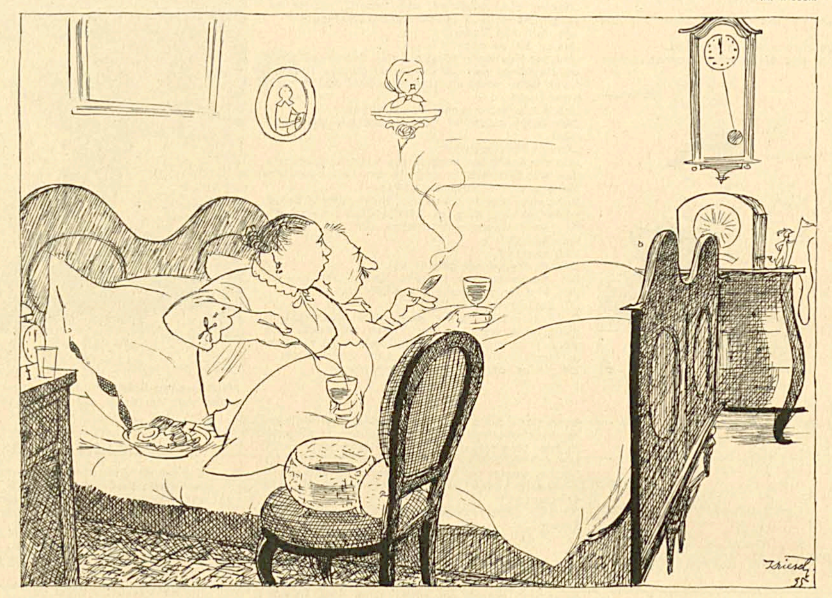
Mich stören Klippen nicht und Riff.
Was wäre ohne sie ein Schiff?
Man steuert doch, um auszuweichen
und seinen Hafen zu erreichen.

Und steuerst du auf rechte Art,
bekommst du auch die rechte Fahrt.
Nur laß uns neue Segel setzen,
die alten sind ja nur noch Fetzen!

Karl Bröger

Eine Minute vor zwölf

(R. Kriesch)



„Obacht geb'n, Alte! Bal mir 's net genau ankemma sehg'n, g'freut mi 's Jahr as ganze Jahr net!"

Gullivers letzte Reise

(Schluß von Seite 473)

wortung bewußt, der Verantwortung, ihr jede Sekunde der kurzen Spanne froh zu machen. Mit ihr verbrachte ich die zehn glücklichsten Tage meines Lebens. Und ich hoffe, daß ich, obwohl ich im Verhältnis zu ihrer Beschwingtheit soviel schwerfälliger und dabei selbst nur ein Sterblicher war, ihr den flüchtigen Augenblick ihres Daseins reich und heiter gemacht habe.

Als ich sie an ihrem neunzehnten Tag verlor, brach ich nach der Hauptstadt auf. Meine kleine Blume war erblüht und verwelkt in einer Zeit, in der mein Fingernagel am rechten Daumen nicht einmal nachgewachsen war; ich hatte ihn mir noch auf der „Raspberry" abgebrochen.

Auf meiner Wanderung nach der Hauptstadt der Insel erfüllte mich neben der Trauer um den Verlust der Entschlafenen fast etwas wie ein bewundernder Neid auf das Schicksal dieser Geschöpfe; es kam mir jetzt vor, als müßten die Erregungen und Leidenschaften, das Glück, die Kämpfe und der Kummer eines vollen Menschenlebens auf die Spanne von wenigen Tagen zusammengedrängt einen kräftigeren und weniger ermüdenden Geschmack bekommen. Ich weiß, daß dieser Gedanke nur eine Täuschung war.

In der Hauptstadt blieb ich an die vierzig Wochen und sah etwa zehn Generationen an mir vorüberziehen. Ich erlebte dort drei Revolutionen, eine Pestilenz, die in zwei Stunden die Gassen veröden ließ, eine lange Blütezeit des Landes, die sich über hundertundzwanzig Tage erstreckte und Handel und Wandel zur Entfaltung brachte, dann eine Wirtschaftskrise, die die solidesten Häuser ruinierte; ich sah Dynastien von Kaufherren entstehen und verkommen, ich sah Schichten der Gesellschaft aus dem Dunkeln auftauchen und die allmähliche Degeneration ihrer Nachkommenschaften, ich sah viel Glück, viel Elend und viel Vergessen. Demnächst werde ich einen ausführlichen Bericht von dem allem herauszugeben versuchen.

Eines Tages legte ein portugiesisches Schiff an der Küste an und nahm mich an Bord. Es gelang mir, den Kapitän zur sofortigen Abreise zu bewegen, denn ich fürchtete, die Mannschaft könnte durch irgendein Ungeschick den gerade lebenden Insulanern ihre kurzen Tage vergällen.

Lieber Simplicissimus!

Man näherte sich stark Mitternacht. „Was wird das neue Jahr bringen?" sagte ein jüngerer Mann, und man sah an seinem Blick, daß er sehr zuversichtlich war.

„Bis zu meinem vierzigsten Lebensjahr hab' ich das auch immer gefragt", erwiderte der alte Brönnecke, „seither frag' ich jedes Jahr: „Was wird es holen?"

*

Sie machten Pläne für Silvester. Man erinnerte sich dabei der Heldentaten der verflossenen Silvesterfeier. „Unser Freund Kümmerle", sagte einer, „hat voriges Jahr den Abend mit einer fremden Dame verbracht; als er am Neujahrmorgen mit brummendem Schädel langsam zu sich kam, fehlten Brieftasche und Chronometer."

„Da ist er noch gut davongekommen", meinte ein anderer, „mein Vetter hat damals mit einer ihm bekannten Dame Silvester gefeiert und ist bis heute noch nicht zu sich gekommen!"

Aus der Praxis

Kommt da ein Mann in mittleren Jahren, etwas schwächlicher Konstitution, mit wahnsinnigen Zahnschmerzen in die Sprechstunde. Es ist auch schlimm: Knochenhautentzündung im Unterkiefer, gerade an der Austrittstelle eines Nerven: der Zahn muß 'raus. Der Patient bekommt eine Spritze zur Betäubung, hält aber vor Schmerzen beide Hände vors Gesicht und krümmt sich nur so. „Gelt", sag' ich mitleidig, „Sie werden halt auch schon viel mitgemacht haben im Leben, da hält man nimmer das aus, wie ein ganz Gesunder!" — „Ja", kommt zur Antwort, „a große Familie."

Stilblüten

„Durch Unvorsichtigkeit entledigte sich der Affe seiner Gefangenschaft und bestieg den nächsten Baum."

*

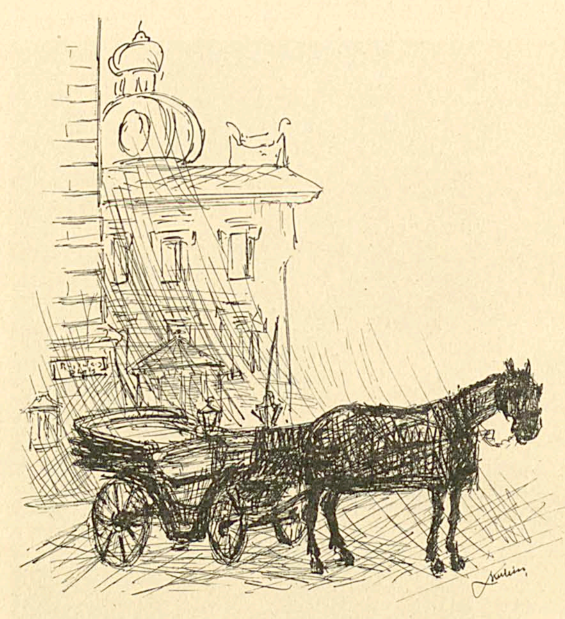
„Den Anwesenden sowie den Austretenden rollten die Tränen aus den Augen. Die Pausen führte die Musikkapelle aus."

Stimmung, Stimmung!

(Kurt Heiligenstaedt)



„Dir geht's wie deiner Karre draußen: mit Spritbeimischung springst du besser an!"


(Alfred Kubin)

Neujahr in Sutschou

Von Fritz Knöller

Am letzten Tag des alten Jahres saß der Töpfer Hüan Jü vor seinem Herd, wo er Tassen und Vasen brannte. Am Fenster bepinselte die durchschimmernde Hand des Töchterleins Tsie Schalen aus Ton und Porzellan. Mitunter schielte sie durch ein kleines, mit einer erwärmten Münze aufgetautes Loch im Fenstereis; denn das halbe Jahr war um, wo der Schuldner mit einem Lächeln an seinem Gläubiger vorbeigehn konnte.
Tsies Augen blickten schon ein bißchen wund vom vielen Schnee; nebenbei sollte sie eine rosarote Blüte malen, die von einem Eiszäpfchen umklammert wird. Daher entging ihr, wie unweit vom Haus der Gläubiger Tschaib im Schneewehen wie an einem zitternden Wandschirm entlangglitt. Jü konnte diesmal nicht durch die Hintertür schlüpfen und sich gleich einem Häslein neben dem Zaun des Nachbarn verbergen.
Tschaib, der Teppichhändler, klatschte den Säbel auf den Tisch und rief: „Mein Geld!"
Jü konnte wundervoll erstaunte Augen machen.
„Für deinen lumpigen Teppich auch noch Geld?"
„Dann gib ihn her, den lumpigen Teppich!"
„Ich hab' ihn weggeworfen."
„Du hast ihn —!!?" Tschaib konnte von der Steppe her gegen den Wind brüllen.
Plötzlich standen zwei Träger unter der Tür und begannen, mannshohe Säcke mit Töpfen, Schalen und Tassen zu füllen. Tschaib sagte nur: „So, Freund." In Tschaib steckte ein Schuß altturkestanischen Räuberbluts.
Der Morgen des neuen Jahres brach an, und wer nicht die Nacht zuvor des Schuldners habhaft geworden war, mußte sich wieder gedulden bis zum fünften Tag des fünften Monats. Viele liefen in Festgewändern einher, auch Tschaib und seine Frau trugen seidene Kleider, doch einen Teppich wie Jü um die Schultern hatten sie nicht. Tschaib kannte vor allen Leuten seine Pflicht. Er umarmte den Töpfer und sprach, die Augen auf den Teppich gerichtet, den Jü ihm schuldete: „Werde reich in diesem Jahr!"
Am zweiten Tag standen die Spieltische auf der Handelsstraße. Tschaib spielte mit Butan, dem Tibetaner. Schließlich verneigte sich der Tibetaner und ging mit leeren Taschen weg.
Stand da nicht Jü mit steifgefrorenen Ohren?
„He, Hüan Jü! Ein Spielchen?"
Jü antwortete nicht.
„Komm, Freund, ich schieße dir vor. — Nein, wirklich. Deinen Teppich lasse ich für ein halbes Jahr ungeschoren." Tschaib ließ sein räuberisches Lachen hören.
Hüan Jü warf 21 Augen. Tschaib wälzte sein Lachen über den Tisch.
„Das als Vorsprung, Freund!"
Was dachten die Würfel in der Hand Hüan Jüs, die vom Ton sanft gerötet war? Bald ging die Ladung Teppiche drauf, die Tschaib auf dem Höcker der Kamele durch das hohe Jadetor geleitet hatte, bald auch erlosch sein räuberisches Lachen. Der Töpfer sagte nur „bitte" und „danke" und lächelte kaum, als gegen Abend ein blaugefrorener Junge kam und Tschaib am Ärmel zupfte. Tschaib war nicht der Mann, dem seine Frau das Spielen untersagen konnte. Unermeßlich aber schien die Neigung, welche die Würfel für den Töpfer hegten. Mitten in der Nacht reckten die Leute von Sutschou die Hälse, als ruchbar ward, daß Tschaib seine Häuser im fernen Kaschgar auf die Würfel setzte. Groß war sein Fluch, da er verlor, und die Gaffer wichen vor seinen Schreien wie vor ausreißenden Rossen.
Und wieder kam der Junge gelaufen, plärrend in die kalte lampenhelle Straße. Tschaib schlug den Schädel auf den Tisch und rannte die Straße hinunter, blindlings zum Jadetor hinaus. Der Geist seiner Frau, der Geist einer Erhängten, saß ihm im Genick.
Hüan Jü aber stopfte beglückt den Mund seines hölzernen Küchengottes voll Backwerk, damit der im Himmel auch günstig über die Jü'sche Familie berichte.

Die Rechnung

Blaue Rauchwolken zogen in dichten Schwaden durchs Lokal. Bumke stupste ärgerlich den unansehnlichen Stumpen seiner Brasil in die Aschenschale, stützte den schweren Schädel schläfrig mit beiden Armen, döste eine gute Weile stieren Blickes vor sich hin und neigte dann das Haupt sachte tischwärts.
Bamser dagegen gab sich, den Kopf hintenübergelegt und angestrengt die Blumenmuster der Decke studierend, elegischen Stimmungen hin. Er stellte innerlich Betrachtungen an über die Vergänglichkeit alles Irdischen und die Flüchtig-

Die Toten im Himalaja

Von Helmuth Richter

Sie schlummern zwischen eiserstarrten Wänden,
Umrauscht von weißen Stürmen und Lawinen.
Kein Ort, wo sie so selig Ruhe fänden:
Die kleine Welt verdämmert unter ihnen.

Doch grüßt die Sonne, der sie ewig dienen,
Die Gipfelflur mit ersten Purpurbränden,
Dann heben sie das Haupt aus Marmorhänden,
Ein Kinderlächeln spielt um ihre Mienen,

Sie stehen steil im Licht und schwingen Fahnen
Wie Flammen, die der Menschheit Wege bahnen,
Wie Fackelträger kommender Gezeiten! . . .

Was ist das Leben? Nur ein Vorbereiten:
Sich sehnen, dulden, kämpfen, aufwärtsschreiten
Und im Verfall Unsterblichkeit erahnen . . .

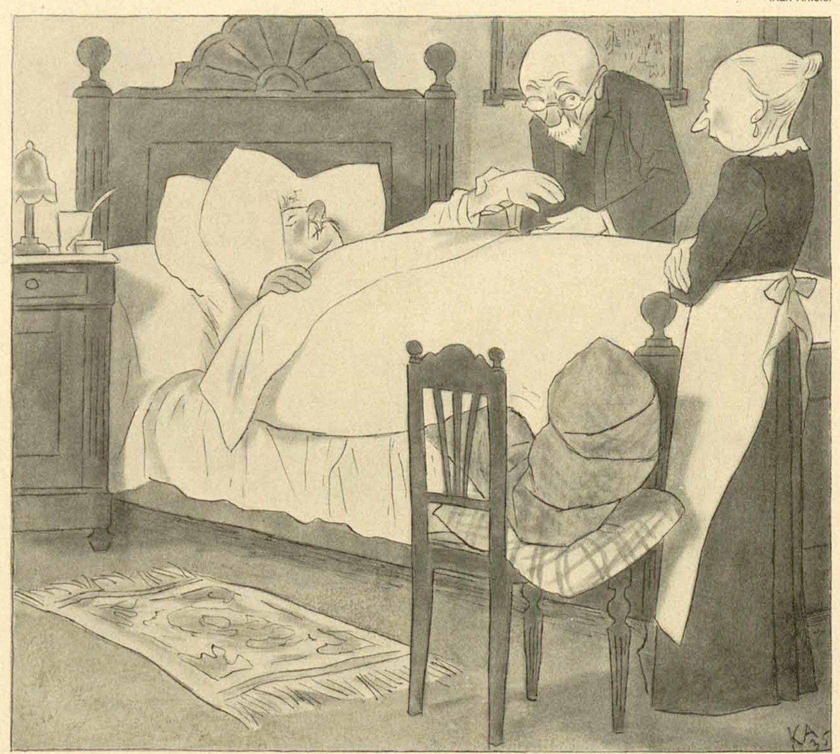
Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 13000 II. Vj. Pl. 3 ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● **Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.**

keit des menschlichen Daseins. Darüber wurde ihm recht schwer ums Herz. War es denn in Ordnung, zum Beispiel in der Ehe so aneinander vorbeizuleben, wie es er und seine Frau, und noch in höherem Maße Bumkes taten? He! War es denn in Ordnung?
Er schüttelte seinen Kumpanen in einer plötzlich aufflammenden Wut, daß der erschreckt auffuhr. „Warum soll es nicht in Ordnung sein?" meinte Bumke schläfrig. „Unser Eheleben ist ja so mustergültig verlaufen. Wir haben nur selten Meinungsverschiedenheiten gehabt und sind einander auch nicht auf Augenblicke überdrüssig geworden. Sag' das mal ein anderer von seiner Ehe!" Er rekelte sich selbstgefällig.
Bamser lachte, als er dies hörte, höhnisch auf. „Mustergültig! Weißt du", schrie er ein wenig zu laut, „wie lange du mit deiner Frau wirklich zusammen gelebt hast?"
„Im Januar werden es dreißig Jahre, genau wie bei dir", erwiderte Bumke und gähnte ungeniert.
Bamser sah ihn empört an. Diese Gleichgültigkeit war fürchterlich. „Ich werde dich zwingen", schrie Bamser deshalb wild, „der nackten Wahrheit ins Gesicht zu sehen, dann werden dir die Faxen vergehen! Also, pass' auf! Acht Stunden täglich warst du mindestens im Geschäft, der Fabrikation mehr oder minder geschmackvoller Uhrenanhänger obliegend."
„Stimmt", sagte Bumke.
„Ein Drittel der dreißig Jahre muß deine Frau also schon in Abzug bringen. Dann pflegtest du sie täglich, beziehungsweise nächtlich, mindestens acht Stunden lieblos anzuschnarchen; macht wieder ein Drittel oder weitere zehn Jahre."
„Stimmt", sagte Bumke.
„Um zwanzig von den dreißig Ehejahren ist also deine Frau um das in dieser Zeit mögliche Eheglück betrogen worden!"
„Stimmt", sagte Bumke, „falls wir so viel Glück hätten produzieren können. Uhrenanhänger machen ist leichter — und Schnarchen auch."
„Aber nicht genug", fuhr Bamser erregt fort, „daß das arme Weib schon um so viel Lebensglück gebracht worden ist, du hast zu allem Überfluß hin auch noch täglich eine Stunde Mittagsschlaf gehalten; das macht, wenn ich nicht irre, vierzehn Monate eurer Ehe aus; für den Stammtisch, den Kegelabend (die Übungen für die Meisterschaften und die Ausscheidungskämpfe für die Keglerolympiade nicht eingerechnet), die verschiedenen Vereinssitzungen hast du wöchentlich rund fünfzehn Stunden gebraucht, macht zusammen etwa dreißig Monate; für sogenannte „Überstunden" (in denen du kleinen Extravaganzen obzuliegen pflegtest) und für die unterwegs verplemperte Zeit sind annähernd so viel, sagen wir achtundzwanzig Monate, angemessen. Ergeben sich also, hörst du, zweiundsiebzig Monate oder sechs Jahre, um die du deine Frau auf recht zweifelhafte Weise betrogen hast. Zusammen macht diese Rechnung deiner nie wieder gutzumachenden Schuld sechsundzwanzig Jahre. Verblieben also für euer wirkliches Zusammenleben sage und schreibe vier Jahre. Und wahrscheinlich gehen davon noch einige Monate ab für die Arbeiten an deinem Briefmarkenalbum, die Sensationen, die sich durch andauerndes Drehen am Radio ergeben usw., usw. Mußt du nicht vor Scham in den Boden sinken angesichts dieser Zahlen? Drücken sie nicht Unbegreifliches aus?"
„Oh, im Gegenteil!", antwortete Bumke nüchtern, „erst jetzt ist mir klar, warum wir all die Jahre hindurch so gut harmoniert haben."

oje

Der Fluch des Tut-ench-Amun

(Karl Arnold)



„Nie hat ihm was gefehlt, Herr Doktor, aber seit er das Buch über die Ausgrabung des ägyptischen Königs gelesen hat, klagt er über Rheumatismus!"

Osservatore Romano und Südtirol

(E. Thöny)



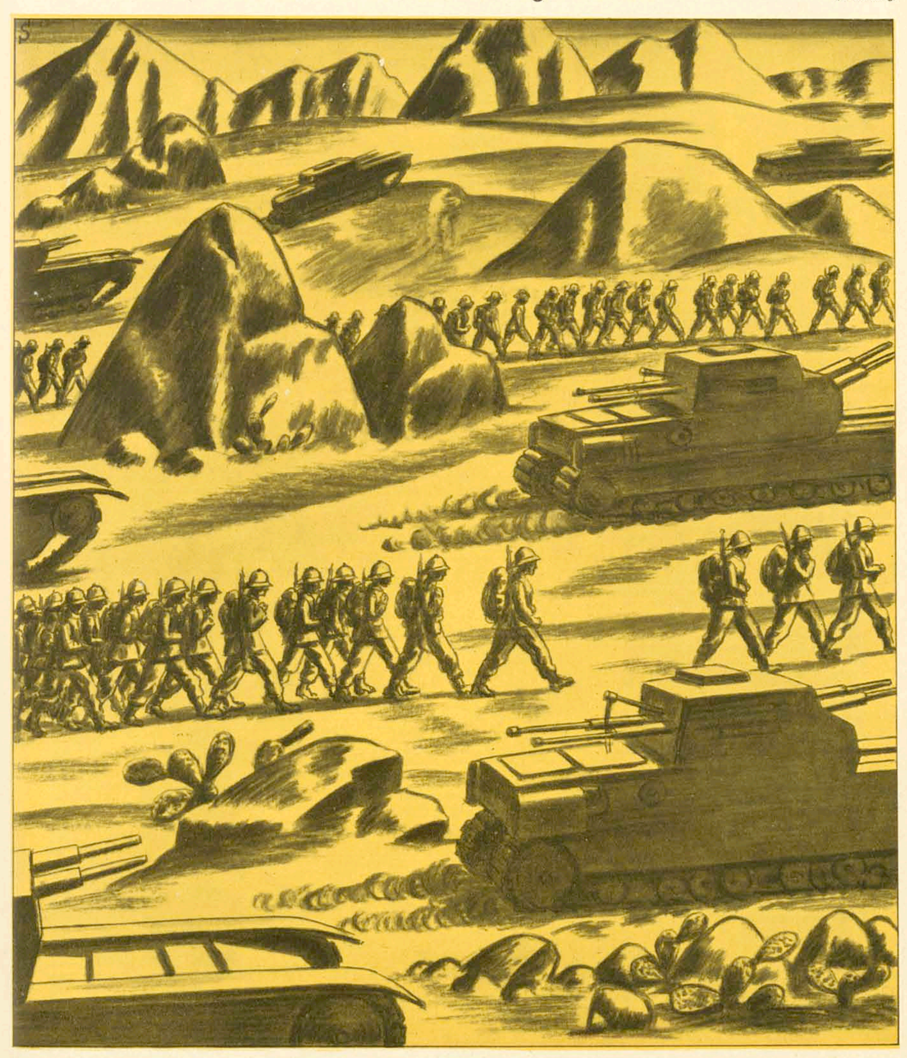
„Hoscht g'hört, Jackele, wos in dem vatikanischen Blattl drin schtoht? Daß der Chrischtbaum heidnisch, proteschtantisch und ruchlos sei?" — „Ruchlos? Der riacht do ganz guat. Ham s' eppa an Schnupf'n im Vatikan?"

München, 5. Januar 1936 Preis 60 Pfennig 40. Jahrgang Nr. 41

SIMPLICISSIMUS

Der Stiel wird umgedreht

(E. Schilling)



Sonst kamen immer die heiligen drei Könige aus Morgenland und brachten ihre Gaben. Heuer macht zur Abwechslung das Abendland seinen Gegenbesuch, um sich selber zu holen, was es braucht.

Hinterher

Wir tranken heiße Pünsche.
Wir schossen heiße Wünsche
uns wechselweis ins Herz.
Nun sind wir wieder nüchtern
und blinzeln blöd und schüchtern
dem Alltag auf den Sterz.

Die Dünste sind verflogen.
Was wir uns vorgelogen
mit strahlendem Gesicht,
als wir so hübsch beschwiemelt,
zerbröselt und zerkrümelt
im grauen Morgenlicht.

Wir denken kühl und bieder
bloß an uns selber wieder
und was uns fördern soll.
Die Wünsche und Promessen,
futsch sind sie und vergessen —
Wer nahm's zu Protokoll?

Ratatöskr

Joseph im Königsmantel / Von Nikolaus Schwarzkopf

Eines Tages, als Jesus kaum sechs Monate alt gewesen sein mochte, war Maria in die Nachbarschaft gegangen, und Joseph betreute von der Werkbank aus den Kleinen, der in den Hobelspänen fest schlief. Als Joseph den längsten Hobel, die sogenannte Rauhbank, auf einen knorrigen Balken setzte und heftig hin und her schlitterte, begannen die nackten Beinchen zu strampeln, die dicken Ärmchen schlugen aus, und die geringelten Bänder fielen dem Kind über Kopf und Bäuchlein und kitzelten. Joseph pfiff ganz leise, um den erwachenden Knaben zu betören, daß er noch ein Weilchen sich gedulden möge, bis Maria komme. Wie gewöhnlich stieß der Knabe erst ein fröhliches Lachen aus, aber gleich darauf verzog er das Gesicht, und Joseph wußte schon: er hat nicht ausgeschlafen, er wird zu weinen anfangen. Da sang Joseph behaglich einlullend sein altes Lied:

„Joseph muß beim Feuer sitzen,
Immer reiben Weiz und Grützen,
Muß ein kleiner Zimmermann bleiben,
Muß dem König die Zeit vertreiben."

Allein der Knabe wollte nicht gesungen haben, schrie lauter in das Geschaukel der alten Stimme, und Joseph legte den Hobel beiseit.
„Ach, ich weiß", sagte er, „was mein Kind will!"
Er nahm es auf und hielt es zum Fenster hinaus, daß die Sonnenblumen auch was hätten, doch das Kind stemmte laut kreischend den Kopf gegen den grünen Schurz.
„Wo bleibt sie nur wieder", sprach Joseph, „wenn sie zur Katherin geht, findet sie nie ein End'!"
Er trug das Kind unterm Arm, zog mit dem andern Arm einen Schemel hervor, stellte ihn mitten auf den Hobelspanberg und setzte den Knaben darauf. Aber der Knabe wollte den Schemel nicht einmal sehen. Joseph lachte laut, sein Spielzeug anzupreisen, doch umsonst. Er sah sich um, was er dem Kind bieten könne, er nahm es auf die Arme, hielt es aufrecht vor sich, ließ es an den Sonnenblumen riechen, die über die Fensterbank hereinglotzten, aber all dies war umsonst.
Da versuchte Joseph, den Knaben auf die Rauhbank zu setzen, auf den breiten Hobel, und der Knabe hörte auf zu schreien. Ein Bein links, ein Bein rechts, und nun ringelten sich an den qualligen Beinchen artig die Späne empor. Der Knabe begann zu lachen, er griff nach den Ringeln, er führte sie an den Mund, er führte sie dem Pflegevater an den Mund, und Joseph biß herzhaft hinein und schollerte sein Lachen heraus.
Jedoch, nachdem der Knabe ein dutzendmal geschlittert war, reckte er sich auf, und dann fing das Geschrei wieder an.
„Immer schreien!", sagte Joseph, „wenn du bei mir bist, mußt du auch immer schreien! Warum nicht wie bei deiner Mutter liebreich reden und beweisen, daß du kein Mensch bist? Und warum nur immer mit ihr reden und nicht auch einmal mit mir, deinem Pflegevater? Bin ich nicht gut zu dir? Ach, nur einmal gib auch mir ein kleines Zeichen, daß ich glauben kann, was deine Mutter sagt. Komm, laß den armen Joseph auch einmal ein kleines Wunder sehen oder hören!"
Der Knabe redete nicht und weinte weiter. Nun warf Joseph sich auf den Haufen der Hobelspäne und wühlte sich hinein; er belud sich vollauf mit den geringelten gelbweißen Bändern, schüttelte sich verhalten und brüllte wie ein Löwe. Der Knabe, der nebenan auf dem Bauche lag, sah neugierig auf, hob sich auf Hände und Knie, als solle er auch tun, wie ein Löwe tut, dann aber ließ er den Kopf sinken, fürchtete sich anscheinend und kroch heulend davon.
„Wenn sie jetzt nicht gleich kommt", sagte Joseph, „dann trag ich dich hinüber zu ihr!"
Aber Maria kam nicht. Joseph legte den Knaben wieder in die Späne, daß er selber sehe, wie er sich Zeit und Hunger vertreibe, und versuchte nochmals zu singen:

„Joseph baut den allerhöchsten Thron
Von Jerusalem bis Rom,
Steigt selbst in die Spitz' hinauf,
Steckt des Sohnes Kreuzlein drauf."

Auf einmal merkte er, daß der Knabe schwieg, obgleich er nicht am Daumen lutschte. Der Kleine rutschte von seinem Berg herab, kroch heran, kam ganz nah und patschte schon mit der Hand auf des Vaters nackten Fuß.
Jesus wollte das aber nicht, sondern kroch weiter unter die Hobelbank. Als Joseph sich niederbeugte, was es da gäbe, sah er, daß die Sonne einen roten Fleck gelb betupfte. Das Schränkchen da unten stand offen, obgleich der Riegel nicht abgebrochen war. Joseph wollte aber, was da drinnen lag, nicht als Spielzeug herausgezerrt haben, und sprach: „Ah, du hast keinen schlechten Geschmack, Kleiner!"
Und er stopfte, was da hervorlugte, fest ein und schob den Riegel zu.
„Ja", sprach nun Joseph, „wenn du mir auch einmal ein Wünderlein zukommen lassen könntest wie deiner Mutter, dann würde ich dir das Schränkchen öffnen. Wie ist's, mein Söhnchen? Ein Wörtchen nur, ein ganz kleines: ‚ja' oder ‚nein', oder ‚lieber Vater!' — Nicht? Kein einziges? — Dann kannst du bis morgen früh vor dem Riegel hocken und heulen wie ein Schloßhund, das laß dir gesagt sein!"
Der Knabe schrie und schrie und tastete nach dem Riegel, ohne ihn erreichen zu können. Joseph mühte sich an dem Knorren ab, und dabei erzählte er dies: „Soll ich dir sagen, was da drinnen ist? Oder weißt du es? Jedenfalls weißt du es ja, aber ich will es dir doch sagen: Als damals die drei Könige bei uns waren im Stall, da schenkte der schwarze Balthasar deiner Mutter, weil sie immer so fror, diesen roten, blauen, grünen, goldenen Mantel . . ."
Während Joseph dies sagte, beugte er sich nieder und schob den Riegel zurück. Der Knabe hörte auf zu weinen und riß das schwere Tuch hervor und begann hellauf zu lachen. Joseph aber fuhr fort: „Deine Mutter hing ihn sich über die Schulter, der König aber zog mit seinen Freunden des Wegs weiter. Und wie deine Mutter einmal ist, ein wenig eitel wie alle Frauen sind, hat sie darauf bestanden, den Mantel mitzunehmen ins warme Ägypterland, und manchmal — aber das weißt du besser als ich — hat sie ihn auf dem Esel umgehängt, manchmal sogar, wenn sie nebenher lief. Ich, wenn du es nicht selber wissen solltest, hab' den Mantel nie gern an ihr gesehen und hab' immer gesagt: der Mantel gehört unserm Kind und nicht dir! Solche Dinge stehen unsereinem nicht gut an!"
Gold glitzerte in der Sonne! Gold war an die Säume aufgenäht, Gold lag schwer in der grünen Seide, und die Fingerchen des Knaben konnten es nicht haben. Aber der Knabe jauchzte und patschte darauf herum.
„Halt", rief Joseph, „so wollen wir mit den kostbaren Dingen nicht umgehen! Wenn wir das verkaufen, können wir uns ein Haus bauen, wie keins mehr im Dorf steht, das glaub' mir, wenn du es nicht selber weißt. Aber hör' mich an!"
Er faßte mit beiden Händen das geschmiedete Gold, zog es aus dem Schrank hervor, und Brokat und Seide schleiften mit heraus. Er warf den Mantel um und versuchte, die schweren Spangen ineinander zu stecken. Dabei sprach er dies: „Als wir dann hierher kamen in dieses armselige Dorf, trug deine Mutter den Mantel, wenn wir sonntags in die Kirche gingen. Denk dir: sie, eine Königin, und ich, der Zimmermann, mit bloßen, langhaarigen Waden und einem Bart im Gesicht, der niemals eine Schere gesehen. Aber die Frauen des Dorfes fingen an, zu tuscheln! Obgleich ich ihre Sprache nicht verstand, merkte ich doch bald, um was es ging: Der arme Zimmermann und solch ein Mantel!, so tuschelten sie. Und da hab' ich kurzen Prozeß gemacht, und sie, deine kluge Mutter, sah ja schließlich selber ein, daß es so nicht weitergehen konnte."
Bei diesen Worten schritt Joseph in der Werkstatt hin und her und auf und ab, aus dem Sonnenkasten in den Schatten, aus dem Schatten in den Sonnenkasten, und der Knabe saß mit offenem Mäulchen da und hielt die dicken Fäustchen neben die Pausbacken. Dann stellte sich Joseph vor den Knaben, warf in weitem Bogen den Mantel auseinander, beugte sich umständlich herunter und hob den kleinen Gott in die bloßen, garstig behaarten Arme, die aus dem Brokat hervorragten. Der Knabe fühlte sich wohl, sein ganzes Körperchen strahlte, und Joseph mußte nicht, woher die Strahlen kamen, aus dem Brokat oder aus dem kleinen göttlichen Kind. Er griff nach der Spange, und Joseph reckte den Kopf weit zurück. Dann sprach er nach den Sonnenblumen zum Fenster hinaus: „Nun, jetzt aber seh ich doch aus wie ein König, jetzt könntest du doch deinem Pflegevater ein Wünderlein zukommen lassen!"
Der Knabe hörte nicht, was Joseph erflehte, und schlug die goldenen Fransen auf die goldene Spange, daß ein artiges Geklingel den Raum erfüllte. Joseph ließ die Augen unentwegt auf des Knaben Mund haften. Doch war es ihm: Englein schwirrten in dem Lichtkasten umher. Aber

(Schluß auf Seite 486)

Weidmanns Fluch

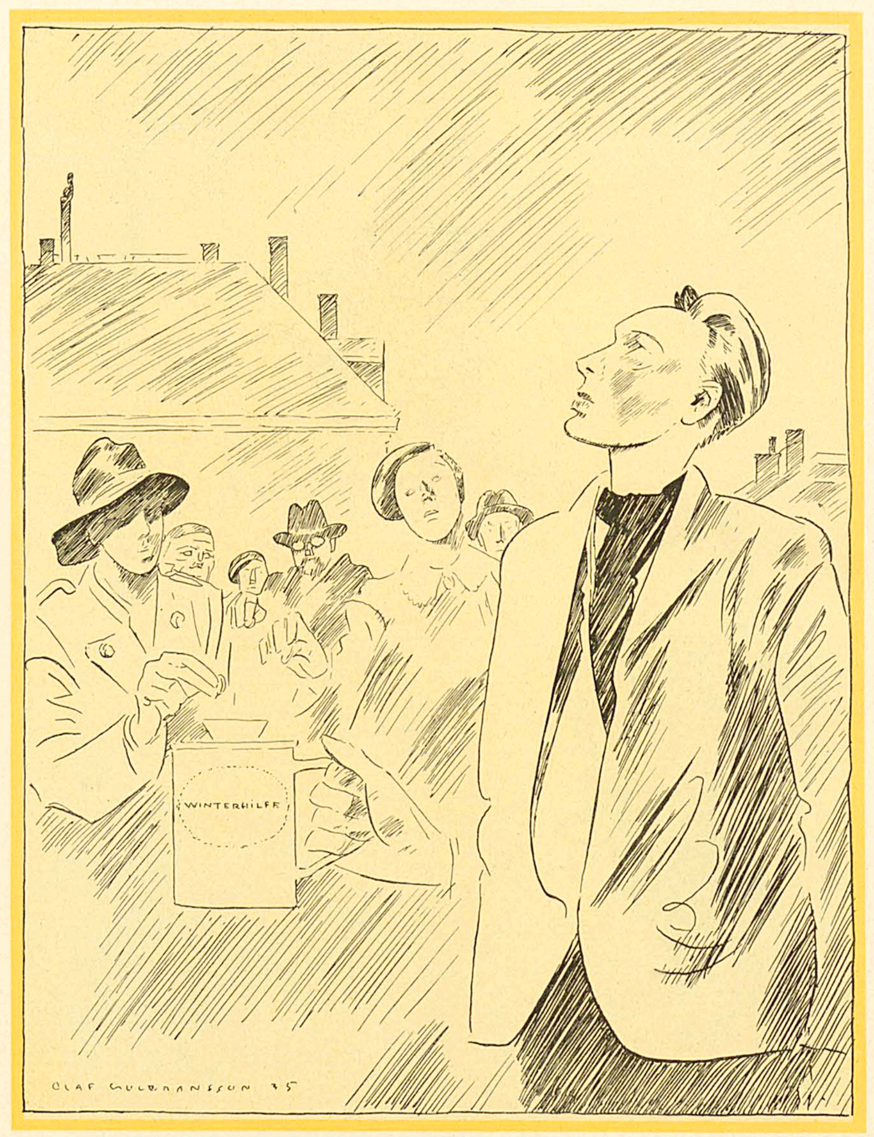
(Karl Arnold)



„Zum Donnerwetter, findet man denn die Fasanen bloß auf der Speisekarte?!"

Deutsche Stimmen
XX

(Olaf Gulbransson)



„Was heute nicht geschieht, ist morgen nicht getan,
und keinen Tag soll man verpassen.
Das Mögliche soll der Entschluß
beherzt sogleich beim Schopfe fassen. . .“

Goethe (Faust)

Joseph im Königsmantel

(Schluß von Seite 482)

er wollte jetzt keine Regung der göttlichen Lippen versäumen. Er riß die Augen auf und sang leise. Er sang:

„Kommt der Joseph in den Himmel hinein,
Knäblein wird dann König sein,
Knäblein wird zum Herrgott sagen:
Vater Joseph soll auch 'ne Krone tragen!"

Es war Joseph, als schwebten wirklich Englein um ihn her, aber er wollte nicht aufsehn. Er fürchtete auch, daß er diese Englein, falls er aufgesehen, schließlich doch nicht wahrgenommen hätte, wie schon manchmal, und so ließ er den Blick fest auf des Knaben süßem Mund.

„Das Lied hat dein Pflegevater nicht selbst gemacht", sagte er nach einer Weile, „deine Mutter hat's gemacht, die im Tempel erzogen wurde und die Sprachen der Völker versteht. Ich hab' gehört, daß die drei Könige damals nur zu uns gekommen sind, weil sie für ihre Völker den Frieden suchten, und weil auch die Hirten den Frieden suchten, die Hirten und die Zimmerleute, die Kesselflicker, die Maurer, die Winzer, die Schneider und wie sie alle heißen mögen: Ob du, mein lieber Pflegesohn, diesen Frieden den armen Leuten auch wirklich bringen wirst? He? Kann ich das von dir erfahren? Oder muß ich warten wie andere Leute auch, bis du ein großer Mann geworden bist? Und das will ich auch noch sagen: ein Extrawürstlein soll mir dein himmlischer Vater nicht braten, das heißt, er soll mir nicht jetzt da ein Wunder wirken durch deinen unmündigen Mund, das bin ich gar nicht wert, aber wenn er, wie deiner Mutter so oft, mir nur ein einziges Mal einen kleinen Wink geben wollte, das wär' fein! Ich bin ja nur ein Rüpel, und vielleicht bin ich auch gegen deine Mutter gar nicht lieb genug. Soll ich ihr den Mantel zurückgeben? Sag' gar nichts! Nicke nur oder schüttle den Kopf! Mach's kurz, ich bin schon zufrieden! Ich könnte ja einen Schrank schreinern für den Mantel. Und ich könnte mich sonntags ein wenig besser kleiden, das könnt' ich."

Der Knabe hatte ein Stück der goldenen Borte losgerissen und jauchzte. Joseph begann ebenso zu jauchzen und warf den Kopf aufgerissenen Mundes in den Nacken: vielleicht kam doch noch ein Wörtlein! Da sah der Knabe in dem weiten Loch, das sich in dem Gewirr des Bartes aufgetan, einen langen gelben Zahn aufragen wie einen Pfahl auf dem Zimmerplatz, und er ließ von der Borte ab und griff hinein in den breiten Mund des Joseph. Joseph hielt still, und da das zahnlose Mäulchen des Knaben auch weit geöffnet war, meinte er schon, auf der kleinen Zunge da drinnen ein Wort sich bilden zu sehen. Allein das Mündchen schloß sich wieder, und die kleine Hand kam aus Josephs Mund und ballte sich zur Faust. Auch die andere Hand ballte sich zur Faust.

„Aber los jetzt", rief Joseph, denn er wußte, was jetzt kommen mußte, „was braucht dein himmlischer Vater für den Zimmermann eine Extrawurst zu braten! Hau ihn, den Zimmermann, denn er verdient's nicht besser!"

Und der Knabe schlug mit den Fäusten auf Joseph drein, so fest er nur konnte, auf Stirn, Nase, Wangen und auf den kahlen Scheitel, faßte die Ohren und zog daran, ergriff ganze Strähnen des borstigen Bartes und wollte sie ausreißen und lachte dazu, weil auch Joseph hellauf lachte. Aber dann, als die Fäuste müde waren, spitzte der Knabe den Mund, als ob der Mund nun wirklich etwas sagen wollte, die Fäustchen schoben die Borsten beiseit', und Joseph ward mitten in das Gestrüpp hinein geküßt.

„Das ist genug für den Joseph", sagte er und herzte das Kind, wie er es nie geherzt hatte.

Da kam Maria gelaufen. Sie rannte mit fliegenden Gewändern über den Platz, weil sie sich verspätet hatte. Doch als sie an die Werkstattür kam, blieb sie wie versteinert stehen.

„Ach, du bist's ja nur!", sagte sie, „wie bin ich erschrocken!"

„Vor mir brauchst du nicht zu erschrekken", erwiderte Joseph, „den Mantel hab' ich nur deshalb hervorgeholt, weil der Knabe geweint hat und unartig wurde, und weil ich mir nicht anders zu helfen wußte."

Maria aber trat in den Sonnenkasten mitten hinein und griff mit beiden Händen um sich, und es war Joseph, sie klatsche kleinen Engelsknaben auf die Bäckchen. Sie nahm ihm das Kind ab, und nun sah Joseph wirklich, daß der ganze Sonnenkasten erfüllt war von bunten Englein, die da auf und nieder schwebten und hin und her, und die ganz überschüttet waren von Sonne und Gold. Er kniete in die Hobelspäne nieder und reckte die Hände betend zu den Englein hin.

„Bleibt doch", rief Maria, „warum eilt ihr so?"

Aber sie wirbelten zum Fenster hinaus, und die Sonnenblumen bogen sich. Joseph stand starr.

„Nun hab' ich's einmal gesehen", sagte er, „schau, wie die Blumen sich noch bewegen. Das war fein, Maria, das war fein!" Und er lehnte sich im Königsmantel an die Hobelbank, auf der Maria schon das Kind an der Brust hielt . . . „Es ist doch gut, daß ich ihn angezogen habe", sagte er, und nach einer Weile, da er auf Maria starrte: „Das aber hätten sie sich auch noch betrachten können, dieses Bild, wie Maria ihr Kindlein stillt. So eilig hätten sie es nicht zu haben brauchen, denn so etwas Schönes sehen sie im Himmel nicht!"

Lieber Simplicissimus!

Mein Freund Hans ist glücklicher Familienvater geworden. Er läßt sich von den Kollegen beglückwünschen.

„Ist alles gut verlaufen?" fragt einer teilnahmsvoll.

„Das schon", erwidert Hans seufzend, „aber es waren schwere Stunden; ich hab' zweimal vespern müssen, bis alles überstanden war."

*

Der Einkäufer einer englischen Handelsgesellschaft war mitten im Sudan stationiert, meilenweit von jeder menschlichen Siedlung entfernt. Gnadenlos brannte die afrikanische Sonne hernieder, die öde Landschaft bedrückte ihn, Einsamkeit starrte ihn an. Schließlich hielt er es nicht mehr aus und drahtete nach der Küstenstation:

„erbitte dringend ablösung stop unmöglich hierzubleiben, da von Löwen elefanten wölfen eingeschlossen".

Umgehend funkte der Chef zurück:

„wölfe nicht im sudan",

worauf der tropenmüde Einsiedler antwortete:

„gestriges telegramm betreffend, annulliere wölfe".

*

Büchele hatte schon nach wenigen Wochen seinen Radio gründlich satt; selbst die mühsam zustandegebrachten Anschlüsse an fremde Stationen konnten ihn nicht mehr begeistern. „Man kommt vor lauter Nebengeräuschen zu keinem reinen Genuß", sagte er mißmutig und stellte den Apparat auf die Seite. „Heirate", meinte da sein Freund, „das ist die beste Schule, um Nebengeräusche ertragen zu lernen."

Eine Frau denkt über die Romanbeilage nach

Von Anton Schnack

An einem Tisch, von Wachstuch bespannt,
Sitzt die Gattin Sophie Dahinten und liest den Roman, „Falsche Papiere" benannt.

Das ist der Augenblick, wo tausend Frauen sich selig erlösen
Vom Tageseinerlei, von Krämerschulden und Schlafzimmerdösen;
Der Augenblick, wo der beginnende Altersbauch von Joseph Dahinten aus Sophies Bewußtsein geht,
Und wo sie statt dessen mit dem bezwingenden Künstler Norbert Hermanek auf einer Terrasse steht;
Oder mit dem eleganten Vierziger Baron Carolus bei Sekt in der Dianabar soupiert —
(„Mutter, Mutter", nagt es dazwischen, „schau doch, wie mich das süße Schleifchen ziert!")

Aber Mutter ist jetzt im wirbelnden Glanze der großen Welt
Und wird sich selbst zur Heldin, die die Autorin Anny von Panhuys folgendermaßen hinstellt:

„Sie besaß eine hochelegante, champagnerfarbene Robe aus hauchfeiner Seide,
Köstliche Stickereien durchbrachen sie unauffällig, dazu trug sie altes Familiengeschmeide.
Frau von Lichberg (die ist doch etwas anderes, dachte Sophie, wie die gewöhnliche Frau Schlittig)
Bewunderte Charlotte (im Augenblick Sophie Dahinten selbst) entzückt und aufrichtig:
„Charlotte, Sie werden auf der Kurterrasse viele Neiderinnen finden,
Und jede andere Frau wird vor Ihrer anmutigen Schönheit und Grazie verschwinden.
Und Norbert Hermanek (der Charlotte verließ) muß schon eine besondere Geliebte mitbringen,
Die sich in Ihrer Nähe behaupten kann; ich glaube, sein Herz wird vor Ärger zerspringen."
Charlotte lachte, aber das Lachen kam aus einem wehen Herzen und verwundeter Liebe —
(Auch Sophie reißt es aus ihrer Illusion; denn „Mutti", schreit Mädi, „der Kurt gibt mir Hiebe!"

Da wird es in der Frauenseele hell und licht,
Und Sophie (leicht erbittert) spricht:

„Der Roman in der Zeitung befreit vom Kartoffelschälen und von der Wascherei mit Persil,
Der Roman ist für uns Gelangweilte und Vertrocknende das einzige Lustventil!
O berückendes Leben darin, voll Baronen, Promenaden, Soupers und Terrassen,
Wir aber spülen von Tellern das Fett, machen die Betten, hantieren mit Eimern und Tassen.
Dort wird geliebt, geflirtet, geküßt, geschworen, geschmückt,
Während uns kein Mann mehr vergöttert und Küsse auf Hände und Lippen drückt!
Alle Romanmänner sind schlank, rassig, lächeln, sind Flieger, Künstler und Kavaliere,
Nur unsere Männer sind dick, schwerfällig, vermiest, verkalkt vom Sitzen und Biere . . ."

In den Dünen

Als ich mich vor ein paar Jahren von einem biederen Hochseelotsen von Emden nach einer der kleinen Nordseeinseln herausfahren ließ, um in aller Stille einige Seeaufnahmen zu machen, tauchte plötzlich aus einer mit Sträuchern bewachsenen Dünenwellung eine Gestalt auf. Der sich vor meinem Objektiv bewegende Mann verdeckte mir eine hübsche Brandungswoge, die ich eben auffangen wollte. Ich winkte ihm mit der Hand, daß er zur Seite gehen sollte. Er aber hielt meine Geste für einen freundlichen Gutenmorgengruß und winkte zurück. Bald darauf trat er zu mir. Er sah mir mit seinen hellen Blauaugen lächelnd in das Gesicht und sagte: „Gauden Morgen ok. Seggen Se mol, is de Kerl hier west?!"

„Nee", sagte ich. „Ik hev keenen sehn. Wat für 'n Kerl?"

„Dann ist dat man got. Enmol hebt se mich fat, do heb ik fifundtwintig kregen." —

„Fifundtwintig, for wat denn?"

„For een kleen biten Tobak, nich mol dortig Pund sweer."

Langsam wurde mir klar: er hatte zweifellos Tabak aus Holland geschmuggelt!

„Und de fifundtwintig hebt Se betolt?" fragte ich.

„Nee, ik hef se afseeten." —

„Dat geit mi nix an. Wat wullt Sie eegentlich?!"

„Mit Ihren Fernrohr könnt Se jo die Gegend een büschen afspekelieren. Wenn denn so een Kerl kümmt, dann fleuten Se mich, als wenn Se 'nen Hund fleuten täten."

Aha, er dachte, in mir einen Aufpasser gefunden zu haben! Als ich meine Bilder aufgenommen hatte, hielt ich nach dem Schwerenöter Ausschau. Ich fand ihn hinter einer hohen Düne. Aus dem vom Seewasser noch feuchten Sande buddelte er Docke für Docke eines exquisiten Sumatratabakes heraus. Die Tabakbündel verstaute er unter seiner Jacke. Dabei sang er auch noch: „Üb immer Treu und Redlichkeit."

Als er mich erblickte, meinte er: „Een schönet Lied, nech? Paßt avers nich ümmer!"

W. B.

Wiener Wochenschau

Unlängst wurde eine Wiener Abendzeitung konfisziert.

Einer Belanglosigkeit wegen.

Der Chefredakteur setzte sich sofort mit der maßgebenden Stelle in Verbindung, versuchte es mit einer Erklärung und verwies darauf, daß dieselbe Nachricht ja auch in den überall erhältlichen und in allen Kaffeehäusern aufliegenden englischen, französischen und tschechischen Morgenblättern enthalten sei.

„Und was wollen Sie damit sagen?" fragte die maßgebende Stelle.

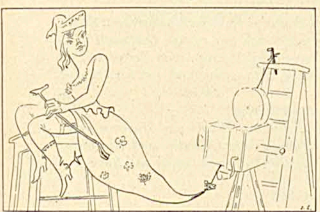
„Nichts weiter, als daß diese Blätter nicht konfisziert wurden!"

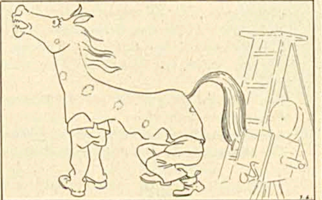
„Tja, lieber Doktor", sagte die maßgebende Stelle überaus liebenswürdig, „dazu hatten wir noch keine Veranlassung — die Übersetzungen werden uns erst in acht Tagen vorgelegt!"

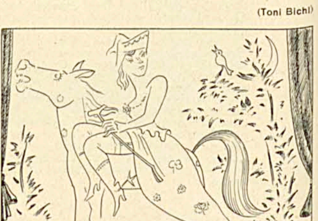
*

Photomontage

(Toni Bichl)







Die erhabene Idee

Ludmilla stockte der Atem: vor ihr ging er! Er, der Angebetete, zu dessen Füßen dreimal in der Woche (Mo. — Mi. — Fr.) die Scharen der Hörer und Hörerinnen (Hörerinnen!!) sich drängten, um in die Geschichte der Literatur der neuesten Zeit eingeführt zu werden, nein!, um seiner weichen, klingenden, in entsprechenden Fällen sich zur Musik steigernden Stimme zu lauschen, um das nervöse Spiel seiner edlen Hände, den Anblick seines erhabenen Hauptes zu genießen.
Und er ging auf der Straße vor Ludmilla.
Was heißt: er ging?! Konnte er gehen? Mitnichten: er schritt! Mitten unter profanem Volke, zwischen hupenden und stinkenden Autos, zwischen klingelnden Straßenbahnen, schreienden Händlern. Nicht, daß er sich mit dem Volk vermischte! Er schien derer, die um ihn wimmelten, nicht gewahr zu werden, achtete ihrer nicht. Er war in einer höheren Welt.
Ludmillas erste Regung war, an ihm vorbeizugehen, ihn ehrfurchtsvoll zu grüßen, um vielleicht ein leichtes Neigen seines Hauptes, einen seiner milden zerstreuten Blicke (— wer bist du, Menschlein unter mir —) zu erhaschen. Doch im nächsten Augenblick verwarf sie solch lästerliches Tun. Ihn stören! Ihn dem gewaltigen Kreis hehrer Gedanken entreißen, der ihn umgab! Nimmer!
So beschloß Ludmilla, ihm zu folgen, schlicht, unbemerkt, eine namenlose Jüngerin. Das hatte übrigens seine Schwierigkeiten. Der Verkehr war dicht, die Gefahr groß, ihn in der Menge zu verlieren. Vor allem aber: Er schritt sehr schnell, man könnte fast sagen: er stürmte. Der Titan! Mit jener fast kindlichen Rücksichtslosigkeit großer Geister bahnte er sich seinen Weg durch das Gedränge. Grün, gelb, rot leuchteten die Verkehrsampeln. Er achtete es nicht. Er stürmte. Wie gerne hätte Ludmilla an den gewaltigen Ideen, die ihn bewegten, teilgenommen. Allein, sie wußte, daß sie dessen nicht würdig war. Und sie wußte, aufmerksame Schülerin, daß das Genie einsam sei. (Wie oft hatte er das selbst gesagt, und dabei schmerzlich-wissend die Mundwinkel herabgezogen.) Einsam in der Masse! Wie er daherstürmte, vom Lärm umgeben, schien er ihr ein Symbol seiner selbst.
Indessen: er stürmte nicht mehr; er raste, und Ludmilla mußte im Laufschritt gehen, um ihm folgen zu können. Aber wie gut verstand sie: er wollte dem Getriebe, dem Unreinen, entfliehen, das seinen Flug mit harter Wirklichkeit umbrandete; er wollte hinaus in die duftenden Wälder, um seinen Gedanken irdische Form zu geben.
Abermals stockte Ludmilla der Atem. Schreck durchzitterte sie: eines jener schnöden Fahrzeuge hätte an einer Kreuzung fast seinen Leib gefährdet. Er raste so, daß sie für sein Leben zu fürchten begann. Es hätte einer irdischen Hand bedurft, um ihn vor den Fährnissen des Alltags zu schützen. War sie ihm nicht von der Vorsehung gesandt?!
Ludmilla, voll edler Wallung, faßte einen kühnen Entschluß: Sie wollte zu ihm treten und sagen: „Meister, ich will Euch geleiten.“
Heftig atmend sprang sie vor, um ihren Plan zu verwirklichen, als er, das edle Haupt wie befreit und im Triumph zurückwerfend, mit einem heftigen Satz ihrem Blick entschwand.
Er war in eines jener häßlichen Häuschen aus Gußeisen gestürmt, über denen das schlichte und einsame Wort prangt: „MÄNNER!“

Wolf Joho

Der Modehund

(A. Pichel)



„Nanu, habt ihr 'ne Hundezucht anjefangen?“ — „Nee, det sinn die Folgen 'von, wenn ma heutzutache zu ville Bräutijams hat!“

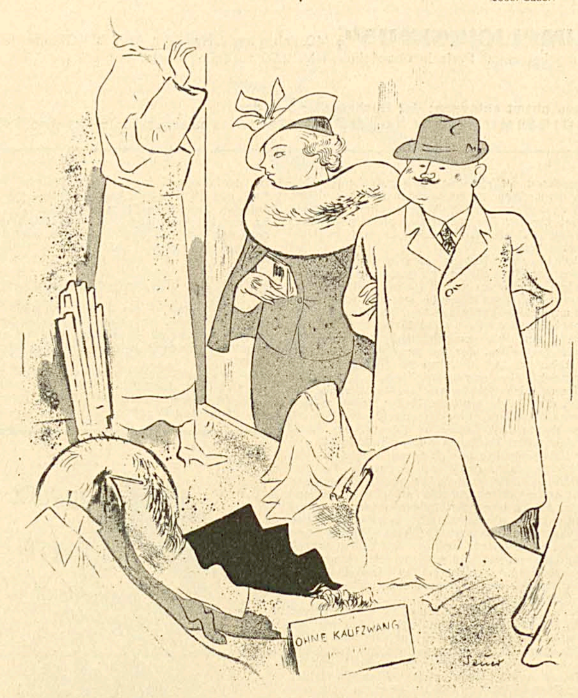
Lieber Simplicissimus!

Der Lehrer prüfte die Literaturkenntnis seiner Dreizehnjährigen. Sie zeigten sich nicht sehr beschlagen. Außer ein paar Klassikern und etlichen Tageserscheinungen wußten sie kaum etwas zu nennen.
„Und welches“, sagte der Lehrer zum Schluß, „ist das Buch der Bücher?“
„Das Kassabuch“, antwortete Richard, der Sohn des Kaufmanns X.



Der Diplomat

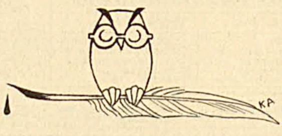
(Josef Sauer)



„Also, Männe: diesen Mantel da mußt du mir kaufen!" — „Wieso muß ich? Da steht doch ausdrücklich ‚ohne Kaufzwang'!"

Karlhannes / Von Karl Springenschmid

„Und dann kam der Steilhang!"
„Welcher Hang, bitte?" Es ist die kleine Dicke oben auf dem höchsten Strohlager, die diese Frage stellt.
„Der Steilhang natürlich!" sagt Karlhannes geduldig, und obwohl es im Schlafraum stockdunkel ist, setzt er sein Lächeln auf, sein „großes" Lächeln, das eine Mischung von Erhabenheit und Verachtung bedeutet.
„Der Steilhang oben auf dem Gipfel. Ich, von oben kommend, stemme blitzschnell ab, nur ganz wenig und links, kaum daß meine Kante über den Schnee haucht, und sehe ihn knapp vor mir — unheimlich, dieser Steilhang! Ich schätze siebzig Grad! Sie alle kennen ihn doch, meine Damen und Herren?"
„Söll woll, kennen tüen mier'n woll!" — es ist eine grobe, derbe Stimme vom untersten Stockwerk herauf, die da spricht, — „er hat bei dreißig Grad! Aber mier möchten hiez gern schlafen!"
Die Stimme hallt unangenehm. Von allen Pritschen ertönen Protestrufe: „Unverschämt! Erzählen Sie weiter, Karlhannes! Bitte weiter, weiter!"
„Bitte, bitte, Karlhannes!" Es ist die kleine Dicke, die so süß flötet.
Und Karlhannes räuspert sich kurz und männlich und fährt fort: „Also, Sie kennen ihn, meine Damen, den Steilhang. Ich, wie schon gesagt, stemme links ab, nur ganz wenig, und reiße die Bretter zusammen. Sie ragen in die Luft hinaus, ins Nichts! Aber was soll ich tun? In Bruchteilen einer Sekunde geht es durch meinen Kopf: Telemark? Quersprung? Scherenchristiania? —"
„Bitte, Scheren —? Wie Scheren — Karlhannes?"
Mit bewundernswerter Geduld antwortet Karlhannes: „Scherenchristiania, das ist so wie Christiania, aber nicht ganz so, sondern rückwärts auseinander. Aber ich habe das alles nur so im Kopf, blitzartig, und sehe vor mir den Abgrund. Da gibt es weder dies noch das. Da gibt es nur eines: Die Bretter zusammenreißen, die Zähne zusammenbeißen und —"
Karlhannes legt eine Pause ein.
Atemlose Stille liegt über allen Strohsäcken.
„Und?" flötet es von oben.
„Und im Schuß über den Steilhang! Der Schnee ist weg. Ich spüre nur Himmel. Wolken! Der Wald stürzt auf mich zu. Es reißt mir die Luft vom Munde weg . . !"
„Gott sei Dank! Hiez mueß er sei Maul halten . . ."
Karlhannes jedoch überhört die unangenehme Stimme aus dem untersten Stockwerk.
„. . . Ich fürchte zu ersticken. Aber mit eiserner Energie reiße ich mich zusammen. Durchstehen! denke ich. Die Bretter flattern. Ein kleiner Ruck und — durchstehen! denke ich. Nur jetzt nicht schwach werden. Wahnsinnig, dieser Schuß! Der ganze Steilhang in Bruchteilen einer Sekunde! Schwindel erfaßt mich. Durchstehen! denke ich und — stehe durch!"
Es ist vollkommen still in dem engen Schlafraum. Ergriffen schweigt alles.
„Stehe durch!" wiederholt die kleine Dicke oben auf dem höchsten Strohsack.
„Was hat'n derfaßt, Sepp?" fragt die rauhe Stimme im untersten Stockwerk.
„Der Schwindel!" sagte eine zweite derbe Stimme.
„Himmelkreuzbirnbam!" Aus der tiefsten Pritsche kriecht eine Gestalt. „Hiez ischt mir dös Gspül z' dumm, Sepp. Hiez wart!" Und die Gestalt tappt zur Tür hinaus in den Vorraum.
„Wieso?" flötet es von oben.
Da kommt die Gestalt wieder daher, zwei Bretter in der Hand.
„Sepp, leucht!"
Eine Taschenlampe tastet in das Dunkel, bleibt an den Brettern hängen.
„So, Herr! San dös Ihre Ski?"
Da fährt Karlhannes auf: „Was wollen Sie eigentlich? Lassen Sie uns schlafen! Was gehn Sie meine Skier an?"
„San dös Ihre Ski, frag i?"
„Selbstverständlich! Aber was wollen Sie damit?"
„Sepp, leucht!"
Der Lichtkegel greift jetzt die Skier hinauf, hinunter, dann leuchtet er die Lauffläche an.
Es ist deutlich zu sehen: an beiden Bretteln sind noch jene Seehundsfelle dran, die der Skiläufer in der Regel nur zum Aufstieg verwendet, nie aber zur Abfahrt, weil ihre widerstrebenden Haare den Lauf völlig abbremsen.
„So, hiez tüen die Damen amol schaugn! Da hat er seine Fell no drauf, der Häuter, der! Mit söllene Fell ischt er über den Hang abgfahren und — mit sein großen Maul!"
„Entschuldigen Sie, mein Herr . . !"
Der Lichtkegel schwenkt herüber, und Karlhannes in seinem geblümten Pyjama, alles helle Empörung, steht in Glanzbeleuchtung da. „Das ist doch unverschämt, mein Herr! Der Schnee —!"
„Sehgn S', Herr, der Schnee, dös ischt dös Guete. Der Schnee schwindelt nit. Wia mier zwoa, der Sepp und i, über dös Hangl gfahrn sein, da ham mier dö Knochenschinderspur da gsöchn und koa Laufrinn' drein. ‚Wia gibt's dös?', ham mier üns denkt. Aber hiez versteh i dös, weil koa Laufrinn' drin sein kann, bal so a Angsthäuter mitsamt die Fell oberfahrt. Und hiez: Guet Nacht beinand!"



Kleine Bemerkungen

Man kann auch mit hundertzwanzig Kilometer Geschwindigkeit hinter sich selbst zurückbleiben.

*

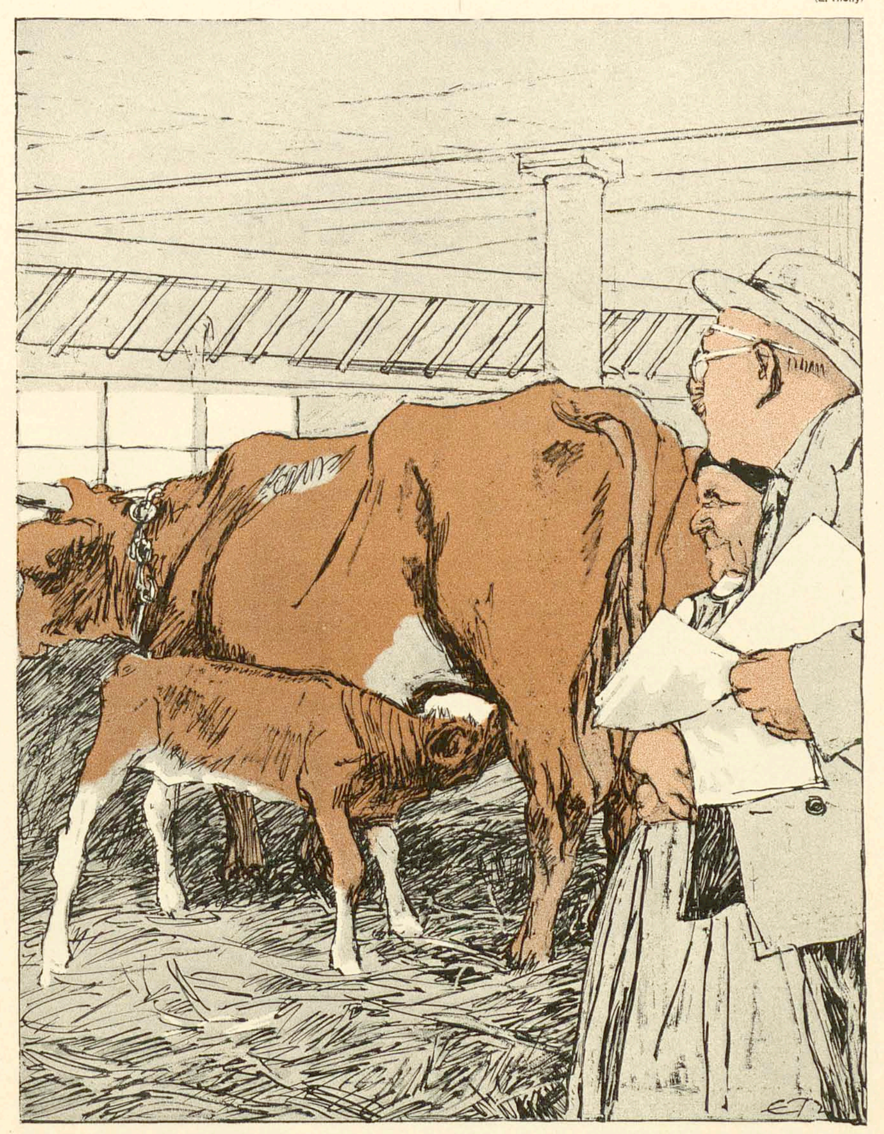
Leute, die keine Rolle spielen, halten sich oft am wenigsten für Statisten.

*

Wer die Devisen der Bergpredigt befolgt, braucht keine andern Devisen. oha

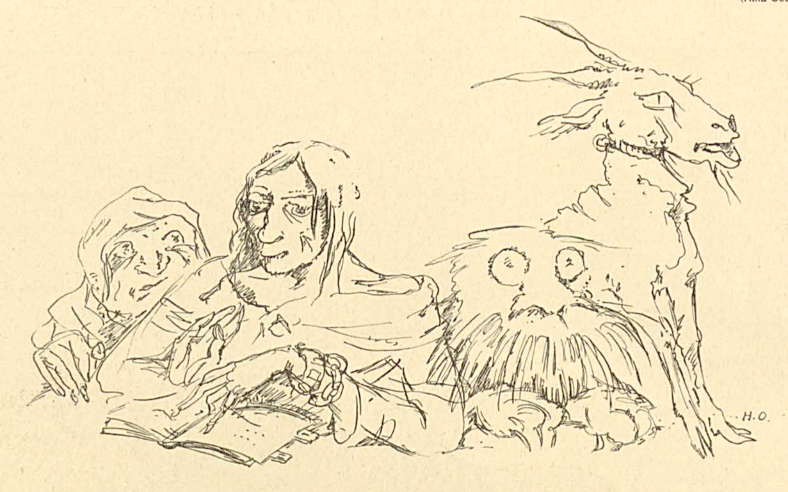
Die Milchvieh-Kontrolle

(E. Thöny)



„Wos? Grad dös Kaibl moanst, soll i nöt aufziahg'n, weil's von ara schlecht'n Kuah is? 's is aber so vui g'scheit!" — „Ja, Bäurin, nacha laß 's halt studier'n!"

(Hilla Osswald)



Der Grund / Von Kurt Pieper

Es war Mitte Oktober, das Wetter war noch ungewöhnlich milde, und die Bäume, selbst im Herzen von Paris, hatten noch den vollen Schmuck ihrer grünen Kronen — kaum, daß hier und da ein welkes goldenes Blatt wie eine kleine verkrampfte Arabeske der Vergänglichkeit über den sonnigen Boden trieb . . .

Aber an den früh dunkelnden Nachmittagen und Abenden machte sich der Herbst schon bemerkbar, und eine plötzliche Kühle sank über die unter Tags in milden Silbertönen schimmernde Stadt.

Gegenüber von meinem Hotel in der Rue L., in die der Lärm des Boulevard Montparnasse nur verworren hineindrang, lag eine kleine, schlecht beleuchtete Weinhandlung, hinter deren Schaufenster man eine armselige Theke und ein paar ungedeckte Tische erblickte. Alles schien recht bescheiden und auch nicht besonders sauber zu sein, aber diese Mängel wurden durch das karge Licht von ein paar viel zu schwachen alten Lampen in eine wohltuend verbergende Atmosphäre rötlicher Dämmerung gehüllt. Nach einigem Zögern, das heißt nach einem gelangweilt-unsicheren Studium der Flaschen, die das düstere Schaufenster füllten, trat ich ein: eine schon sehr in die Breite gegangene Frau in mittleren Jahren mit beneidenswert törichtem Gesicht thronte hinter dem kleinen Schanktisch und begrüßte mich höflich. Ich fragte, ob ich einen offenen Rotwein bekommen könnte, auf den der Herbstnachmittag mir Appetit gemacht hatte — dann setzte ich mich in ein kleines, dunkel verräuchertes Hinterzimmer, in dem man gar nichts mehr von der Stadt hörte, und kostete den Wein, den mir ein Küferbursche in seinem Arbeitskittel brachte . . .

Und dieser Wein war so gut, so milde, so ganz der Herbststimmung eines nicht mehr jungen und vereinsamten Menschen angepaßt, daß ich ihn ganz langsam Schluck für Schluck die Zunge hinabgleiten ließ und mir Zeit nahm, das Zimmerchen und seine Insassen genau anzusehen... Weder die düster-schmuddligen Wände mit ihren paar vergilbten Plakaten, noch die einfachen, von tausendfachem Gebrauch schwärzlich abgenützten Stühle und Tische waren von Reiz, und auch nicht die beiden Kleinbürger, die mir gegenüber saßen und über die mißliche Geschäftslage mit der ungewollten Bonhomie Balzacscher Provinzgestalten debattierten — aber da links saß noch ein Stück Mensch, eine merkwürdige Gestalt, die einen traurigen Zauber auf mich ausübte — ein Mann von etwa sechzig Jahren, der von einem Hauch großer Einsamkeit und Entsagung umwittert schien. Er trank denselben Wein wie ich, aß etwas trockenes Brot dazu und blickte leer und fern vor sich hin . . .

Ich kam fast jeden Tag in dieses Estaminet zurück. Immer war der Wein gleich gut, und immer saß der Alte, der nicht gerade ärmlich, aber vollkommen vernachlässigt angezogen war, an seinem Seitentisch und mummelte sein Brot. Ich bemerkte, daß man ihn mit einer gewissen herablassenden Gutmütigkeit behandelte, als einen harmlosen, etwas vertrottelten Alten, und als ich einmal mit der umfangreichen Geschäftsinhaberin über ihn sprach, erfuhr ich, daß er infolge irgendwelcher Schicksalsschläge nicht mehr ganz richtig im Kopfe sei . . .

Und eines Tages endlich, kurz vor meiner Abreise, führte mich der Zufall an seinen Tisch, da mein Stammplatz von anderen Leuten besetzt war. Obwohl der Mann fast gar keine Notiz von mir nahm, interessierte er mich wie am ersten Tage meines Hierseins, und ich fing unter vieler Mühe ein Gespräch mit ihm an. Sichtlich waren seine Gedanken durch ganz andere Dinge in Anspruch genommen, und er hatte offenbar kein Interesse für mich — aber allmählich taute er doch auf, nicht ohne die lösende Einwirkung einer weiteren Flasche Rotwein — und stockend und zuckend, wie ein ganz kleines Rinnsal aus mühevoll erbohrtem Felsen hervordringt, erzählte er schließlich: „Ich weiß, ich bin heute nur noch ein Wrack . . . Nun, ich war auch vorher, im Leben“ (wie seltsam, daß er von sich bereits wie von einem Toten sprach!) „nicht viel, nur ein kleiner Bankbeamter, und ich lebe jetzt von meiner Pension, die ich Gott sei Dank bekomme . . . Es ging nämlich nicht mehr mit mir weiter . . .“

„Warum nicht?“ warf ich ein.

Er zuckte ergeben die Achseln: „Wissen Sie, es ging alles ganz gut, ich war schon zwanzig Jahre an der Kasse tätig, ich war glücklich verheiratet und hatte liebe Kinder, zwei Söhne — bis ich Daniela kennenlernte. Ich konnte mich nicht mehr von ihr trennen, sie war für mich der Inbegriff aller Schönheit, allen Glückes. — Ich kann Ihnen die Bilder zeigen, die ich von ihr habe — da werden Sie sehen, wie sehr

Uhr und Zeit

Uhr:

„Du liebe Zeit, was wär' ich ohne dich?
Ich darf an deinem Riesenleibe picken,
die Stückchen fressen, mit den Zähnen ticken
nach altem Rechte, das ich mir erschlich.“

Zeit:

„Du liebe Uhr, dein Lob erweckt mir Scham.
Was wär' ich ohne dich, du altes Haus?
Du schluckst mich ein und kündest mich hinaus
und gibst mir Sinn, den mir noch keiner nahm.

Wohl hackst du mir die Fetzen aus der Brust!
Doch sieh, mein Leben wird stets frisch ergänzt.
Wenn dein Gesicht in meinem Zeichen glänzt,
bin ich mir meiner Dauerkraft bewußt.“

Uhr:

„So sind wir zwei einander zugesellt.
Du spendest dich, bist Geber mir und Mahl;
dein Unbenanntes wird durch mich zur Zahl,
und beide stehen wir im Dienst der Welt.“

Klara Maria Frey

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● Bezugspreise: Die Einzelnummer RM -.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.- ● Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile RM -.20 ● Anzeigenannahme F. C. Mayer Verlag, München 2 M, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Galshauser, München ● Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1936 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 12610 III. Vj. Pl. 3 ● Erfüllungsort München ● Postscheck München 5802 ● Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

ich recht habe, wenn ich sie sehr schön nenne . . ."

Und damit hielt der seltsame Mann inne und kramte aus einer seiner Brusttaschen eine sehr, sehr alte und abgenutzte Brieftasche hervor — offenbar trug er sie seit Jahren mit sich herum — und entnahm ihr ein paar vergilbte Photographien, die eine schöne und etwas üppige junge Frau zeigten — und er hielt sie mir mit einem etwas ängstlichen, doch zugleich triumphierenden Lächeln hin, als sei er es gewesen, der dieses Meisterstück der Natur (das übrigens für meinen Geschmack gar nichts Außergewöhnliches besaß) erzeugt hatte.

Nach einer gebührenden Pause der Ehrfurcht, während der ich eine mehr höfliche als begeisterte Anerkennung geäußert hatte, steckte er die Bilder wieder vorsorglich weg, versank aufs neue in sein Brüten und trank melancholisch den sanften, granatendunklen Bordeaux, der vor ihm stand.

„Und was wurde daraus?" fragte ich schließlich weiter.

„Nun . . . ich verließ meine Frau und die Kinder, ich wurde unpünktlich im Dienst, ich wurde entlassen und pensioniert . . . aber das alles ertrug ich mit Freuden, Herr, ja wirklich mit Freuden, solange ich mit Daniela zusammenleben durfte ... Ach, was waren das für Wochen! Denn es waren nur Wochen . . ."

„Und Ihre Frau und die beiden Söhne?"

„Meine Frau ließ sich von mir scheiden und ist bald darauf gestorben — wie es hieß, an gebrochenem Herzen, was aber sicherlich dummes Zeug ist . . . Und meine Söhne sind im Krieg gefallen, der eine in den Vogesen, der andere vor Saloniki ..."

„Und Daniela . . ?"

„Daniela . . ." — er zögerte etwas, trank dann aus dem unsicher gehaltenen Glas. „Daniela hat mich verlassen — es ist jetzt sechzehn Jahre her . . ."

Er schwieg, als hätte er mit diesen Worten das Ende der Welt verkündet. Er blickte müde vor sich hin und drehte Brotkügelchen.

„Und warum?" warf ich endlich zaghaft ein . . .

„Warum?" erwiderte er mit seiner gleichmütigsten Stimme — „es war etwas sehr Schlimmes . . . Wir waren (lange Zeit) grenzenlos glücklich, bevor sie von mir fortging . . . Der Grund, daß sie mich plötzlich verließ . . ."

„Ja, der Grund?" fragte ich in sein unerwartetes Schweigen zurück, und er sah mich auf einmal ganz voll aus leeren Augen an, die für die Gegenwart erstorben schienen und die traurig nach einer längst in Finsternis gesunkenen Vergangenheit tasteten.

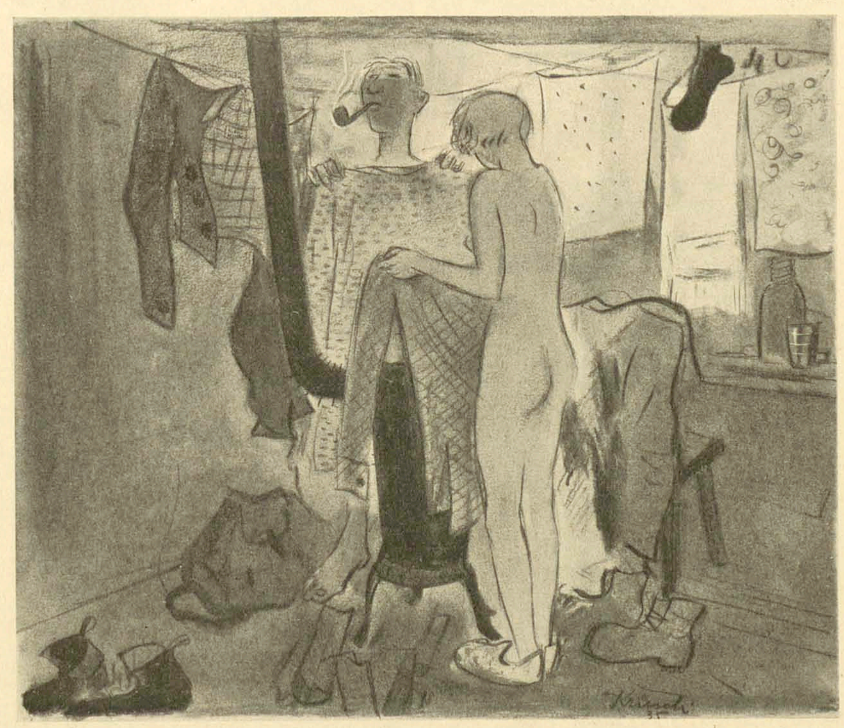
„Der Grund, Herr . . ? Den habe ich vergessen . . . ganz vergessen . . ."

Premiere

Ein Kritiker von der Waterkant, gefürchtet wegen seiner bissigen Theaterbesprechungen, wohnte der Uraufführung eines Stükkes bei, das mit Pauken und Trompeten durchfiel. Schon am Schlusse des ersten Aktes verließen Dutzende von Besuchern das Theater, und nach dem zweiten setzte eine wahre Völkerwanderung ein. Da stand plötzlich unser Kritiker auf einem Parkettsessel, gleich einem sturmerprobten Kapitän auf der Kommandobrücke, und donnerte mit mahnend erhobener Hand: „Halt— Frauen und Kinder zuerst!"

Häsleins Klage

(R. Kriesch)

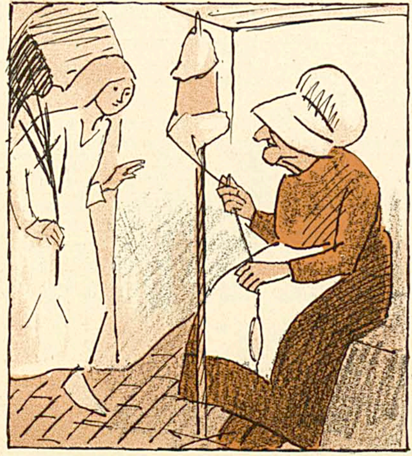


„An wunderbaren Pulverschnee hat's heut' g'habt; wenn er nur morg'n aa so is; sakra, sakra — as Herz geht oam auf dabei!" — „Jaja, der Schnee . . . Allerweil der fade Schnee . . !"

Dornröschen

Es war einmal ein König und eine Königin, die regierten das Land „Nie wieder Krieg". Sie hatten ein einziges Kind, das hieß Friede. Aber eine böse Fee hatte einen Zauberspruch über das Kind getan: „Die Königstochter soll sich an einer Spindel stechen und tot hinfallen!" Darum ließ der König allen im Lande die Spindeln wegnehmen.

(Wilhelm Schulz)



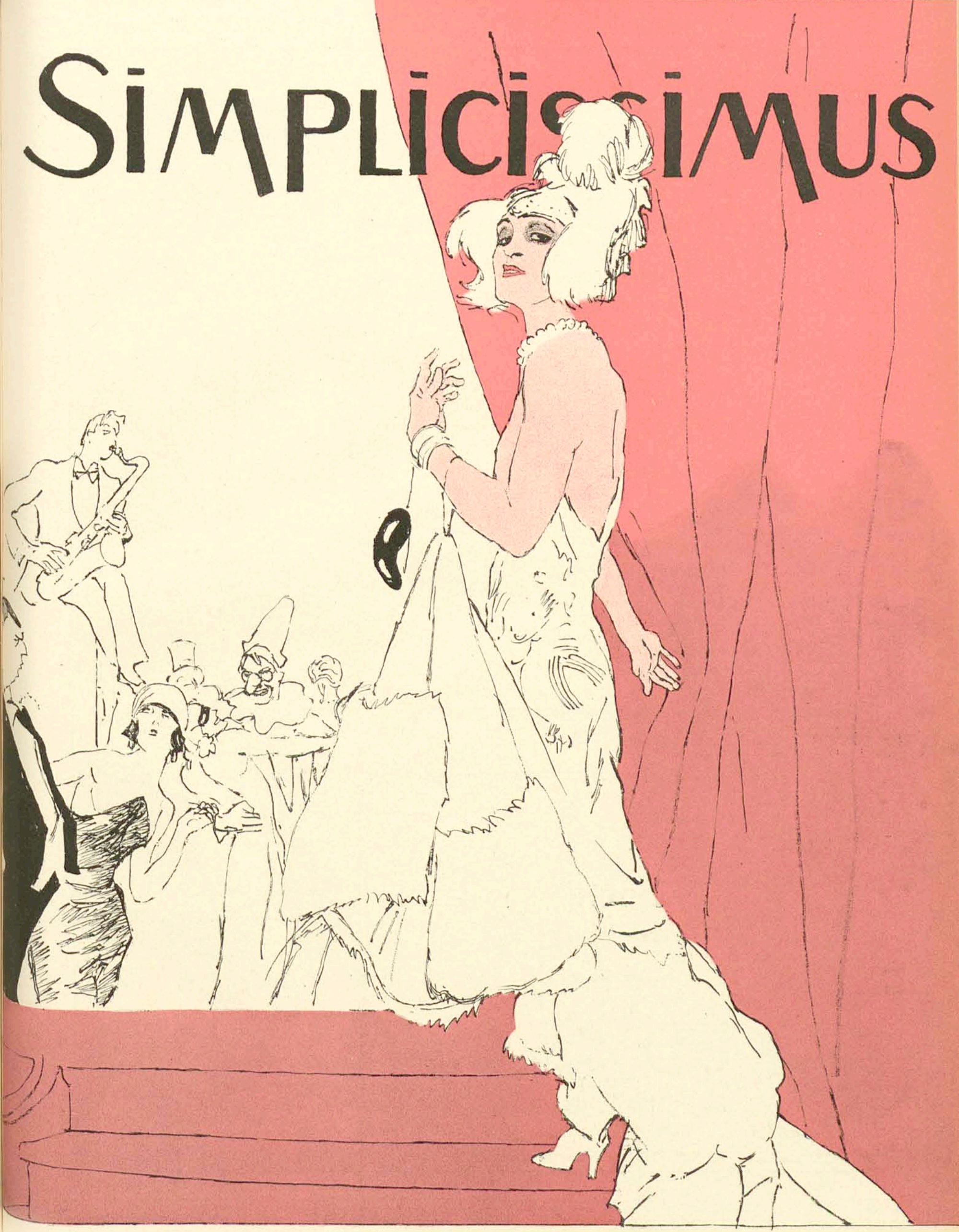
Aber, aber — oben im alten Turm saß die Völkerbundstante, die hatte man vergessen. Zu ihr stieg die Königstochter eines Tages hinauf. „Du altes Mütterchen", sprach sie, „was machst du da?" — „Ich spinne", sagte die Alte und nickte mit dem Kopf. „Was ist das für ein Ding, das so närrisch umspringt?" fragte das Mädchen. „Das ist die Weltmeinung", sagte die Völkerbundstante.



Kaum hatte die Königstocher die Spindel angerührt, da ging der Zauberspruch in Erfüllung, und sie stach sich in den Finger. Im selben Augenblick fiel sie auf das Bett nieder, das dastand, und versank in einen tiefen Schlaf, der hundert Jahre dauern sollte. Und dieser Schlaf verbreitete sich über das ganze Land. Es schliefen Wohlstand und Glück mitten im Wachstum ein, und damit sie nicht erwachten, begann rings um das Land eine Dornenhecke zu wachsen, die wurde von Jahr zu Jahr höher.

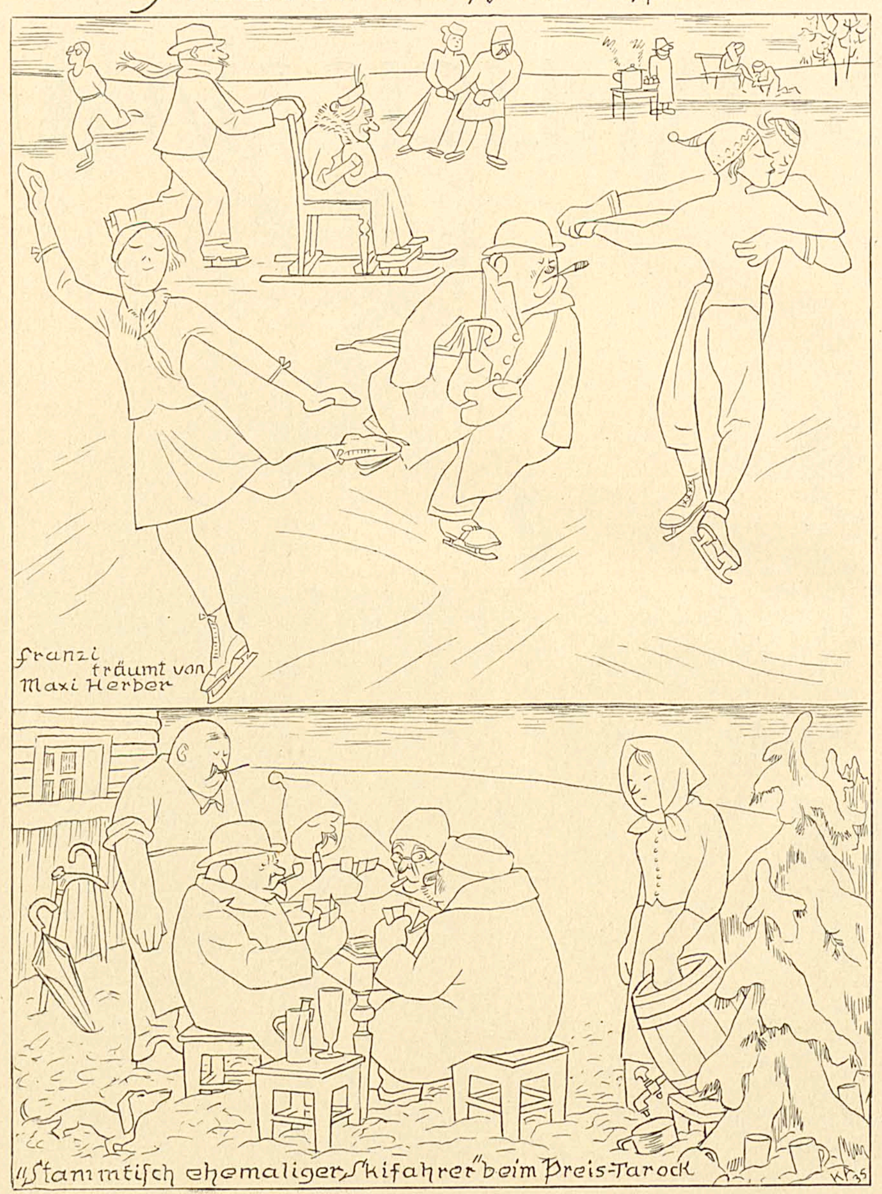
Während der langen hundert Jahre machte mancher Tapfere den Versuch, durch die Stachelhecke vorzudringen und die Königstochter zu erlösen. Aber keinem war es möglich; denn die Dornen, als hätten sie Hände, hielten fest zusammen. Und die Jünglinge blieben darin hängen, konnten sich nie wieder losmachen und starben eines diplomatischen Todes. Wird der Richtige kommen, ehe die hundert Jahre um sind?

München, 12. Januar 1936 Preis 60 Pfennig 40. Jahrgang Nr. 42



„Mucker aus dem Weg, der Fasching geht an!“

Freuden des Wintersportes —

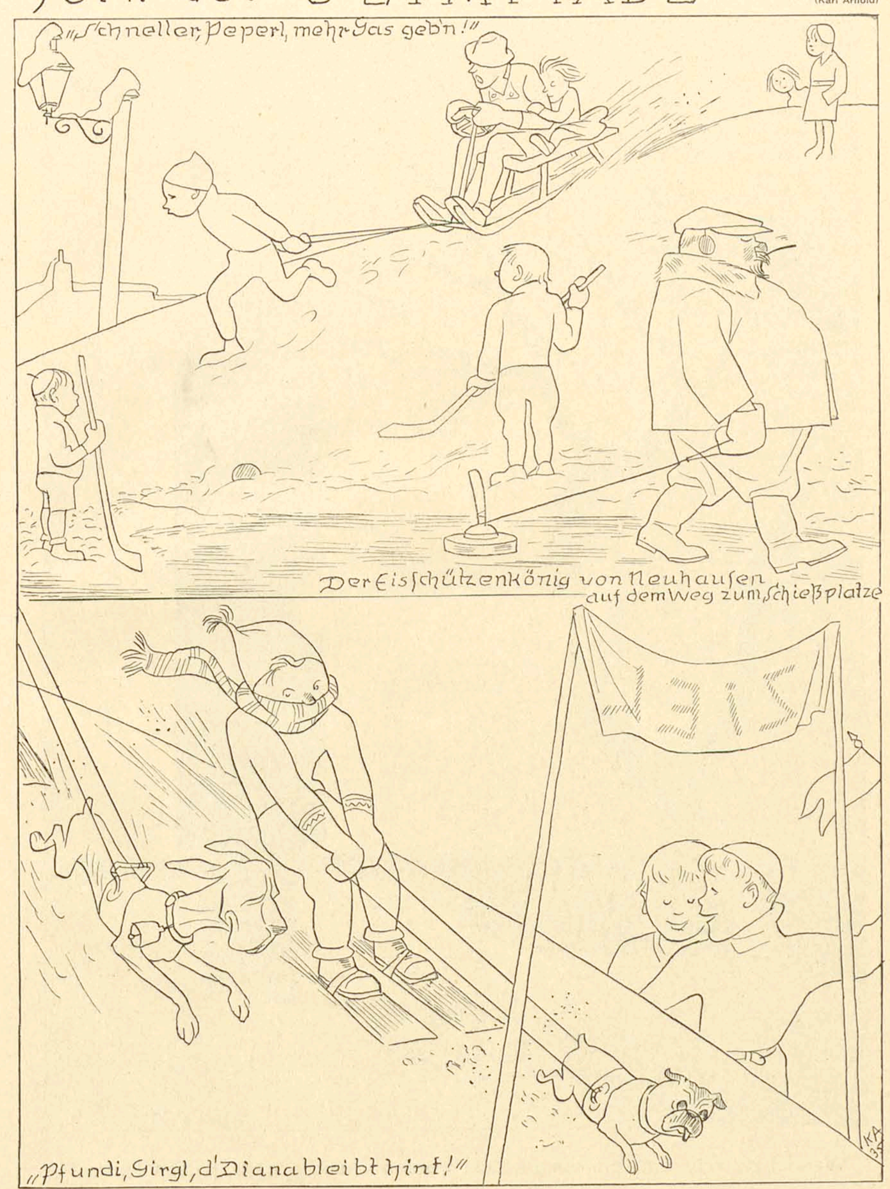


Franzi träumt von Maxi Herber

„Stammtisch ehemaliger „Skifahrer" beim Preis-Tarock

fern der OLYMPIADE

(Karl Arnold)



Der Völkerbundsautomat

(E. Schilling)



Was ist da schon alles hineingesteckt worden — und nichts kommt heraus!

Romantisches Zwischenspiel / Von Johan Luzian

Der Syndikus Dr. Kielmann stand auf dem Münchener Flugplatz vor der grauen Dreimotorigen und rauchte noch eine Zigarette vor dem Abflug. Er machte die Reise München—Berlin alle paar Wochen einmal, weil er in beiden Städten eine große Gesellschaft zu vertreten hatte.

Langweiliger Tag, dachte er. In tausend Meter Höhe ist natürlich wieder Nebel. Man sitzt dann wie im Fahrstuhl und sieht nichts als graue Mauern. Na, aber sonst schaut man ja auch schon nicht mehr viel hinunter. Man sollte wieder so unmodern werden und im FD fahren . . .

Es kamen noch ein paar Fluggäste. Eine ältere Dame mit ihrer Tochter, wie es schien. Familienbestandteile haben ihren besonderen Habitus.

Ach, du heiliger Ikarus!... Frau von Gensichen mit ihrer semmelblonden Karoline..! Nun adieu, du stille, ungestörte Fahrt nach Berlin! . .

Frau von Gensichen aber, als sie ihn entdeckt hatte, stürmte mit allen Zeichen der Freude die letzten zehn Schritte auf ihn zu und rief: „Ah, wie reizend..! Herr Doktor! . . Eine fühlende Seele zwischen all den Motoren! . . Karoline, Liebling, was sagst du? . . Wissen Sie, Herr Doktor, wir haben entsetzliche Angst ... unser erster Flug ... Aber wenn Sie mit von der Partie sind, sehe ich dem Abenteuer mit Fassung entgegen! . . Komm, Linchen, Kind, wir müssen ja einsteigen . . .“

Dr. Kielmann lächelte etwas säuerlich: „Wenn Sie mich als eine Art Amulett betrachten, Gnädigste, sehr schmeichelhaft! Aber die Luft ist und bleibt ein dünnes Element . . . Ich fürchte . . .“

„Bitte, bitte, reden Sie uns Mut zu!“ flehte Fräulein von Gensichen, schon auf der Treppe zur Kabine stehend, zu ihm hinunter. — Ihre etwas leeren blauen Augen hatten die Farbe des diesigen Himmels, und eine Wolke von Chypre hüllte ihn ein, als solle er darin entführt werden.

Aber ihn trösteten die drei mächtigen Propeller, die einen so wütenden Lärm zu machen begannen, wie er die Wolken der männerraubenden Göttinnen wohl kaum umgibt, und so stieg er denn mit einem jugendlichen Schwung in das Unabänderliche den beiden Damen nach.

Gleich darauf rollte die Maschine mit ihnen leise schütternd über das fliehende Feld und hob sich schwebend leicht über die roten Gebäude hinweg und über die bunte Stadt, die sie nach einer kleinen Runde, in Richtung Donauebene abbrausend, hinter sich ließ.

Als die beiden Damen sich von der ersten herzbeklemmenden Erregung des Fliegens erholt hatten, begannen sie in Laute des Entzückens auszubrechen. Dr. Kielmann aber schienen weder der blanke grüne Lauf der Isar noch das mächtige schimmernde Donaubett etwas zu bedeuten. Er saß dort steif und stumm wie in der Straßenbahn, und dann zog er aus der Aktenmappe eine Zeitung, die er flüchtig durchblätterte, um sich schließlich einem Buche zuzuwenden.

Er war ein passionierter Büchersammler. In seiner Junggesellenwohnung besaß er eine fast vollzählige Bibliothek der Romantiker in Erstausgaben, und heute war es ihm geglückt, bei einem Münchener Antiquar Tiecks „Straußfedern“ in der Ausgabe von Nicolai aus dem Jahre 1796 zu ergattern. Er hielt den kleinen vergilbten Band zärtlich in der Hand und begann darin zu schmökern.

„Holla!“ rief er, als er auf die Geschichte „Ein Naturfreund“ stieß und einen Namensvetter, den „Kriegsrat Kielmann“, entdeckte.

Er las mit lächelnder Spannung, was der gute alte Tieck erzählte, der damals allerdings noch ein grüner Junge von dreiundzwanzig Jahren gewesen war, voll frecher Satire, als er den literarischen Vorfahren des Doktors erschuf.

Dieser „Kriegsrat Kielmann“ reiste von seiner Amtsstadt mit dem Wagen nach einem Dorfe hinaus, das in der Nähe eines „Gesundbrunnens“, eines Badeortes also, gelegen war. Behaglich hingelehnt in das Polster der Chaise genoß er die Natur und notierte mit pedantischer Genauigkeit jeden Hügel, jeden markanten Baum und jede Wiese, auf der Gänse weideten, als eine Naturschönheit sondergleichen, an die er poetische Betrachtungen knüpfte. Er schien wirklich ein Naturfreund zu sein.

„Halt!“ rief er dem Kutscher zu, „ich habe eben einen kleinen See links von der Straße übersehen!“ Und er stieg aus und holte das Versäumte nach.

„Wie glücklich bin ich“, sagte er, „daß ich noch so frei und ledig bin, ganz meinen eigenen Einfällen folgen kann und nicht von den Launen einer Frau abhänge . . .“

„Recht hast du, alter Vetter und Vorfahr!“ lächelte der Doktor und las vergnügt weiter.

„Es ist überhaupt besser, daß ich mich nicht mit dem Heiraten übereile, denn wie selten ist es, daß wir eine Seele finden, die mit uns sympathisiert, und ohne die reinste Sympathie der Seelen fühlt man in der Ehe nur die Fesseln und den Verlust der Freiheit!“

„Wahr gesprochen!“ Der Doktor sagte es ungeniert laut vor sich hin. Er blätterte um und verfolgte den Kriegsrat auf seiner gemütlichen Ferienreise in der Chaise weiter, wie er sich seit Stunden schon auf den Anblick der Ruinen freut, die ein malerisches Landschaftsbild geben müssen, um dann im entscheidenden Augenblick dennoch einzunicken und die schönen Ruinen ruhig zu verschlafen . . .

Die Maschine kam jetzt in unruhiges Wetter über dem Thüringer Wald. Sie sackte plötzlich weg und fing sich erst nach ein paar hundert Metern wieder. Das war ein scheußliches Gefühl. Man fährt nicht gerne das Ulmer Münster auf einen Rutsch hinunter.

Aber ist das nun ein Grund für Karoline, mir mit einem solchen Entsetzensschrei um den Hals zu fallen, als wäre ich ein Baum, an den sie sich klammern könnte?

Der Doktor geriet einen Augenblick selber aus der Fassung.

Erzengel, dachte er, Erzengel sein, streng, starr, stumm!

Der erste Anprall war überstanden, und er versuchte nun den beiden Gensichens zu erklären, daß solche Luftlöcher das Normalste auf der Welt wären, jedoch war es nicht leicht, zwei entsetzten Damen in dreitausend Meter Höhe irgend etwas zu erklären. Karoline jedenfalls ließ seine Hand um alles im Leben nicht mehr los, und je heftiger die Maschine bockte und tobte und rutschte, desto heftiger preßte sie seinen starken Arm, der ihre einzige Zuflucht hier oben über Sachsen und Brandenburg war.

Und Dr. Kielmann, endlich gerührt von soviel blindem Vertrauen und warmer Hingabe, fand sich mit seiner Bestimmung als Beschützer mehr und mehr ab, zu seiner eigenen Verwunderung schmolz seine hagestolze Starrheit dahin und machte weicheren Gefühlen Platz. Er hatte die „Straußfedern“ längst beiseitegelegt und seinen Vorfahren mitten in der spannenden Geschichte verlassen.

War er denn nicht auch ein verhinderter Romantiker, wie so viele Geschäftsmenschen, die Unsummen von Mühe, Geld und Arbeit anhäufen, Jahr um Jahr, mit verbissener Nüchternheit, um sie dann eines Tages in die Zucht von seltenen Blumen oder edlen Pferden zu stecken oder sie in Gestalt von dämmermilden Perlen um den Nacken einer schönen Frau zu legen? Ach, wer will die Flugkünste Amors ergründen! Wir wähnen unser Herz, unsere Ruhe, unser Vermögen in Sicherheit, aber plötzlich hat dieser Bursche den Schlüssel erspäht, er öffnet das Safe unserer erkalteten Gefühle, logischen Vorbehalte und . . .

Aber es wäre müßig, die Geschichte an dieser Stelle noch weiter auszuspinnen, und wir wollen es dem Syndikus Dr. Kielmann gleichfalls ersparen, Rede und Antwort stehen zu müssen, wieso ein hilflos-schmerzliches Lächeln, ein selig-dankbarer Blick aus den schwimmenden Augen Karolinens die mürrische Einleitung dieses Fluges ebenso wie den philosophischen Honig des Herrn Kriegsrates aus seinem Gedächtnis verdrängten. Kurz gesagt, die beiden, Tröster und Getröstete, sahen der Reichshauptstadt und damit dem Ende des Fluges mit zunehmendem Bedauern entgegen, und auch die Frau von Gensichen wäre trotz der qualmenden Reliefkarte von Wolken dort draußen unter den jetzigen Umständen gern noch bis Königsberg oder Stockholm weitergeflogen.

Aber da setzte die Maschine nach einem sanften Gleitflug bereits auf dem Tempelhofer Feld auf und rollte langsam aus. Die Fluggäste erhoben sich, noch etwas betäubt und benommen, von ihren Polstern und kletterten in lächelnder Eintracht aus der Kabine.

„War das eine bewegte Reise! Mein Gott, wieder Erde unter den Füßen, herrlich!“ rief Frau von Gensichen.

„Ach Mama, ich wäre gerne noch weitergeflogen!“, rief Karoline. Und Dr. Kielmann hätte ihr für dieses Bekenntnis am liebsten auf der Stelle gedankt, aber es bot sich noch keine Gelegenheit dazu. Sie stiegen zusammen ins Auto. In der Tauentzienstraße jedoch bat Frau von Gensichen, halten zu lassen, da sie unterwegs noch eine kleine Besorgung zu machen hätte.

„Du fährst am besten mit dem Herrn Doktor gleich weiter zum Hotel, Linchen, nicht wahr? . . Nochmals vielen, vielen Dank, lieber Doktor! Dürfen wir Sie nicht heute abend im Adlon bei uns sehen? . . Das wäre reizend! . .“

Und nun war Doktor Kielmann mit Karoline allein.

„He, Chauffeur!“ — Er pochte gegen das Glas. — „Grunewald!“

„Aber Herr Doktor!“, sagte Karoline, von neuem errötend. „Zum Adlon doch zuerst! . .“

„Soll denn die Fahrt wirklich schon zu Ende sein, Karoline?“ fragte Dr. Kielmann, und als sie keine klare Antwort zu geben wußte, nahm er sie, sobald es grün und still wurde, in seine Arme . . .

Wir wollen auch diese Torheiten auf der Fahrt am Havelufer übergehen, und der geneigte Leser wird uns Dank wissen, wenn wir die Zeit nicht mit Liebesseufzern

(Schluß auf Seite 498)

Xenien

Ein Dichter wurde fett.
Es war wie eine Seuche.
Selbst seine Verse; nett
und schlank sonst, kriegten Bäuche.

*

Jedwedes Ei muß erst gelegt sein.
Jedweder Keim will zart gehegt sein.
Entwickle nicht die Tulpenzwiebel
mit deinem groben Stulpenstiebel!

*

Da stehn sie hinter Glas und Rahmen,
die Toten mit den großen Namen,
und werden, wenn schon überhaupt,
einmal per Woche abgestaubt.
Mehr kann ein Mensch, der abgegangen,
beim besten Willen nicht verlangen.

Ratatöskr

Romantisches Zwischenspiel

(Schluß von Seite 497)

vergeuden, so wie der Dr. Kielmann es tat, ehe er dann mit erheblicher Verspätung auf dem Büro in der Friedrichstraße erschien.

Die Sekretärin kam ihm schon ganz aus der Fassung gebracht auf dem Korridor entgegen.

„Wo bleiben Sie nur, Herr Doktor? . . Der Chef war verzweifelt, daß er Sie vor der Sitzung nicht noch gesprochen hat.“

„Kleine Ohnmacht gehabt!“ sagte Dr. Kielmann. „Etwas überarbeitet.“

Es war ihm nicht leicht, aus der Seligkeit der Stunden im Handumdrehen wieder zurückzufinden zu der strengen Nüchternheit seiner Pflichten. Er lief in seinem Zimmer erregt auf und ab.

„Karoline, Linchen! . . Nein, nun aber Schluß erstmal!“

Er warf seine Aktenmappe auf den Tisch und entnahm ihr die wohlgeordneten Papiere, deren Anblick ihm die Fassung zurückgab, und nachdem er die Stichworte seines Referats noch einmal überprüft hatte, konnte er sich mit gutem Gewissen für die Unterredung bereit halten.

Ach, die „Straußfedern“ . . . Das Büchlein lag zwischen den Manuskripten vor ihm. — Richtig! Ich wurde ja mitten in der spannenden Geschichte unterbrochen. Die Sitzung da drinnen kann übrigens noch endlos dauern.

Er warf sich in einen bequemeren Sessel, blätterte das Büchlein wieder auf und fuhr in der Lektüre fort.

„Welch ein Gaukelspiel über ein Jahrhundert hinweg!“ rief er nach einer Weile. „Ist es die Möglichkeit?!“

Denn auch dem Herrn Kriegsrat begegnete eine Karoline in jenem Gesundbrunnen, wohin ihn die Reise führte. Und auch der Herr Kriegsrat warf seine Prinzipien über Bord und verliebte sich. Mit dem Schmunzeln des Unbeteiligten verfolgte der Verfasser dieses Spiel Amors, das aller Logik und Voraussicht zuwiderlief, bis es in dem Fazit endigte: Der Kriegsrat ward ein Ehemann, die ganze Stadt lachte, selbst die Braut lachte ein Duett mit ihrer Mutter. Und der Kriegsrat Kielmann? Je nun, der sah ein, daß er sich geirrt habe . . . Aber ist nicht all unser Wissen in dieser Welt ein Irrtum? . . Er tröstete sich mit diesem Gedanken . . .

Dr. Kielmann klappte das Buch zu und sprang auf.

Ein Irrtum? Ein Irrtum? Nein! Soll dieser Fatalismus die einzige Frucht all unserer Erfahrungen sein, seit Adam her immer von neuem geerntet? „Wie“, rief er, „gibt es denn nur einen Fortschritt in der Technik? Von der Chaise zur Flugkabine, von vier Wochen Gesundbrunnen zu drei Stunden Flugzeit? Gibt es denn keine Elektrifizierung der Erkenntnis? . . Blitzartig! Blitzartig!“, lachte er dann. „Wozu mein verehrter Vetter und Vorfahr ein Leben brauchte . . .“

Er wurde an diesem Punkt seiner Betrachtungen durch das Klingelzeichen unterbrochen, das ihn zum Chef rief. Hastig sammelte er seine Papiere ein und betrat durch die doppelte Polstertür das Allerheiligste.

Dr. Kielmann stand seinem Chef in bester Verfassung Rede und Antwort, sein Geist war klar, seine Formulierungen treffend und scharf, sein Referat fand den vollen Beifall des Generaldirektors.

„Ausgezeichnet, lieber Doktor, ausgezeichnet!“, sagte der Chef. „Hätte ich das doch vor der Sitzung gewußt, da hätte ich den Meckerern eins hinreiben können! . . Schade. Übrigens, wo haben Sie eigentlich gesteckt?“

„Kleine Ohnmacht unterwegs . . . Ich bitte um ein paar Wochen Urlaub . . . bin etwas mitgenommen.“

„Ah, das tut mir leid, lieber Doktor. Aber selbstverständlich, reisen Sie einmal ein paar Wochen zum Vergnügen. In irgendein stilles Nest. Sie, das Allgäu wäre etwas, tadellose Nervenwiege, wunderbar stumpfsinnig . . .“

„Nein, weiter, Herr Direktor, weiter!“

„Weiter? Wieso?“

„Ja, viel weiter. Dalmatien. Oder Algier. Oder Nordkap . . .“

Und unser Freund begab sich eiligst zum Lehrter Bahnhof, löste eine Karte Zweiter nach Hamburg und erreichte gerade noch den Zug. Am andern Morgen bestieg er ein Schiff, das nach dem Nordkap fuhr. Er beschloß, vier Wochen nicht mehr an Land zu gehen.

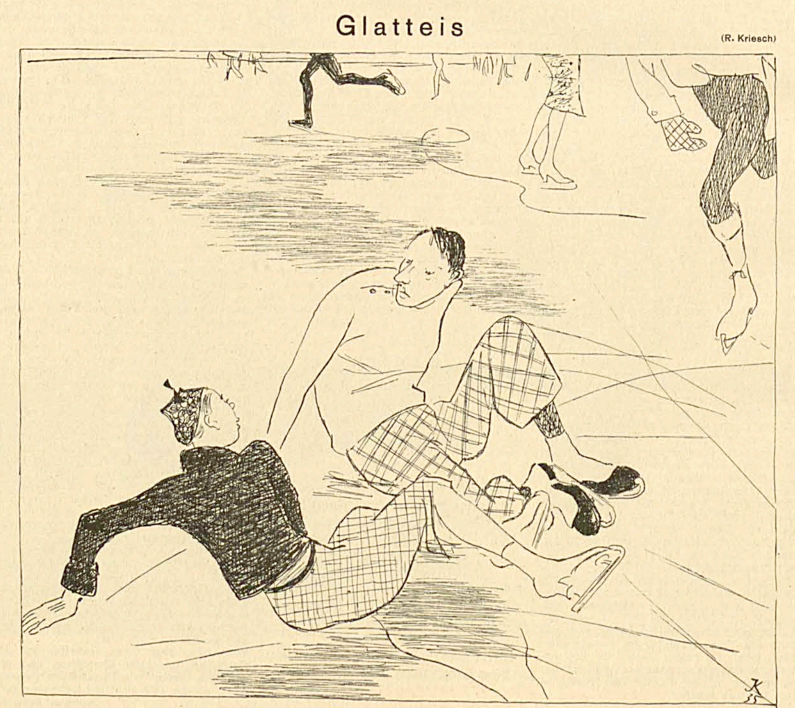
Und später fahre ich wieder im FD, schwor er sich. Schlafwagen. Einzelkabine . . .

„Alter Freund und Namensvetter, lieber Kriegsrat!“ murmelte er vor sich hin, als er über die rauschende, grünblaue Nordsee fuhr, „du hast deinen Irrtum eingesehen, als es zu spät dazu war, als schon die ganze Stadt lachte. . . . Aber dennoch werde ich heute abend eine Flasche Sekt auf dein Wohl trinken!“

Und er las noch einmal mit dem Behagen eines lachenden Erben: „Wie glücklich bin ich, daß ich noch so frei und ledig . . . ganz meinen eigenen Einfällen folgen kann . . .“

Glatteis

(R. Kriesch)



„Sie Lümmel, wie können Sie in meine Achterschleifen hineinfahren?!“ — „Verzeihen Sie, Ihre Linien waren so anziehend . . .“

Lieber Simplicissimus!

Das schwäbische Bad, in welchem sich das Folgende abspielte, steckt noch sehr in seinen Kinderschuhen, weshalb es zu einem großen Teil erst einmal von Schwaben, darunter auch viel Landbevölkerung aus der Umgebung, aufgesucht wird, die die Wirkung des „Wunderwassers" ausprobieren möchten.
Vor einiger Zeit kam nun ein biederer Schwabe an den Gläserausgabeschalter. Unter anderem wollte er wissen, wozu diese „Dinger", er meinte damit die „Trinkröhrchen", da wären. Das Fräulein erklärte ihm hierauf, daß man dieselben bei einer längeren Trinkkur zur Schonung der Zähne benützen könne, worauf der Schwabe, teils zum Vergnügen und teils zum Schrecken der umstehenden Kurgäste, sein künstliches Gebiß mit den Worten entfernte: „Sehe Se, Freilein, des han i net netig", es in die Hosentasche steckte und sichtlich befriedigt zur Trinkhalle ging.

*

Ich besuchte den bekannten Humoristen R. in seiner Behausung. Das von den Kindern sonst mit so überaus munterer Unruhe erfüllte Landhaus war totenstill. Die Kinder schlichen bedrückt über den Korridor, verkrümelten sich unauffällig in die hinteren Räume. „Was ist denn los?" fragte ich die Dame des Hauses. „Weiter nichts", flüsterte sie halblaut, „mein Mann arbeitet heute an seinem neuen humoristischen Programm, da versteht er keinen Spaß."

*

Zirkus

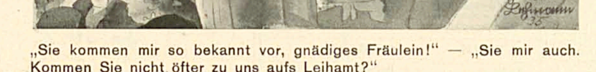
Der „denkende Hund" Foxl saß droben auf dem Podium und schnupperte voll Unbehagen ins Publikum. Die Düfte, die von dort emporstiegen, gefielen ihm nicht. Er war ja schon allerhand gewöhnt und wußte schon längst, daß die Menschen keinen Riecher hatten, aber da unten saß denn doch eine nette Anzahl zärtlich tuender Pärchen, deren Geruchsbild gar nicht miteinander harmonierte. Er hätte das den Bedauernswerten gerne verraten, aber es gehörte nicht zum Programm. Darum nahm er davon Abstand. Aber als er auftreten mußte, warf er noch mal schnell einen mitleidigen Blick auf die hoffnungslosen Geschöpfe und murmelte leise: „Erst wenn es zu spät ist, werdet ihr merken, daß ihr euch nicht riechen könnt!"

Unverständlich

Käppen Dull will reiten lernen. Nach dem ersten Ausritt meint er vorwurfsvoll: „Warum bauen Sie denn da keine Schlingertanks rein?"

Präludium

(Herbert Lehmann)



„Sie kommen mir so bekannt vor, gnädiges Fräulein!" — „Sie mir auch. Kommen Sie nicht öfter zu uns aufs Leihamt?"

Aber fünf Jahre später hörte ich von Goethes Farbenlehre und von der sinnlich-sittlichen Bedeutung all der bunten Töne auf der Palette der Welt. Es war ein feines, schwärmendes Mädchen, das davon erzählte; seitdem haben das magische Blau, das heitere Grün, das laut klingende Rot, das heftige Gelb den Schmelz der ersten Liebe, den Eigenwert absoluter Mittler zum Jenseits behalten. Und eine Rose war nicht nur das stumme Wort der Liebe im Volksmund, der eine schlichte Blumensprache redet, die jedes Kind versteht, sondern zugleich Träger eines mystischen Rot der freudigen Tat der Erregung, der weitschallenden Jugend. Blau war uns geistige Kultur, Grün: Ruhe, Violett: Sehnsucht und andächtige Versenkung, Gelb: Gewalttätigkeit des Diesseits. Farben waren Schicksal, Zauber, Unabwendbarkeit, Wunder, Lockruf, Furcht, Kraft, Süße, Bann, Musik. Farben waren das All, das Werden und Wachsen, das Rätsel, die Fülle, ein tausendblättriges Buch ohne Menschengeschwätz. Aller Glaube hat viele Farben. Wir banden sie zusammen zum lachenden Nebeneinander eines Feldstraußes; wir machten keine rohen Bubenexperimente, um sie aufzuheben in einem grauen Eins. Wir gaben uns blaue, rote, gelbe, weiße, schwarze Küsse.

Und ich hatte völlig das Phänomen eines matten Ersatzweiß, das nur so lange gefügt blieb, als Räder schnarrten unter dem Druck einer Kurbel, vergessen. Was hatte jener unholde Schatten mit Gottes Synthese zu tun? Auch die verfeinerte Methode mit achromatischen Gläsern im Universitätslaboratorium befriedigte mich nicht mehr. Zwar war das Spektralband ein zarter beseelter Organismus und keine billige Suppe aus Küchenresten im rostigen Topf, aber es blieb Vergewaltigung. Und wir zogen selbander singend durch den einsamen Wald und warteten auf die freie Gnade eines Regenbogens, aus Licht geboren und wieder zu Licht verwoben.

Der Regenbogen

Von Edmund Hoehne

Als ich ein Knabe war, fiel mir ein Lehrbuch der Physik für Abituranstalten in die Hand. Da mein Bruder malte und ich hinter das Geheimnis der Farben kommen wollte, irrten Augen und Denken durch die Kapitel von der Optik. Ich las, nein, ich wurde zerstochen von Begriffen wie Interferenz, Dispersion, Achromasie, Undulation, Polarisation, bis mein Hirn völlig wund war. Traurig hielt ich mich an einen einfachen Versuch, den schon Newton angegeben hatte: „Man versetze eine Scheibe mit farbigen Sektoren gemäß den Spektralfarben Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo, Violett in rasche Umdrehung bei heller Beleuchtung. Man beobachtet dann dasselbe Ergebnis, als wenn man das weiße Sonnenlicht erst durch ein Prisma in farbige Teilstrahlen zerlegt, diese dann wieder durch eine Sammellinse vereinigt: beide Arten der Verschmelzung ergeben Weiß."

Ich verschaffte mir eine Scheibe und ein altes Zahnräderwerk, bemalte Kreissektoren mit allen Farben und ließ einen Spielkameraden die Kurbel wie besessen drehen. Die Farben verschmolzen. Leider schimmerte vor meinen Augen kein reines Weiß, sondern ein trüber Mischmasch von schmutzigem Grau.

„Ja", lachte mein Bruder überlegen, „du hast eben keine Spektralfarben auf deiner Platte, sondern Körperfarben, Chemikalien, deren Lichtreste mit den Idealfarben nur eine ferne Ähnlichkeit haben, armselige Spuren vom Glanz der Sonne."

Du lieber Himmel, dachte ich mir. Wer kann immer mit dem Prisma herumfuchteln, wenn er reine Farben sehn will? Wir leben nun einmal auf dieser Erde und haben gebrannten Stein oder Tintenfischsekret oder Pflanzensaft als Tünche, statt der himmlischen Visionen des Regenbogens, des sichtbaren Gottestraumes. Was nützt da das ganze Lehrbuch? Ich klappte es zu und warf meinen plumpen Apparat, der eine Idee in den Staub zog, in den Rumpelkeller.

Insektenfabeln

Die Hühnerlaus im Hühnerschlag
Tat noch ganz aufgeregt:
„Heut hatten wir einen schweren Tag —
Wir haben drei Eier gelegt!"

*

Herr Kerf aus dem Geschlechte der
Koleopteren
Tat einen Käferschneck verehren.
Doch kam es zu keiner engern Verbindung
Mangels Klassengegensatzüberwindung.

Wilhelm Pleyer

Die Stunden

Von Ludwig Beil

Tag, der vorüber sich dreht,
Tag, der so trübe vergeht —
Hielt ich dich? Hielt ich dich nicht?
Stets zeigst du gleiches Gesicht.

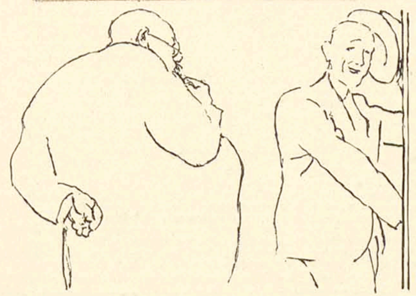
Traumhell wird erst die Nacht,
Da ich den Tag so verbracht.
Soll mir die Nacht nun erklingen,
Töne dem Tönenden bringen?

Aber es tickt nur die Uhr,
Und es tritt in die Spur
Jeder Sekunde die nächste,
Zuckende, tickend verhexte . . .

So auch die Nacht ich verlor,
Weil ich die Tat nicht erkor.
Zornig warten die Stunden
Drüben am brausenden Tor.

Die Vorladung

(E. Thöny)



„Ihr Sohn Hans hat am 21. Februar mit Brotkügelchen geworfen. Am 2. März hat er zweimal gelacht. Am 4. August ist er vormittags viermal aufs Klosett gegangen, und vorgestern hat er noch einmal mit Brotkügelchen geworfen . . ."

„Ich danke Ihnen, Herr Rektor, Sie haben mir das Vertrauen zu meinem Buben wiedergegeben: mir scheint, es wird doch noch was aus ihm!"

(A. Kubin)

Die Menagerie von Konstantinopel

Von A. Awertschenko

„Hören Sie“, fragte mich neulich ein Bekannter, „wollen Sie die Menagerie von Konstantinopel sehen?“ — „Mit Vergnügen“, antwortete ich, „ich bin ein großer Tierliebhaber.“

„Dann kommen Sie mit“, lachte er. „Eben ist die Fütterung der Raubtiere.“

Ich bin zwar ein harmloser Mensch, doch nicht so einfältig, um nicht eine Menagerie von einem Restaurant unterscheiden zu können, wo vielleicht auch Tiere sind, jedoch nur auf den Tellern und in ganz verwandelter Form.

„Warum haben Sie mich angeführt?“ fragte ich streng. Er lächelte: „Seien Sie nicht böse, ich versichere Sie, das ist eine wirkliche Menagerie oder wenigstens ein Panoptikum: jede Figur stellt eine seltene zoologische Art dar. Wissen Sie, daß es z. B. diesem Rothaarigen gelungen ist, drei Jahre Kriegsgefangener in Rußland zu sein?“

„Was ist denn da Besonderes dran?“

„Er ist Russe.“

„Er hat doch nicht in den Reihen der Deutschen gekämpft?“

„Nein, in der russischen Armee.“

„Dann ist es wirklich sonderbar. Ein Russe — und in russischer Gefangenschaft! Vielleicht lügt er.“

„Nein, ich kenne seine Geschichte. Sehen Sie, er war Soldat an der Karpatenfront. Nun, Sie wissen selbst, da war es kalt, gab oft nichts zu essen, und im allgemeinen war es auch gefährlich: Schützengräben, Angriffe und die übrigen unheimlichen Dinge. Da wurde er einmal auf Wache weit in den Wald geschickt: es war finstere Nacht, und dem Burschen wurde so unheimlich, daß er fast weinte vor Furcht. Er warf sein Gewehr weg und floh blindlings in das Dickicht. Da plötzlich stolperte er über etwas, er schaute hin ... ein erschlagener Österreicher, schon ganz kalt. Unser Held entkleidete den toten Feind, zog dessen Uniform an, ergriff das österreichische Gewehr und ging mit festem Schritt direkt in den Stab des benachbarten Regiments. Die Unsrigen liefen herbei und nahmen ihn fest. ‚Wer bist du?‘ — ‚Ein Slave‘, sagte er, ‚ich will nicht gegen Brüder kämpfen! Ich liebe die Russen, ich gebe mich gefangen...‘ Man bewirtete ihn mit Schnaps und schickte ihn in die Etappe und dann weiter, irgendwohin nach Sibirien, in ein Kriegsgefangenenlager.“

„Hm, allerdings ein merkwürdiges Tier. Aber wer ist jener?“

„Jener? Auch ein feines Exemplar. Sie erinnern sich wohl an die Evakuation der Krim? Wie schwer war es damals, in Konstantinopel an das Ufer gelassen zu werden! Die Polizei der Alliierten verlangte Empfehlungen, Bürgschaft, Kautionen, was weiß ich? Der hat es einfacher gemacht: er paßte auf, als die französische Kommission auf das Schiff kam und mischte sich unter die Franzosen, als Dolmetscher. War so eifrig und erwies sich als so nützlich, daß die Herren ganz entzückt waren. Als man ihn fragte: ‚Was machen Sie denn hier?‘, antwortete er ruhig: ‚Ich bin doch mit Ihnen vom Ufer gekommen, ich hole meinen Verwandten aus Sewastopol ab.‘ — ‚Aber wer sind Sie denn selbst?‘ — ‚Ich bitte Sie, ich habe ja hier in Konstantinopel meine eigene Fabrik, ich will meinen Neffen hier unterbringen in meinem Betrieb, er ist ein tüchtiger Ingenieur. Hier ist sein Paß. Bitte, wollen Sie ihn abstempeln!‘ Damit hält er ihnen seinen eigenen Paß unter die Nase. Er schien so solide, so vertrauenerweckend, — daß sein Paß ohne weiteres abgestempelt wurde.“

„Ja“, meinte ich nachdenklich, „das nenne ich erfinderisch. Er hat sich selbst empfohlen und selbst für sich gebürgt, sehr schlau! Und was ist das für ein Vogel?“

„Das ist ein Impresario von Schaljapin.“

„Ah, er hat Schaljapin begleitet?“

„O nein!“

„Sie sagten doch, er war sein Impresario?“

„Ja, sehen Sie, er hat in allen Städten im Süden Konzerte von Schaljapin arrangiert, ihm fehlte nur stets ein kleines Detail: Schaljapin selbst.“

„Hm ... das riecht nach Gefängnis!“

„Aber, ich bitte Sie, weshalb denn? Da war gar nichts Kriminelles an der Sache. Er kommt zum Beispiel nach Tanganrog und läßt Plakate aushängen: „Konzert von F. Schaljapin.“ Das Publikum stürzt zur Kasse und sieht dort bereits den Anschlag: ‚Alle Karten ausverkauft.‘ Die Leute sind in Verzweiflung, da kommt so ein eleganter schwarzer Herr — unser Freund da drüben — und flüstert dem einen, dem andern, dem dritten ins Ohr: ‚Ich habe noch Karten für 5, für 10 Rubel, aber billiger als für 10, respektive 20 Rubel kann ich sie Ihnen nicht abtreten. Alle sind einverstanden, zahlen den doppelten Preis. Und dann, wenn er alle Karten auf diese Weise losgeworden ist, erscheint ein neuer Anschlag: ‚Das Konzert von Schaljapin wird krankheitshalber aufgeschoben. Das Geld wird an der Kasse zurückbezahlt.‘ Und er gibt wirklich alles ehrlich zurück: steht auf dem Billett 10, so gibt er 10 Rubel, steht 20, so gibt er 20 Rubel heraus. Mit diesem Trick grast er die ganze Provinz ab.“ — „Weiß der Teufel“, ich schielte ängstlich auf den Impresario, „das sind gefährliche Tiere, und alle in Freiheit, keines im Käfig?“ Mein Freund lächelt. — „Das nächste Exemplar, mein Herr“, fährt er fort im Tone eines Wächters, der in einer Tierschau Erklärungen abgibt: „Es sind eigentlich zwei; doch zuerst lesen Sie dieses Briefchen.“

Er zog einen Brief aus der Tasche:

„Ihnen schreibt eine Frau, die Sie nicht kennen, die sich aber wahnsinnig, grenzenlos in Sie verliebt hat. Ich bin jung, sehr hübsch, wie man sagt, ich habe viele Anbeter, doch seit ich Sie gesehen, sind mir alle gleichgültig geworden. Ich muß mit Ihnen sprechen. Kommen Sie morgen um 10 Uhr in das Restaurant ‚Jalta‘ auf der Pera, erwarten Sie mich bei einer Flasche Cliquot (ich werde mit Ihnen auch ein Glas trinken). Immer und überall die Ihrige. Ludmilla.“

„Sie Glücklicher“, sagte ich naiv, „wie die Frauen Sie lieben!“

„Dummes Zeug“, unterbrach er mich grob, „ich wartete wie ein Narr fast drei Stunden, trank zwei Flaschen Champagner ... und ging schließlich.“

„Wahrscheinlich hat ihr Mann sie nicht gehen lassen“, tröstete ich ihn.

„Welcher Mann, zum Teufel! Der Brief war von jenen zwei Subjekten geschrieben, die dort in der Ecke sitzen. Es sind die Besitzer der ‚Jalta‘: auf diese Weise locken sie das Publikum in ihr Lokal.“

„Trotzdem — sie haben Ihnen eine Stunde schöner Erwartung geschenkt, während Sie Ihren Champagner tranken“, meinte ich philosophisch. „Worin besteht das Glück? Eigentlich mehr in der Erwartung des Glücks ...“

Ich hatte noch nicht ausgeredet, da stürzte schon ein „Tier“ mit funkelnden Augen auf mich zu.

„Ah“, schrie es, wieviel Sommer, wieviel Winter! ... Ich kenne Sie noch von Petersburg her. Man sagt, Sie haben sich hier in Konstantinopel ganz gut eingerichtet? Ich hätte gerade ein sehr vorteilhaftes Geschäft für Sie.“

„Wenn es vorteilhaft ist“, sagte ich ernst, „dann bin ich nicht abgeneigt.“

„Schön. Ich besitze in Orel ein Haus. Da aber die Bolschewiken dort sind und ich Geld nötig habe, so würde ich es Ihnen billig verkaufen, für 3000 Lire, sogar für 2000 ... Ich schreibe Ihnen die Adresse auf ... Vielleicht geben Sie mir gleich eine kleine Anzahlung von 500 Lire ...“

„Ich bin einverstanden“, rief ich fröhlich, um so mehr, als ich in der Nähe von Orel ein kleines Landgut besitze, das ich gern gegen Ihr Haus eintauschen würde. Ihr Haus kostet 2000 Lire, mein kleines Anwesen 2200. Zahlen Sie mir also die Differenz von 200 Lire und nehmen Sie es. Eine Adresse ist nicht nötig, jeder Narr kennt es. Sie werden dort Kühe finden, Pfauen ...“

Er hörte mich nicht zu Ende an, sondern warf mir einen undefinierbaren Blick zu und ging, um sich ein anderes Opfer zu suchen.

„Sie sehen“, lachte mein Bekannter, „manchmal kann man auch die Hand zwischen das Gitter stecken und die Tiere hinter dem Ohr kitzeln ...“

(Ins Deutsche übertragen von H. Januszewska)

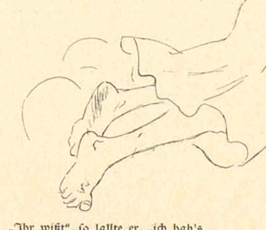
Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— • Anzeigenpreis für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile RM —.20 • Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Galshauser, München • Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • Copyright 1936 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 12610 III. Vj. Pl. 3 • Erfüllungsort München • Postscheck München 5802 • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Aus den Lebens-, Leidens- und Todesgeschichten

so der hochwürdige Herr Ritter Michael von Jung / weiland Pfarrer in Kirchdorf an der Iller / einem Dorfe in Schwaben / vor 100 Jahren nach wahrhaftigen Vorfällen in Verse gebracht und an den Gräbern seiner Pfarrkinder auf wohlbekannte Melodien abgesungen / wobei er sich selbst auf der Gitarre zu begleiten pflegte

Das II. Stück

Bei dem Grabe eines Mannes, der in Betrunkenheit erfror



Schon seit dem ersten Januar
War eine solche Kälte,
Daß sie den Blutumlauf sogar
In vielen Adern stellte.
Sie stieg am Kältemesserstab
Auf sechsundzwanzig Grad hinab,
Wie jedermann bekannt ist.

Wer also konnte, blieb zu Haus
Beim warmen Ofen sitzen
Und ging nicht in die Luft hinaus,
Sich vor dem Frost zu schützen,
Und war besonders bei der Nacht
Auf eine warme Ruh bedacht,
Die er im Bette suchte.

Nicht so, der hier im Grabe ruht:
Er suchte in der Schenke
Zu widerstehn der Kälte Wut
Durch geistige Getränke;
Genoß jedoch von diesem Saft
So viel, daß seiner Füße Kraft
Ihn kaum mehr tragen konnte.

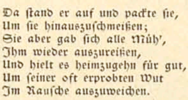
So wollte er bei Nacht allein
Berauscht nach Hause gehen
Und konnte, voll vom Branntewein,
Beinahe nicht mehr stehen.
Der Wirt jedoch, besorgt für ihn,
Sah weislich nach, ob wohl dahin
Er glücklich kommen werde.

Allein, anstatt nach Haus zu gehn,
Ging er zum andern Wirte,
Wohin, was öfter schon geschehn,
Der Kirschengeist ihn führte,
Und fiel gleich mit der Tür ins Haus.
Erschrocken sprang der Wirt heraus,
Zu sehen, was es gebe.

„Ihr wißt", so lallte er, „ich hab's
Schon lang so in den Füßen
Und werde wohl durch einen Schnaps
Mich wieder stärken müssen."
Und setzte sich am nächsten Tisch
Und soff aufs neue, wie ein Fisch,
Vom besten Kirschenwasser.

Sein Weib mit ihren Kindern war
Zu Haus in größten Sorgen;
Denn öfter blieb er ja sogar
Im Wirtshaus bis am Morgen.
Sie kam und bat voll Zärtlichkeit,
Er möcht bei dieser Kälte heut
Mit ihr nach Hause gehen.

„Was? Ich? Du Himmelsakrament!"
So fing er an zu fluchen.
„O, daß ich dich zerreißen könnt'!
Du wagst es, mich zu suchen?
Du gehst mir auf der Stell nach Haus,
Sonst werf ich dich zur Tür hinaus,
Ich laß mir nichts befehlen!"



Da stand er auf und packte sie,
Um sie hinauszuschmeißen;
Sie aber gab sich alle Müh',
Ihm wieder auszureißen,
Und hielt es heimzugehn für gut,
Um seiner oft erprobten Wut
Im Rausche auszuweichen.

Er aber blieb und soff dabei,
Daß seine Augen glühten.
Es kam jedoch die Polizei,
Den Gästen abzubieten.
Er taumelte betrunken fort,
Entschlossen, sich am Weibe dort
Für diese Schmach zu rächen.

So kam er fünfzig Schritte weit
Und stürzte wackelnd nieder.
Da waren schon in kurzer Zeit
Erfroren seine Glieder;
Das Blut gefror in seinem Lauf,
Und leider steht er nicht mehr auf
Bis an dem jüngsten Tage.

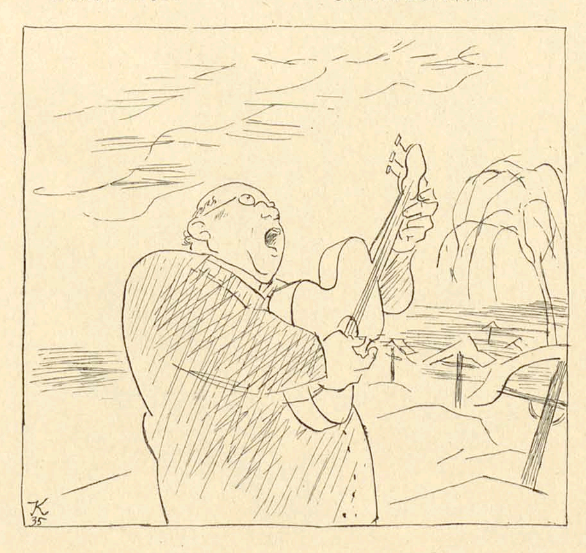
So hat der arme Trunkenbold
Im Rausch erfrieren müssen.
Er mußte seinen Sündensold
Mit seinem Leben büßen,
Und wird ihn dort in jener Welt,
Wo Gott ein strenges Urteil fällt,
Auf ewig zahlen müssen.

Ein Säufer wird, wie Paulus spricht,
In seinen Sünden sterben
Und nach dem Tode sicher nicht
Das Reich des Himmels erben;
So muß das schrecklichste Gericht
Der unbekehrte Bösewicht
In jener Welt bestehen.

So folget der Betrunkenheit
Die Strafe auf dem Fuße
Und raubet uns die nöt'ge Zeit
Zu einer wahren Buße.
Und wer dem Trunk ergeben ist
Und bleibt, der lebet nicht als Christ
Und kann nicht selig werden.

Besonders ist der Branntewein
Zum Trunk nicht nur entbehrlich,
Er schläfert auch die Sinne ein
Und wird dadurch gefährlich;
Er schwächt die Leib- und Seelenkraft
Und trocknet auf den Lebenssaft,
Anstatt ihn zu vermehren.

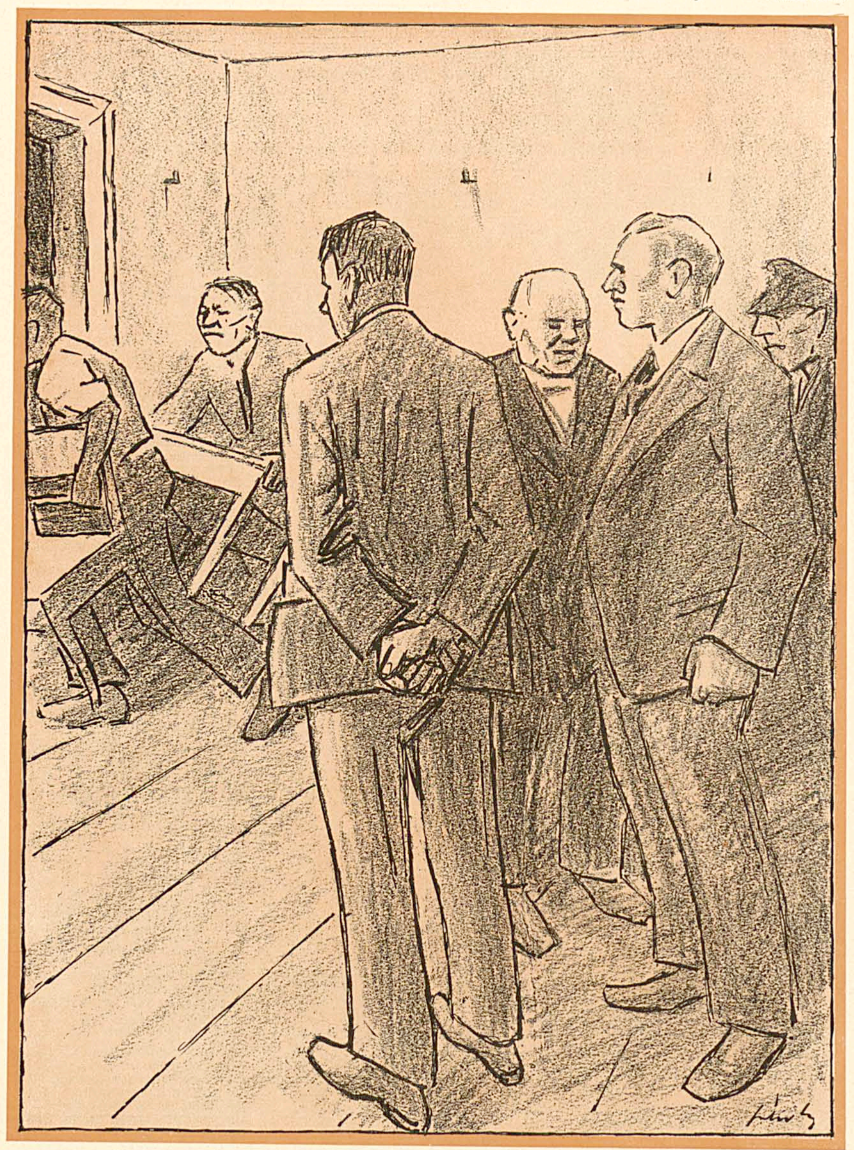
Laßt uns daher das Giftgesäuf
Gebrannten Geist's verachten,
Sonst macht es uns zum Tode reif,
Wo wir's am mindsten dachten,
Und künftig für den Durst allein
Nur weiß- und braunes Bier und Wein
Mit Wasser mäßig trinken.



(Zeichnungen von K. Kriesch)

Die vier Heimattreuen von Malmedy

(Wilhelm Schulz)



„Alles kann uns schließlich der Gerichtsvollzieher pfänden, wenn wir jetzt ausgewiesen werden, nur unsere Gesinnung nicht!"

München, 19. Januar 1936 Preis 60 Pfennig 40. Jahrgang Nr. 43

SIMPLICISSIMUS

Realpolitik

(E. Schilling)

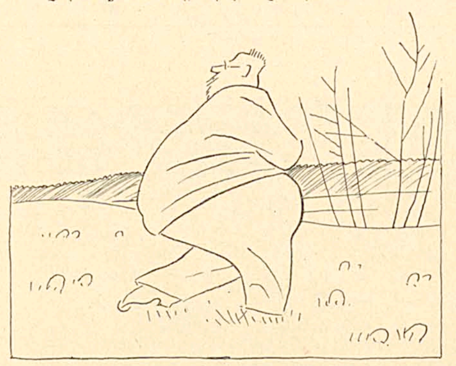


„Weg mit dem falschen Popanz, Mr. Blum! Das französische Volk will die Verständigung mit Deutschland und den Frieden!“

Ein Traum / Von Ratatöskr

(Zeichnungen von Olaf Gulbransson)

Was träumte mir bloß diese Nacht?
Ich weiß nur noch, ich hab' gelacht . . .

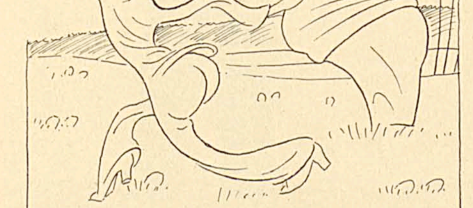


Jaja, so war es: einen dicken
und ernsten Herrn mit Forscherblicken
sah ich durch eine Wiese wandeln.
Gleich trieb's mich, mit ihm anzubandeln.
Er aber blieb zuvörderst stumm
und deutete nur rund herum.

Da fiel von meinem Aug' ein Schleier,
und über hundert große Eier
bemerkt' ich (und erstaunte baß)
bald hier bald dort im grünen Gras.

„Dies ist die Wiese der Probleme,
die ich für mich in Anspruch nehme",
begann der dicke, ernste Mann.

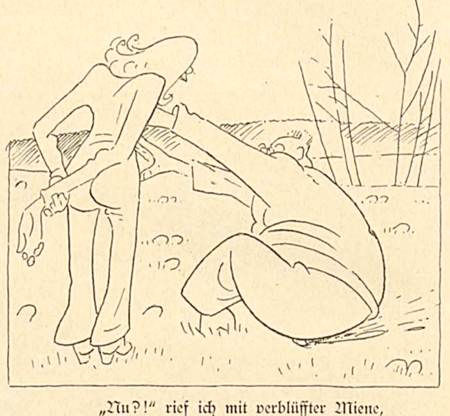
Alsbald fing ich zu tanzen an,
bestrebt, bei diesem zarten Werben
keins von den Eiern anzuscherben.



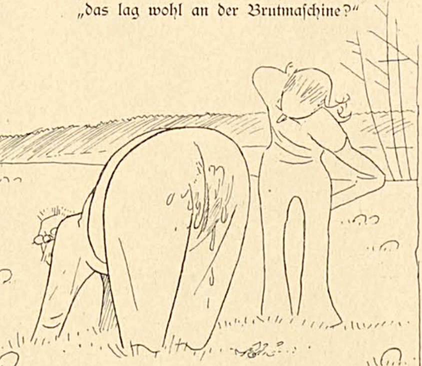
Der Herr fand mein Benehmen schlecht
und schalt mich einen faulen Knecht.
Er sprach: „Aus Angst vor Konsequenzen
behilft man sich mit Eiertänzen!
Wie? Ist das eine Lösung? Nein!
So etwas will b e b r ü t e t sein!" .

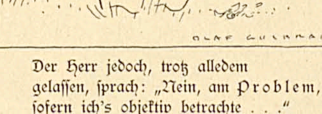
Worauf er das Gebein verschrenkte
und sich behutsam niedersenkte.

Ich hörte deutlich, wie es knirschte.
Und als ich mich nun näher pirschte,
befand sich der Plafond der Hose
in einer dottergelben Soße.



„Nu?!" rief ich mit verblüffter Miene,
„das lag wohl an der Brutmaschine?"





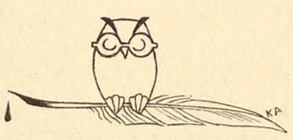
Der Herr jedoch, trotz alledem
gelassen, sprach: „Nein, am P r o b l e m,
sofern ich's objektiv betrachte . . ."

Ich lachte . . . lachte . . . und erwachte.

Damen-Gambit

Von Willfried Tollhaus

Bernhard Schurmann sah ernst und sachlich aus wie der Handelsteil einer großen südwestdeutschen Zeitung. Jedermann hatte das Gefühl, daß er auf ihn abonnieren könne, ohne verpflichtet zu sein, dauernd von seinem ganzen Inhalt Kenntnis zu nehmen.
Ein solcher Eindruck war schon aus Berufsgründen vortrefflich für ihn, weil er als „Syndikus" gut situierter Steuerinvaliden Krücken zu konstruieren hatte, mit deren Hilfe sie sich weiter in Gottes freier Natur bewegen konnten, trotzdem sie das zuständige Finanzamt gern zum Sitzen veranlaßt haben würde.
Äußerlich glich er einer der mageren Traumkühe Pharaos. Da sich Gegensätze anziehen, liebte er Anna Winkelmann, die ihr Vater, der Schlachtermeister, als Reklame für den dauernden Konsum seiner Fleisch- und Wurstwaren entworfen zu haben schien.
Während die Linien im Antlitz Bernhards sämtlich nach unten geneigt waren, hatten die des rosigen Gesichtchens von Anna Winkelmann einen kühnen Schwung nach oben, gleichsam als ob sie ein witziger und eleganter Maler in glücklicher Laune den heiteren Rhythmen eines weinfröhlichen Herzens angeglichen hätte.
Bernhard stand im Ruf, der steuerliche Drachentöter des Bezirkes zu sein. Kein Wunder, daß ihm also Winkelmann die Hand seiner Tochter nicht versagte, denn er hatte auch ihn im Kampf um das Recht des Bürgers gegen das Unrecht der Steuerbehörde seit drei Jahren erfolgreich unterstützt.
Kaum war die Verlobung geräuschvoll gefeiert, da wurde in die örtliche Finanzamtsstelle ein neuer Inspektor versetzt, dem die Bezeichnung „der objektive Meyer" schon anderorts eine Gloriole eingetragen hatte. Er nahm sich in Sonderheit der von Syndikus Schurmann vertretenen Angelegenheiten an und stieß sofort in die Winkelmannsche Buchhaltung vor. Nach einiger Zeit stellte er fest, Winkelmann habe in den letzten Jahren Mk. 4873,84 zu wenig gezahlt.
In dem kleinen Kontor hinter dem Laden fand jetzt ein erbitterter Kampf zwischen Schurmann und Meyer statt. Anna, die sich gelegentlich mit der Buchhaltung beschäftigt hatte, wohnte ihm bei. Bald ergab sich, daß sie den objektiven Meyer trotz seiner Todfeindschaft gegen ihren Bräutigam nicht als unsympathisch empfand. Für eine an Autorität gewohnte Seele wie die ihre war es angenehm, daß sein Mund waagerecht unter der monumentalen Nase stand, und die Linie des nach oben gebürsteten kräftigen Blondhaares parallel zu ihm verlief. Auch die kleine, festumrissene Schnurrbartbürste trug dazu bei, diesem Gesicht den Eindruck der Strenge, der Ordnung und der männlichen Schönheit zu geben. Noch vorteilhafter schnitt er figürlich gegenüber Bernhard Schurmann ab, denn seine Brust konnte gut als zweischläfrig bezeichnet werden.
Der objektive Meyer nahm zwar von dem sanften Erröten Annas Kenntnis und stellte insgeheim auch fest, daß ein Mann in ihren Armen wohlgebettet sein müßte, aber er war im Dienst und ließ von den Mk. 4873,84 nicht ein Jota ab, trotzdem ihm Vater Winkelmann jene treuen Augen machte, mit denen er beim Viehhandel noch immer Erfolg zu erzielen pflegte.
Die ganze Stadt wußte von diesem Kampf Schurmann kontra Meyer, und es ließ sich nicht verhehlen, daß es dabei um das Ansehen des steuerlichen Drachentöters schlechthin ging.
Das sagte sich auch Schurmann. Er hatte das Gemäuer seiner syndikalen Existenz mit den Haubitzen aller in seinem Sinne brauchbaren Finanzamtsentscheidungen armiert und jede Fahne gehißt, von der er annahm, sie würde als angenehm empfunden. Gegen seinen Redeschwall stand das graue Einmaleins des objektiven Meyer unerschüttert, als sei es aus Beton.
Bernhard fühlte, er wäre verloren, geschähe kein Wunder.
Um Gott dazu Gelegenheit zu geben, studierte er selbst noch einmal das Gewirr aller Fäden, die gesponnen waren. Dabei erkannte er, wo Rettung allein noch zu finden sei.
Das Opfer, das von ihm verlangt wurde, hieß Anna.
Hatten nicht gerade die großen Schachspieler oft gesiegt, indem sie ihre Dame opferten?
Als er es wußte, handelte er.
An einem Dienstag, jenem Wochentag, an dem Vater Winkelmann morgens seine berühmte Leberwurst persönlich zu würzen pflegte, sollte die entscheidende Aktion im Kontor hinter dem Laden vor sich gehen. Außer Meyer war nur noch Anna anwesend. Bernhard brannte das Feuer seiner Argumentationen noch einmal ab. Es hatte keine Wirkung. Meyer blieb unerschüttert. Anna fand, daß er in solchen Momenten großartig wirkte.
Als sie wieder mit einem ihrer bewundernden Blicke das Parallelogramm seines Kopfes zärtlich bestreichelte, herrschte Bernhard sie plötzlich mit den Worten an: „Ich verbiete dir, daß du Herrn Meyer so ansiehst!"
Das machte einen starken Eindruck sowohl auf Anna, als auf Meyer.
„Erlauben Sie", sagte dieser, und in seiner Stimme grollte der Donner.
„Du bist wohl verrückt geworden", stellte Anna trotzig fest, denn sie war eine einfache Natur und ohne philosophische Beherrschtheit.
Da zog Bernhard seinen Verlobungsring vom Finger, warf ihn auf den Tisch, schrie: „Hier ist meine Antwort!" und ging, ehe ihn jemand halten konnte, hinaus.
Die wohlbedachten Wirkungen dieses Auftritts lassen sich in drei Gruppen teilen:
Erstens: Die Wirkung im Hause Winkelmann.
Anna weinte laut. Winkelmann unterbrach das Leberwurstmachen. Als er hörte, was geschehen war, sagte er: „Gott sei Dank!" Danach sah er den objektiven Meyer fragend an. Dieser stellte fest, daß er nicht berechtigt sei, sich jetzt privaten Gefühlen zu überlassen. Er müsse erst wissen, ob Winkelmann einsehe, daß er Mk. 4873,84 mit Recht nachzuzahlen habe. Winkelmann nickte. Er hatte beabsichtigt, Anna eine Mitgift von Mk. 25000.— zu geben. Nun bekam sie nur Mk. 20000.—. Er verdiente also noch rund Mk. 126.—, sofern er die Mk. 4873,84 gewissermaßen als zur Mitgift gehörig betrachtete und an das Finanzamt bezahlte.
Als Meyer diese Erklärung protokolliert und die Akte des Falles Winkelmann geschlossen hatte, bat er um die Hand Annas.
Zweitens: Die Wirkungen in der Stadt.
Nur törichte Leute konnten mit der Meinung hausieren gehen, Meyer habe Schurmann als Mann und Berufsmensch besiegt. Jeder mußte einsehen, daß es ihm vor allem auf die wohlgepolsterte Hand der reichen Schlachterstochter angekommen war, wozu er sich auch das Mittel seiner amtlichen Überlegenheit dienlich sein ließ. Vermutlich hatte der schlaue Schwiegervater sich gesagt, der Schwiegersohn Meyer werde seine Jahresabschlüsse wohlwollend betrachten. Man beschloß, Winkelmann die allgemeine Gunst solange zu entziehen, bis sich bewiesen habe, ob er auch seine Verwandten und Freunde an seinen Beziehungen profitieren ließ.
Drittens: Wirkungen im privaten Lebenskreis von Bernhard Schurmann.
Sobald die Verlobung Annas mit dem objektiven Meyer bekannt war, begab sich Schurmann ins Finanzamt und ließ sich bei ihm melden. Er wurde empfangen. Als er ihm gegenüberstand, fragte er ihn, ob er sich auch in Zukunft noch unbefangen fühle, wenn er in Angelegenheiten, die der Syndikus Schurmann vertrete, tätig sei? Ob er auch weiterhin die Steuersachen der weitverzweigten Familie Winkelmann zu bearbeiten denke?
Meyer wuchs wie ein Turm auf und erklärte, er habe sich die gleiche Frage bereits vorgelegt und sie dahin beantwortet, daß er um seine sofortige Versetzung einkommen müsse.
Schurmann machte eine kurze Verbeugung und empfahl sich, um mit dem Feuer dieser Neuigkeit sofort die Stadt an allen Ecken anzuzünden.
Die Schurmannsche Aktion hatte somit das folgende Endergebnis:
Nachdem der objektive Meyer mit der rosigen Anna das Feld geräumt hatte, wandte sich Bernhard Schurmann das allgemeine Wohlwollen zu. Gewissermaßen auf seine Kosten war die Stadt vom Tyrannen befreit. Ehre dem Manne, der dies Heldenstück vollbracht hatte!
Als Bernhard den Endsieg seiner Partie in voller Deutlichkeit vor sich sah, schwangen sich die Linien seines Antlitzes, von den geheimnisvollen Mächten des Glücks berührt, mit sanftem Schwung nach oben und gaben ihm einen Ausdruck, der fortan den Vergleich seines Eindrucks mit dem des Handelsteils jener großen südwestdeutschen Zeitung nicht mehr zuließ.



Kleine Bemerkungen

Die Schafe haben von jeher in der Welt mehr Schaden angerichtet als die Wölfe.

*

Der Sinn des Lebens scheint für manche Leute darin zu bestehen, die Raten für die Lebensversicherung aufzubringen.

*

Man neigt gewöhnlich erst dann zu Gewissensbissen, wenn das Gebiß nachläßt.

oha

Lieber Simplicissimus!

Gretchen ist schon einige Zeit bei hochfeinen Herrschaften Dienstmädchen. Zu Hause auf Urlaub, wird sie tüchtig ausgehorcht darüber, wie es in solchen Kreisen zugehe, vor allem, wie die Abendgesellschaften seien. Da müßten sich doch sicher alle arg vornehm benehmen.
„Das schon", erwidert Gretchen zögernd, „aber wenn's länger dauert, wird's genau wie bei uns gemischt."

*

Kollege R. ist glücklicher Vater von acht wohlgeratenen Kindern. Kürzlich kam nun eine Anfrage über ihn. In der Antwort des Abteilungsvorstehers hieß es u. a.: „R. ist Vater von zur Zeit acht Kindern; außerdem ist er bei uns mit Registraturarbeiten beschäftigt."

*

Marie war nach Stuttgart gefahren, um ihren Soldaten zu besuchen. Am ersten Abend gingen sie miteinander die einsamen Wege, die sich den Bopser entlangziehen; am zweiten strebten sie mit Allgewalt dem Hasenberg zu, und am dritten schwenkten sie auf der Feuerbacher Heide selig in einen Waldweg ein.
„Wie hat dir Stuttgart gefallen?" fragte sie zu Hause ihre Freundin.
„Landschaftlich", erwiderte Marie träumerischen Blickes, „bietet Stuttgart allerhand."

*

Der sehr trinkfeste Herr K. hat auch einen Bücherschrank. Als ich ihn bei einem Besuch besichtigte, gewahrte ich darin eine Menge Likörflaschen und Gläser aller Größen. „Und was ist hier drin?" fragte ich und wies auf das eingebaute Likörschränkchen.
„Bücher", sagt er stolz, „nix als Bücher!"

Das Kompliment

(Paul Scheurich)



„Abscheulich, daß die Männer immer nur das Weibchen suchen und nicht den inneren Menschen!" – „Tja, Gnädigste, der innere Mensch ist meistens nicht so nett!"

Insektenfabeln

Die Kröte schnappte ein Glühwürmlein
Mit Flügeln, Haut und Haaren.
Zur Urteilsbegründung fiel ihr ein:
Es sei ohne Schlußlicht gefahren.

Dukatenfalter flatterten heiter
Aus den Wiesengründen.
Plötzlich durften sie nicht weiter
Aus Devisengründen.

Wilhelm Pleyer

Verschnupfte S-Bahn-Fahrt

Von Hans Lachmann

H . . . h . . . hfff . . . hpschi!
Na, is det nich furchba, wa? Ick ha in mein' Leben schon allahand Krach jemacht, aba so'n Jebullere als wie dißma? Nee, besta Herr. Ick finde mir kaum noch zurechte, kann iebahaupt nich aus de Oogen kieken, vowejen det Wassa, det looft un dreescht, de janze Bürne een Bassäng. Sin Se valeicht so jut un sahrn Se mir, wenn Jesundbrunnen is?
H . . . h . . . pschi! — Ick weeß ja nich, ob et Ihn' inklisiert, wie icke, so rein als Frau, zu medezinischen Fragen orjentiert bin. Hamm Sie zufällij valeicht ma wat jeheert von 'n jewissen Klingebittel, Invalidenstraße? Wat der Mann is? Det is 'n Mystus! Sie wissen nich, wat det for 'n Beruf is? Det is keen Beruf, denn dazu jeheert Bejabung, Sie. Der macht Ihn' so spitiristische Sitzungen mit Handufflejen, Sie, un wenn der dem Medium injeschalten hat, denn is so ne Jeistastrippe da, un denn jeht der mit die Jeistas um, ob det nu Napoljom is oder wer sonst, det muß allens Klingebitteln apportiern. Un diesa Mann kuriert mir. Mit Kaffeesatz hat det nischt ze tun, Sie, det is so sicha wie Horoskorb. Wat die Ärzte vaordnen, Püramidong un Seksjohn un so, da is bei mir keene Sympathie for, seit se mein' Ollen fortjeschafft hamm. Der Mann, als der mit Doht abjing, hamm se jesahrt: Alkohol! Dußlija Quatsch! Wenn der zu ville jetrunken hätte, woher hätte der Mann denn imma den jraulijen Durscht jehabt? Ab un zu ne Molle jezwitschat hat a, un Freitags hat a ooch ma blauen Engel jespielt. Aba wat die Ärzte erzählt hamm von wejen Lebaziehrose infolje unvaninftijen Alkolismus, det is Unwissenheit in Tateinheit mit ieble Nachrede. Sehn Se hinjejen mein Meesta Mystus an! Der sahrt: Frau Schwarzen, hat a jesahrt, wat sich bei Sie von außen wie 'n Schnuppen tut, det is in Wahrheit die typische Ziveli . . . Zillevi . . . vi . . . zi . . .
Tschi!
. . . Zillevisaßjohnserscheinung is det. Himmel, jetzt ha ick dem Leiden endlich beim Wickel. Un wissen Se ooch, woso? Der meint, det kommt von Radio! Da machen Se Oogen wie Schulzen sein Hund, wa? Ick wer Ihn det ma ausenanderposementiern: sehn Se, die Wellen von die Elektrissität, det wirkt irjendwie seelisch, un alle Krankheiten, wat die rijtijen sin un nich Hüschtérie, det jeht von Seele aus, un denn sin noch die Schleimhäute da, un det naßkalte Wetta, un 'n Zuch ha ick ooch jekricht, un weil ick denn noch 'n Schützenmensch bin, so hat sich det allens versummiert. Is doch janz logisch, wa?
Hö . . . hö . . . höpschi! . . . Als wie ne Rakete uff Wandaschaft! Un in Krankenhaus kricht mir iebahaupt keena rin. Ha ick so meine Erfahrungen jesammelt. Als wie damals, wie ick noch in Hilfsschule jing, ha ick ma 'n jereizten Blinddarm jehabt. Un die bringen mir doch in Scharitéh rin! Ick wimmere un ick schrei! Aba die lejen mir uff ihr Schnippelbiwéh, un der Karbolfeldwebel kommt uff mir zu mit so ne kleene Fliejenglocke un sahrt: zähle man, mein Kind! Un ick sahre eens, zweie, un ick sahre ooch dreie: da hält mich der die Jestanktüte vor de Neese, un ick sahre noch nich fimmfe: bummsbautz, war ick weg.
Hötepschi! . . . Pschi!
Als Kind kann 'n Mensch sich ja nich wehren jejen. Aba wenn icke als erwachsene Perseenlichkeit un ick sollte da so liejen in meine hinjebreitete Hilflosigkeit, un der sahrt for mir: zähln Se man, Frau Schwarzen, — denn sahr ick dem: Herr, wenn Sie Ihr kleenet Einmaleins üff die Art lernen wollen, da bin ick mir zu entwickelt zu, als det ick mir von Ihn uff den Besen laden lasse! Ick ha iebahaupt meine sehr eijentiemlichen Jedanken ieba Krankenhaus. Die jehn da nach ne jewisse Art Methode vor, vastehn Se? Da sin in det eene Zimma die, wo wat abjeschnitten wird, in anderet Zimma is Scharlach un Jrippe un so mehr die Alterserscheinungen, un denn wieda wo andas sin die mit unsichtbare Bazilln inklusivlich die jeistijen Erkrankten, un so is det allens hibsch jeordnet. Aber nu morjens, wenn det Opperiern losjeht! Det is wie an't loofende Band! Nu stellen Se sich vor, besta Herr, wo die ooch schon Säujlinge vawechselt hamm, wenn icke denn in falschen Transpocht rinkomme, un wenn ick denn uffwache: womit soll ick mich denn in de Neese puhlen? Denn da hamm se mich de Arme amputjiert! Un hintaher heißt et denn noch: Frau, sin se dankbar, urspringlich sollten de Beene ooch mit wech! Nee, Herr, diß nich!
Pschi! . . . Wohinjejen det mit Radio is bestechend, wa? Aba glooben Se, det de Welt uff sowat Vaninftijet heert? Wat mein eijener Sohn is, der kuppelt dem janzen Tach an so'n ollet Modell von Katharrorjel rum, un det seine Mutta von die jequiekten Wellen Zillevisaßjohnserscheinungen kricht, det is dem schnurz un piepe! Ick frahre ihm: Eddewin, bist du etwa von die Ansicht, det Klingebittel 'n Kurfuscha is? Da meint Eddewin: ob Klingebittel ooch Kuren macht, weeß ick nich. Un diß von mein eijenet Fleesch un Blut mitten in't Jesichte jesagt jekriecht, Herr, det is sehr bitta!
Ha . . . hä . . . hä . . . tzschü!
Wa? Wat sahrn Se? Ick soll Ihn in't Jesichte jeniest hamm? Besta Herr, inwiefern schon Jesichte? Bestellen Se sich bein Ostahasn 'n Waffenschein, damit wenn Se an Spiejel vorbeiloofen, 'n jewisset Jefiehl der Sichaheit kriejen. Wie sehn Sie iebahaupt aus? Stauben Se sich ma ab, Herr: ick ha ma jeheert, wenn Holzwolle uff dem Rewers liejt, denn hat der Kopp 'n Loch jekricht. Icke, un Jesichte jeniest!
Pppschüh!
Jesundbrunnen? Möönsch, warum sahrn Se det nich frieha? Wenn icke nu durchjefahrn wär? Punkt zwölwe muß ick bei Klingebittel sint, dem darf ick nich warten lassen, Sie! Wenn der verärjat is, denn spricht der Formeln ieba mir, un bummsbautz lern ich Schielen! Lachen Se nich! Det kann der Mann! Un ick sahre bloß: suchen Se mir eenen richtijen Arzt, der diß nachmacht!
Höpschi!

Fundstück

Aus einer Konzertkritik:
„Die Herren F. waren ein prächtiges Beispiel vollblütigen Musizierens. Mit männlicher Kraft verbissen sich die beiden Violinen ineinander im 2. Satz der d-moll-Sonate, begleitet von dem allzu bescheiden zurücktretenden Klavier.
Friedl L. sang sich mit einigen Bach-Liedern ins Herz der Zuhörer. Es ist nicht leicht, die Freude an einem jungen Menschenkind, das Bach-Lieder singt, zu trennen von dem reinen Genuß an diesen. Es ist wohl auch nicht nötig. Es ist ja Sinn der Kunst, daß Form und Inhalt eins wird."

Fett

Die Dame beklagte sich bitter wegen der Springerei nach dem Fett.
„Das ist nicht so schlimm", erwiderte die andere, „aber nächstes Jahr in Kissingen, bis man es da wieder weg hat!"

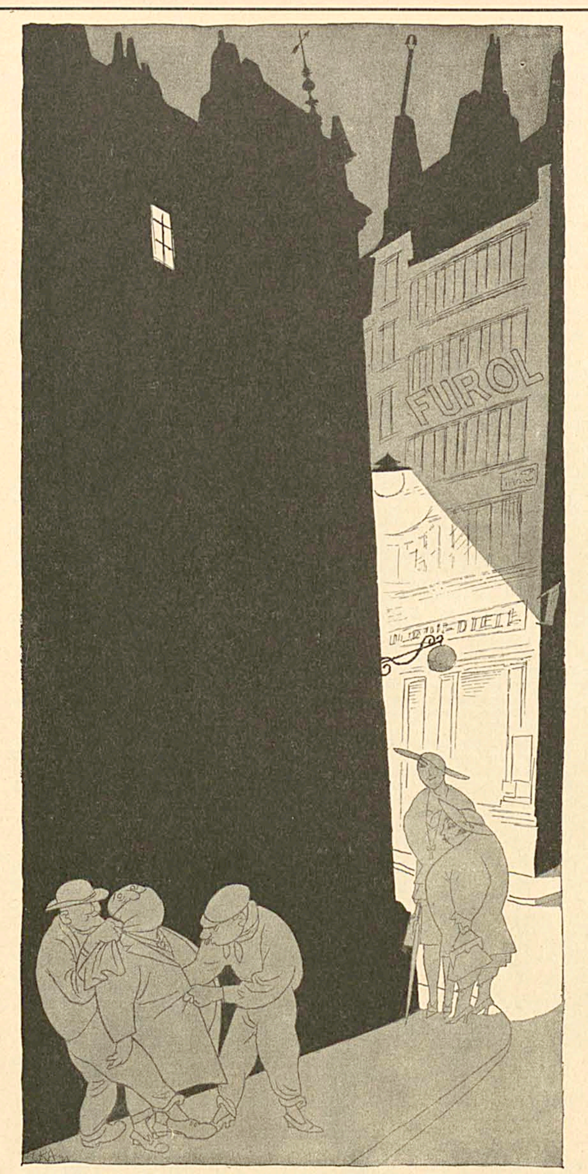
„Was du ererbt . . ."

Max hatte wieder mal etwas ausgefressen. Ich traf ihn einige Tage vor der Verhandlung. Er war sehr zuversichtlich. „Ich nehme zur Hauptverhandlung meinen Vater mit", sagte er augenzwinkernd.
„Als Zeuge?" fragte ich.
„Nein, als mildernden Umstand!"

Politik der offenen Tür

(R. Kriesch)





Die Welt ist komisch

Von German Gerhold

Myers fluchte nie. Er reagierte anders. „Wenn jemand pöbelhaft sein soll, — bitte, der andere!" hatte er einmal sagen hören und es sich angeeignet.

Als der Rolls Royce zum dreizehnten Male halten mußte, stieg er behutsam aus und ging zur Hochbahnstation. Mochte den Chauffeur der Schlag treffen, wenn er ihn zu Hause auf der Terrasse sitzen sah.

Es war ungewohnt, mit tausend Menschen auf Zeitungspapier, Zigarettenstummeln und Orangenschalen stehend durch die Kurven geschleift zu werden. Und es wurde nicht angenehmer, als er zwischen einer Zehncentmütze und einem schwarzen Schal die etwas reichliche Nase mit dem bläulichen Querhieb erkannte, die auf dieser Welt allein Jimmy Baker zukam.

Den Kopf gegen einen imaginären Wind neigend, stieg er aus, und sein Blick hielt nunmehr nach einem Taxi Ausschau. Vorerst sah er indes nur schwarze Fassaden, Feuerleitern, überquellende Abfallkübel und Horden schmutziger Kinder.

Er blieb stehen, um zu überlegen, welche Richtung wieder in die Welt führen könnte.

Da stand Jimmy Baker neben ihm und grinste auf seine irritierende Art.

„'day, Myers", schnippte er mit einem Finger zur Mütze hinauf.

„So, das bist du, Baker? Wie geht's immer?"

„Gut."

Mit einer großen Kopfbewegung blickte ihn Myers an. „Was sagst du, Baker?"

„Ich meinte, daß es mir gut geht."

„Beim Henker, dann sollte dein Bild in die Zeitung, Mann. Sieh da, ich muß hier ins Tigerviertel kommen, um einen Menschen zu sehen, dem es gut geht!"

„Hoffentlich hast du nichts dagegen, Myers, daß es einem ehrenwerten Mann auf seine alten Tage gut geht?"

„Nichts. Aber ich begreife es nicht, das ist alles. Wo wohnst du?"

„Drei Häuser voraus, Myers. Es ist eines der besten Häuser dieser Gegend."

„Beim Teufel, deine Ansprüche sind niedrig", meinte Myers, als sie das Haus betraten.

„Ich lege den Hauptwert auf Sicherheit", erwiderte Baker. „Diese Wohnung ist mir relativ sicher, denn die wenigen Dollars für Miete bringt man schließlich immer zusammen."

„Auch ein Standpunkt", lächelte Myers und kletterte vorsichtig die ausgetretenen Treppen hinauf.

Mit Myers Zigarren und Bakers Whisky war es in der Dachstube nicht einmal so ungemütlich. „Dein Whisky ist allright", mußte Myers anerkennen.

Baker lächelte. „Bekomme pro Woche einen Liter. Als Ehrensold gewissermaßen für meine Dienste in kampfreicher Zeit."

„Verstehe, Baker. Verfügst du über ein größeres Einkommen?"

„Ich habe pro Woche drei Dollar über meinem Standard."

Myers schlug auf den Tisch. „Und ich schätzungsweise fünfhundert unter meinem —! Ich merke, du nimmst da einen guten Standpunkt ein! Aber ich habe dich immer für einen Philosophen gehalten, stimmt's?"

Baker nickte gerührt. „Und ich dich immer für einen Materialisten, Myers. Schon wie wir die Firma zusammen hatten, habe ich dir immer gesagt: ‚Myers, du bist ein Materialist. Du wirst es niemals in deinem Leben so weit bringen, daß du zufrieden bist.'"

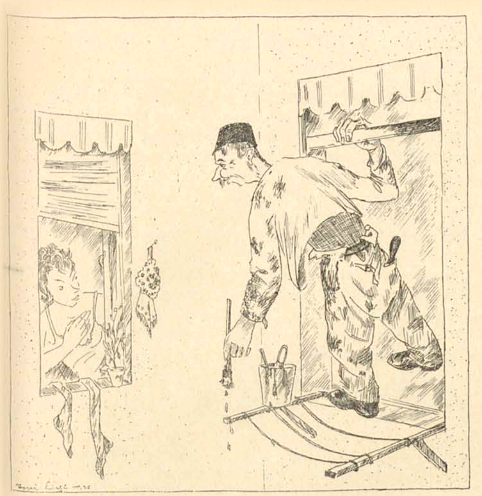
„Ja, beim Henker! Da hast du recht behalten!" stimmte Myers zu. „Und du bist also zufrieden?"

Baker nickte lächelnd und goß neuen Whisky ein. „Sehr."

„Aber in dieser Welt, Baker?! Sieh dich doch einmal in dieser Welt um! Ist das etwa zum Lachen?!"

„Yes, by Jingo, sehr zum Lachen", sagte Baker von Herzensgrund.

„Also da möchte ich doch auch mitlachen können —! Über was zum Beispiel lachst du denn da?"



(Toni Bichl)

Gefahren des Berufs

„Gehn S' vom Fenster weg, Fräul'n, sunst san Sie schuld, bal i 's Gleichg'wicht valier'!"

„Zum Beispiel über dich und deinesgleichen."
Myers sah nachdenklich vor sich hin. „Du bist schlecht orientiert, Baker, das ist das Ganze. Du lachst über Dinge, weil du sie nicht verstehst."
„Nein, Myers. Ihr nehmt die Dinge ernst, weil ihr sie nicht versteht. So ist das."
„Wenn du mir nur ein einziges Beispiel . . ."
„Well. Stelle dir einen Mann vor, der sich verzweifelt die Haare rauft und Gott und die Welt anklagt, weil er Hunger hat."
„Ist das komisch?"
„Moment. Und dieser Mann befindet sich in einer überfüllten Speisekammer. Please?"
Myers lachte aus vollem Halse. „Well, das ist komisch! Aber wo . . ."
„Wo? Die Welt ist diese Speisekammer, und die Menschheit ist dieser Mann."
„No, dear friend. Das ist etwas anders. Da ist das Sozialproblem dazwischen!"
Jetzt krähte Baker hell auf. „Hehe! Sozialproblem! Ein Neger zieht sich die Krawatte zu und röchelt: Dieses Problem bringt mich um! Hehe! Ein Prachtstück von einem Problem!"
„So? Und wie würdest du den Arbeitslosen Arbeit beschaffen?"
Baker schlug vor Vergnügen mit beiden Händen auf den Tisch. „He, Myers, alter Büffel! Taub seid ihr! Sie sagen Hunger, und ihr versteht Arbeit!"
Myers zuckte die Achseln. „Und warum hungern sie? Weil sie keine Arbeit haben."
„Büffel!" krähte Baker. „Ich höre von vielen Leuten, daß sie nicht arbeiten und trotzdem nicht hungern! Ich selber arbeite nicht und hungere nie."
„Ja, wie machst du eigentlich dein Geld, Baker?"
„Ich? Ich bin Papierhändler über die Tür."
„Wie funktioniert das?"
„Hm. Ich entferne aus öffentlichen Klosetts das Papier und verkaufe es dann über die Tür."
Myers wiegte den Kopf. „Die Idee ist gut. — Vielleicht nicht ganz fair. — aber . . ."
„Nicht fair? Ihr entfernt die Kohlen aus der Natur und verkauft sie dem, der friert. Ihr entfernt das Vieh, das Getreide und was weiß ich, und verkauft es dem, der hungert. Und wenn sich die Luft entfernen ließe . . ."
„Es wäre ein sehr großes Geschäft, ich weiß. — Lachst du über die Kriegsgefahr übrigens auch?"
„Ih, wo werde ich über einen Mann lachen, der sich eine Höllenmaschine baut und unausgesetzt dabei betet: ‚Lieber, alter Gott im Himmel, gib doch, daß sie nicht losgeht!' Das ist doch nicht komisch?"
„Es handelt sich um mehrere Männer. Die Rüstung ist nötig, denn wir haben äußere und innere Feinde."
„Richtig. Und gegen die inneren bildet ihr die Massen militärisch aus und bewaffnet sie. Eine vorzügliche Methode."
„Genau besehen fängt es damit an, daß Rußland bewaffnet ist!"
„Nein, ganz genau besehen fängt es damit an, daß ihr Rußland bewaffnet habt, Myers. Japan brauchst du nicht erst zu erwähnen, alter Junge."
„Beim Teufel, du weißt genau, wenn wir das Geschäft nicht machen, macht es ein anderer! Wir brauchen Arbeit für unsere Werke und Maschinen!!"
„Wozu?"
„Weil wir verdienen wollen, Hölle und Verdammnis nochmal!!"
„Well. Und verdienst du?"
„Nein! Ich lege drauf!!"
Baker schüttelte sich vor Lachen.
„Hör mal, alter Junge", begann Myers von neuem und kniff die Augen ein. „Ich wünsche es nicht, daß du in dieser Weise über mich lachst. Ich bin Bürger, angesehenes Mitglied einer Kirche und einer wissenschaftlichen Vereinigung."
„Yes", krähte Baker. „Mitglied der Hölle und des Himmels zugleich, wie?! Du bist das gottvollste Rindvieh, das ich je gesehen habe! Wie kann es in deiner Kirche eine von Geistern gelenkte Materie geben, wenn deine Wissenschaft nachweist, daß es weder Materie noch Geister gibt?!"
Myers erhob sich und rückte seinen Hut in die Stirn. „Ich weiß, was du bist, Baker. Ein Narr bist du."
„Well", lachte Baker. „Wenn ihr das, was ihr treibt, vernünftig nennt, dann will ich ein Narr sein! Good bye, alter Büffel!"

Lieber Simplicissimus!

In unserem Haus gab der Herr vom zweiten Stock eines Tages in einigen Briefen an Bekannte und Verwandte den unabänderlichen Willen kund, sich in Anbetracht der Misere des menschlichen Daseins, die bei ihm den Kulminationspunkt erreicht habe, das Leben zu nehmen. Daraufhin ward er nicht mehr gesehen.
Als es aber kälter wurde, stand er plötzlich eines Nachts vor dem Haus der mit beträchtlicher Sorge erfüllten Angehörigen und bat schlotternd um Einlaß. Eine große Aufregung im ganzen Haus war die Folge.
Der Herr im ersten Stock, der am meisten unter der Nachtruhestörung zu leiden hatte, sagte darum andern Tags in ein wenig zu sanftem Tone zu der Mutter des Selbstmörders: „Wenn Ihr Sohn wieder Selbstmord begehen will, geben Sie ihm doch, bitte, den Hausschlüssel mit."

Anzeigenpreis für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile 0.20 Reichsmark • Anzeigen-Annahme F. C. Mayer Verlag München 2 M, Sparkassenstraße 11

Alte Marmorbrücke bei Peking

Von Anton Schnack

Die hohen Götter haben sie beschritten
(Sie sind nun auf den Himmelsbergen eingeschlafen).
Der zehnte Kaiser ist zu ihr herangeritten
Mit einem hellen Troß von Prinzen, Knaben, Grafen.
Er sprach zu ihnen: „Schweigt!“
Und hat sich über das Geländer lang geneigt. — — —

Im Spiegel, den kein Wind mit Wellen schlug,
Sah er zum Norden fliegen einen Kranichzug,
Er sah im Wasser Blut der Reiterschlacht,
Den roten Winterfrost, den Bernsteinmond der Nacht;
Die Trägersänfte mit dem fetten Mandarin
Zog schaukelnd, mit Musik, darüber hin;
Kaufleute auf Kamelen, ein Nomadenschwarm,
Die Bettler kamen, ausgehöhlt und arm;
Der Lößberg, von der Sommerhitze mürb gebrannt,
Hing violett verdämmernd auf dem Wasserstand,
Die Dichter, angefüllt mit Wein aus Reis,
Beschrieben mit Anzüglichkeiten frech das Marmorweiß.
Mit Alabasterrücken und mit Fadenmund
Schwamm ein Jahrtausendfisch im Schattengrund.
Dem Kaiser, vorgebeugt auf glatter Brückenmauer,
Stand jäh das Herz in Wut und Liebestrauer.
Er sah ein Boot durchs hohe Brückentor
Im Duft der Dämmerung herschwimmen aus dem Rohr:
Die Lieblingsfrau des grauen Mandschu lag
Im Arm des Prinzen „Stern im Silbertag“.
Der Kaiser schlug um sein Gesicht die seidenen Gewänder;
Denn eine Träne fiel auf das Geländer.
Er ritt. Beim Reiten war er ganz voran.
Nie wieder kam er zu der Brücke von Jün-schan. — — —

So lautet das Gedicht der Sängerin Sin-Chiün.
(Sie liebte sehr der Pfirsichbäume Blüh'n.

Letzte Nacht eines Mannes

Von Hans Schulz

Durch das Fenster, das schmale, schießschartenartige, vergitterte, fiel das Mondlicht, ein schmaler Streifen war's nur: draußen, am nächtlichen Himmel, mochte wohl der Vollmond stehen jetzt und die Sterne: aber hier in der engen Zelle war nur der Streifen da, der langsam wanderte, sich dem Schläfer näherte, der auf seiner Pritsche lag: jetzt hatte der bleiche Mondstrahl ihn erreicht, da erwachte er. Er hob seinen Kopf, er hatte nicht sehr gut geschlafen, er zog die Beine eng an sich, setzte sich auf und blickte zum Fenster, durch das der Mond seinen Schein zu ihm sandte. Er erhob sich, streckte seinen rechten Arm aus, der nun nackt war, weil der weite Ärmel der grauen Anstaltsjacke zurückfiel; mit seiner Hand versuchte er den Strahl zu fassen und zu erhaschen, und als das nicht gelang, der Strahl schien immer wieder behende auszuweichen, ließ sich nicht greifen, da ging er zwei Schritte vor, stand in der Mitte der Zelle, von hier aus hatte er den besten Blick hinaus zum Fenster, lange hatte er das erprobt: und da konnte er jetzt einen Stern sehen, einen kleinen Lichtpunkt . . . er schrak zusammen. Da war es wieder, das eiskalte, das atemabschnürende, das lähmende Gefühl: das ist deine letzte Nacht! Die allerletzte Nacht!
Da ging er wieder zurück zur Pritsche, er setzte sich, legen wollte er sich nicht mehr, schlafen würde er jetzt doch nicht können, da saß er also, und kein Laut war zu hören und kein Lichtstrahl war mehr zu sehen, weiter gewandert war der Mond da draußen, und in wieviel Zimmer mochte er jetzt wohl scheinen und wieviel Schläfer wohl aufwecken? Kein Zweifel, die Welt bestand auch weiterhin, der Mond würde morgen auch noch scheinen, würde auch in diese Zelle wieder seinen Lichtstrahl schicken — wenn er selbst das auch nicht mehr sehen würde; er hatte einen Menschen umgebracht und da mußte er sterben, so war es recht und billig; — wo würde er wohl morgen um diese Zeit sein? Darüber dachte er nach, bis ihn ein leises Geräusch störte: das kannte er schon, er hob den Kopf. Ja, da war es wieder, das dicke graue Tier mit dem spitzen Kopf und dem langen Schwanz, da lief es wieder zu ihm und sah ihn an, bettelnd. Er lächelte, er hatte nicht vergessen, für die Maus zu sorgen wie in den vergangenen Tagen auch, ein Stück Brot hatte er übrig gelassen von der abendlichen Mahlzeit, das nahm er jetzt und zerbrach es in kleine Stücke und warf es dem Tier hin. Es fraß, er freute sich darüber, er sah zu, wie die Maus angestrengt und gierig kaute und wie es ihr schmeckte. Aber da kam es wieder . . . morgen! Morgen früh! Die letzte Nacht — wie lange würde es noch Nacht sein, wie lange würde es noch dauern, bis das erste Tageslicht grau durchs Fenster fiel? — Plötzlich packte er schnell zu, da hatte er die Maus in der Hand, die angstvoll quiekte und zappelte und ihn in einen Finger biß; aber das spürte er nicht. Er legte die Hand an den Hals des Tieres: hörte er es nicht pochen und arbeiten, das Mausblut? Er drückte zu, schloß den Daumen immer enger um den Hals der Maus, deren Quieken nun aufhörte, drückte immer weiter zu; aufhörte das Tier nun auch zu zappeln, wurde steif und leblos; kein Blut pochte und arbeitete mehr: tot war sie, die Maus. Da warf er sie in die Ecke. Und nun konnte er sich legen: merkwürdig, er fühlte sich sehr müde: er schlief ein, schlief gut und lange, bis er geweckt wurde.
Der Morgen. Der letzte Morgen. Er hätte gern noch weitergeschlafen. Er ging etwas schlaftrunken, antwortete dem Priester zerstreut auf ein paar Fragen, die Sonne schien, blau war der Himmel: und er hatte Angst, nicht vor dem Sterben, davor bestimmt nicht, aber vor dem, was nachher kommen würde, das war so schrecklich ungewiß, der Gescheiteste konnte einem das nicht sagen, auch der Priester nicht so bestimmt, wie es ihm wünschenswert gewesen wäre. Nun war es so weit. Seine Mordtat wurde noch einmal verlesen, es graute ihm vor ihm selber, wie hatte er das nur tun können! Nun mußte er sterben deswegen. „. . . Übergebe ich Sie dem Scharfrichter!“, tönte eine Stimme, aber die schien ihm sehr entfernt zu sein, er dachte an die Maus, wie er die gerichtet hatte, totgedrückt hatte, und das Tier hatte nichts verbrochen gehabt — warum habe ich das getan?, fragte er sich. Er bereute es stärker als den Mord, wegen dem er hier sterben sollte; sie haben schon recht, dachte er plötzlich, das war gemein von mir, vielleicht ist es wirklich gut, was hier geschieht, gut, daß jetzt alles aus sein soll, ausgestrichen und ausradiert wird . . . einen Moment lang schien es den Umstehenden fast, als hätte ein leichtes Lächeln um seine Mundwinkel gezuckt.

Auf de schwäbische Eisebahna

Ort der Handlung: Der Bahnhof eines Eisenbahnknotenpunktes im Schwarzwald.
Zeit: Vor dem Krieg. — Eine halbe Stunde vor Abfahrt des Abendzugs nach der Haupt- und Residenzstadt.
Handlung: Ein Mann wartet auf dem Bahnsteig mit seinem Sprößling an der Hand, bis der auf „Bahnsteig 4“ bereitstehende hellerleuchtete Zug aufs Gleis 1 rangiert. Er sieht, daß drüben auf Gleis 4 ein Zeitgenosse, gemütlich seine Pfeife rauchend, den Kopf zum Wagenfenster herausstreckt, und geht nun entschlossen über die Geleise, um ebenfalls einzusteigen. Doch er sollte zu seinem Leidwesen erfahren, daß Gerechtigkeit ein leerer Wahn sei. Denn laut schallte die Stimme eines Bahnbediensteten hinter ihm her: „Sia, do derfet Se fei no net ei'schteiga, des ischt verbotta!“ — „Do ischt aber doch scho einer ei'gschtiega!“ — „I woiß wohl, i hann's ehm au scho g'sait, daß er jo net eischteiga soll, aber der folgt halt net!“ — „No, na folg' halt i“, sprach der also Belehrte und kehrte folgsam zum Bahnsteig 1 zurück.

Die Enttäuschung

Der Wastl jagt mit seinen Brettln hinter einer jugendlichen Gestalt her, die mit Elan alle Schwierigkeiten nimmt und sich dabei von Zeit zu Zeit nach ihm umblickt. Endlich hat der schweißtriefende Wastl sie erreicht und sinkt geknickt in den Schnee: „Ja mei — du bist ja a Mannsbüld!“, stöhnt er.

Eisschießen

(Wilhelm Schulz)



„Guck no, der Herr Huber, der ischt lustig! Drbei goht 'm drhoim 's Wasser bis an da Hals!“ — „Ha no — do ischt 'r eba froh, daß 's zuag'frora ischt!“

Not bricht Eisen / Von Ernst W. Freißler

Diese Geschichte ist nicht leicht zu erzählen, wie man gleich sehen wird. Aber versucht muß es werden, weil dabei so recht offenbar wird, auf wie seltsamen Wegen das Schicksal die Menschen oft zur Einkehr führt.

Bei einer Bürgerfamilie des Mittelstädtchens, in dem sich diese wahrhaftige Begebenheit zugetragen hat, war, wie es so vorkommen kann, die eine Schwester altjüngferlich in kleinen Verhältnissen stecken geblieben, während die andere ihr Glück gemacht und in eine der neureichen Fabrikantenfamilien eingeheiratet hatte. Immerhin blieb eine lose Verbindung bestehen, wenn auch Frau Anna, die Industriellengattin, sich stillschweigend darüber im klaren war, daß das Leben selbst wieder einmal eines seiner Machtworte gesprochen hatte, denen sich ein kluger Mensch fügte, ohne viel Aufhebens davon zu machen. Aber ein offener Bruch sollte vermieden werden, darum durfte Fräulein Emmi Sollhofer gelegentlich zu einer verschwiegenen Teestunde in der Prunkvilla am Stadtrand erscheinen. Kurz nach Neujahr fuhr wohl auch Frau Anna im blanken Zweispänner vor dem Altersheim, in das sich die Schwester eingekauft hatte, vor und ließ ein paar Treibhausblumen zurück, die an blasser Kühle den Wünschen zum Neujahrswechsel nichts nachgaben, dazu einen Hauch kostbaren Parfüms, der noch vorhielt, wenn das Hufgetrappel der Vollblüter längst verklungen war.

Eine Zuspitzung ergab sich, als Frau Annas älteste Tochter heiraten und die Liste der Geladenen zusammengestellt werden sollte. Frau Anna war dafür, die Schwester einzuladen und ihrem Takt zu vertrauen, daß sie absagen würde. Stephanie aber, die Tochter, wünschte keine Gefahr zu laufen; sie war dafür, die „entfernte Verwandte“, die sie kaum vom Sehen kannte, ganz wegzulassen. Und da der Schwiegersohn, wie nicht anders zu erwarten, den allerbesten Kreisen angehörte und einige Rücksicht verdiente, behielt die Braut recht.

Es ist nicht überliefert und soll hier auch nicht untersucht werden, ob und wie sehr sich Fräulein Emmi Sollhofer die Übergehung zu Herzen nahm. Es wäre zu denken, daß es an falscher Teilnahme, brennender als jeder Hohn, nicht gefehlt habe. Aber sie war eben nicht eingeladen und mußte das gute Schwarzseidene, das sie insgeheim, in stillen Abendstunden, schon auf seine Verwendbarkeit für einen so festlichen Anlaß geprüft hatte, im Schrank lassen, dazu auch Mutters Achatschmuck, der der Braut als Angebinde zugedacht gewesen war.

Hier nun setzt das Schicksalhafte des Begebnisses ein: Kurz vor dem festgesetzten Hochzeitstag brach in der Stadt eine geheimnisvolle Krankheit aus, die mit choleraartigen, wenn auch nicht lebensgefährlichen Erscheinungen einherging, und von der Wissenschaft alsbald einer Verunreinigung der Trinkwasserleitung zugeschrieben wurde. Die Anfälle mehrten sich in so erschreckender Weise, daß im Hause Metzner die Frage auftauchte, ob die Hochzeit nicht lieber verschoben werden sollte? Aber das erwies sich dann doch als undurchführbar, es wurden Verwandte des Bräutigams aus England und Norwegen erwartet, die nun schon unterwegs waren. Auch sonst war so vieles festgelegt . . . nein, eine Verschiebung kam nicht in Frage, zwei Tage war ja noch Zeit, bis dahin konnte diese unerklärliche Seuche erloschen sein.

Sie war es nicht, sie war es keineswegs. Das zeigte sich bitter genug, als sich der Hochzeitszug mit dem vorgesehenen großen Pomp nach Standesamt und Kirche in Bewegung setzte. Schon die Abfahrt vom Brauthaus hatte sich verzögert, weil verschiedene Gäste im letzten Augenblick durch dringende Besorgungen aufgehalten waren. Auf dem Standesamt verschwand ein Trauzeuge und tauchte erst nach geraumer Zeit wieder auf. Da aber war der Bräutigam, als Reserveoffizier in großer Gala erschienen, schon so ungeduldig geworden, daß er die feierliche Handlung kaum mehr abwarten wollte. Die Braut zerfloß zunächst nur in Tränen, auch die Brautmutter flüsterte ihrem Gatten ein ums andere Mal mit trockenem Schluchzen zu: „Die Schande, Alfred, die Schande! Unser einziges Kind!“

Nach der kirchlichen Trauung entstand ernsthafte Verwirrung, der Bräutigam war nicht zur Stelle, als es galt, die Braut durch das dichtbesetzte Hauptschiff zum Wagen zu geleiten. Der alte Küster hatte ihn aus der Sakristei stürzen, in einen Wagen springen und wie rasend davonfahren sehen.

Wieder fühlte sich die Braut im tiefsten ergriffen. Diesmal aber waren es nicht nur seelische Qualen, das halb gestöhnte: „Schnell, Mama! Nach Hause!“ ließ auch andere Möglichkeiten offen.

Draußen vor dem Portal hielt der alte Johann mit einem neuen Zug in seinem glattrasierten Kutschergesicht. Er hielt die Lippen zwischen die Zähne geklemmt, saß dabei leicht vornüber gebeugt, nicht bolzengerade wie sonst, und hatte es offenbar eilig, fortzukommen. Denn kaum hatte der Lohndiener den Schlag hinter den Damen geschlossen, da ließ Johann die Schimmel schon antraben, so daß der Lohndiener eben noch den Sprung auf den Bock zuwege brachte.

Der nächste Weg von der Pfarrkirche zur Villa hinaus führte durch eine Vorstadtgasse am Altersheim vorbei. Eigentlich war der festliche Umweg über die Hauptstraße vorgesehen gewesen, aber Johann war nicht mehr für Umwege, und überdies hatte ihm seine Herrin durch das Sprachrohr ein wiederholtes „Schnell nach Hause!“ zugerufen. Johann also wählte die Abkürzung und ließ die Schimmel traben, daß fingerlange Funken aus dem Kopfsteinpflaster spritzten. Da riß ihn ein greller Pfiff aus dem Sprachrohr zusammen: „Halt!“ Die Damen hatten angesichts des Altersheims einen jähen Entschluß gefaßt, sprangen aus dem kaum angehaltenen Gefährt und liefen durch den Vorgarten hinauf. Vom Haustor kam ihnen, trippelnd vor freudiger Aufregung, Tante Emmi entgegen und stammelte ein gerührtes: „Nun ist alles gut, ich wußte, daß ihr mich nicht vergessen würdet!“

Dann allerdings mußte sie begreifen, daß es nicht nur Reue war, was die Verwandten zu ihr führte, doch wurde ihre Beglückung dadurch nicht geringer, weil sie sich nützlich erweisen konnte.

Als die Damen wieder zum Vorschein kamen, hatte sie den Achatschmuck herausgeholt und händigte ihn der Braut aus, die die Geberin tief beschämt mit sich zum Wagen zog. Der hielt zwei Häuser weiter an der gegenüberliegenden Seite, auf dem Kutschbock saß der Lohndiener allein und hielt mit angstverzerrtem Gesicht die Zügel. Der alte Johann erschien einige Atemzüge später und klagte mit einem Blick den Himmel an, der solches geschehen ließ. Dann wurde in gemäßigterem Trab die Heimfahrt angetreten, und Fräulein Emmi konnte an der Hochzeitstafel die stolze Freude erleben, sich von einem launigen Festredner als Retterin in der Not gefeiert zu hören. Auch der Bräutigam war wieder da, und auch ihm hatte verwandtes Erleben den Sinn geweitet.

So wurde es noch ein fröhliches Fest, das Schicksal hatte einen Riß gekittet.

Vor der Gardine

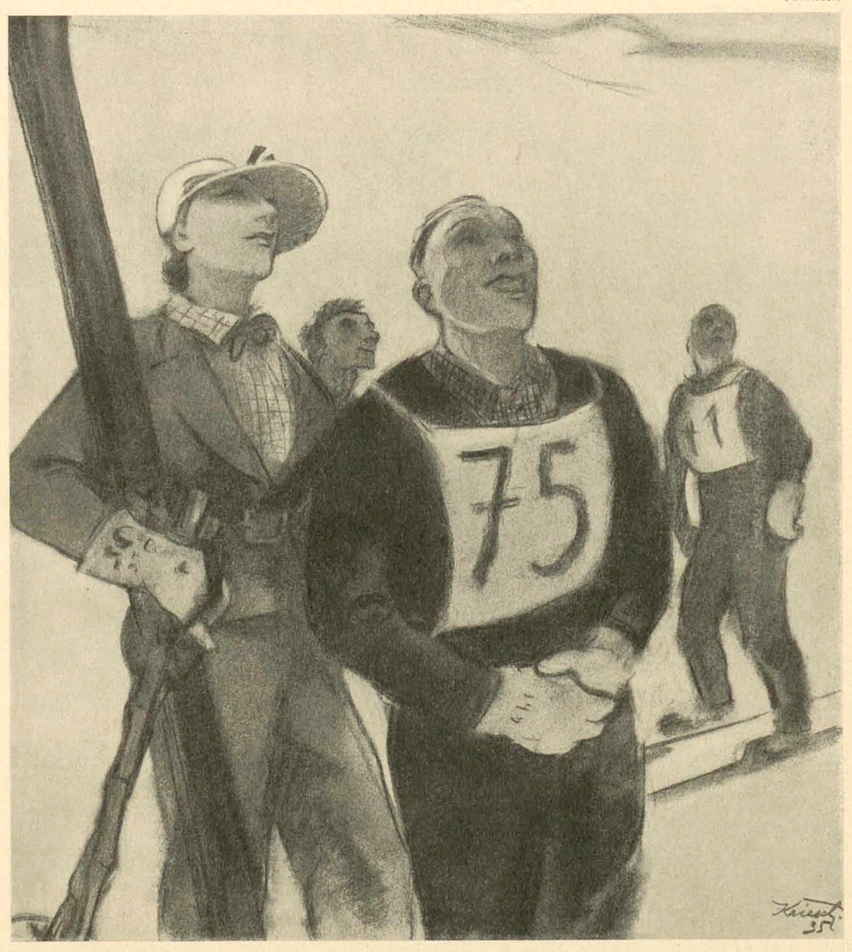
(Toni Bichl)

„Is dös net großartig, Marie? Dö reinst'n Stammgäst' hab i vor'm Fenster, dö reinst'n Stammgäst'!“ – „I hör' di scho', mei Liaber, aber heut bleibst dahoam!“

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— ● Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile RM —.20 ● Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Galshauser, München ● Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1936 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 12610 III. Vj. Pl. 3 ● Erfüllungsort München ● Postscheck München 5802 ● Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Der große Sprung

(R. Kriesch)



„Paß auf, Else, den reißt's . . ." — „Na, wenn schon! Bei mir hat er längst durchgestanden!"

Pause im Schnee / Von Heinrich Sörgel

Große Fahrt — und dann ein Tag
ohne Hang und Schwünge.
Langsam rauscht der Stunden Schlag
durch Gedankensprünge.

Warm in Decken eingehüllt
lieg ich vor dem Hause,
weltverloren, traumerfüllt
schwingt die große Pause.

Und die Sonne faßt in Gold
jede neue Stunde,
und als alter Trunkenbold
schlürf ich bis zum Grunde.

Abschub der Sowjet-Gesandten

(E. Thöny)



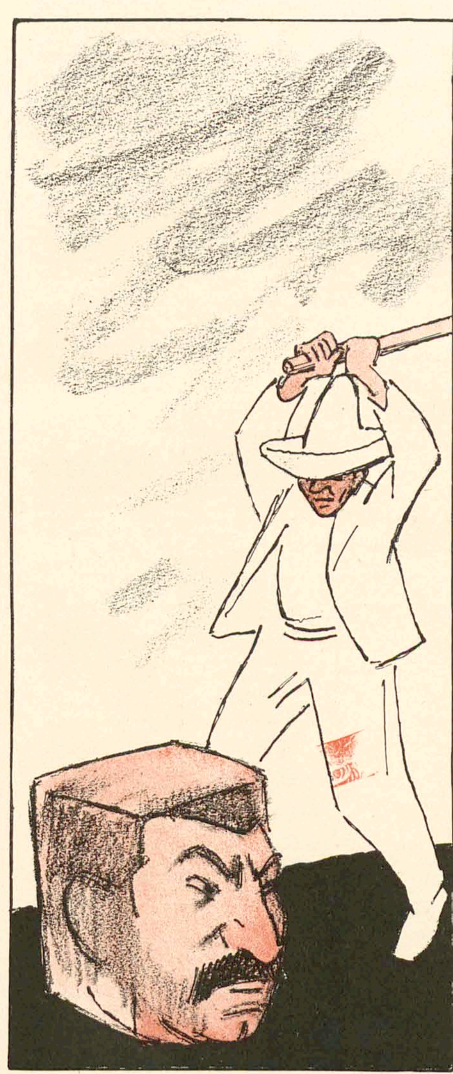
Uruguay hat angefangen — möchte die ganze Welt so weiter machen!

München, 26. Januar 1936 **Preis 60 Pfennig** 40. Jahrgang Nr. 44

SIMPLICISSIMUS

Stalin und Latein-Amerika

(Wilhelm Schulz)



„Es ist eine grenzenlose Frechheit, unsre Sowjetregierung mit den Komintern zu identifizieren!"

„Nanu?!" — „Erlauben Sie mal, man wird doch auch noch ein Innenleben haben dürfen!"

Schneeluft / Von Ludwig Beil

Ein stumpfes Messer aus frischem Schnee, so starrte der Berggrat in das hohe Blau. Wintersonne stach in die Haut, Wind, warmer Sonnenwind stob wie Blütenblust um Lippen und Ohren. Im Tale war Tauwetter, und hie und da lag, smaragdenes Fell, eine aus dem Schnee hervorgeschmolzene Bergmatte. Eine silberne Säge, rund um den Horizont, zog sich das ferne Schneegebirge.
Hanna meinte, hier oben sei der Erde höchste Keuschheit. Der Mann neckte sie: hier oben sei die Erde unfruchtbar, habe also leicht keusch sein.
Hanna mußte sich immerfort die wehenden Haare aus dem Gesicht schütteln. Sie wußte nichts zu erwidern. Sonne und warme Sturmluft nahmen jedes Denken sozusagen von der Nasenwurzel fort. Hier oben verhallte jeder Hall ohne Echo, jedes Wort war kein Wort mehr. Jeder Stein war wichtiger. Und Jens, ihr Mann, pfiff. Einmal flötenhaft tief, dann zwitschernd hinauf, während er sich am Rucksack zu schaffen machte. Er gehört auf die Berge, dachte sie, und mich nimmt er nur als Blume mit, gewissermaßen. Das ist schön, aber man fühlt immer, man ist sein „Mädchen" und will mehr sein. Etwas Großartigeres: Gefährtin, Weib oder so. Denn man ist doch nun mal seine Frau . . .
Die Thermosflasche blinkte, der Becher strahlte so, daß man die Augen schloß. Warum nimmt man nur nie eine Schneebrille mit, dachte Hanna; denn die klaren Augen der Norddeutschen können am wenigsten die Sonne, solche Sonne vertragen. Und außerdem war Hanna ein bißchen sehr bedrückt.
Er ist ein Dichter und hat ein Buch geschrieben. Ich bin sein kleines Mädchen, trotzdem ich seine Frau bin, und hab' ein Kind von ihm. Das haben wir im Tal gelassen, nein, weit über die Täler weg: in München. Da sitzt Anni, unser Mädchen, mit ihm, und wer weiß, was passiert. Und vielleicht regnet es dort jetzt, so weit weg ist es.
Ich fühle plötzlich, wie mein Auge dunkel wird gegen den Mann da, wie ich ihn beinah hasse. Ihn, der seine Gedichte macht und der die entsetzliche Pfeife raucht und zwischen Sports- und Wandersmann seine große scharfe Brille einschiebt . . . Und der dadurch, daß er ein Buch geschrieben hat, auf einmal was ist in der Welt und eigentlich gar nichts ist. Das spart sich auf für das bißchen Werk, mit Veredelungssucht „nach oben" hin, ein Mensch wie eine Thermosflasche: innen Spiegel, außen Spiegel, damit das bißchen Wärme ja nicht verlorengeht. Das braucht er für seine Gedichte, für sein „Werk". Über Papier weg will der in die „Unsterblichkeit". Hat sich was . . .
Es ist mir schwergefallen, das Steigen hier herauf, ich habe ja ein Kind vor drei Monaten geboren. Aber: ‚du mußt mal raus aus dem allen', hat er zu Anfang der Woche gesagt, ‚wir wandern wie früher, Hanna'. Als ob man da noch irgendwie „raus" könnte, wenn man Mutter ist. Er hat mich gequält, als er das sagte, so neben seiner kurzen Pfeife her, aber weil er mich so gequält hat mit diesem Wort ‚du mußt mal raus aus dem allen', und weil doch darin ein Stückchen seiner Liebe war, bin ich mitgegangen. Er war noch heiß vom Schreibtisch her, von dem verfluchten Schreibtisch — oh, ich glaube, das ist das einzige, was ihn mir nimmt —, er ist dann so fiebrig, wenn er schreibt, aus seiner glühenden „anderen Welt" heraus, die ich hasse, hasse, zum Teufel wünsche, wenn er so dasteht mit Blicken, die noch zittern vom „zerfetzenden Kampf mit dem Wort", wie er es nennt — dann kann ich nicht zurück, dann gehorche ich. Und ist das Liebe? Ach, ich muß ja, ich muß es mir selber glauben.
Wie er jetzt da sitzt, die breiten Schultern, hinter ihm das Schneegebirg', im Wind, der ihm nichts anhaben kann, in der Sonne, die ihm nichts anhaben kann, die ihn nicht betäubt wie mich — früher, im Beginn unserer Ehe, schien ich mir doch so stark wie er — das Kind und alles Drum und Dran hat mich schwach gemacht. Da hockt er nun in seiner Bärentatzenkraft, und mich hat er nur lose wie einen Strauß, den man mit beiden Händen auf dem Rücken hält, hinter sich hergezogen!
„Hanna." Er sagt es und dreht sich überhaupt nicht um: „Komm, setz' dich doch mal her. Nicht um Natur zu schlemmen, das können wir später noch. Ich will dir was sagen."
Und die Frau sieht seine Tabakspfeife quer in den Himmel stehen, und zwischen den geklemmten Zähnen spricht er, und das beleidigt sie immer wieder, so neugierig sie auch darauf ist, was er wohl sagen möchte. Sie rutscht also neben ihn.
„Weißt du, Hanna —", er sieht geradeaus, dieser Mensch, als habe er gar nicht bemerkt, daß sie nun doch neben ihm sitzt, aber sie sieht gehorsam in sein Profil, und in dem ihr zugewandten rechten Auge sieht sie das ganze Schneegebirg' schimmern: „Weißt du, Hanna, jetzt denk' ich, als ich dich zuerst geliebt habe und dich einfach nahm, da wußt' ich gar nicht, ob du mich überhaupt liebtest. Ich bin auf dich zugegangen wie auf diesen Berggrat hinauf, über Geröll — war's dein, war's mein Lebensgeröll — egal, Kind, ganz egal . . . Verstehst du das?"
„Das war dir also — — —"
„— — — vollkommen schnurz, jawohl. Ob du mich wolltest oder nicht, ich hab's nie gewußt und weiß es heut noch nicht recht. Ich bin einfach auf dich zugeschritten. Dich hab' ich nicht erdacht oder gemacht wie ein Gedicht, auf das ich mir was einbilden könnte. Und wenn du immer gegen mich wehst wie dieser starke blaue Wind hier oben — du wirfst mich nicht um, und es rührt mich nicht, ich wandere auf dich zu, du kannst mich vorbeilassen oder stehenbleiben oder mir ein bissel entgegengehen. Oder davonlaufen, tout comme vous voulez, madame . . ."
Er klopfte seine Tabakspfeife an den Schuhnägeln aus, stopfte sie neu. Entzündete das Feuerzeug. Drei-, viermal. Es brannte nicht. „Schnee reingekommen", brummte er. Als er hilflos um sich blickte, nahm sie ihm das Feuerzeug aus der Hand, hielt es einige Augenblicke zwischen ihren warmen Fingern und gab es ihm. Er schmunzelte, während er zu paffen anfing: „Was freut dich denn so?"
„Ach Jens, ein bißchen glücklich bin ich bloß. Komm mal her, du Ruppsack, du Tabaksbrösel, du Knurrhahn, jetzt kriegst du einen Kuß, daß — — —"
Eine Minute Pause, dann: — „dir die Luft ausgeht!"
Sein Lachen zeigte dem Panorama ringsum die prächtigsten Pferdezähne. Hanna warf Schnee über ihn, dann balgten sie sich, und er stopfte ihr so lange Schnee zwischen Hals und Sweater, bis sie vor Kreischen und Juchzen nicht mehr konnte. Dann fuhren sie abwärts.
Halbverharschter Schnee flog wie zwei Bugwellen an ihren Schispitzen vorbei. Wälder vergrößerten sich im Nu vor ihren Blicken, ein Sprühregen von Hagelperlen knisterte gegen die Tannenstämme, und es sirrte silbern neben der Schispur.
Blau lagerten schon die Abendschatten, als sie in der Schutzhütte ankamen.
„Kochst du noch Tee?" — „Ja, Liebling." — Er saß breit am Tisch. Er roch nach kaltem und warmem Tabaksrauch. Jetzt mochte sie es, ja, heute mochte sie es. Das Holzfeuer schwalchte auf, rotes Licht atmete über die dicken Holzbohlen des Blockhauses, draußen war blaue, eisblaue Nacht. Sie gingen nach dem Essen ins Freie.
„Sag' mir's doch noch einmal, Liebster, du hast mich vorhin so froh gemacht mit deinem Wort."
„Was hab' ich denn gesagt? Welches Wort denn?"
„Daß du auf mich zugegangen wärst, und immer nur auf mich zu!"
„So — hab' ich das gesagt?"
„Ach, du bist ein richtiger Esel! So seid ihr Männer!"
Und der richtige Esel, der so war wie alle Männer, trug sie auf den Händen in die Hütte.

(Julius Kreis)



Das Wesentliche

In einer kleinen Stadt des württembergischen Unterlands saß als Oberamtmann ein vertrockneter, mürrischer, mißtrauischer Bürokrat. Jedesmal, wenn in seinem Amtsbezirk ein neuer Beamter aufzog, pflegte er sich mit folgenden drei Personalfragen über dessen Wesensart Klarheit zu verschaffen:

1. „Ischt 'r kathoolisch?"
2. „Ißt 'r warm z' Nacht?"
3. „Trägt 'r gelbe Schueh?"

Und aus der Bejahung oder Verneinung einer oder aller dieser Fragen ergab sich dann die persönliche Einstellung des Herrn Chefs zu dem neuen Mann.

Mondnacht

(Rud. Sieck)



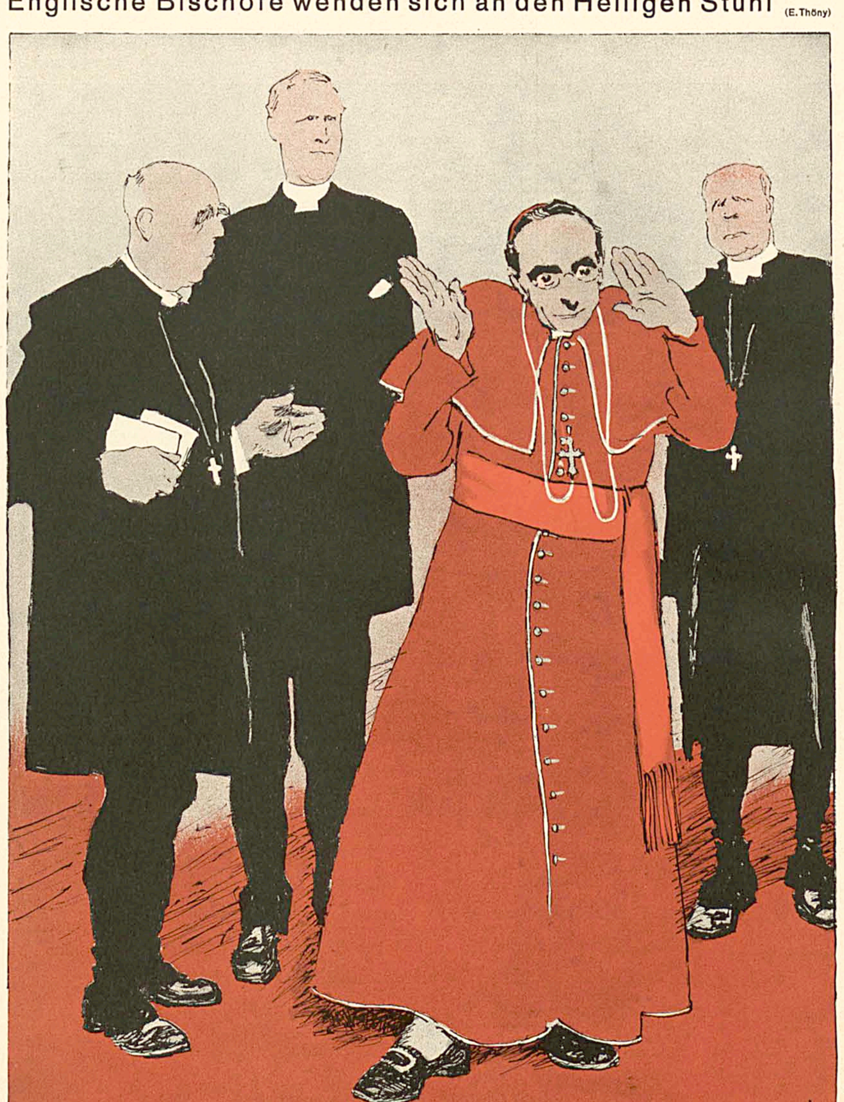
Zur Wallfahrt hat zag
sich der Mond aufgemacht,
und dem goldenen Tag
folgt die silberne Nacht.

Summt leise vor sich hin,
immerfort, ohne Ruh'.
Und die Wälder und Berge
hören atemlos zu.

Weit und breit alles Land,
das sie sehnend vernimmt,
wie ein Schifflein vom Strand
stößt es ab und — verschwimmt.

Dr. Owlglaß

Englische Bischöfe wenden sich an den Heiligen Stuhl (E. Thöny)



„Warum wollen Sie nicht gemeinsam mit uns einen Stein christlicher Empörung auf den entsetzlichen Krieg werfen?“ — „Aber sehen Sie denn nicht, daß wir im Glashaus sitzen? Da ist unser bewährter Filzball besser am Platz.“

Aus China

In China gibt es noch die Tretmühle, in der die Strafgefangenen Stufe für Stufe niedertreten müssen. Tun sie es nicht, dann schlägt das Rad gegen die Beine; also tun sie es.

Als nun ein Richter in einem in China seltenen Anfall von Milde einen angeklagten Übeltäter gegen dessen eigene Erwartung freisprach, fühlte der also Überraschte sich zu Dank verpflichtet. Da er den aus seiner letzten Gaunerei erzielten Erlös schon seinem Verteidiger hatte geben müssen, war für den Richter nichts mehr übrig. Das tat dem Mann aber herzlich leid, und er suchte den Richter anderswie zu entschädigen. „Ach, mein guter Herr Richter", stammelte er, „wie kann ich das wiedergutmachen? Silber ist nicht mehr in meinen Händen, und mein Überrock ist zu schäbig für Euch; die Sohlen meiner Schuhe sind abgelaufen. Ich habe nichts. Aber einen Rat kann ich Euch geben, und er mag Euch wohl mal nützlich sein: Wenn Ihr mal in die Mühle kommt, dann haltet Euch ja rechts, das linke Rad geht so schnell."

Bildung

Michel ist ein Eigenbrötler und wird, wie schon so oft, von den Kameraden gehänselt. Einer erlaubt sich eine besonders kränkende Bemerkung.

„Wenn ich", meint darauf Michel, „kei Bildung hätt', tät ich dir jetzt eine in die Gosch' hauen; aber so sag' ich bloß: Leck me . . !"

Der Fünfuhrtee

(Paul Scheurich)



„Heißen Dank für die wundervolle Stunde! Mein Intellekt schwelgte . . !" — „Kein Wort, mein Lieber, das ist Ihre eigene Schuld."

Abstecher nach Waterlow / Von Siegfried Schmidt

Es stand fest, daß wir nach Ablauf der Winterspielzeit einen Abstecher auf eigene Faust machen mußten, um uns einige Extradollars für die Ferien zu verdienen. Kurt, unser Buffo, war es, der Waterlow als Schauplatz unseres Gastspieles vorschlug, einen kleinen Ort, der zwanzig Meilen von St. Louis im Staate Missouri liegt. Er hatte festgestellt, daß dort mindestens fünfhundert Deutsche lebten. Jeder einzelne von ihnen würde natürlich erscheinen, wenn das Deutsche Theater von St. Louis, das einen guten Ruf hatte, dort ein Gastspiel geben würde!

Der Vorschlag fand allgemeine Zustimmung, und schon am nächsten Tage fuhr der Kapellmeister nach Waterlow, um die maßgebenden Persönlichkeiten der dortigen deutschen Kolonie für unser Gastspiel zu interessieren. Er kam stolz und gehoben zurück: der Pfarrer hatte ihm versprochen, am nächsten Sonntag von der Kanzel herab alle Bürger aufzufordern, unsere Vorstellung zu besuchen.

So schien alles in schönster Ordnung. Hoffnungsvoll fuhren wir eine Woche später los. Alles, was Waterlow an Lorbeeren und Eintrittsgeldern zu vergeben hatte, würde unser sein! Unsere Siegesgewißheit wurde jedoch bald von der nachdenklichen Bemerkung des Kapellmeisters verdunkelt: daß Waterlow doch eine fatale Ähnlichkeit mit dem Waterloo der Geschichte habe.

Es nützte nicht viel, daß man ihm alle künstlerischen Fähigkeiten absprach und ihm bittere Vorwürfe machte, daß er nicht früher auf dieses verteufelte Omen aufmerksam gemacht habe. Wir waren auf dem Wege, es war nicht mehr zu ändern. Eine Nervosität von erheblichen Ausmaßen hatte unter uns allen Platz gegriffen. Als ich um ein Haar eine schwarze Katze überfahren hätte, wandte sich der Groll der Wageninsassen gegen mich und äußerte sich in beleidigendem Zweifel an meinem dramaturgischen Talent.

Wir alle waren froh, als wir abends ohne Zwischenfall in Waterlow angekommen waren. Wir fanden ein wirklich deutsches Städtchen, überall tönten deutsche Laute an unser Ohr, eine Schar kleiner Kinder spielte auf der Straße: „Zieje durch, zieje durch, durch die goldene Brücke!"

Eine alte Frau fragte uns, „if we denn das scheene Waterlow a little gleichen würden". Das war nicht ganz verständlich, uns allen aber war klar, daß die Waterlower noch ein gut Teil ihrer Muttersprache bewahrt hatten.

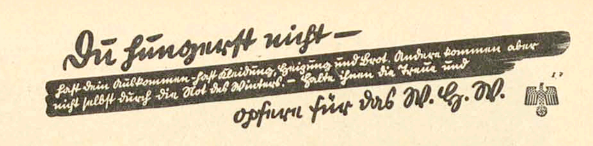
Vor der Turnhalle, wo unser Ensemble in Ermangelung eines anderen geeigneten Saales seine Kunstprobe ablegen sollte, prangte bereits eine große schwarze Tafel, auf der mit Kreide in Riesenlettern geschrieben stand:

Tonight: German Spielers!!
Each: 50 cents.

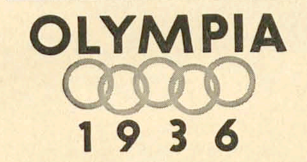
Wir fanden die Ankündigung prächtig, nur unser Tenor war beleidigt; er war mit den fünfzig Cents unzufrieden und wollte einen Dollar kosten. Wenigstens!

Auf der Bühne gab es nur eine einzige Zimmerkulisse. Wir wollten den „Vetter aus Dingsda" geben, der sich in einem Garten abspielt, so konnte uns also diese Kulisse nichts nützen. Außerdem wollten wir es Künnecke nicht antun, ein Salonstück aus seiner romantischen Operette zu machen und sie in einem Zimmer aufzuführen, das eine gemalte Uhr aufwies, die beständig auf fünf Minuten nach Viertel drei zeigte. Hilfesuchend wandte ich mich an den Wirt, einen biederen Menschen schwäbischer Abstammung. Der schob den Hut ins Gesicht, kratzte sich den Hinterkopf und spie seinen Kautabaksaft in die Gegend. Dann sagte er: „Ich hob a little green

paint and ich hob a little red and yellow paint, das kannst du taken, und dann paint et euch an die wall, what ever du wantst!“
Nach Ablauf einiger Schrecksekunden bat ich den Mann, doch lieber englisch mit mir zu sprechen, ich verstünde zwar deutsch, doch sei mir dieser Dialekt noch nicht so geläufig. Es klappte schließlich doch noch mit der Verständigung: ich bekam einen Pinsel und drei Farbtöpfe, und dann begannen wir, eine Stunde vor der Vorstellung, auf die weiße Wand, die den Hintergrund der Bühne bildete, einen Garten zu malen. Unser Buffo tat sich hierbei besonders hervor, und nach Vollendung des Kunstwerkes sah seine helle Sommerhose genau so verkleckst aus wie die Gartendekoration, aus der ein Mittelding zwischen Grunewald und Grünkramladen geworden war.
Nun zogen sich die Damen zur Vorstellung an und schminkten sich. Sie mußten das auf der Bühne hinter dem Vorhang tun, Theatergarderoben gab es nicht in Waterlow. Wir Männer gingen solange auf den Hof. Eine Viertelstunde vor Beginn waren unsere Kolleginnen so weit, daß wir uns ankleiden konnten.
Eine ansehnliche Zuschauermenge hatte sich angefunden, und Paulchen rechnete bereits aus, daß auf jeden von uns fünfunddreißig Dollar kommen würden. Die Männer saßen rauchend und lärmend im Saal, die Frauen strickten, häkelten oder stillten ihre Kinder.
Dann stieg der „Vetter aus Dingsda“. Die Zuschauer waren begeistert. Weder die traurige Kulisse störte sie, noch die verschmierte Hose von Kurt. Es erregte auch keinerlei Staunen oder Unwillen, daß plötzlich ein Kellner mit einer Lage Bier, die ein Gast gespendet hatte, auf die Bühne kam. Riesenapplaus nach dem ersten Akt — der Vorhang mußte viermal fallen. Nach dem viertenmal blieb er sogar liegen, da er oben abgerissen war. Wir alle atmeten auf: es schien alles gut zu gehen, und wir klopften (toi, toi, toi!) auf Holz.
Dann kam der zweite Akt. Alles ging reibungslos — bis das Ensemble auf der Bühne stand und sang, daß es sieben Jahre in Batavia gewesen sei.
Da standen einige Zuschauer auf und verließen das Haus. Fluchtartig erhoben sich nun auch die anderen, und in einer Minute war der Saal leer. Was konnte denn, um des Himmels willen, geschehen sein? Es war doch alles so gut gegangen



bisher! Waterlow — Waterloo — die schwarze Katze auf dem Wege . . . Auf einmal hatten wir alle es schon im voraus geahnt, daß Waterlow unser Waterloo werden mußte! Ratlos und zerknirscht standen wir herum, bis endlich der Sohn des Bürgermeisters kam und uns mitteilte, daß beim Bäckermeister Runger ein Brand ausgebrochen sei, und daß die Bevölkerung, die gesetzlich dazu verpflichtet war, bei den Löscharbeiten half. Aber wir sollten ruhig warten, sie würden alle wiederkommen.
Und richtig: nach einer halben Stunde etwa kamen die ersten zurück. Bald saßen wir alle im Zuschauerraum und unterhielten uns über den Brand. Nach einer weiteren halben Stunde ließ der Bürgermeister ein Faß selbstgebrautenApfelwein heranrollen, und nun war es an uns, zu erzählen, wie die Sache mit dem Vetter aus Dingsda geendet hätte, wenn der Brand beim Bäcker Runger nicht dazwischengekommen wäre. Gegen elf Uhr waren wir alle in einer angeregten Unterhaltung über das Theaterleben in Amerika: Wir erfuhren, daß unsere Waterlower Freunde selber hin und wieder Theatervorstellungen veranstalteten. Das letztemal hätten sie „Müller und sein Kind“ gegeben, und noch heute gerieten sie in Begeisterung, wenn sie nur daran dachten. Mit besonderer Bewunderung sprachen sie von dem Postmeister, der „die meanpart selbst ge-acted hatte“. Ob uns das Stück bekannt sei? Was, das kannten wir nicht?? Also das sei folgendermaßen . . . Nein! Noch besser, das Stück zu spielen! Ein Pfiff tönte durch den Saal, der Bürgermeister stieg auf einen Stuhl und forderte in einer Ansprache alle „Actors“ von „Müller und sein Kind“ auf, den Leuten aus St. Louis (das waren wir) das Stück vorzuspielen. Brausender Beifall — ein Sturm auf unsere Schminkkästen, und — — — dann saßen w i r in der ersten Reihe, gewissermaßen als Ehrengäste, und auf der Bühne, die unser unverdientes Fiasko erlebt hatte, spielte sich nunmehr „Müller und sein Kind“ ab.
Das mit „Waterlow“ und „Waterloo“ stimmte schon in einer Beziehung. Denn immerhin: wir konnten unsere Operette nicht zu Ende bringen. Aber es sind wohl selten die Schauspieler einer Truppe von der Bevölkerung eines Ortes in größerer Herzlichkeit und gegenseitiger Wertschätzung geschieden als wir, die wir am nächsten Tage unsere Waterlower Landsleute verließen.



Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile 0.20 Reichsmark • Anzeigen-Annahme F. C. Mayer Verlag, München 2 M, Sparkassenstraße 11

Von Kopf bis Fuß

(R. Kriesch)



„Soso, der Toni trainiert auf die Olympiade?" — „Ja, dös is fei a harte Arbeit, bis der 's Englische kapiert."

Mischa

Von Harold Theile

Mama geht mit Mischa spazieren, in Mailand, fein. So fein sind die beiden, alle Leute gucken.
Mischa ist fast fünf. Lange Hosen, schwarzes Stöckchen mit Silbergriff, Mutti schrecklich reich (seit der Frühpost). Mutti lacht, Mischa lacht, die Sonne scheint dazu.
Ganz übermütig sind sie. Was kostet Mailand? Mal einen Espresso trinken.
Forsch schwenkt man in die Caffè-Bar. Es klappert, brodelt, dampft, zischt. Zischt mächtig. Mutti reicht Mischa das Schälchen tief herunter. Stöckchen untern Arm, linkes Pfötchen an die Untertasse, rechtes an den Henkel, wichtig geschlürft. O welche Lust, ein Mann zu sein. Mutti braucht sich gar nicht fürchten; hier steht Mischa. Diese Männer an der Bar! Lachen wie die Kinder.
Erhobnen Hauptes raus. Das Stöckchen schwingt. Mischa flaniert mit Mutti. Dann muß er mal.
Was steht da auf dem Schild? „Uòmini?" Männer, das geht Mischa an. „Donne" steht auch dort, aber Mischa kann nicht lesen; Hauptsache, Mutti macht mit.
Trallala, die Treppe runter. Breit ist die, endlos, ganz aus Marmor. Olala. Alles weicht aus. Achtung! Mischa mit Mama kommen.
Komisch, ganz hell ist's unten, weiß, blitzblank. Sehr interessant. Mischa braucht gar nicht mehr. Aber man ist nun einmal hier.
Mama hat viel Geld. Mama kauft viele Münzen, einfach so zum Spaß. Herrliche, herrliche Mutti!
Mischa kriegt eine Münze in die Hand, Mutti hebt ihn hoch. An der Tür ist ein Schlitz. Wenn man die Münze hineinsteckt, geht die Tür auf. Mischa marschiert in die Zelle. Alles blitzblank. Mischa sieht sich die Sache an. „Schön!" sagt er und macht wieder zu.
Nächste Tür. Neue Münze. Tür geht auf. „Schön!"
Elfmal.
Das war was! Als sie wieder oben sind, ist Mischa richtig aufgeregt.
Ein Bekannter kommt entgegen, in Galauniform, gewaltiger Pallasch, ganz groß. Viele gucken.
„Capitano", kräht Mischa, „Herr Hauptmann! Wenn Sie mal müssen, ich weiß, wo's fein ist!"
Er klemmt das Stöckchen untern Arm, kramt in der Hosentasche.
„Hier, Herr Hauptmann, ich hab' noch eine Münze. Von Mutti. Mutti hält uns heute frei."

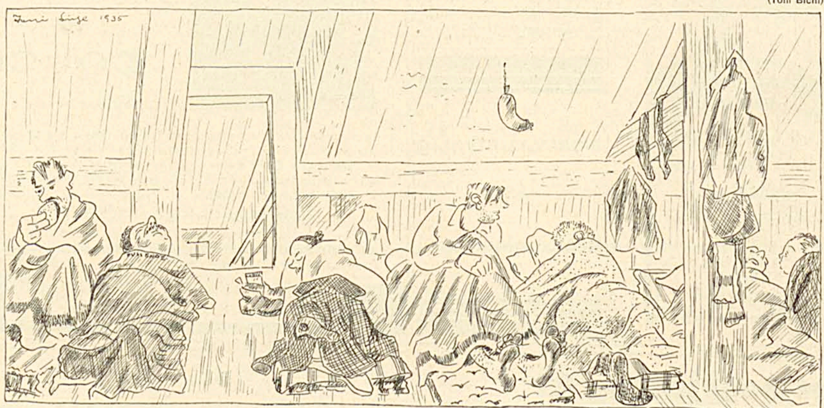
Kindermund

Meine Schwester hat einen Witwer geheiratet mit einem achtjährigen Buben aus erster Ehe. Der Junge konnte sich ganz und gar nicht in das neue Verhältnis zu seiner zweiten Mutter finden, obwohl die sich alle Mühe mit ihm gab. Schließlich frug ihn der Vater, ob ihm vielleicht das Essen nicht passe. „Doch", meinte der Bub, „die Verpflegung ist sehr gut . . ."

Aus Rußland

Was in Rußland nur zwei Beine hat, muß zur bolschewistischen Armee. Einzig und allein der junge Abraham Mihailoff, kräftig und gesund wie kein zweiter, muß nicht zum Militär.
„Warum bist du nicht Soldat, Genosse Mihailoff?"
Der Russe lächelt sanft: „Weiß ich's —? Dabei wette ich sogar bei der Aushebung mit dem Genossen Militärarzt jedesmal um fünfhundert Rubel, daß ich diesmal tauglich bin. Glaubst du, ich gewönne einmal die Wette?"

(Toni Bichl)



Im Matratzenlager: „Geh, tua die Wurscht weg, Hiasl, sunst ko i net ei'schlofa!"

Geschichte und Geschäft

(E. Schilling)



Klio: „Finger weg von meinem Buch, Mister Morgan! Für das, was Sie über den Weltkrieg zu sagen haben, ist nur Platz in Ihrem Hauptbuch!"

Der liebe Gott heilt Zahnschmerzen

Von Anton Sailer

Herr Scherzo wohnte vor der Stadt. Unter seinem Fenster sah man herrlich ultramarinblaue Treibhausgläser, graue Mauern, rote Kamine und Andeutungen von Häusermassen am Horizont. Das Zimmer selbst war in tiefem Ockerton gestrichen, eine Farbe, die über Scherzos dunkelbrauner Vollbarttönung sehr angenehm in ein Dunkelrot hinüberführte, welches aus dem primitiven Ruhelager der Behausung sprach. Primitiv und bescheiden war hier alles, doch Scherzo fühlte sich wohl, denn seine persönliche Auffassung von Lebensführung, sein eigener Stil, der allgemeingültige Annehmlichkeiten mit Verachtung abtat, hatte den Raum zu bewußter Leere „gestaltet". Auf seinen Einspruch waren vom Gang her jene schmalen Rohre nicht weitergeführt worden, die dank ihres Inhalts von Drähten elektrisches Licht ermöglichen, und an seinem Widerstand war die Legung von Gas gescheitert. Gekocht wurde auf Spiritus, und wenn das Tageslicht verging, dann war eben Dämmerung, und etwas später Nacht. Nacht und Finsternis, die gegebenenfalls immer noch von dürftigem Stearinkerzenschein erhellt werden konnte.
Bing, ein junger Mann, der aus Neugierde zu Besuch gekommen war, saß nachdenklich dem in Würde schweigenden Scherzo gegenüber. In einer kleinen Kammer nebenan hantierte die Frau, die Scherzo seit Jahren in Demut, Verzückung und Bewunderung folgte. Denn Scherzo war kein Mann der Masse, kein Alltagsmensch! Er war etwas Besonderes, und wer ihn hören wollte, zu dem sprach er augenblicklich und ausführlich von einer längst erfolgten, totalen „Überwindung seines Ichs". In einem Gewirr von Phrasen, verdrehten Begriffen, blasphemischen Behauptungen und grotesknaiven Urteilen; in albernen Theorien und weitausholenden, unverständlichen Beweisführungen machte er kein Hehl daraus, allwissend, allmächtig, mit einem Wort, absolut gottähnlich zu sein. Über seine Ansichten und Behauptungen zu disputieren, lehnte er ab. Wurden doch Einwände gemacht, so geriet er in Zorn und rollte in drohendem Schweigen die Augen, indes seine Gefährtin in unendlicher Überlegenheit ob dem Fürwitzigen den Kopf schüttelte. Diese Frau erweckte Staunen und Rührung. Sie glaubte an ihn. Rückhaltlos. Von früher Jugend an war sie, eine blasse, hingebungsvolle Rothaarige, in seinen Bann geraten. Er hatte sie verwirrt und durchdrungen mit Idealen und Ideen, die halb romantischer, halb verrückter Natur waren, und von ihrer Verzauberung sog er dann wieder die Kraft und den Wahn zur Überheblichkeit seiner selbst.
Daß ihr aber, neben obigen Tugenden, auch Kleinmütigkeit fremd war, sollte Bing jetzt sehr nachdrücklich vor Augen treten, da sie aus der Kammer kam und seufzend von ihrem Zahnweh sprach. Scherzo erklärte gleichmütig, daß er, wie alle Krankheiten, auch Zahnweh heilen könne. Bing war sehr überrascht und forderte ihn auf, es gleich zu tun. In den Augen der Frau glimmte ein Hoffnungsstrahl auf, der Meister aber schüttelte überlegen den Kopf und sagte, daß sie warten müsse, „bis es an der Zeit sei". Sie nahm seine Entscheidung ohne Widerspruch auf und hielt stoisch ihre Wange — es war eben noch nicht an der Zeit!
Dann wurde Bing auf dem Heimweg zur Stadt begleitet, und im kalten Nachtwind schienen die Schmerzen unerträglich zu werden. Die Gepeinigte wimmerte laut und zupfte Scherzo schüchtern am Ärmel, gleich einer verschämten, verzweifelten Bitte, endlich das ersehnte Wunder zu tun. Bing forderte dasselbe, und zwar in lauten Worten, denn da er durchaus nicht an die Gottähnlichkeit Scherzos glaubte, hoffte er jetzt auf ein Geständnis seiner Ohnmacht. Scherzo jedoch behielt Ruhe und Fassung und tröstete die bereits unverhüllt Weinende mit einem unerschütterlichen, verweisenden „später"! Als der Stadtgürtel erreicht war, sah er Bing in die Augen und frug streng: „Können Sie mir fünfzig Pfennig leihen?" Bing gab sie ihm. Er nahm das Geld wortlos in Empfang, faßte die Frau an der Hand und zog sie in eine nahe, kleine Kneipe. An der

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM –.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM –.20** ● **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1936 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 12610 III. Vj. Pl. 3 ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Stracker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Ablösung

(Rudolf Kriesch)



„Also gut, ich geh mit, aber nur, wenn du auch was zum Essen bestellst.“ — „Was, bestellen? Geh zua, i hab ja di selber zum Fress'n gern!“

Theke einen Kirsch bestellend, schob er das Glas zu ihr und erklärte, was zu tun sei. Sie folgte aufmerksam, nahm den Mund mit einem ordentlichen Schluck voll und neigte dann den Kopf; solcherweise den Schnaps also auf den kranken Zahn lenkend. Und das „Wunder“ trat ein, der Nerv, von dem Feuerwasser betäubt, pochte nicht mehr — die Schmerzen waren weg! Bing, der der feierlichen Zeremonie beigewohnt hatte, stand starr und fassungslos. „Sie Betrüger!“ wollte er rufen, doch ein strahlender Blick, der auf Scherzo fiel, ließ ihn beschämt verstummen. Auf der Straße brannten um die drei plötzliche Fieber, Zeitungsmänner stürzten aus dem Untergrundbahnschacht, schreiend, brüllend; weißen Schmetterlingen gleich flatterten in Händen und auf Tischen Extrablätter: ein Riesenskandal erschütterte die ganze Stadt. Bing, augenblicklich der Suggestion der Stunde verfallend, sprach erregt zu Scherzo — doch der liebe Gott winkte müde und überlegen ab. Ihm konnten derlei Versuchungen nichts anhaben, er stand darüber, überdies hatte er ja eben genug und mehr als andere geleistet. Und Bing sah ihnen nach, wie sie zurückgingen, zwei absonderliche Schatten, verschwindend im gütigen Dunkel der Nacht. Der Mann ging groß und gemessenen Schrittes, die Frau hing klein und eng an ihm: er war ein Narr, von einer Närrin begleitet — aber nein! Ein Komödiant, beschützt von einer liebenden Frau!

Definition

Als das Theater aus war, wandelte ich einen Augenblick hinter Herrschaften, die sich über das Stück unterhielten. „Große Dichtung“, hörte ich die Dame sagen, „ist es dann, wenn alles ein wenig bedeutungsvoll klingt und man versteht's net recht.“

Lieber Simplicissimus!

Der Baltes ist ein großer Genießer, und der Pfarrer, dem soviel Sorge ums leibliche Wohl nicht recht in den Kram paßt, redet ihm deshalb ins Gewissen. Halb soviel Essen und Trinken, meint er, würde für des Leibes Notdurft auch genügen und würde den Baltes weniger von der Sorge um sein Seelenheil ablenken.

Aber der Baltes sieht das nicht ein. „Wenn der liebe Gott wollt', daß ich bloß die Hälfte zu mir nehm', hätt' er mir“, meint er blinzelnd, „sicher auch bloß halb soviel Gedärm mit'geben.“

*

In unsere Apotheke kam ein Mann, recht gut angezogen.

„Was können Sie mir gegen Kopfschmerzen empfehlen?“, fragte er.

„Da haben wir verschiedene Mittel“, sagte ich und wollte anfangen, sie aufzuzählen.

„Das kann ich mir denken“, unterbrach mich der Kunde, „aber haben Sie nicht von einem der Mittel Gratismuster?“

Insektenfabeln

von

Wilhelm Pleyer

Der Falter sprach zur Blütenlippe:
„Gestatten Sie, Fräulein, daß ich nippe?“
Antwort gab sie keine,
Doch war dies ebenfalls eine.

*

Die Käfermilbe am Hummelbauch
Störte sogar das Gebrummel auch:
Dieses Gebrummel von früh bis spät
Sei kein Zeichen von Loyalität!

*

Die Schmeißfliege selbstanklagte sich sehr.
Aussterben zu wollen, versprach sie allen.
Sie lege nun niemals kein Ei nicht mehr.
„Nee“, sprach die Hummel, „du läßt sie bloß fallen.“

Regenzeit in Sicht

(Olaf Gulbransson)



„Schlechte Zeit'n für an Schirmflicker, Frau, schlechte Zeit'n!" — „Genga S' halt nach Abessinien hintri, do wern s' Eahna scho' brauch'n könna!"

München, 2. Februar 1936 Preis 60 Pfennig 40. Jahrgang Nr. 45

SIMPLICISSIMUS

Amerika zeigt die kalte Schulter

(Olaf Gulbransson)



„Sie haben mich anno dazumal entdeckt, Madame Europa. Jetzt sollen Sie Gelegenheit haben, mich auch noch kennenzulernen!"

Das glimmende Rohr / Eine Indianergeschichte von Edmund Hoehne



(A. Kubin)

Der indianische Doktor liebte sein rothäutiges Volk mit aller Kraft und Aufrichtigkeit. Als Knabe lief er noch barfüßig durch die Wälder der Reservation; als Student schoß und ritt er noch wie der „Weiße Falke“, sein Großvater. Er wollte seine Rasse, die einst den Kontinent vom Amazonenstrom bis Alaska beherrschte, vorm kläglichen Untergang bewahren.
Was er dabei befürchtete, war nicht das Feuerwasser, die Trägheit müder, degenerierter Enkel, die Stallseuche unter zu Tode gepflegten Kaninchen, die seine Stammesgenossen im Schutzgebiet bedrohten, die Waffenlosigkeit — nein, es war das „Große Komitee zur Rettung des Indianertums“, das in ganz Amerika Zweigstellen, Förderer, Freundeskreise und Referenten unterhielt. Dagegen war ein Zirkusdirektor, der gelegentlich Federschmuckträger in die Großstadt schleppte, harmlos.
Das Schlimmste war, daß der Verein viele, viele Indianer zur Mitarbeit gewonnen hatte, arme Studenten, wie er es gewesen war, die kein Amt fanden, und die nun den Magen und das Gewissen damit beruhigten, daß sie ja als Komiteeangestellte der Rettung ihres Volkes dienten —. Sie waren viel gefährlicher als puritanische Tanten oder philanthropische Onkel fremden Bluts.
Immer klang ihm in den Ohren das Wort einer Bibelstunde im Waldlager (die mit Fleischkonserven aus New York belohnt wurde): „. . . das glimmende Rohr soll nicht zerstoßen werden.“
Vor dem Kinde glühte damals wirklich ein letztes Reis des romantischen Präriefeuers, das der Häuptling, der den Dauerbrandofen im Siedlungshaus schätzte, anbefohlen hatte, weil er wußte, daß der fromme Reverend solche Stimmungsanwärmung liebte und mit Speck vergalt. Und er fühlte, wie behutsam, wie still, wie andächtig die matte Glut letzten Indianertums behütet sein müsse, sollte sie je wieder aus sich selbst brennen und leuchten.
„. . . daß das glimmende Rohr nicht zerstoßen werde.“
Was aber tat das Komitee? Es fing die sterbenden Funken in der Retorte auf, pumpte Sauerstoff hinein, fügte präparierte Holzkohle hinzu und prahlte nun mit dem künstlichen Glanz: „Die Siouxkultur zu neuer Blüte erwacht! Ehrt sie!“ Er konnte weinen, dachte er an diese Ehrenschmach.
„Kommt, laßt uns die alten Tänze tanzen“, sagte der vom Komitee engagierte Schulmeister vom Stamm der Apachen. Die Kinder, deren Instinkte spürten, wie die Freisuppe nach Unterrichtsschluß verdient sein wollte, tanzten die alten Tänze. Das wäre gesund gewesen wie eine Fuchsjagd, die mehr List als Tapferkeit erfordert, hätten nicht diese Närrchen bald wirklich geglaubt, sie tanzten die alten Tänze. Und sie bedrohten den Doktor mit echtem Zorn, als er mahnte, auf die letzten, leisen Stimmen ihrer Urseele zu lauschen, statt auf die Komiteegrammophonplatten mit echt indianischen Tönen. Und sie vermeinten, alt-wesentlich und doch zugleich modern und sozial geschult zu sein.
Diese Begeisterung für Komiteepropaganda war in seinen Augen das letzte Todesröcheln seiner Art, heiser, fiebrisch — war das endlichste Ende, das denkbar war.
Aber nein — noch weht ein Atem, ist er auch krank, klingt eine Stimme, lallt sie auch irre. Zupacken — helfen! Volk, mein Volk, du bist der einzige Boden, der mich trägt in dieser sinnlosen Welt, versinke nicht!
Er forderte den Schulmeister zum Zweikampf alten Stils heraus. Im Federkleid gingen sie aufeinander los und warfen Tomahawks. Verflucht noch mal — der Gegner war prachtvoll trainiert in den Tomahawkkursen des Komitees und hätte ihm beinah den Schädel zertrümmert. Er strauchelte, gab auf — 3:4! Die Kinder bejubelten das Gottesorakel und wußten endgültig, wem sie folgen mußten.
Der weiße Mann gab seinem Geschlecht den Todesstoß durch pflegsame Fürsorge und Kulturerforschung, Gymnastik und Handelshilfe. Es merkte nicht, daß es dabei in Fürsorge, Kulturlehre, Gymnastik und damit in Amerikanertum aufging, statt daß es zu sich selbst zurückfand. Es gab Augenblicke, in denen sich der Doktor sagte: „Wenn schon amerikanische Begriffe, dann gleich Amerika ganz und unmittelbar, statt über dem Umweg scheinbarer Verwurzelung im Reich der Väter.“ Aber er mied die Zivilisationsreklame einer indianischen Freimaurerloge zu Washington, blieb Jäger und Hüter des immer fahler glimmenden Rohrs und des heiligen Herzeleids in ihm.
Er spürte, wie der Komitee- und Parlamentswind dieses Landes langsam auch die schwelenden Schlacken seiner Sehnsucht aufstörte und als kalte Asche hochtrieb. Bald blieb auch in seiner Seele nichts übrig als Fürsorge- und Wahlbetrieb.
Den Versuch, dennoch fürs Komitee zu arbeiten, um seinem Wirken gefährliche Spitzen abbrechen zu können, gab er bald auf, weil er erkannte, daß die einzigen Spitzen, die dabei abgebrochen wurden, die feinen Fühler des eigenen Charakters waren.
So rettete er sich denn auf die Insel einer Freundschaft zu einem achtundzwanzigjährigen Deutschen, der in New York eine große deutsche Zeitung vertrat. Nirgends fand er soviel Verständnis für behutsame, andächtige, taktvolle Pflege glimmenden Volkstums, die nichts, gar nichts weiter im Auge hatte als echte, ergriffene Sorgfalt um gewachsenes Gut und Hütung der zarten Flamme einer Nationalseele für die Zukunft. Er war der einzige, der ihn verstand, sich bewundernswert einfühlte und kluge Ratschläge gab, das schwelende, fast zerfallene Rohr zu hegen. Hier konnte er sich an dem Busen eines empfindsamen Helfers ausweinen; hier dachte man mit dem Kämpfer und Krieger.
Hier konnte er warten.

Jetzt

Du bist ja wieder schrecklich eilig.
Was du nur hast?
Benimm dich doch mal gegenteilig
und gönn' dir Rast.

Indem man zwölf Paar Stiefelsohlen
zerwetzt, zerfetzt,
hofft man, Phantome einzuholen?
— Es geht um's Jetzt.

Das hockt, ein höchst verschmitzter
gleich hinterm Haus. [Schlingel,
Das lächelt dich als Sonnenkringel
bald an, bald aus.

Und saust's auch, wie ein Hexenbesen,
flugs in sein Loch:
es ist bei dir, du bist bei ihm gewesen
und sahst es doch!

Ratatöskr

Das nächste Heft erscheint als Sondernummer:

WINTER-OLYMPIA 1936

Im Grunewald

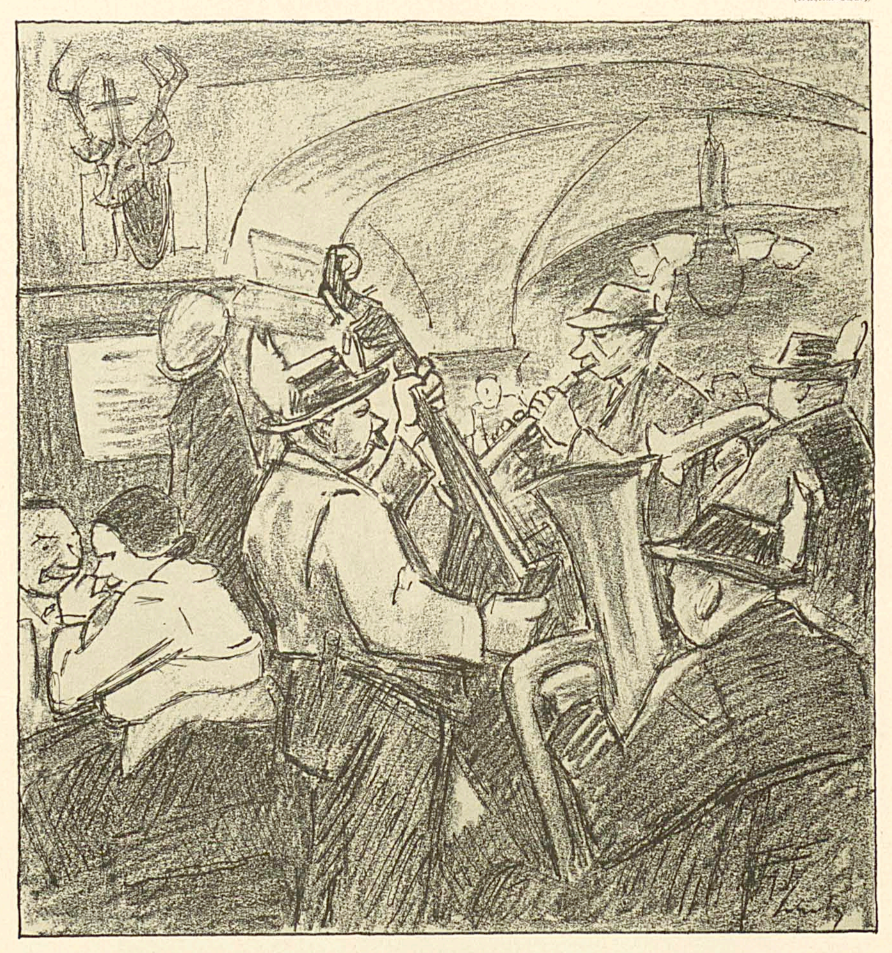
(Kurt Heiligenstaedt)



„Sei vorsichtig, Kind, Vater hat die Krankenkasse noch nicht bezahlt . . .“

Die Schalmei

(Wilhelm Schulz)



Der Fasching, der Fasching bringt alles in Schwung,
Da wird auch mein' alte Schalmei wieder jung;
Läßt wie eine kleine mutwillige Dirn'
Nicht länger mich bleiben bei Nadel und Zwirn.

Gibt Ruh nicht, bis daß ich sie nehm' in die Hand,
Denk nicht mehr ans Schneidern und werd Musikant.
Zieh ich dann von Schenke zu Schenke mit ihr,
Ermuntert die Leut' sie beim Wein und beim Bier.

Und wenn aus den Taschen manch' Zehnerl dann springt,
Sie immer weiter den Frohsinn beschwingt;
Trompeten und Brummbaß, die helfen dabei,
Sind sie auch so flink nicht als wie die Schalmei.

Und geht sie auch einmal für sich neben 'naus,
Im Fasching macht keiner ein' Sünd ihr daraus.
Sie soll nur so bleiben, grad wie sie sich gibt,
Quicklustig, quicklustig und immer verliebt.

Wilhelm Schulz

Leidgewohnt

(Paul Scheurich)



„Da bin ich wieder, mein Leopold, mein Liebling!“ — „Gib die Rechnung her . . .“

Gespräch im russischen Flüchtlingsasyl / Von Arkadij Awertschenko

„Guten Abend! Ich komme auf einen Augenblick zu Ihnen: haben Sie eine Karte des russischen Reiches?“

„Hier an der Wand hängt sie.“

„Ah, danke! Aber warum ist sie denn mit Fähnchen besteckt? Hm . . . für die Linie der Front scheinen mir Ihre Fähnchen zu unordentlich verteilt . . .“

„Meine Verwandten . . .“

„Ah, Ihre Verwandten haben das gemacht?“

„Welche Verwandten?! Ich hab's gemacht.“

„Sie haben das Ihren Verwandten zum Spaß gemacht? . .“

„Aber nein, — zu meiner eigenen Orientierung. Ziehen Sie das Fähnchen aus Jekaterinoslaw; nun, was steht darauf vermerkt?“

„Da steht: Aljoscha.“

„Recht. Das ist mein Bruder. Er ist in Jekaterinoslaw stecken geblieben . . .“

„Erlauben Sie, wo ist denn Ihre ganze Familie?“

„Folgen Sie doch auf der Karte: Ausgangspunkt Petersburg. Dort mußten wir meine kranke Schwester Ljuba zurücklassen. Die Unglückliche arbeitet jetzt im Narobras. — In Moskau haben wir auf der Durchreise den Onkel verloren. Was steht auf dem Fähnchen?“

„Da steht: Onkel.“

„Nun sehen Sie, es ist also richtig vermerkt. Weiter. Kursk — da wurde meine Frau verhaftet für die verbotenen zwei Pfund Wurst, die sie in ihrer Handtasche versteckt hatte. Wir wurden getrennt, — ich hatte noch gerade Zeit, auf den fahrenden Zug zu springen, — dort waren nämlich unsere Kinder zurückgeblieben . . . Jetzt suchen Sie mal die Kinder . . . Station Grigorjewka — Nina. Steht da Nina? Also gut. Sie ging im Gedränge verloren. Ich fuhr weiter mit Koko. Station Orechowo — Überfall der Grünen Banden, wieder Gedränge. Die Volksmenge drückt Koko mit der herausgebrochenen Tür auf den Perron. Ich suchte Koko drei Tage, er blieb verschwunden. Was steht auf dem Fähnchen von Orechowo?“

„Koko — auf der ausgebrochenen Tür.“

„Sehen Sie, das Fähnchen stimmt. — Nun die Familie meines Bruders Sergej. Ausgangspunkt der Flucht Pskow. Von hier aus haben sich alle zerstreut, wie ein geplatztes Schrapnell. In Pskow blieb der gelähmte Großvater zurück, in Matwejewka Grischa und Wera, in Dwinsk Tante Sonja. Meine Schwägerin in Kowno, Sergej selbst irgendwo zwischen Minsk und Schawli: Sie sehen, ich habe da das eine Fähnchen in die neutrale Zone gesteckt. — Nun folgt eine Handvoll Fähnchen in der Richtung von Rostow-Don — das ist die Familie von Onkel Wolodja. Die feine Linie mit Unterbrechungen in der sibirischen Richtung — haben Sie gefunden? — ist die Familie meiner Schwester Natascha. Dann geht der Weg der Wolga zu . . . aber — Pardon! was spreche ich da immer nur von den Meinigen? Wie unhöflich! Erzählen Sie lieber, wie es Ihrer Familie geht?“

„Was ist da zu erzählen? Außer mir sind alle fünf beisammen . . .“

„Nun, Gott sei Dank! . .“

„Meinen Sie? Sie liegen alle fünf beisammen auf dem Alten Friedhof in Moskau . . .“

(Übersetzt von H. Januszewska)

KARL ARNOLD:

Berliner Bilder

Ein Album aus den Jahren der Korruption

Pressestimmen:

Hamburger Fremdenblatt:

„. . . Mit dem sezierenden Instrument des Chirurgen wird Atmosphäre und Kaleidoskop des Berlin der Inflationszeit mit Tanzdielen, Valutaschiebern, Kokainisten, Kokotten säuberlich aufgeschnitten."

Hannoverscher Kurier:

„. . . Verhehlen wir uns doch ja nicht, was wir an diesem Künster besitzen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfinderischer Poet in Einfall und Komposition, eine Genie des Komischen, des Humors."

Berliner Lokalanzeiger:

„Karl Arnold glossiert mit unerbittlichem Griffel die Auswüchse der Zeit, aber er meistert dabei die Gabe der überlegenen Heiterkeit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Behagen bereiten, als daß sie abstoßen."

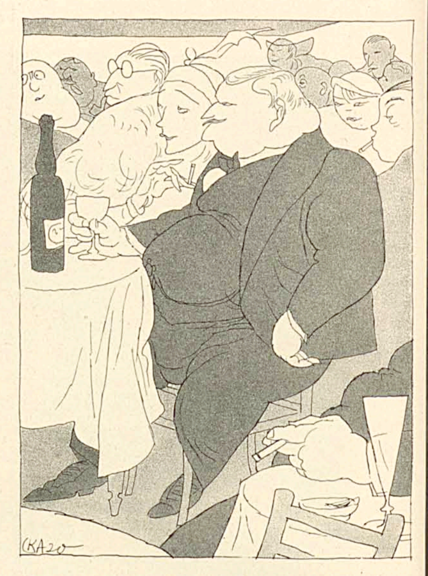
Deutsche Allgemeine Zeitung:

„. . . Das gibt ein amüsantes und buntes Bild von Boxern, Konfektionären, Börsianern, Filmmädchen, Familienvätern und Kurfürstendammgesellschaften, ein boshaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie."

Preis des Werkes (27 × 37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) **M. 1.50 franko** durch

Simplicissimus-Verlag • München 13

Postscheckkonto München 5802

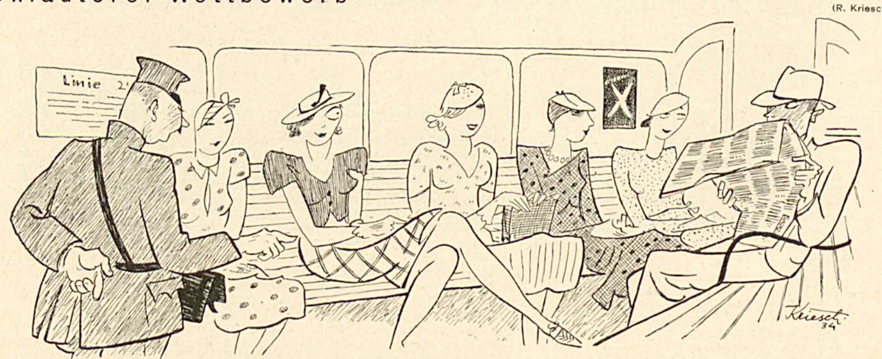


„Kiek mal, Dicker, da werden ooch Jedichte von Joethe vorjetragen." – „Na, bei den Weinpreisen kannste auch was Erstklassiges verlangen."

(Entnommen aus: Karl Arnold Berliner Bilder)

Unlauterer Wettbewerb

(R. Kriesch)



„Sie, Fräulein, tean S' d' Hax'n runter, Sie verstoßen gegen das Werbegesetz!"

entnommen aus den neuen

5 Simplicissimus-Sammelheften

je 60 S. stark (5 Nummern), geheftet, Preis RM –,60 zuzügl. 30 Pfg. Porto, bei Bezug von 3 Heften u. mehr portofrei.

Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheck München 5802

Lieber Simplicissimus!

Bei einem Spaziergang auf einem der schönen, mit Bänken wohlversehenen Höhenwege Stuttgarts erblickte ich eine alte Frau, die sich mit sichtlichem Eifer seelsorgerlichen Bestrebungen widmete. Sie führte, halb zu mir gewandt, bittere Klage über die Zuchtlosigkeit der heutigen Jugend, die, natürlich immer paarweise, in der Dämmerung diese Bänke gerne zu zärtlichen Begegnungen benützte. Diesem Unwesen zu steuern, legte die alte Frau auf jede Bank einige Zettel. Neugierig geworden, nahm ich, von ihr unbeobachtet, den nächsten besten zur Hand. Es war einer jener Kalenderzettel, wie sie in Pfarrhäusern gerne benützt wurden, um einem Bettler seinen erbettelten Groschen einzuwickeln und damit gleichzeitig für sein leibliches Wohl und seine seelischen Bedürfnisse zu sorgen. Auf besagtem Zettel also las ich mit steigender Verwunderung folgenden fett gedruckten Spruch:

> Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan!
>
> 1. Mos. 1, 28.

Ich hoffe, die alte Frau wird mir nachträglich verzeihen, daß ich diese nicht unbedingt nötige Aufforderung zu mir steckte.

*

In einer Mädchenklasse hat eben der Unterricht begonnen, als der Hausmann erscheint und im Auftrage des Schulleiters die Meldung überbringt: „Die Klasse um neun Uhr zur Zahnuntersuchung!“ — „Ach Gott“, stöhnt da ein Mädel, „und ich habe doch kein frisches Hemd an!“

*

Die elfjährige Ursel sitzt in der Küche und „löst“ Kreuzworträtsel. In schwierigen Fällen wendet sich die Kleine an die Köchin Resi, die ihr größeres Wissen gern zur Verfügung hält.
Ursel: „Resi, i brauchat ‚einen deutschen Historiker‘! Weißt' mir keinen?“
Resi (schlagartig): „Da Weiß Ferdl!“
Es muß aber doch nicht ganz gestimmt haben, denn „es paßte nicht“.

*

Im hohen Sommer ist's, zur Einmachzeit, und schon spät am Abend. Die ganze Familie sitzt beim Schein der Lampe um den runden Tisch, lesend oder mit Handarbeiten beschäftigt. Da wird die Tür aufgerissen, und mit einem Zetergeschrei kommt die kleine Susi hereingestürzt, den hellen Blondkopf blutüberströmt. Um Gottes willen, was ist passiert? Die Mutter holt schleunigst eine Schüssel mit Wasser und macht sich dran, das Köpfchen vorsichtig vom Blut zu säubern. Alles steht teilnahmsvoll herum, und Susi beginnt sich zu beruhigen. „Komisch“, sagt die Mutter, „ich kann keine Wunde entdecken. Wo kommt denn das Blut her?“ — „Ach, Mutti“, lispelt die Kleine, „ist das Blut? Und ich dachte, es sei Saft . . .“

Insektenfabeln

Ein Schachbrettfalter ließ nach vielen
Ansuchen endlich auf sich spielen;
Nach zwei Minuten war er's satt
Und rief entschwebend: „Schachbrett matt!“

Die Spinne schalt die Laus ein Mißgewächs,
Denn statt acht Beinen habe sie nur sechs —
Und schloß ihr Prahlen mit betretnem Schweigen,
Sich vor dem Tausendfüßler zu verneigen.

Frau Pfauenauge lehrt:
Wie mache ich mich dauernd begehrt?
„Entfalte dich, um zu entflammen,
Dann klappe die Flügel zusammen!“

Wilhelm Pleyer

Kritik

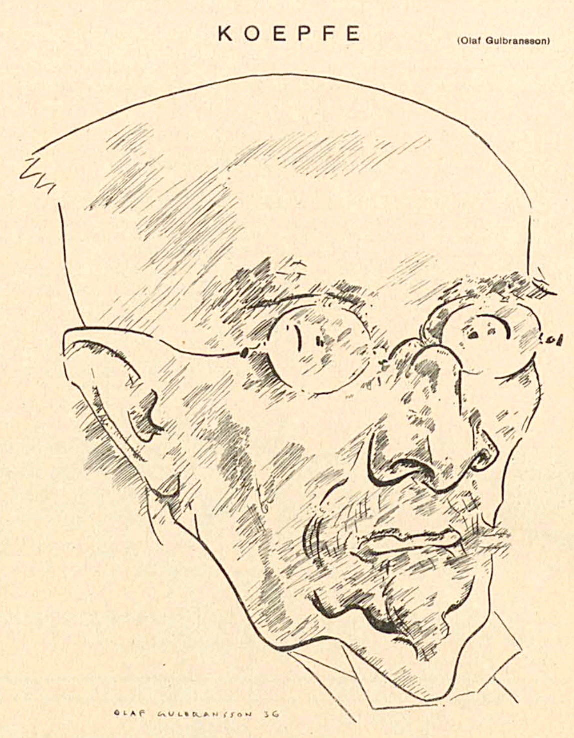
(Otto Herrmann)



„Das will 'n Kurort sein? Und keen Mensch da, bei dem sich's lohnen würde, ihm die Hand in die Tasche zu stecken!“

KOEPFE

(Olaf Gulbransson)



Christian Sinding

Das Mädchen mit dem Messer

Von Ernst Handschuch

Als ich in die kleine Rasierstube, die an das Bahnhofsgebäude kühn angehängt ist, trat, wusch der Inhaber eben einer Frau die Haare. Sie saß in einer Art Zelle, die halb offen war.

„Bitte, nehmen Sie Platz", sagte er beflissen zu mir, „Sie werden gleich bedient."

Weil mein Zug erst in einer Stunde fuhr, ließ ich mich gemächlich auf einem der beiden Frisierstühle nieder und griff nach einer der Zeitschriften, die auf der Marmorplatte vor dem breiten Spiegel lagen.

Nun ist es schon eine recht unterhaltsame Beschäftigung, vor einem geglätteten Glas zu lesen. Der Blick, den man hin und wieder aus den Buchstaben hebt und dem Spiegelbild großmütig schenkt, verleiht einem eine gewisse Überlegenheit. Sich selber, seiner Umgebung und vornehmlich dem Geschehen gegenüber, das man gerade aufgenommen hat, fühlt man sich seltsam erhaben. Eine Zigarre oder Zigarette aber steigert diesen Vorgang ungemein.

Im Begriffe, mich solcher Art zu versenken, trat ein Mädel, das sich die Zeit über an dem schmalen Ladentisch beschäftigt hatte, an mich heran. Das stille bleiche Geschöpf bat, mich einseifen zu dürfen, und obschon es mir gar nicht gelegen kam, sagte ich ja. Es machten die braunen Augen, die mich demütig anblickten.

Sie schlug den Schaum überaus lange in dem weißen Behältnis, und es war fast, als rühre sie Sahne. Zuweilen schaute sie nach der Zelle, wo der Meister noch emsig der Frau den Kopf wusch. Sie sprachen dabei über Hunde und deren Pflege.

Es war mir bald klar, daß das Mädel so tun mußte, als ob es mich bediene, und der gute Mann da vorne, der mich bei meinem Eintritt sofort zu behandeln vorgegeben hatte, war offenbar noch lange nicht fertig.

Die Kleine hörte nicht auf, Schaum zu schlagen. Sie schwieg. Nur sah sie mich hie und da mit ihren braunen Augen bittend an. Ich stellte fest, daß sie rotblonde Haare hatte und Sommersprossen auf einer zarten Haut. Sie war nicht besonders hübsch; aber immerhin war es ein Mädchen, das sich um mich bemühte. Weil ich fühlte, daß ein Gespräch sie in Verlegenheit bringen müsse, schwieg auch ich beharrlich.

Nachdem sie noch einige Male verstohlen nach der Zelle geblickt hatte, begann sie endlich, mich einzuseifen. Sie tat es mit der nämlichen Gründlichkeit, mit der sie den Schaum bereitet hatte.

„Fräulein", wollte ich nach einer Weile zu ihr sagen (ich hatte bereits zweimal auf tausend gezählt), „ich glaube gar, die Stoppeln sind schon weg, so emsig und ausdauernd führen Sie den Pinsel. Vielleicht prüfen wir einmal nach?" — Jedoch wollte ich die Kleine nicht verlegen machen und blieb still. Um wie vieles hätte sie es leichter gehabt, wenn sie ein klein wenig schöner gewesen wäre. Weil sie aber dafür nicht konnte, hieß es für mich um so geduldiger sein.

Der Besitzer der Stube hatte die Zelle inzwischen nicht verlassen. Augenblicklich sprach er mit der Kundin über Erkältungskrankheiten. Mich hatte er anscheinend völlig vergessen, und wer weiß, wie lange ich eingeschäumt worden wäre, hätte sich nicht plötzlich die Tür geöffnet und eine Frau wäre eingetreten.

Es war die füllige Gattin eines Regierungsrates, wie ich aus der heftigen Anrede des Meisters entnehmen konnte. Auch sie beabsichtigte, sich die Haare waschen zu lassen.

„Nehmen Sie Platz, bitte", sagte der Mann in der Zelle zuvorkommend, „Sie werden sogleich bedient." Die Dicke setzte sich in das freie Abteil nebenan, und bald begann eine Unterredung zu dreien. Sie sprachen von dem raschen Tod eines gemeinsamen Bekannten, und ich hörte tatsächlich schon teilnehmend zu, als das Mädchen mit einem Male tief seufzte. Die Scheue mußte wohl einen Wink bekommen haben; denn alsbald griff sie zu einem Messer, das sie sorglich abzog, und legte ein Stück Papier auf die Marmorplatte.

„Bitte", sprach sie schüchtern und schob meinen Kopf in den gepolsterten Halter. Dann setzte sie das Messer an und begann, mich zögernd zu rasieren. Ich habe keinen starken Bart, doch das „Ja" auf ihre ängstliche Frage, ob das Messer auch schneide, kostete mich einige Überwindung. Aber die leise Röte, die ihr Gesichtchen überflog, als sie mich, um die Oberlippe glattzuschaben, bei der Nase nahm, machte alles wieder gut. Ich ließ es sogar zu, daß sie mich, nachdem sie mich ein zweites Mal gründlich eingeschäumt hatte, gegen den Strich rasierte.

Sie netzte mein Antlitz mit Wasser und fuhr mit einem Alaunstein darüber. Sie befeuchtete sogar meine Stirne mit Kölnischem Wasser. Es blieben mir gerade noch zehn Minuten zum Zug, als ich mich von dem Stuhl erhob. Mit ausgesuchter Höflichkeit bedankte ich mich, hatte ich doch die ganze Zeit über nichts gesprochen, bezahlte und ging. Den übertriebenen Abschied des Meisters, den er mir aus der Zelle heraus nachrief (er war endlich bei der zweiten Frau angelangt), überhörte ich. Die Kleine indes hatte mich auf meine Worte hin strahlend aus ihren braunen Augen angeblickt.

Selbst am Ziele meiner Reise noch brannte mein Gesicht wie Feuer, und die Bartstoppeln verteilten sich darin wie kleine Inseln. Ich war wenig erbaut, als ich mich im Spiegel des Kleiderständers so sah, und suchte nach einem Fluche über das unscharfe Messer und die ungeschickte Hand, die es führte. Doch da sah ich die Kleine wieder, ihre gehemmten Bewegungen und die angstvollen Blicke, die sie nach der Zelle getan hatte, und ich lächelte. Vielleicht war ich der erste Kunde, den sie selbständig behandelte? Mochte ihr das Glück bei dem nächsten gleich geneigt sein . . .

Ich lächelte sogar, als mir die gestrenge Hausfrau wiederholt mißbilligend ins Gesicht schaute. War die Kleine denn nicht ihre Schwester von Eva her?

Gute Vorsätze

„Ich ruh' net eher", sagte der Sänger, als ihm der zweite Sohn geboren wurde, „bis ich ein Quartett beieinander hab'."

„Und mein Ziel ist eine komplette Fußballmannschaft", erwiderte der neugebackene Ehemann; „den Linksaußen hab' ich schon, den hat meine Frau mit in die Ehe 'bracht."

Die letzte Tour

(E. Schilling)



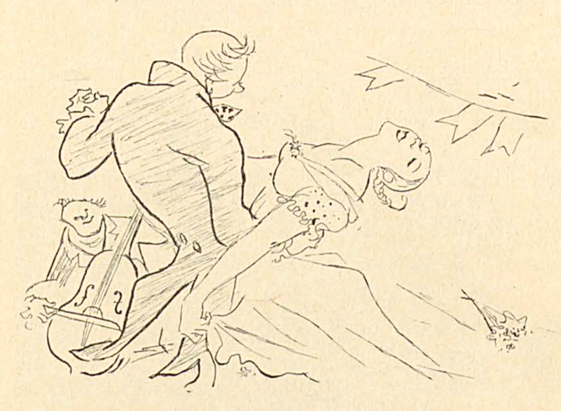
„Wir müssen unseren Tanz abbrechen, Marianne, wir kommen immer wieder aus dem Takt!" – „Mon Dieu, Monsieur Laval, bei dem schlechten Zusammenspiel der Musikanten kommt jeder aus dem Takt."

Aus den Lebens-, Leidens- und Todesgeschichten

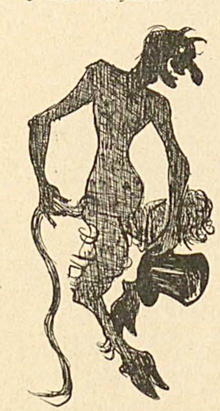
so der hochwürdige Herr Ritter Michael von Jung / weiland Pfarrer in Kirchdorf an der Iller / einem Dorfe in Schwaben / vor 100 Jahren nach wahrhaftigen Vorfällen in Verse gebracht und an den Gräbern seiner Pfarrkinder auf wohlbekannte Melodien abgesungen / wobei er sich selbst auf der Gitarre zu begleiten pflegte

Das III. Stück

Bei dem Grabe eines Mädchens, das sich zu Tode tanzte



Wir stehn verhüllt in Trauerflor
An diesem Grab und beben;
Denn, ach, in wildem Tanz verlor
Ein Mädchen hier sein Leben.
Sie starb aus Unvorsichtigkeit,
Weil sie die Tanzeslust zu weit
In blinder Wut getrieben.



Sie war bei einem Hochzeitsmahl
Von einem Anverwandten;
Da gab es Menschen ohne Zahl
Von Freunden und Bekannten;
Da wollte jeder Bursche nun,
Der tanzen kann, drei Tänze tun
Mit diesem schönen Mädchen.

Sie wagte schanderhalb es nicht,
Es einem abzuschlagen;
Auch ward ihr schönes Angesicht
Dabei zur Schau getragen;
Auch tanzte sie so prächtig, daß
Die Tochter der Herodias
Nicht schöner tanzen konnte.

So tanzte sie mit Heftigkeit
Voll Wonne und Entzücken
Und ließ dem Atem keine Zeit
Und wollte fast ersticken.
Denn, ach, sie tanzte so geschwind,
Als wie mit seiner Braut der Wind
In einem Wirbeltanze.

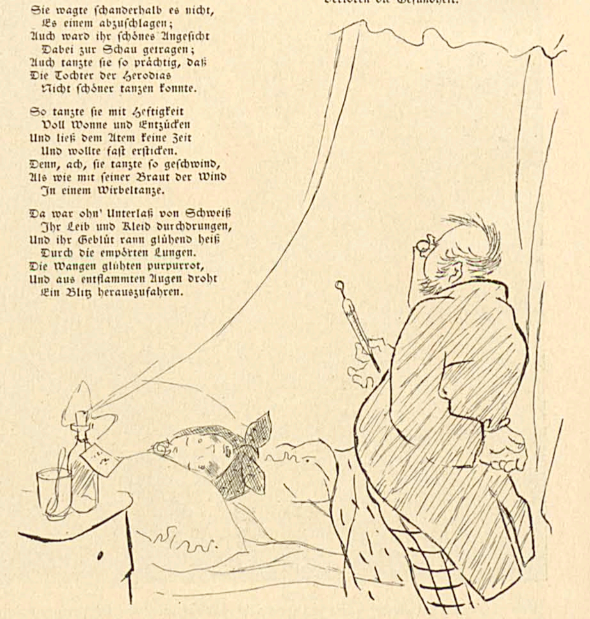
Da war ohn' Unterlaß von Schweiß
Ihr Leib und Kleid durchdrungen,
Und ihr Geblüt rann glühend heiß
Durch die empörten Lungen.
Die Wangen glühten purpurrot,
Und aus entflammten Augen droht
Ein Blitz herauszufahren.

So tanzte sie ohn' Unterlaß
Wie rasend und von Sinnen,
Als wäre dies der größte Spaß,
Um alles zu gewinnen,
Und hatte so die ganze Nacht
In wildem Tanze zugebracht,
Dem Tod entgegentanzend.

Sie machte endlich sträubend los
Sich aus dem Arm der Tänzer,
An Kopf und Hals und Armen bloß
Und unterm Arm den Spenzer,
Und in den kalten Sturm hinaus
Und eilte ganz vergnügt nach Haus,
Im Bette auszuruhen.

Jedoch schon unterwegs begann
Es heftig sie zu frieren,
Sie zog daher den Spenzer an,
Die Kälte nicht zu spüren.
Allein sie war des Fiebers Raub
Und zitterte wie Espenlaub
Und knirschte mit den Zähnen.

Sie legte sich ins kalte Bett
Und hoffte zu erwarmen,
Nahm ihre Zuflucht zum Gebet
Und seufzte um Erbarmen.
Allein sie wurde nicht erhört,
Ihr Wohlbefinden war gestört,
Verloren die Gesundheit.

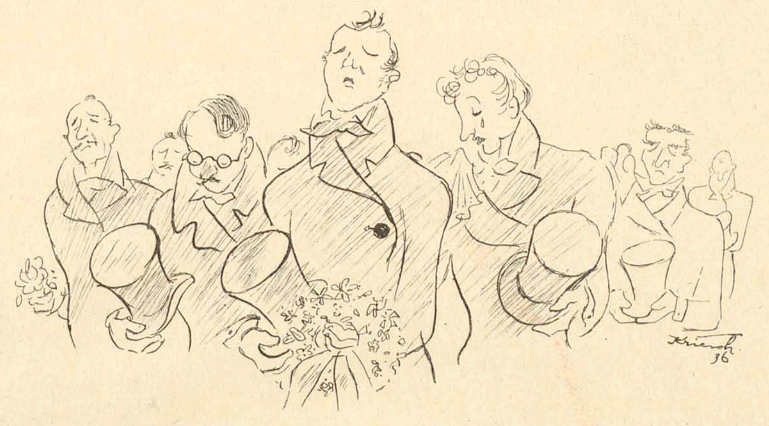


Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— • Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile RM —.20 • Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Galshauser, München • Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • Copyright 1936 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 12610 III. Vj. Pl. 3 • Erfüllungsort München • Postscheck München 5802 • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Der Arzt erschien und brachte ihr
  Die besten Medizinen;
Sie nahm sie ein mit heißer Gier
  Und hoffte Hilf' aus ihnen.
Allein da half kein Mittel mehr,
Denn ihr Geblüt war schon zu sehr
  Entflammt in Fieberhitzen.

Da starb ihr letzter Atemzug
  Im kalten Todesfächeln,
Und, ach, ihr armes Herze schlug
  Im letzten Hauchesröcheln.
Erstorben ist ihr Augenglanz
Und ihres Lebens wilder Tanz
  In Todestanz verwandelt.

O möchte doch ihr Beispiel uns
  Des Besseren belehren:
Daß wir die Absicht unsres Tuns
  Und Lassens nie verkehren
Und nie, was unser Lebensziel
Verlängern soll, im Lustgefühl
  Durch Übermaß verkürzen!

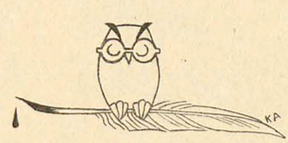


(Zeichnungen von X. Kriesch)

Würde

Von Dirks Paulun

„Würde? Tsche, bester Mann, was Würde is, das will ich dir wohl sagen. Das ein ganz eine rätselhafte Sache. Würde. So richtige Würde, das' nich so einfach!
Sieh mal, ich kenn doch den Richter Knorr, nich? Sollst mal sehn, wenn der im Gerichtssaal sitzt! Da bleibt dir die Feuchtigkeit des Mundes fort. Ob das nu Urteil is oder man bloß Vergleich, das ihn ganz egal, er sagt, was er sagt, und denn is gut. Vergleich is ihn fast noch lieber. Und da kommt kein Widerrede und kein garnix nach.
Und nu denkst du, der hat Würde? Nee, bester Mann, das is man die Würde des Amts. Denn das will ich dir sagen, mal war ich mit ihn aus. Ein netten Kerl, kann fix was vertragen. Da hat er nu aber kein Barett und kein Richtertisch bei sich. Und er hat noch fast gar nichts getrunken, aber da waren zwei Luis, die hatten viel mehr getrunken als sonst, und da krichten sie denn ja auch das Kabbeln und das Hauen. Und mein Knorr geht da nu mitten zwischen und denkt sich, er will einen Vergleich bewirken. Und legt nu los und will sie nu so richtig mit seiner Würde begöschen.
Was meinst du, wo is seine Würde abgeblieben? ‚Fatzke!' haben sie zu ihn gesagt, und von dem an, da hab ich ihn zu leicht befunden — weil sie Fatzke zu ihm sagen mochten.
Und nu denkst du vielleicht, das richtige von Würde, das is wohl ein Ehrwürden Herr Pastor? Mann! So ein würdigen Pastor sollst du mir ersmal auftun wie den Pastor Hedde in Kampleven! Ein großen schwarzen Mann war das, und ging immer in Talar auf Straße. Er war auch ein guten Mann und tat gut und hatte einen untadeligen Wandel. Wenn dir den mal ankuckst, denn sagst du aber ganz bestimmt: ‚Was für einen würdigen Menschen!'
Und nu grade bei den muß es mir geschehen, daß ich das nu sehen muß, daß er nur ein Würdenträger is! — Kannst dir vorstellen, is ja eigentlich mehr traurig, aber wie meine lüttje Kusine gestorben is, fahr ich nach Kampleven rüber, und wie ich ankomm, sitzt denn auch schon der Pastor Hedde da und macht seinen Tröstungsbesuch. Und er spricht von dem lieben Kind mit seiner vollen, tiefen Stimme, daß die Eltern immer mehr weinen müssen, und denn kommt er bei und tröstet sie und redet vom lieben Gott. Und danach erzählt er wieder von den lieben Toten und begrüßt die lieben Verwandten, und denn redet er auch von dem lieben Friedhof und is nu in Fahrt, und da sagt er auch mal eben: ‚Ach, nu habe ich meinen lieben Schirm vergessen!' — und von dem an, da hab ich ihn zu leicht befunden.
Und nu will ich dir mal sagen, wer Würde hat: das is dir nämlich dein Nachbar, der Kapitän Buck!"
„Hm?"
„Nee, so ein Mann, so ein Kapitän, der trägt keine Würde mit sich herum und geht nich langsam und hat kein garnix von Amtswürde. Er macht meist ein ganz fideles Angesicht und is nich zu dick und nich zu dünn und hat ein grauen oder blauen Anzug an. Er erzählt Witze und kann Schnaps ab und Flüche und alles. Mal hab ich nu was mit ihn zu sprechen. Weil es nur paar Worte sind und es is ja wohl Kaffeezeit, haben wir das aufm Vorplatz abgemacht. Und wie er zu mir rauskommt, hat er eine hohe Kopfbedekkung auf. Ich denke bei mir: ‚das steht ihn aber gut, es ist wohl eine Art von Fez oder Fes!' Und er hat mich sehr verbindlich begrüßt, und wir haben längere Zeit gesprochen. Na, wir werden denn ja auch soweit mit unsere Angelegenheiten fertig, und er begleitet mich mit freundlichen Reden an die Haustür. Eh du abhaust, denk ich, mußt ihn das noch sagen! Und da sag ich ihn das denn, so ganz aus Höflichkeit heraus: ‚Einen schönen Fetz haben Sie da!', sag ich zu ihn. — ‚Fetz?' fragt er. — ‚Oder Fähz!' sage ich, und nicke so schräg nach sein Kopfe rüber. Da greift er sich das Ding runter. Erst is er erschrocken, und denn muß er ja lachen. ‚Das' kein Feß —', sagt er, ‚ich habe man bloß büschn Fehz für meine Frau gemacht! Das' unsere Kaffeemütze!'
Und kuck mal, weil das nu weiß Gott komisch war — mit n' Kaffeemütze geschäftliche Besprechung, und es paßt' doch zu ihn und hat sich kein Spur lächerlich gemacht mit und is nich verlegen geworden, da sag ich nu: Würde? — da seh dir mal Kapitän Buck an!"



Kleine Bemerkungen

Die Menschheit strebt beharrlich nach „mehr Licht"; was sie bis jetzt erreicht hat, ist lediglich mehr Beleuchtung.

*

Je größer die Zahl, desto mehr spielen die Nullen eine Rolle.

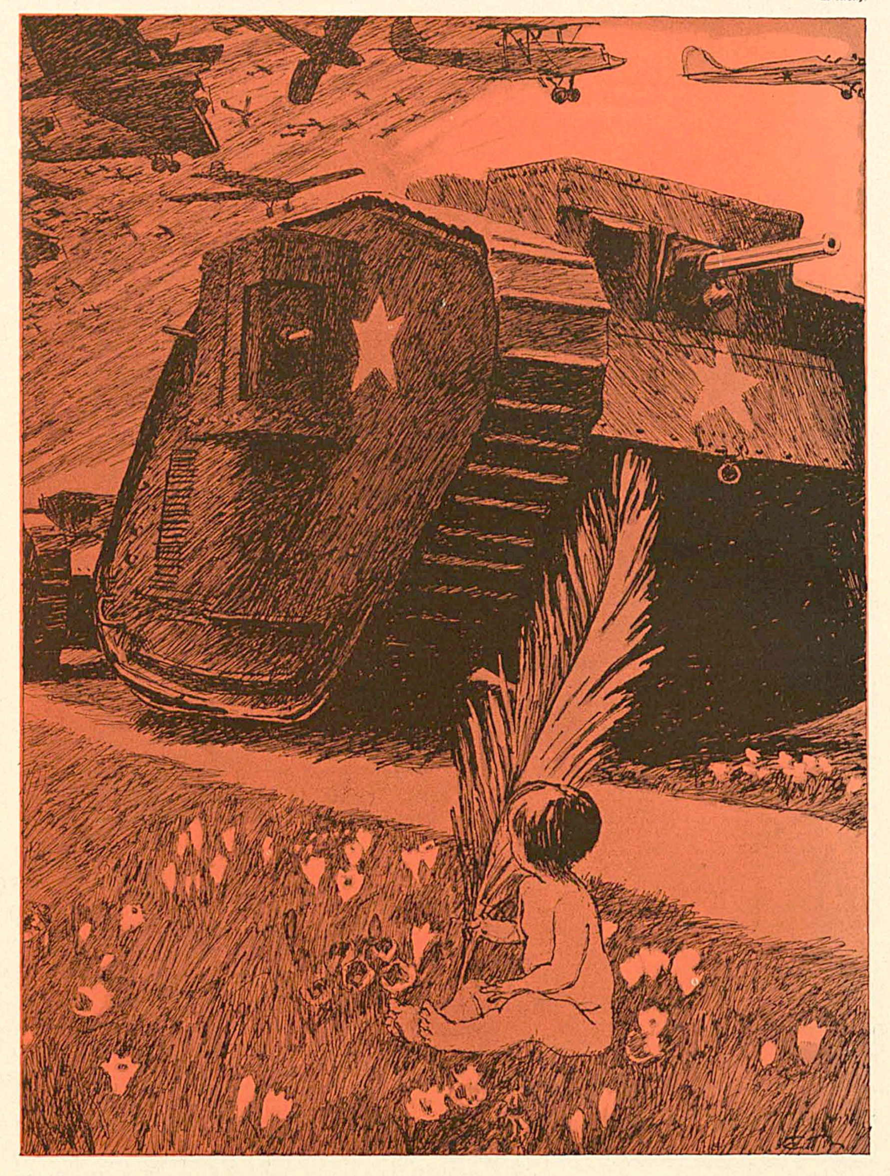
*

Leute, die keinen Verstand haben, verlieren ihn am leichtesten.

oha

Der neue russische Heeres-Etat

(E. Thöny)



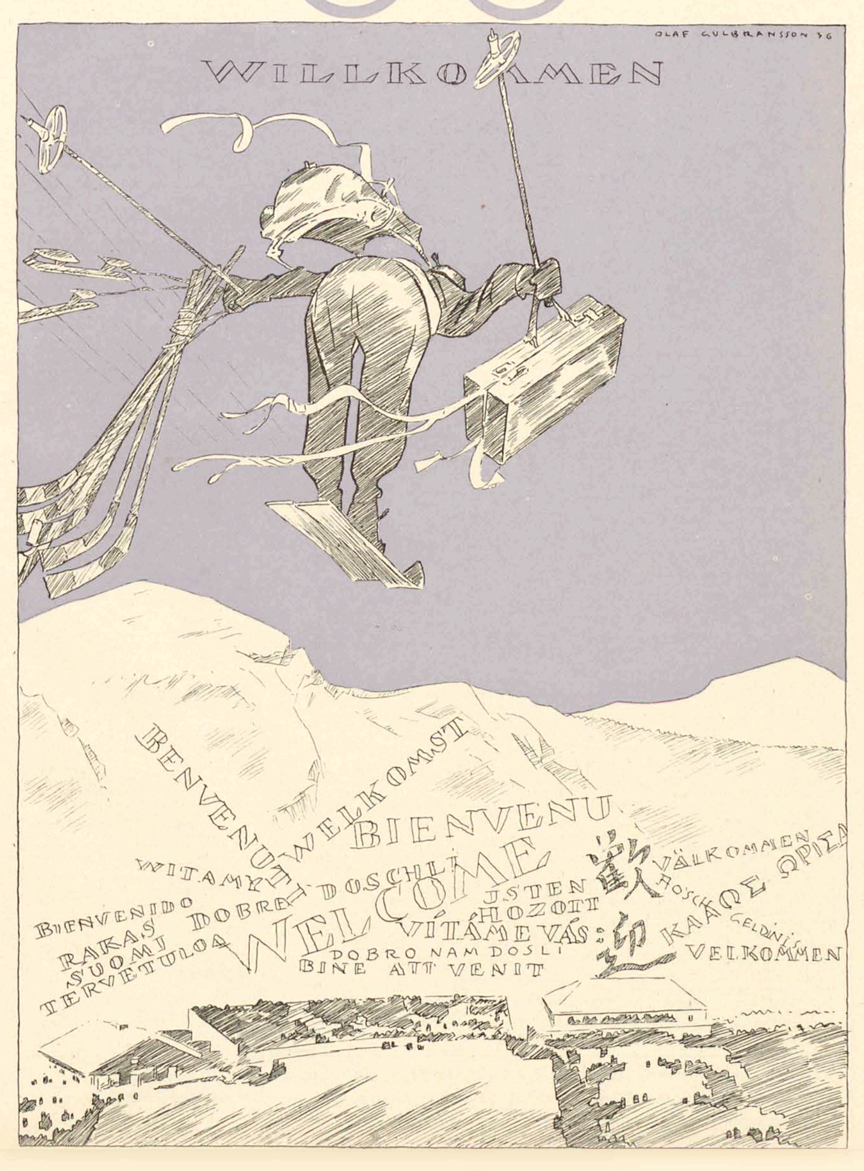
„Der neuen Welt muß die alte weichen!" (Molotow)

München, 9. Februar 1936
40. Jahrgang Nr. 46

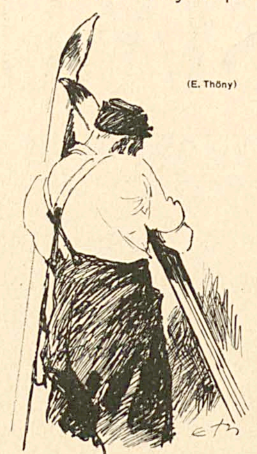
Winter-Olympia 1936

Preis 60 Pfennig

SIMPLICISSIMUS



Der olympische Hans / Von Karl Springenschmid


(E. Thöny)

Da steht er breit auf dem Mistwagen, der Hans, der olympische, und sticht die Gabel nieder und schmeißt den Mist hin auf das Feld, regelmäßig in schönen großen Häufen, und der Rauch steigt auf davon.
Und eine Ruhe ist in ihm, wie er das so tut, eine wahrhaft olympische Ruhe.
Andere gehen jetzt schon täglich hundertmal in die Knie und schnellen wieder hoch und federn alle Gelenke durch und massieren die Muskeln und trainieren, was zu trainieren ist.
Er aber, wie der Mist abgeladen ist, steht bloß da und schaut wohlgefällig über die Reihe der rauchenden Häufen hin. Dann hebt er langsam an, den Mist auseinanderzubreiten.
Training ist alles, sagen sie. Vor fünf Wochen schon haben sie mit dem Trockentraining begonnen, die andern. Man kann nicht früh genug anfangen damit. Und wer kein Training hat . . .
Er hat dafür seinen Mist und fährt mit der Gabel in die Häufen drein und reißt mit Schwung auseinander, was beisammen ist. —
Da kommt einmal mitten drunter einer dahergebraust, schießt aus dem Auto, ein ganz Hoher, einer von der Kommission selber, und fuchtelt mit beiden Armen und blast ganz arg und schnauft: „Mensch! Hans! Da sind Sie endlich! Wir haben Sie doch schon längst . . . Sie wissen doch, wir setzen unsere ganze Hoffnung auf Sie, und Sie stehen da und . . .“
So weit kommt er, dann bleibt er stecken und schaut nieder auf die Häufen und auf die Gabel und schnappt nach Luft eine Weile lang. Dann faßt er sich wieder: „Und Sie . . . Sie tun hier nur so den Dünger so auseinander!“
„Soll i'n epper beinandlassen?“ sticht der Hans hin, ohne aufzuschauen.
„Das hier, die Arbeit, die Sie hier tun, das kann auch ein anderer tun. Aber jetzt, die Olympia wartet Ihrer . . .“
„Dö soll lei warten. Eh nit der Mist aufm Feld ischt, gibt's koa Olympia nit!“
Einen schweren, großen Fladen sticht er an, einen zähen, der nicht auseinander will. Mit dem groben Ackerstiefel tritt er drauf und setzt die Gabel ein.
Der andere schnauft wieder tief aus seiner Brust und wischt sich über die Stirn. Dann richtet er sich auf, streng, wie es für einen Mann seines Amtes gehört: „Hans, nun hören Sie doch! Bedenken Sie, was es für uns bedeutet, wenn Sie infolge mangelhaften Trainings versagen sollten! Meine Verantwortung — überlegen Sie doch! Kommen Sie zur Besinnung. Wir wären sonst gezwungen . . . in erster Linie sind Sie . . .“
„Lueder, zachs!“ stöhnt der Hans. In die Gabel stemmt er sich. Gott sei Dank, jetzt gibt er nach, der Fladen. Er reißt das Trumm ab, fährt mit der Gabel drunter und legt es behutsam seitab ins Gras.
„In erster Linie sind Sie doch . . .“
Da schaut er auf, das erstemal.
„Was bin i?“ fragt er, „in erschter Linie, was?“
„Ich meine, verstehen Sie mich recht, in erster Linie sind Sie doch unser aussichtsreichster . . .“
„Nix da!“ lacht er, und seine weißen Zähne blitzen in dem sonnverbrannten Gesicht, und mit Schwung sticht er den nächsten Fladen an, „in erschter Linie bin i Amatör!“

*

So ist er, der olympische Hans, ein Bauernklachl, grob und ungehobelt nach außen hin, aber inwendig voll Kraft und Schneid, sobald seine Stunde da ist, verwegen, wenn er über die Schanze geht, wieselflink und wendig, wenn er eine Abfahrt herunterfegt, unerbittlich im Kampf, und wenn alle längst fertig sind, am Ende schon mit ihrer Kraft, dann hat er immer noch was übrig.
Einmal, wie er noch halb ein Bub war, hat er das erstemal die große Klubschanze versuchen wollen, die neben dem Hof steht. Aber, wie ihm so der Schanzentisch entgegengeflogen kommt, und nichts ist davor als die Luft ganz allein, da bleibt ihm doch die Schneid stecken. Seitüber wirft er sich, schlagt ein paarmal durch den Schnee und geht wieder heim.
Aber am andern Tag steht er wieder oben, beim Start ganz allein, auf den schweren Bretteln, die ihm noch der Vater geschnitten hat, dazumal, eh er in den Krieg zog, von dem er nimmer heimgekommen ist, und schaut die schmale, steile Abfahrtsspur hinunter, schaut auf den Tisch hin, der frei hinaussteht in den Himmel . . .
„Soll i . . .“, zählt er, „soll i nit, soll i . . .“
Kein Mensch ist weit und breit.
Er allein mit der großen Schanze!
„Nit!“, beutelt er den Kopf, „nit! Sie ischt halt do arg schiech. Und z' groß ischt sie mir ah no . . .“
Und will schon umkehren — da sieht er unten, ganz tief, jemand stehen, einen einzigen Menschen.
Er beugt sich vor und schaut. Und wie er die Hand schattend über die Augen hält, sieht er, daß es die Mutter ist.
Da steht sie unten, stumm auf ihren Stock gestützt, und wartet.
Wartet auf seinen Sprung.
Da weiß er, daß es Zeit ist.
Und eine solche Kraft kommt über ihn, daß er ein anderer wird mit einem Male, einer, dem die große Schanze grad recht ist...
„Kimm schun, Mueter!“
Und stößt sich ab und tut seinen ersten großen Sprung!

*

Skifahren ist ihm das halbe Leben, und wenn er wieder so einen silbernen Pokal heimbringt in die holzvertäfelte Stuben, oder gar einen goldenen Springer, lacht er bloß ein wenig über das eitle Zeug, aber vor allem andern, was so drum und dran ist, hat er das helle Grausen.
Wie hat er die Glungezer Abfahrt gepackt, damals bei den Fisrennen, höllsakra, den Furrer vor sich, den Lantschner, die besten Schweizer, Norweger, Schweden, alle! Dabei ein Dröckschnee oben und unten im Schlag überhaupt keiner mehr.
Eine Marter, eine höllverfluechte Marter, die ganze Abfahrt! Drüber über die bloßen Stöck und mit der besten Zeit ins Ziel!
Doch dann —
Dann kommt das Ärgste!
Da stehn sie rund um ihn mit ihren Photo- und Filmkisten und zielen auf ihn alle und rücken herum und lauern, und einer schiebt gar das Mikrophon her.
Durchbreschen will er, im Langlauf mitten durch!
Aber da lachen sie bloß.
Er kann nicht aus.
Da gibt er den Kampf auf, stellt sich hin, ganz ergeben, schaut rundum auf die blinzelnden Objektive, läßt Händ und Haxen geduldig hängen und sagt bloß: „Tüet's!“
Und „Tüet's“ war das einzige Wort, das von ihm, dem Sieger im Abfahrtslauf, im Rundfunk zu hören war.

*

Und einmal in Reutte bei der Meisterschaft, bei einem metertiefen Batzschnee, in den der Regen hineingeronnen ist, daß alles eine einzige Suppen war, wie er durchs Ziel kommt, verdreckt, verschwitzt —
„Verehrter Meister, wenn Sie gestatten . . .“
„Bluetsauerei, säuische!“ schnauft er, noch mit der ganzen Abfahrt in den Knochen, und wendet sich langsam herum.
Es ist ein Weibsmensch, ein hautschieches, ein angestrichenes, von einer Zeitung so eines.
„Einige Daten nur, verehrter Meister! Sie haben also sowohl den Spezialabfahrtslauf . . .“
„Woll, dös hab i!“
Einen Pelzmantel hat sie an und die Skihosen drunter, und der Regen rinnt ihr übers Gesicht.
Bal lei die Farb nit abgeht! denkt er und will schon mit einem Umsprung davon.
Aber sie läßt ihn nicht mehr aus.
„. . . und außerdem starten Sie für die Kombination. Ihre Chancen hiefür sind glänzend. Sie haben bereits im Vorjahre in Hofgastein den ersten Platz belegt und heuer in Mallnitz . . .“
Wie sie alle seine Läuf und Sprüng herunterratscht!
„Guet künnen S' dös!“ sagt er und schaut wieder auf die rote Farb hin, ob sie noch haltet.
„Doch!“, lächelt sie und setzt den Bleistift an, den gespitzten, „es fehlen mir lediglich noch einige persönliche Daten über Sie, verehrter Meister. Das Publikum will wissen, — und es hat ein Recht, es zu wissen, — mit wem es zu tun hat. Wie ich erfahre, haben Sie bereits in frühester Jugend, mit fünf Jahren vermutlich . . .“
Wart lei, Goaß, du damische, denkt er, weil du gar so neugierig bischt! Und laut sagt er: „Was hoaßt fünf Jahr? Da ischt die böschte Zeit schun verpaßt!“
Sie schaut auf, ganz verzückt, und spitzt ihr rotes Mundherzl. Es muß eine gute Farb sein, weil der Regen gar nichts wegbringt davon.
„Mit vier Jahren also schon?“
„Dös war sauber z' spat! No früher!“
„Ach, hochinteressant! Sie haben also bereits mit drei Jahren sozusagen . . .“
„Was hoaßt sozusagen?“
„Sie meinen . . .“
„Daß Sie's lei wissen: I bin überhaupt schun mit an Stemmbogen auf die Welt kemmen!“
Und lacht und springt um: „Sozusagen, sag i!“
Weg ist er!
Und das rote Mundherzl, das wetterfeste, steht da und staunt, das erstemal im Leben sprachlos.

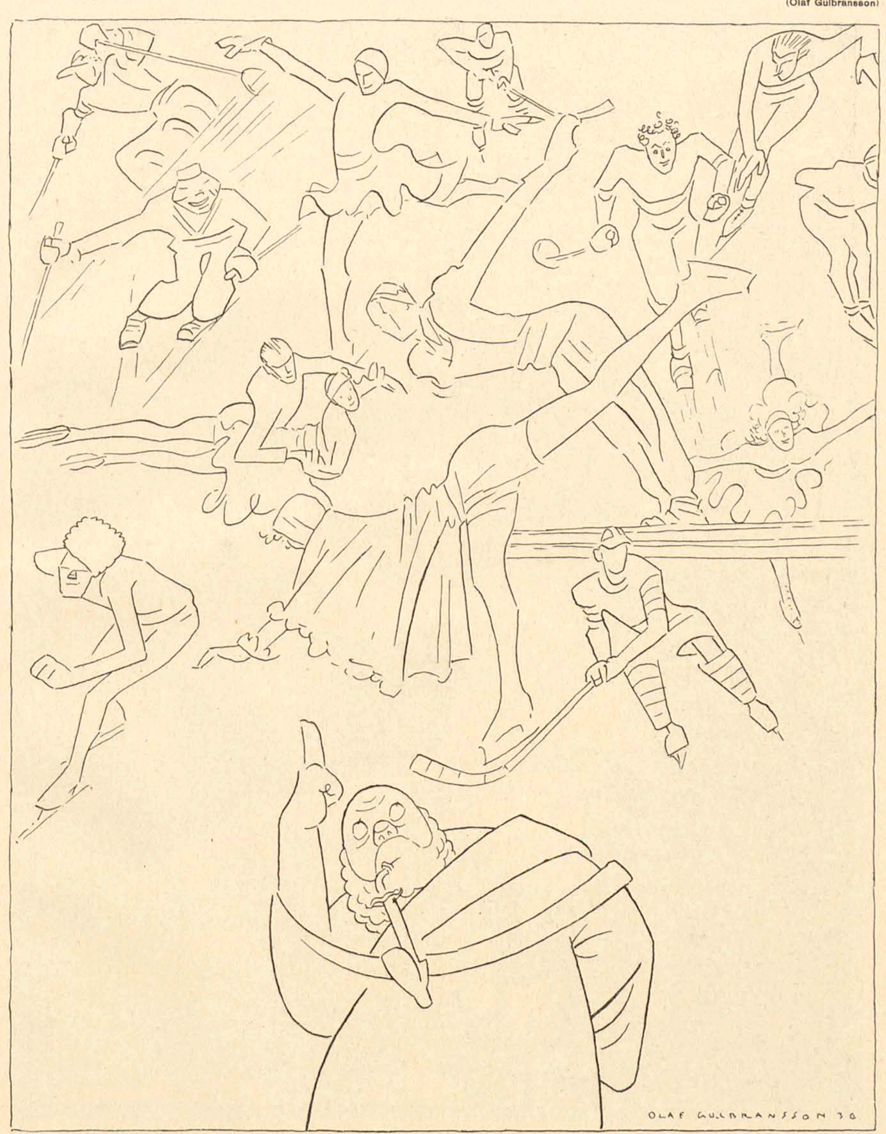
*

Ja, solche Weibsleut, die scheucht er! Die werden haufenweis herumstehen nachher in den olympischen Gegenden. Und dann das große Publikum!
Aber was hilft das Grausen, wenn die hohe Kommission alle Hoffnungen auf ihn setzt!
Da muß er wohl gehen.
Und auf das Springen und auf den Abfahrtslauf, da freut er sich, höllsakra, da kann drunten beim Ziel herumstehen, was will, da wird dreingefahren in die Kombination mit Schwung! —
Draußen vor den Stubenfenstern liegt frisch der Acker, und drüben auf dem Riedel wird der Lärchenwald schon gelb, und oben in den Felswänden hängt schon der Winterschnee.
Da streckt er seine endslangen Haxen aus und raunzt sich und sagt: „Mueter, die Wiesen ischt dungt, das Feld ischt g'ackert!“
Und die Mutter schaut auf und nickt.
Sie spürt wohl, was er will.
Und wie er sein Sach zusammenpackt und sich richtet, zu gehen, gibt sie ihm die Hand: „Mach's guet, Hans!“
„Woll, Mueter!“
So geht er. —
Und etliche Wochen später, dann wird sie wieder mit uns am Ziel stehen, die Mutter, und wird warten auf ihren Buben, auf den Hans, den „olympischen“.

Voir traduction à la page 547 — The translations of the illustrations you find on page 547 — Vedere la traduzione dei quadri, a pagine 547.

Die Olympiade löst ein Weltproblem

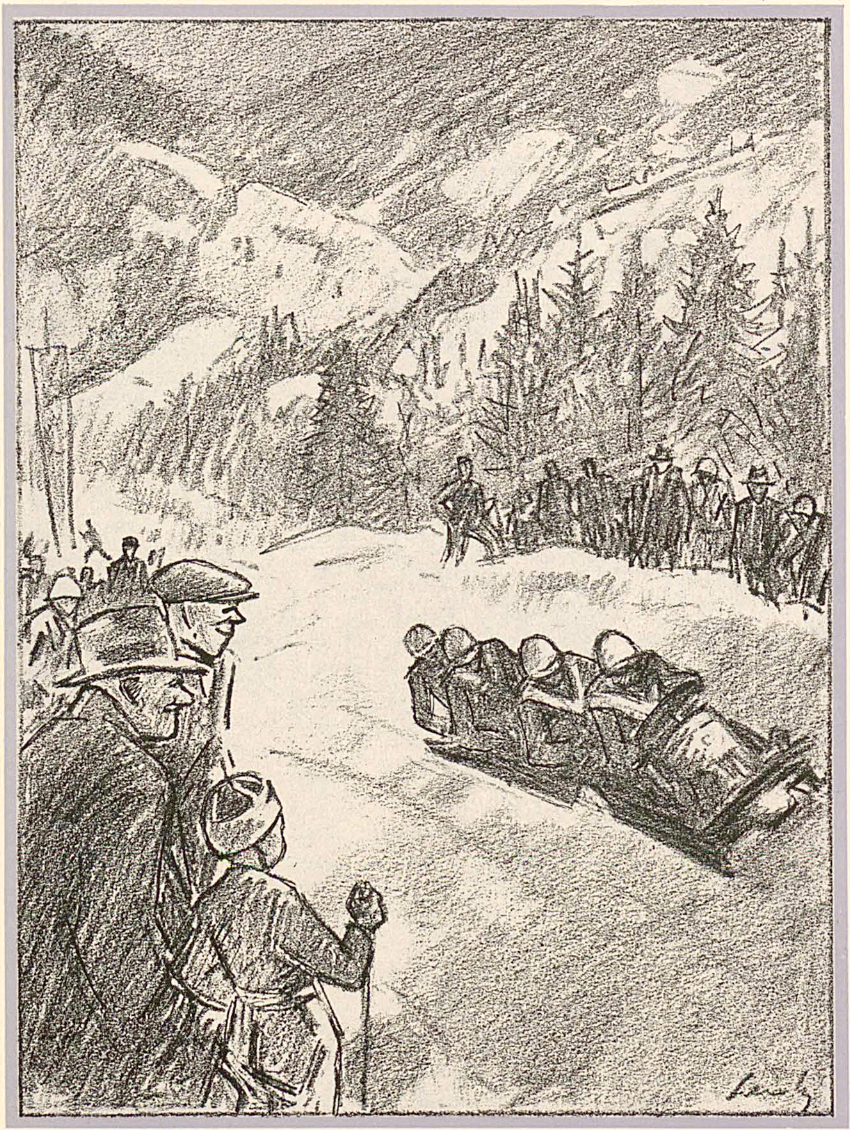
(Olaf Gulbransson)



Achtundzwanzig Nationen auf kleinstem Raum — und vertragen sich glänzend!

In der Bayern-Kurve

(Wilhelm Schulz)



„Fabelhafter Schneid, wat, Herr Nachbar?!“ — „Mir hent als Buebe au älls môl g'rodelt . . .“

Rekord am Rissersee

(E. Thöny)



„Los, Girgl, los! Warum schiaßt denn nöt?" — „Ja, wos glaubst, der Filmoperateur muaß do mit 'm Kurbeln nachkemma!"

Olympia-Gstanzln

Die Brettln muaßt warn,
So wia sa si g'hört;
Aba richtige Harn
San do no mehr wert!

Und a Bleami is schee,
Und i steck s' gern am Huat;
Siech i s' jetzat scho steh,
G'falln s' ma net a so guat!

Do: an Schnee kratz'n ma z'samm,
Und den kitzln ma 'raus
Aus der tiefesten Klamm,
Ja, da laß ma net aus!

Und d' Olympiermedailln
Langa leicht für jed's Land.
Aber d' Norweger krailln
Wieder zamm allmitnand!

Und mir wünschen an jed'n,
Daß er 's Best' bei uns g'winnt,
Aber oana machts Rennats —
Und die andern bleib'n hint'!

Und es warn auf der Welt
Von an jeglichen Land
Solche Manner, guat g'stellt,
Wohl no nia beianand!

Sie verstehn vonananda
Koa oanziges Wort.
Aber alle mitnanda
Verstenga s' an Sport!

Und wenn's aa koan Schnee gibt,
Stehn mir Bayern guat da;
Denn mir san des scho g'wöhnt,
Und mir fahrn am Dreck aa!

Und oa Meisterschaft hamma
Im Sack scho ganz klar:
Im Eisschieß'n samma
Scho allweil der Moar!

E. R.

Wintersport anno dazumal

(E. Thöny, 1909) **Der getäuschte Sieger**



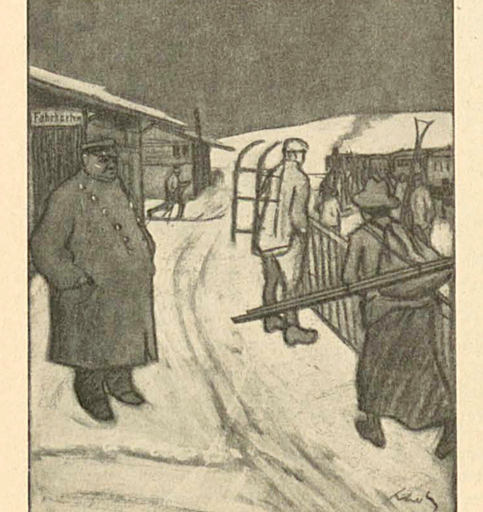
„San de Andern alle hinten?“ — „Ja, aber du muaßt no oamal rumfahr'n.“

Eisklatsch (Ernst Hellemann, 1908)



„Daß du dich mit dem verloben konntest, verstehe ich nicht. Er ist nicht schön, nicht jung, nicht reich . . .“ — „Das schon, aber meine Eltern waren so dagegen.“

(Wilh. Schulz, 1908) **Die ersten Sportler**



„Mit dem Malefizsport hat ma net amal sein' Winterschlaf!“

Die Allbezwinger (O. Gulbransson, 1910)



„Drängt sich jetzt dir, mein Sohn, nicht jenes Wort des Sophokles auf die Lippen: ‚Von allem aber das Gewaltigste ist der Mensch!‘?“

Les traductions — The translations — La traduzione

Vingthuit nations sur l'espace le plus restreint — et elles vont parfaitement d'accord! (543)

Un courage fantastique, n'est-ce pas monsieur le voisin? — Nous autres aussi, pendant notre enfance, nous avons pris parfois la luge. (544)

Allons George, allons! Pourquoi tu ne tire pas? — Penses-tu? Si je me dépêche trop, l'opérateur cinematographique ne me prend pas! (545)

Qui sera le premier, Monsieur? — On ne le sait pas encore. — Mais alors quelle espèce de journaliste êtes vous donc? (548)

Tiens, on fait la bombe ici: J'entre aussi... (549)

Garçon! Mr. Mercier désire la note... — Un moment, je vous prie, je viens tout de suite! (550, I)

Ah, non, nous savoir rien sports d'hiver, nous être venus pour World-Bridge-Olympic-Tournoi. (II)

Emile, dans l'„Alpen-Bar" près d'un „Edelweiß Cocktail". (III)

A quoi bon retenir une chambre, Freddy? Pendant le jour on fait du ski et la nuit nous la passons en dansant... (IV)

Mais qu'est-il donc arrivé?! Vous avez la neige même au Japon? Mais qu'est-ce qu'il se passe donc? (551, I)

Neige-t-il? — Non, c'est le sciroc qui emporte d'un chambre d'hôtel les cartes postales. (II)

Dans l'„Alpenhof" se trouve Sonja!!! (III)

Pour ce qui me concerne je maintiens mon record... (IV)

Les Olympiades d'hiver finies: Au carnaval de Munich! (552)

Sports d'hiver de jadis

Ils nous suivent tous les autres? — Oui, mais tu dois faire encore un tour! (546, I)

Je ne comprends pas comme tu as pu te fiancer avec ces... Il n'est pas beau, ni jeune, ni riche... — Tu as raison mais mes parents étaient tellement contraires! (546, II)

Avec ce sport maudit on n'a plus de paix même en hiver! (546, III)

Maintenant, mon fils, tu ne prononces pas les paroles de Sophocles: Mais de tout, l'homme est le plus puissant!? (546, IV)

Twentyeight Nations together in a small compass — and all in friendly accord!!! (543)

Awfully plucky, Sir? — We also went sleighing when we were young chaps — — (544)

Go on George, go on! Why don't you shoot? — Because the filmoperator isn't as quick as I am... (545)

Who will be the first, Sir? — One cannot tell yet! — Well — I thought you were a reporter... (548)

Good gracious, — it is jolly here — I shall come along..! (549)

Hallo waiter! Mr. Mercier wants to pay. — Please wait a moment — I will come at once. (550, I)

Oh no, we don't know anything about wintersport — we only came to see the World-Bridge-Olympic-Tournament! (II)

Emil in the "Alpenbar" drinking a "Edelweiss-Cocktail". (III)

Why do we need a room, Freddy? By day we go skiing and the whole night we go dancing! (IV)

Hallo what's this? You also have snow in Japan? (551, I)

Is it snowing? — No — the wind only blew postcards out of a Hotelroom! (II)

Sonja is living at the "Alpenhof"!!! (III)

I am certain to keep my record. (IV)

The Winter-Olympia is over — now we go to the "Münchner Fashing"! (552)

Wintersport years ago

Are the others behind? — Yes, but you must drive arround once again! (546, I)

I cannot understand that you got engaged to him. He isn't handsome, nor young nor rich... — That's true, but you see my parents were so much against the match! (546, II)

This terrible sport, even in winter one has no peace at all... (546, III)

In this moment, my son, think of the words Sophocles said: The greatest thing in the world is mankind! (546, IV)

Ventotto Nazioni sul più ristretto spazio e vanno perfettamente d'accordo... (543)

Un fantastico coraggio, non è vero, signor vicino? — Anche noi, quand'eravamo bambini, abbiamo preso qualche volta la slitta... (544)

Avanti, Giorgio, avanti! Perchè non tiri? — Ma che credi? Se io faccio troppo svelto, l'operatore cinematografico, non mi prende... (545)

Chi sarà il primo, signore? — Questo non si sa ancora... — Ah... si? E che razza di giornalista è lei? (548)

Accidente, qui si fa baldoria: entro anch'io... (549)

Cameriere! Il signor Mercier vuol pagare... — Un momento, prego, vengo subito. (550, I)

Oh, no, noi sapere niente sport invernale, noi essere venuti per World-Bridge-Olympic-Torneo... (II)

Emilio nell'„Alpenbar" di fronte all'„Edelweiss-Cocktail". (III)

Per quale uso avremmo bisogno di una camera, Fredi? Il giorno siamo sugli sci, e la notte la passiamo a danzare... (IV)

Ma cos'è accaduto? Lei ha la neve anche in Giappone? Ma che succede? (551, I)

Nevica? — No, è lo scirocco che porta via da una camera d'albergo le cartoline postali... (II)

Nell'„Alpenhof" è Sonja!!! (III)

Per quello che riguarda me, mantengo il mio record... (IV)

Finite le Olimpiade invernali: al „Fasching di Monaco"... (552)

Sport invernale di una volta

Sono tutti dietro, gli altri? — Si, ma tu devi fare ancora un giro... (546, I)

Non comprendo come tu hai potuto fidanzarti con quel... Non è bello, non è giovane, non è ricco... — E vero, ma i miei genitori erano tanto contrari! (546, II)

Con questo maledetto sport non si ha più la pace nemmeno d'inverno! (546, III)

Adesso figlio, ma non ti vengono sulle labbra quelle parole di Sofocle: Ma di tutto, il più potente è l'uomo! (546, IV)

Lieber Simplicissimus!

Bei einer der abendlichen Feiern, allwo man die Olympia-Größen in Frack und Abendkleid bewundern kann, griff einer der Trainer sich mit festen Händen seinen Mann aus der Umgarnung reizender Frauen. „Herbert", sagte er, „da geh her zu mir, — von dene Dekolletés wirst ja schneeblind!"

*

Mein Freund ist ein durchaus unsportlicher Mensch, dabei ein Gegner des Frauensportes im besonderen. Aber ich habe ihn doch mit nach Garmisch gelockt und zum Zusehen beim Damen-Slalom bewogen. Ich war begeistert. „Ausgezeichnet", rief ich, „sieh nur!" Er aber meinte gelassen: „Ja, wenn es darauf ankommt, um eine Sache herumzugehen — das liegt den Damen ganz besonders!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • Copyright 1936 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 12610 III. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Der Alleswisser

(R. Kriesch)



„Wer wird denn Erster, Herr?“ — „Das kann man jetzt noch nicht sagen!“ — „So! Wozu sind Sie dann bei der Zeitung?“

Olympiakämpfer ganz aus der Nähe

Interviews auf den Kampfstätten von Garmisch-Partenkirchen

„Seien Sie vorsichtig“, hatte man mir gesagt, „bei einem Interview mit berühmten Sportsleuten! Sie sind sehr empfindlich, was das Ausfragen anbelangt, und sehr kräftig, was die Muskulatur anbetrifft. Also, gehen Sie diskret vor!“

Der Hinweis auf die Muskeln veranlaßte mich schon allein, äußerst diskret zu sein, und das Vorgehen wollte ich nach Möglichkeit überhaupt vermeiden.

Der erste, dem ich vor die Skier kam, war Birger Ruud. Er verzieh es mir schnell. Fachleute sprechen den Namen Rüd aus. Ich war ganz Fachmann und sagte deshalb: „Herr Rüd, schönes Wetter heute.“ Herr Ruud fand keinen Grund, mir darin zu widersprechen, und so kann ich melden, daß er das Wetter ganz vorzüglich fand. Das zeugt von der Einfühlung des echten Sportsmannes, der sich jeder Situation gewachsen zeigt. Dann sagte er noch: „Hm“, und da ich sehr diskret war, konnte ich daraus schließen, daß er seine Chancen auf der Sprungschanze nicht für schlecht hielt, und mit der Bescheidenheit des großen Meisters wollte er damit wohl noch andeuten, daß die anderen auch keine schlechten Chancen hätten.

Tja, man muß eben diskret sein, damit kommt man schließlich am weitesten. Birger Ruud kam während meines Interviews auf 85 Meter. Ich ließ mir sagen, daß dies weniger von seiner Diskretion als von seiner fabelhaften Technik abhinge. Technik muß man also auch haben.

Nun aber rasch zu Viktoria Lindpaintner! Sie wissen schon, Fräulein Lindpaintner ist die mit den Schlittschuhen am unteren Ende. Ganz große Nummer, natürlich nicht Schuhnummer, sondern auf dem Eise. Wird ihre Frau bei den Kämpfen stellen! Während ich mit ihr sprach, umgab sie mich mit schönen Ornamenten auf der Eisfläche, und ich wirkte dabei wie die Kerze auf einer reich verzierten Geburtstagstorte, und vielleicht hätte man in den schön geschwungenen Linien lesen können: „Dem artigen Kinde.“

Ich kann versichern, daß es nicht ganz leicht ist, jemand zu interviewen, der immer um einen herumwirbelt. Das verwirrt etwas. So gelang es mir nicht, ganz bestimmt zu erfahren, was ihre Lieblingsbeschäftigung sei, ob sie gern Leberspätzlsuppe esse, ob sie während des Trainings Springerl oder Zitronenlimonade trinke, und was dergleichen Dinge sind, von denen der Interviewer annimmt, daß sie das Publikum interessieren. Aber ich kann meinen Lesern immerhin eine aufschlußreiche Mitteilung machen, die ein helles Licht auf das Wesen der Eiskünstlerin wirft. Viktoria Lindpaintner gab mir nämlich zu verstehen, daß sie nicht ungern Schlittschuh laufe, und wir werden deshalb keinen Fehlschluß tun, wenn wir behaupten, daß sie zu den größten Hoffnungen berechtige. Allerdings werden erst die Kämpfe selbst ein abschließendes Urteil ermöglichen.

Schwieriger war schon, den japanischen Skispringer Igsiro festzubekommen, denn ich konnte ihn meistens nur von unten sehen, da er prächtige Sprünge über mich weg flog. Herren der Leitung, denen ich meine Bitte vortrug, mit dem Japaner ein paar Worte zu wechseln, waren äußerst liebenswürdig, sagten jedoch, es ginge nicht an, den Skispringer etwa mit einem Schmetterlingsnetz aus der Luft wegzufangen. Auch ich hielt das nicht für sportlich, und so vertröstete ich mich auf den Abend.

Das Glück war mir hold. Ich traf Igsiro im mannhaften Kampf mit einer Kalbshaxe. Der Sieg des Japaners über seine Gegnerin war unbestritten. Er war beim Endspurt. Die beachtliche Leistung hatte den Sohn des Fernen Ostens in keiner Weise mitgenommen. Er war in ausgezeichneter Form, und auf meine Frage: „Na, schmeckt's?“, antwortete er: „Fei tsi nik sen.“ Ein Kenner des Japanischen sagte mir, daß hier eine merkwürdige Übereinstimmung mit der bayrischen Mundart vorläge, und man könne seinen Ausspruch ohne weiteres in das bayrische „Feit si nixn“ übertragen.

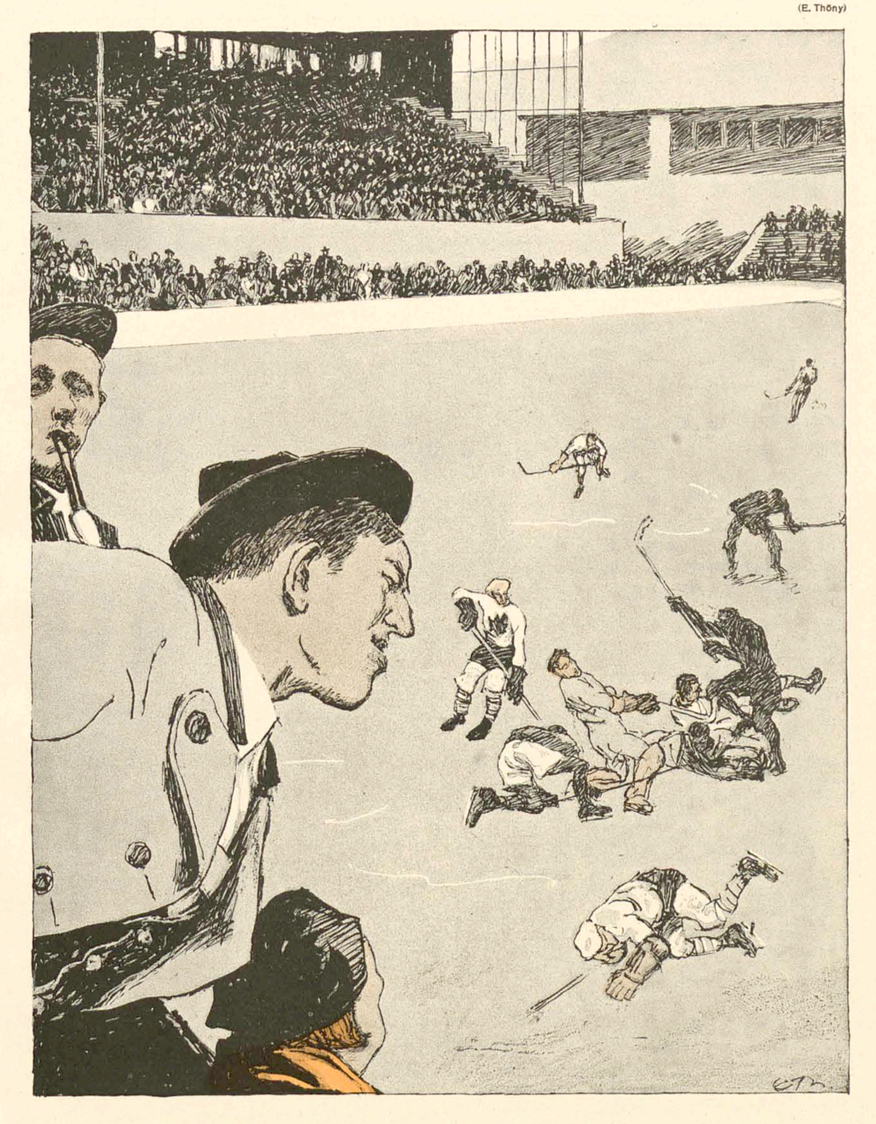
Bekanntschaft konnte ich auch noch mit dem deutschen Bobfahrer Kilian machen. Leider fiel mein Gespräch sehr kurz aus. Ich wartete dicht hinter der Bayernkurve der Olympiabahn auf Kilian. Er kam in voller Fahrt an mir vorbei, und so hatte ich nur 1/1000 Sekunde Zeit, mich mit ihm auszusprechen. Ich rief ihm zu, daß seine Geschwindigkeit ganz erstaunlich sei. Was er antwortete, konnte ich mir denken.

Natürlich habe ich nicht versäumt, der weltberühmten kanadischen Eishockeymannschaft einen Besuch zu machen. Ich hatte das Vergnügen, Arthur Nash persönlich kennenzulernen. Er streckte mir zum Gruß eine gut gepolsterte Auflegematratze entgegen, die ich nach einigen Zweifeln als seine rechte Hand identifizierte. So ein Händedruck sagt alles, und ich begehe wohl keine Indiskretion, wenn ich verrate, daß Kanada sich sehr kräftig fühlt, zum mindesten anfühlt, und gar nicht empfindlich.

Fo.

Was dem einen sein Eishockey — ist dem andern sein Raffats

(E. Thöny)

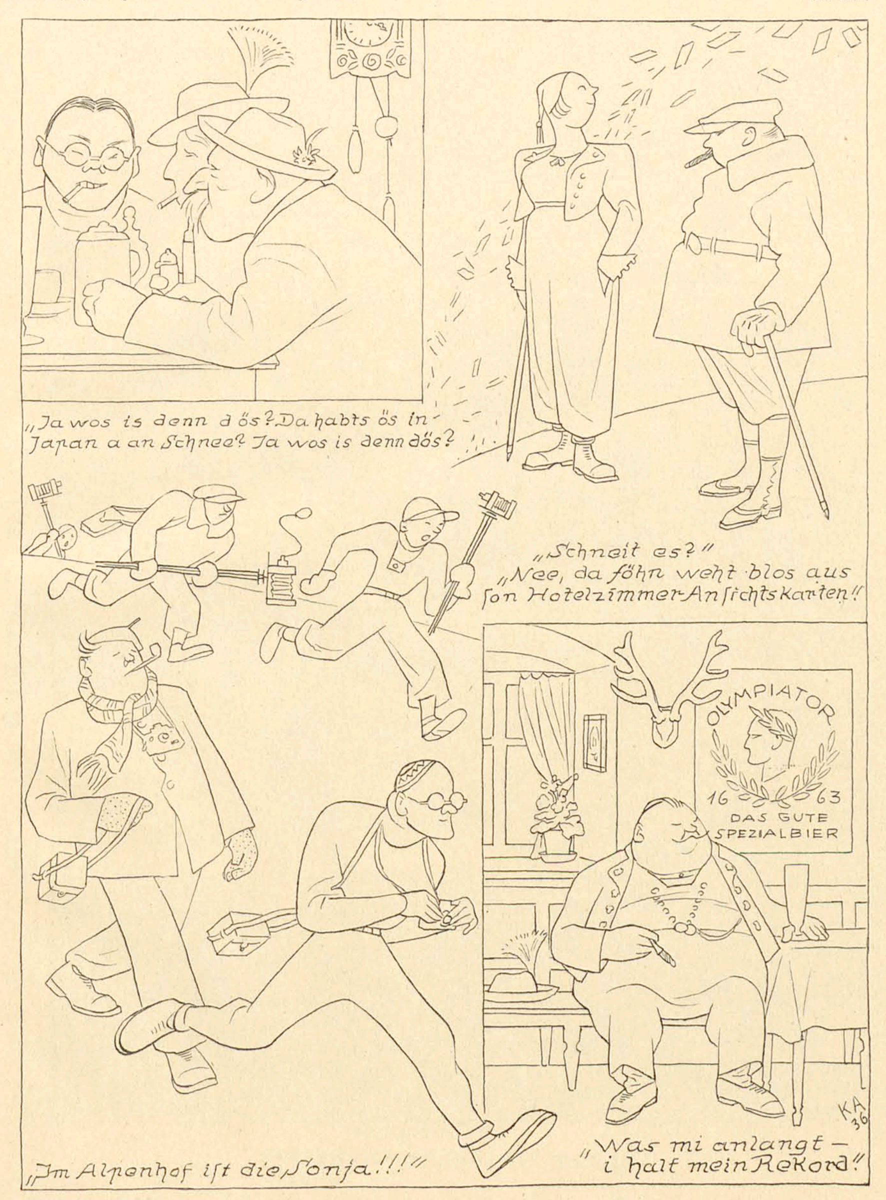


„Bluatsau, da geht's zünfti her, da tua i mit!"


„O no uir nicht wissen von Wuinter-sport, uir sein gekommen su die World-Bridge-Olympic-Turnier!"
„Hallo! Herr Ober! Monsieur Mercier will zahlen!" „Un moment, s'il vous plaît, i kimm glei!"
Emil in der Edelweißbar bei Alpen-Coctail
„Watt brauch'n wir n'Zimmer, Fredi. Am Tag sinn wa auf Schieern und nachts wird durchjetanzt."
KA 36

Garmisch-Partenkirchen

(Karl Arnold)



Die Winter-Olympiade ist aus —

(E. Schilling)



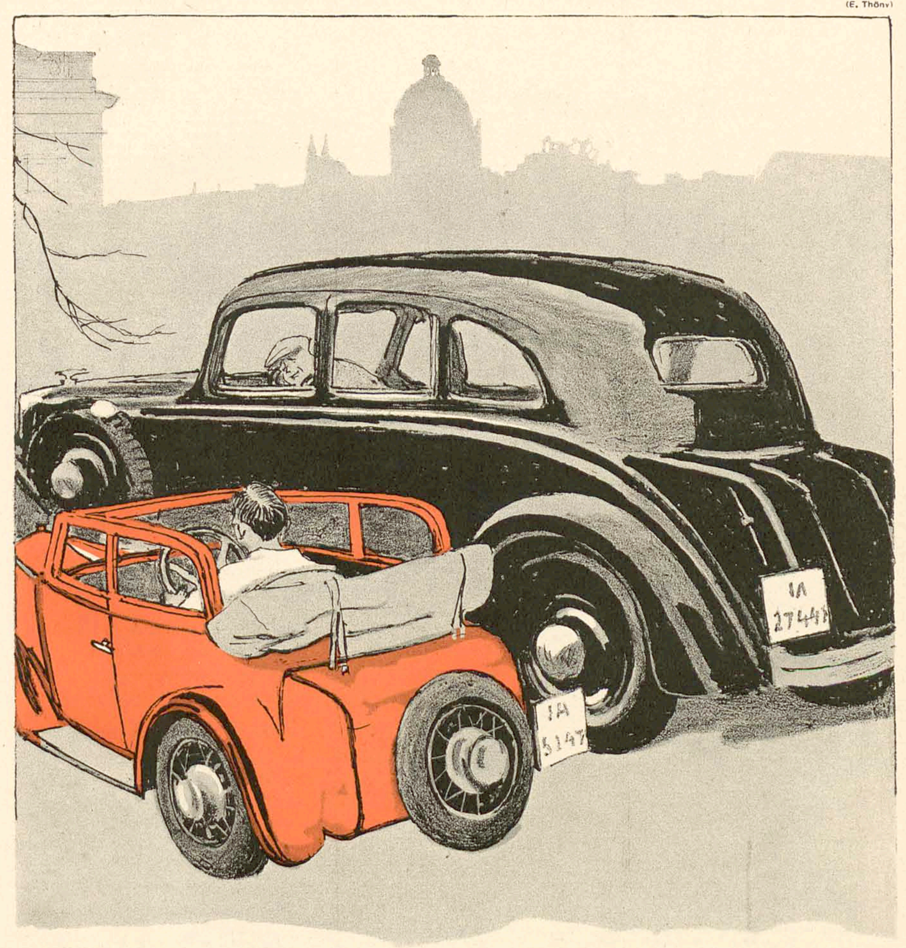
auf zum Münchner Fasching!

München, 16. Februar 1936 Preis 60 Pfennig 40. Jahrgang Nr. 47

SIMPLICISSIMUS

Zur Internationalen Automobilausstellung Berlin 1936

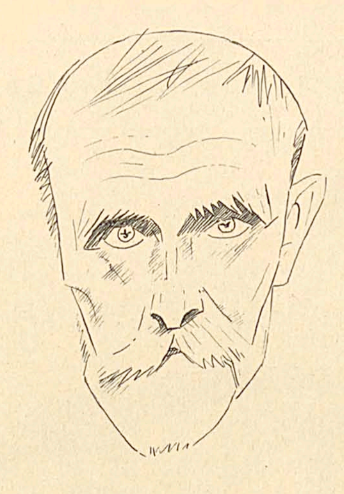
(E. Thöny)



„Wat lach'n Se denn? Se hab'n wahrscheinlich ooch 'mal kleen anjefangen!"

KOEPFE

(Olaf Gulbransson)



Emil Strauß siebzig Jahre alt

Plaudereien im Konzertsaal

Von Hans Lachmann

„Was Phantasie wild schwärmend, zügellos, heulend erfindet: das ist zu entsetzlich."

„. . . O, glauben Sie mir doch, gnädige Frau, er ist eine Verfallserscheinung, quasi durch seine oszillierende Harmonik als dekadent stigmatisiert, respektive au fond morbid; um es mit einem Wort schlagartig zu erhellen: er frönt dem Sensibilitätspolytonalitätsprinzip."
„Mon Dieu, und ich dachte, er wäre so glücklich verheiratet!"
„. . . Mutti, Assessor Pitschek meint, wenn er vor die Wahl gestellt würde, Neunte oder Blockflöte, dann griff' er ohne Zögern nach der Blockflöte; Christian sagt, zweifellos ließe sich darauf auch leichter pfeifen . . ."
„. . . habe jetzt grade den zweiten Satz studiert, also hör'n Se, die h-moll-Stelle, Se kenn' Se doch, taa-tatetereta-taa-tatüh . . ., das nimmt mir der Kerl zu wenig, wie soll ich gleich sagen, hör'n Se, bei mir klingt das mehr so: taa-tatätteretäh-taa-ta-tütteltüh . . . wie Vogelstimmchen, mehr nachtigallesk . . ."
„. . . den Witz von Reger schon gehört?"
„Ja. Welchen . . ?"
„Wissen Sie, das Klavier, wissen Sie, ist das Instrument des Egozentrismus, wissen Sie; warum, weiß ich eigentlich nicht, wissen Sie, aber so rein in klanglicher Hinsicht genommen, empfinde ich es für richtig und klingt es außerdem fundamental metaphtysisch, perspektive symbolisch, un wenn ich auch zehnmal ein Deutsch mit Gummikragen rede, tjä, deswegen is das eben doch . . ."
„. . . Blech! Blech muß sint, Sie! Wenn ick hier mein Angdreh berappe, denn will ick nich so'n kleenet Untahaltungsorjestrion, det ha ick in Radio ooch. Ick sahre, Blech muß sint! Außadem heer ick schwer. Musik is . . ."
„. . . ich sagte mal zu Strauß: Meister, sagte ich, bei Licht besehen: Musik bleibt doch Musik. Er sah mich nur an, dann . . ."
„. . . neue Musik? Nie was von gehört."
„Ist Ihnen aufgefallen, daß er neuerdings zügiger spielt?"
„Wie?"
„Zügiger. Nicht so flächig."
„Wie??"
„Nicht so flächig. Mehr barockoid."
„Wie???"
„Barockoid motorisch."
„Was Sie sagen! Ich dachte, er machte es mit den Händen."
„. . . und ob ich den Namen Strawinsky kenne, Herr! Strawinsky-Skandal, Paris, französisierter Malaie, Staub aufgewirbelt, Hochstapler, politische Kreise diskreditiert, Kugel in Kopf, dot, Frau hinterlassen, un sowas schreibt denn Psalmensymphonie, is Blasphemie is das, schließlich doch keine Botokuden, nich wahr, Musik is nämlich ein für allemal . . ."
„Haben Sie den neckisch hüpfenden Kontrapunkt bemerkt? Ungemein gekonnte Leistung!"
„. . . ahh, gnä Frao, . . . 'tzöckend schaon gnä Frao aos, noies Jahr jut anjetreten, persönlich tolla Teeps, jewissa Frohsinn unvameidlich, hähä, wie, Cochtoh, nee, bedaore, kenn ich nich, bin jewöhnlich bei Kempinski stationiert, 'n charmanter Tastateur hoite abend, der olle Dingsbums da oben, wie, hm, köß die Hand, gnä Frao, bitte 'pfehlung an Frao Motter, sehr jefroit, 'tzöckend, charming, bon Samowar . . ."
„. . . ja heute alles viel zu wenig dämonisch, d'Albert, wenn der, also das ging so: pumm-pumm-prrpumm! Drei Schläge, und schon stand ihm der Schweiß auf der Stirn . . ."
„Neue Musik? Nie was von gehört!"
„Sie schwätze von Zwölftonmusik, ha! Sie, unser Beethove, wenn Sie vor den hingetrete wäre un hätte gesagt ‚Zwölftonmusik', wisse Sie, was der gesagt hätt'? Aufgesprunge wär der, ahngeschaut hätt' er Sie wie ein Vulkan, und den Finger gen Himmel gereckt hätt' der Beethove, un gesagt hätt' er: ‚Wozu hat unser himmlischer Herrgott da drobe dem Klavier seine viele, schöne Taste gegebbe, und wir solle hier an zwölf armselige Taste herumknabbere?' Weil Sie dumm sind! Verstehen muß mer halt auch e bißl von dem Metier, von dem mer so saugescheit daherschwätzt! Unsre viele schöne Taste solle lebe hoch, hoch, hoch! So, jetzt ischt's raus. Nu vertrage wer uns widdr . . !"
„. . . epigonal verkalkt . . ."
„. . . lange mit dem Problem Bach gerungen, Herr Kollege, jetzt endlich habe ich erkannt, daß seine Orgelwerke nichts anderes sind als mystische Tonverkleidungen gewisser Paragraphen des Corpus juris, einiger Seiten aus dem Ausgabenbuch des weiland Kaiser Caligula und dergleichen mehribus. Ich habe einen Dechiffrierschlüssel angefertigt. Damit konnte ich das Rätsel der d-moll-Toccata dahin erschließen, daß sie in der Tat eine wortgetreue Übertragung ins Tonliche des — allerdings apokryphen — Platonischen Dialoges ‚Hopperos oder Über die körperlichen Wirkungen der Musik' ist . . ."
„. . . sagte emal fr mich: ‚Chunge, in dir schlummrd etwas Großes!' Un dadrbei bedohnde er ‚Großes' un guggde mr dadrbei so gohmisch in de Auchn; un heude? Meine liemn Schüler, euch gann ich's cha ohne lewrdreibung sahchn: dr brave Alde had rechd behaldn! Obus 673 Nummr fimmf: das is m e i n e Neunde . . ."
„. . . Ohropax vobiscum . . !"
„Neue Musik? Nie was von gehört!"
„Wenn ich schon Cembalo höre! Damit fängt doch die Musikgeschichte schließlich nicht an! Weiter rückwärts, lieber Doktor, viel weiter rückwärts! Sehen Sie, ich erkecke mich, zu sagen: selbst unser junger, prächtiger Heyliger Ambrosius, von Gregor ganz zu schweigen, war nur der frühe Hahnenschrei der romantischen Transskrip-

(Schluß auf Seite 557)

Optisches

Sei nicht so stolz auf deine Lupe,
mit der du diese Erdensuppe
auf ihren Sachgehalt ergründest
und wenig appetitlich findest.

Dein Hochgefühl schwillt an . . . Nanu?
Gehörst denn nicht auch du dazu,
indem daß nämlich das Subjekt
zugleich mit im Objekte steckt?

Du lächelst? Laß doch das Gegrinse
und stelle deine scharfe Linse,
statt Zetermordio zu schrei'n,
auf dein geschätztes Ego ein,
auf d e i n e Birne, d e i n e n Nabel
— das heißt, sofern dies praktikabel.

Wie? Oder klingt dein Urteil milder
beim Anblick solcher Wunderbilder?

. . . Tja, merklich schöner wird die Welt,
wenn man sich selber gut gefällt.

Ratatöskr

Regierungsantritt Eduards VIII.

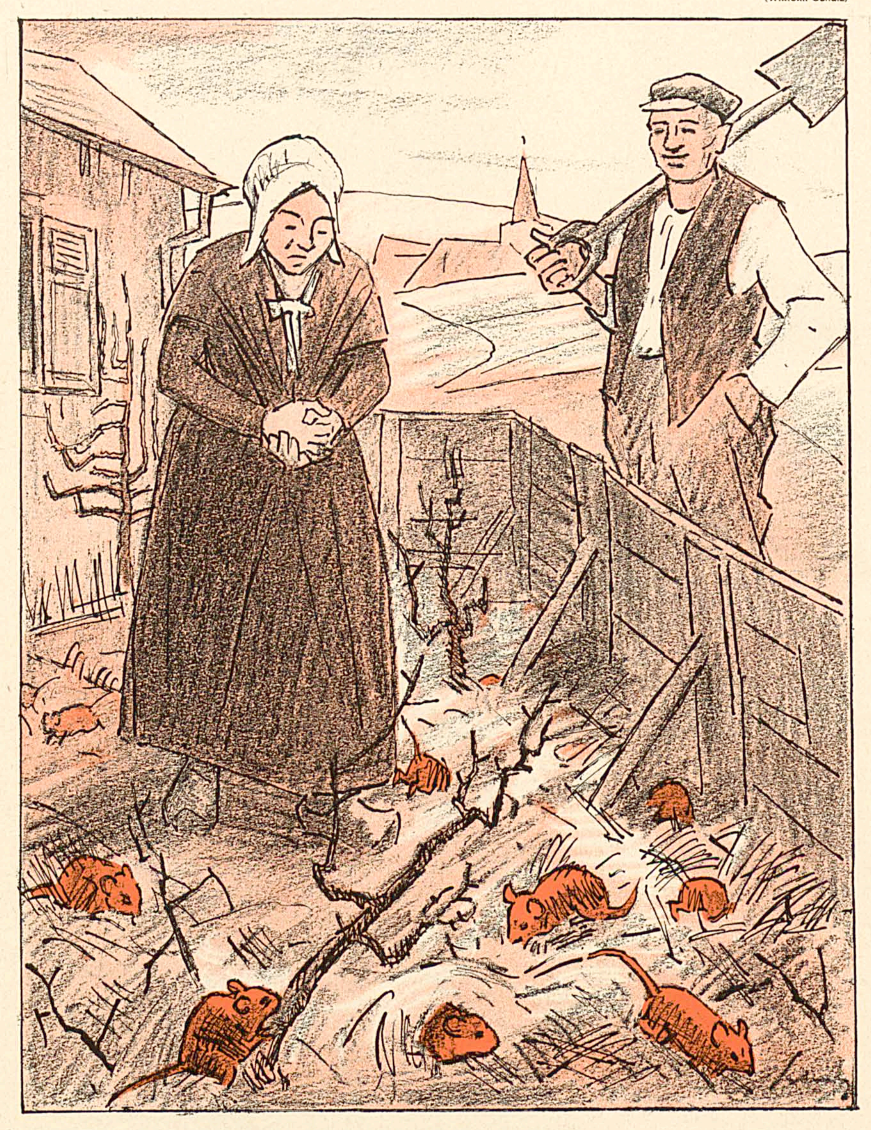
(Olaf Gulbransson)



„Regieren Sie mit mir, Sire!"

Die roten Wühlmäuse

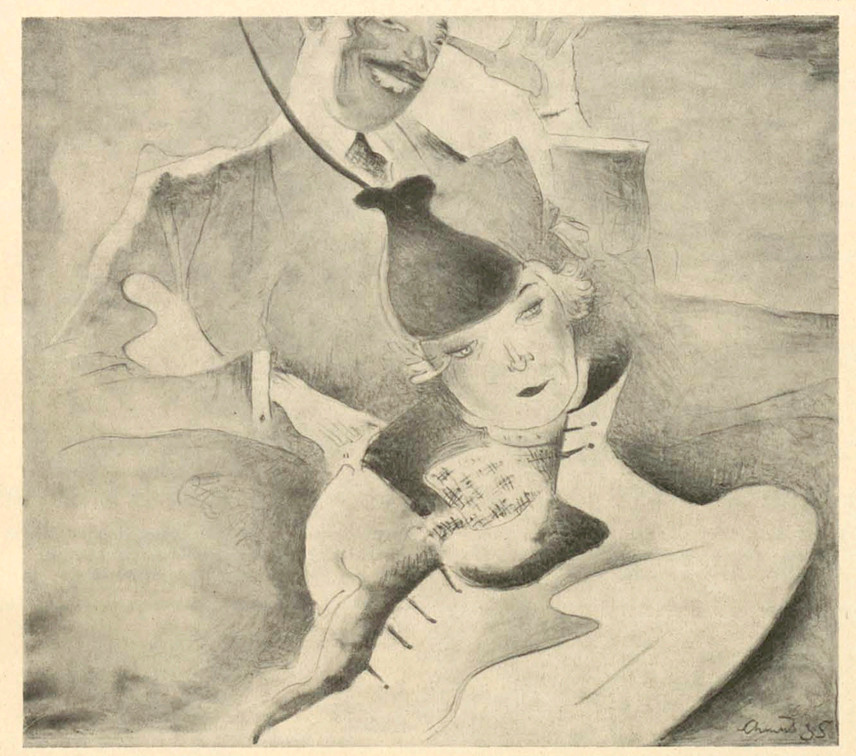
(Wilhelm Schulz)



„Mon Dieu, nun sehen Sie sich 'mal meinen Garten an, Herr Nachbar!" — „Ja, das kenne ich aus Erfahrung — da hilft nichts wie ausrotten, Madame!"

Präludium

(Paul Scheurich)



Er: „Ist das Ihr Ernst, in diesen Faschingstagen 'ne Pulle Sekt mir rundweg abzuschlagen?"

Sie: „Sie glauben wohl, Sie bräuchten nur zu pfeifen?"

Er: „Im Gegenteil, ich fühlte mich geehrt ganz sondergleichen."
(Sie sollt' sich glücklich preisen,
mit einem Mann wie mir zu speisen!)

Sie: (Blöd ist er, wüst und stur.
Geh ich mit ihm, dann nur
um anderweitig mich zu unterhalten
und meinen Reiz am richt'gen Manne zu entfalten.)
„Wenn ich mit Ihnen ginge, geschäh' das nicht
aus Gründen, worauf das stärkere Geschlecht erpicht."

Er: „In allen Ehren, selbstverständlich, ohne Frage,
ganz ladylike, fern jeder heiklen Lage!"
(Verlaß dich drauf! Ich tu mein Bestes
mit dir im Rahmen eines Maskenfestes!)

Fritz Knöller

Plaudereien im Konzertsaal

(Schluß von Seite 554)

tionstendenzen des überholten neunzehnten Jahrhunderts. Wenn wir nicht auf die Aufführungspraxis unserer lieben Ganz-Alten zurückgreifen, dann, liebster Doktor, sind wir weit entfernt, unserem Empfinden gemäß zu musizieren. Ich proponiere daher die Gründung eines ‚Vereins zur Pflege der gesungenen Urlaute A-E-I-O-U im stilechten Kostüm der diesbezüglichen Vor- und Frühzeit' GmbH., Gesellschaft mit beschränkter Haltung. Das wahre Vorwärts ist das Rückwärts, und das einfache Vorwärts ist kein Rückwärts, ein wahres Rückwärts aber ist das einzige Vorwärts, das rückwärts und nicht auf ein falsches Vorwärts gerichtet ist, retour à la nature, chacun à son goût, du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas, Spaghetti-Spaghetti . . ."

„Neue Musik? Nie was von gehört!"

„. . . lasse Brahms bestenfalls als Quietiv gelten . . ."

„Das Konzert, meine Damen, ist eine absterbende Kunstform, denn es gestattet uns nur ein ästhetisierendes, passives Genießen und schließt ein aktives Erleben aus. Auf dem Gebiet der dramatischen Kunst sind wir weiter. Im Theater bleibt der Zuschauer nicht passiv, er agiert mit. Ihnen allen ist das aktive Eingreifen der Zuschauer in die Handlung aus der Bühnengeschichte unter dem Begriff Theaterskandal bekannt. Im Konzert aber müssen wir uns damit begnügen, in der Pause die Fülle und Wucht unserer Gedanken in Gesprächen zu entladen, die — ich bekenne es — infolge der Affektstauungen das hehre Gebiet des Pathologischen streifen. Solange allerdings das Konzert noch besteht, wollen wir dem Künstler wenigstens dafür danken, daß er uns einen Vorwand bietet, über Dinge zu schwatzen, von denen wir . . ."

„Neue Musik? Nie . . ."

Lieber Simplicissimus!

Eine Kleinigkeit am Essen stimmte nicht, aber der Herr Schulze machte einen Mordskrach; dabei bekam die schwäbische Küche und die Kochkunst der Witwe F. mehr Seitenhiebe, als eigentlich nötig gewesen wären.

Ein Mitpensionär legte sich deshalb ins Zeug. „Es ischt ja möglich", meinte er vorwurfsvoll, „daß Ehne onser Esse net recht schmeckt, aber deswege brauche Se doch net glei mit Kanone nach Spätzle schieße!"

Lieber Simplicissimus!

Ein im Bruderrat einer kleineren Sekte befindlicher Mann „mittleren Alters“ ward eines Tages nicht nur auf einem Maskenball angetroffen, sondern auch in Gesellschaft einer Anzahl weitgehend dekolletierter Damen. Darob große Entrüstung; es sei traurig, wenn gerade er es sich so wenig angelegen sein lasse, sich zu bewähren.
„Ich will mich ja bewähren“, verteidigte sich der Sünder, „aber wie kann ich das, wenn ich mich nicht in Versuchung begebe?“

*

Morgens gab's bei meinen Nachbarn Hubschneider wieder mal einen der üblichen „tragischen“ Konflikte; gegen Abend hatten sie sich davon so weit erholt, um sich für den Maskenball rüsten zu können. „Einmal im Jahr“, meinte Hubschneider grollend, „muß doch der Humor zu seinem Recht kommen.“
„Du, Vatter“, fragte daraufhin der kleine Fritz, „warum gibt's auf de Maskebäll' Humor und drheim net?“

Sic transit

Der Handlungsgehilfe Hühnlein, noch stark verkatert von den Anstrengungen des Kostümfestes, hat etwas verbockt und ist vom Chef erbarmungslos angehaucht worden. Wie ein begossener Pudel schleicht er aus dem Privatkontor, macht die Tür zu und murmelt tiefsinnig: „Un gesdrn ahmd war'ch nu noch Heinrich dr Leewe!“

Faschingstraum eines Mohren

Von L. C. von Reppert-Rauten

Eines Tages sagte Michel Hasenknopf, der aus Berchtesgaden gebürtig war und durch irgendeinen sonderbaren Schlich des Schicksals nach Johannesburg verschlagen wurde, zu dem dunkelhäutigen John Parker: „John, wenn du mal nach Europa fährst, mußt du nach Deutschland fahren, und wenn du nach Deutschland fährst, mußt du nach Bayern fahren, und dann bist du gleich in München. In München hab' ich eine Tante, die Frau Zunterer, die mußt du aufsuchen mit einem Gruß von mir."

John Parker mit dem Gruß vom Michel Hasenknopf hat der Tante Zunterer einen schönen Schreck eingejagt. Aber die Zeiten sind sonderbar über den Erdteilen, und die Mohren haben einen verhältnismäßig guten Kurs. Frau Maria Zunterer vermietet dem Parker John ein Zimmer.

In diesem Zimmer sitzt Parker; er sitzt vor dem Spiegel, vor dem grausamen Spiegel eines Mietzimmers, der schon vielerlei reflektierte — Torheit und Verlassenheit . . . Draußen vor dem Fenster, über den Dächern Münchens, fällt Schnee. Im Schnee, leise am Rand der Häuser, in denen die Menschen Bürger sind, spazieren die Masken, die den Häusern entflohen; denn es ist Fasching. Und der Mohr John Parker ist von dem uralten Traum aller Mohren berückt: von dem Traum, ein einziges, glückliches Mal als weißer Mann zu gelten — als weißer Mann . . .

Vor dem schweigsamen, neugierigen Spiegel der Frau Maria Zunterer, geborenen Hasenknopf, sitzt John Parker, der afrikanische Mohr, und schminkt sich. Und der Spiegel lügt. — An sich natürlich ist die Verwandlung nicht schwierig, denn unter Maskerade und Faschingstollheit zerfließen die Begriffe: man trinkt und raucht und schwatzt, man läßt Menschen und Dingen ihren Lauf — ein weißer Mohr oder ein Mohrenweißer, wer kann es unterscheiden?

John Parker also, herrlich weiß geschminkt und mit dem lächerlichsten Mohrengebaren, wirkt unter den Verwandelten eines verdrehten, doch biederen Schwabinger Faschings so vollendet, wie es der große weiße Traum den Mohren aller Länder vorspiegelt.

Eine Frau, die so blond ist wie der Mond über dem Englischen Garten, und die einen Rest innerer Verwunderung und künstlerischen Erstaunens in sich trägt, fragt: „Wie hast denn du dees zsammenbracht?"

„I am sorry", antwortet Parker, der wenig Deutsch und gar nicht Bayrisch versteht.

Zum Lohn wird ihm eine von Jugend und Karneval beschwingte Kaskade des Lachens, die er mit einem verdoppelten Wasserfall törichten Mohrengelächters aus erschreckend weißen Zähnen wiedergibt, und dieses Lachen ist so echt, daß eine Stille entsteht.

Auch John Parker fühlt diese sonderbare Stille, denn unter allen verspiegelten Mohrenträumen wirkt in ihm der Instinkt des afrikanischen Buschlandes, wo man schweigt, wenn man angreift.

„Tanzt du nicht?" fragt die mondblonde Frau.

Ja — John tanzt . . . Das weiß bemalte Gesicht und die weißen Zwirnhandschuhe und die weiß bepuderte Perücke verbergen den Urwaldrhythmus des Tanzes, der wie ein Wunder wirkt. Gibt es Wunder?

John, der dunkelhäutige Mohr aus Johannesburg, wirft in der letzten Erfüllung seines Traumes, im trügerischen Zauber seiner Verwandlung, die Arme in die Luft. Und aus dem Ärmel seines dunkelroten Überwurfs schiebt sich ein schwarzes Gelenk. Die Augen der weißen Frau in seinen Armen werden seltsam starr, sie streift den weißen Handschuh von John Parkers schwarzem Handrücken . . .

Unter einer leisen, unerbittlich abwehrenden Bewegung zerteilt sich John Parkers Traum wie eine dunkle Regenwolke am südafrikanischen Himmel. Eine Tür schlägt zu. Draußen fällt Schnee aus dunklem Nachthimmel.

*

Fundstück

Aus den Akten zu einem Schlägerei-Straffall:

„Ich habe alles getan, um auf keinen Fall Streit zu vermeiden. Als aber der Zimmermanns Karl einen neuen kristallenen Aschbecher auf meinem Kopf kaputtschlug, dachte ich nur: das setzt dem Faß die Krone auf! Und weil mir der Aschbecher so leid tat, habe ich den Zimmermanns Karl mit einem Stuhlbein zur Rede gestellt; und wenn er hier heute so gegen mich auftreten kann, so ist nur sein dicker Kopp daran schuld . . ."

Das Kostüm

Fridolin hatte sich den Fasching etwas kosten lassen. Er hatte sich ein sehr teures und garantiert „echtes" Kostüm gemietet und stellte in ihm einen Marquis dar, der von der Kostümkonfektion der andern vorteilhaft abstach. Kaum hatte er den Saal betreten, flog ihm auch schon ein ganz charmantes Frauenzimmer um den Hals und feierte eine wahre Orgie des Wiedersehens.

„Aber ich kenne Sie doch gar nicht", stotterte Fridolin benommen, „und Sie mich sicher auch nicht."

„Nein", antwortete das Fräulein, „Sie nicht — aber das Kostüm. Ich hab' schon drei Fasching an seinen Träger mein Herz verloren; Sie sind der vierte."

Eheliches

Der Schriftsteller X. ist sehr eifersüchtig. Eines Nachmittags wird er unerwartet telegraphisch zu einer Besprechung nach auswärts gerufen. Als seine Frau gegen Abend aus der Stadt heimkommt, findet sie auf dem Nachttisch einen Zettel: „Liebling, mußte leider verreisen; bin morgen etwa achtzehn Uhr zurück. Bis dahin: Alle Rechte vorbehalten!"

(E. Wilke)



Der Dickhäuter

„Wie gefalle ich dir als Olympiade?" — „Wohl als die erste, die vor vierzig Jahren in Athen stattfand?"

Die Trommel dröhnt vom Hochplateau / Von Harold Theile



(Julius Kreis)

A. Mittelbare Einleitung

Eleonore Deutschbier, nach zwölftägiger Durchquerung Italiens heimgekehrt, schrieb ihr bekanntes Reisebuch „Grazie! Eine Sehnsucht erfüllt mich und sich", brachte dreiundzwanzig fast verschiedene Feuilletons unter und erhielt Vorschuß auf das Filmmanuskript „Wenn der Vesuv ergrimmt . . .". Als sie zum Richtfest ihres großen Romans einer sizilianischen Leidenschaft rüstete, sowie der Rosenmontag nahte, machte sie Bilanz. Gegen ein Reise-Soll von RM. 324,10 stand ein Publikations-Haben von RM. 694,50. Somit lud sie die Freunde zur Italienischen Nacht.

A. a) Unmittelbare Einleitung

Auch mit dem Pinsel wacker, malte sie die Decken der Wohnung kobaltblau und klebte große Sterne aus Stanniol darauf. Heinrich von der Post, ihr Gatte, klebte seinerseits ausländische Briefmarken auf die Sterne. Diese durchaus unvermutete Regung witzigen Unternehmens weckte Eleonorens weibliches Mißtrauen. Unterdessen verwandelten sich die Betten in Gondeln, Strohmatten aus Flaschenhülsen spendeten Schatten, zwei Fiaschi mit Gurkenbowle waren auf die Räume verteilt, und über einer gewissen Tür stand „Cabinetto".

B. Hauptteil

Die Überraschung war groß. Fünf Herren erschienen als Negus, der sechste, ein Redakteur, als Ras Gugsa, und blieb auch als Ras Gugsa ein Redakteur. Eleonore war „eine Venezianerin aus Goethes Zeit", ihre Freundin Luise „Constanza de' Medici nach dem Tafelbild von Domenico Ghirlandajo (1449—1494)". Nicht leicht zu merken, dennoch wohl ein Mißverständnis, da sie die Herren in Lucrezia Borgias nachempfundenen Gedankengängen mittels einer (mit Tinte) vergifteten Busennadel bedrängte. Weiterhin hatte Eleonore für drei weibliche Wesen ohne besondere Kennzeichen Sorge getragen.
Man ratschlagte, was nun zu tun sei, als es heftig läutete und eine Gesellschaft von vier weiteren Negussen Einlaß begehrte; hinter ihnen, in buntgeflickten Bettüchern, schleppten einige reifere Damen Waffen und Proviant. Alle streiften die Schuhe ab und betraten mit echten nackten Sohlen den italischen Boden (später stellte sich heraus, daß sich die Gesellschaft auf ihrem Kriegszuge in der Hausnummer geirrt hatte).
Eleonore, die Venezianerin aus Goethes Zeit, war auf eine solche Ansammlung fremder Kultur am Mittelmeer nicht gefaßt. Neun Negusse in verschiedenen Auffassungen sahen sich an, und es war viel Majestät im Raum. Doch die einsichtigen Fürsten vom neuen Schub befahlen ihren Weibern, die mitgebrachten Lebensmittel zu entkorken. Ferner enthüllte sich ein gewaltiger Berg Beefsteak tartare, und sämtliche Kaiser Haile Selassie I. zerrissen das Fleisch mit den Händen und verschlangen es roh, getreu einem Festbericht des amerikanischen Reporters Funny Yoke aus Addis Abeba.
Die venezianische Goethezeit samt dem bißchen Renaissance kamen gegen die so andern Sitten der Würdenträger nicht auf. Auch rächte sich nun die Farblosigkeit der weiblichen Hilfstruppen, die nur allzu bereitwillig auf die lästigen Feinheiten der Zivilisation Verzicht leisteten. Heinrich von der Post, ein ängstlicher Brigant aus den Abruzzen, ging mit dem Bowlen-Fiascho von einem Glas zum andern und sagte: „Buona sera, darf ich Ihnen noch ein wenig eingießen?" (Eine Frage, die einen Blick in sein haushaltendes Wesen gestattet und andererseits belegt, daß Eleonorens Werke einen Aufschluß über italienische Trinksitten nicht enthalten.) Die Fürsten jedenfalls lachten dröhnend, setzten Dreisternchen-Kognakflaschen an die Bärte und geboten den Weibern, zu tanzen.
Doch auch eine idyllische Szene spielte sich ab. Zwei der dunklen Kaiser, beleibt und erhitzt, hoben die Venezianerin und Constanza de' Medici in die Bettgondeln und legten die Umhängebärte ab. Sie ruderten träumerisch mit je einem Ski und bekannten sich, des Abenteuers müde, zu ihren gesicherten Zivilpositionen als Gaswerksdirektor und Sargfabrikant.
Hier nun traten zwei betrübliche Ereignisse fast gleichzeitig ein. Erstens: die Spirituosen gingen zur Neige. Zweitens: Ras Gugsa, der Verräter, hatte in Küche und Bad sämtliche Hähne einschließlich der Brause geöffnet und stürzte mit dem Schreckensruf herein: „Die Regenzeit beginnt."
Eleonore, die Venezianerin aus Goethes Zeit, bewies Gegenwart des Geistes. Listig suggerierte sie der Negusgruppe II, sie alle-

(Schluß auf Seite 562)

Die Holzversteigerung

Von Anton Schnack

An einem Januartag, der Schnee knisterte unterm Schritt,
Gingen Männer in Lodenjoppen durch die Frühe.
Die Bärte glitzerten im Reif. Aus den Pfeifen rauchte der Grobschnitt.
Raben hoppelten fraßsuchend auf dem Mist der Ställe und Kühe.

Zur Versteigerung standen: Wellen, Baustämme und Brennholz,
Buchen, Eiche und Tanne, gemischt.
Treffpunkt war das Gasthaus zum Pflug, der Wirt hatte voll Stolz
Schon am Abend vorher die Bänke und Tische gewischt.

Im Gasthaus war die große Stube geheizt,
Die Wirtin goß Wacholderschnaps aus der Flasche.
Die ausgefrorenen Kehlen wurden gewärmt und gebeizt.
Und mancher holte sich Brot und Wurst aus der Tasche.

Der Förster grüßte rauh mit „Guten Morgen",
Nahm seine Nickeluhr vor und sprach: „Gehn wir, es wird Zeit!" —
Am Waldrande in einer Schneise, abseits, verborgen,
Lagen die Holzstöße, Stämme und Scheit über Scheit.

Das war Wald einmal, rauschend in zahllosen Winden,
Das war Dasein, das waren Wipfel im Abendlicht;
Eichhörnchen saßen im Astwerk, Spechte beklopften die Rinden,
Nacht stieg hindurch und der Maimond mit rotem Gesicht.

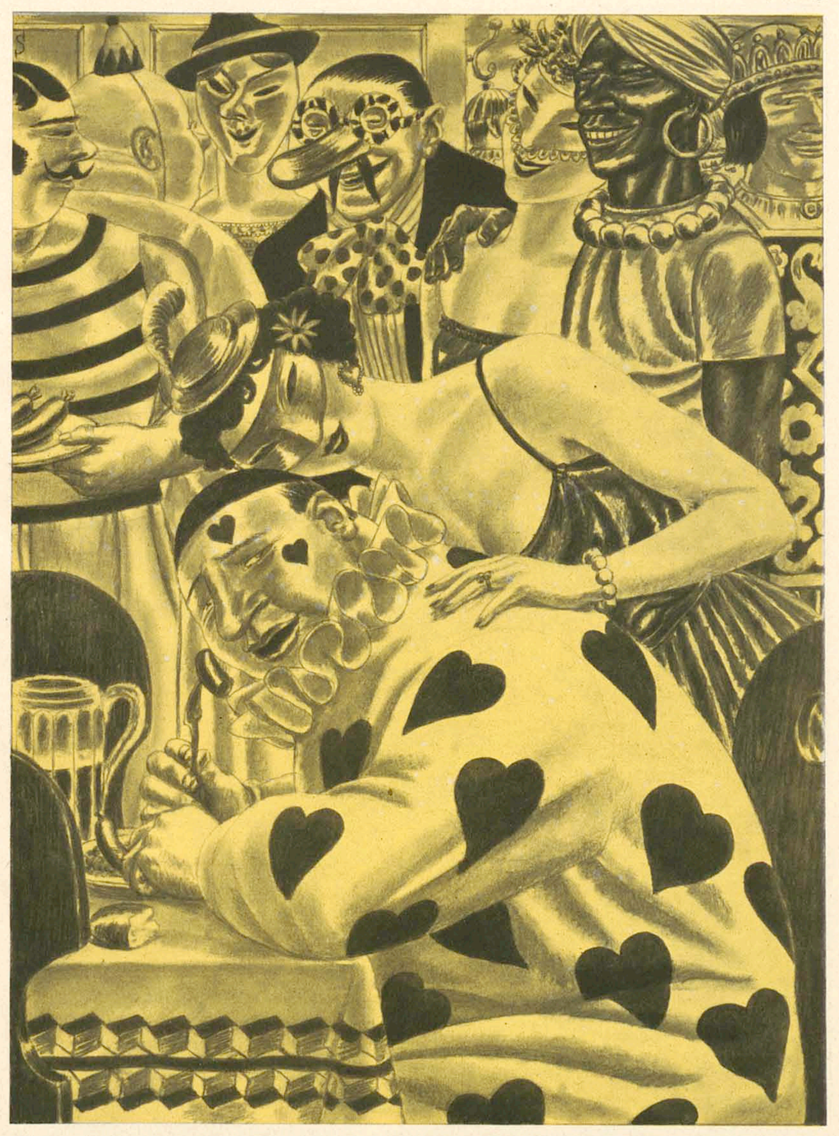
Es zogen Rehe vorbei und die Rotte der Jäger,
Der Waldkauz kroch in die schwarze Baumhöhle zum Schlaf;
Eines Tages aber kamen Fäller und Säger,
Deren Beilhieb tödlich die lebendigen Stämme traf.

Vorbei war das Rauschen, vorbei die Sommer der Jahre,
Zu Boden gestreckt die Wipfel, einst sausend und stolz.
In den Augen der Männer waren alle nur käufliche Ware,
Nur Verwertung und Geld, nur geschlag'nes und geklaftertes Holz . . .

An einem Januartag, der Schnee knisterte unterm Schritt
Und der Ostwind strich scharf über die Berge,
Zogen neben den heimkehrenden, lachenden Männern mit:
Kinderwiegen, Spielzeugtand, Hausdächer und traurige Särge.

Pause im Bierstüberl

(E. Schilling)



„Na, Dickerchen, so schnell schon ausjerissen?" – „Ah, geh! Allweil kannst auch nöt sinnlich sei'!"

Vor dem Ball

(R. Kriesch)



„Gell, sei fei brav, Liesl! Wennst nachher kein Vatern fürs Kind hast, hilft dir der ganze Humor nix.“

Die Trommel dröhnt vom Hochplateau

(Schluß von Seite 560)

samt doch noch nach der richtigen Hausnummer zu führen, zum Zwecke der Überraschung. Nur Heinrich von der Post, auf einem Divan in röchelnden Schlaf versunken, war zu nichts mehr zu bewegen. Andrerseits meldete der Gaswerksdirektor ärgerlich Constanca de' Medici als vermißt.

C. Tragischer Abschluß

Als Eleonore aus Goethes Zeit an ihres Mannes Lager zurückkehrte, war es höchste Zeit zur Post. Just wollte sie ihn wecken, als hinter dem Divan ein Seufzer ertönte. Eleonore packte zu. Es war Constanza de' Medici nach dem Tafelbild von Domenico Ghirlandajo (1449—1494).

C. a) Happy end

Heinrichs und Eleonorens Scheidung wurde am 31. Mai verkündet. Als man im Postamt einige Wochen später bemerkte, daß der verstörte Beamte Heinrich bereits den 75. Mai stempelte, wurde er entlassen. Es war um die Zeit, als der Gaswerksdirektor seine Verlobung mit Constanza de' Medici bekanntgab.
O, da nahm Eleonore Heinrich wieder auf und schrieb eine Trilogie über ihn, in der ein wirklicher Treubruch vorkommt. Das Werk betitelt sich „Die Trommel dröhnt vom Hochplateau“ und spielt in der Provinz Danakil.

Triumph der Pferde

Von Heinrich Gottfr. Gengler

Eines Abends — es war noch in der Zeit, da man wirklich fast allein auf Pferdekräfte angewiesen war, wollte man größere Mengen irgendeiner Sache von der Stelle bewegen — hatten die Pferde der Stadt eine Versammlung abgehalten. Es war beschlossen worden, endlich einmal mit der Bitte an die Menschen heranzutreten, daß man doch nicht immer nur selbst fahren, daß man vielmehr auch einmal gefahren werden wollte. Eine bescheidene Bitte, gewiß, in Anbetracht dessen, was die Pferde der Stadt alltäglich leisteten. Sie wollten ja auch gar nicht alle auf einmal an einem Tage gefahren werden, sondern schön eins nach dem andern. Höchstens, daß zwei alte Karrengäule den Wunsch geäußert hatten, daß sie, die jahraus, jahrein im gleichen Trott den gleichen Karren zogen, auch miteinander spazierengefahren würden. Höchstens, daß der junge schneidige Hengst Horridoh mit der netten kleinen Liese vom Pferdemetzger zusammen ausgefahren zu werden wünschte.
Schon anderntags herrschte eitel Freude und Genugtuung bei sämtlichen Pferden der Stadt. Sie hatten es fast alle selbst erlebt, und die es nicht mit eigenen Augen gesehen, denen war es von den anderen freudig bewegten Herzens zugewiehert worden: Der Senior aller Pferde des Ortes und der näheren Umgebung, der alte, hochbetagte Wallach „Wandervogel“, ehemals bei den Ulanen, dann in immer unrühmlicheren Zivilversorgungen, war in einem funkelnagelneuen, anscheinend eigens für diesen Zweck erbauten Wagen von der netten Liese des Pferdemetzgers (von der man sich leise zuwieherte, besonders die alten Stuten, daß sie es mit dem stolzen Hengst Horridoh hatte) durch verschiedene Straßen der Stadt gefahren worden, die freilich alle in der Richtung des Schlachthauses lagen. (Aber so weit denkt kein Gaul.)
Alle Pferde wieherten: Hoch, hurra, hoch! Wallach hoch, Wandervogel hoch! Einige, die ganz aus dem Häuschen geraten waren vor Begeisterung über das Erreichte, ließen sogar die Menschen hochleben.

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— ● Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile RM —.20 ● Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Galshauser, München ● Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1936 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 12610 III. Vj. Pl. 3 ● Erfüllungsort München ● Postscheck München 5802 ● Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Die große Chance

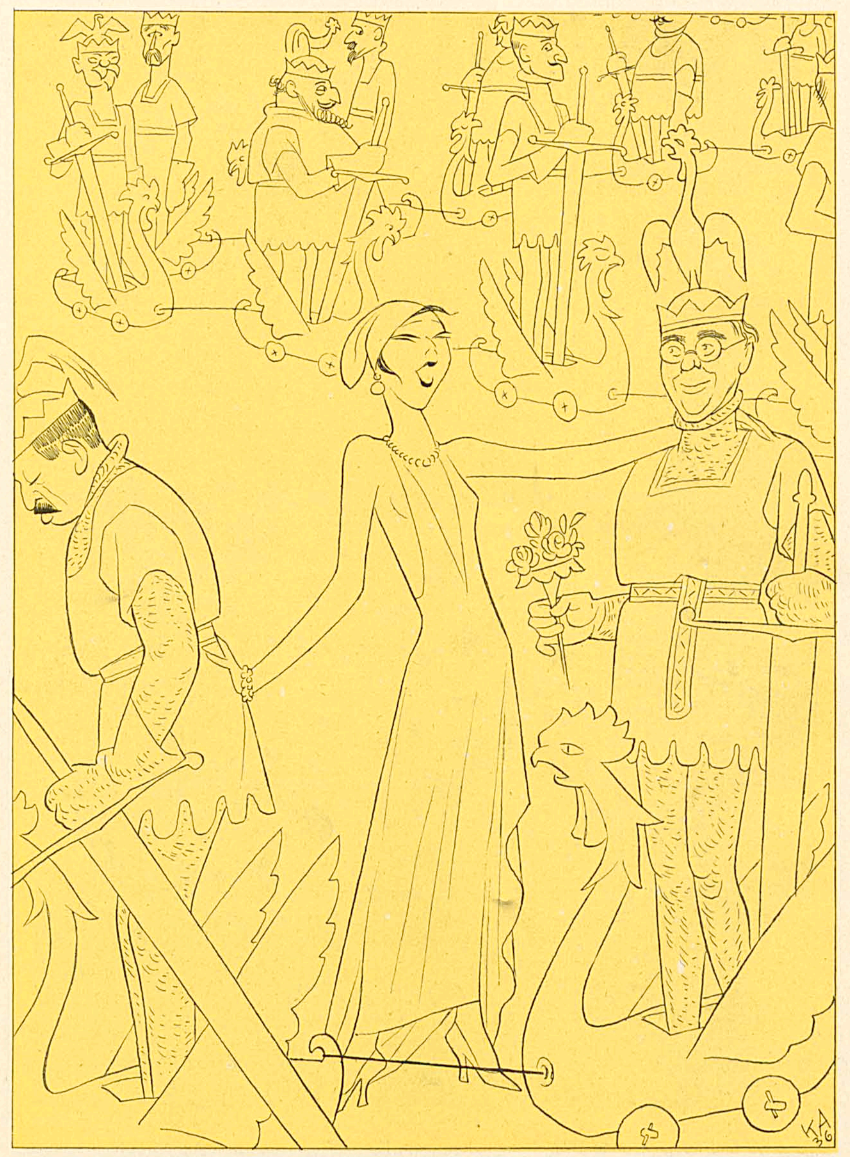
(Kurt Heiligenstaedt)



„Und du bist so janz ohne Begleitung jekommen, Kleene? Ja, wer bringt dich denn da nach Hause?“ — „O mei, werd si scho oaner find'n!“

Frankreichs Minister am laufenden Band

(Karl Arnold)



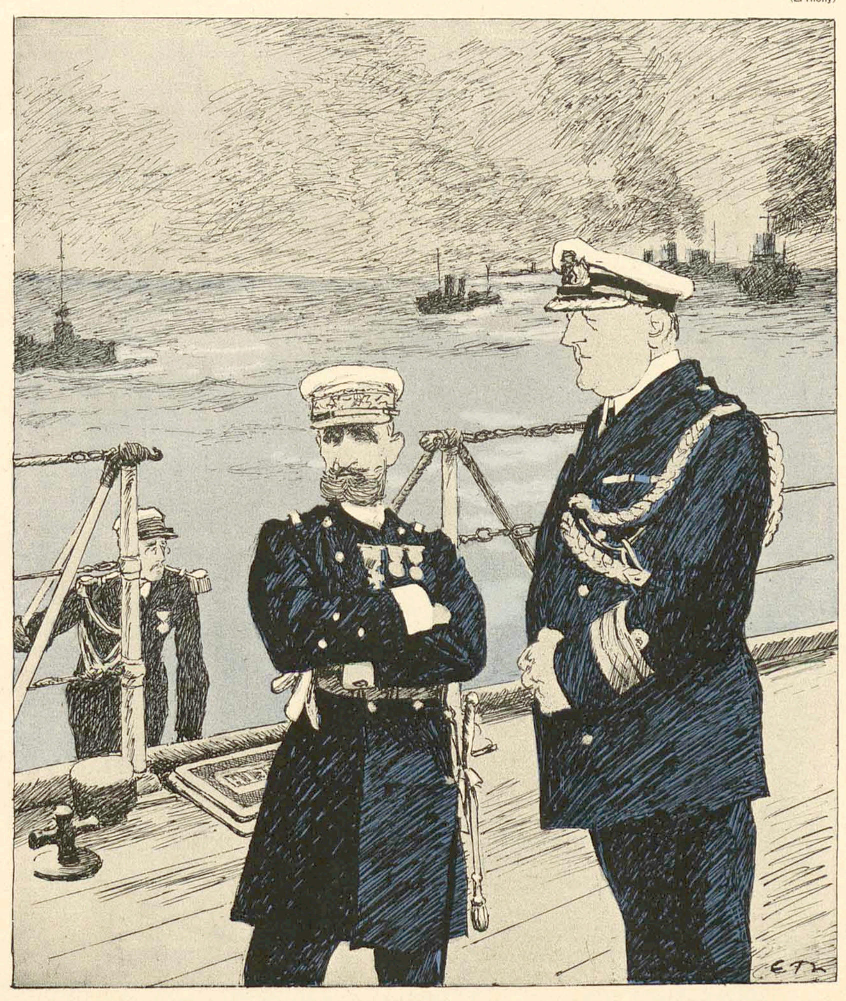
„Nun sei bedankt, mein lieber Schwan — schon sehe ich den nächsten nah'n!"

München, 23. Februar 1936 **Preis 60 Pfennig** 40. Jahrgang Nr. 48

SIMPLICISSIMUS

Englisch-französische Manöver im Mittelmeer

(E. Thöny)



„Die Küstenstraßen werden verdunkelt.“ – „Jaja, fahren wir nicht sowieso schon im Dunkeln?“

Aschermittwoch / Von Ludwig Beil

Lang und ohne Kringel, ohne Schleifen hingen die Papierschlangen von dem Kronleuchter herab, schlapp und feucht vom Menschendunst. Die Morgenfrauen begannen schon in einer Ecke zu kehren, trotzdem die Demaskierung kaum vorbei war.

„Es ist nichts mehr, wir gehen“, sagte Fritz. Gezahlt hatten sie längst. Zu dritt brachen sie auf: Kläre, die schüchterne, Fritz, ihr Liebster, mit schleifenden weiten Pierrothosen — und Hoku. Warum „Hoku“? Er war Maler und schwärmte für Hokusai, den er überall nannte, überall anbrachte. Daher sein Spitzname.

Sie nahmen das Mädchen in die Mitte. Ein kalter Wind kam vom Hafen her, pfiff um die Masten der Straßenbahn und um die Schornsteine wie durch Takelage. Es war in Hamburg.

Kläre zog den Mantelkragen über die Lippen und begann zu husten. Hoku klopfte ihr lustig beruhigend den Rücken.

„Hoku, laß das . . .“, sagte Fritz, der das Klopfen durch Kläres Körper hindurch am eigenen Arm gespürt hatte. Der Maler grinste nach der andern Seite und drückte Kläres Hand, bedeutungsvoll und höhnend. Fritz blickte in dem nassen Geriesel geradeaus, doch bei jeder Straßenlaterne sah er die Hände des andern sich um Kläres erstarrte Finger biegen und glaubte ein glückliches Lächeln zu erkennen auf des Mädchens Gesicht. Um seine Füße hingen schmutzige Papierschlangen. Er streifte sie ab und wäre dabei fast gestolpert.

Hoku sang etwas vor sich hin. Es war plattdeutsch, ein dummes altes Dudelliedchen von der Wasserkante:

„Katrine, ach Katrin',
du nimmst mi all min Mout:
din Backen sinn so scheun,
din Unnerrock so rout!
Kannst du die Katt nich finn'n,
min zuckerseut Katrin',
denn mütt se woll in Finkenwarder
an de Elwe sin!“

Fritz, der Süddeutscher war, verstand es nicht. Um so mehr ärgerte es ihn, daß Kläre mitsummte und Schritt hielt mit dem andern. Das gab Gemeinsames, fühlte er, und weh am Arm tat der Schritt der andern, es war wie Gehopse. Und beide, beide hatte er doch lieb! Hintennach schleiften sie ihn, hintennach . . .

„Ich habe Hunger!“ sagte Kläre auf einmal.

„Ja, gehn wir zum Landwehrbahnhof, da ist eine Freßkneipe noch offen. Ich lade euch ein!“ Es war Hoku, der das vorschlug. Na, wenigstens sagte er „euch“, dachte Fritz und wurde bitter. Laut sagte er: „Um halb zwei geht die letzte Vorortsbahn nach Bergedorf, die muß ich kriegen, ich bin schlagskaputt, nehmt mir's nicht übel.“ Dabei preßte er wie wütend Kläres Arm, die ganz bestürzt wurde.

Hopphopp, sprangen die beiden die drei Stufen zu Lembckes Eisbeinkeller hinunter. Fritz wurde mitgerissen. Sie gingen ins Hinterzimmer. Hoku bestellte dreimal Kochwurst, je ein halbes Pfund, und Bier. Er setzte sich gar nicht; er warf einen Groschen in das mechanische Klavier, dessen gefletschtes Gebiß daraufhin zahnweise einsank und sich wieder hob und so einen alten Marsch donnernd von sich gab. Sodann griff er Kläre, die noch im Mantel war, um die Taille und steppte mit ihr zwischen Stühlen herum, die er im Tanze aus der Bahn warf.

Fritz, das Kinn auf die Fäuste gestützt, saß am Tisch und sah den Bierschaum langsam in die Gläser sinken, denn Hoku stiftete Groschen auf Groschen in das Messingmaul des Klaviers.

Endlich nahmen die beiden atemlos ihm gegenüber Platz, als ob sie zueinander gehörten. In ihren Gläsern schwammen jetzt ein paar Konfetti, in dem seinen keins.

Als Hoku einen Augenblick hinausgegangen war, ergriff Fritz sofort Kläres beide Hände über den Tisch: „In einer halben Stunde geht mein Zug. Fährst du mit nach Hause?“

„Nein, Fritz. Es kann nicht sein. Aber ich gehe allein, darauf kannst du dich verlassen. Ich gehöre ja doch dir und keinem andern, das weißt du.“ Sie sah ihn an, still und mit einem festlichen Glanz wie nie heute abend; sie drückte seine Hände, sie war eine Madonna für ihn, zwei Minuten lang . . .

„Und wenn er dich begleiten will?“

„Ich schieb ihn ab, verlaß dich drauf . . . Still, er kommt.“

„So, nun tanzt ihr mal“, lachte Hoku beim Eintritt und hatte schon wieder einen neuen Groschen am Schlitz. Wieder glühten die zitternden Lampen des Musikungetüms auf, Hoku setzte sich und hob Kläre hoch über seine Knie weg heraus, dann wickelte er das ruhig sich drehende Paar von oben bis unten in Papierschlangen ein. Fritz tat, als wolle er das Papierband nicht zerreißen, und drückte Kläre fester an sich, das rotblonde Haar und ihre stillen Augen drehten sich schimmernd vor den Stühlen und Tischen, den Gläsern und dem Mann am Tische, der gar nicht mehr zuschaute, weil sein Vorrat an Papierschlangen erschöpft war . . .

Die Klavierlichter erloschen, offenbar hatte das Instrument für einen Groschen genug getan.

Sie setzten sich wieder. Gütig-hohnvoll entließ er Kläre an ihren alten Platz. Sieger war er ohne Mühe: Kläre würde ihm treu sein. Er war glücklich.

„Wann geht dein Zug?“ fragte Hoku aus einer langen Stille heraus: „Du Spießer mußt ja immer zeitig zu Bett, jetzt, wo's am schönsten ist . . .“

„Spießer? Ich habe morgen zu arbeiten. Mein Zug geht bald. Es ist die letzte Bahn. Kläre fährt in entgegengesetzter Richtung, ihr Zug geht zwanzig Minuten später als der meine, aber ihr könnt ruhig noch so lange sitzen bleiben. Übrigens fährt Kläre allein, wie sie mir eben gesagt hat.“

„Wenn du — wenn sie meint . . .“ Er stieß Kläre leise an, sie regte sich nicht.

„Aber hat sie nicht von der Endstation noch einen weiten Weg?“

„Das hat dich nicht zu kümmern, verstehst du!?“ Fritz brüllte es fast. Der Kellner, der einen Streit am Entstehen glaubte, kam aus dem Vorderzimmer herein. Sie schwiegen und blickten in ihre Gläser. Der Kellner räumte die Teller fort. Als er weg war, stand Fritz auf: „Jetzt muß ich gehen. Guten Morgen.“

Draußen raffte er die Pierrothosen über die Knie und zog den Mantel fester um die Brust. Gleich drüben war das Bahngebäude. Der Knipser in seinem Kasten gähnte: ein einzelner Fahrgast nach Mitternacht bringt jeden Knipser zum Gähnen ...

Von dem hochgelegenen zugigen Perron konnte man den Eingang des Bierkellers sehen. Fritz stand allein oben. Gleich mußte der Zug kommen — — — aber, was er noch im letzten Augenblick sich fest vorgenommen hatte: er stieg nicht ein. Er ließ die Lichter, die hellen Abteile vorfahren. Er sah durch die Scheiben hindurch zu dem Bierkeller hinab.

„Einsteigen!“ schrie der Schaffner.

Nein, er stieg nicht ein, er starrte hinab auf die im Winde schaukelnde Laterne da unten, tollen Schmerz wie einen Riß in der Brust. Der Zug fuhr an, wie Stäbe fingerten die Abteilfenster golden an seinen Blicken vorbei, zuletzt glitten die roten Augen des Zuges zwischen Mietskasernenschächten auf nassen Schienen davon und schmolzen bei einer fernen Biegung ineinander.

Jetzt mußte er hierbleiben in der Stadt, denn in seiner Richtung fuhr kein Zug mehr. Er wollte hier oben warten, bis der andre Zug kam, der nach Fuhlsbüttel, mit dem die Kläre fahren mußte. Er wollte sich hinter einem eisernen Pfeiler verbergen, wenn sie kam, wollte glücklich sein, wenn sie allein fuhr, und dann, das Herz voll Brausen, sich auf den langen, langen Heimweg machen . . .

Ein Pärchen kam die Treppe herauf: die letzten Gäste. Beide waren kostümiert. Sie tanzten im Wind, schwankten hierhin, dorthin und sahen ihn nicht.

Immer blickte er, hinter seiner Säule hervor, auf das schaukelnde Licht dort unten. Wie ein schwarzer Dolch rückte der große Zeiger der hellerleuchteten Bahnuhr ruckweise voran. Jetzt waren es noch sieben, jetzt noch fünf Minuten. Nun noch eine. Zwei weiße Lichter erschienen, glühend glitten ihnen nasse Schienen voraus, zischend hielt der Zug.

In der letzten Sekunde stieg Fritz ein: die Karte galt auch für diese Strecke. Er preßte die Stirn an die beschlagene Scheibe: nein, niemand kam da unten. Entweder gingen sie nun zu Fuß oder sie fuhren mit dem ersten Zug in der Frühe nach Hause. Zu ihm? Zu ihr?

Station Barmbeck. Er stieg aus. Von hier zwanzig Minuten, in einer noch halbfertigen Siedlung, wohnte Kläre bei ihrer Mutter. Er hörte seinen eigenen Schritt durch leere Straßen hallen, und es war ihm wie Fieber im Hirn. Wäre es nicht besser gewesen zu glauben und in dem Glauben glücklich nach Hause zu fahren? Seine Liebe war so groß, daß sie ihn zu leiden zwang.

Hier stand die Häuserzeile, gegenüber ein freies, noch unbebautes Feld mit einer Bauhütte darauf. Er beschloß, dahinter Posto zu fassen, denn von hier aus ließ sich die Haustür — die übrigens von einem davorstehenden Kandelaber hell beleuchtet war — vorzüglich beobachten. Er war nicht mehr müde, er war überwach!

Über das Feld fegte kalter Sturm. Er duckte sich hinter die Holzplanken der Bauhütte. Plötzlich fühlte er sich am Kragen gepackt: „Hab' ich dich Lümmel endlich, der seit acht Tagen ständig hier klaut, was?“

Es war ein vierschrötiger Maurerpolier, der ihn wie eine Puppe am Mantelkragen hochhob. Dabei rutschten die seidenen Pierrothosen wieder über die Strümpfe herunter.

„Lassen Sie mich los, Sie, was wollen Sie denn? Sie irren sich, hier sind meine Papiere — ich will hier jemand belauschen — — —!“

Der andere ließ ihn knurrend los: „Zeig mal her . . .“ Dann, beim Schein einer Taschenlampe: „Geht in Ordnung. Entschuldigen Sie, aber hier ist seither fast jede Nacht Handwerkszeug aus der Bude geklaut worden. Na, junger Mann: Liebesgeschichten? Soll ich Ihnen was sagen: gehn Sie lieber hübsch nach Hause — und wenn so ein Weib mit 'nem andern geht, blasen Sie ihr eins. Zigarre gefällig auf den Schreck?“

„Danke . . .“

„Na, denn viel Glück. Gute Nacht!“ Er entfernte sich quer über den Platz.

Die Minuten krochen, die Stunden krochen. Ein Kirchturm in der Ferne sagte wie zum Hohn die Viertelstunden an. Fritz fror erbärmlich. Niemand als der Wind kam vorbei. Oder ein Strohhalm, der über seinen Fuß nach Osten rollte.

Es schlug fünf. Jetzt mußte der erste Zug vom Bahnhof Landwehr abfahren. Vier Minuten, dann hörte er ihn in der Ferne rollen, in Barmbeck halten und weiterfahren.

Jetzt mußten sie kommen, jetzt in zwanzig Minuten. Was würde er tun? Er wußte es nicht. Ob er an die erste Häuserecke ging? Nein, er blieb stehn . . .

Bald hörte er ihr Lachen: das dunkle, breite des Mannes, das helle, übermütig durch die Straßen schallende des Mädchens — so, wie verliebtes Pack lacht nach Tanz und Wein und Kuß.

Nun wehten sie um die Ecke, in das Licht hinein, machten halt vor dem Hause, in dem sie wohnte. Tiefer glitt Fritz in den Schatten der Baubude.

Dort standen sie, im hellsten Licht. Kläre

(Schluß auf Seite 569)

Erscheinung

In der Nacht weitem Mantel wohnt
das weiße Gesicht.
Überm Gartenzaun schwebt's — siehst du es nicht?
Es scheut das Licht,
wie Sterne und Mond.

Schwer schwankt die Tanne ihm zu,
mit weichen, hängenden Zweigen,
voll weiser, alter Ruh — — —

Über erfrorene Auen ziehen die Nebelfrauen.
Vom Weiher, vom Fluß, vom Wehr
gierig wehen sie her,
stehen seltsam — und schweigen.

Aber das weiße Gesicht
winkt nur und fürchtet sich nicht.

Gehört mit in den Reigen — — —

Angele Fall

Der letzte Ball

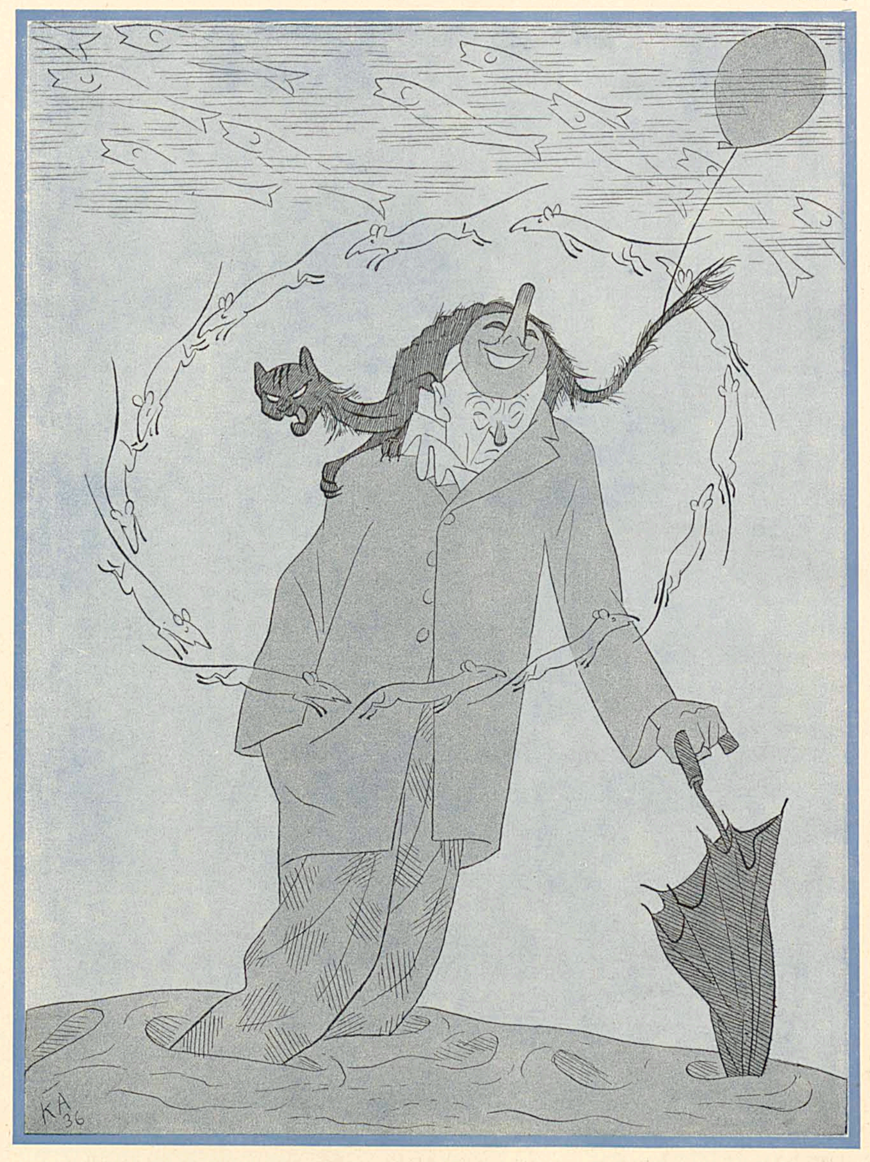
(Paul Scheurich)



„Ich stelle es mir herrlich vor, mit Ihnen durchs Leben zu tanzen!" — „Seien Sie vorsichtig — morgen ist Aschermittwoch . . ."

Aschermittwoch

(Karl Arnold)



„Da stimmt was net — so weit weg hab' i do gestern net g'wohnt!"

Aschermittwoch

(Schluß von Seite 566)

tat, als ob sie ihre Schlüssel suchte; sie bog sich zurück, aber sie tat es unter Gelächter, wenn der Mann sie an sich ziehen wollte; ihre Abwehr, das sah man, reizte diesen noch mehr. Jetzt hatte sie das Schlüsselloch erwischt, schloß auf. Hoku stellte einen Fuß zwischen die Tür, drängte nach. Kläre erwischte das Dreiminutenlicht, Fritz hörte das Schleifen der Füße auf den Steinfliesen im Hausflur, das rasende Ticken des Dreiminutenschalters, das schnell ging wie sein eigener Herzschlag. Dann wurde es wieder dunkel. Fritz dachte: wenn sie es wieder anbekommt, will ich ihr alles verzeihen, dann will ich — — —

Doch er war seiner Sinne nicht mehr Herr: er stürzte vor, stieß die Tür mit dem Fuße auf, drückte auf den Lichtknopf: da standen die beiden Menschen da, mit hängenden Händen, mit aufgerissenen Augen, weit voneinander, zu entsetzt, um sich zu schämen.

„Da seid ihr also!“ brachte Fritz hervor. Er war völlig heiser, seine Stimme überschlug sich: „Das tust du mir an, du Lump!“ Er packte den Mann an der Brust, er stieß ihm die Fäuste rechts, links, rechts gegen Hals und Auge, er trommelte blind zu, Stierröte vor den Blicken. Hoku, der viel stärker war, taumelte mit dem Kopf gegen die Wand, es klang, als ob eine Kokosnuß gegen eine Mauer geschlagen würde. Hilflos wehrte er mit flachen Händen ab. „Es war ja alles nur harmlos mit Kläre — ich — ich — so hör' mich doch an, Fritz, beruhig' dich doch . . .“

Kläre stand, weiß im Gesicht, an den Treppenpfosten gelehnt; das Licht ging aus. Hoku duckte sich, gewann das Freie und stob in die Nacht; Fritz boxte noch eine Weile sinnlos in schwarzer Treppenhausluft herum, bis Kläre zitternd den Lichtschalter zu fassen kriegte und die Wände und der Mann in der tickenden Helle grell da waren. Halb wie bewußtlos sah sie das, sah sie den in seine Wut schäumend verlorenen Geliebten: „Ich hab' ja allein gehen wollen, aber dann hat er gesagt, es seien heut nacht so viel Betrunkene unterwegs . . .“

„Du hattest mir aber versprochen!“, sagte er, völlig heiser und noch wie zum Schlage geduckt: „Mach, daß du schlafen gehst, mit uns ist alles aus!“ Damit ging er, eine zerwühlte Welt in der Brust. Draußen begann er zu laufen, sah kahle Häuserfronten und Straßenbahnschienen im Nebel auf sich zurollen wie im Film. Und da war Station Barmbeck mit vielen Arbeitern auf dem Perron, die auf den ersten Frühzug warteten, aber der ging erst in zehn Minuten. Fritz sog an seiner Zigarette mit einer unnennbaren Gier. Der Zug lief ein. Am Berliner Tor mußte Fritz umsteigen, nach Bergedorf saß er in seinem Abteil allein. Als er auf diesem ländlichen Vorortsbahnhof den Wagen verließ, legte sich ein Arm ruhig in den seinen: es war Kläre, die ihm gefolgt war, atemlos, zwischen Häuserfronten und Schienen, durch den Nebel — wie er . . .

Er sah Bekannte aus dem Ort, die zur Arbeit fuhren — sie aber waren beide in Maskenkostümen.

„Geh nach Hause“, zischte er das Mädchen an. „Du hast uns beide zerbrochen, was gehst du mich noch an?!“

„Ich gehöre zu dir und weiß von keinem andern . . .“

Er versuchte sie zu höhnen: „Hier sind zwanzig Pfennige für die Rückfahrt —“

„Ich bleibe bei dir!“

Er bewohnte das Parterre eines Gartenhäuschens. Hier glaubte er Kläre zurückdrängen zu können, doch in der Ferne kam schon der Milchbursche mit dem Fahrrad geklappert, fünf, sechs Gärten weit.

„Mach', daß du zurückfährst, ich will dich nicht mehr sehen, ich hab' dich satt, satt . . .“

„Ich werde an deine Tür, an dein Fenster trommeln den ganzen Morgen, wenn du mich hier stehn läßt!“

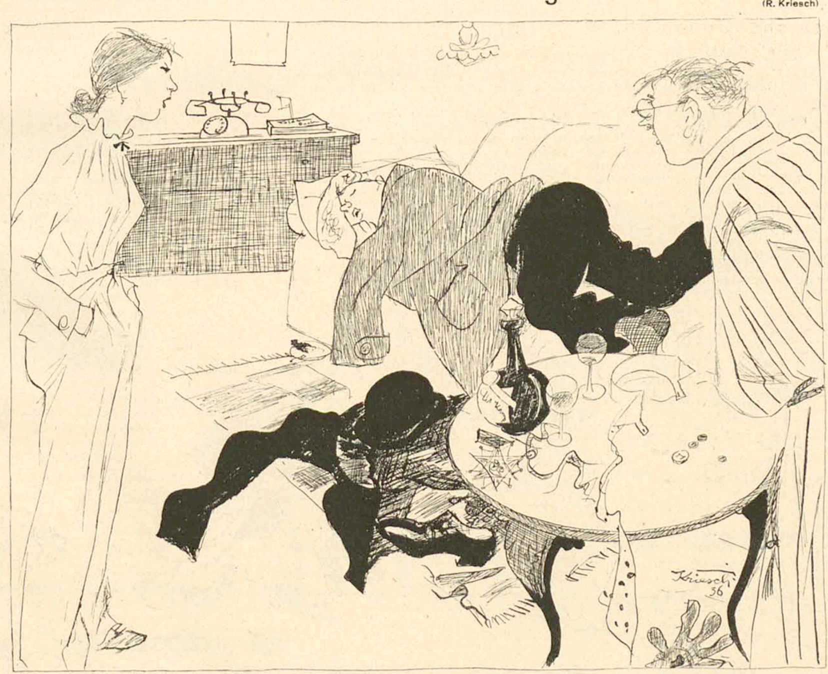
Höhnisch blickte er sie von Kopf zu den Füßen an, strich sie sozusagen aus: „Dann komm . . .“

Sie legte sich mit Kleidern auf die Kautsch. Er ging nicht zu Bett, sondern wusch sich, zog sich um, putzte auf dem Stuhl die Schuhe, dann warf er ihr die Schlüssel auf den Tisch. „Wo willst du hin?“ fragte sie über die Stirn weg den Mann im Raum. „An die Arbeit“, sagte er und fuhr in den Mantel. Sein Gesicht war vom Schmerz ausgebohrt wie eine Höhle.

Als er mittags vom Büro zurückkehrte, war sie nicht mehr da. Kein Brief, kein Abschiedswort. Da saß er am Tisch, mit gefalteten Händen, und drückte gegen die Glacéhandschuhe die nassen Augen.

Auf nüchternen Magen

(R. Kriesch)



„Hast du den Kerl mitgebracht oder ich??“

(Herbert Lehmann)



Verzauberung

„Nun, Erwin, wie gefalle ich dir?" — „So gut, als wenn du gar nicht meine Frau wärst!"

Vom Fasching

Zum Atelierfest des Malers K. war auch der „Dichter" F. eingeladen. Er bewegte sich sehr selbstbewußt durch die Räume und gesellte sich auf einen Augenblick zu zwei angehenden Balletteusen, die sich auf dem Flügel placiert hatten und von dort herab munter mit ihren wohlgeformten Beinchen schlenkerten.
Einer, der dies gewahrte, meinte spöttisch: „Nun demonstriert er es selbst, daß er ein Dichter mit Gänsefüßchen ist."

*

Die sehr voluminöse Direktorsgattin watschelte in einem beängstigend knappen Kostüm vorüber.
„Soviel Fleisch!", rief der junge Gackel bei ihrem Anblick entsetzt aus, „da bekommt man ordentlich Gelüste nach jungem Gemüse!"

*

Der Konzipist Glöckchen hatte endlich die schon stark entblätterte Sonnenblume in einer Nische, und Umarmungen waren nicht mehr ganz zu umgehen. Bevor aber Glöckchen einen Anlauf nahm, zog er ein Stück rosarotes Löschpapier aus der Tasche. „I schwitz nämlich a bißle en de Händ", meinte er erklärend.

*

Zwei alte Herren im Domino saßen vergnügt in einer ruhigen Ecke des Ballsaales vor großen Schüsseln und speisten, während das Maskengewühl sie recht kalt ließ. „Ja, ja", sagte der eine, „Fleisch will eben zu Fleisch! Bloß daß es die einen mehr zu den Weibsbildern zieht und die andern mehr zum Braten."

Chinesische Geschichten

Von Heinrich Gottfr. Gengler

Am Abend traf Li ki ang, müde und abgehetzt von der Arbeit des Tages, einen Priester, der ihn ansprach.
„Ach, Herr, ich bin so müde", antwortete ihm Li ki ang, „ich habe den ganzen Tag Steine getragen und nun muß ich noch eine Stunde Weges nach Kia ting, wo meines Vaters Bruder billigen Reis für mich bereit hält. Ich bin so müde, Herr, daß ich kaum mehr die Augen aufbringe. Beinahe hätte ich dich nicht erkannt!"
„So, so", sagte der Priester, „so wirst du gut schlafen heute nacht. — Auch ich habe einen anstrengenden Tag hinter mir. Bei drei Hochzeitsgelagen war ich heute dabei und mußte den Gastgebern alle Ehre antun. Wer möchte den Segen der Götter entbehren an einem solchen Tage? Aber es macht müde, müde, Li ki ang — ich sehne mich ebensosehr nach der Erquickung des Schlafes wie du!"

*

Tu nning war Garkoch. Jeden Tag stand er an der Ecke des Tempels und hielt seine Leckerbissen feil.
Einst ging ein Priester vorüber und sagte zu Tu nning: „Wie kann dich dein Leben freuen, da du immer nur daran denkst, den Bauch zu ergötzen?"
„Herr", antwortete Tu nning, „du denkst den ganzen Tag und vielleicht auch die Nächte — ich weiß es nicht — an die Götter und kannst doch nicht umhin, zu Zeiten auch an deinen Bauch zu denken! Siehe, so kann ich nicht umhin, zuzeiten auch an die Götter zu denken — das ist meine Freude. Aber, Herr, ich sehe: Ist dein Bauch nicht neunmal so groß wie dein Kopf?"
Diese Frage Tu nnings ließ der Priester unbeantwortet.

Im Dusel

Der Kellner weckte den eingeschlafenen Gast, den er, halb von Papierschlangen bedeckt, in einer Loge vorfand. „Was soll ich Ihnen bringen?", frug er ihn, halb als Entschuldigung, halb aus Geschäftssinn. „Mir? Mir bringen Se nach Hause", verlangte der Gast kategorisch.

Das Ebenbild

Ich besuchte Theobald. Er war nicht allein. Eine weitläufige Verwandte saß da und suchte ihm den Gottesbegriff beizubringen, den sie von einer Sekte bezogen hatte. Sie redete eine halbe Stunde; sie redete eine ganze Stunde, sie redete unablässig. Aber endlich packte Theobald die große Wut, und er warf sie kurzerhand hinaus.
Als er erleichtert aufatmend wieder das Zimmer betrat, meinte er: „Warum meine grad immer die, die nichts gleich sehe, der Herrgott müsse ihne gleichsehe?"

(R. Kriesch)



Trost: „Hauptsache, ich habe die Garderobe!"

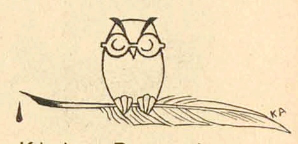
Anekdoten um alte Größen

Der alte Kekulé, Professor der Chemie, war ein recht umständlicher und würdiger Herr. Ein älterer Student wechselte einmal aus irgendeinem Grund seinen Platz in seinem Hörsaal. Nach dem Vortrag rief der Professor ihn heran und fragte unwillig, warum er heute nicht auf dem Sitz links in der zweiten Reihe gesessen habe. Er habe es nicht gern, wenn die Hörer sich plötzlich umsetzten, denn er habe sich „an die vielen dummen Gesichter nun schon gewöhnt".

*

Der Physiologe Emil Dubois-Reymond pflegte, wie man es auch von anderen Professoren erzählen hört, stets nach einem einmal abgefaßten und nun unabänderlich feststehenden Kollegheft zu lesen. Und danach auch zu prüfen. Bei der Prüfung fing er an irgendeiner Stelle seines mitgebrachten Kollegheftes an und verlangte dann von dem Examenskandidaten, daß er seinen Vortrag so ungefähr, am besten aber wörtlich, im Kopf hatte und nun seine eigenen Worte wiederholen konnte.

So fragte er auch einmal: „Nennen Sie, Herr Kandidat, einige Tiere, denen die allweise Natur den Schutz der stark riechenden Exkrete verliehen hat." Der Gefragte war ziemlich gut beschlagen; er antwortete: „Der Jaguar, Herr Professor." Das ist nun falsch, aber Dubois-Reymond war es zufrieden. „Das verwechseln Sie, Herr Kandidat; aber ich sehe, Sie sind in meinem Kolleg anwesend gewesen, denn ich sage stets an der betreffenden Stelle: ‚Frech kreuzt das Moschustier den Pfad des Jaguars, vertrauend auf die Macht seiner Drüsen.'"



Kleine Bemerkungen

Die Maske kann man ablegen, aber das Gesicht muß man behalten.

*

Wenn man den Humor mancher Leute sieht, wünschte man ihnen mehr Ernst, und wenn man ihren Ernst gewahrt, mehr Humor.

oha

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1936 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 12610 III. Vj. Pl. 3 ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Großspurig

(Paul Schondorff)



„Herrgott, so 'ne wundervolle Angst möchte ich auch einmal erleben!" – „Na, Werner, warum schiebst du dann unsere Trauung immer weiter hinaus?"

Das nicht zu verlierende Zeitungsblatt

Von Edmund Hoehne

Man kennt jenes Zeitungsblatt älteren Datums, das man längst fortwarf, das uns aber unaufhörlich wieder vor Augen kommt. Es gab Viertelstunden, in denen es uns wieder willkommen war, trotzdem wir den Inhalt zur Genüge kannten. Und dabei ist der höhnische, spukhafte Zusteller bei der Auswahl der Druckseiten recht ironisch gewesen. Aber man kam zu spät zum Vorortsbahnhof, es war keine Sekunde für den Zeitungsstand übrig, wir erwischten noch gerade den anfahrenden Zug. Die Strecke ist lang, der Morgen grau; wir kennen jeden Zaunpfahl, jede Station. Da ist es besser, wir lesen noch einmal nach, welche Sorgen der Zentralverband der Ziegeleibesitzer auf seiner letzten Gautagung in Stade vortrug und welche Vorbereitungen für die Hengstkörung in Husum getroffen wurden. Die Tangseuche in den Aalweiden des Alsensunds ist im Rückgang begriffen —, wir vernahmen es schon.

So klein das Einzelblatt ist, so spiegelt es doch auch die große Welt, nicht nur die Nachbarkreise wider. General von Lettow-Vorbeck hält im Hotel zur Krone, Cuxhaven, einen Vortrag. Die schwedischen Journalisten besichtigten Glückstadt. Vor Schaarhörn geriet ein englischer Dampfer auf Grund.

Doch abends daheim nimmst du das Blatt aus der Mappe und legst es nachdrücklich auf den Makulaturhaufen. Am nächsten Morgen findest du dein Butterbrot darin eingewickelt, und wieder fehlte die Zeit, manchmal auch der Groschen, für die Morgenausgabe. Soll man die Zaunpfähle, die Glotzkühe zählen, die Gesichter der Fahrtgenossen anstarren? Nein, lieber studiert man erneut den Bericht aus Lohbrügge.

(Schluß auf Seite 574)

Das Lästermaul

(Wilhelm Schulz)



Die Ratsche wurde sie genannt,
Sie war als böses Weib bekannt,
Weil immerdar sie machte schlecht,
Was Anderen schien gut und recht.

Und was gesund, ward krank und faul
In ihrem großen Lästermaul.
Sie gab damit zu jener Zeit
Viel Ärgernis und Herzeleid.

Nun ist nach ihrem jähen Tod
Sie selber arg in Angst und Not:
Im Grabe hat sie keine Ruh.
Und lächelt mancher auch dazu,

Der Wächter bleibt darauf bestehn,
Daß er sie hätt' als Sau gesehn,
Wie rot umflackt vom Höllenbrand
Sie ist an ihm vorbei gerannt.

Wilhelm Schulz

Finis

(O. Nückel)



Das nicht zu verlierende Zeitungsblatt

(Schluß von Seite 572)

Froh erstaunt stellt man fest, daß bislang die Notiz über den Geburtstag einer neunzigjährigen Urgroßmutter in Ülzen übersehen blieb.

Abends am häuslichen Herd verbrennst du den Fetzen; heiter atmest du auf. Aber deine Frau will nicht noch einmal den Vorwurf hören, daß sie es gewesen sei, die ein dir wichtiges Papier (dies war ganz offensichtlich eins) vernichtet hat. Stumm verschafft sie sich ein Duplikat und legt es in deine Mappe. Bei Unterkamp-Süd findest du es.

Dein Gang in die Vorstadt führt dich in eine Grogkneipe, denn du mußt telephonieren. Es heißt warten, denn die Wirtin spricht mit einer Freundin. Nervös zupfst du ein fettiges Zeitungsblatt an dich heran — es ist deine Seite mit dem Bericht über die Lage der Ziegeleien. Du dichtest mit langsam verhärtendem Zementgehirn einen Schüttelreim:

Als Maurer verehr' ich Ziegel,
Als Zigeuner verzehr' ich Igel.

Dann ist Schluß, Endverkalkung. Du rührst Löschmasse mit heißem Grog an, es zischt, es dampft, ein trollhaftes Arbeitergesicht grinst dich an: „Feste, feste — das spritzt auf die Weste." Alle Nervenzellen bilden eine kristallharte Steinfuge. Der Apparat ist frei, du rufst: „Hier Stader Bauplattenlager — nein, Verzeihung, Hotel zur Krone, Cuxhaven!" Dein heiseres Röcheln geht in Aschantilaute über.

Der gute Freund, dem du dein Leid klagst, veranlaßt heimlich die Redaktion, dir drei Gratisabzüge zuzusenden mit der Bitte um Angabe deines Sonderinteresses. Du holst deine besohlten Schuhe ab und flüchtest vor einem Platzregen in einen Torweg. Was erblicken deine verschwimmenden Augen auf dem Stiefelpaket? Die in Druckerschwärze übergegangene Hoffnung, daß die Tangseuche in den Aalweiden des Alsensunds —

Das Zeitungsgespenst ist unermüdlich im Aushecken neuer Möglichkeiten, dich über die Geburtstagsfeier in Ülzen zu informieren. Nie hattest du je so viel Muße zum Lesen, als wenn die Teufelsnummer zwischen deinen fiebrigen Fingern raschelt.

— Der Direktor des Sanatoriums sagt: „So — so, Journalist. Das kenn' ich — so einer will lesen, lesen. Nur keine aufregenden Neuigkeiten aus dem Hauptteil, sondern geruhsame, abgeklungene Notizen aus dem Beiblatt älterer Exemplare in sanfter Dosis." Der Dämon erscheint, als Wärter verkleidet, und legt mir den ausgeschnittenen Absatz über die Husumer Hengstkörung vor. Ich beginne zu wiehern, falle in Ohnmacht. Die Nachrichten werden zum Nachrichter —

Ich erhole und beruhige mich. Ich gewöhne mich an die Verfolgung. Überall seh ich dasselbe Blatt, lese denselben Inhalt; es macht mir nichts mehr aus. Die Monde, die Jahre kreisen — lächelnd lese ich von Glückstadt und Schaarhörn, von nahen und fernen Ereignissen. Mein Gehirn hat sich völlig umgeschaltet. Jetzt werde ich nervös, wenn ich ein fremdes Blatt neueren Datums erwische. Erschrocken werfe ich es fort und murmele meinen Schüttelreim. Ich darf als ungefährlich frei herumlaufen. Aber mein Nachtmahr hat noch Spaß an mir. Ich habe mir ein Stück von dem trockengelegten Gartenland in Lohbrügge gepachtet und pflanze Spinat.

Xenien

Wach' auf, mein Herz, und singe!
Wie schön, wenn man das kann.
Wach' auf, mein Hirn, und graunze . . .
so fängt dein Tagwerk an.

*

Das Leben ist ein wildes Tier
und zottelköpfig wie ein Stier.
Du aber bist darauf versessen,
die Schattenseiten zu vergessen.
Du kämmst und bürstest dran herum
und bügelst grade, was da krumm,
bis es sich dir, zurechtfrisiert,
sanft wie ein Ochse präsentiert.
Und den belobigst du dann söhr,
als Optimist und Coiffeur.

*

Laß stumm dein Glas an meines klingen,
auf daß sich's wieder einmal zeigt:
wir hören bestenfalls die Engel singen;
Gott Vater selber aber schweigt.

Ratatöskr

Bolschewistische Unruhen in Indien

(Olaf Gulbransson)



John Bull: „Entschuldigen Sie einen Moment, Herr Litwinow, mich beißt's!“

Der Ausgang der Flottenkonferenz

(E. Schilling)



berechtigt zu den größten Hoffnungen

München, 1. März 1936 **Preis 60 Pfennig** 40. Jahrgang Nr. 49

SIMPLICISSIMUS

Petroleum

(Karl Arnold)



Es wird so lange jongliert, bis noch ein Unglück passiert!

Verdunkelung / Von Katarina Botsky

Zeichnungen von Wilhelm Schulz



Die Finsternis mauerte allmählich die Straßen zu, kein Licht durfte an diesem Winterabend leuchten: Verdunklungsübung. An einem Fenster stand eine Sechzigjährige und sah es immer finsterer werden. Wie das Leben, dachte sie, und es schauderte ihr. An einem andern Fenster stand eine Sechzehnjährige. „Es wird himmlisch dunkel!" rief sie übermütig. „Wie dumm, daß ich zur Anprobe gehen muß! Ach was! Mag die Alte warten. Wir (sie und „er") gehen jetzt bummeln."

Die Sechzigjährige hing schwarze Tücher vor die Fenster ihrer großen Stube, weil sie die Lampe anzünden wollte; dabei dachte sie an die junge Kontoristin, die



heute abend zur Anprobe kommen wollte. Man versäumte jetzt so oft die Anprobe bei ihr, ließ sie mitunter tagelang darauf warten. Durch die Tür, die manchmal von selbst aufsprang, kam Verzweiflung herein. Und die wenigsten ließen sich heute noch Kleider anfertigen; man kaufte sie fertig ja billiger.

Als sie einen flinken Schritt auf der Treppe hörte, warf sie rasch einen Blick auf den Spiegel. Es schien immer eine leichte Staubschicht auf ihm zu liegen, die sie jedesmal mechanisch abzuwischen versuchte. Der erblindende große Spiegel, mit den Messingleuchtern rechts und links, stammte noch von ihren Eltern her; doch sie sah sich, unbeirrt, mit ihm durch die Jahrzehnte schreiten, während derer sich auf ihr blondes Haar eine ähnliche Staubschicht zu legen schien, wie ihr alter Spiegel sie trug. Das Altern war auch Verdunklung. Und Beschränkung sein nächstes Resultat. Früher einmal hatte sie eine ganze Reihe von Gehilfinnen beschäftigt; jetzt arbeitete sie nur noch mit ihren zwei eigenen Händen. Früher einmal hatte ihr die ganze Wohnung gehört; jetzt genügte ihr schon sehr die halbe.

In der Mitte der großen, etwas niedrigen Stube stand eine Rohrpuppe, die das Kleid der jungen Kontoristin trug: blaue Kunstseide mit kirschrotem Samt garniert. Das Mädel hatte den Stoff geschenkt bekommen, trug sonst auch nur Kleider aus dem Laden. Die alte Schneiderin wartete jetzt auf ihr Klingeln, weil sie Schritte auf der Treppe gehört hatte; aber die Schritte verloren sich nach der andern Seite hin. Eigentlich wartete sie den ganzen Tag, daß es klingelte, und manchmal täuschte sie ein Trugklingeln in ihren Ohren. Wie eine Begrabene und Vergessene kam sie sich jetzt vor mit den schwarzen Tüchern vor den Fenstern. Warum stehst du noch da und wartest? fragte sie sich verzweifelt. Warum stehst du überhaupt noch da?! Was du kannst, braucht man kaum noch. Vielleicht lacht man sogar schon über dich. Langsam nahm sie das Kettchen mit dem altmodischen Anhänger von ihrem alten Halse. Hart schob sie die Rohrpuppe beiseite und drehte das Licht aus. Wozu Licht brennen? Für wen? Für was?

Und warum trat sie an den Schrank? Sie wollte doch nicht etwa zu der jungen Kontoristin gehen und fragen, weshalb — — —

Nein, das durfte sie nicht, sie, die einst so gesuchte und umworbene Schneiderin, sie, die Sechzigjährige! Das konnte sie auch nicht; aber — sie war dabei, es zu lernen. Man lernte noch vieles im Alter hinzu: das Schwerste.

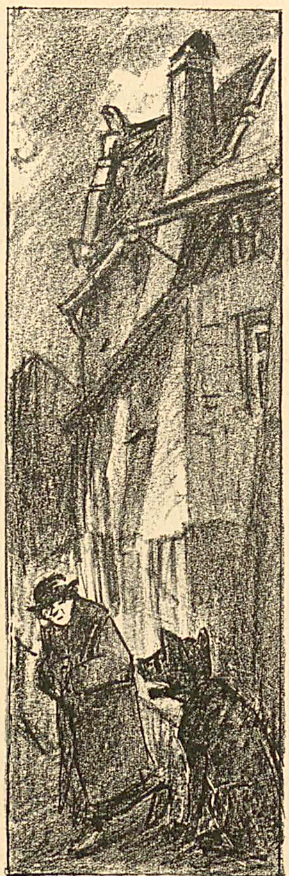
Den Mantel hatte sie jetzt gefunden — was nun? Es war so grabesdunkel, es blieb so grabesstill — — — ja, ja, sie ging fragen!

Ohne Furcht betrat sie die fast unsichtbare Straße. Und blieb, nach wenigen Schritten, zusammenzuckend, stehen.

„Liebchen, komm mit ins Waldesgrün,
wo die heimlichen Veilchen blühn . . ."

sang es aus einem verdunkelten Laden. Das holde Lied kannte sie von damals her, als sie kurze Zeit mit einem Musiker verlobt gewesen war. „Zu wenig beschwingt", hatte er sie bald genannt, und sie fand ihn unsolide, und darum hoben sie ihre Verlobung auf. Einmal war sie mit ihm ins Waldesgrün gegangen und nie wieder. Einmal hatte er ihr das Lied ins Ohr gesungen. War — das — jetzt — überhaupt noch zu denken?! War es nicht nur ein fahl gewordener Traum? Vielleicht trennen uns überhaupt bloß Traummassen von dem Einst?!

Nur die Feuerlaternen brannten, und ihr rotes, schwelendes Licht machte die Dunkelheit noch geheimnisvoller. Die alte Schneiderin fand nur schwer das Haus, das sie suchte. Durch eine schwarze Tür stolperte sie in einen fast finstern Flur. Alte lange Treppen, wie aus schwarzer Asche in der Dunkelheit, sie stieg sie zögernd empor, und ihre Fußspuren, so schien es ihr, wurden in der Asche sichtbar. Als sie zwei Treppen hoch war, hörte sie unten junge, fröhliche Stimmen; die Kontoristin kehrte heim. Die Sechzigjährige wollte auf einmal um keinen Preis von ihr gesehen werden und stellte sich mit dem Rücken nach der Treppe in eine Türnische.



„Huh —! Huh—! Ein Treppengespenst —!" kicherte das Pärchen, als es an ihr vorüberhuschte. Die beiden scherzten und lachten wie im Sonnenschein. Was konnte denen auch die Dunkelheit anhaben, da ihnen ja das Jugendlicht leuchtete. Sie schienen, selbst leuchtend, die finstern Treppen emporzuschweben: zwei ganz helle Welten noch. Die dunkle Welt in der Türnische sah ihnen nach, dann glitt sie lautlos ihre Aschenbahn hinunter. Aber ihre traurigen und schamvollen Spuren, kam es ihr vor, blieben verräterisch im Hause zurück.

Draußen gingen die Schatten um. Manchmal ein Ruf, ein Wort. Eine ganze Kette von Autos kam angeflogen, Glühwürmchen an der Stirn. Schnell, schnell strebten sie aus der verdunkelten Stadt hinaus, als sei hier schon Ende und Untergang. Die alte Schneiderin ging, wie gezogen, hinterher, bis sie an einem Torweg, vor dem ein Mann mit einem Pferd stand, Halt machen mußte. Den Torweg kannte sie. Dahinter war eine ganze Reihe von Höfen mit einer Schmiede auf dem ersten Hof und dem Stall eines Roßschlächters auf dem letzten. Zu ihm ging es mit dem Pferd, das sah man selbst in der Dunkelheit. Mann und Pferd hingen den Kopf. Jetzt eine Kinderstimme: „Onkel, willst du einen Bonbon?" — „Ja!" sagte der ältliche Mann, so glücklich wie ein Kind. Die Hörerin begriff. Es war nicht der Bonbon, es war die Freundlichkeit, was den Mann im Finstern beglückte. Mit neuem Mut pochte er jetzt an das Tor, und bald danach tat es sich auf, und man sah in plötzlichem Lichtschein einen ungepflasterten grauen Weg zwischen hohen Brandmauern, und das Pferd ging ihn mit tief gesenktem Kopf. Im Pferdeleben umschließt die Todesahnung vielleicht auch die derbe Gestalt des Roßschlächters, sieht sie mit blutiger Schürze am Ende des Weges stehen, wo es ganz finster wird.

Es war so finster, daß der Traurigen das Herz immer schwerer wurde. Ihr war, als ginge auch sie schon den letzten Weg oder sei bereits in einer andern Welt. Sie hatte einmal gehört, daß die Toten bei einer spiritistischen Sitzung geantwortet hätten: „Häuser haben wir; Kleider nicht." Darum faßte sie jetzt an ihre Brust, ob sie nicht nackt sei. Nein, sie fühlte den Mantel und darunter ein klopfendes Herz, das sie ganz sinnlos immer weiter trieb.

Das vor Erbitterung zu schwellen schien, als sie in einem Schaufenster die so menschenähnlichen Wachspuppen zu erkennen glaubte, deren „windige Kleider" ihr durch ihre Billigkeit das Brot nahmen. Sie bildete sich ein, die grellroten Puppenmünder breiter und breiter werden zu sehen. Jetzt schossen, höhnisch, die lackierten Zungen heraus. Taumelnd ging sie wie an lauter fratzenschneidenden Wachspuppen vorüber.

Der Mond erschien und machte der Finsternis ein Ende. Spukhaft trat die nächste Querstraße ins Licht. Aschgrau und tot hoben sich ihre Häuser in die magische Beleuchtung, und zwischen ihnen floß verlassen die Straße. An ihrem Ende hockte ein Schatten, der die Gestalt eines riesigen Hundes hatte; hinter ihm stieg so etwas wie eine finstere Felsenwelt auf, gekrönt von gespenstisch sich kräuselndem Rauch. Die Verzweifelte starrte das Spukbild an, bis alles wieder weg war. Sie faßte an ihre Brust, fand den Mantel. So sieht der Weg aus, der noch vor mir liegt, dachte sie, nicht ganz unähnlich dem, den das alte Pferd ging; doch am Ende wartet kein Schlächter und auch kein Knochenmann, am Ende wartet ja ein furchtbarer Hund.

Sie wußte nicht mehr, wo sie war, konnte sich nicht mehr orientieren. Aus der grauen Spukstraße kroch die Angst, das glitschige Phantom mit den hundert Fratzen, auf sie zu, zugleich kam — was? — — — eine hohe dunkle Gestalt mit halb verborgenem Lichtschein in der gesenkten Hand. Sah der Tod vielleicht doch so aus? Sie fragte ihn, stammelnd, nach dem Wege, und er nahm sie stumm und gütig bei der Hand und führte sie ein Stück, wobei er sein verborgenes Licht über die Häuserwände spielen ließ. Ja, jetzt wußte sie den Weg. „Danke! Danke!" Sie streckte im Finstern, zaghaft, die Hand aus und empfing einen festen Händedruck, der ihr Ruhe und Zuversicht mit auf den Weg gab.

Die Nacht war lang, und der Wintermorgen kam spät, und am Nachmittag durfte wieder nicht Licht gemacht werden. Die alte Schneiderin saß untätig am Fenster und starrte tiefsinnig in den dunklen Brunnen, gleich, und die bangen Augen sagten: Von Zeit zu Zeit kommt doch immer wieder ein Wunder, das alles wieder gut macht. Auch wenn man manchmal lange darauf warten muß. „Das Stück Seide gibt mehr als einen Schal ab", sagte dann die Schneiderin. „Der zweite soll Ihnen gehören", erwiderte hurtig die Froschkönigin. Die Beschenkte freute sich stumm. „Wenn ich so denke", begann sie versonnen aus einem gewissen Ehrgeiz heraus, „daß ich Sie, als kleines Mädchen, manchmal auf dem Arm gehabt habe — — — Ihre Frau Mutter hatte genau so schönes braunes Haar und so dunkelblaue Augen —. Nun ist sie auch schon tot!"



der sonst eine helle Straße war. Vielleicht stieg die Froschkönigin aus dem Brunnen auf und gab ihr einen Auftrag. Es war ja bald wie im Märchen in dieser seltsamen Dunkelheit. Den ganzen Vormittag hatte sie wieder unnütz warten müssen. Als sie nicht mehr wartete, klingelte es. Wer —?! Ach! hoher Besuch, sozusagen wirklich die Froschkönigin! Die letzte treugebliebene Dame war es aus der Glanzperiode der alten Schneiderin. Daß sie gerade heute abend zu ihr fand, trotz — oder vielleicht wegen der Finsternis? Man war doch nie so verlassen, wie man es zu sein glaubte.

„Nicht das elektrische Licht!" sprach heiter die Froschkönigin. „Haben Sie nicht noch alte Kerzen, die Sie am Spiegel anzünden könnten? Wir spielen mal gute alte Zeit. Wollen Sie?" Es war Bitte und Befehl zugleich; die Froschkönigin war es so gewohnt. Als die gelben Kerzen brannten, entfaltete sie ein Stück schillernde Seide. So etwas Schönes hatte sich schon lange nicht auf den Tisch der alten Schneiderin verirrt. „Daraus sollen Sie mir einen Schal machen", sprach der hohe Besuch, „und dann brauche ich auch recht bald ein schönes Gewand. Entzückend ist das Kleidchen, da, auf der Rohrpuppe! Das könnten Sie zur Ausstellung schicken."

Das lauschende alte Gesicht wurde förmlich wieder hübsch, so gut tat ihm das; der rund gewordene Rücken straffte sich

So kam es, daß sie jetzt vom Tode und vom letzten Wege sprach. „Ich denke ihn mir anders!" rief die Froschkönigin. „Ich denke ihn mir zwischen silbernen Trauerweiden und mit grauen Rosen bestreut. Entzückenden grauen Rosen! Ich denke mir den Tod, wie ihn sich die alten Griechen dachten: als schönen Jüngling. Zierlich wird er eines Nachts den grauen Rosenweg mit gesenkter Fackel zu mir daherkommen." (Den, ja den! habe ich ja gestern abend nach dem Wege gefragt, dachte die alte Schneiderin, und seitdem — seltsam! — fürchte ich den Tod nicht mehr.) „Thanatos nannten ihn die Griechen", murmelte die Froschkönigin.

Die alte Schneiderin stand an ihrem Spiegel, und der Goldglanz der Kerzen nahm den ewigen Staubschimmer von ihrem Haar und ihrer Haut. Sie träumte sich zurück im Kerzenschein. Die Flämmchen konnten die große Stube nur unvollkommen erhellen. Überall saßen Schatten, und es knisterte hier und dort (das alte Gebälk!) wie von Seide. Saßen nicht die Damen der Glanzperiode ringsumher auf den Stühlen? Und lorgnettierten kritisch das reizende Kleid auf der Rohrpuppe?! Schönes Parfüm erfüllte herb und süß die Luft. Auf dem Tisch blühte schillernde Seide. Was war? Was wurde? Die Froschkönigin zauberte mit ihrer weißen Hand. Sie hob alle Verdunkelung auf.

Im englischen Unterhaus

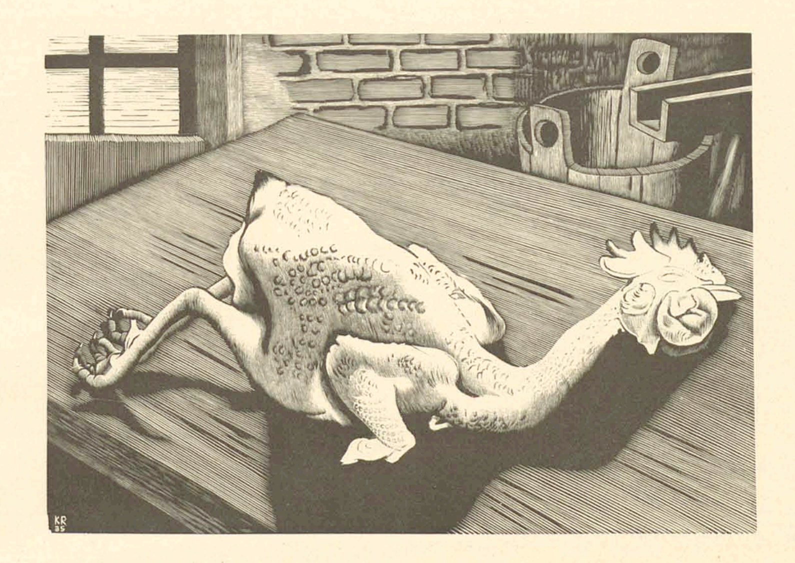
(E. Schilling)



machte Lloyd George, um „den Todeskreis zu brechen", den Versuch, in die Kolonial-Mandatsfrage hineinzuleuchten. Aber ein kalter Strahl der Regierung verhinderte die drohende Feuersgefahr.

Der tote Hahn

(K. Rössing)



Eberhard Friedrich Theodor Richard Schmidt

Ballade vom Filmhelden

Selbst als Kind — fuhr er im Kinderwagen
Auf der Straße und im Stadtverkehr —
Wollte ihn schon jeder Schupo tragen,
Lächelnd ging die Amme nebenher.

Eberhard Friedrich Theodor Richard Schmidt.

Und die Autos hielten unverdrossen,
Auch bei grünem Licht, kam er daher.
Rechts und links, da standen sie geschlossen,
Teilten sich, wie einst das Rote Meer.

Eberhard Friedrich Theodor Richard Schmidt.

Und als er die ersten Schritte machte,
Hielt die Straßenbahn noch öfter an.
Selbst ein stiller Bankdirektor lachte,
Und bewundernd sagte jeder Mann:

Eberhard Friedrich Theodor Richard Schmidt.

In die Schule brachten ihn sechs Damen.
Und man sagte, und man war im Bild,
Daß sie aus diversem Ausland kamen,
Was ja heute noch als vornehm gilt.

Eberhard Friedrich Theodor Richard Schmidt.

Dann sind ein paar Jahre schnell verflossen,
Und die Liebe wuchs um ihn empor.
Viele hatten sich schon still erschossen,
Und er ahnte nichts, der reine Tor.

Eberhard Friedrich Theodor Richard Schmidt.

Doch nach wieder zart bewachten Jahren
War er endlich zwanzig Lenze alt,
Und er durfte selber Auto fahren.
Gleich bekam die Stadt auch Rutschasphalt.

Eberhard Friedrich Theodor Richard Schmidt.

Als die Ufa ihn dann schlicht entdeckte,
Wurde er noch schlimmer weltbekannt.
Alle Kinder wurden im Affekte
Neu getauft und nach ihm umbenannt.

Eberhard Friedrich Theodor Richard Schmidt.

Doch das führte bald zu Weltkonflikten.
Keinen Gegenstand gab's ohne ihn.
Nur den Firmen, die sein Bild mitschickten,
Wurde noch die Existenz verziehn.

Eberhard Friedrich Theodor Richard Schmidt.

Und so mußte seine Schönheit weichen.
Er bekümmerte die Hochfinanz.
Und es gab auch wirklich zuviel Leichen.
Selbst die Heilsarmee verfiel ihm ganz.

Eberhard Friedrich Theodor Richard Schmidt.

Schließlich hieß es, er sei schwer verschieden
Bei dem letzten Autogramm-Empfang. —
Erst nach vielen Jahren wurde Frieden.
Doch sein Name währt jahrhundertlang!

Eberhard Friedrich Theodor Richard Schmidt!

Kurt Bortfeldt

Lieber Simplicissimus!

Welcher Steuerzahler wird nicht in eine zahlungsfreudige Stimmung versetzt, wenn er im Treppenhaus des städtischen Steueramtes an der Münchener Domfreiheit, bevor er seine Bürgersteuer entrichtet, als „Gastgeschenk" dafür fein säuberlich unter Glas und Rahmen lesen darf:
„Werther Fremdling, empfange beim Eintritt in dieses Haus als Gastgeschenk von mir die erfreuliche Kunde, daß am 6. September 1786 Goethe auf seiner ersten italienischen Reise unter dem Geheimnamen Kaufmann Möller aus Leipzig hier geweilt und gewohnt hat.
Möchte sein Andenken in diesen Räumen dein ganzes Herz erfüllen. Der verklärte Dichter aber, dich zum Danke dafür, die wunderbare Stimmung nachempfinden lassen, die ihn dereinst beseelt haben muß, als er das herrliche Tischlied dichtete: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie, himmlisches Behagen!"

*

Ein biederer Handwerksmeister vom „Land rein" betritt mit drei halbflüggen Töchtern ein bekanntes Stuttgarter Kaffeehaus. Er bestellt viermal Kaffee und „ebbes zum Eitunke". Der Kellner bringt eine reichhaltige Kuchenplatte. Kaum ist sie leer, fragt er, ob er noch etwas Kuchen bringen solle. Nun aber legt der Handwerksmeister los: „Saget Se emol, Herr Ober, hänt Se net g'lese, daß 's Gänsschtopfe verbodde isch?"

Fundstück

Aus einem Inserat:

Wie küßt man?

Auch das Küssen ist eine Kunst u. will gelernt sein. Wer zur rechten Zeit zu küssen versteht, dem öffnen sich die sprödesten Herzen.

Donkeywache / Von Franz Pritz

In Baltimore war ein Shippingmaster namens Rasmussen. Er vermittelte Jobs für die Schiffe aller seefahrenden Völker. Nebenbei betrieb er einen „Saloon". Im Saloon saßen die eben Abgemusterten, die mit der Heuer in der Tasche. Auf der Straße standen die vor einiger Zeit Abgemusterten, die „Beachcombers" und „Bums", die auf eine neue Chance warteten. Sie hatten einige Tage lustig gelebt, denn: „Was nützet dem Seemann sein Geld, wenn er damit ins Wasser fällt!"

Wir betraten Rasmussens Büro. „Ein Schiff nach dem Rio Panuco wollt ihr?" knurrte er, nachdem wir ihm unsere Wünsche vorgetragen hatten. „Ihr wollt wohl in Tampico auspicken? Soll ja klotziges Geld verdient werden auf den Ölfeldern." Er hatte unsere Absicht erraten. „Deshalb nicht", wehrte ich ab. „ich habe in Tampico eine Braut." Mein Begleiter Schimanski bückte sich, mit zwanzig Dollars in der Hand tauchte er wieder auf und sagte: „Sie haben da Geld fallen lassen, Käptn." — „Als was fahrt ihr?" entgegnete Rasmussen. „An der Maschine!" — „So, da habt ihr einen Schein für den ersten Maschinisten der ‚Sig Gordon', der braucht einen Oberheizer und einen Kohlentrimmer. Läuft morgen nach Tampico aus!"

Teufel auch! Oberheizer? Davon hatte ich keine Ahnung! Aber man muß alles können. Kohlen in den Kessel zu werfen wird ja keine Kunst sein. Ich fragte Schimanski, ob er etwas vom Heizen verstünde. Schimanski dachte nach und meinte dann, er habe Koch gelernt, einen Küchenherd könne er wohl heizen.

An Bord meldeten wir uns beim „Chief". „Gut, daß ihr kommt", meinte er, „ich muß gleich an Land gehen. Sie übernehmen um zwölf Uhr nachts die Donkeywache. Die Feuer sind aufgepengt. Sie wissen ja Bescheid! Um vier Uhr durchstoßen, Dampf aufmachen, Lichtmaschine anlassen und Dampf an Deck anstellen. Nebenbei die Backbordbilgen lenzen und vom Pick Wasser nach dem Küchentank pumpen. Nicht vergessen den Donkeykessel zu speisen und die Pumpen abzuschmieren. Morgen mittag nehmen wir den Steuerbord- und Mittelkessel in Gang. Also, überkohlen, speisen, anstecken und den Druck langsam auf acht Kilo hochbringen!"

Krampfhaft versuchte ich, das Gehörte festzuhalten. Was hatte der Mann gesagt? Um vier Uhr Feuer anlassen, Lichtmaschine durchstoßen! Dann war noch etwas von Backbordbilge speisen und Donkeykessel lenzen und abschmieren. Pick, oder wie das hieß, überkohlen und anstecken! Und auf den Steuerbordkessel langsam acht Kilo hinauftragen.

Sonderbare Sache! Ich mußte einen Dolmetsch suchen, der mir diese Maschinensprache ausdeutete. Bis zwölf Uhr blieben noch zwei Stunden Zeit.

Ich steuerte Rasmussens Saloon zu. Dort wies man mich an Kid Haxter, einen alten Heizer der Trampschiffahrt.

„Ja, wer 'mal ein bißchen im Westen war und Kartoffeln mit dem Lasso gefangen hat, der kann noch lange kein Feuer durchstoßen", meinte Kid.

Beim zehnten Glase war mir meine Aufgabe völlig klar: das Schiff hat drei Kessel: zwei werden im Hafen ausgeblasen und gereinigt. Der im Gang bleibt, heißt Donkeykessel und liefert den Dampf für Ladewinden, Pumpen und die Lichtmaschine. Bei Nacht ruht der Bordbetrieb, deshalb werden die Feuer aufgepengt, das heißt: mit Staubkohle zugeschüttet. Um sechs Uhr morgens beginnt die Lösch- und Ladearbeit, die Feuer müssen nun geschürt werden. Da der Kasten bald in See gehen will, sind auch die anderen Kessel unter Dampf zu setzen. Über Ventile, Wasser- und Flammenrohre, Kondensatoren, Evaporatoren und Windmaschinen ging mir ein Licht auf.

Einige Stunden später war es so weit. Vier Uhr! „Schimanski, die Feuer durchstoßen!" Mein Gefährte öffnete eine Feuertür, hinter der auf der meterlangen Rostfläche ein schwarzer Haufen lag. Schimanski nahm die schwere Krücke und rammte sie mit aller Wucht gegen den Kohlenhaufen, der schon ausgeglüht war und leicht nachgab, so daß Schimanski mit dem Gesicht gegen die eiserne Türfüllung krachte. Halb betäubt befühlte er seine wackelnden Zähne.

Trotz Durchstoßen und Kohlenaufwerfen wollten die Feuer nicht brennen. Natürlich — „die Klappen öffnen" — hatte Kid Haxter ja gesagt. Wir machten uns daran, die Hebel einer großen, nach innen hängenden Klappe aufzustoßen. Plötzlich öffnete sich diese mit elegantem Schwung selbst und überschüttete uns mit brennendheißem Ruß. Es war die falsche Klappe.

Das richtige Ventil an der Lichtmaschine war leicht zu finden: ich drehte auf — tatsächlich, sie fing an zu laufen! Stolz über diesen Erfolg machten wir uns daran, die Bilgen zu lenzen und dem Koch Trinkwasser in seinen Tank zu pumpen. Diese Aufgabe war schwieriger, denn aus der Unzahl von Rohren und Ventilen war schwer das Richtige herauszufinden.

„Tu dein Bestes", sagte ich zu Schimanski, „ich muß jetzt die anderen Kessel anstecken."

Die Kohle wollte nicht brennen, deshalb holte ich aus dem Storeraum eine schwere Kanne Öl. Wußte ich, daß es teures Schmieröl war, mit dem der Maschinist ängstlich geizte? Als die sechs Feuer endlich brannten, stieg ich schwitzend an Deck, nahm in der Kombüse einen Topf und pumpte Wasser . . . Verdammt, was kam da heraus? Eine gelbschwarze Jauche von verbrauchtem Schmieröl, Asche und Wasser. Sollte Schimanski . . ? Der stand in der Maschine, ließ alle Pumpen laufen, hatte alle Ventile geöffnet, pumpte das Trinkwasser außenbords und das dreckige Bilgenwasser in den Küchentank.

Ich konnte nichts mehr sagen, denn ein entsetzliches Knistern und Knacken kam von den neu angeheizten Kesseln. Die Feuerboxen waren rotglühend.

Dreimal Deibel! Ich hatte vergessen, Wasser aufzuspeisen! Ich griff nach dem Speisewasserventil — Pest — das war glühend heiß! Endlich war es mit einem Haken geöffnet. Aus dem Kessel erscholl nun der Klang einer Trommel. Bald wurden es mehr: zehn, zwanzig, hundert Paukenschläger schienen im Innern des Kessels zu üben.

Weiße Dampfschwaden zogen durch den oberen Teil des Maschinenraumes und durch die Oberlichter ins Freie. Wie ist denn das möglich? Ich stieg auf die Zylinderstation und von da auf den Kessel und sah, daß wir das Manloch offengelassen hatten. Der schwere Deckel lag friedlich daneben.

Ich stürmte die Treppe hinunter, um die Feuer herauszureißen, als mich ein furchtbares Dröhnen lähmte. Der Donkeykessel hatte Überdruck, und der Dampf brauste durch das Sicherheitsventil ab. Schimanski lehnte sich verwundert an ein Rohr. Da es ein kochendheißes Dampfrohr war, schnellte er in die Luft und schlug dabei ein Wasserstandsglas entzwei.

Das war das Ende! Siedender Dampf zischte durch den Maschinenraum und vereinigte sich mit dem Paukenschlag im Kessel und dem Heulen des Sicherheitsventils zu einer grausigen Sinfonie unserer Unkenntnis . . .

Wir erreichten noch lebend das Deck, rasten in drei Sprüngen über die Laufplanke und dann den Kai entlang. Im Laufen sahen wir die Barkassen der Hafenfeuerwehr auf unser Schiff zuhalten.

*

Als die „Sig Gordon" nach Tampico auslief, standen wir in sicherer Entfernung am Pier. „Unsinn", sagte ich zu Schimanski, „wie kann man Koch lernen! Heizer hättest du werden sollen!"

Spuk

Auf dem Hau im Walde liegt der Mond
rot und breit im Nebel.
Schleicht der Fuchs im Laub,
splittern eis'ge Nadeln.
Und der Wald, der nachtverhangne,
harret stumm,
und ein Vogel, namenlos und leise,
schattet auf der Lichtung hin.

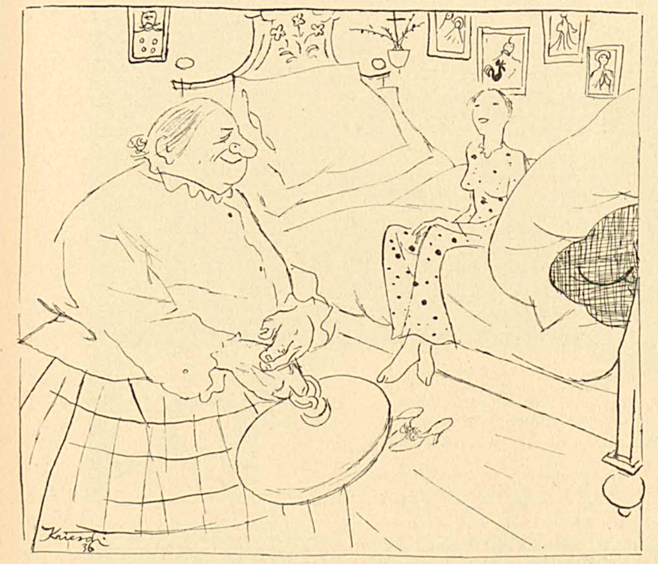
Klappern auf im Holz vier Huf',
schlagen fern im Steingeröll,
schlagen lang und unsichtbar,
stärker dann, ganz hart die Eisen!
Tut sich auf der Wald,
bricht ein Mann hervor,
liegend schier auf seinem Roß,
übereilt die Tümpel,
krachend birst das Eis,
hastet durchs verderbte Laub.

Nicht Fleisch sein Gesicht,
auch Haut nicht, schützende,
gelb und nackt der Schädel,
sprengt er unterm Mond,
dem alten bleichen,
bricht ins Holz, ins Schwarze, nordwärts!
Schwindet rasch der letzte Huf,
feurig schlagend im Gestein.
Wohin ziehst du, Tod?
Wohin ziehst du?

Fritz Knöller

Großzügig

(R. Kriesch)



„Und wos die B'suach betrifft — no ja, so streng bin i net: zwoa bis drei Kusins san einer solid'n Mieterin scho' erlaubt!"

KARL ARNOLD:

Berliner Bilder

Ein Album aus den Jahren der Korruption

Pressestimmen:

Hamburger Fremdenblatt:

„. . . Mit dem sezierenden Instrument des Chirurgen wird Atmosphäre und Kaleidoskop des Berlin der Inflationszeit mit Tanzdielen, Valutaschiebern, Kokainisten, Kokotten säuberlich aufgeschnitten."

Hannoverscher Kurier:

„. . . Verhehlen wir uns doch ja nicht, was wir an diesem Künster besitzen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfinderischer Poet in Einfall und Komposition, eine Genie des Komischen, des Humors."

Berliner Lokalanzeiger:

„Karl Arnold glossiert mit unerbittlichem Griffel die Auswüchse der Zeit, aber er meistert dabei die Gabe der überlegenen Heiterkeit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Behagen bereiten, als daß sie abstoßen."

Deutsche Allgemeine Zeitung:

„. . . Das gibt ein amüsantes und buntes Bild von Boxern, Konfektionären, Börsianern, Filmmädchen, Familienvätern und Kurfürstendammgesellschaften, ein boshaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie."

Preis des Werkes (27 × 37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern)
M. 1.50 franko durch

Simplicissimus-Verlag • München 13
Postscheckkonto München 5802



„Kiek mal, Dicker, da werden ooch Jedichte von Joethe vorjetragen." — „Na, bei den Weinpreisen kannste auch was Erstklassiges verlangen." (Entnommen aus: Karl Arnold, Berliner Bilder)

Gemütlichkeit

Der Morgenzug einer Nebenbahn steht fahrbereit. Schon erscheint der Mann mit der roten Mütze und dem Befehlsstab; da öffnet sich im letzten Augenblick im Stationsgebäude ein Fenster und eine weibliche Stimme ruft: „Wo bleibt denn heut' mei' warm's Wasser?" (Vielleicht zum Kindlebaden?) Ich stehe und staune: Ein Eimer wird zur Lokomotive hinaufgereicht; er kommt gefüllt und dampfend zurück. Der Stab geht hoch, der Zug fährt ab.

(H. Vierthaler)



Der letzte Floh / Von Hans Kloepfer

Ein Zufall hatte mir ihn in die Hand gespielt, nach einem Besuche bei Tante Ulrike, in deren Reservaten er der Ausrottung entgangen war. Ich aber hatte in der drängenden Hast des Tages kaum Zeit gefunden, mich ihm zu widmen. Erst nach dem Nachtgebet entdeckte ich ihn wieder.

Nun hatte ich neulich in der Zeitung gelesen, daß sein Geschlecht ausstürbe, ich weiß nicht mehr, ob an einer Seuche oder an Dekadenz. Und daß einer von ihnen von entsprechenden Instituten schon mit zehn Mark Stargage entlohnt würde.

Mich lockte keine Gewinnsucht, aber das tragische Schicksal eines wehrhaften, hochbegabten Volkes war es, das mir naheging.

Meine Vermutung, daß ich in ihm einem Floh in vorgerückten Jahren gegenüberstünde, bestätigte sich. Er konnte, wie ich feststellen mußte, nur mehr „groaln", die Kiefersäge wies alte Scharten auf. Nur zögernd ließ er sich zum Interview herbei und siffelte dazu mit so leisem, schwer verständlichem Diskant, oft wie verträumt stockend, daß ich ihn ganz ins Ohr setzen mußte, um ihn zu verstehen. Nachdem er sich aber an das Dröhnen meiner Stimme, die wie die Posaunen von Jericho durch die Eustachische Trompete klang, erst einmal gewöhnt hatte, kamen wir leidlich ins Gespräch.

Was ich erfuhr, war in der Tat die große Tragödie eines untergehenden Volkes. „Ich bin aus uraltem Geschlechte", erzählte er. „Meine Ururgroßmutter hauste noch unter einer Beschließerin des alten Burgtheaters und war literarisch hochgebildet, hatte noch die Wolter in ihrer Garderobe besucht und ist dann, von einer blutjungen Choristin angelockt, beim Brande des Ringtheaters zugrunde gegangen." Er schneuzte sich ergriffen.

„Und trifft die Nachricht zu, daß eine große Seuche, ein großes Sterben Ihr Volk dezimiert?"

Er nickte trübe: „Ich bin in einem Mädcheninstitut aufgewachsen, unter hunderten meiner Brüder. Und heute? Ich kann tagelang reisen, ohne einem meines Volkes zu begegnen. — Wenn nicht meine Hausfrau allwöchentlich aus dem Kino einen heimbrächte, ich erführe nichts von der großen Welt. Aber diese leichtfertigen Kinoflöhe hungern lieber den ganzen langen Tag, um dann des Abends im prunkvollen Saal bei abgeblendeten Lichtern unmäßig zu schwelgen, zu schlemmen; sind ganz verweichlicht, verweiblicht. Ziehen mühelose Rundreisen um locker gekleidete Frauen unseren alten Forschungsreisen vor. Was war das doch für ein frohes Wandern zu meiner Jugendzeit, voll heimlicher Rätsel und dunkler Gefahren, durch festgeschnürte Bänder, in finsteren Nahtklüften, unter den ragenden Urwaldstämmen einer haarigen Dienstmannsbrust. Und dies traute engbürgerliche Wohnen in den Dielenfugen einer guten Stube, so biedermeierisch, wahrhaft spitzwegisch, wenn Sie davon schon gehört haben. Wo heute Linoleum spiegelt und der Staubsauger uns zu hunderten in die kalte Fremde saugt. Da lob ich mir die alte Zeit! Das war noch eine ehrliche Jagd. Zwar bieten die Männer im allgemeinen eine recht frugale Kost; aber die Naivität und Umständlichkeit ihrer Fangmethoden haben mir stets Tränen des Lachens erpreßt. Beim weiblichen Geschlecht ist's allerdings anders. Meine Großmutter ist noch als junges Mädchen dabei ihrem Übermute zum Opfer gefallen. Denn als ein Fräulein Lisette vorm Schlafengehen im letzten Nachtgewande über einer Kerze nach ihr spähte, sprang sie, geblendet von so viel Licht und Fülle, geradewegs in die Flamme und verbrannte."

„Sie sprachen eingangs von Beziehungen Ihrer Vorfahren zur Kunst. Darf ich darüber noch Näheres hören?" Er nickte geschmeichelt: „Einer meiner Vorfahren hatte sich als tollkühner Parforcespringer im damals weitberühmten Zirkus Pulicelli einen Namen gemacht. Aber bei einer Festvorstellung gelegentlich einer Vermählung am kursächsischen Hofe ist er, vom Liebreiz einer Prinzessin hingerissen, ihr ins Dekolleté gesprungen. Der Direktor war untröstlich. Wohl hatte sie sich sogleich mit einer Hofdame zurückgezogen. Aber als diese den vermeintlichen Ausreißer zurückstellen wollte, konnte der Direktor nur feststellen, daß das nicht **sein** Künstler sei. Und mußte nachher schleunigst das Land verlassen, da ihm vom Oberstaatsanwalt eine Klage auf Majestätsbeleidigung drohte. Einer meiner Onkel ist zur Marine gegangen, auf Übersee. Er hat es weit gebracht. Im Hafen von Rio fand er Anschluß an die Tochter des Hafenkapitäns, eine Kreolin. Er hat sich völlig naturalisiert und ist als Flohkrebs in hohem Alter gestorben."

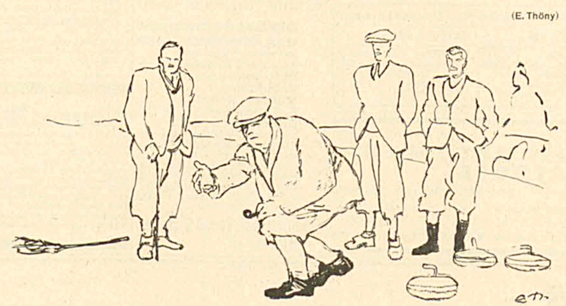
„Und wie verhalten Sie sich nun zur Wissenschaft?" Er verzog höhnisch den Mund bis zu den Ohren.

„Zur Wissenschaft haben wir nur sehr lose Beziehungen. Die Gelehrten sind uns im allgemeinen zu trocken. Ich mußte lachen, als ich jüngst in einem Vortrag hörte, daß am Beginne der Verdauung die zunehmende Alkaleszenz des Blutes unsere Appetenz zyklisch beeinflusse. Die moderne Psychoanalyse will uns als Sensibilisatoren genuinen Trieblebens nicht gelten lassen. Und Coué leugnet uns rundweg. Dem möcht' ich's zeigen!"

Wir hatten lange geplaudert. Es ging auf Mitternacht. Das Gespräch stockte. Ich entschuldigte mich. „Also auf morgen", meinte er gutmütig. Ich mußte danken. Morgen hätte ich ein Rendezvous mit einer Dame, bei dem die Anwesenheit eines Dritten doch vielleicht störend empfunden würde.

Das hat ihn wohl gekränkt. Mit einem Satze sprang er aus dem Bette — und ist wohl ertrunken — im Wasserglas auf meinem Nachtkasten.

(E. Thöny)



Curling: „Well, meine Herren, in bezug auf Kraftausdrücke können wir vom bayrischen Eisstockschießen noch allerhand lernen!"

Starkbier

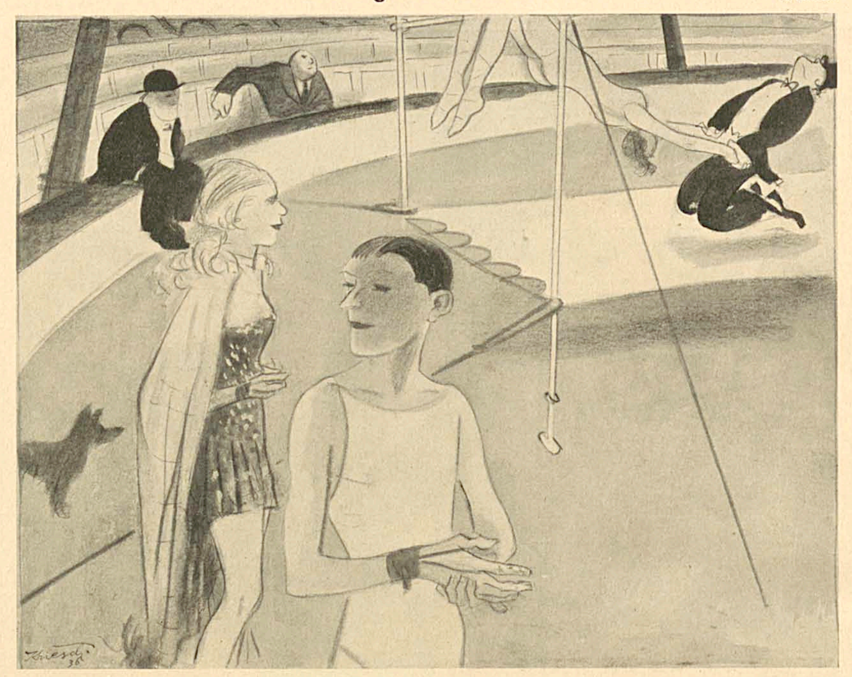
(Olaf Gulbransson)



„Auf geht's! Jetzt kimmt u n s e r' Olympiakraftprob'."

Das gute Recht

(R. Kriesch)



„Schau mal, wie einträchtig die beiden proben, und dabei sind sie dauernd verkracht." — „Na, warum denn nicht? Unsereiner hat doch schließlich auch ein Privatleben!"

Heimkehr des Siegers / Von Klara Maria Frey

Da war ein Mann, der mit seiner Familie gemütlich dahinlebte. Die Kinder wuchsen auf; die Macht der Frau gedieh; des Vaters Stimme galt nicht soviel wie die ihrige. Aber der Mann sehnte sich nach Macht und Geltung. Er hätte gerne Einfluß auf das aufwachsende Geschlecht gehabt, und Frauengunst erschien ihm ein wichtiger Anteil am Auftrieb zu ehrenvollem Leben. So sah er sich allenthalben nach Gelegenheiten um, wo er seinen Mut und seine Mannesbildung beweisen konnte. Da er geschmeidigen, kräftigen Leibes war, verfiel er auf eine der vielen Sportarten.

Sein Instinkt hatte richtig gewählt; denn er gewann in dieser Leibesübung mehr und mehr an Können und übertraf seine eigenen Erwartungen. Dies blieb nicht geheim, man sprach von ihm, man erwähnte ihn in Sportberichten. Mit großer Lust las er von seinen Leistungen, und von besonderer Genugtuung ward er erfüllt, wenn sein beispiellos mutiges Vorgehen gerühmt wurde. Die Stimmung im Hause änderte sich spürbar zu seinen Gunsten. Er fühlte, daß er nicht mehr der gemütliche Familienvater war, dessen Eigenart man nur insoweit berücksichtigte, als man ihm mit warmen Pantoffeln entgegentrat, wenn er heimkehrte. Nein — jetzt hatte er Stimme und Sitz im häuslichen Rat.

Noch aber fehlte ihm das letzte, zündende Gelten, die widerspruchslose Anerkennung seiner Herrlichkeit. Und die brauchte er wie das tägliche Brot; warum? Das gestand er sich nicht ein. Noch ein entscheidender Erfolg — und sein Ruhm würde gesichert sein. Ein weiteres Anspannen aller Kräfte erfüllte ihn; der äußere Sieg kam nach. Eines Tages nämlich beim wichtigsten Länderkampf in einer anderen Stadt holte er Staunenswertes aus seinem Körper heraus. Er gab den Ausschlag für den Sieg seiner Gruppe. Die Heimfahrt glich einem Triumphzug. Am Bahnhof wurde er von der jubelnden Menge hochgehoben und zu seiner Wohnung getragen. Der Gefeierte schritt wie ein König zu Hause umher; die Gattin glänzte, die Kinder strahlten und blickten fast scheu zu ihrem Vater hin. Ein festliches Abendbrot beschloß den Tag. Man saß noch eine Weile eifrig redend im Eßraum zusammen. Da! ein Poltern und Klappern aus der Küche, begleitet vom schimpfenden Gemurmel des Dienstmädchens! Die Frau stürzte hinaus; die Stimmen schwollen an. Die sonst ganz zahme Köchin schien außer sich zu sein. Mit himbeerroten Wangen kam die Hausfrau zurück und berichtete, die Hausangestellte sei wütend, weil es diesen Abend so viel zu tun gäbe, sie habe gerade heute ausgehen wollen. Vor Zorn hatte sie nicht unabsichtlich ein paar Teller fallen lassen. „Und nun", schloß die erregte Gattin, „mußt du hinaus und dem Mädchen die Meinung sagen. Das ist deine Sache!" Verlegen lief der Mann im Zimmer auf und ab, die Kinder starrten verschüchtert. Der Vater, der heute der Held des Tages gewesen war, tausend Zuschauer in Atem gehalten hatte, der auf den Schultern der Verehrer wie ein Maharadscha heimgeritten war, dieser selbe Vater besaß nicht den Mut, dem Dienstmädchen entgegenzutreten. Stotternd und staksend gab er zu, daß er dies niemals könne.

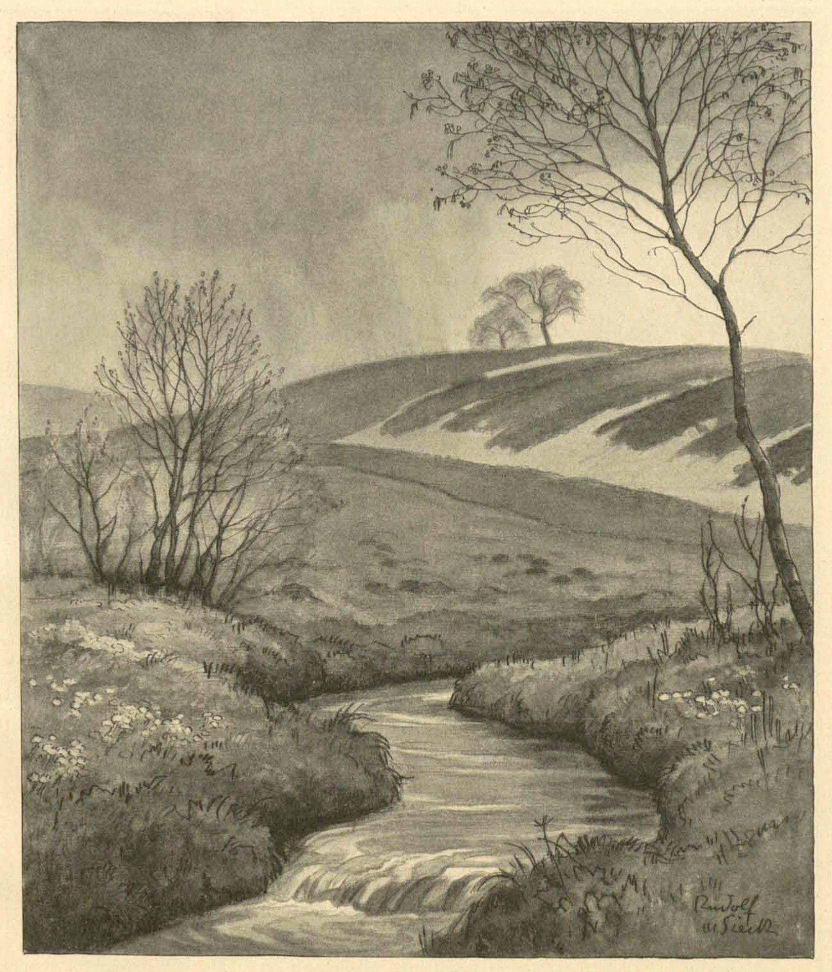
Die Augen der Hausfrau bekamen einen starren Blick. Sie schwieg. Ein unsichtbares Zepter wuchs aus ihrer Hand.

Der Mann tapste in das Schlafzimmer und stolperte dabei über die Ehrenkränze, die noch ungeordnet im Hausflur lagen.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • Copyright 1936 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München. DA. 12610 III. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Ende Februar

(Rud. Sieck)



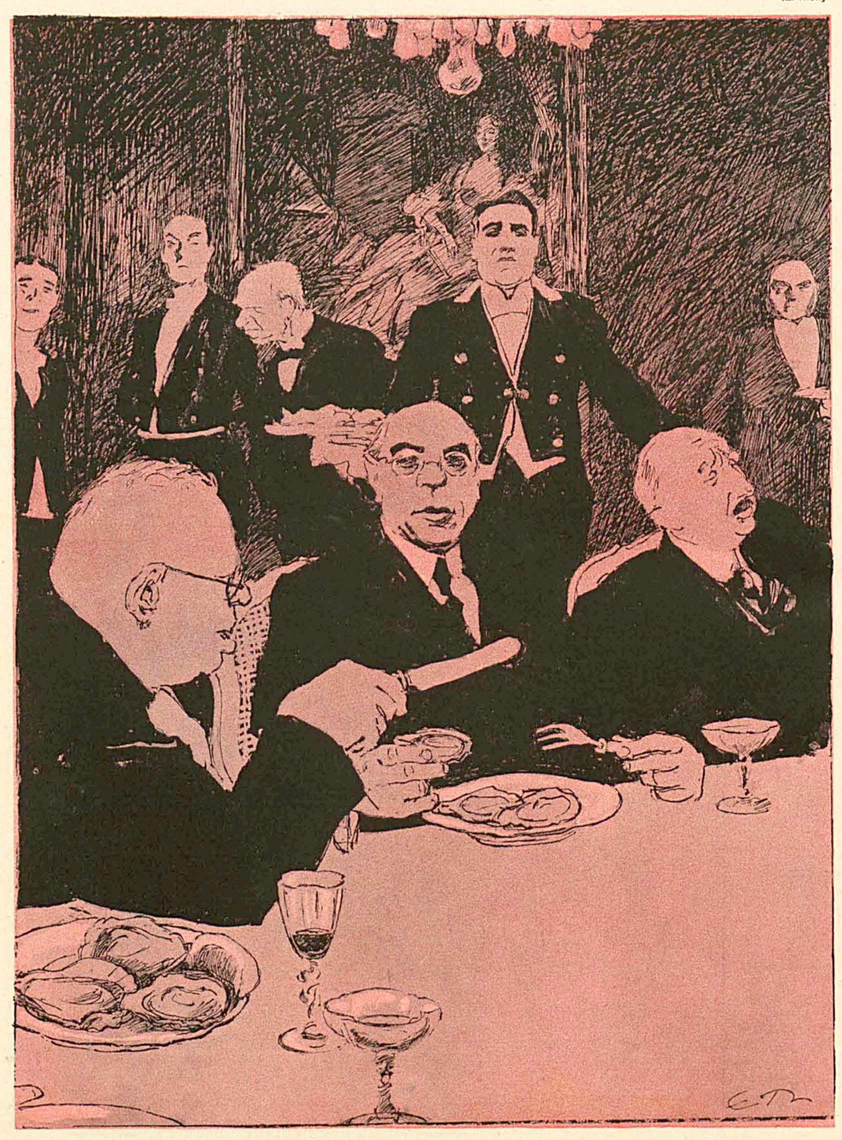
Draußen hängt ein schwerer, grauer
Morgennebel in der Luft.
Und nun rauscht ein Regenschauer.
Aber durch der Stuben linde
Wärme zieht der süße Duft
einer blauen Hyazinthe.

Sei getrost: die alten guten
Geister sind schon wieder wach.
Sahst du nicht die Weidenruten
in der Abendsonne gestern?
Fandst du drunten nicht am Bach
Lattichgold in ganzen Nestern?

Dr. Owlglaß

Russisch-französischer Paktvertrag

(E. Thöny)



„Keine Angst, Monsieur Sarraut: wir mischen uns nicht in innerpolitische Verhältnisse! Die französischen Sowjets sind von uns derart instruiert, daß sie selbständig arbeiten können."

München, 8. März 1936 **Preis 60 Pfennig** 40. Jahrgang Nr. 50

SIMPLICISSIMUS

Appell an das Weltgewissen

(E. Schilling)



„Ihr, die ihr lebt, arbeitet für den w a h r e n Frieden, für den wir gekämpft haben und gefallen sind!“

Lyrische Erzählung von der Fränkischen Saale

Von Anton Schnack

Vorm Angesicht des Knaben
Flog auf der Reiherflügel,
Die Wiese schwarz voll Raben,
Dahinter war ein Graben,
Dann Büsche, Wälder, Hügel.
In breiter Wiesenschale
Floß langgebogen hin die Saale,
Das Wühlbett fetter Aale.

Ich lag im Ufergrase,
Wenn der September wärmte.
Ein Wind stob über die Straße,
Im Kraut verschwand ein Hase,
Die Dreschmaschine lärmte.
Der Fluß warf kleine Kreise,
Ich lauschte der uralten Wasserweltenweise
Von Wanderschaft und Reise.

Schwermut sang aus dem Wehre:
Ich hörte Abenteuer,
Ich roch im Duft der Teere
Die Tropennacht der Meere,
Vulkane, Schwefelfeuer.
Ein Fisch sprang nach dem Spiel der Mücke,
Der schnelle Wirbel hatte für den Knaben Tücke,
Ein Heiliger stand schützend auf der Brücke.

Ich sah sie im Gewitter,
Ich sah sie grau im Regen,
Ich sah an ihr die Schnitter,
Kraut roch verfault und bitter:
Ich liebte sie deswegen.
Es roch das Heu im Gären
Und konnte mein verschwärmtes Herz verklären.
Wie vieles muß so schnell verjähren!

Glück war den Knabentagen
Die Herrlichkeit der Pappeln,
Bootfahrt und Wasserschwappeln,
Am scharfen Angelhaken
Des Fisches weißes Zappeln.
Wer mag auf ihr jetzt fahren?
Oh, andrer Knabe mit den andren Haaren,
Auch du wirst sie im Herzen stets bewahren!

Prüfe dein Gewicht

von

Willfried Tollhaus

Es geschehen zuweilen doch noch Wunder.
Um Anton Inhofer drehte sich sein möbliertes Zimmer. Von da, wo sonst die Lampe hing, schoß ein Strom rabenschwarzer Finsternis in den Raum. Trotzdem blieb es so sichtig, daß er beobachten konnte, wie die Plüschgarnitur von Frau Schlegelmilch, seiner vieljährigen Wirtin, sich langsam in nüchterne Büroutensilien verwandelte. Aktenschränke wuchsen aus den Wänden. Ein merkwürdiges Licht, dessen Quelle nicht zu erkennen war, leuchtete plötzlich über einem großen polierten Kasten auf, der aussah wie die Nachtstühle in Jagdhäusern des guten Kaisers Franz Joseph. Aber das konnte er nicht sein, denn an seiner Vorderseite stand die Bezeichnung G—L mit schwarzen, eckigen Buchstaben. Es handelte sich also — das ging Anton nach einiger Überlegung auf — um den Behälter einer ärarischen Kartei. Hinter dem geöffneten Deckel wurde nunmehr ein hageres Gesicht mit langer Nase sichtbar, das nach der üblichen Konstruktion des menschlichen Körpers bestimmt Augen haben mußte, wenn sie auch nicht in Erscheinung traten.
Jetzt klang auch schon eine Stimme durch den Raum, die sich zunächst wie das Rascheln von Papier, vermischt mit Messerkratzen auf einem Tellerrand, anhörte, in die sich später aber die sanfteren Töne einschlichen, die das österreichische Idiom so lieblich machen.
„Geehrter Herr", sagte sie, „im Namen des Vernichtungsamtes danke ich Ihnen, daß Sie sich persönlich eingefunden und so unsere ohnedies nicht geringen amtlichen Schwierigkeiten nicht vermehrt haben."
„Bitte sehr, mein Herr", antwortete Inhofer. „Womit kann ich Ihnen dienen?"
„Nachdem angeordnet worden ist, daß im österreichischen Bundesfreistaat alle über zwei Zentner schweren männlichen und weiblichen Volksgenossen zu vernichten sind . . ."
In diesem Augenblick erinnerte sich Anton daran, daß er gestern nüchtern zum erstenmal 202 Pfund gewogen hatte.
Der Beamte setzte die Folgen dieses Tatbestandes als bekannt voraus. Er fuhr sachlich und durchaus höflich fort: „Sie befinden sich im Vernichtungsamt, Aufnahmeabteilung, Buchstabe G—L. Wenn hier die Formalien erledigt sind, werden Sie der Nachlaßregelungsabteilung (Römisch I) übergeben, mit der Sie alles besprechen können, was für Ihre Erben Bedeutung hat. Auch können Sie dort aus einem Musterbuch Ihre Todesanzeige auswählen und Wünsche über Ihre Bestattung äußern. Danach kommen Sie nach Abteilung Römisch II, Seelsorge. Sie finden in ihr alles, was Sie brauchen. Auch jeder Spezialität in weltanschaulicher Beziehung ist nach gut österreichischer Tradition Rechnung getragen, Abteilung II sorgt für die letzten Freuden. Das goldene Wiener Herz will auch noch zu seinem Recht kommen. Es stehen zwei Stunden dafür zur Verfügung. Auf Antrag wird Verlängerung bewilligt. Hier wählen Sie auch unter den Vorschlägen, die man Ihnen unterbreiten wird, Ihre Todesart und die besonderen Modalitäten, die Sie vorziehen, aus."
Anton machte die Bewegung des Hängens und gurgelte dazu im Frageton.
„Oh — nein", sagte der Beamte. „Wozu sich die Dinge schwer machen! Sterbe vergnügt! ist unsere Parole. Wie wäre es mit Lachgas und etwas Straußscher Musik?"
„Gut — Lachgas!" bestimmte Anton. „Möglichst gleich. Und Radetzky-Marsch!"
Der Beamte notierte seine Wünsche, stellte sich dann in Positur, so daß man ihm sofort anmerkte, daß jetzt etwas Wichtiges von ihm käme. „Folgen Sie mir, Herr Inhofer", sagte er, „zu unserem Abteilungsleiter, dem Herrn Obervernichtungsrat Stelzhamer."
„Wieso Stelzhamer?" fragte Anton. „Etwa Otto Stelzhamer, IX. Bezirk, Karlstraße 15?"
Der Beamte bejahte.
Da erkannte Otto blitzartig die Situation.
Er hatte diesem Stelzhamer heute abend neunzehn Schilling vierzig im Tarock abgenommen, und nun wünschte er sich zu rächen! Der Schurke würde ihn jetzt mit all dem wiegen lassen, was er während und nach dem Tarockabend mit seinem Gewinn erworben und konsumiert hatte.
„Berufung!" schrie er auf. „Ich lege Berufung ein — wegen Befangenheit des Obervernichtungsrates."
Der Sekretär schüttelte den Kopf und behauptete, das österreichische Vernichtungsamt sei die objektivste Behörde der Welt. Man werde Anton vier Pfund Abzug wegen infolge Gewinnes beim Tarock begangener gastronomischer Ausschreitungen zubilligen.
Nun half nur noch kühle Überlegung! Das sah Anton ein. Er fragte: „Erlauben Ihre Verordnungen, daß man sich vorher noch einmal zurückzieht?"
„Aber gewiß!" sagte der freundliche Mann. „Vergessen Sie bitte nie, es geht uns nur um eine Zweckmäßigkeitsmaßnahme, um keine Bestrafung." Anton folgte dem Beamten zu einem anheimelnden Kabinett mit Radioanschluß.
Als er es wieder verließ, besaß er viel männliche Haltung und einige Hoffnung.
Nun wurde die Tür zum Abteilungschef geöffnet.
Hinter einem schwarzen Riesenschreibtisch, auf dem nur ein einziges blaues Oktavheftchen lag, stand Stelzhamer. Er trug den Gehrock, den er auf Beerdigungen anzuhaben pflegte, und hielt auch jenen schwarzen Handschuh in der Hand, zu dem, wie Johannes wußte, der andere seit Jahren fehlte. Das Traurigste an ihm war, daß er tat, als ob er seinen Freund nicht kenne.
„Herr Anton Inhofer", redete er ihn an, „ehe wir nunmehr dem Gesetz seinen Lauf lassen, wollen wir Ihr Gewicht noch einmal für Ihre Kartothekkarte feststellen. Entkleiden Sie sich, bitte!"
Anton sah ihn mit schweigender Verachtung an.
Als er den Rock ausgezogen hatte, bemerkte er zu seiner Verwunderung, er trage mehrere Westen übereinander. Es konnten ungefähr sechs sein. Unbegreiflich, daß er so in Gedanken bei seiner Toilette gewesen war. In dem Augenblick, in dem er die Hosenträger fallen ließ, kam ihm weiter zum Bewußtsein, er hätte seine älteste, vielfach geflickte Unterhose an. Anton legte trotzdem Wert darauf, daß der Obervernichtungsrat gerade jene unrepräsentablen Stellen längere Zeit — während der er seine Schnürschuhe aufknüpfte — besichtigen mußte.
Schließlich stand er da, als solle er für die himmlische Garde gemustert werden.
„Bitte sehr", säuselte der Sekretär und deutete auf die Waage.
„Vier Pfund Abzug sind mir zugesagt", stellte Anton fest. „Du weißt, Stelzhamer, das ist zu wenig. Aber da du ein Schuft bist, bitte ich dich um nichts."
Dann bestieg er das Fußbrett der Waage. Er hatte jetzt die Empfindung, er sei schon ein Engel und wiege überhaupt nichts

mehr. Immerhin entsann er sich, daß man, sofern man die Fußspitzen nach auswärts drückte und sich leicht anhob, das Gewicht etwas geringer machen könne.
Der Obervernichtungsrat setzte sich eine Riesenbrille auf und trat näher.
Auf der weißen Scheibe der Waage flackerte ein rotes Flämmchen auf. „Prüfe dein Gewicht, und du bleibst gesund", leuchtete darüber.
Noch war es, als wolle der Zeiger die Zahlen 195 bis 210 abstauben.
Bald erwies sich, daß 201 bis 206 in Frage kam.
Bei vier Pfund Abschlag war die Sache jetzt nicht mehr ganz aussichtslos. Allerdings hatte er die Zusage nicht von Stelzhamer, sondern von seinem Sekretär. Stelzhamer, sein Todfeind um neunzehn Schilling vierzig willen, brauchte sich nicht an sie zu halten. Als er es dachte, brach ihm der Angstschweiß aus. Er fühlte Bächlein an seinem Rücken und seinen Beinen herunterlaufen, als befände er sich in der Römisch-Irischen Abteilung des Dianabades.
„Zeit gewonnen ist alles gewonnen", sagte er sich. „Wenn ich hier nur fünf Minuten so stehe und den Zeiger durch Wippen in Bewegung halte, wiege ich zwei Pfund weniger."
„Stelzhamer!", sprach er nunmehr den ehemaligen Tarockbruder, jetzigen Obervernichtungsrat an, — „es ist wahr, daß ich dich nie recht habe ausstehen können. Aber belaste dein Gewissen nicht mit einem Justizmord. Ich erscheine dir Nacht für Nacht im Schlaf und setze meine zwei Zentner auf deine Brust. Das ist sehr unangenehm für dich!"
Während er es sagte, hing sein Auge am Zeiger der Waage. Der zitterte nur noch ganz wenig zwischen 203 und 205.
Anton fühlte, daß sich jedes Haar von ihm senkrecht emporrichtete.
Er spuckte aus. Das brachte 10 Gramm.
Noch einmal! 20 Gramm.
Der Zeiger stand auf 204. —
„Gerettet!" wollte Anton gerade auf-

(Schluß auf Seite 593)

Harmonie der Seelen

(Paul Scheurich)



„Ich spüre bei Ihnen Verwandtes, Fräulein . . ." — „So! Hab'n Se ooch Appetit auf 'ne Kleinigkeit?"

An der schönen blauen Donau

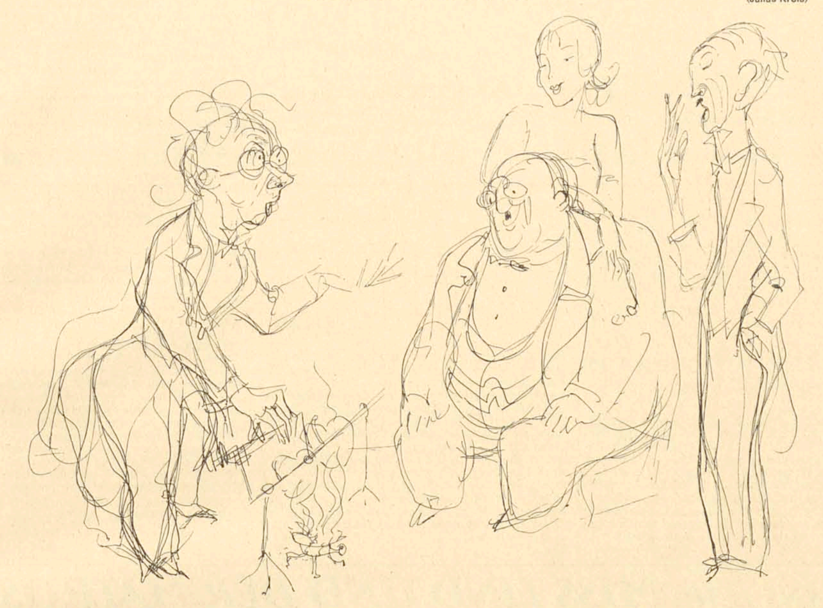
(E. Thöny)



„I sog's, wia's is: a richtiger Wiener Walzer, so wia mir eahn brauch'n, loßt si nöt noch der Musi tanz'n, dö wo in Paris g'macht werd."

Sensatiönchen

(Julius Kreis)



„Meine Herrschaften, so sind Sie also Zeugen, wie der kompromittierende Brief verbrannt wird!" — „Ja, aber lesen Sie doch, bitte, die bewußte pikante Stelle rasch noch mal vor!"

Prüfe dein Gewicht

(Schluß von Seite 591)

schreien, als er Stelzhamers dürre Stimme näseln hörte: „Das Ausspucken war unzulässig. Ich belaste Sie dafür mit 50 Gramm. Sie fallen also unter die Verordnung."

Da dachte Anton an das Recht auf die letzten Freuden, das auch einem Österreicher nicht genommen werden kann, und trotzdem er nicht in der dafür zuständigen Abteilung war, machte er davon Gebrauch und hieb Stelzhamer eine Ohrfeige, die ihm, wie es in den Boxberichten heißt, „das Auge öffnete" und sein Blut über die Hand des todgeweihten Schwergewichtlers laufen ließ.

Seltsamerweise schien dieser Schlag mit einem Geräusch verknüpft, das Anton vom Kegeln wohl vertraut war. Er schlug die Lider auf, fand sich im Dunkel, knipste Licht an und sah seine Wasserkaraffe noch über den Teppich rollen. Wie sie dahin gekommen war, interessierte ihn nicht. Mit einem Satz war er aus dem Bett und stand auf seiner Waage. Sie wies 205 Pfund auf.

Hätte er also nicht so geschickt mit den Füßen gewippt, so wäre Stelzhamer im Recht gewesen, wenn er ihn an Abteilung Römisch II weitergegeben haben würde.

Eine unbändige Freude erfüllte Anton. Es war ihm, als könne es der Obervernichtungsrat sehen, wenn er ihm jetzt die Zunge in unwahrscheinlicher Länge herausstreckte und dazu „Häh!" sagte.

Nachdem er es getan hatte, ging er durch den See auf dem Teppich mit dem Entschluß zu Bett, sofort eine Entfettungskur zu beginnen. „Man kann nie wissen!" sagte er, ehe er traumlos entschlief, „und Leuten wie dem Stelzhamer ist alles zuzutrauen!"

Aus dem, was die große Stadt wegwirft . . .

Aus dem, was die große Stadt wegwirft,
Was in schmutzigen, hochbeladen schwanken-
Tag für Tag fortgekarrt wird, [den Wagen
Aus unnennbaren Dingen,
Auch dem Aermsten zu nichts mehr nütze,
Haben sie einen Berg aufgeführt,
Einen breitgelagerten Berg.
Darüber häuften sie
Asche, zerbrochene Ziegel, morsche Balken,
Da liegt es, verachtet. Schutt . . .

Und der Wind kommt,
Und der Schnee kommt,
Und der Regen kommt,
Und die Sonne kommt.
Waschen Erde frei,
Bringen Samen herbei,
Bringen Feuchtigkeit her,
Bringen Wärme und Licht.

Das treibt.
Das schlägt Wurzeln.
Das klammert sich fest.
Das saugt Säfte,
Das wächst,
Das reckt sich,
Die Oede bedeckt sich.
Und ehe ein Jahr verging,
Weht es im Wind,
Blüht es und leuchtet

Aus dem, was die Stadt wegwirft.

Hans Seiffert

Das Heilmittel

Ein junges Mädchen konsultiert den Krankenkassenarzt. Sie hat stark entzündete Lippen und wünscht, daß ihr der Arzt zur Behebung des Übels Brillantine verschreibe.

Der Arzt, keineswegs gewillt, sich dreinreden zu lassen, verordnet eine geeignete Salbe. Sie aber will das Rezept nicht nehmen. Endlich kommt es heraus, weshalb: der „Bräutigam" hat nämlich einen starken Schnurrbart, und der reibt dem Mädchen die Lippen wund. Nun will sie die „Brillantine" in nur zu begreiflicher Abwehr für „ihn".

Aber das geht natürlich nicht. Der Arzt erklärt, daß er ihr nur für den eignen Gebrauch etwas verschreiben dürfe, und schnell verläßt die Kleine das Sprechzimmer des schmunzelnden Arztes. „Na", sagt sie schnippisch, „dann gehe ich eben zu einem anderen Arzt!"

Wahres Geschichtchen

Aus einer Stuttgarter Bedürfnisanstalt entfernt sich ein Mann eilenden Schritts. Er hat wohl zu zahlen vergessen, denn wenige Sekunden später stürzt die Aufwartefrau mit lautem Geschrei auf die Straße. „Hebat dean do", ruft sie, „hebat dean Zechpreller!"

Fundstück

Aus „Dunkle Steine", von Stefanie Keyser. Seite 122 (Ausfahrt des Paares Sophie von Rastberg und Botho von der Schurre): „— — — In weicher Stimmung rollten sie zusammen auf der Prager Kunststraße hinab — — —"


(A. Pichel)

Weidgerecht

„Du willst also volle vierzehn Tage hier auf der Jagd bleiben? Was wird denn dann aus deinem Erich?" — „Bah! Der hat jetzt Schonzeit!"

Der schwierige Kunde

Von German Gerhold

Der Herr war gleich verdächtig, als er das Geschäft betrat. Er trug einen nach oben enger werdenden Lodenmantel, der am Hals hermetisch geschlossen war, und einen zu kleinen Hut, was Geiz bedeutet; außerdem wurde sein Mund von einem Hängeschnauzbart à la Nietzsche völlig verdeckt, was auf Bissigkeit schließen ließ.
„Darf ich fragen, was Sie wünschen, mein Herr?" empfing ihn an der Tür ein eigens dazu aufgestellter Empfangsherr mit einer Verbeugung.
Der Herr stutzte und sah groß auf. „Würden Sie mir sagen, wo sich die Toilette befindet?" erkundigte er sich dann.
Leicht indigniert wies ihn der Empfangsherr absichtlich an eine entzückende Verkäuferin, die der Herr jedoch mit zusammengekniffenen Augen nicht um den Schlüssel zur Toilette, sondern um einen Pinsel ersuchte.
Am Pinsellager deutete er in den Kasten. „Wie hoch bewerten Sie dieses Instrument?"
Der junge Mann wollte sich kundendienstlich betätigen. „Wozu braucht der Herr den Pinsel?"
Der Herr sah mit beherrschter Befremdung auf. „Zum Bauchnabelauspinseln", erklärte er ernst und vernehmlich.
Die Mädchen ringsum bissen sich auf die Lippen und drückten die Augen heraus. Der Verkäufer wand sich errötend. „Dazu — dazu eignet er sich vorzüglich", stotterte er. „Garantiert reine chinesische Schweinsborsten, mein Herr."
„Dann geben Sie diesen schwarzen dort", erwiderte der Herr. „Ich habe etwas gegen chinesische Schweine."
Der Verkäufer verschloß seinen Mund und bekritzelte den Kassenblock.
An der Kasse hielt der Herr die Hand neben den patentierten Zahlteller, so daß die Kassiererin das Geld nochmals auflesen und in seine Hand zählen mußte.
Das Mädchen an der Ausgabe hielt eine Sekunde den Pinsel unentschlossen in der Hand. „Soll ich ihn einpacken?"
Der Herr riß seinen Blick von dem Pinsel los und sah auf. „Wozu?" fragte er ironisch. „Ich kann ihn ja auch auf den Hut stecken, nicht wahr?" Er riß ihn an sich und versenkte ihn in die Tasche.
Als er sich der Tür näherte, nahm ihm der Empfangsherr sozusagen den Griff aus der Hand und verbeugte sich. „Auf Wiedersehen, mein Herr! Ich danke Ihnen, mein Herr!"
Der Herr stand stocksteif und zog seine Hand zurück. „Wofür?"
Der Empfangsherr sammelte sich schnell. „Wofür —? Für Ihren freundlichen Besuch, — für den Einkauf . . ."
„Oh, — ach so." Der Herr lupfte sein Hütchen und verneigte sich. „Ich danke gleichfalls, mein Herr! Ich danke Ihren Verkäufern, Ihrem Hausknecht, dem Herrn, der Ihnen dieses Lokal vermietete, dem Architekten, der das Haus erbaute, und, bitte, übermitteln Sie Ihrem Grossisten, dem Pinselfabrikanten, seinen Arbeitern und seiner Familie, sowie den chinesischen Schweinezüchtern meinen innigsten Dank! Der Eisenbahn werde ich für den Transport selber schriftlich meinen Dank aussprechen!"
Sprach's und ging.

*

Ein Arbeiter erwacht am Sonntagmorgen

Die Frau schläft noch. In seinem Korb mein kleiner Junge
erzählt sich Dinge, die nur er versteht — —
So still im Haus — — Nur auf der Treppe Milchmann Runge
von Tür zu Tür mit seinen Flaschen geht.

Sonst steh' ich schon um diese Zeit bei meinen Feilen,
und um mich summt das harte Eisenlied —
Heut' brauche ich mich nicht besonders zu beeilen:
ich kann den Tag nach meinem Wunsch einteilen,
ich, Gustav Wilhelm Schulz, gelernter Kesselschmied.

— — — Es ist noch dunkel draußen. An das Fenster platscht der Regen.
Wie wär's denn, Justav — nochmal auf die and're Seite legen? — —

So ist das nun: man könnte, und man tut es nicht.
Das kommt, man ist so selten mal mit sich allein;
doch schließlich trägt man ja ein Menschenangesicht
und hat ein wenig Sehnsucht nach Besinnung und nach Licht:
da, mein' ich, ist der Sonntag grad der rechte Tag,
mal mit sich selber und der Welt allein zu sein.

Es ziehen einem allerhand Gedanken durch den Sinn:
man spürt, man hat auch etwas wie 'ne Seele neben Hand und Kopf — —
Na schön — — das nebenbei. Erheb dich, Justav!
Mach Feuer in der Küche an,
da freut sich Grete, wenn ich aufgestanden bin.

— — — So, und nun schnell in die Klamotten rin — —
(heut gibt's 'n reines Oberhemd und Kuchen mit Rosinen drin,
und dann zu Mittag eine Hammelkeule in den Topf) — — —
Prrr . . . is' das kalt! Ich geh' jetzt erst mal in den Keller und hol' Kohlen,
und gleich nach Mittag will ich meine Arbeitsschuh' besohlen.

Peter Burlach

Der Klügere gibt nach

Wir hatten eine sehr verwöhnte, junge Baltin kennengelernt — aber wir waren schlechte Tänzer und Gesellschafter, dagegen recht annehmbare Sportler. So wollten wir die junge Dame aus begreiflichen Gründen dazu bringen, das Skifahren zu erlernen. Sie zog nicht recht, doch endlich gelang es uns. Wir fuhren also eines schönen Sonntags mit dem frühesten Sportzug hinaus, sie selber wollte um neun Uhr nachkommen. Zuerst hatte sie im Hotel noch einmal gefrühstückt, dann erschien sie reichlich verspätet am Übungshang. Mit vereinten Kräften halfen wir ihr die Skier anschnallen, und los ging's. Sie fiel hin, wurde von uns auf die eleganten Beine gestellt, fiel wieder und blieb im Schnee sitzen. Plötzlich hörte man über den ganzen Hang in unverfälschtem Baltisch-Deutsch: „Karli, nimm sie mir wech, die Ski sind mir hinderlich!"

Der Trumpf

„Großartig, so 'ne Jagd", renommierte Bälzle, „ich bin gestern knapp zwei Stunden draußen gewesen und schon hatte ich einen Hasen, der für die halbe Woche reicht."
„Das ist noch gar nichts", antwortete der junge Bröckele, „bei mir haben zwei Stunden Skifahrt genügt, um ein Häschen aufzugabeln, mit dem ich fürs ganze Leben reiche!"

Werbung

„Wie sind Sie denn nur zu der reichen Braut gekommen?", fragte ein erfolgloser Mitgiftjäger niederfüllt einen glücklicheren.
„Na", sagte der, „wie das so geht: sie ist auf dem Eis eingebrochen, ich bin zugesprungen, habe sie gepackt und so lange unter Wasser gehalten, bis sie ‚ja' gesagt hat."

Intermezzo

(R. Kriesch)

„Lisa, hat mein Mann wirklich nicht gemerkt, daß ich die Koffer packe?" — „Ich weiß nicht, er hat vorhin so vergnügt gepfiffen . . ."

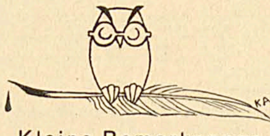
Lieber Simplicissimus!

Bürzel hatte in Mittelamerika zu tun. Von der Bevölkerung nicht übermäßig beeindruckt, spürte er doch an Stellen, wo er dies nie vermutet hätte, plötzlich den Arm des Staates.

„Offenbar", meinte Bürzel, „kann man auch mit Leuten einen Staat machen, mit denen man keinen Staat machen kann."

*

Mein Sohn und meine Tochter lesen mit Feuereifer alle möglichen Kriminalromane, deren sie nur habhaft werden können. Das Schönste dabei ist natürlich nach aller Spannung der Schluß. Eines Tages höre ich, wie sich beide wegen einer Tafel Schokolade streiten. „Wenn du mir nicht sofort die Hälfte davon abgibst, dann sage ich dir, wer der Mörder ist!" ruft Hans. Die Drohung wirkt: er bekommt sofort die halbe Tafel — wer läßt sich gern die Spannung rauben?



Kleine Bemerkungen

In mancher Bibliothek ist der Kopf des Besitzers der einzige Hohlraum.

*

Das Leben ist ein Geschenk, das man nachher in Raten abzahlen muß.

oha

Das Gemüt

Freund S. hatte eine chronische Darmgeschichte. Er verbrachte deshalb einen beträchtlichen Teil seines Daseins an jenem Ort, den man stets zu Fuß aufsucht. Als er starb, berichtete ich es in unserem Stammlokal auch der Toilettefrau. „Ach, das tut mir aber wirklich leid", sagte sie betrübt, „er war ein so menschenfreundlicher Herr. Ich glaube, er ist sehr oft nur mir zuliebe hinausgegangen."

Radikalmittel

In dem kleinen Ort S. ereigneten sich an der scharfen Wegbiegung gleich beim Rathaus ungemein viel Unfälle. Man sann heftig auf Abhilfe. Eines Tages prangte infolgedessen an jener Stelle eine große, weithin sichtbare Tafel: „Kein Arzt im Ort!"

Die große Werbekanone

(Olaf Gulbransson)



„Diesmal geht's also nach Tokio." — „Soll ich da das Material zu einem warmen Wickel einpacken, Genosse Litwinow, oder zu einem kalten?"

Chamäleon

Lang warst du grau, nun wirst du grün,
wirst wieder grün — wie schon so oft,
wenn erstes Sprossen, erstes Blühn
aus Keimen quillt, aus Knospen hofft.

Vielleicht, vielleicht wirst du noch blau,
blau wie der Himmel in der Höh'.
Du richtest dich ja haargenau
jeweils nach deinem Milieu.

Daß du mir aber nicht vergißt:
was sich da färbt, ist bloß die Haut!
Und du bleibst immer, der du bist,
ob's um dich graut, ob's grünt, ob's blaut.

Ratatöskr

Der Mann mit dem Fluch

Von Klara Maria Frey

Ein Mann hatte die Gabe, beim Rückwärtsblicken über seine linke Schulter das wahre Gesicht der Menschen zu sehen. Eine schmerzvolle, leidbringende Gabe war dies! Verkrüppeltsein, einen Buckel tragen, taube Ohren oder blinde Augen zu haben — alles schien dem Manne erträglicher als ein solches Geschick. Der Geplagte lebte in zerrender Pein; er war ausgeliefert an Erschütterungen, von denen seine Mitmenschen keine Ahnung hatten. Ja, die hatten gelacht über seine Nöte und ihn verhöhnt. Denn in der Welt triumphiert das Grobe über das Feine, das Laute über das Stille, die Form über das Wesen. Selbst wenn ihm einige wenige glaubten, so war der Mann diesen seinen Freunden doch bald unheimlich; die Wahrheiten, die sie erfuhren, quälten sie wie Kreuzigungen, so daß sie von ihm abließen. Wer möchte gerne von sich wissen, daß ein Wolf, ein Geier oder Fuchs aus ihm lebe, daß er häßliche, teuflische oder närrische Züge trage?

So wurde der Mann ein Einsamer.

Einmal wanderte er durch die weite Heide. Das Abendrot blühte ihm freundlich-rosig zu; wie eine Inbrunst lag Honigduft über dem Gefild, Föhrenäste wippten, brüderlich nickend. Dem Wandernden schwoll das Herz weit; seine Sehnsucht nach menschlicher Wärme wurde aufgerührt und erfüllte ihn wie ein Glaube. Er schritt rascher, als habe er ein Ziel. Plötzlich sah er Rauch und ein Dach. Hinter Birkenstämmen stand eine festgezimmerte Hütte. Des Mannes Brotsack hing schlaff und bedurfte des Aufgefülltwerdens. Er wagte es, die Torfbauern aufzusuchen, die hier zu hausen schienen. Aus der Tür quollen ihm Herdgeruch und Reisigdunst entgegen, ja es war noch anders als Reisig, es war Weihrauch, der als feiner, süß-herber Hauch in dem Raum zu schmecken war. Wie ein Heimkehrender sank der Mann auf den Holzklotz neben der Schwelle und wartete, bis jemand käme. Endlich knarrte die Tür im Hintergrund der Küche. Ein junges Weib starrte den Mann an, kam auf ihn zu und strich ihm über das Haupt wie einem Kinde. Der Holzklotz fiel um, so schnell war der Mann aufgestanden, um den Gruß zu bieten und seinen Wunsch um Brot vorzubringen. Jedoch die Frau schien seine Worte nicht zu verstehen. Sie sagte nur immer: „Da bist du ja" und strich dem Fremdling wieder und wieder über das Haar. Wie Weinen klang es aus ihrer Stimme. Dann ging sie gegen die Tür im Hintergrund und blickte mit flinker Kopfbewegung zurück. Ein Schrei entfuhr ihren Lippen, sie riß die Schürze vor das Gesicht und stürzte schluchzend aus der Küche in das hintere Gelaß. Der Mann stand mitten im Raum und fühlte sich von Seltsamem überflutet und durchwirkt. Da klang die Stimme durch die Holzwand: „Ich bitte Euch, geht vor das Haus und wartet einen Augenblick! Ich komme sofort und erkläre Euch alles." — Der Mann trat vor die Hütte. Nach wenigen Augenblicken kam die Frau. Sie hielt ein Tuch an sich gepreßt und schien sich gefaßt zu haben.

„Was ist Euch?" sagte der Mann, da sie miteinander auf und ab schritten, „kann ich Euch helfen? Weshalb seid Ihr so erschrocken?"

„Erschrocken, ja, das bin ich. Aber hört mich an! Heute ist mein Vater gestorben, vor zwei Stunden."

„Oh", rief der Zuhörer, „Ihr armes Kind! Nehmt mir mein Eindringen nicht übel auf!"

„Beruhigt Euch, laßt mich nur weiterreden. Es ist schon recht so. Seht, mein Vater war alt, fast achtzig Jahre alt. Hört Ihr den Hund?"

Der Mann lauschte. Wirklich, klagendes Winseln, erbärmlich anzuhören, drang heraus.

„Es ist der Schäferhund. Mein Vater war der Schäfer. Ich darf nicht trauern, er ist eingeschlafen, so ruhig wie ein Müder, der sich endlich niederlegen darf. Und er hat mir kurz vor seinem Tode gesagt, daß Ihr kommen werdet."

Der Mann schwieg gebannt.

„Ja, das sagte er. Wisset, ich bin mit einer bösen Sache geplagt. Wenn ich hinter mich schaue, dann weiß ich, wie die Menschen in Wirklichkeit sind. Ich sehe ihre richtigen Gesichter, ihre wahren Mienen. Aber warum stöhnt Ihr?"

„Nichts, nichts, redet nur weiter."

„Das ist schon viele Jahre so und ist gar herb zu tragen. Schon lange bin ich mit einem Wirtssohn versprochen, obwohl es mich vor ihm graust. Aber er hat nicht nachgegeben. Nun hat der Vater — kurz vor dem Einschlafen — den Ring von meinem Finger gezogen und hat gemurmelt: „Mußt nicht, mußt nicht, Kind! Es kommt einer, ich sehe ihn schon; er kommt aufs Haus zu. Streich ihm über den Kopf! Dann wird alles gut. Dann wird beides gut." Und als ich Euch über das Haar gestrichen hatte, da — da drehte ich mich um, und habe nur Euer Gesicht gesehen, wie Ihr es allweil habt. Kein Wolf, kein Eber, keine Fratze von Schurken und Dämonen, nichts."

Wie beschämt blieb das junge Weib stehen und senkte das Haupt.

„Hat der Alte, Euer Vater, noch etwas gesagt?"

„Ja, ich solle dem, der da auf das Haus zukomme, jeden Tag meines Lebens sanft über das Haupt streichen, mit guten Gedanken und . . ."

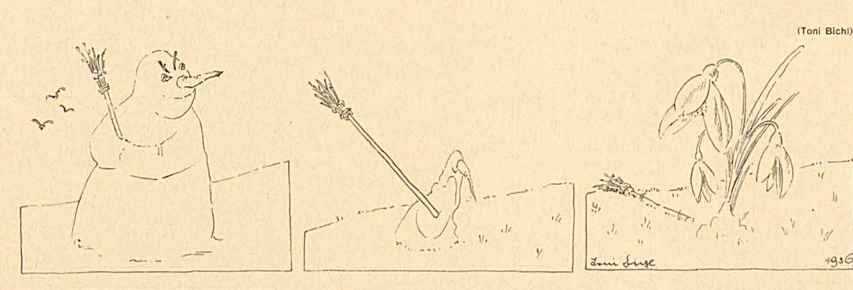
Die Frau schwieg plötzlich bestürzt, als fasse sie jetzt erst, was der Sterbende gemeint hatte. Der Mann murmelte: „Beides werde gut, hat er nicht so gesagt? Bleibt stehen, eine Weile nur, ich muß erst schauen!" Dabei machte er ein paar Schritte vorwärts und blickte über seine linke Schulter rückwärts.

„Es ist so", rief er freudig. „Ich sehe dein Gesicht, wie alle Leute es sehen müssen!"

Die Frau staunte mit fragenden Augen. Der Mann trat auf sie zu und faßte ihre Hände, daß das Tuch abglitt.

„Ich hatte die gleiche furchtbare Kraft wie du und bin deshalb in die Welt gezogen, einsam und menschenscheu. Wir wissen jetzt beide, wie wir frei werden von dem Banne. Aber komm, wir wollen bei deinem Vater die Totenwacht halten!"

(Toni Bichl)

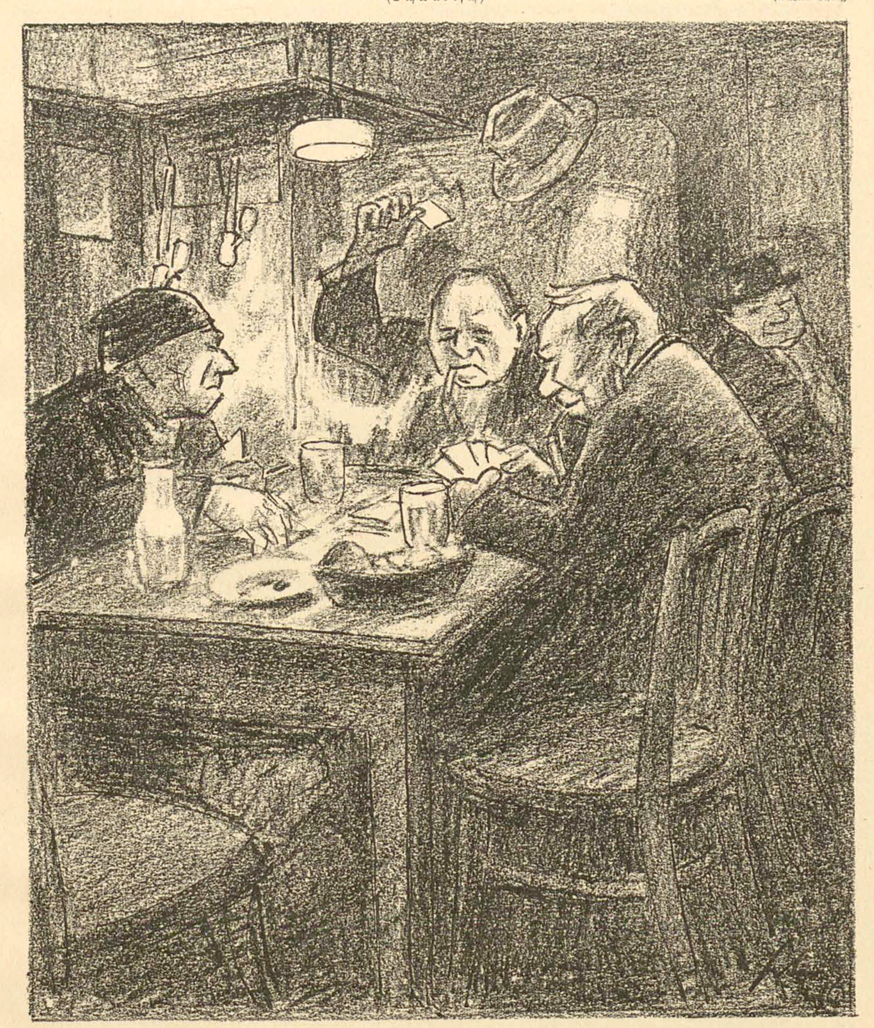


Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— ● Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile RM —.20 ● Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Galshauser, München ● Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1936 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München. DA. 12610 III. Vj. Pl. 3 ● Erfüllungsort München ● Postscheck München 5802 ● Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Gaigel

(Schwäbisch)

(Wilhelm Schulz)



Drui Manne' ond drui Tubakspfeife',
des geit e' Luft — ma' ka' se greife'!
Se hocket do mit raote Köpf
ond gaiglet wild om Hose'knöpf.

Se hebet a' ond gent ond mischet
ond gucket, daß se Trümpf vertwischet;
se streichet d' Schnauzbärt, machet Sprüch'
ond streitet om en jede' Stich.

Dr oa' sait: „Sell wär nohmol schöner!"
Ond fuchtlet mit em Schippe'zehner.
Ond wia-n-er uf de' Tisch nei'drischt —
nao guat, daß der vo' Eiche ischt!

Dr ander sait: „Nao gstät, nao waarte',
narr, ander Leut hend au noh Kaarte.
'bacht, Alterle, dir stopf i d' Gosch . . ."
Ond meldet Vierzge — so, do hosch!

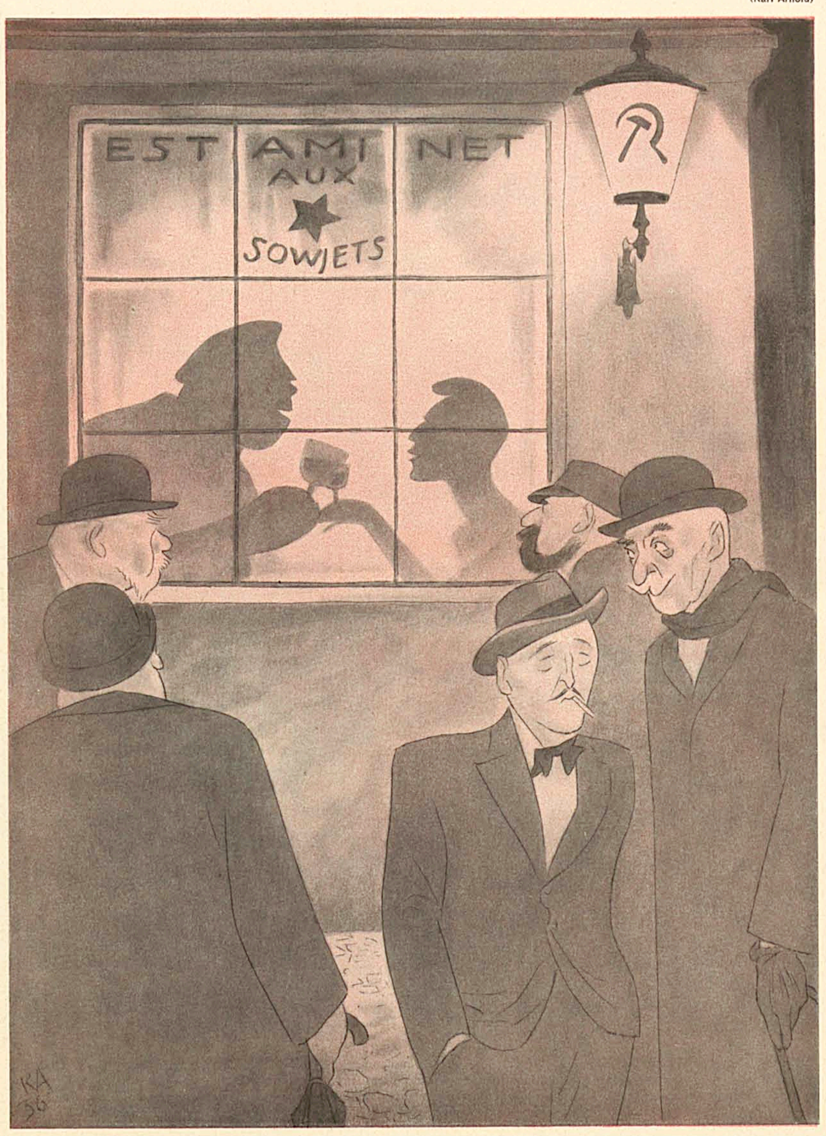
Dr dritt sait: „Nao koa' lange Predig!
Em bloe' Affe' in Venedig,
do spielt ma' hearzhaft, aber rauh —
des stich i mit dr Schelle'sau!"

Ond so goht's fort: se schreiet, händlet
ond bscheißet, wenn's koar sieht, ond schwendlet
ond trenket grüabig dronternei'
em Adlerwiirt sein Moscht für Wei' . . . —

Sebastian Blau

Politik und Volk in Frankreich

(Karl Arnold)



„Warum kein ‚Café de la paix', wo wir mit allen, auch unseren deutschen Nachbarn, zusammensitzen könnten?!"

München, 15. März 1936 Preis 60 Pfennig 40. Jahrgang Nr. 51

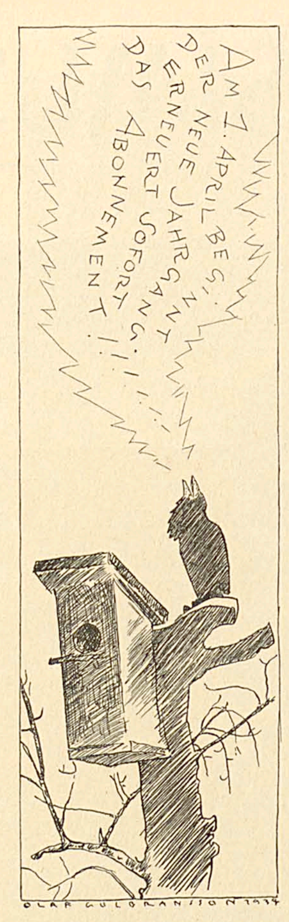
SIMPLICISSIMUS

Der russische Hypnotiseur

(E. Schilling)



„Geh nur, Mütterchen, geh nur . . .!“



Ballade am Straßenrain

Von Justus Franz Wittkop

Man kann eines Menschen Leben erretten, ohne seine Existenz überhaupt nur zu ahnen. Auf ihrer Hochzeitsreise haben Helga und Veit solches vollbracht; aber sie wissen es nicht. Hört die „Ballade am Straßenrain"!

*

Turgis wollte sein Weib umbringen. Hinter Marfa, der Magd, war er her. Der kleine Hof lag in der Tallichtung des Waldes, weit und breit in großer Einsamkeit, dort, wo die Landstraße eine Kurve macht.

Unter dem rauschenden Kuppelbau alter Nußbäume stand das Häuschen; es lehnte sich an die Böschung der Straße an. Nur die Fenster der einstöckigen Vorderfront lagen auf der Höhe der Chaussee. Sie stieß darauf zu, bog vor der bemoosten Wand um und zog schnurgerade weiter, kalkweiß in die schwarzen Tannenwälder eingeschnitten. — Die eigentlichen Stuben, die Küche und die Stallungen des kleinen Gehöfts lagen gut drei Meter tief unter dem Straßenniveau, zu dem man auf einem ausgefahrenen Feldweg ansteigen mußte. Dort unten warfen die dichten dunklen Kronen der Nußbäume ewige Schatten über die Rückseite, den Eingang und die Fenster des Hauses, hinter denen die halbdunklen Stuben lagen.

Die Bäuerin hatte spöttische Augen. Was Turgis auch tat, sie verlachte ihn. Ganz gewiß, daß noch die spöttischen Lichter in ihren Augen glänzen würden, wenn seine Daumen sich schon mit tölpelhafter Mordgier in ihre weiche Kehle gruben. Denn eines Nachts würde er sein Weib unter dem rotkarierten, bauchigen Federbett erdrosseln!

Marfa, die Magd, war anders. Wie ein Hündchen legte sie sich in seine Arme. Doch den verachtenden Spott der Bäuerin fühlte er noch durch die fußdicken Mauern hindurch in den Stunden, wo er bei Marfa weilte; am unerträglichsten aber, wenn er nach halbem Vergessen zum Bett seiner Ehe zurücktappte. Die Frau kehrte ihm den Rücken, doch er wußte, wie spöttisch ihre Augen in das Dunkel starrten.

Eines Tages ließ die Bäuerin ihr Lager in der oberen Stube machen. Der halbleere Raum, dessen drei Fenster auf der Höhe der Landstraße lagen, war seit Menschengedenken unbewohnt. Im Winter wurden zuweilen Äpfel dort eingelagert, und ihr Aroma hing noch zwischen den feuchten Tapeten. Auf dem Steinkamin stand unter einem verstaubten Glassturz eine wächserne Marienfigur in verblaßtem Himmelblau und dunkel gewordenem Silber. Nach diesem Zimmer ließ die Bäuerin eine Bettstatt schaffen. Der taube Tagelöhner trug sie ihr über die Treppe nach oben. Und Marfa brachte die Last der Federbetten nach.

Turgis stand auf dem Steinflur. Er lauschte auf die Geräusche, die von oben herunterklangen, das Tappen der Sohlen auf den krachenden Dielen, die dumpfen Stöße, mit denen das Bett niedergesetzt ward, die puffenden Schläge, durch die ein Weiberarm die Federn in den Kissen lockerte. Als auf den oberen Stufen der Treppe, durch das rohgeschnitzte Geländer hindurch sichtbar, zwei nackte Füße unter einem rostbraunen Rocksaum auftauchten, wandte Turgis sich um und stellte sich unter die Haustür. Wie traumverloren klang das Gackern der Hühner vom Hof herein. War es ein Argwohn oder nur ein neues Zeichen der Verachtung, die sie für ihn hegte, daß sie nach oben umgezogen war? — Er ging zum Stall, um den Ochsen einzuschirren.—

Vergeblich wartete Marfa auf ihn, als der Abend über den Wäldern gesunken war. Sie hatte die Zöpfe gelöst, und ihr reiches Haar hing über die runden Schultern. Das Talglicht flackerte. Sie lauschte, ob der Schritt des Bauern käme. Aber das Haus war still. Zuweilen raufte ein starker Wind die Kronen der alten Nußbäume. Sie wartete bis spät, ehe sie die Kerze löschte. Dann schlief sie fest ein.

Der Bauer saß in der Finsternis des Hofes auf einem verrotteten Pflug. In das Rauschen der Bäume mischte sich dann und wann vom dunklen Stall herüber ein schlaftrunkenes Rumoren des Viehs. Der nahe Wald duftete. Turgis ließ die Stunden verstreichen. Er kannte den Ort, wo sein Opfer in ewigem Versteck modern würde; es war ein schmutziger, ehrloser Platz.

Von ganz weit herüber schlug eine Kirchturmuhr. Turgis erhob sich. Er schlich ins Haus. An Marfas dunkler Kammer vorüber tappte er zur Treppe. Die Stiegen waren ihm ungewohnt. Seit Jahren war er nicht hinaufgeklettert. Es ging nicht ganz ohne Lärm. Er tastete sich oben bis zur Tür des Vorderzimmers und klinkte sie auf. Da stand er im süßlichen Aroma, das die Winteräpfel zurückgelassen hatten, und versuchte zu wittern, wo das Bett aufgeschlagen sei. Die drei Fenster bildeten rechteckige fahlblaue Schatten, aufgeteilt durch die drei dunklen Fensterkreuze. Jetzt hörte er seine Frau atmen. Und nach drei plumpen schleichenden Schritten stand er vor ihrem Lager. Er tastete mit vorgestreckten Armen. Durch die Dichte der Kissen hindurch fühlte er die Wärme ihres Leibes.

Dann stockten seine vorwärtstastenden Hände. Ihm war, als breite sich eine schwache Helligkeit in der Stube aus. Darüber erschrak er. Schon konnte er die Madonna unter ihrem trüben Glassturz auf dem Steinkamin erkennen. Die Helligkeit nahm zu. Er sah das Haupt seiner Frau in der Dalle des gebauschten Linnens liegen. Wenn sie jetzt die Augen aufschlug! Die Helligkeit aber wuchs weiter an. Ein gleißendes Licht, greller als der sonnigste Tag, erfüllte die Stube. Er sah seinen eigenen Schatten riesengroß auf der Wand, und sein Schatten zitterte mehr als er selbst.

In jähem Erwachen schlug die Bäuerin die Augen auf. Mit einem Ruck setzte sie sich hoch. Voll Entsetzen starrte sie in sein Gesicht. Aber dann lachte die Frau. Die Spottlust schoß ihr aus den Augen. Sie verlachte ihren Tölpel von Mann.

Und plötzlich in überstürztem Wechsel lag wieder Finsternis über der Stube, schwärzer als sie je gewesen war. Turgis taumelte davon und suchte polternd die Tür.—

*

In dem Wagen, der draußen auf der Landstraße soeben die Kurve passiert hatte, fragte eine helle Frauenstimme: „Hast du die alten Nußbäume gesehen? Ein ganz verträumtes Häuschen darunter." Helga wendete den Kopf zurück, wo die Straße als bleicher Streifen gegen uferlose Dunkelheiten stieß. „Still! Horch mal!" sagte Veit am Steuer und neigte den Kopf lauschend vor. „Er klopft schon wieder. Ölkohle! Und ich habe ihn gerade erst überholen lassen."

Aber da hatte der Wagen das Haus an der Kurve schon kilometerweit hinter sich gelassen und raste hinter dem greifenden Licht seiner Scheinwerfer her durch die nächtlichen Wälder Böhmens.

*

Marfa mußte am nächsten Morgen ihr Bündel packen. Die Bäuerin jagte sie davon.

Erotik

Der kleine Messing-Elefant,
der sonst auf meinem Schreibtisch stand,
war plötzlich heute früh verschwunden...
Wo, meint ihr, hab' ich ihn gefunden?

Ganz oben auf dem Bücherbord,
wo zwischen Zweigen, halbverdorrt,
aus Ton die grüne Katze kauert
und Fliegen an der Wand belauert.

Da stand er also, blank und doof,
und machte diesem Tier den Hof,
das — scheinbar! — zur Entsagung neigte
und dem Galan den Buckel zeigte.

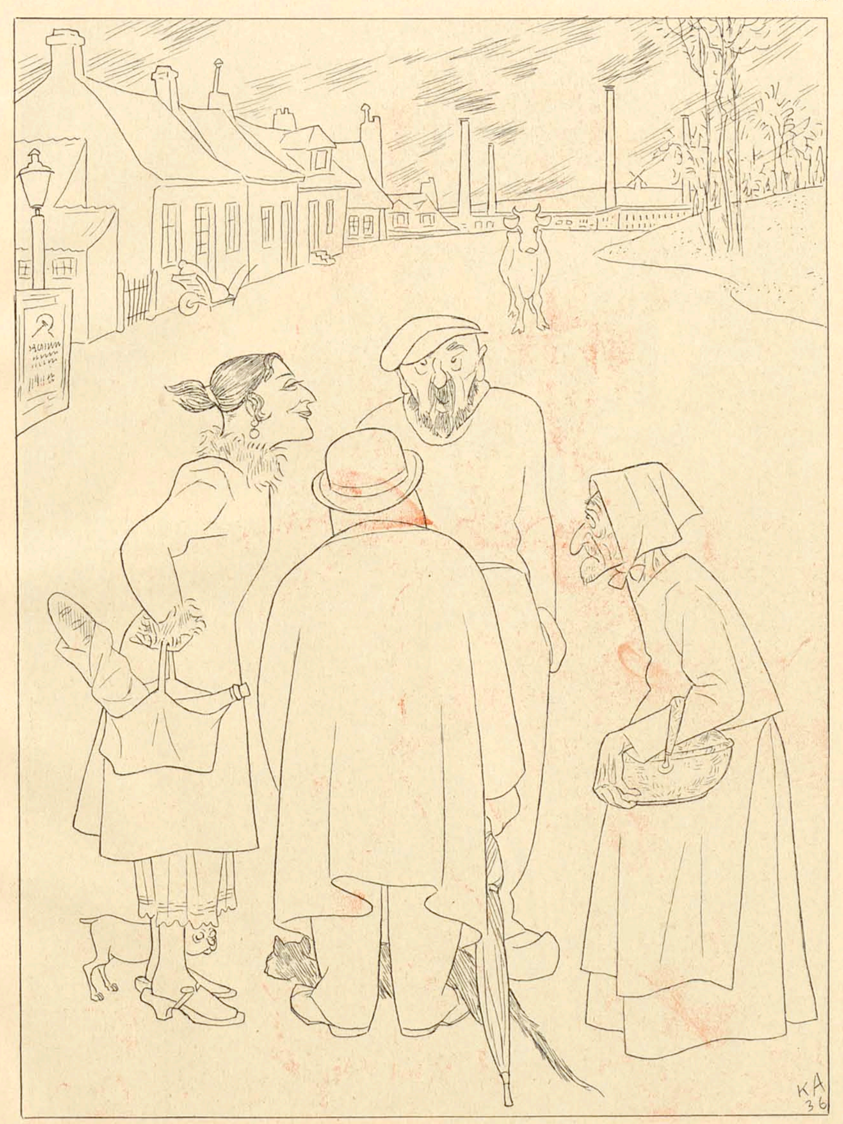
Der Herr von Voltaire nebenan,
der hatte seinen Spaß daran;
auch Wilhelm Busch und Wilhelm Raabe
beschauten schmunzelnd das Gehabe.

Ich aber, zürnend, rief: „Skandal!
Wo bleibt die Zucht und die Moral,
wenn jetzt sogar schon Nippfiguren
des Frühlings Lasterkitzel spüren?!"

Ratatöskr

C'est la politique!

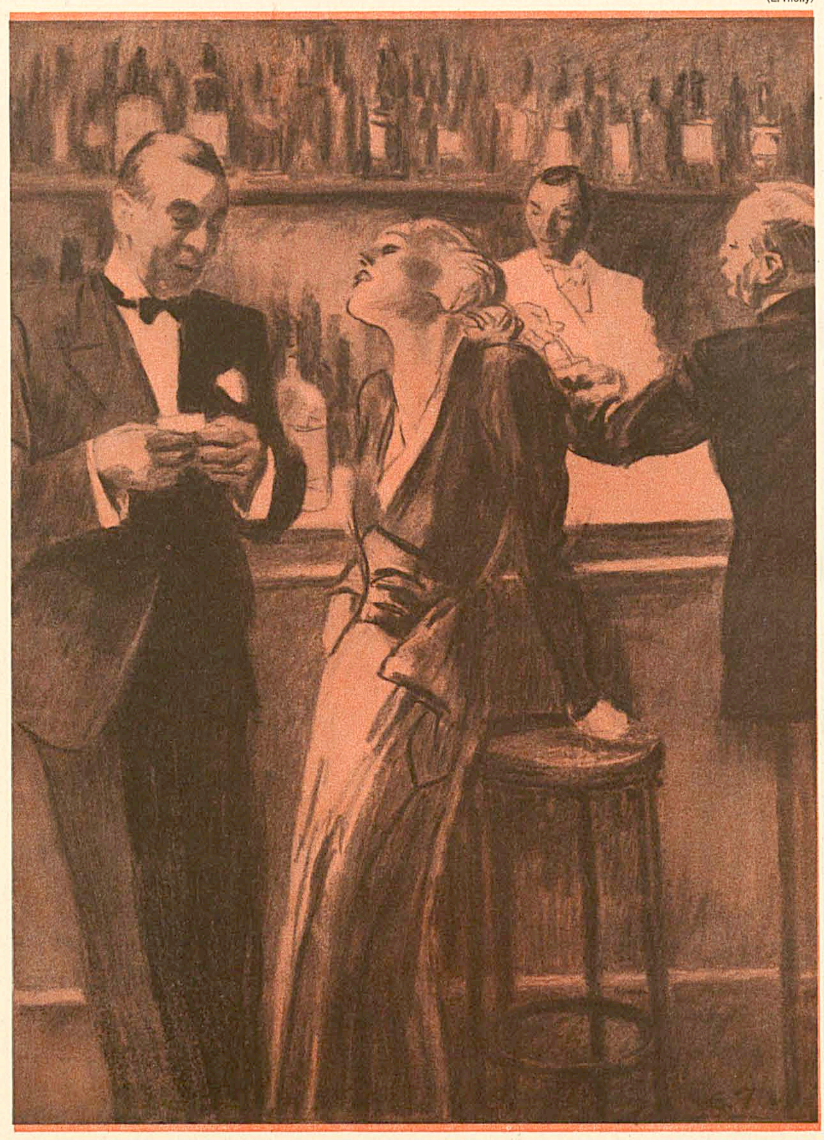
(Karl Arnold)



„Aber Monsieur, wir haben doch schon Liberté, Egalité, Fraternité!" – „O lala, mon petit bourgeois, das wirst du bald ins Russische übersetzen müssen!"

Sein Arbeitsdienst

(E. Thöny)



„Warum machen Sie eigentlich Ihre Zigaretten selber?" — „Gott, mein Arzt hat mir leichtere Arbeit verordnet!"

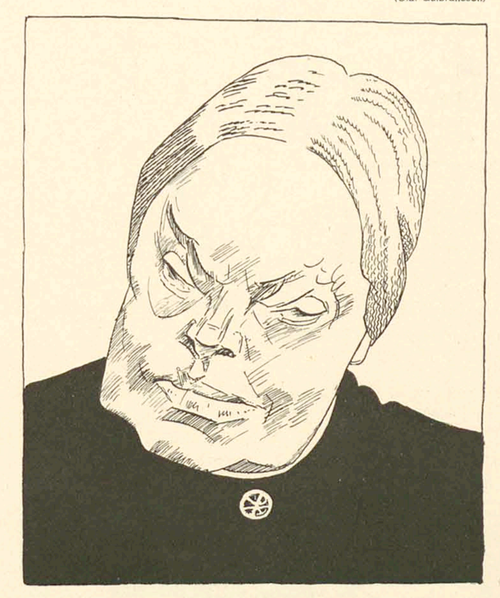
Die offene Hand

Von German Gerhold

Holley hatte die Beine auf den Tisch gelegt und war in Träumereien versunken.
„Wenn ich dreihundert Dollar hätte und sie Mounzie Brothers als Abschlag geben würde, würden sie vorerst nicht zum Gericht gehen. Gibson-Co. könnte ich statt Geld eine neue Bestellung geben, und hätte ich erst, sagen wir tausend Dutzend — oder dreitausend Dutzend Bruchbänder in diesem Hause, so könnte ich Miller vom Howard-Preß-Office kommen lassen, und im Anblick der dreitausend Dutzend Bruchbänder würde er dazu zu bringen sein . . . gut, soll er mit zehn Prozent beteiligt werden — mir Kredit auf zwanzig — warum nicht fünfzig? — Annoncen zu geben; und wenn ich auch nur zweitausend Dutzend absetze, so macht das: zweitausend × zwölf × einskommazwei Dollar — — — na, sagen wir bloß vierundzwanzigtausend Dollar. — — — Wenn ich dreihundert Dollar hätte . . ."
Er stutzte und hielt den Finger in der Luft. Ihm war, als hätte hinter ihm jemand leise die Tür geschlossen.
Da es ihm lächerlich erschien, daß jemand ohne anzuklopfen in sein Zimmer eintreten könnte, faßte er seinen Finger wieder schärfer ins Auge und schickte sich an, weiterzuträumen.
Da räusperte es sich vernehmlich hinter ihm.
Betroffen fuhr er herum.
Tatsächlich war ein Mann im Zimmer! Es handelte sich um einen gutgewachsenen Burschen zwischen hundertachtzig und zweihundert Pfund, anständig gekleidet und von gemütvollem Äußern. Er hatte bereits Platz genommen und blickte Holley treuherzig an.
Holley nahm die Beine vom Tisch und warf den Drehsessel herum.
„Was wünschen Sie?" fragte er.
„No", erwiderte der Fremde lächelnd, „was wünschen S i e?"
Verwirrt zwinkerte Holley mit den Augen.
„Pardon, ich habe Sie nicht gerufen", meinte er dann gütlich.
Der Fremde nickte. „Richtig. Ich kam von selbst."
Holley griff sich ans Ohr. „Ja, schön! — Also, was wünschen Sie denn?"
„No", erwiderte der Fremde höflich. „Was wünschen Sie?"
„Moment 'mal." Holley verschränkte die Arme und faßte sein Kinn. „Sind Sie der Ansicht, daß Sie hierherbestellt wurden? Oder daß Sie sonstwie hier erwartet würden?"
„Nicht im geringsten", erklärte der Fremde freimütig.
Holley wurde sichtlich nervös. „Sie geben also zu, daß Sie eigenmächtig und selbständig hier eingetreten sind?"
„Ja, ich gestehe es ein", erwiderte der Fremde bescheiden.
„Gut. — Also, was wünschen Sie?"
„No, was wünschen Sie?" beharrte der Unbekannte, und ein gewinnendes Lächeln bat um Entschuldigung.
Nur Ruhe, es wird eine Reklame sein, versuchte sich Holley zu beschwichtigen.
„Hören Sie zu", begann er vorsichtig von neuem, „Sie sind doch nicht ohne Grund hier eingetreten."
„Nein", stimmte ihm der andere bei.
„Zum Teufel, also was wollen Sie hier?!" rief Holley ärgerlich.
Der Fremde hob die Hand, um sie bedauernd fallen zu lassen. „Ich wollte Sie fragen, was Sie wünschen." (Schluß auf S. 606)

KOEPFE

(Olaf Gulbransson)



Marie von Ebner-Eschenbach

De gröine Stern

Du seggst, dat is 'n Backbordlicht,
dat op de Elw 'n Damper driggt?

Ick segg, dat is 'n gröinen Stern,
de kummt von 'n Heven von uns' Herrn.

Und achter em de ganze Welt,
dat ganze groot Planetenfeld,

dat geit so wiit, bet an 'n Saturn,
und open liggt 'n swatte Urn'.

Dor is keen Stadt, de sust und lacht,
nur Finkenwarder und de Nacht.

Dor is keen Land, dor is keen Schluß —
de Damper kummt von 'n Sirius!

Sin Spökenglanz, sin Fü'r und Damp,
de brennt noch in de gröine Lamp.

An Bord steit Gott — so still und schöin —
He fragt ganz stumm mit Wunnergröin.

Und op de Brügg, dor stohn wi taag,
— — — und wi hebbt Angst vor disse Frag.

Edmund Hoehne

Starkbierzeit

(J. Kreis)



„Koan Katarrh hob i, koan Reißmatis' net, gar nix'n! Sixt, mei Liaba, da konnst di nei'leg'n in dei' Frühjahrskur!"

Von der Schmiere

(Herbert Lehmann)



„Wißt ihr, warum die Maria Stuart gestern schon im zweiten Akt geköpft wurde?" — „Oh, auf ihren persönlichen Wunsch: sie hatte so sehr Zahnschmerzen."

Die offene Hand

(Schluß von Seite 605)

Holley sprang auf. „Mann, Ihre Tricks sind ziemlich blödsinnig! Ich habe zu tun. Gehen Sie!"

Der Fremde bedauerte höflich. „Nicht, ehe Sie mir mitteilten, was Sie wünschen."

Holley schlug auf den Tisch. „Ja, bin ich denn wahnsinnig, oder . . ." In jäh aufsteigendem Verdacht verstummte er und sah den Fremden genauer an. Vorsichtig tastete er rückwärts zur Schreibtischschublade und öffnete sie.

Der Fremde blickte interessiert auf die sich öffnende Schublade. „Lassen Sie das doch, Holley", sagte er dann traurig. „Ich halte in der Manteltasche bereits eine geladene Waffe in der Hand."

„Verflucht!" Holley biß sich auf die Lippen. Angstschweiß perlte auf seiner Stirn. „Goddam — was soll diese Komödie! Was wollen Sie denn?"

„Nichts weiter", beharrte der Fremde liebenswürdig. „Ich kam lediglich, um Sie nach Ihren Wünschen zu fragen. Es ist mir peinlich, daß Sie das übelnehmen."

Holley ballte die Fäuste und dachte nach. „Nun gut", sagte er plötzlich freundlich. „Angenommen, ich wünsche tausend Dollar zu besitzen!"

Der Unbekannte verneigte sich erfreut. „Na also! Mehr nicht?"

„Pah — ich könnte ja auch hunderttausend sagen", meinte Holley ironisch, während er angestrengt nach einem Ausweg suchte.

„Oh, ich danke Ihnen", erwiderte der Fremde. „Sehen Sie, nun reden Sie ganz vernünftig. Sie wünschen also lediglich hunderttausend Dollar zu besitzen?"

„Nichts weiter, alter Junge", nickte Holley. „Oder vielleicht auch eine Million? Falls es Ihnen so lieber ist?"

„Bedeutend lieber", erwiderte der Fremde. „Ich werde den Scheck sofort ausstellen."

Holley bemerkte, daß der Fremde in die Tasche greifen wollte. „Halt! Nein!", rief er angstvoll. „Lassen Sie, es hat Zeit! Verhandeln wir weiter! Könnte ich auch zwei Millionen haben?"

„Aber selbstverständlich!" rief der Unbekannte aus. „Warum waren Sie eigentlich anfangs so bescheiden?"

Holley flatterte vor Aufregung an allen Gliedern. Mit Gewalt beherrschte er sich. „Und was fordern Sie als Gegenleistung?"

„Aber nicht das geringste!" erklärte der Fremde verwundert.

„Würden Sie mir Ihren Namen nennen?" forschte Holley weiter.

„Warum nicht?" lächelte der andere. „Ich bin James Rockefeller. Ein Enkel des Alten."

„Rockefeller?" Holley lachte gezwungen auf. „Natürlich Rockefeller! Warum nicht Vanderbilt?"

„Wie könnte ich Vanderbilt sein?" wunderte sich der Fremde. „Mein Freund heißt Vanderbilt."

Holley fiel ein plumper Ausfall ein, und er blickte zu dem Zweck auf die Uhr. „Ah — sagen Sie, bester Rockefeller: Ich sehe, meine Braut erwartet um diese Zeit meinen Anruf. Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich im Nebenzimmer . . ."

„Aber nicht das geringste", erklärte der Fremde.

Holleys Augen blitzten auf. Mit zwei Sätzen war er bei der Tür.

„Halt!" rief der Unbekannte und griff in seine Tasche. „Wollen Sie nicht doch lieber vorher den Scheck . . ."

„Gehn Sie zur Hölle!" schrie Holley und flitzte durch die Tür, warf sie ins Schloß und drehte den Schlüssel um.

*

Auf der Polizeistation erzählte Holley erregt den ganzen Vorgang, während der Fremde lächelnd zuhörte.

„Könnte ich eine Abschrift des Protokolls erhalten?" erkundigte sich der Fremde höflich, als Holley seinen Bericht beendet hatte.

„Wozu?" fragte der Offizier.

Der Fremde überreichte seine Papiere. „Wie Sie sehen, bin ich tatsächlich James Rockefeller. Ich hatte mit Bertie Vanderbilt gewettet, daß ich jemand eine Million anbieten könne, ohne daß dieser sie nehmen würde. Ich habe diese Wette gewonnen."

Der Offizier und die Konstabler lachten hellauf. Holley fiel in Ohnmacht.

Geschichten um ein Original

Lüttjohann und der geizige Bauer

Auf Martini, zum „Märtensdach", bekam Lüttjohann von dem reichen Bauer Schulz in Beetzendorf alle Jahre einen schönen blanken Taler. Diesmal jedoch packte den Bauer der Geiz. Dazu lag ihm seine Frau in den Ohren, wie er eigentlich dazu käme, dem alten Saufaus für nichts und wieder nichts so ein schönes Stück Geld zu schenken, das man viel nutzbringender verwenden könne.

Als nun Lüttjohann erschien, sein Geschenk in Empfang zu nehmen, stotterte der Bauer verlegen — denn ganz wohl war ihm in seiner neuen filzigen Haut auch nicht —: „Tschä, Lüttjohann, süh mal an, mit dinen Daler is dat nu so 'n Sach, versteihst du, dat is nämulich so, sühstuwoll, da hebb ick . . ."

Lüttjohann verstand. Und lächelte ganz ruhig, überlegen: „Ja, Buur, ick wett Bescheid. Dalers giwwt et kein' mehr. Die sünd ja jetzt all außer Kurs gesetzt worn!"

Lüttjohann und die Physik

Ein lieblich und verheißungsvoll gluckerndes Fläschchen Korn in der Hand, trottete Lüttjohann die Dorfstraße von Leetze entlang. Da kam ihm Pastor Keeck entgegen und sagte mißbilligend: „Lüttjohann, du hattest mir doch in die Hand vers-prochen, keinen S-chnaps mehr anzurühren. Und nu hastu wieder eine ganze Flas-che gekauft!"

„Ach, dat is äwerst nich allens för mi, Hä' Paster!" suchte Lüttjohann sich zu entschuldigen. „Eine Hälfte davon jehört Germers Vadder."

„Dann überwinde dich und s-chütte wenigstens deine Hälfte wech!" gebot Pastor Keeck ernst. „Auf die S-telle wech mit dat Düwelstüüch!"

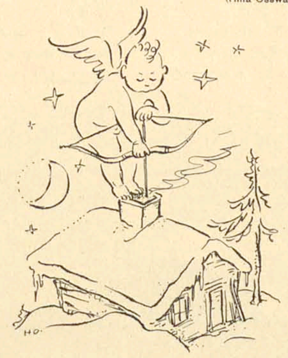
Lüttjohann kratzte sich den Kopf. Dann, mit einem schiefen Blick: „Dat geiht nich, Hä' Paster. Min Deel is doch unten in die Buddel!" hs.

Fundstück

Aus den M.N.N.: „Der Kunstverein Freising veranstaltet zur Zeit auf dem Domberg eine Ausstellung seiner Mitglieder."

Vorsaison

(Hilla Osswald)



„. . . in so einer Hütte ist meine Arbeit verhältnismäßig einfach!"

Aus der Schule

Ich nahm in der Sexta die Sage von „Walther und Hildegunde" durch.

„Walther und Hildegunde sehen also am Rhein nach einem Fährmann aus. Warum schwammen sie nicht hinüber?" fragte ich scherzend.

Ein Junge: „Hildegunde war mit."

Ich: „Mädchen schwimmen manchesmal besser als Jungen."

Da meldet sich einer eifrig: „Ich weiß auch, weshalb: Weil sie mehr Stromlinienform haben!"

Aus einem Schulaufsatz:

Über das Thema „Die Schlußfeier" schrieb ein Zehnjähriger: „. . . Dann kam eine Tänzerin, die auch Zauberkunststücke konnte. Sie zeigte ihre Kunst und noch einiges andere."

Entschuldigungszettel:

Sehr geehrtes Fräulein!

Meine Tochter Erna konnte gestern nicht zur Schule kommen. Ich mußte mit ihrem Bein zum Krankenhaus gehen.

Lieber Simplicissimus!

Kürzlich starb die Tante meines Freundes. Er erfuhr davon durch folgende originelle Anzeige:

„Das am 16. Januar erfolgte Hinscheiden von Frau Ella Me . . , geb. D . . . , zeigen wir tiefbetrübt und um stilles Beileid bittend hierdurch an.
Xdorf, den 16. . . . 1936.
Die trauernden Hinterbliebenen.
Die Beerdigung findet am 20. . . . . um 11 Uhr statt. Ein vorheriges Kommen ist zwecklos, da vom Rechtsanwalt alles abgeschlossen wurde."

Ja, die lieben Verwandten!

Anzeigenpreis für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile 0.20 Reichsmark • Anzeigen-Annahme F. C. Mayer Verlag München 2 M, Sparkassenstraße 11

Vorfrühling / Von Georg Britting

Der Himmel ist wie Glas und blau
Und silberfrostig klar.
Der Jungbaum winkt gebieterisch
Der Strächerschar, die um ihn kniet, mit Händen rissigrauh.

Und abends kommt der volle Mond
Grün über Turm und Dach,
Ist zart und blaß, und rötlichblond
Ein Schein um ihn glänzt regennaß,
Und frühlingssüß und frühlingsschwach.

Doch wie der Mond nun höher schwirrt —
O stiert
Da nicht einäugig her das Kältetier,
Der Winterstier,
Pflaumblau, nackt, ohne Haar?

Die Unverstandene

(Paul Scheurich)



„Lilli, du darfst nich immer so patzich sein, wir kommen sonst nie zu 'nem Kavalier!" – „Nee, ick bleibe patzich! Det is eb'n mein persönlicher Charme!"

Scherben / Von A. Awertschenko

Sie saßen zu dritt zusammen: ein ehemaliger Falschspieler, ein gewesener Artist am Kaiserlichen Theater, und der dritte, ein früherer Polizeioffizier des zweiten Reviers vom Alexander-Newski-Rayon in Petersburg. Zuerst war es so: der Falschspieler saß am Tischchen eines Boulevardrestaurants in Jalta und aß gebratene Seefische; der Schauspieler und der Polizeioffizier — ein jeder für sich allein — irrten zwischen dem Publikum umher und suchten nach einem freien Plätzchen. Endlich trat der Polizeioffizier an den Tisch des früheren Falschspielers, grüßte höflich und fragte: „Gestatten Sie, daß ich mich zu Ihnen setze?"

„Aber bitte, sehr angenehm! Nur bestellen Sie keinen Fisch, er ist hart." Und dabei seufzte er: „Ach, bei Donon wurde der Fisch doch anders gebraten!"

Das Gesicht des früheren Offiziers erhellte sich freudig: „Aber, sind Sie auch aus Petersburg?"

„Ich . . . wissen Sie, mir kommt Ihr Gesicht so bekannt vor. Wenn ich mich nicht irre, waren Sie es, der einmal ein Protokoll aufgenommen hat, wegen eines kleinen Mißverständnisses, beim Kartenspiel im Kommerzklub —?"

„Ach Gott, ja natürlich, jetzt erkenne ich Sie! Erlauben Sie mir, Sie zu umarmen, so auf alte russische Art . . ."

Als der Artist von weitem sah, daß zwei sich küßten, trat er kühn hinzu und sagte: „Könnte ich nicht auch ein Plätzchen an Ihrem Tisch bekommen?" (Schluß auf S. 610)

Umzug

(Wilhelm Schulz)



„. . . Und daß bei dem Transport in den neuen Völkerbundspalast um Gottes willen nichts von unsrem kostbaren Mobiliar zerbricht!“

Frühlingsahnen

(R. Kriesch)



„Na, Herr Medizinalrat, so 'n Märzspaziergang verjüngt doch enorm, was?" — „Hm! Dasselbe hat mich eben meine Frau gefragt!"

Scherben

(Schluß von Seite 608)

„Sie!", rief der frühere Falschspieler erfreut. „Aber mit Vergnügen! Guten Abend, Wladimir Nikolajewitsch!"

„Wie, Sie kennen mich? Sind Sie auch aus Petersburg? Mir scheint Ihr Gesicht so bekannt . . ."

„Das will ich meinen! Wir trafen uns früher häufig im Kommerzklub. Sie haben mich einmal — nun, es ist ja schon lange her — mit einem zerbrochenen Stuhl derartig verhauen, — sehen Sie noch die Narbe? — wegen Betrugs beim Spiel, wie Sie glaubten . . . Und dann hat mich der Herr Polizeioffizier hier auf zwei Jahre aus der Hauptstadt ausgewiesen . . . Ach, was waren das für glückliche Zeiten!"

„Ich erinnere mich ebenfalls an Sie, Herr Polizeimeister", wandte sich der Schauspieler lächelnd an den Offizier. „Sie haben mich einmal eine ganze Nacht im Revier behalten, wissen Sie noch? Ich war nämlich in weinseliger Stimmung mehr als leicht bekleidet auf das Denkmal Alexanders III. auf dem Znamenskiplatz geklettert . . ."

Alle drei umarmten und küßten sich, mit Tränen in den Augen.

„Ja", seufzte der Polizeioffizier, „alles ist jetzt zu Ende. Diese Gauner, diese Lumpen . . ! Sie erinnern sich also noch an mein Revier?"

„Wie an mein Vaterhaus: achtzehn Stufen, dann ein Korridor und rechts, ganz am Ende, Ihr Kabinett. Da hing das Porträt des Zaren. Ich erinnere mich genau: Sie boten mir so höflich Zigaretten an und bedauerten noch, daß ich diese Marke nicht rauchte . . ."

„Ja, ja", sagte der Falschspieler nachdenklich und rieb sich die rote Narbe auf der Stirn. „Erlauben Sie, liebe Freunde, Ihnen ein Glas Champagner anzubieten?" Sie tranken lange, drückten sich gerührt, ohne Worte, die Hände, und als das Restaurant gegen Morgen geschlossen wurde, schwankten sie zusammen hinaus . . .

(Aus dem Russischen übertragen von H. Januszewska)

*

Fundstück

Aus dem Bericht einer Zeitungsträgerin: „Ich möchte Ihnen nur mitteilen, daß der langjährige Leser des ‚. . . Boten' plötzlich gestorben ist. Er hatte seine Zeitung noch vor sich auf dem Bette liegen und las und schlummerte dabei ein, um nicht mehr aufzuwachen."

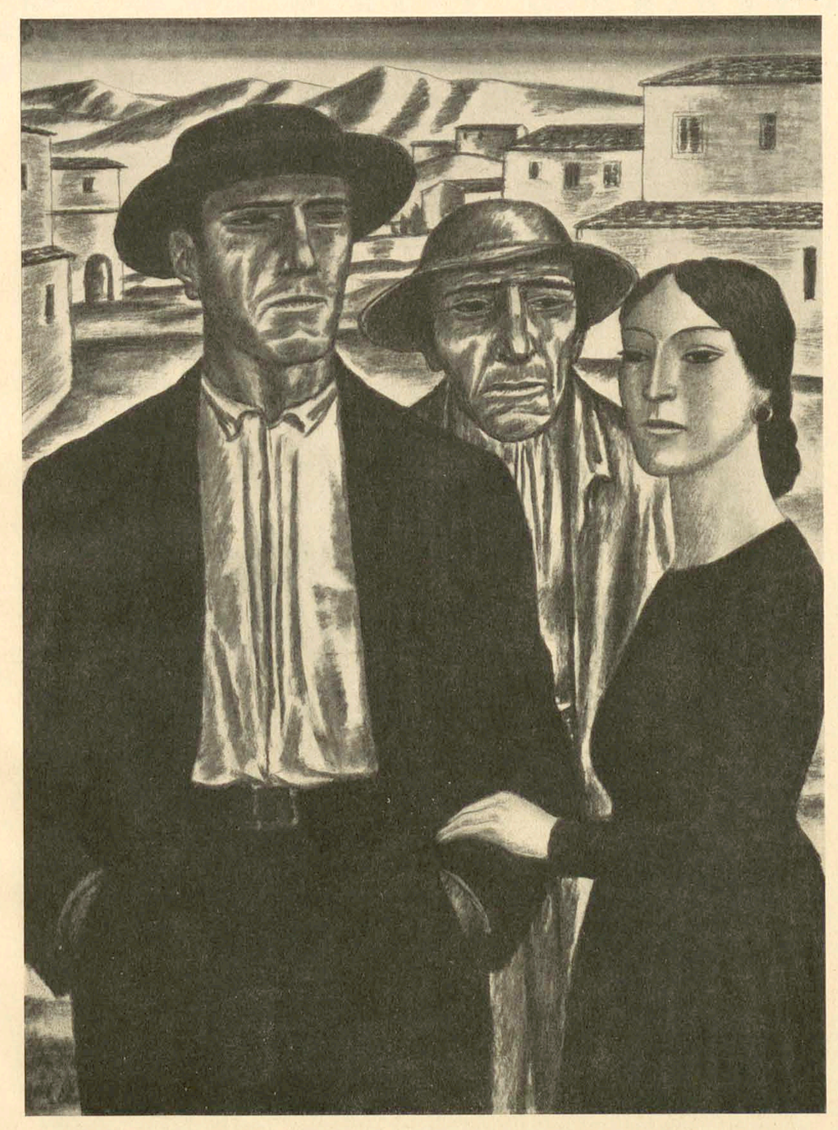
Das Geheimnis

Erst wußten es viele, dann wußte es keiner —
Doch halt! Es wußte Herr Dobereiner!
Und als auch dieser es nicht mehr wußte,
Wußte es plötzlich das Fräulein Auguste.
Drauf lud man sie ein zum Mittagessen;
Nun hatte auch diese es völlig vergessen. *Jacobus Schnellpfeffer*

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • DA. 12610 III. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Das rote Experiment

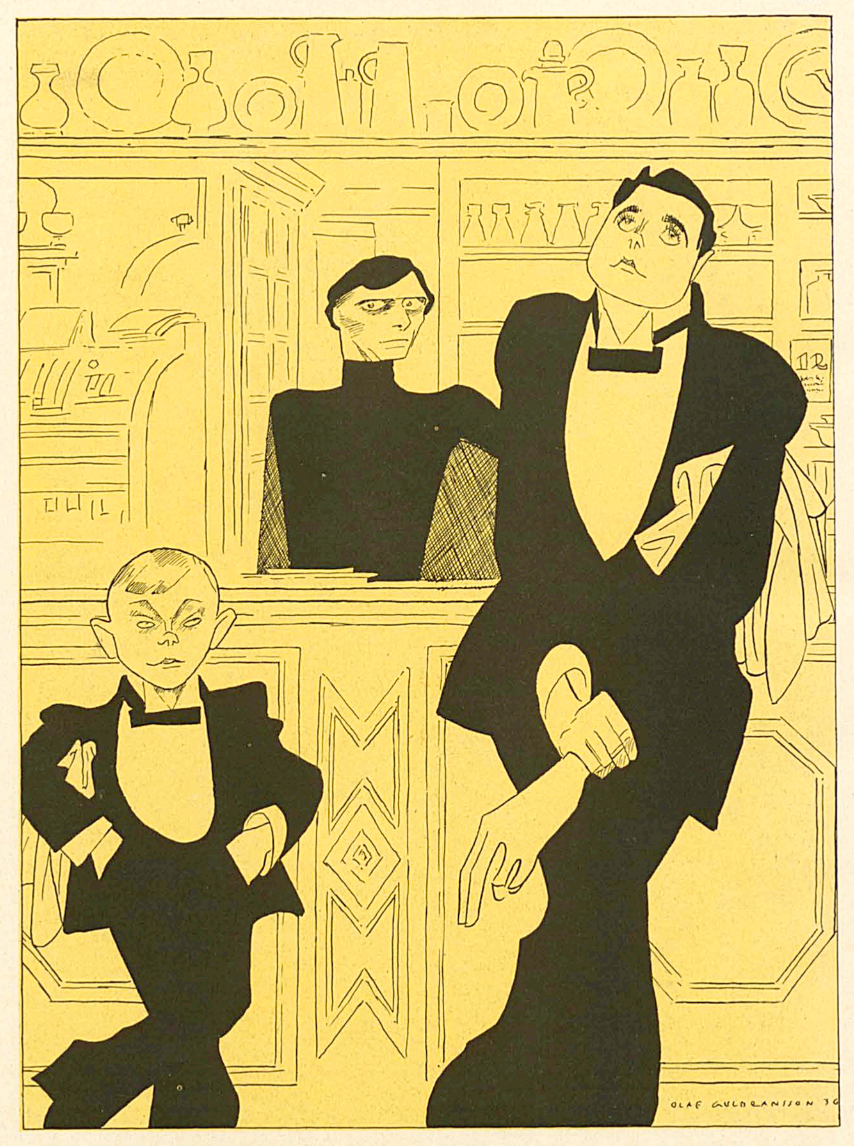
(E. Schilling)



„O José, was wird aus unserem armen Spanien werden?“ — „Ein richtiger Stier wird sich nicht an das rote Tuch gewöhnen!“

Otto von Habsburg

(Olaf Gulbransson)



„Ja, wann kann ich denn nun endlich meine Restauration aufmachen?“ — „Schlechte Aussichten, Majestät, schlechte Aussichten: Jugoslawien rückt nicht mit der Wirtschaftskonzession heraus!“

München, 22. März 1936 **Preis 60 Pfennig** 40. Jahrgang Nr. 52

SIMPLICISSIMUS

Deutschland an Frankreich

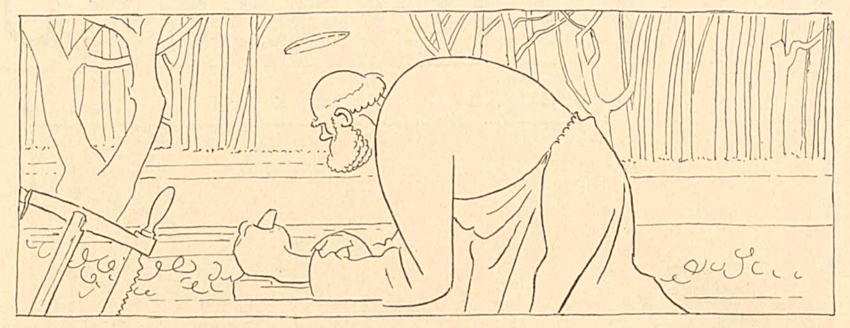
(Wilhelm Schulz)



„Bevor wir uns nicht in Ruhe auseinandersetzen, Madame, kommen wir nicht dazu, uns endlich auch friedlich zusammenzusetzen, was wir beide doch unseren Kindern schuldig sind."

Josefi

(Olaf Gulbransson)



Sankt Josef ist ein Zimmermann
und hat ein grünes Schurzfell an
und auf dem Kopf ein' Heiligenschein,
der glitzert in die Welt hinein.

Durch selbes Grün und selbes Licht
kriegt sie ein neues Angesicht,
wofür ihn jeder ehrt und preist
(nicht bloß, wer gleichfalls Josef heißt).

Die schwere Axt der Heilige schwingt;
des Frostes letzte Rinde springt.
Da hebt ein Jubeln an und Schrei'n:
„Geschätzter Lenz, nun tritt herein!
Hier hat nach langer Wintersnacht
der Zimmermann das Loch gemacht!"

Ratatöskr

Die Sparsame

(Kurt Heiligenstaedt)



„Nehmen gnä' Fräul'n keinen Lippenstift?" — „Aber Minna, bei einem Frühlingsausflug mit Hans wäre das ja die pure Verschwendung!"

Lieber Simplicissimus!

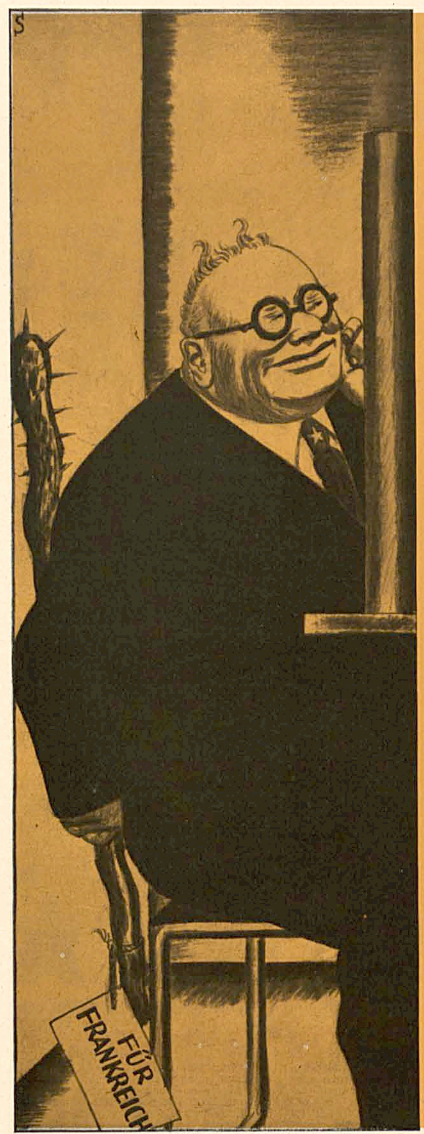
Im Stellenvermittlungsbüro erscheint eine Dame: „Ich suche einen Mann für alle vorkommenden Arbeiten, der im Garten und im Haushalt hilft, auch Botengänge macht, und vor allen Dingen einen, der bescheiden ist, nicht immerzu widerspricht und nicht gleich murrt, wenn man 'mal eine Extraarbeit gemacht haben will!", sagt sie.
„Entschuldigen Sie, gnä' Frau", unterbricht sie der Stellenvermittler, „Sie sind hier falsch. Das ist eine Stellenvermittlung. Solche Männer, wie Sie einen suchen, gibt es am ehesten im Heiratsvermittlungsbüro!"

*

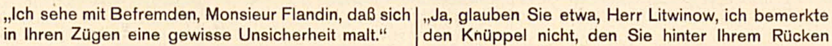
Die Dame in der Wohnung über mir ist Mitglied des Tierschutzvereins. Sie wacht fanatisch darüber, daß in unserem Bezirk keinem Tier Leid geschehe. Sie selbst hat zwei Katzen und einen kleinen Schoßhund. Die munteren Tierchen pflegen auch nachts zuweilen im Zimmer herumzutollen, so daß ich ihretwegen oft wach liege. Sanfte Reklamationen halfen bis jetzt nichts. Es überkam mich deshalb neulich ob der ewigen Ruhestörung die lange zurückgedämmte Wut. Ich sagte der Dame unverblümt, daß es vielleicht ratsam wäre, sie trete auch einem Menschenschutzverein bei, um gegenüber Mitbewohnern liebe- und rücksichtsvoller eingestellt zu werden. Da kam ich aber schön an! „Ach was", schrie sie erbost, „überall kann man net Mitglied sein!" Sprach's und schmiß die Tür mit einem lauten Knall zu.

Fernseh-Gespräch Moskau—Paris

(E. Schilling)







„Ich sehe mit Befremden, Monsieur Flandin, daß sich in Ihren Zügen eine gewisse Unsicherheit malt."

„Ja, glauben Sie etwa, Herr Litwinow, ich bemerkte den Knüppel nicht, den Sie hinter Ihrem Rücken verstecken wollen?"

Nacht / Von Hans Breiteneichner

„Hast du Hunger?" fragte Jano.

Miska schlug ein Auge auf. Hob den Kopf und ließ ihn wieder sinken. In einer Bewegung.

„Bist du krank?" fragte Jano. Er beugte sich noch tiefer. Rückte die langen Arme vor und legte seine breiten Hände Miska auf die Schultern. Sehr sorgsam tat er dabei, als stelle er steinerne Teller auf einen leichten, zerbrechlichen Grund.

Miska schaute auf, mit zwei Augen. Er sah nur, daß der andere riesenlang war, obwohl er sich beugte. Dies ziemlich ungelenk. Aber in der Dunkelheit, aus der er niedergriff, hätte Miska nicht sagen können, ob dem vor ihm viel oder wenig Haare auf dem Kopfe stehen.

„Red' doch", sagte Jano, „leg die Hand hin, wo ist es?"

Miska stöhnte. Er stöhnte auf und nicht nieder, nicht in sich hinein. Er spürte, wie die Hände auf seinen Schultern jetzt zufaßten. Das Fassen war ein langsamer, guter Griff. Die Hände sind gut, dachte Miska. Also kann der, dem sie gehören, nicht schlecht sein.

Und Miska legte seine Hand, als er sich leicht gestöhnt hatte, auf die Brust.

„Doch Hunger?" sagte Jano.

„Ja, und nein — und noch tiefer", antwortete Miska.

„Zuerst ja — erst das eine!" sagte Jano. Er griff nach einem Sack, der neben seinen Füßen lag. Er mußte ihn abgesetzt haben, bevor er Miska angeredet hatte. Aber Miska hatte den anderen nicht einmal kommen hören.

„Iß!", sagte Jano. Aus dem Sack legte er Miska zweimal ein großes Stück in den Schoß. Einmal sagte er „Speck!", beim zweiten Stück hatte er sich niedergekniet. Während er seinen Arm in den Sack schob, blieb sein Oberkörper starr aufrecht. Miska dachte, es ist, als trage er einen steifen Stock in der Brust. „Brot!" sagte Jano.

„Messer?" sagte er.

Miska nickte. Messer hatte er sein eigenes.

Jano stand wieder auf. Er schaute einen Augenblick wartend auf Miska nieder. Er horchte. Er war zufrieden, als er hörte, wie Miska leise zu kauen anfing.

„Die Pferde!" sagte er plötzlich. Dann verschwand er mit schweren Schritten im Dunkeln. Den Sack ließ er bei Miska zurück. Am Ende der Gasse, dort, wo sie in den kleinen Platz einmündete und ein matter Lichtschein anflog, blieb er stehen.

Miska sah jetzt, daß er einen langen Mantel trug und eine sehr hohe Haube. Um die Hüften war der Mantel mit einem schmalen Riemen eng gebunden, und die Haube stand schief ein wenig nach rechts. So waren die Hirten dieses Landteiles schon aus großer Entfernung zu erkennen. Miska dachte an den steifen Stock in der Brust des Mannes und wußte jetzt daraus, daß der Mann ein Pferdehirte war, der Tag für Tag aufrecht im Sattel sitzt. Er erinnerte sich noch, daß er vorhin zu träumen geglaubt hatte: viele Pferdehufe gehen über Steine. Also war er doch wach gewesen.

Eine Uhr in der Nähe schlug viermal dumpf und einmal hell. Der helle Schlag war noch nicht ganz ausgeklungen, als ein paar Pferde nacheinander wieherten, so wie ein unheimlich lautes Lachen aus einer Felsschlucht widerhallt.

Jano, immer noch im Lichtschein am Ende der Gasse stehend, pfiff leise, aber tief einschneidend in die Nacht, durch die Zähne. Dann schlug er dreimal platschend laut seine Hände aufeinander. Es wurde wieder still.

Eine Weile noch schaute Jano stumm geradeaus. Dann verschwand er im Dunkel. Miska hörte Schritte auf sich zukommen.

„Fertig?" fragte Jano.

„Fertig", sagte Miska. Er säuberte sein Messer. Es war zu hören, wie er es am Ärmel abstrich.

„Jetzt red' weiter!", sagte Jano, „du hast gesagt: noch tiefer, also bist du krank."

Miska legte seine Hand wieder auf die Brust.

„Ja, und nein — und noch tiefer", antwortete er. Er wollte weiterreden, aber Jano unterbrach ihn.

„Zuerst ja — erst dies — für jeden Kranken!"

Er griff unter seinen Mantel. Dann kam der leise Knall, mit dem ein Kork aus der Flasche fährt.

„Trink!" befahl Jano.

Folgsam setzte Miska die Flasche an den Mund. Da lachte Jano zum erstenmal. Er sagte: „Das ist Feuer bis zu den Füßen — verbrennt die Krankheit überall!"

„Haaah —" machte Miska und gab die Flasche zurück. „Tut gut, auch einem Gesunden."

„Jetzt red' weiter, du hast gesagt: noch tiefer?"

„Noch viel tiefer", antwortete Miska. Es war zu hören, wie er mit zwei Fäusten gegen seine Brust schlug.

„Steh' auf", sagte Jano, „und dann lache einmal."

Miska stand auf. Er war nicht klein, aber Jano hätte sein Kinn immer noch auf Miskas Kopf legen können.

„Bist noch jung", sagte Jano, „deine Stimme lügt nicht — und jetzt sollst du lachen."

Miska schwieg. Auch Jano blieb stumm. Darauf sagte Miska: „Es geht nicht..."

„Wenn es weh tut, dann schweig'!"

„Es tut weh", sagte Miska.

„Und es tut weh, wie nichts anderes auf der Welt?"

Miska nickte. Er stöhnte dazu leise.

„Dann schweig noch einmal. Dann weiß ich alles."

Darauf blieben beide stumm. Nach einer Weile: „Ich bin der Hirte Jano. Meine Pferde trinken dort vorne aus dem Marktbrunnen."

Miska nickte. Dann sagte er: „Ich bin allein. Ich heiße Miska."

„Ist gut", sagte Jano, „und jetzt laß mich reden."

Er holte tief Atem.

„Seit drei Nächten bin ich mit den Pferden unterwegs. Am Tage sind die Straßen lebendig. Ich komme gut vorwärts nur, wenn die Straßen schlafen. Übermorgen in der Kreisstadt ist der große Pferdemarkt. Du weißt jetzt, wohin ich gehe, Miska, und wie es mit der Zeit ist."

„Ja, ich weiß", sagte Miska, „deine Hände haben mir schon gesagt, sie folgen einem guten Herzen."

„Ich kann dich gut brauchen", wehrte Jano ab, „ich hätte sonst jemanden suchen müssen, der mir hilft. Wir wollen in der Stadt die Pferde noch einmal durchbürsten. Schlag ein, Miska!"

Miska legte tastend seine Hand in Janos vorgehaltene Rechte.

„Es ist wohl die entgegengesetzte Richtung", sagte er dünn, „aber ich will mit dir gehen, Jano, du kennst meine Krankheit."

„Wollen es versuchen. Ich will dir helfen. Komm!"

Damit hing Jano den Sack über die linke Schulter und ging rasch voran.

Sie bogen in den Platz ein.

Der Platz war sehr klein, und die Pferde erfüllten ihn gleich einer nächtlich versammelten, dichtgedrängten Volksmenge, einer Unzahl von Verschwörern, die untereinander leise flüstern und halblaut tuscheln, in Erregung vor dem großen Sturm. Der Atem jedes einzelnen Pferdes war zu hören, ziehend hell, und das halblaute Schnauben, wie es in der Luft noch weiterzitterte. Wenn zwei Pferde die Hälse aneinander scheuerten, klang dies in der Dunkelheit wie ein warmer Wind über hohen Bäumen. Das Scharren eines einzigen Hufes auf dem Steinboden, wenn man ganz nahe war, konnte hell sein wie leises Schluchzen eines Kindes.

In der Mitte des Platzes, hoch über dem Brunnen und frei gespannt, hing eine einzige Laterne. Sie bewegte sich in einem leichten Wind gleichmäßig und schleppend hin und her, warf ihr Licht rasch dorthin und zog es müde wieder zurück. Als Miska auf dem Rand des steinernen Brunnentroges stand, sah er in diesem Lichtspiel unheimlich mächtige Schatten wie schwarze Riesenvögel über den Platz schweben und den gelben Lichtschein gleich behenden Gespenstern von einem Pferderücken auf den anderen springen und unter die Bäuche huschen. Die Pferde waren satt getränkt und standen jetzt verquert gegeneinander, so daß Miska ihre Zahl noch um ein Vielfaches größer erscheinen mußte, als sie wohl in Wirklichkeit war.

Jano trieb Miska ein Pferd zu.

„Es heißt Ilona", sagte er, „red' erst mit Ilona, damit sie deine Stimme kennt, und dann sitz' auf."

Miska riß den Kopf hoch. Dann aber tat er zögernd, wie ihm geheißen. Er streichelte das Pferd. Er legte beide Arme sanft um den Hals des Pferdes und preßte sein Gesicht in die lange Mähne. Das Pferd war fromm und blieb duldsam. Miskas Stimme war wie Wassermurmeln und dann stockend wie unterdrücktes Schluchzen.

„Laut mußt du mit Ilona reden", mahnte Jano, „und mach' schnell, wir müssen fort."

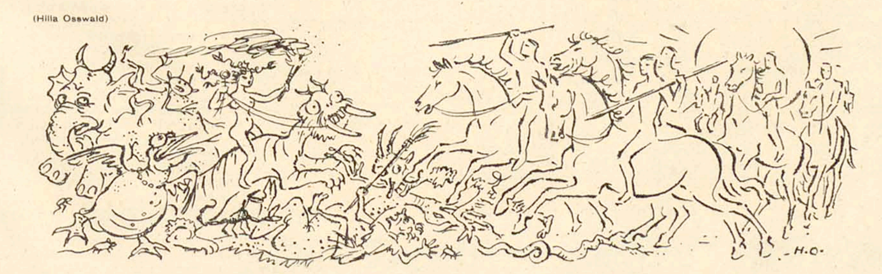
Miska nahm rasch die Arme zurück und preßte sie gegen die Brust. Er schrie: „Ilona — nein! nein!"

„Was ist mit Ilona?" erschrak Jano. Die Häuser ringsum schienen zu zittern. Die Pferde scharrten laut. In der Luft lag der Schrei. Und die Luft, sanft wiegend, brachte sein Echo zurück, ganz leise nur noch: Ilona — nein — nein . . .

Höchste Zeit!, dachte Jano. Er ritt voran. Die Pferde rückten erregt zur Seite. Er erreichte die Straße. Die Straße zwischen den Häusern lag schwarz und schmal wie

(Schluß auf Seite 620)

(Hilla Osswald)



Lieber Simplicissimus!

Wer den harten Beruf eines Reisenden erwählt hat, kann davon erzählen, daß sein Erscheinen nicht gerade mit derselben Freude begrüßt wird wie das Kommen des Geldbriefträgers. Geben ist seliger denn Nehmen. Unterschiede sind trotzdem zu bemerken. Man erkennt sie am Ton der Begrüßung.

Am Eingang eines großen Gutshofes bei Trachenberg in Schlesien z. B. war ein Schild angebracht, das den Besuchern verkündete:

„Reisende in Wagenschmiere und künstlichem Dünger werden h ö f l i c h s t, solche in Wein und Zigarren d r i n g e n d ersucht, den Hof nicht zu betreten."

Woraus zu entnehmen ist, daß die Aufnahmefreudigkeit für Waren auf diesem Gute ihre Abschattierungen aufweist.

*

(Toni Bichl)

Der Kunstfreund

„Glaub' mir, Amalie, wat so die Majestät der Berge is, det macht sich immer jut über'm Kanapee!"

Frau Schwumm war im Kino

Von W. H o l b r o o k

Das Verlangen, seine Vergnügungen mit seinen Mitmenschen zu teilen, ist eine allgemein menschliche Tugend. So fühlen sich die meisten Menschen, die einen Film gesehen haben, mit unwiderstehlicher Gewalt dazu hingezogen, seinen Inhalt allen Freunden und Bekannten zu erzählen.

Frau Schwumm zum Beispiel gehört zu jenen unentwegten Kino-Scheherezaden. Ich habe schon öfter versucht, ihr durch die Behauptung entgegenzutreten, daß ich die Filmbesprechungen in den Zeitungen lese; aber sie hat für eine solche Bemerkung nur Verachtung übrig. „Die meisten Rezensenten sehen nicht einmal die Stücke, über die sie schreiben. Nehmen Sie zum Beispiel den Film, den ich gestern gesehen habe: Pia de Lutti in ‚Unbequeme Tugend'. Alle Rezensenten haben ihn abgelehnt. Aber wenn sich nur einer die Mühe genommen hätte, sich ihn anzusehen, wäre er begeistert gewesen. Die Heldin ist die Tochter eines russischen Adeligen..."

„Ich glaube, daß ich den Film schon gesehen habe", werfe ich hastig ein.

„Ach nein, Sie denken gewiß an Dolores Costello in ‚Die zertrümmerte Braut'. In diesem Film rettet Pia de Lutti ihren Vater durch Verkleidung in eine ... nun eine leichtsinnige Person."

„Sie verkleidet ihren Vater?"

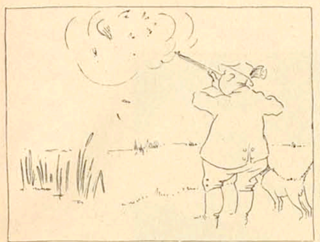
„Nein, sich selbst. Sie müssen wissen, sie spielt ausgezeichnet Violine, und wenn der junge Leutnant sie spielen hört..."

„Welcher Leutnant?" frage ich verwirrt.

„Er gehört zu der Geheimpolizei, die ihrem Vater nachstellt", erklärt Frau Schwumm. „Sie rettet also ihren Vater. Aber zu diesem Zweck muß sie so tun, als ob sie den Erzherzog liebte. Und wie der junge Leutnant sieht, daß sie den Erzherzog küßt, fordert er ihn zum Duell auf. Hector Gabel

Herr und Hund

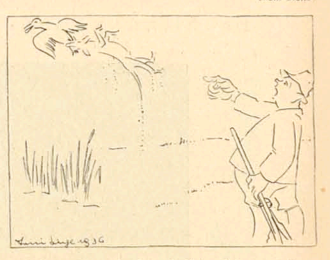
(Toni Bichl)



„Hat jeklappt! . . .“



— — — — — — — — — — — — — — — —



„Daher, Cäsar! Häng' dich nicht an diese dumme Gans!“

ist der Erzherzog. Er ist im Film stets sehr verrucht. Aber im Privatleben ist er sehr anständig und hat Hunde sehr gern. Der junge Leutnant muß im Aeroplan entfliehen, weil er glaubt, daß er den Erzherzog getötet hat. Aber der Erzherzog tut nur so, als ob er tot sei, und verfolgt den Leutnant in einem andern Flugzeug. Es entsteht ein schrecklicher Kampf in den Lüften, und der Aeroplan fällt auf eine Südseeinsel herunter . . .“

„Wobei alle umkommen?“ frage ich hoffnungsvoll.

„Nein“, beruhigt mich Frau Schwumm. „Sie sind nur betäubt. Die beiden kämpfen dann am Rande eines Abgrunds. Der Leutnant rettet sich, indem er sich an eine Baumwurzel anklammert, und verkleidet sich in einen Wilden . . .“

„Entschuldigen Sie“, werfe ich argwöhnisch ein, „handelt es sich um einen Fortsetzungsfilm?“

„Nein“, antwortet die Unentwegte. „Gerade in dem Augenblick, da der Erzherzog den Leutnant in den Krater eines Vulkans stößt, fliegt ein Luftschiff vorüber und läßt eine Leiter herunter . . .“

„Warum?“ frage ich, lediglich um zu zeigen, daß ich noch bei Bewußtsein bin. Doch nachdem Frau Schwumm noch einige Minuten weitererzählt hat, frage ich nicht mehr. Es hat keinen Zweck. Indem ich meine Aufmerksamkeit auf einen blinkenden Knopf ihres Kostüms konzentriere, versetze ich mich selbst in Trance-Zustand. Aber wenn ich nach einer halben Stunde wieder zum Bewußtsein erwache, ist Frau Schwumm mit ihrer Erzählung noch immer nicht zu Ende.

Manchmal ist es möglich, eine Kino-Scheherezade — sie kann auch männlichen Geschlechts sein — zum Schweigen zu bringen, indem man ihr den nächsten Satz vorweg und die Worte gleichsam aus dem Mund nimmt. Diese Methode setzt große Gewandtheit beim Zuhörer voraus — aber sie ist erfolgversprechend. Alle Filmverwicklungen haben große Ähnlichkeit untereinander, und entweder kriegt der Held das Girl oder nicht — wodurch man Aussichten hat, das Ende vorauszusagen.

Aber es gibt eine den Kino-Scheherezaden verwandte Art von Erzählern, bei denen sich diese Methode nicht anwenden läßt. Das sind die Leute, die einem erzählen, was sie letzte Nacht geträumt haben. Man kann mit einem Traumerzähler nicht fertig werden, indem man einwendet, daß man die Geschichte schon kennt. Er hat ausschließliche Urheberrechte auf sie und bezieht seine Informationen von innen her.

Wenn Frau Pendler ihren Traum erzählt, verwandeln sich die Zuhörer langsam in nickende Automaten. Erst bei dem lange hinausgezögerten, aber unvermeidlichen Schluß „. . . und dann erwachte ich“ wachen auch sie auf und lächeln anerkennend. Aber sie haben nichts zu sagen. Die einzig mögliche Bemerkung zu einer Traumerzählung ist „Ah, ah!“ . . .

Das Telegramm

Onkel Kurt liebt gute Weine und besucht deshalb gerne Vater, dessen Weinkeller starken Eindruck auf ihn macht. Als er vor einiger Zeit spät abends von uns schied, drückte ihm Vater eine Flasche Steinberger Auslese, Jahrgang 1915, in die Hand; einen ganz seltenen Tropfen. Kurt war nämlich am selben Tage fünfzig Jahre alt geworden, und Vater wollte ihm da eine ganz besondere Freude machen.

Eine halbe Stunde nach seiner Wegfahrt kam ein Telegramm aus B., aus dem dortigen Krankenhaus. Wir öffneten besorgt und lasen: „Gegen Baum gefahren — Flasche ganz — Kurt.“

Frühlingssonne

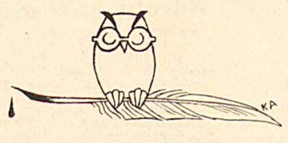
(O. Nückel)



Nacht

(Schluß von Seite 617)

ein dunkler Gang. Ein gutes Stück noch ritt Jano weiter. Dann stellte er sich zur Seite. Die ersten Pferde, mit halber Breitseite nach vorne, tänzelten an ihm vorbei. Erst als sie Jano hinter sich hatten, gingen sie ruhig geradeaus. Jano hob den Kopf und horchte. Nicht mit den Augen, sondern allein mit dem Gehör konnte er in der Nacht über seine Pferde wachen.
Jano war nur Hirte. Stimmt. Aber seine Pferde waren keine Bilder mehr in der Dunkelheit, keine Farbe, keine Form, sondern waren Töne, Laute, Geräusche. So, wie auch bei einem Orchester in einer Vertiefung die Menschen unsichtbar sind und nur als Musik gegenwärtig aufstehen.
Also war Jano, der Dirigent. Er hatte das Zeichen zum Anfang gegeben, er hob den Taktstock, als er voranritt. Die Hufe der ersten Pferde, die ihm folgten, klangen noch hell auf über den Steinen, als einzelne Töne. Immer mehr Tritte fielen dann ein, bildeten zaghaft zuerst und nur andeutend das Motiv. Die Pferde am Platze drängten ungeduldig in die enge Straße. Dabei scharrten sie und wieherten leise. Jano klatschte in die Hände. Er hörte die unreinen Töne und wollte sie fortbringen. Die Pferde gehorchten ihm und warteten, bis die Reihe an ihnen war, in die Straße zu treten, einzufallen in den Chor der Pferdehufe. Jano horchte weiter auf die Tritte seiner Pferde, leitete und wachte weiter. Immer voller klang die Melodie auf. Immer mächtiger ineinandergefügt erhob sich ein Rhythmus. Dieser einzige, große Rhythmus, bei dem nur Jano dann sagen konnte: Ich höre — jetzt sind alle Pferde auf dem Weg.
In diesem Augenblick ließ er dann den Kopf sinken. Und erst jetzt konnte er wieder an Miska denken.
Fast alle Pferde waren schon an ihm vorbei. Er hörte vom Platz her noch die Hufe eines einzelnen Tieres nachschlagen.
Das Pferd kommt allein! — erkannte da Jano plötzlich.
Und in der Erinnerung, in seinen Ohren klang noch einmal Miskas Schrei auf: „Ilona — nein! nein! . .“
Ja! — dachte Jano — es ist schon so!
Da sagt man ganz einfach: Liebe. Und denkt nicht daran: Der Mensch hat keine Arme mehr, er hat keine Beine und keinen Kopf, und nur noch sein Herz hat er. Der ganze Körper und der kleine Finger sind sein Herz. Und wenn es krank ist, dieses Herz, weil es heim will, weil es Atruschka schreit, oder auch Ilona — ist ja nur der Name —, dann wundert euch nicht, wenn die Beine schwach werden, weil sie mitzittern.
Er dachte dies. Dann trieb er sanft sein Pferd an.



Kleine Bemerkungen

Die meisten Menschen kennen auch von sich nur die Sehenswürdigkeiten.

*

Eheliche Zwiesprachen entspringen oft dem unausrottbaren Verlangen, Monologe zu halten.

*

Leute, die sowieso nicht richtig beieinander sind, neigen am meisten dazu, sich zu zerstreuen.

oha

Sprüche

„Die Welt ist Wasser“, sagt der Fisch –
So laßt ihm doch, was er erlebt!
Wenn er nur immer, stark und frisch,
In seinem Elemente strebt.

*

Mensch, überhole deine Reue,
Lass' sie zurück und stürme vor!
Durchschreite frei, zu künft'ger Treue,
Des neuen Lebens offnes Tor!

Hermann Sendelbach

Der Ausweg

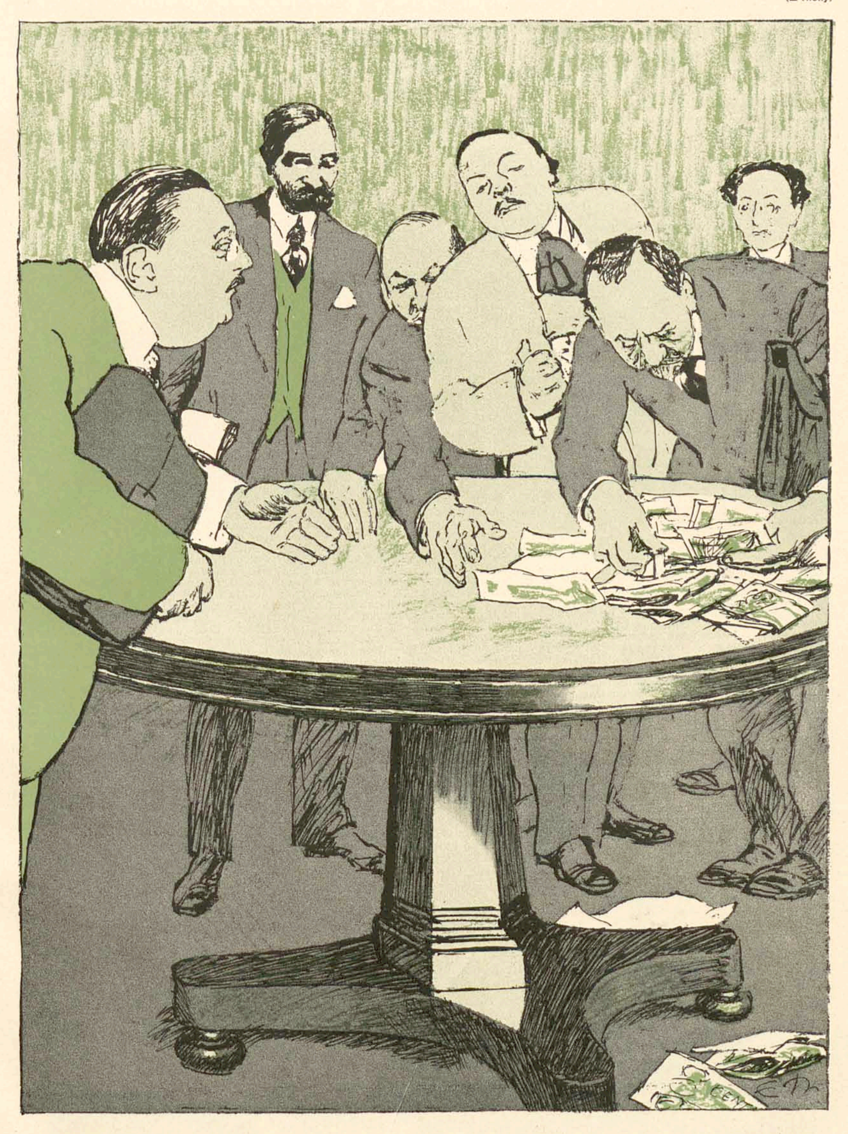
Die Kanzleiverwaltung einer Behörde ruhte in den Händen eines im Dienste ergrauten Rechnungsrats, der mit Schrullen gespickt war. Jeden Tag rauchte er im Amt eine Unmenge Zigarren, und jeden Abend lagen die Stummel im Papierkorb. Der Hausmeister empörte sich zwar darüber, konnte aber bei dem alten Brummbären nichts erreichen und beschwerte sich nun schließlich beim Herrn Amtsvorstand. Der ging die Sache diplomatisch an und bemerkte so ganz gelegentlich: „Herr Rechnungsrat, es ist darüber geklagt worden, daß Zigarrenstummel in die Papierkörbe geworfen werden.“
„Sehr wohl“, erwiderte der Rechnungsrat, ging hin und erließ folgende Bekanntmachung:

„Es ist streng verboten, Zigarrenstummel in die Papierkörbe zu werfen. Ich ersuche um peinlichste Nachachtung.
Kanzleiverwaltung.“

Am Abend lagen im Papierkorb des Herrn Rechnungsrats die üblichen Zigarrenstummel.

Russische Bestechungsgelder

(E. Thöny)



„Sie können auch noch mehr haben, Messieurs! Wir haben ja erst eine neue Anleihe in Frankreich aufgenommen!“

Das Gedicht vom Pfefferminzentee

Von Anton Schnack

Durch das Dämmerland der Kindheit wandelt Großmutter Elise
An Waldrändern vorbei, über Aecker, Heide und Wiese.

Am Bachlauf wuchsen Vergißmeinnichtsterne und zitternde Binse,
Die Kerzen des Sauerampfers und bitterduftende Pfefferminze.

Die Landfrau lächelt beglückt und bückt sich gemächlich,
Sie schwärmt nicht blumenentzückt, ihr Tun ist ganz sächlich.

Ihr sonnengebräunter Strohhut taucht auf und verschwindet,
Weil sie Schafgarbenkraut, Augentrost sucht und findet.

Sie rupft die Blätter von Fenchel, Eibisch und Weiden;
Denn als große Bedrohung kommen bald die Winterkrankheiten.

Still sank der Schnee über das fränkische Giebelhaus, darinnen
Die Uhren lebten, Kalendergeschichten und ein paar vergessene Spinnen.

O süßes Haus: der Wärme voll, voll Zimtgeruch und Schattenecken
Für Märchenseelen, Kinderspiel und herzerregendes Verstecken.

O Zauberherd, auf dem die Kräuter kochten und Herbstäpfel zischten,
Vor dem die träumerischen Katzen saßen und sich verkratzte Ohren wischten.

Großmutter stand, vom Feuerglanz umsprüht, an blaßbemalten Töpfen,
Um Saft zu kosten, Mus zu rühren und ins Glasgefäß zu schöpfen.

Im alten Eichenschrank verschimmelte der Stoß von braunen Tüten,
Gefüllt mit trock'nen Blumenblättern und vergilbten Blüten.

Majoran, Wiesenkümmel, Salbei, Honigklee und Angelissamen:
Frühling und Sommer leuchteten unvergänglich aus den ländlichen Namen.

Wo sie wuchsen, war der kleine Tautritt hundverfolgter Hasenfährten,
Wo sie blühten, saßen Hirten, kenntlich an den weißen Bärten.

Und der scheue, erdgefärbte Rebhahn war mit seiner Schar bei ihnen,
Und die pelzberockten Hummeln und die Emsigkeit der Bienen,

Und die Grille, die verscholl'ne, und der Wind der Abendkühle.
Wo sie wuchsen, stand ein Bildstock, klapperte die Bauernmühle.

Der See gefror im Frost, vom Westen peitschten Tag und Nacht die Regengüsse,
Schwellten alle Sommerbäche, Erlenteiche und die grünen Weidenflüsse.

Aber hinterm Fenster saß die alte Frau mit verrutschter Silberbrille,
In der Steingutschale flimmerte der Goldsud der getrockneten Kamille.

Oder Minzentee dampfte grünlich in der alten Hochzeitstasse;
Jeder Schluck feite Brust und Lunge gegen Kälte und das Regennasse.

Millionäre der Zukunft

Von Franz Pritz

(Erzählung aus der Zeit der großen Einwanderung)

Die Schiffe aller Nationen warfen damals die Einwanderermassen an die Piers von Manhattan. Millionäre der Zukunft — einige wenige. Dünger für den amerikanischen Boden — die große Masse . . .

An Bord unseres Dampfers befanden sich einige Deutsche, die schon längere Zeit in den „States" gelebt hatten. Einer von ihnen, Fred Jansen, ein Hamburger, erzählte uns öfter von der neuen Heimat. Jedesmal schloß er mit denselben Worten: „Bevor ihr an Land geht, werft Geld und Wertsachen in den Hudson, dann habt ihr das Schlimmste überstanden! Dann beobachtet zwei Jahre lang, wie der Hase in den States läuft. Das Dollarmachen kommt erst nachher!"

Da wir wußten, daß der Hudson ein Fluß ist, nahmen wir diese alte amerikanische Weisheit nicht ernst.

Majestätisch stieg die Südspitze Manhattans mit den Wolkenkratzern über den Horizont. Dicht davor liegt Ellis Island. Wer hier die Prüfung durch die Einwanderungsbehörde nicht bestand, der warf einen Blick qualvoller Sehnsucht auf die Freiheitsstatue, den Equitable Building — und wurde von seinem Schiff wieder nach Europa mitgenommen.

Der Mangel an Arbeitskräften mußte gewaltig sein, denn kaum waren wir an Land, rissen sich die Agenten um uns. Einer brauchte zwanzig Maurer, der andere Tischler, Schlosser, Ungelernte, wieder ein anderer Hunderte von Farmhands nach dem Westen. Sagte einer „Ja", nahm ihm der Agent die Mütze ab und heftete ein Stück Blech an seinen Rock.

Ich wollte erst durch den unteren Broadway bummeln, wurde aber belehrt, daß eine solch infame Zeitverschwendung in Amerika unmöglich sei.

„Sie haben seltenes Glück!" versicherte mir mein Agent, Captain Rocky. „Seien Sie unbestechlich und ehrlich, dann werden Sie im Süden ein großer Mann. Sehen Sie nur den faulen Schwarzen gut auf die Finger und lassen Sie nicht die geringste Betrügerei durchgehen! Das ist alles! Ich brauche noch zehn Leute für die Petroleumfelder in Texas, dann unterschreiben wir die Kontrakte. Sie fahren heute!"

Mit der Stelle konnte ich zufrieden sein! Inspektor auf einer großen Alligatorenfarm in Florida! Neger, Alligatoren, Auto und dreihundert Dollars monatlich . . . Mein lieber Captain hatte bald die fehlenden Petroleumbohrer.

Der Fahrstuhl sauste die ersten fünfundzwanzig Stockwerke in die Höhe. Im Büro des Captains arbeiteten zwei wunderbar gewachsene Sekretärinnen. Die Ausfertigung der Kontrakte ging rasch vonstatten. „Oh, Sie fahren nach dem schönen Florida", sagte die eine der hübschen Ladies mit betörendem Lächeln, „da möchte ich auch mal hin!" — „Na, warte nur", dachte ich, „bis ich erst die nötigen Dollars habe!"

Wir bekamen gleich die Fahrkarten. Ich hatte den Captain bereits am Hafen über die Höhe meiner Barschaft unterrichtet. Dreißig Dollars! Der Fahrpreis war höher, aber ohne mit der Wimper zu zucken, gab er mir die Karte gegen mein Versprechen, ihm den Rest zu senden.

In der Centralstation an der Sperre übergab man mich an zwei Herren, die mich zur Polizeistation brachten.

„Das ist keine Fahrkarte, sondern eine lächerliche Fälschung! Woher haben Sie den Wisch?" fragte mich der Kommissar.

„Was, Fälschung?" Mir wurde es eng in der Kehle. Meine dreißig Dollars! Und der Schurke Rocky hatte mir noch geraten, in Amerika unbestechlich und ehrlich zu sein! Und diese Schlange von Sekretärin . . . „Seltenes Glück", hatte der Halunke gesagt, „ja Glück, daß ich nicht mehr Geld hatte!"

Der Kommissar lächelte. Mein Paß, der auswies, daß ich eben gelandet war, genügte. Er steckte meine Fahrkarte in einen gefüllten Umschlag. „Alles Tickets Ihres Captains Rocky! Der Mann hat jeden Tag einen anderen Namen und ein anderes Büro."

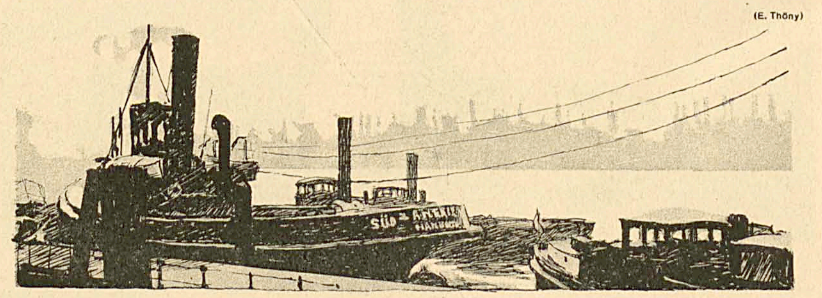
In der Halle des Bahnhofs setzte ich mich auf meinen Koffer. Verdammte Gaunerei! Ah, was sagte Fred Jansen: Werft Geld und Wertsachen in den Hudson, dann habt ihr das Schlimmste überstanden. Dann seht, wie der Hase läuft . . . Schön läuft der Hase und schnell, das habe ich gemerkt!

„Dat geiht hier nich mit richtigen Dingen to", schimpfte jemand neben mir auf plattdeutsch.

„Nee, Landsmann", sprach ich ihn an, „Sie haben recht! Wenn das mit richtigen Dingen zuginge, müßte Captain Rocky am Hafen an einem Laternenpfahl hängen."

Wir kamen ins Gespräch. „Was du erlebt hast", meinte er, „ist wie ein Wassertropfen, der einem auf die Nase fällt. Ich komme aus einem Wolkenbruch!"

Walter war Seemann und hatte von einem Schiff abgemustert,



(E. Thöny)

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— ● Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile RM —.20 ● Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Galshauser, München ● Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1936 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 12610 III. Vj. Pl. 3 ● Erfüllungsort München ● Postscheck München 5802 ● Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Die Oberfläche

(R. Kriesch)



„Tut mir leid, Ihre Musik ist immer noch zu geistreich — da kann ich unmöglich einen Schlagertext darauf machen!"

um Dollars zu machen. „Drei Monate habe ich im Urwald geschuftet wie ein Irrer. Dann sollte das Holz abgeliefert und ich bezahlt werden. An jenem Tage erzählte mir der Boß, daß die Abnahme um ein halbes Jahr zurückgestellt wäre. Das Geld bekäme ich zugeschickt! Da er einen Revolver in der Hand hielt, überredete er mich glatt, seinen Vorschlag anzunehmen. Jetzt will ich nach Amerika", schloß Walter.

„Nach Amerika, wo sind wir denn hier?"

„Nicht in Amerika! Hier ist die Räuberburg, die man vor das anständige Amerika, vor den Westen, hingebaut hat. Ich bin froh, wenn ich wieder reinliche Seeluft schnappen kann! Der Heuerbas schickt mich zum Kapitän der ‚Shark'. Die läuft morgen aus und macht den Trip nach der Westküste. In Frisko steige ich aus!"

San Franzisko! Los Angeles! Ob ich mitkommen könnte?

„Klar, der Alte ist froh, wenn er Leute bekommt!" lachte Walter. Auf Anraten Walters zog ich im Waschraum mein schlechtestes Zeug an, falls das Kohlenschippen gleich losgehen sollte. Meinen Koffer und Walters Seesack brachten wir zur Aufbewahrungsstelle. Wir würden Vorschuß verlangen und die Sachen am Abend mit dem Taxi holen. Walter gab mir meinen Gepäckschein, den ich vorsichtig in die leere Börse steckte.

Am Pier ließ mich Walter warten — er wollte die Zutrittskarten holen. Nach einer halben Stunde betrat ich selbst den Schuppen. „Zutrittskarten? Hier wird Zement gewogen! Wie soll das Schiff heißen? Shark?" Die Männer lachten.

Mit grausamen Ahnungen lief ich zur Centralstation und gab im Gepäckraum meinen Schein ab. Plumps, schmiß man mir Walters schmierigen Seesack vor die Füße. Alles Protestieren war zwecklos. Mit leerem Kopf, automatisch, packte ich aus: Übelriechende Säcke und zum Schluß die bekannten Steine . . . Der Gangster hatte die Scheine vertauscht.

Der Hase war zum zweitenmal gelaufen! Dreimal Deibel, war ich denn grün angestrichen? Drei Anzüge, Mantel, Wäsche — alles futsch! Dabei hatte mich der Lümmel noch veranlaßt, meinen besten Anzug gegen den schäbigsten zu tauschen. Im Wald wollte der Lügenkönig gewesen sein? Möglich, aber als Boß!

Auf dem Weg zur Polizeistation begegnete ich einem Passagier unseres Schiffes, einem Ostpreußen namens Schimanski. Auch er hatte das Schlimmste bereits überstanden, obwohl er das verkörperte Mißtrauen darstellte. Schleusenmeister am Niagarafall war er heute morgen gewesen.

Wir beschlossen, nunmehr gemeinsam den Lauf des Hasen zu hemmen. Im Centralpark zog Schimanski zu meinem Entsetzen eine silberne Uhr aus der Tasche. „Mensch, rein mit dem Dings in den Hudson", schrie ich. Schimanski wollte nicht. „Wir haben beide keinen Cent, ich verkaufe die Uhr", meinte er.

Im „Second Hand Shop" bot man uns zwei Dollars. Ein anwesender Kunde gab uns fünf. „Es ist nur deshalb", sagte er, „weil ich Sammler bin." Schimanski hielt die Uhr bis zum letzten Moment mit beiden Händen fest.

Schnell ein Paket Zigaretten, bevor jemand merkt, daß wir Geld haben . . .

Das Lächeln des Ladeninhabers gefror, als er unseren Schein in die Hand nahm. Schnell griff er wieder nach seinen Zigaretten und sagte höhnisch: „Ich bin seit zwanzig Jahren im Lande, ihr Narren, und bevorzuge echtes Geld! Den Wisch könnt ihr jemand andrehen, der gestern gelandet ist!"

Auf der Straße unterzog ich Schimanski einer Leibesvisitation. Gott sei Dank, ich konnte nichts mehr finden. Das Schlimmste mußte endgültig überstanden sein . . .

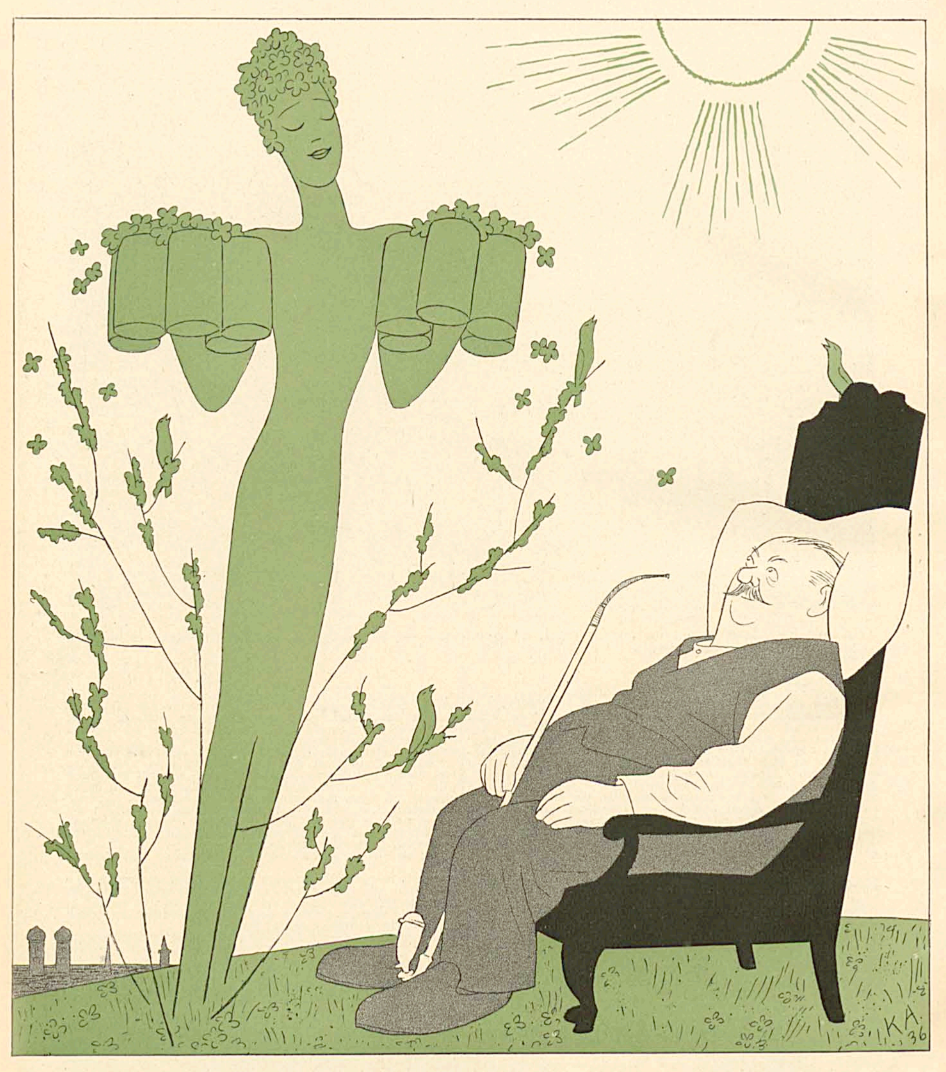
Lieber Simplicissimus!

Eine alte Frau, die auf dem Lande im Elsaß lebt, schickte ihrem Sohn einen Korb mit rohen Eiern. Sie packte alle gut in Stroh ein, aber sie tat noch ein übriges und schrieb auf die Rückseite der Paketadresse, damit der Postbeamte ja sorgsam den zerbrechlichen Inhalt achte, folgendes:

„Ser geerter Herr Faktör! Han si doch die Frindlichkeit, des Kerbele mim liaba Sohn zu bringe. Das Kerbele isch nit schwär, er wärd aber ganz vorsichtig mit umgeh' mien, wil a paar Eier i'packt sin. Wenn er zu mi'm Sohn mit em Kerbele komme, grieße mer min Andresel, denn 's isch a brave Bue. Und er soll ech folgende Bezahlung gen: 1. a guete Zigarre, 2. e Schnapsel oder e Schoppe, 3. e bissel Geld. Sinner z'friede? Grueß!"

War im März gen Judika
Wiederum der Frühling nah — — —

(Karl Arnold)



„Jessas, grad' hab' i no vom Fasching 'träumt — derweil schlagt scho wieder der Salvator aus!"